Enc. 40 c/2

[redacted]

Enc. 40 c-2

[redacted]

zed by Google

<3662111700001 4

<3662111700001 4

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Sechste Original-Auflage.

Zweiter Band.

Br bis Cz.

94

Digitized by Google

Anzeige.

Von der sechsten Original-Auflage dieses Werks sind sechs verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortsetzung zu diesem Werke, die übrigens auch als ein für sich bestehendes Ganze kann angesehen werden, da sie sich ausschließlich mit den Ereignissen der neuesten Zeit beschäftigt, erscheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Conversations-Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge," und ist eben so wie das Hauptwerk, in sechs verschiednen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (Fl. 8. 24 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Privatpersonen, die sich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Exemplare zusammen nehmen, erhalten das siebente frei, oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigstens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Digitized by Google

Allgemeine deutsche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Zweiter Band.

Br bis Cz.

Sechste Original-Auflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.

Gesch. 1. 1248

Digitized by Google

Enc. 40 c/2

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Brabant

Brabant, das Herzogthum, ist eine der wichtigsten Provinzen der Niederlande. Die nördliche Grenze desselben macht Holland und Geldern, die westliche Seeland und Flandern, die südliche Hennegau und Namür, die östliche Lüttich und Geldern. In der ganzen früheren Geschichte Belgiens scheint dies Herzogthum eine Art Vorzug unter den andern belgischen Provinzen behauptet zu haben. Die Herzöge von Brabant übten ein großes Ansehen über die Regenten der benachbarten belgischen Staaten aus, und in der Periode der spanischen und hernach der östreichischen Regierung behaupteten die Deputirten von Brabant den ersten Platz in der allgemeinen belgischen Ständeversammlung, stimmten auch zuerst ab. Weil ein Theil von Brabant, und zwar der größere der österreichischen Souveränität, und der kleinere der Souveränität der vereinigten Niederlande angehörte, so nannte man ersteres das spanische oder österreichische und letzteres das holländische oder Staatsbrabant. Der südliche Theil Brabants heißt der wallonische. Die dortige gemeine Landessprache ist ein verdorbenes Französisch, und im nördlichen Theil ist solche das Flämische. Die vornehmeren Klassen der Brabanter reden aber allgemein rein französisch. Vormals war Brabant in vier Quartiere eingetheilt, nemlich Löwen, Brüssel, Antwerpen und Herzogenbusch. Beide erstere und ein Theil des dritten waren österreichisch und das übrige den Generalstaaten der Niederlande unterworfen. Ganz Brabant begriff in sich 28 Städte und 700 Dörfer. Im Jahre 1746 eroberten die Franzosen das ganze österreichische Brabant, gaben es aber 1748 im achener Frieden der österreichischen Hoheit zurück. Abermals eroberte Frankreich solches im Jahre 1794 und behielt dasselbe im Frieden von Campo Formio (1797) und im Frieden von Lüneville (1801). Das nördliche österreichische Brabant hieß dann das Departement de deux Nethes, das südliche de Dyle. Im Jahre 1810 vereinigte Frankreich auch noch das holländische Brabant mit seinem Reiche und bildete solches mit einem Theil von Geldern, das Departement des bouches du Rhin. Vor der französischen Revolution hatte das österreichische Brabant seine Stände für sich. Sie bestanden aus zwei Bischöfen, eilf Äbten, aus den Herren der Herrschaften (Baronien), endlich aus sieben von den Magistraten zu Brüssel, Löwen und Antwerpen erwählten Deputirten. Zwischen dem Monarchen und den Staaten von Brabant und Limburg existirten gewisse Compacte, joyeuse entrée (der fröhliche Einzug) genannt, kraft deren die Stände jener verbündeten Lande nicht blos an der Gesetzgebung, sondern auch an der Gesetzvollziehung Antheil hatten. Die Privilegien dieses Theils der Niederlande wurden einst so hoch geschätzt, daß manche Ehefrauen aus andern Provinzen in Brabant oder Limburg Wochenbette hielten, um ihren neugebornen Söhnen das Indigenat dieser

Digitized by Google

Lande zu verschaffen. Während der Regierung des Kaisers Joseph II. entstand ein großer Streit über die Auslegung der joyeuse entrée mit den Ständen von Brabant und Limburg, deren Heftigkeit die Aufhebung der Stände zur Folge hatte. Diese Provinzialstände versammelten sich aber außerordentlich und sprachen kühn die ewige Trennung Brabants von der Landeshoheit des Hauses Oesterreich aus. Der Tod des Kaisers Joseph II. machte den damaligen Streitigkeiten durch Herstellung der alten Vorrechte ein Ende. Jetzt bildet Brabant in Folge der Begebenheiten der Jahre 1813 und 1814 einen Haupt- und wichtigen Theil des neuen Königreichs der Niederlande. Außer den schon erwähnten vier Quartierstädten besitzt Brabant noch folgende wichtige Städte, als Tirlemont, Arschott, Diest, Gembloux, Judeigne, Nivalles, Breda, Bergen op Zoom und Eyndhoven. Nordbrabant ist mit Moor, Heid und Wald bedeckt, im Ganzen ist Brabant reich an Getreide, besonders an Weizen, aber auch an Hopfen und Flachs. Selbst in gemeinen Kornjahren bringt es mehr Getreide hervor, als die Bevölkerung verzehren kann. Auch sind die Tuch- und Spitzenmanufacturen ansehnlich. Eine Menge Kanäle erleichtern den inländischen Handel und der auswärtige hat seit der Oeffnung der Schelde zugenommen. Südbrabant schickt acht und Nord- oder das vormalige Staatenbrabant sieben Deputirte zu den Generalstaaten des Königreichs.

Brach heißt, im Ackerbau, ungepflügt, ungebaut, ruhend. Wie die thierische Natur, glaubt man, bedürfe auch die Getreide tragende Erde einer Ruhe, einer Erholung zur Aufrechthaltung ihrer hervorbringenden Kräfte. Man läßt deshalb ein Ackerfeld, nachdem es einige Jahre Getreide getragen, ein Jahr unbesäet, wo es alsdann, sich selbst überlassen, Gras, auch Klee hervorbringt. Durch die Verwesung der Klee- oder Graswurzeln sammelt das Land neue Kräfte (Dammerde), und trägt dann, mit weniger oder gar keiner Düngung wieder Getreidefrucht. Wo es jedoch nicht an dem nöthigen Dünger fehlt, bedarf es der Brache nicht. An einigen Orten läßt man den Acker auch brach liegen, um ihn als Grasland zu benutzen. In Niedersachsen heißt es dann Dreesche. Brachen, heißt ein brachgelegenes Feld zum erstenmale wieder pflügen, es stürzen; in manchen Gegenden wird es für brach liegen lassen genommen. Beim Weinbau bedeutet es: vom Unkraut reinigen. Brachmonat ist der sechste des Jahres, der Sommermonat, Junius, weil man in demselben zu brachen pflegt.

Brachygraphie, die Kunst mit Abkürzungen zu schreiben, die Schnellschreibekunst, ist gleichbedeutend mit Stenographie oder Tachygraphie. Brachylogie ist die Kunst, kurz und gedrängt zu reden; zugleich der Fehler in der Schreibart, wenn man durch gezwungene Kürze dunkel wird. Es wird in der Musik gebraucht, wenn in einem langsamen Gesange eine geschwinde Klause vorkommt. Brachykatalektisch heißt in der Dichtkunst ein Vers, an welchem eine Sylbe oder ein Fuß hfelt.

Bracteaten, Hohlmünzen, Blechmünzen, sind Münzen von Gold- oder Silberblech mit unförmlichen Bildern, welche nur auf Einer Fläche gestempelt sind, und daher das Gepräge von der einen Seite erhaben und von der andern hohl darstellen. Sie wurden in den mittlern Zeiten häufig geschlagen und stammen aus Thüringen, wo die ersten bald nach Anfang des 12. Jahrh. erschienen. Man findet deren noch hie und da unter der Erde. Die großen Bracteaten sind Schaustücke, welche durch die unter Kaiser Heinrich II.

aufgekommenen Majestätssiegel veranlaßt wurden, und schon zu Ende des 13. Jahrh. wieder verschwanden.

Bradley (James), 1692 zu Shirnborn in England geboren. Sein arbeitsames, astronomischen Beobachtungen gewidmetes Leben bietet keine besonderen Ereignisse dar. Nachdem er zu Oxford Theologie studiert hatte, ward er als Pfarrer angestellt; allein seine angeborne Neigung zog ihn bald von dieser Laufbahn ab auf diejenige, in der er sich berühmt gemacht hat. Ein Oheim unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Mathematik; eigner Fleiß brachte ihn weiter, und 1721 ward er Professor der Astronomie zu Oxford. Sechs Jahre darauf (1727) machte er seine schöne Entdeckung über die Abirrung des Lichts bekannt (s. d. Art.). Aber so bedeutend auch die Genauigkeit in den astronomischen Beobachtungen durch diese Entdeckung befördert, und so genau die Abweichungen bestimmt wurden, so entgingen die noch bleibenden, wiewohl sehr geringen Unterschiede Bradley's Beobachtungsgeiste nicht. Er studierte sie unermüdlich, verfolgte sie achtzehn Jahre lang mit bewunderungswürdiger Beharrlichlichkeit, und kam endlich dahin, das Gesetz dieser Erscheinung aufzufinden. Er zeigte, daß man sie vollkommen erkläre, wenn man der Erdaxe eine geringe schwankende Bewegung beilege, welche während der Umlaufszeit der Mondsknoten, d. h. in achtzehn Jahren, vollendet werde. Er nannte diese Erscheinung das Wanken der Erdaxe (Nutation) und machte die Entdeckung 1747 in einem Briefe an Lord Macclesfield bekannt. D'Alembert hat nachher durch Rechnung die physische Ursache dieses Wankens nach der Theorie der allgemeinen Anziehung aufgestellt. Beide Entdeckungen sind von dem größten Einfluß auf die ganze Astronomie gewesen; durch sie erst ist es möglich geworden, die gehörige Genauigkeit in die Tafeln über die Bewegungen der Himmelskörper zu bringen. Um jedoch in unserer Erzählung zur chronologischen Ordnung zurückzukehren, müssen wir anführen, daß 1726 Bradley in einer eignen Abhandlung zeigte, wie man vermittelst der Verfinsterung des ersten Jupiterstrabanten die Längen messen könne. 1730 ward er Professor der Astronomie und Naturphilosophie am Museum zu Oxford, und 1741 erhielt er, nach Halley's Tode, den ansehnlichen Posten eines königlichen Astronomen und bezog die Sternwarte von Greenwich. Hier verlebte er den Rest seiner Tage in völliger Zurückgezogenheit, und ohne andern Verkehr als mit dem Himmel, sammelte Bradley mehrere Foliobände von seinen eigenen Beobachtungen. Aus dieser reichen Fundgrube hat man tausende von Beobachtungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gezogen, die, geschickt mit einander verbunden, in alle unsere astronomischen Tafeln Genauigkeit gebracht haben. Hier schöpfte Mayer die Elemente seiner berühmten Mondtafeln. Es ist ehrenvoll für die Wissenschaften, hinzusetzen zu können, daß ein Mann, der so viel für sie that, zu gleicher Zeit bescheiden, wohlwollend, menschlich und großmüthig war. Bradley starb 1762 in einem Alter von 70 Jahren.

Braga, s. Nordische Mythologie.

Braganza, s. Portugal.

Brahe, s. Tycho de Brahe.

Brake (Kolk), ist ein bei Deichdurchbrüchen entstandener, ins Land tief aufgestaueter Wasserkessel, der mit dem Vorwasser Gemeinschaft hat und Ebbe und Fluth hält, wenn solche im Vorwasser statt findet. Brakdeich, ein von Fluthen durchbrochener Deich. Brackmann, derjenige Besitzer einer Deichstrecke, dessen Pfand durchbrochen worden ist.

Brama, nach der indischen Mythologie, das erste unter den drei ersterzeugten göttlichen Wesen, die Personification desjenigen Theils von dem Wesen des allmächtigen Gottes, den er zuerst hervorrief, seine ewigen Absichten zu vollziehen. Brama heißt die Wissenschaft der Gesetze, und mit Recht gibt man dem als Schöpfer verehrten Wesen diesen Namen, weil er die ganze Schöpfung nach den Gesetzen der Natur ordnete. Außerdem ist er der Gott des Schicksals, der zwar nach dem Willen des ewigen Gottes, welcher seine unwandelbare Richtschnur ist, die von demselben angefangene Schöpfung fortsetzt und allen Geschöpfen das Dasein gibt, zugleich aber auch die Zeit und das Alter dieses Daseins bestimmt, und nicht allein das Leben, sondern auch den Tod gibt. Man glaubt, Brama sterbe nach gewissen großen Perioden, und werde dann wieder lebendig, ja nach Andern stirbt er alle Jahre einmal. Unter den Thieren ist ihm der Schwan gewidmet. Abgebildet wird er mit vier Köpfen und eben so viel Armen.

Bramanen oder Braminen heißen die Genossen der ersten und vornehmsten Giadi oder Kaste der Hindu. Nur sie sind fähig, Priester zu werden. Die Braminen sind aus Brama's Gehirn entsprungen, welcher ihnen die Pflichten auflegte, den Veda (die heiligen Bücher) zu lesen, und Andere zu lehren, zu opfern, Andern beim Opfern beizustehen, Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und wenn sie arm sind, Geschenke zu nehmen. Ihnen ist ein außerordentliches Ansehen beigelegt. Ein Bramine, er sei gelehrt oder unwissend, ist eine mächtige Gottheit. Ein König soll die Braminen nie dadurch zum Zorn reizen, daß er ihr Geld einzieht, denn sind sie erzürnt, so können sie ihn augenblicklich durch Opfer und Flüche, sammt seinen Truppen, Elephanten, Pferden und Wagen, ins Verderben stürzen. Schon von seiner Geburt her ist ein Bramine selbst bei den Göttern ein Gegenstand der Verehrung, was er aber dem menschlichen Geschlechte verkündigt, ist entscheidender Ausspruch. Auf der Erde gibt es kein größeres Verbrechen, als einen Braminen zu tödten; und wäre er auch aller Verbrechen überführt, so darf ihn der König doch nur aus dem Reiche verbannen, ohne sein Vermögen einzuziehen, oder seinen Körper zu beschädigen. Vgl. Hindus.

Bramante von Urbino (Francesco Lazzari), ein berühmter Baumeister und nebst Brunelleschi der eigentliche Wiederhersteller der Baukunst, war zu Castel Duranti im Gebiet von Urbino gegen 1444 geboren. Er beschäftigte sich anfangs mit der Malerei; aber sein entschiedenes Talent für die Architectur gewann bald die Oberhand, und er entwickelte es mit dem glücklichsten Erfolg. Zunächst ging er nach Mailand, dessen Dom ihn mächtig anzog und unablässig beschäftigte. Papst Alexander VI. ernannte ihn, nachdem er durch Ausführung einiger Gebäude seinen Ruf begründet hatte, zu seinem Architecten, und Julius II. zum Intendanten seiner Gebäude. Auf Befehl des letztern verband er das Belvedere mit dem vaticanischen Palast. Er bewog den Papst, die Kirche von St. Peter niederreißen und durch eine prächtigere ersetzen zu lassen, die nicht ihres Gleichen auf der Welt haben sollte. 1513 ward nach dem Plane des Bramante der Grund zu jenem Bau gelegt, der noch heut als das größte Werk der neuern Baukunst bewundert wird. Doch starb er schon 1514, ohne das Ende seines Werks zu sehen. Man hatte mit unglaublicher Schnelligkeit begonnen, aber seine Nachfolger, Raphael, Julius

von San Gallo, Peruzzi und Michel Angelo, änderten den ersten Plan und ließen von Bramante's Arbeiten nichts stehen, als die Bogen, welche den Thurm der Kuppel tragen. Seine erst 1756 aufgefundenen Schriften sind theils in Prosa, theils in Versen, und in demselben Jahre in Mailand erschienen.

Bramarbas bedeutet einen Großsprecher, einen Menschen, der, um sich geltend zu machen, oder andere in Furcht zu jagen, mit Thaten prahlt, die er nie ausgeübt, und deren er unfähig ist. Der Ausdruck kommt von einer so benannten Person dieses Charakters in einem von Holbergs Lustspielen her.

Brand (Ewald), s. Struensee.

Brand (medicin.), das Absterben eines Theils des organischen, besonders des thierischen Körpers. Die nächste Ursache davon ist das Erlöschen der Empfindung (das gänzliche Sinken der Nervenkraft) eines Theils, daher nervöse Entzündungen so leicht in Brand übergehen, und nervöse Fieber eher tödtlich werden als andere (s. Fieber). Von dem Gegensatze der Empfindung und der Reizbarkeit, oder mit andern Worten, von dem belebenden Einflusse der Nerven auf das Blutgefäß, hängt die Thätigkeit des lebenden Organs, das Bestehen desselben in organischer Form, gänzlich ab; allein beide stehen auch in beständiger Wechselwirkung zu einander. Nach Ackermann nimmt das Nervensystem seinen Ursprung aus dem Arteriensystem, und Sömmerring hat durch die genauesten anatomischen und physiologischen Untersuchungen dargethan, daß die Nerven von dem sie umgebenden Arteriennetze ernährt werden, indem die feinsten Endungen desselben eine Feuchtigkeit aushauchen, welche als das Mittel des eigentlichen Nervenfluidums angesehen werden müsse. Aus dieser Wechselwirkung beider Systeme auf einander sind die Erscheinungen bei dem Brande erklärbar. Ist die Nervenkraft eines Theils oder Organs aus irgend einer Ursache (s. weiter unten) gänzlich gesunken, so hört auch ihr belebender Einfluß auf das Gefäßsystem desselben auf, die Empfindung dieses Theiles erlischt, die Ernährung desselben stockt und wird endlich ganz vernichtet, d. h. der Theil stirbt ab. Entfernte Ursachen des Brandes können verschieden sein; in den meisten Fällen entsteht er 1. als Folge der Entzündung, und zwar ist die nervöse Entzündung, bei welcher das den Nerven selbst umgebende Arteriengewebe ergriffen ist, am meisten geneigt in Brand überzugehen, wahrscheinlich, weil die Absonderung des Nervenfluidums dabei unterdrückt ist, und die Erhöhung der Reizbarkeit eine Erniedrigung ihres Gegensatzes, der Empfindlichkeit oder Empfindung zur Folge hat, deren gänzliches Erlöschen alsdann auch das Sinken der Reizbarkeit oder das Absterben der Arterie nach sich zieht. Andere Entzündungen können zwar auch den Brand erregen, doch nur dann, wenn sie durch ihre große Heftigkeit bis zu nervösen Gebilden sich fortpflanzen und diese ergreifen, oder wenn die Empfindlichkeit eines Organs schon geschwächt und herabgesunken ist, z. B. bei durch Ausschweifungen oder übermäßige Anstrengung geschwächten Menschen. 2. Vom Mangel des Zuflusses des arteriellen Blutes, z. B. wenn eine bedeutende Arterie verletzt oder zusammengedrückt wird. Ferner 3. wenn von großer Lebensschwäche die Empfindlichkeit bis auf Null herabsinkt. So entsteht bei sehr alten Personen nicht selten der Brand an den Fußzehen von selbst, indem an diesen entfernten Theilen die Nervenkraft zuerst erlischt, wozu wahrscheinlich auch die in der Abnahme befindliche Reizbarkeit und die daher schwächere Thätigkeit des Arteriensy-

stems mit beiträgt. Endlich ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß es gewisse Einwirkungen und Substanzen gibt, welche unmittelbar die Empfindung ergreifen, die Nervenkraft so schwächen, daß sie plötzlich oder allmälig unterliegen muß. Ansteckende Gifte z. B. erregen oft das Nervenfieber als Typhus, das sich mit allgemeinem oder örtlichem Brande tödtlich endet. Meistens geht dem Brande eine örtliche Entzündung voran. Ehe der Brand selbst eintritt, steigt gemeiniglich die Entzündung auf den höchsten Grad, die Schmerzen werden brennend und stechend, der Theil wird dunkelroth. Diesen Punkt der Entzündung, wo sie im Begriff ist, in Brand überzugehen, kann man den heißen Brand, Gangrän, nennen, im Gegensatz zu dem ausgebildeten, welchen man deshalb auch den kalten (Sphacelus) nennt. Plötzlich lassen die Schmerzen nach, der Kranke fühlt sich scheinbar besser (besonders bei innern Entzündungen, wo man den angegriffenen Theil nicht sieht); allein der Puls wird klein, weich und schwach. Bei äußern Theilen sieht man, daß die Geschwulst ihre Röthe und Spannung verliert, dagegen bleifarbig, grau und endlich schwarz wird. An dem brandigen Theile entstehen Blasen von dem Absondern des Oberhäutchens, welche zuweilen mit wäßriger, zuweilen auch mit blutiger Feuchtigkeit angefüllt sind. Der vom Brande ergriffene Theil wird endlich kalt und verhält sich als todte Masse. Das Lebende sucht das Fremdartige abzustoßen, wenn noch Lebenskraft genug da ist, oder diese hinlänglich unterstützt wird. Um den brandigen Theil herum bildet sich in diesem Falle eine Grenze, welche der Brand nicht überschreitet; eine von den noch lebenden und entzündeten benachbarten Theilen bewirkte Eiterung stößt das Abgestorbene von sich. Ist aber die Lebenskraft zu schwach hierzu, so kriecht der Brand weiter und verbreitet seine verderbliche Wirkung über das ganze Nervensystem. Es scheint, als wenn von dem todten faulenden Theile sich ein lähmendes Gift auf dasselbe verbreite, welches bald seine schwächende Wirkung darauf zeigt, indem der Kranke unter stets zunehmender Schwäche mit Ohnmachten, Irrereden und andern Nervenzufällen dem Tode entgegengeht. Bei schwacher, ungesunder, kachektischer Leibesbeschaffenheit ist der Brand allemal gefährlicher; an innern Eingeweiden ist er fast immer tödtlich. Stellen sich bei dem Brande Zufälle eines verletzten Nervensystems ein, so ist er ebenfalls beinahe immer tödtlich. H.

Brandassecuranz, s. Feuerversicherung.

Brandeln, Bränder oder Zünder, auch Brand- oder Schlagrohr, s. Bomben.

Brandenburg. Vormals lebten in diesem Landstrich die Sveven (Schwaben), das größte und streitbarste Volk, welches Julius Cäsar in Deutschland kannte, und welches zwischen der Elbe, Saale und Weichsel, ja sogar eine Zeit lang vom Rheine und der Donau bis an die Ostsee wohnte. Unter ihnen hatten besonders die Semnonen in der heutigen Mittelmark, und die Longobarden in der Altmark ihren Sitz. Im J. 5 nach Christi Geburt wurden die Longobarden genöthigt, über die Elbe zu gehen, aber bald nachher von Marbod, dem Könige der Markomannen, welcher damals Böhmen beherrschte, zurück gedrängt. Nachdem sie sich darauf im J. 19 in den Schutz des Cheruskers Hermann begeben hatten, theilten sie, während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, das Schicksal der übrigen norddeutschen Völkerschaften, verließen auch bei der großen Völkerwanderung, nebst den Semnonen, ihr Vaterland, und stifteten das lom-

Digitized by Google

barbiſche Reich in Italien. In die verlaſſenen Länder rückten nun Wenden oder ſlaviſche Völker, von denen die Wilzen die vornehmſten waren. Dieſe bauten mehrere Städte, unter denen Brannibor (Brennabor, Brandenburg) ſich auszeichnete. Die Wilzen wurden nun mit den Franken und Sachſen in der jetzigen Altmark, (die zu Oſtphalen oder Oſtſachſen gerechnet wurde) in Kriege verwickelt, und geriethen nachher, (789) nebſt dieſen unter die Botmäßigkeit Carls des Großen, machten ſich jedoch unter ſeinen Nachfolgern wiederum unabhängig, und beunruhigten (902) Sachſen und Thüringen durch häufige Einfälle. Endlich unterjochte Heinrich, der König der Deutſchen, die Wenden, überwand die Heveller an der Havel, die Retharier in der Ukermark, und eroberte auch Brannibor. Zur Beſchützung der ſächſiſchen Grenze wurden (931) beſondere Grafen eingeſetzt, welches die erſten Markgrafen von Nordſachſen, oder von der wendiſchen Mark waren. Die Markgrafen Gero und Dietrich beſiegten zwar die unruhigen Wenden, doch erneuerten ſich die Kriege mit ihnen von Zeit zu Zeit mit abwechſelndem Glücke. Uebrigens hießen die Markgrafen von Niederſachſen (der jetzigen Altmark) auch Markgrafen von Stade, ſeitdem dieſe Mark an die Markgrafen von Stade gekommen war. Graf Luther war von dieſen der erſte, und Udo IV. der letzte. Ueber dreihundert Jahre hatten die Kriege der Wenden mit den deutſchen Ländern an der Elbe gewährt, als Kaiſer Lothar (1135) Albrecht den Bär, Grafen von Ascanien, mit der Nordmark, die auch die Markgrafſchaft Soltwedel (Salzwedel) hieß, belehnte. Albrecht machte der Herrſchaft der Wenden in dieſen Gegenden ein Ende, und nannte ſich zuerſt Markgraf von Brandenburg. Er bemächtigte ſich auch der Mittelmark, Priegnitz und Ukermark, und legte Berlin entweder ſelbſt an, oder machte es doch vielmehr zur Stadt, ſo wie ihm auch Stendal und andere Orte ihren Urſprung verdanken. Er hinterließ zwei Söhne. Der älteſte Otto I. folgte in der Markgrafenſchaft Brandenburg, und war der erſte bekannte Erzkämmerer des h. römiſchen Reichs. Seine Enkel Johann I. und Otto III., eroberten die vorher verlorne Ukermark, einen Theil der Neumark, Lebus und das Land Sternberg, ſtifteten neue Städte, z. B. Frankfurt, und regierten überhaupt mit vielem Ruhme. Ihre Söhne, der Markgraf Hermann der Lange (der Reiche) und der Markgraf Diezmann, ſtifteten 1267 zwei Linien; jener kaufte 1300 dieſem, der Meißen beſaß, die Niederlauſitz ab. Waldemar aus dem Hauſe Anhalt (1308), der während der Minderjährigkeit Johanns des Erlauchten regierte, und nach deſſen Tode die Mark erbte, war unter allen ältern Markgrafen von Brandenburg der mächtigſte. Sein Nachfolger, Markgraf Heinrich, ſtarb 1320, und mit ihm erloſch der askaniſche oder anhaltiſche Stamm. Nun ertheilte der Kaiſer Ludewig IV. von Baiern 1322 ſeinem älteſten Sohne Ludwig die Mark Brandenburg. Dieſer hatte zwar große Mühe zum Beſitz zu gelangen und ſich darin zu erhalten, doch ſtellte er ſich ſeinen Feinden mit Standhaftigkeit entgegen, nahm aber doch (1349) ſeinen Bruder Ludewig den Römer, zum Mitregenten an, und überließ ihm ſpäter die ganze Regierung. Dieſer nahm wieder ſeinen Bruder Otto zum Mitregenten an, welcher letztere nach Ludewigs Tode alleiniger Churfürſt wurde, und mit Kaiſer Carl IV. und dem lützelburgiſchen Hauſe eine Erbverbrüderung ſchloß, wodurch letzterer das Recht der Nachfolge in der Churmark erhielt, und hernach auch, da Otto ſelbſt ein träger und verſchwenderiſcher Regent war, Antheil an der Regierung bekam. So verkaufte Otto dem Kaiſer auch die Nie-

derlausitz, welcher diese mit Böhmen vereinigte, und endlich Otto nöthigte, die Churmark völlig abzutreten. Der Kaiser belehnte seinen Sohn Wenzel, König von Böhmen mit der Chur Brandenburg, und so bekam diese 1373 Churfürsten aus dem lützelburgischen Geschlechte. Als Wenzel römischer König geworden war, gab Carl IV. die Churmark seinem zweiten Sohne Siegmund. Unter der Regierung dieses eilfjährigen Fürsten gerieth die Mark in große Verwirrung. Der Adel, der ihn verachtete, bekriegte sich unter einander; die angrenzenden Fürsten thaten ungescheuet Einfälle, und die öffentliche Sicherheit wurde gänzlich zerstört. Siegmund häufte am Ende eine so große Schuldenlast zusammen, daß er 1388 die Churmark seinem Vetter, dem Markgrafen Jodocus (Jobst) von Mähren, für das ihm vorgeschossene Geld zum Unterpfande überlassen mußte. Während dieser Zeit hatte die Verwirrung im Lande den höchsten Gipfel erreicht, und Jobst so wenig, wie sein Statthalter konnten derselben Einhalt thun. Nach seinem 1411 erfolgten Tode fiel die Churmark an den König Siegmund, der eben damals zum Kaiser erwählt worden war, zurück. Siegmund setzte nunmehr den Burggrafen von Nürnberg Friedrich VI. aus dem Hause Hohenzollern, zu seinem Statthalter in der Churmark ein. Von diesem Friedrich VI. stammt das jetzt regierende, königlich preußische Haus ab, und hat also mit dem Hause Lothringen, Oesterreich und dem Hause Baden einerlei Ursprung. Friedrich VI., der zehnte Burggraf von Nürnberg, hatte dem Kaiser nach und nach nahe an 400,000 Goldgulden geborgt und andere wichtige Dienste geleistet, wofür er endlich 1415 die Mark Brandenburg, die Churwürde und das Erzkämmereramt erhielt. Die verwilderte Mark sah unter diesem Regenten, der nun Friedrich I. hieß, und seinen Sitz in Berlin nahm, ruhigere und glücklichere Zeiten anbrechen. Sein Sohn Friedrich II., der Eisenzahn, trat 1440 sein Stammland in Franken seinen beiden Brüdern, dem Markgrafen Johann dem Goldmacher und Albrecht, so wie seinem dritten Bruder, Friedrich dem Dicken, die Altmark und Priegnitz ab, durch dessen Tod aber beide wieder an die churfürstliche Linie kamen. Die Neumark, welche Siegmund dem Hochmeister des deutschen Ordens verpfändet hatte, löste Friedrich für 100,000 Gulden wieder ein. Von der Niederlausitz, die sich ihm zwar freiwillig ergab, die er aber gegen den König von Böhmen nicht behaupten konnte, bekam er durch einen Vergleich Cottbus, Peitz, Sommerfeld, Bobetsberg, Storkow und Beskow. Auch versicherte er sich das Recht der Erbfolge auf Mecklenburg und Pommern. Nachdem er sowohl die böhmische als polnische Krone ausgeschlagen, und seinen einzigen Sohn durch den Tod verloren hatte, übergab er 1471 seinem Bruder Albrecht, dem deutschen Achilles, die Regierung. Dieser gab noch bei seinen Lebzeiten die Churwürde seinem ältesten Sohne Johann, dem zweiten, Friedrich, Anspach, und dem dritten, Siegmund, Baireuth. Diese beiden letzteren haben das ältere Haus der Markgrafen von Brandenburg in Franken gestiftet. Johann starb 1486. Unter seinem Nachfolger, Johann Cicero, einem friedliebenden, gütigen Fürsten, der die Universität Frankfurt stiften wollte, aber daran durch seinen Tod 1499 gehindert wurde, fing die Mark Brandenburg an, aufgeklärter und gesitteter zu werden, wozu dessen Sohn und Nachfolger, Joachim I. (Nestor) noch vieles beitrug. Dieser Churfürst, für seine Zeit ein sehr gelehrter Mann, suchte jedoch, als ein eifriger Freund der römisch-katholischen Kirche, den Fortgang der Reformation auf alle Weise zu hindern, hörte aber in seinen spä-

tern Jahren auf, die Protestanten zu verfolgen. Sein Sohn und Nachfolger Joachim II. führte die evangelische Religion ein, und machte sie zur herrschenden. Er wußte den Krieg von seinen Ländern entfernt zu halten. Unterdessen war Herzog Albrecht von Preußen (1568) gestorben. Da dessen Sohn Albrecht Friedrich, die Belehnung von Polen erhielt, so verschaffte Joachim II. sich und seinen Nachkommen die Mitbelehnung. Nachdem er und sein Bruder 1571 mit Tode abgegangen waren, vereinigte Johann Georg, der 1598 starb, die Neumark wieder mit der Chur. Unter der Regierung des folgenden Churfürsten, Johann Friedrich, der schon viele Jahre Erzbischof von Magdeburg gewesen war, fielen durch den Tod des Markgrafen Georg Friedrich nicht nur die gesammten fränkischen Länder des Hauses Brandenburg, sondern auch das Herzogthum Jägerndorf an die churfürstliche Linie. Allein Johann Friedrich vertheilte diese sämmtlichen Länder wieder unter seine Familie. Seinem Bruder Christian gab er Baireuth, und dem andern, Joachim Ernst, Anspach. Diese stifteten daher das jüngere markgräfliche Haus in Franken. Das Herzogthum Jägerndorf theilte er seinem zweiten Sohn Johann Georg zu. Das Gymnasium zu Joachimsthal, jetzt zu Berlin, ist von ihm gestiftet worden. Er starb 1608. Sein Sohn Johann Siegmund führte anfänglich, wie sein Vater, die Regierung von Preußen statt des wahnwitzigen Herzogs Albrecht Friedrich, nach dessen Tode er 1618 zum wirklichen Besitze dieses Herzogthums kam, das er ebenfalls von Polen zu Lehn trug. Neun Jahre vorher hatte er (1609), nach dem Tode des letzten Herzogs von Jülich, Cleve und Berg, weil seine Gemahlin eine Tochter der ältesten Schwester desselben war, seine Ansprüche auf diese Länder zu behaupten, angefangen. Wirklich bemächtigte er sich auch ihrer gemeinschaftlich mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, und das Herzogthum Cleve, die Grafschaften Mark und Ravensberg verblieben ihm. Um diese Zeit trat er zur reformirten Kirche über und starb 1619. Sein Sohn und Nachfolger Georg Wilhelm wollte keinen Antheil an dem dreißigjährigen Kriege nehmen, seine meisten Länder wurden aber deßungeachtet zu Grunde gerichtet, da er kein hinlängliches Kriegsheer zur Vertheidigung derselben hatte, überdies auch statt seiner den Verräther Schwarzenberg regieren ließ. Endlich war er genöthigt, sich mit dem Könige von Schweden, Gustav Adolph, zu vereinigen, und nahm in der Folge 1635 den prager Frieden an, ohne jedoch der Churmark einige Erleichterung zu verschaffen. Er war in seinen Unternehmungen unglücklich; die westphälischen Länder wurden ihm von den Holländern und Spaniern streitig gemacht, und Preußen ward durch den Krieg verheert, den Schweden mit Polen führte. Die Herzoge von Pommern starben aus; allein Georg Wilhelm konnte 1637 sein Erbfolgerecht nicht behaupten, weil die Schweden das Land eingenommen hatten. Auch seine Anverwandten verloren ihre Länder. Er erlebte das Ende dieses Krieges nicht, und hinterließ sein Land in unbeschreiblicher Verwirrung. Ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm der Große, dessen kräftiger, besonnener Muth Ordnung, Ruhe und Wohlstand wieder herstellte. Man sehe über ihn und seine Regierung den eignen Artikel. Sein Sohn, Churfürst Friedrich III., setzte sich 1701 zu Königsberg die Königskrone auf, und hieß seitdem Friedrich I., König von Preußen (s. Preußen). Die Mark Brandenburg, eine der größten Landschaften des ehemaligen obersächsischen Kreises, hat einen Flächeninhalt von 664 Q. M., keine Berge, viel

Sand, mitunter aber auch guten Boden, ist also theilweise fruchtbar an Getreide, reich an Holz, Fischereien, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak, Viehzucht, besonders Schafzucht; hat auch Kalk, Salpeter, Torf, etwas Eisen ꝛc. und ist reich an Manufacturen und Fabriken, so wie sie auch zur Handlung sehr bequem, da sie viele Canäle, Seen und Flüsse, und viele daran liegende Städte hat. Die meisten der Einwohner sind der lutherischen, die übrigen der reformirten Religion zugethan. Es haben sich insbesondere von 1685 bis 1688 viele französische Flüchtlinge, Lothringer und Wallonen, auch Pfälzer in diesem Lande niedergelassen. Unter der Regierung Friedrichs II. sind bis 1777 über 10,000 Kolonistenfamilien eingesetzt worden. Die Zahl der Civileinwohner beträgt 1,155,300 in 141 Städten, 21 Marktflecken, und 3241 Dörfern. Das Land wird von der Elbe, Havel, Spree, Oder, Warte, Netze, Uker durchströmt. Die Mark Brandenburg wird in die Churmark und Neumark eingetheilt. I. Die Churmark begreift 1. die Altmark, mit der Hauptstadt Stendal; 2. die Priegnitz, mit der Hauptstadt Perleberg; 3. die Mittelmark, mit der Hauptstadt Berlin; 4. die Ukermark, mit der Hauptstadt Prenzlau. II. Die Neumark. Sie hat den Namen daher, weil der Churfürst Friedrich II. sie von dem deutschen Orden, an den sie bis dahin verpfändet war, 1455 wieder einlösete. Die Hauptstadt ist Küstrin, und in der Civilverwaltung ist Brandenburg die erste Provinz mit den 3 Regierungsbezirken Berlin, Potsdam und Frankfurt. (Vgl. Preußen.)

Brander, ein mit brennbaren Stoffen kunstmäßig angefülltes Fahrzeug, welches man entweder schon angezündet mit günstigem Winde auf die feindlichen Schiffe losgehen läßt, oder so einrichtet, daß es sich erst entzündet oder in die Luft fliegt, wenn es bei den feindlichen Schiffen ankommt. Zuweilen zündet auch die Mannschaft den Brennstoff nach Art der Minen an und begibt sich dann auf Böten wieder fort.

Brandes, J. C., deutscher Schauspieler und dramatischer Dichter, war geboren zu Stettin 1735, woselbst er die Handlung lernte, wegen einer Veruntreuung entfloh und sich durch Preußen bettelte. In Polen ward er Lehrbursche bei einem Tischler, dann Schweinefütterer, Aufwärter eines Zahnarztes und eines Tabakskrämers, bis er endlich in den Bedientenstand bei vornehmen Herren trat, worauf er sich 1756 beim Schönemannschen Theater in Lübeck anstellen ließ. Seine ersten Versuche fielen eben nicht glücklich aus. Nach einem Jahre ward er entlassen, schrieb die altonaer Zeitung, wurde abermals Bedienter, und trat endlich wieder bei der Schuchschen Bühne als Schauspieler auf, von welcher Zeit an, er sich ganz dem Theater widmete. Er spielte in München, Leipzig, Dresden, Hamburg, Gotha und vielen andern Städten, hielt sich zuletzt in Stettin und Berlin privatisirend auf, und starb in Berlin 1799. Er war nur mittelmäßiger Schauspieler, aber einer der fruchtbarsten Schau- und Lustspieldichter, auch schrieb er kurz vor seinem Tode eine sehr anziehende und belehrende Selbstbiographie. Seine Theaterstücke sind für den Zuschauer berechnet, sie verrathen kritisches Studium und Theaterkenntnisse. Das Melodrama, Ariadne auf Naxos, welches er besonders für seine Frau, eine geschätzte Schauspielerin, geschrieben hatte, war der erste Versuch in diesem Fache, der auf dem deutschen Theater Glück machte. Seine Tochter, Charlotte Wilhelmine (Minna) Francisca Brandes, erste Sängerin beim hamburger Theater, geboren zu Berlin 1765, war gleich groß als Sängerin und Schauspielerin. Das

Klavier spielte sie meisterhaft, und besaß zugleich viele theoretische Musikkenntnisse. Zu früh für die Tonkunst und Musik starb sie schon zu Hamburg 1788, wo späterhin eine Sammlung ihrer schätzbaren Compositionen herauskam.

Brandes (Ernst), Gelehrter, Staatsmann und geistreicher deutscher Schriftsteller, war zu Hannover 1758 geboren. Eine sorgfältige Erziehung, Aufenthalt in der großen Welt, Reisen in fremde Länder, ein Geschäftskreis, der seinen Blick schärfte, eine vieljährige enge Verbindung mit den ausgezeichnetsten Köpfen Deutschlands, und günstige Glücksumstände, trugen, vereint mit seinen glücklichen Geistesanlagen, dazu bei, diesem Manne eine nicht geringe Ausbildung zu verschaffen. Von 1775 bis 1778 studierte er auf der Universität zu Göttingen, deren Wohlthäter er in der Folge ward, als ihn die hannöverische Regierung zum Cabinetssecretäre ernannte, und ihm die oberste Leitung der Universität, welches Amt sein Vater schon vor ihm verwaltet hatte, anvertraute. Bei einer Reise, die er in den Jahren 1780 und 1781 durch Deutschland und Frankreich machte, waren besonders die Theater zu Paris und Wien ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Nachforschung, und er sprach sich darüber in den bekannten Bemerkungen über die londoner, pariser und wiener Theater aus. Bedeutendern Einfluß hatte auf ihn während des Winters 1784 bis 1785 sein Aufenthalt in England, wo er Gelegenheit erhielt, nicht allein sehr wichtige literarische und politische Verbindungen anzuknüpfen, sondern auch sich eine möglichst erschöpfende Kunde der brittischen Staatsverfassung zu verschaffen, so wie denn auch diese Reise besonders dazu mitwirkte, seinen Sinn für Politik zu beleben und auszubilden. Nachdem er mehrere ansehnliche Posten bekleidet hatte, ward er endlich zum geheimen Cabinetsrath ernannt. Als 1803 die Franzosen Hannover besetzten, war er einer der Abgeordneten, welche mit Mortier unterhandelten, und blieb Mitglied des Gouvernements, bis eine Regierungscommission eintrat. Brandes hatte sich eine so allgemeine Achtung erworben, daß sein Tod, welcher 1810 erfolgte, von allen seinen Mitbürgern als ein Verlust für den Staat betrauert wurde, obgleich er, bei der Unabhängigkeit, die sein bedeutendes Vermögen ihm gewährte, von der westphälischen Regierung keine Dienststelle angenommen hatte. Eine große Gabe der Beobachtung und eine große Welt- und Menschenkenntniß waren sein Eigenthum, und zeigten sich in allen seinen Werken, von denen folgende die wichtigsten sind: Politische Betrachtungen über die französische Revolution, Jena, 1790; Betrachtungen über einige bisherige Folgen der französischen Revolution in Rücksicht auf Deutschland, Hannover 1792; Betrachtungen über das weibliche Geschlecht, Hannover 1802; Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland, Hannover 1803; Betrachtungen über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höhern Stände, als Fortsetzung des vorhergehenden Werks, Hannover 1810.

Brandkugel, ist ein zwilchener Sack, welcher über zwei kreuzweise über einander gespannte eiserne Reifen gezogen, mit feuerfangenden Stoffen angefüllt und auswärts mit Pech und Talg bestrichen ist, um Gegenstände damit in Brand zu stecken. Brandkugeln sind länglichte, mit kleinen Kugeln, Handgranaten ꝛc. gefüllte Kugeln, die mit eisernen Reifen gebunden, mit einer Brandröhre versehen und mit einem getheerten Tuche umwickelt sind. Beide Arten werden aus grobem Geschütz geworfen. (S. auch Carcasse.)

Brandsilber, heißt das von allen unedeln Metallen geschiedene und im Feuer völlig gereinigte Silber.

Brandung, heißt jeder in der See, unfern des Ufers, auch bei Mündungen von Flüssen gelegene Ort, wo die Strömung mit großer Gewalt, mit Schäumen und Zischen, an verborgene Klippen oder an das felsige Ufer schlägt. Auch diese schäumende Brechung der Wellen selbst heißt Brandung. Die Kraft des Aufruhrs im Wasser richtet sich nach dem Winde, nach der Strömung und nach der Beschaffenheit der Klippen. In den Meeren, welche Passatwinde haben, sind die Brandungen am gefährlichsten.

Brandwache, heißt in Feldlägern die hintere Wache, welche zum Schutze des Lagers, zur Sicherheit der Gefangenen bestimmt ist und für die Unterhaltung des Kochfeuers zu sorgen hat. Sie besteht gewöhnlich aus 1 Sergeanten, 1 Corporal und 30 — 40 Mann für jedes Regiment. In der Seesprache heißt Brandwache ein Schiff, welches in einiger Entfernung von der Flotte als Wacht- auch als Kundschaftsschiff gelegt wird. An einigen Orten, wie z. B. in Hamburg, nennt man auch Brandwache die Mannschaften, welche des Nachts ausgeschickt werden, um Veranlassungen zu Feuersbrünsten zu verhüten, und bei schon ausgebrochenen die ersten Löschanstalten zu bewirken.

Brand (Sebastian), genannt Titio, geboren zu Straßburg, 1458, starb daselbst als Canzler (Stadtsyndicus) 1520. Er hatte in Basel die Rechte studirt, daselbst promovirt und bis 1494 mit vielem Beifalle Vorlesungen über seine Wissenschaft gehalten. Aber außer seinen juristischen Kenntnissen erwarb ihm auch sein Dichtertalent großen Ruf, und Kaiser Maximilian I. berief ihn mehrmals an seinen Hof. Vorzüglich hat seinen Ruf begründet das Narrenschiff oder das Schiff aus Narragonien, welches die Laster und Thorheiten seines Zeitalters schildert. Ein Narrenspiegel, meint der Dichter, würde dienlich sein, dem Thoren die nöthige Selbstkenntniß zu verschaffen;

Denn wer sich für einen Narren acht,
Der ist bald zu eim Weisen gemacht.

Man findet in seinem Buche eine Reihe von Sittenlehren und Satyren über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, die als Narrheiten betrachtet und in 113 Capitel vertheilt sind, welche keinen andern Zusammenhang unter sich haben, als daß ein gemeinschaftlicher Titel sie verbindet. Der Vortrag ist im Ganzen wenig poetisch, oft gelehrt, doch fehlt es auch nicht an glücklichen und feinen Wendungen, zuweilen ist er körnicht und gedrungen, und das Narrenschiff bleibt immer ein schätzbares Buch, voll gesunden Verstandes, voll Welt- nnd Menschenkenntniß. V. d. Hagen hat es in seinem Narrenbuche aufs neue abdrucken lassen.

Brantôme (Pierre de Bourdeilles, Herr der Abtei von), war zu Perigord gegen das Jahr 1527 geboren und starb 1614. In seiner selbst verfaßten Grabschrift spricht er mit viel Ruhmredigkeit von sich und erzählt, die ersten Waffen habe er unter dem großen Franz von Guise getragen, und nachher fortgefahren, den Königen, seinen Herren, zu dienen. Einige Zeit nach dem Tode Carls IX. zog er sich auf seine Güter zurück, und schrieb hier seine Memoiren, die bei allem Selbstlobe, das er sich darin beilegt, doch eine Menge anziehender Sachen enthalten. Sie sind ein lebendiges Gemälde seines Zeitalters; alle großen Personen desselben hatte er kennen gelernt,

von allen wichtigsten Ereignissen war er Zeuge, wo nicht Theilnehmer gewesen. Brantôme hat ganz den Charakter seines Geburtslandes (Gascogne) und seines Standes. Recht oder Unrecht kümmert ihn nicht; als Hofmann tadelt er nie die Großen, aber er sieht und erzählt ihre Fehler und Verbrechen um so freimüthiger, als er selbst nicht gewiß ist, ob sie gut oder böse sind. Die Ehre der Frauen ist ihm eben so gleichgültig, als die Moral der Männer; er erzählt das Aergerniß, ohne es zu fühlen, und stellt es als eine einfache Sache dar, von der kein Aufsehen zu machen ist. Er spricht von dem guten König Ludwig XI., der seinen Bruder habe vergiften lassen, und von ehrenwerthen Damen, deren Abenteuer nur seine Feder aufzeichnen kann. Von sich selbst spricht er nicht selten mit naiver Eitelkeit. Allenthalben aber versetzt er uns durch lebhafte und treffende Gemälde mitten in jenes Jahrhundert, wo das erlöschende Ritterthum mit den aufstrebenden, aber noch ungeordneten Sitten der neuern Zeit kämpfte, und dieser Kampf mehr als gewöhnliche Kräfte entwickelte. Brantôme war, ungeachtet des umherschweifenden Lebens, das er geführt hatte, wissenschaftlicher gebildet, als die meisten seiner Waffengefährten. Er hinterließ folgende Werke, die erst lange nach seinem Tode herausgegeben wurden: Mémoires ou Vies des hommes illustres et grands Capitaines français; Vies des grands Capitaines étrangers; Vies des Dames illustres; Vies des Dames galantes; Anecdotes touchant les duels; Rodomontades et juremens des Espagnols. Seine Schriften wurden 1666 bis 1740 zwölfmal, theils zusammen, theils in einzelnen Abtheilungen herausgegeben.

Branntwein, ist eine geistige Flüssigkeit, welche aus verschiedenen in geistige oder Weingährung gebrachten mehlhaltigen Pflanzenstoffen, als Getreide, Kartoffeln, Obst, Bier- und Weinhefen, Weintrebern ꝛc., auch Wein, meistens aber aus Getreide durch Destillation (oder Brennen) abgezogen wird. Er ist im Allgemeinen eine mehr oder minder starke Mischung von Alkohol und Wasser. Das Verfahren ist kürzlich dieses: das zum Brennen bestimmte Getreide wird, nachdem es geschrotet, mit dem dazu kommenden Malze in den Meisch- oder Möschbottig eingemeischt, d. h. mit lauem Wasser eingerührt. Wenn es eine Viertelstunde gestanden, wird es in heißem, aber nicht kochendem, Wasser so lange gerührt, bis es lau ist. Dann kommt die Hefe dazu, um die geistige Gährung zu befördern; das Gefäß wird bedeckt und das Gemisch bleibt ruhig stehn, bis die Gährung erfolgt und der Meisch oder Mösch, d. i. die Masse, in die Branntweinblase kömmt. Es wird Feuer darunter gemacht, und die Masse fortwährend gerührt. Der Geist entwickelt sich in Dämpfen und geht durch die Leitung, die er erhält, in Flüssigkeit über. Dieser erste Abzug, der noch ungenießbar ist, heißt Lauer oder Lutter. Ein zweiter Abzug giebt den einfachen Branntwein, der dritte den doppelten; der vierte den Weingeist (Spiritus vini rectificatus), und der fünfte endlich den wasserfreien Weingeist (Spiritus vini rectificatissimus), den Alkohol. Nach dem Material, woraus der Branntwein gezogen wird, erhält er seinen Namen. Der Franzbranntwein in Frankreich wird aus Wein, Weinhefen, und Weintrebern gezogen, und heißt nach den Verfertigungsorten, Cognac oder Coignac, Orleans, Bordeaux ꝛc.; Kornbranntwein, allenthalben aus Rocken, Waizen, Gerste, Hafer, einzeln oder gemischt. Auch Kartoffeln, Mohrrüben, Runkelrüben ꝛc. geben Branntwein. Man sehe ferner die Art. **Arak**, **Rum**, **Taffia** und **Ratafia**. Setzt man

zur zweiten Destillation des Getreidebranntweins noch Gewürze, Blumen, Wurzeln, Kräuter, so erhält man Aquavite, die dann, nach den Bestandtheilen, Kümmel-, Anis-, Nelken-, Citronen-Branntwein 2c. heißen. Diese mit dem gehörigen Zucker, um sie wohlschmeckend zu machen, zubereitet, geben den Rosoglio, Rosoli, der auf unzählige Art abgeändert und danach, oft auch ganz willkührlich, wie es eben die Mode will, benannt wird. Die Araber sind die muthmaßlichen Erfinder der Branntweinbrennerkunst. Die Tartaren ziehen auch Branntwein aus Milch. Branntweinwage s. Aräometer.

Brasilien, ein großes, der Krone Portugal gehöriges Reich in Südamerika, das zu den reichsten und fruchtbarsten Ländern des Erdbodens gehört, und das man seit zehn Jahren durch Krusenstern, Koster, Mawe, Grant, Langsdorf, Eschwege, den Prinzen Max von Neuwied und Andere genauer kennt. Es hat große Heerden Rindvieh, auch viele und gute Pferde, und bringt Safran, Baumwolle, Crystall, Ambra, Balsam, Brasilien- oder Fernambukholz, Cochenille, Tabak, Zucker, Kaffee, Indigo, Ingwer, Pfeffer, Chinarinde, Getreide, Holz u. dgl. m. in Ueberfluß hervor; seine wichtigsten Erzeugnisse aber sind Diamanten und Gold. Beide werden meistens auf dem Grunde der Flüsse und in den vom Regen gemachten Gräben gesucht. Noch zu Anfange des gegenwärtigen Jahrh. betrug die Masse des an die Regierung abgelieferten Goldes jährlich an 30,000 Mark. Außer den Ureinwohnern, welche noch sehr roh sind, wohnen in Brasilien europäische Portugiesen, Creolen, Mestizen und Neger, (deren ehemals jährlich 40 — 50,000 dahin gebracht wurden), im Ganzen anderthalb Millionen Seelen. Die Größe des Landes wird auf 100,000 Q. M. geschätzt. Durch das Innere ziehen sich Fortsetzungen der Cordilleras, die nach den Küsten zu laufen und mehrere Vorgebirge bilden, Die Hauptflüsse sind: der Maranhon oder Amazonenfluß, der Gran Para oder Tocantines, Parana, Rio Francesco u. s. w. Der größte Landsee ist der Xarayes. Von Meerbusen nennen wir die Allerheiligenbai, die St. Vincent- oder Santosbai, den Merim- oder Mirunsee. Das Clima ist, da Brasilien in der heißen Südzone liegt, im Norden zwar sehr heiß, aber doch durch häufige Regen abgekühlt, im Süden gemäßigter und gesunder. Die neun Capitänschaften oder Gouvernements, in welche das Land eingetheilt wird, heißen: Para, Maranhano, Fernambuco, Bahia, Rio-Janeiro, St. Paulo, Minas-Geraes, Goyaz, Matto-Grosso. Die Einkünfte werden auf 20,000,000 Gulden berechnet, wovon den bei weitem größten Theil die Bergwerke liefern. Von der Geschichte Brasiliens führen wir folgendes an: Ostindien führte die Portugiesen nach Amerika. Nicht zufrieden mit dem von Vasco de Gama aufgefundenen Wege um das Cap, sandte König Emanuel (1500) Caspar Cortereal aus, Cabots Spuren nachzugehen und eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen; da er jedoch ohne Hoffnung eine solche Durchfahrt zu finden, zurückkam, so setzten die Portugiesen ihre Entdeckungsreisen nach Amerika nicht fort. In demselben J. 1500 aber, da Cortereal Nordamerika absichtlich aufsuchte, ward Pedro Alvarez Cabral zufällig nach Brasilien verschlagen. Er ankerte an der Küste im 15° S. Br., an einem Orte, den er Porto Seguro nannte. Das Land selbst nannte er Santa Cruz, und nahm es in Besitz, ohne eine Niederlassung daselbst anzulegen. Den Namen Brasilien erhielt das Land späterhin von einem Farbeholze, welches daselbst häufig gefunden ward, und welches man, da sein Ansehen dem einer glühen-

den Kohle (portugiesisch Brasa) gleicht, Brasilienholz genannt hatte. Seinen Reichthum kannte man anfangs nicht; man bestimmte es daher zum Verbannungsorte der Verbrecher und Juden. Die Verbannten fingen daselbst den Zuckerbau an, wozu man ihnen die Pflänzlinge aus Madera lieferte; seitdem bekam Brasilien einen größern Werth, und mit ihm wuchs die Sorge des portugiesischen Hofes für einen bessern und schnellern Anbau. In dieser Absicht erlaubte er 1525 seinem Adel, Strecken Landes für sich zu erobern, und das Eroberte als sein Eigenthum zum Anbau zu verpachten. Eine solche Anlage ward San Salvador, San Vincent u. s. w., bis tief in das Innere des Landes, das nach und nach unterjocht ward. Die Jesuiten übernahmen die Bekehrung der wilden Einwohner. Bei der Besitznehmung von Portugal, fiel auch Brasilien den Spaniern und darauf den Holländern in die Hände. Die letztern hatten nach dem Verlaufe des zwölfjährigen Waffenstillstandes, bei der Erneuerung ihres Freiheitskampfes (1621), eine westindische Gesellschaft errichtet. Obgleich, nach den portugiesischen Gesetzen, allen Fremden der Zugang versagt war, hatten sich doch schon früher einige holländische Schleichhändler nach Brasilien geschlichen und das Land ausgekundschaftet. Ihre Nachricht, daß unter der spanischen Herrschaft Brasilien in die größte Unordnung gerathen sei, veranlaßte die westindische Gesellschaft im J. 1624, Jacob Willekens zur Eroberung des Landes hinzusenden. Sobald sich die holländische Flotte zeigte, ergaben sich San Salvador und andere portugiesische Pflanzungen sogleich. Anfangs achtete das spanische Ministerium diese Schläge nicht. Erst Philipp IV. ermunterte die Portugiesen zur Gegenwehr, und 1626 ging eine portugiesische Flotte ab, den Holländern entgegenzuwirken. Die Unternehmung gelang gegen die nicht vorbereitete Gesellschaft und Brasilien blieb bis 1630 von den Holländern frei, die nur ihren Kaperkrieg gegen die Spanier und Portugiesen fortsetzten, bis sie 1630 mit neu gesammelten Kräften den Admiral Heinrich Lonk einen Angriff auf das Land machen ließ. Dieser landete auf der Küste Fernambuk, und dehnte von da bis 1635 nach und nach seine Eroberungen über den angebautesten Theil von Brasilien aus. Die Reichthümer, welche die Gesellschaft aus dem Lande zog, reizten die Generalstaaten, den Prinzen Moritz von Nassau dahin abzuschicken, und so kamen alle Küsten von San Salvador bis zum Amazonenflusse, in den Besitz der Holländer. 1640 warf endlich Portugal das spanische Joch ab, und setzte den Herzog Johann von Braganza auf den Thron. Dieser vereinigte sich mit England, Frankreich und Holland, Spaniens Feinden, und schloß 1641 mit den vereinigten Niederlanden ein Bündniß in Europa, und einen Waffenstillstand auf zehn Jahre in Ost- und Westindien. Die niederländische Republik hielt sich nun für ganz sicher in dem Besitz von Brasilien, und ließ ihre dortige Militärmacht bald dergestalt in Verfall gerathen, daß der Portugiese Juan Fernandez de Vieira es unternehmen konnte, die Holländer zu vertreiben. Ohne Mitwissen und Schutz der Regierung sammelte er ein Heer, und kämpfte von 1645 bis 1654 muthig fort, wo er seinen Zweck erreicht hatte. Die portugiesische Regierung stellte sich, als ob sie selbst den Krieg mißbilligte Dies schläferte die Compagnie ein, und ehe sie ernsthaft gerüstet war, hatten schon die Holländer 1654 durch Capitulation Brasilien geräumt. 1661 schloß Portugal, unter Englands Vermittelung, Friede mit den Holländern, und blieb für acht Millionen im Besitze Brasiliens. Seitdem ward das Land an den Küsten hin immer mehr angebaut, be-

sonders durch die Missionen der portugiesischen Jesuiten; sie reichten bald bis an den Amazonenfluß, an dessen Ufern sich oft die Spanier und Portugiesen bekämpften. Von 1698 an ward Brasilien erst den Portugiesen recht wichtig; ein Zufall ließ in der Provinz Minas-Geraes große Schätze von Gold entdecken, an denen man später auch andere Gegenden reich fand. 1728 entdeckte man in demselben Sande, aus welchem man das Gold schied, auch Diamanten. Aber am wichtigsten für den portugiesischen Hof war Brasilien im J. 1807, als Napoleons Anmaßungen ihn nöthigten, sich dorthin zu flüchten. Dem Hofe folgten damals 11,000 Auswandernde und 15,000 Mann Truppen; die gesammte Flotte, worauf sie eingeschifft waren, kam im Febr. 1808 unter englischer Bedeckung in Brasilien an. Die Gegenwart der Regierung in der Haupt- und Residenzstadt Rio-Janeiro hat seitdem auf das Land den vortheilhaftesten Einfluß gehabt, und Handel, Gewerbe und Bildung gehoben. Die Vermählung des Kronprinzen mit einer österreichischen Prinzessin hat seit 1817 mehrere Deutsche dahin gezogen. Seit 1821 ist Lissabon wieder die Residenz des Hofes, der Kronprinz ist indeß bisher in Brasilien geblieben. (Vergl. Portugal und Südamerika.)

Bratsche, eine größere Geige, auf welcher der Tenor und Alt gespielt wird, daher man auch häufig die Vorzeichnungen Tenor oder Alt davor setzt. Der Name ist aus dem Italienischen Viola di braccio entstanden.

Brauen, Bierbrauen, ist das Geschäft, wodurch das Bier bereitet wird. Zuerst muß die Gerste oder der Waizen gemalzt werden (s. Malz), dann wird das Malz von den Keimen befreit, angefeuchtet und hernach grob geschrotet. Das Malzschrot wird mit weichem (natürlichem, oder in dessen Ermangelung, künstlich bereitetem) kalten Wasser eingerührt, dann mit siedendem Wasser angemengt, und in der Braupfanne gekocht, bis sich die Hülsen (Träber) absondern, und die Flüssigkeit hell wird, welche abgeschieden, die Würze heißt. Diese wird darauf in hölzernen Gefäßen, Kühlschiffen, Kühlfässern, abgekühlt, worauf die Hefe hinzugethan, und durch die Würze entweder zur schnellen Gährung, auf dem Gährbottich, wenn es Lagerbier, oder auf einzelnen Fässern, wenn es leichtes Bier werden soll, zur Gährung gebracht wird. Will man dem Biere die große, fast widerliche Süßigkeit benehmen, so wird die Würze vor der Abkühlung mit Hopfen abgekocht. Die Doppelbiere werden durch eine, vermöge der Gährung stärkere Entwickelung des Weingeistes erzeugt. Diese gründet sich auf die Verwandlung des Mehlstoffs der Körner in Zucker durch das Vermalzen. Wenn die Gährung vollendet ist, werden die Hefen, sowohl Ober- als Unterhefen, abgesondert, und zum weitern Gebrauch verwahrt, und das nun fertige Bier in die bestimmten Fässer gefüllt. Aus dem abgebrauten Meisch macht man durch nochmaliges Hinzuthun von Wasser das Nachbier, Dünnbier, Kofent.

Bräune (Angina), eine Krankheit bei Menschen und Thieren, die in Entzündung des Halses besteht. Sie ist jedoch verschieden nach dem Theile oder der Gegend des Halses, welche die Entzündung besonders ergreift. So kann der Sitz der Entzündung im Kehlkopfe und der Luftröhre sein, dann heißt die Krankheit auch Luftröhrenentzündung (Cynanche), von der eine eigne Art der Croup (s. d. Art.) ist; oder die Entzündung ist im Schlunde, eigentliche Hals- oder Schlundbräune (Angina pharyngea), oder an den zu beiden Seiten des innern Halses liegenden Drüsen, an den sogenannten Mandeln

(Angina tonsillaris), oder an der weichen Gaumendecke und dem sogenannten Zäpfchen (Angina uvularis). Die wesentlichen Zufälle der Bräune, welche freilich bei den verschiedenen Arten derselben von einander abweichen, sind: schmerzhafte Erschwerung des Schluckens, Sprechens und Athemholens, Trockenheit im Halse, die besonders nach jedem Schlafe sehr oft bis zum Gefühle von Ersticken zunimmt; Röthe und Geschwulst der innern Theile des Halses, wenn die Entzündung an einem, dem Blicke erreichbaren Theile, sitzt; veränderte Stimme; vermehrte Absonderung von Speichel und Schleim. Dazu gesellen sich noch mehrere Zufälle, theils von dazukommendem Fieber, theils von der Hemmung des Athemholens, der Verbreitung des Reizes auf die benachbarten Theile. Eine gefährliche Art dieser Krankheit kommt bei den Schweinen vor, und heißt das wilde Feuer.

Braunerz wird im Bergbau eine gewisse räuberische Erzart genannt; auch ein angeflogenes Wesen an dem Gesteine von braunröthlicher Farbe, welches für ein Zeichen der Nähe reichhaltiger Erze gehalten wird.

Braunschweig-Wolfenbüttel. Dieses Herzogthum besteht aus dem Fürstenthume Wolfenbüttel, dem Fürstenthume Blankenburg, dem Stiftsamte Walkenried, dem Amte Thedinghausen und dem Communion-Unterharze. Der Antheil des herzogl. Hauses am Unterharze ist durch den Tauschvertrag mit Hannover von 1788 bestimmt, und beträgt seitdem nur noch $\frac{3}{4}$ vom Rammelsberge, dem Iberge und der Saline Juliushall. Auf den Flächeninhalt der herzogl. braunschweigischen Staaten kommen 71 Q. M., wovon das Ackerland 542,000, die Wiesen, Weiden und Anger 446,000, die Holzungen 496,000, die Städte, Dörfer, Wege, Flüsse, Teiche und nicht urbaren Plätze, 97,000 braunsch. Morgen einnehmen. Der wolfenbüttelsche und schöningensche Bezirk haben den zum Ackerbau am meisten geeigneten Boden. Der Harz- und Weserbezirk sind weit gebirgiger und daher zum Kornbau weniger geeignet. Nur hie und da gibt es fruchtbare Aecker, unter welchen die Aue, das Odfeld, das Weser- und Leinthal sich auszeichnen. Das Hauptgebirge des Landes ist der Harz mit seinen Vorbergen: der Hube, dem Kühler und Hils. Die sämmtlichen Gebirge sind mit Laub- und Nadelholz besetzt. Von dem ungeheuren Waldbruche, dem von der Ohre durchströmten Drömling, kommt nur etwa $\frac{1}{3}$ auf den braunschweigischen Antheil. Unter den Flüssen sind die Weser, Aller, Leine, Oker und Fuse die vorzüglichsten, sie gehören sämmtlich zu dem Gebiete der Weser. Nur die unbedeutendern, die Ohre, Bode, Zorge und Wieda vereinigen sich mittelbar oder unmittelbar mit der Elbe. Das Klima überhaupt ist gesund, am mildesten in den beiden nördlichen Bezirken; weit rauher in den südlichen und im Blankenburgischen, wo die Kälte im Winter oft sehr heftig, und die Luft im Früh- und Spätjahre strenger, aber auch die Hitze im hohen Sommer, wenn die Sonnenstrahlen von den Gebirgen auf die Thäler zurückprallen, weit drückender als auf dem flachen Lande ist. Bei den Bundestags-Verhandlungen behuf Ausmittelung des Conscriptions-Fußes der deutschen Bundesmacht, ist die Bevölkerung, nach den neuesten Zählungen, zu 209,600 Seelen angegeben worden. Die große Volksmasse in den herzogl. braunschweigischen Staaten gehört ihrer Abstammung nach, zu den Sassen, unter welchen die Cherusker, Brukterer und Angrivarier die ersten Rollen spielten. Hermann der Cherusker war ein sassischer Fürst, und sein Allode lag an den Ufern der Weser. Hier ward auch auf dem

Idhtfelde (campus idistavisus) der Blutkampf mit jenem Drusus Germanicus gekämpft, den Tiber sandte, um Varus Niederlage in Teutoburgs Wäldern zu rächen. Durch Heinrich des Löwen Fall ward das große sassische Herzogthum zersplittert. Otto das Kind trug 1235 die herzogliche Würde auf seine Allodialländer über, und es entstand das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg, dessen Einwohner sich von nun an Braunschweiger nannten. Doch ist noch jetzt ihre Abstammung in Sitten nnd Gebräuchen, wie in dem Nachhall altsassischer Gesetze unverkennbar. Später sind Wenden eingewandert, von deren Abkunft sich noch Spuren in der Aussprache und in den Namen mancher Wohnsitze, als Wendezell, Wendeburg, Wendhausen erhalten haben. Das jetzige Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel, dessen Fürsten sich Herzoge zu Braunschweig-Lüneburg nennen, ward vor Jahrhunderten zusammengesetzt aus uralten Allodialbesitzungen des Hauses Welf-Este, und aus den Gütern mehrerer Dynasten. Die Alloden der Billunger und Brunonen längs der Gande und Oker, die der Nordheimer am Solling und der Leine, die der Süpplingenburger am Elm und Dorm, machten den Stamm. Hinzu kamen in der Folge durch Anfall, Erbschaft oder Waffengewalt, die Stammgüter der Grafen von Kattlenburg, Sommerschenburg, Eberstein, Dassel, Winzenburg, Assel, Warberg und Bartensleben. Das Fürstenthum wurde nach der Theilung im J. 1495 consolidirt. Die Besitzungen der Grafen von Blankenburg kamen durch Erbschaft gleichfalls an Braunschweig-Wolfenbüttel; aber ein Prozeß mit Preußen über die Grafschaft Reinstein fiel ungünstig aus. Das Ganze ward am 28. Oct. 1806, als erobertes Land für Napoleon in Besitz genommen, und nachher zum Königreiche Westphalen geschlagen, bis nach der Leipziger Befreiungsschlacht 1813, auch Braunschweig seinen Erbfürsten, Friedrich Wilhelm, am 22. Dec. wieder sah (s. pag. 25). Nach dem frühzeitigen Tode desselben 1815, übernahm der Prinz Regent, jetzige König von England, im Namen des ältesten, 1804 gebornen Prinzen die vormundschaftliche Regierung des Landes. Die ehemalige ständische Verfassung ist mit einigen zeitgemäßen Aenderungen und Erweiterungen wieder hergestellt worden. Das, leider sehr bedeutende und in der Minderjährigkeit wenig veränderte Landesschuldenwesen ist in der trefflichsten Ordnung; eine im J. 1814 contrahirte Anleihe von 150,000 Thlrn. ist bereits wieder abgetragen, so wie auch die von der Stadt Braunschweig auf das Land übernommenen, aus der westphälischen Zeit herrührenden Schloßbau-Schulden; die übrigen westphälischen Schulden sind zwar, der dabei obwaltenden besondern Umstände wegen, noch nicht anerkannt, und selbst in Rücksicht der ältern Landesschulden hat noch keine Rückzahlung angeordnet werden können, dennoch aber ist das Zutrauen, welches die Regierung genießt, so groß, daß wenigstens die 4 procentigen Landesobligationen, obgleich sie keine besondere Hypothek haben, für voll verkauft werden können. Die Zinsen werden übrigens, wie sich von selbst versteht pünktlich bezahlt. Braunschweig hat auf dem Bundestage, in Gemeinschaft mit Nassau, eine Gesammtstimme, und im Plenum für sich zwei Stimmen. Das Bundescontingent beträgt 2000 Mann. Getreide, Rübsamen, Flachs, Tabak, Cichorien, Hopfen, Färberöthe und Holz machen die bedeutendsten Gegenstände des Handels und der Fabriken aus. Aus dem Thierreiche zieht man Schafe, Schweine, Ziegen, Federvieh und Bienen hinlänglich für der Landesbewohner Bedarf. Fettes Rindvieh und Pferde werden zum Theil eingeführt. Die Wälder haben wilde Schweine, Edelhir-

sche, Rehe, Hasen, Auer-, Birk-, Reb- und Haselhühner, doch nimmt, weil kein Wild gehegt wird, die Jagd-Ausbeute eher ab als zu. Von Raubthieren kennt man hier nur die kleineren. Die Berggegenden liefern Eisen, Kupfer, Salz, Marmor, Steinkohlen, Porzellanerde, Glaserde und andere Gattungen von Mineralien. Der Rammelsberg gibt Silber, Kupfer, Blei, Arsenik, Vitriol und Schwefel, auch etwas Gold zur Ausbeute. Unter den Steinarten zeichnen sich die Emmerstedter Steine mit Diamantenglanz, die Achate, Jaspisse, Pseudokarniole, Bergkrystalle und Porphyre aus, die man auf dem Harzgebirge findet. Torf steht in den Sandgegenden der nördlichen Bezirke in großen Strecken; Steinkohlenbänke liegen unter dem Elme, Hilse und Ihdte. In Ansehung der Verarbeitung der Erzeugnisse sind besonders die Brauereien (Mumme) und Branntweinbrennereien, die Garnspinnerei (der verbreitetste Gewerbzweig im Lande), die Leinwand- und Ledermanufacturen, die Papier-, Seifen-, Tabak-, Salmiak-, Krapp- und Cichorienfabriken zu bemerken. Die braunschweigischen lackirten Waaren sind überall, auch im Auslande, berühmt. Das Fürstenberger Porzellan wird ebenfalls geschätzt. Die Seele und der Mittelpunkt des Handels ist die Hauptstadt Braunschweig. Auch fehlt es dem Lande nicht an gut erhaltenen Straßen zur Erleichterung und Bequemlichkeit des Handels.

Braunschweig, die Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, unter dem 52° 18′ nördl. Br. und dem 28° 15′ östl. Länge, an der Oker in einer angenehmen Gegend gelegen. Der Ursprung der Villa Brunswick, deren zuerst ums J. 1031 in Urkunden gedacht wird, reicht sicher bis in die Zeiten Heinrich des Städteerbauers hinauf. Eckbrecht I., welcher in jenen Gegenden die Schlösser Hohewort, Dankwerderode und Melwerode besaß, mag die Villa ausgebaut, und solche nach seinen Ahnherren (den Brunonen) benannt haben. Was Leibnitz und später Büsching von des Orts hohem Alter sagen, hat keinen historischen Beweis für sich. Brunswick lag als ein offener Ort unter den Mauern des Schlosses Dankwerderode, als Heinrich der Löwe zur Regierung gelangte. Diesem Fürsten hat der Ort seine Vergrößerung, seine Befestigung und sein städtisches Recht zu verdanken, womit der Name Dankwerderode aus der Geschichte verschwand, und an seine Stelle der von Braunschweig trat. Der Ort wuchs schnell empor unter den braunschweigischen Ottonen, trat bereits 1247 zur Hanse, wurde bald eine Quartierstadt derselben; von dieser Zeit an strebte er eine Reichsstadt zu werden, deshalb kaufte er von den Fürsten, wenn sie Geld bedurften, die Münze, den Zoll und fast alle Regalien in ihren Stadtmauern, und pfandweise die Gerichte Elch, Asseburg, Campen, Wendhausen und Neubrück, rings um die Stadt. Nur die Uneinigkeit in ihren eignen Mauern und die oftmals wiederholten Fehden zwischen dem Rathe und den Gilden hielten die Stadt ab, sich zur Reichsunmittelbarkeit zu erheben. Indessen schloß sie, nach einer blutigen Fehde mit Herzog Heinrich dem jüngern, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. einen vortheilhaften Frieden, welcher ihr eine gewisse Unabhängigkeit sicherte. Als aber im 17. Jahrh. die Hanse in Verfall gerieth, sank auch Braunschweig. Es war in eine zerstörende Schuldenlast gerathen, Rath und Bürgerschaft lagen gegen einander in steter Fehde, Herzog Rudolph August benutzte diese Schwäche, und die Stadt unterwarf sich 1671 dem Herzoge. Der Ort schien jetzt schnell wieder aufzublühen. Die verfallenen Messen wurden neu belebt, das fürstliche Schloß (der graue Hof)

und das große Schauspielhaus wurden erbaut. 1754 erklärte der Herzog Carl die Stadt, zur beständigen Residenz seines Hauses. Für ihre Verschönerung that sein Nachfolger Carl Wihelm Ferdinand noch weit mehr. Die Zeitumstände selbst vermehrten ihren Wohlstand außerordentlich, und in dem letzten Regierungsjahre des verewigten Helden, der bei Auerstädt fiel, wurden die Festungswerke der Stadt abgetragen, um schönen Anlagen Raum zu geben. Die Stadt, deren Umfang eine Stunde beträgt, ist in sechs Bezirke getheilt, die ihre Namen von den Hauptthoren haben. Ihre vorzüglichsten Plätze sind der Schloß- und der Burgplatz, der Hagen-, Aegidien-, Kohl- und Altstadtmarkt. Unter ihren Kirchen sind der von Heinrich dem Löwen erbaute Dom, die Martins-, Brüdern-, Katharinen- und Andreaskirche die vorzüglichsten. Unter den öffentlichen Gebäuden stechen hervor: das fürstliche Residenzschloß, das landschaftl. Haus, das Zeughaus, das Opernhaus, das Altstadtrathhaus oder der sogenannte Autorshof, jetzt zum Meßgebäude eingerichtet, das Neustadtrathhaus, das große Gewandhaus, das Zucht- und Werkhaus, das große Waisenhaus und das Armenkrankenhaus. Vor mancher größern Stadt genießt Braunschweig des Vortheils und der Bequemlichkeit trefflicher, mit großen Steinplatten geflasterter Fußwege, und eines Reichthums an Fluß- und Quellwasser. Die Bevölkerung betrug in 2845 Häusern, mit Einschluß des Militairs, zwischen 31 und 32,000 Seelen. Die Reformirten besitzen eine eigene Kirche, so auch die Römisch-katholischen. Die Juden haben ihre Synagoge. Das Museum von Kunstsachen und Antiken, als dessen Hauptzierde das berühmte sogenannte Mantuanische Onyx-Gefäß betrachtet wird, ist jetzt durch die größtentheils aus Paris zurückerhaltenen trefflichen Schildereien der ehemaligen salzdahlumschen Gallerie erweitert. Die Stadt besitzt in dem wieder hergestellten Collegio Carolino eine höhere Lehranstalt, die zwischen den sogenannten lateinischen Schulen und den Universitäten in der Mitte stehend, von ihrer ersten Stiftung durch Herzog Carl (1745) an, vermöge ihrer trefflichen Einrichtung und den ausgezeichneten Männern, die zu den Lehrstellen an derselben berufen wurden, nicht allein in Deutschland sondern auch im Auslande, besonders in England und Rußland, eines wohlverdienten guten Rufes sich erfreut hat. Außer diesem Collegio hat Braunschweig 2 Gymnasien, eine anatomisch-chirurgische Anstalt und mehrere trefflich eingerichtete Arbeitsschulen. Sie ist reich an milden Stiftungen; ausgezeichnet sind aber vorzüglich die treffliche, nach dem Muster der hamburgischen, neu eingerichtete Armenanstalt und das große Waisenhaus. Die Stadt hat Farben-, Wollen-, Garn-, Porzellan-, Papiertapeten-, Lakir-, Papier-Maché-, Tabak-, Salmiak- und 20 Cichorienfabriken.

Braunschweig (M. J. Leopold, Prinz von), königl. preuß. Generalmajor, der jüngste Sohn des Herzogs Carl von Braunschweig, geboren zu Wolfenbüttel 1752, wurde sehr sorgfältig erzogen und von dem bekannten Abt Jerusalem unterrichtet. Er studirte darauf zu Straßburg ein Jahr lang die militairischen und andere Wissenschaften, bereis'te unter Lessings Führung Italien, und trat 1776 als Chef eines Infanterieregiments, welches zu Frankfurt an der Oder in Garnison stand, in preußische Kriegsdienste. In dieser Stadt, die seit 1779, wo er aus dem kurzen baierischen Erbfolgekriege zurückkam, sein beständiger Aufenthaltsort war, erwarb er sich bald durch Menschenfreundlichkeit und eine seltene Herzensgüte, womit er einen durchdringenden Verstand und unermüdlichen Eifer für die Wissenschaf-

ten verband, die allgemeinste Verehrung. 1780 dankte es ihm Frankfurt fast allein, daß die Wasserfluth den Damm nicht durchbrach, und die Vorstadt gerettet wurde. Gleiche Thätigkeit zeigte er bei den öftern Feuersbrünsten, welche diese Stadt betrafen. Oft stieg er viele Treppen in Dachstuben hinauf, um Elende und Kranke, deren Noth er erfahren hatte, aufzusuchen; denn Menschenliebe war seine herrschende Leidenschaft. In ihrer Ausübung fand der edelmüthige Fürst seinen Tod, als er bei einer im Frühjahr 1785 eingetretenen Ueberschwemmung am 27 April den bedrängten Vorstädtern auf einem Kahne zu Hülfe eilen wollte. Sein Andenken lebt noch jetzt bei allen Deutschen, und die ihm gestifteten Denkmähler werden auch den folgenden Geschlechtern die Achtung und Verehrung bezeugen, die er sich während seines kurzen Lebens erworben hatte.

Braunschweig (Ludwig Ernst, Herzog von), dritter Sohn Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Lüneburg, war 1718 geboren und in kaiserliche Dienste, 1750 aber als Feldmarschall in die Dienste der Republik Holland getreten, seit 1759, während 7 Jahren, als Generalcapitain der Union und administrirender Vormund, Repräsentant des unmündigen Erbstatthalters, und hatte der Republik in dem langen Kriege der benachbarten See- und Landmächte seit 1754 die Neutralität erhalten. Zufolge der 1766 von dem Herzoge beschwornen Consultationsacte hatten ihn die Generalstaaten nach der Volljährigkeit des Erbstatthalters diesem als Rathgeber zur Seite gesetzt. Aber es gelang der sogenannten patriotischen Partei, gegen diesen Fürsten Verdacht bei dem Volke zu erregen, und man machte ihm selbst das Recht, seine Ankläger vor Gericht zu ziehen, streitig. Endlich überredete man sogar den Erbstatthalter, daß, wenn der Herzog freiwillig sich in sein Gouvernement nach Herzogenbusch begäbe, alle Unruhen sogleich aufhören würden. Der Herzog gab nach und zog sich am 24. Mai 1772 dorthin zurück. Allein, was er dem Erbstatthalter vorher gesagt hatte, traf nur zu bald ein: die Mißvergnügten griffen nun diesen an, ohne darum den Herzog außer Acht zu lassen. Er starb 1788. Schlözer hat in seiner meisterhaften Vertheidigungsschrift des Herzogs die Sache vor den Richterstuhl des Publikums gebracht. Indeß bleibt bei alle dem nicht zu leugnen, daß des Herzogs Hervorziehen des Adels und der Fürstensöhne im Militär vor den gebornen Holländern, der wahre Grund des Hasses der Magistratur-Geschlechter in den holländ. Städten, die er wenig bei der Municipalregierung anstellte und sie als Sinecuren Höflingen gab, gegen ihn war.

Braunschweig (Ferdinand, Herzog von), am 11. Jan. 1721 zu Braunschweig geboren, war der vierte Sohn Herzogs Ferdinand Albrecht, und wurde von seiner frühesten Jugend an für den Militärstand erzogen. In seinem 18. Jahre durchreis'te er Deutschland, Holland, Frankreich und Italien, und trat 1749 als Oberster und Chef eines Regiments in preußische Dienste. Die beiden ersten schlesischen Kriege waren für ihn eine Schule, in welcher er sich zum Anführer bildete. Nachdem er im Anfange des siebenjährigen oder dritten schlesischen Kriegs die Schlacht bei Prag zum Vortheil der Preußen entschieden und bei andern Gelegenheiten die glänzendsten Proben seines Heldenmuths und Feldherrntalents gegeben hatte, übertrug ihm der König, gegen das Ende des Jahres 1757, den Oberbefehl über das verbündete Heer in Westphalen, welchen er auch bis zum Ende des Kriegs behielt. Er entwickelte als Heerführer, stets einem ungleich

stärkern französischen Heere gegenüber, den ganzen Reichthum seines Talents, und bezeichnete seine Laufbahn mit Heldenthaten, die ihm einen bleibenden Ruhm in der Geschichte zusichern. Sein trefflicher Rathgeber war der zu wenig gekannte nachmalige Land-Drost von Westphalen, der als Amtmann zu Rendsburg im dänischen Staatsdienste starb. Ferdinand vertrieb die Franzosen aus Niedersachsen, Hessen und Westphalen, und siegte in zwei großen Schlachten bei Crefeld und Minden (s. den Art. siebenjähriger Krieg). Bald nach dem Frieden wurde er durch eine Spannung, die zwischen ihm und dem Könige entstand, bewogen, seinen Abschied zu nehmen. Seitdem lebte er abwechselnd in Braunschweig, oder in der Nähe davon, auf seinem Lustschlosse Vechelde, und widmete seine Muse hauptsächlich maurerischen Beschäftigungen, auf welche er auch dadurch, daß er für den Unterricht armer talentvoller Jünglinge sorgte, einen großen Theil seines Vermögens verwandte. Die rauhen Sitten des Krieges wichen in seinem Schlosse den sanftern Künsten des Friedens, und jedes wissenschaftliche und künstlerische Streben war sicher, in ihm einen Beschützer zu finden. Als solchen bewies er sich insbesondere gegen Mahler und Musiker. Dabei zeigte er die trefflichsten Eigenschaften des Herzens und eine unbegrenzte Wohlthätigkeit gegen Arme. Nur in zwei Stücken verdient er Tadel, einmal, daß er sich im Frieden von gehaltlosen Günstlingen leiten und mißbrauchen ließ, sodann, daß er sich zu sehr zum Ausländischen, besonders zu den Franzosen hinneigte, und dadurch auch seiner Seits das später über Deutschland gekommene Unglück vorbereitete. Er starb am 3. April 1792, von allen Menschenfreunden, besonders von den Armen, beweint.

Braunschweig (C. W. Ferdinand, regierender Herzog von), einer der verdienstvollsten, aber am Ende seines langen, thätigen und rühmlich angewandten Lebens einer der unglücklichsten deutschen Fürsten der neuern Zeit, war 1735 geboren, und der älteste Sohn des regierenden Herzogs Carl von Braunschweig und einer Schwester König Friedrich des Großen. Mit seinem siebenten Jahre wurde seine Erziehung dem Abt Jerusalem, damaligen Hofprediger zu Wolfenbüttel, übertragen; seit dem zwölften besuchte er unter Jerusalems Leitung das damals gestiftete Collegium Carolinum. Zum Führer hatte er den talentvollen, aber sehr unmoralischen Kammerherrn von Wittorf. Früh schon regte sich in ihm die Begierde nach Ruhm, welche durch die Thaten seines mütterlichen Oheims, Friedrichs II., immer lebendiger wurde. Der siebenjährige Krieg gab ihm die erste Gelegenheit, seine Talente zu zeigen und zu entwickeln. Beim Ausbruch desselben führte er die braunschweigischen Truppen zum Heere der Verbündeten, und bewies in der für sie unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck, am 28. Juli 1757, nach Friedrichs II. Urtheil, daß ihn die Natur zum Helden bestimmt habe, indem er eine von den Franzosen im Mittelpunkte des verbündeten Heeres genommene Batterie wieder eroberte. Am 23. Juni 1758 entschied er den Sieg bei Crefeld. Er nahm überhaupt an Allem, was die Armee unter seinem Oheim Ferdinand ausführte, den thätigsten Antheil; sein Name ward neben dem Namen Friedrichs, Heinrichs und Ferdinands in diesem Kriege mit Ruhm genannt, und Friedrichs Achtung gegen ihn stieg immer höher, wie aus dessen Geschichte des siebenjährigen Kriegs, und aus seiner Ode auf den Erbprinzen von Braunschweig genugsam erhellt. Nach Beendigung jenes Kriegs vermählte sich der Prinz 1764 mit der Prinzessin von Wallis, Auguste. Da er frühzeitig die wahre

Lage seines Vaterlandes kennen gelernt, und aus der steten Verlegenheit, in welcher sich sein Vater befunden, eine heilsame Lehre geschöpft hatte; so machte er sich, noch ehe er zur Regierung kam, die größte Sparsamkeit zur Pflicht, und lebte, meistens von Geschäften entfernt, nur den Wissenschaften und Künsten. 1773 trat er in preußische Kriegsdienste, ward General der Infanterie, hatte aber bei dem langen, durch den baierischen Erbfolgekrieg nur auf sehr kurze Zeit unterbrochenen Frieden keine Gelegenheit, seine kriegerischen Anlagen vollkommen auszubilden. Nach seines Vaters Tode (1780) trat er die Regierung mit Ernst und Thätigkeit an. Zuerst auf die nothwendige Verbesserung der Finanzen bedacht, beschränkte er seine Hofhaltung, sorgte für die Verminderung der Landesschulden, munterte den Ackerbau auf, beförderte die Freiheit des Handels, unternahm und unterstützte ansehnliche Bauten, und sorgte auch für das öffentliche Vergnügen, indem er z. B. unentgeldlich italienische Opern, Redouten und dergl. geben ließ. Doch hatte der Herzog das Unglück, oft bei dem besten Willen den beabsichtigten Endzweck entweder ganz zu verfehlen, oder nur theilweise zu erreichen. Dies war unter andern der Fall bei der beschlossenen Verbesserung des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung, zu welchem Zwecke er mit großen Kosten Gelehrte in seine Staaten zog, die, da jener Verbesserung unzählige Hindernisse in den Weg gelegt wurden, durch die Gehalte, die sie zogen, und für die sie keine Geschäfte hatten, dem Staate zur Last fielen. Schon sechs Jahre seiner Regierung waren verflossen, als er sich 1787 an die Spitze eines preußischen Heeres stellen mußte, um den holländischen Erbstatthalter in seine Rechte wieder einzusetzen. Die Leichtigkeit, mit welcher dieser sogenannte Feldzug beendigt wurde, erwarb dem Herzoge viel Ruhm, und vielleicht mehr als er verdiente. Man erwartete daher, als fünf Jahre nachher der französische Revolutionskrieg ausbrach, durch ihn eine eben so schnelle Beendigung desselben. Der Herzog erhielt den Oberbefehl über das österreichische und preußische Heer zugleich, und erließ unter dem 15. Jul. 1792 von Koblenz aus jenes berüchtigte Manifest, dessen drohender, hochfahrender Ton, nur Spott und Erbitterung erregen konnte, und einzig durch die Unerfahrenheit des Herzogs, und durch die falschen Vorspiegelungen der Ausgewanderten erklärlich ist. Der Herzog hatte den kühnen Plan, sogleich von Lothringen aus auf das, nur wenige Tagereisen von den französischen Grenzen entfernte Paris, loszugehn, ihm, wo möglich, die Zufuhr abzuschneiden, und dann durch Hunger zur Uebergabe zu bringen. Dem zufolge drangen die sämmtlichen deutschen Heere mit dem Anfange des Aug. gegen Lothringen vor. Schon am 23. August ergab sich Longwy; Verdün folgte am 2. Sept. nach. Allein der Eingang in die Champagne, durch steile Gebirge, enge Pässe und Wälder unwegsam und an sich unfruchtbar, mußte nothwendig die Zufuhr für das Heer von den Grenzen her erschweren. Ueberdieß stand den Verbündeten Dumouriez in seinem Lager bei St. Menehould entgegen, mit dem sie zwar täglich im Gefechte waren, der aber eine Hauptschlacht vermied, theils um Frankreichs Schicksal nicht in einer Schlacht aufs Spiel zu setzen, theils weil er voraussah, daß die Deutschen ohnehin durch Mangel und Krankheiten zum Rückzuge genöthigt werden würden. Wirklich stellten sich diese gefährlichen Feinde nur zubald ein. Daher suchte der Herzog, Dumouriez wider dessen Willen zu einer Schlacht zu nöthigen, indem er am 20 Septbr. einen Angriff auf das Corps unter Kellermann bei Valmy (s. d.) oder Suippe wagte. Allein die Fran-

zosen behaupteten ihre Stellung, und somit sahen sich die Deutschen schon zwei Tage darauf zu einem Waffenstillstande und am 29. Sept. zum Rückzuge aus der Champagne genöthigt. Da während dieses Rückzugs Custine Speier u. Worms, auch am 21. Oct. die Festung Mainz in seine Gewalt gebracht und darauf Frankfurt genommen, welches letztere jedoch schon am 2. Dec. von den Preußen und Hessen wieder erobert ward, so mußten nun alle Anstrengungen der Deutschen zunächst auf die Wiedereroberung jener Festung gerichtet sein. Der Herzog eröffnete daher 1793 gemeinschaftlich mit den Oestreichern, am Oberrheine den Feldzug, nahm am 7. März die Festung Königstein, eroberte Mainz am 22. Juli, und suchte die Eroberung der starken franzöſ. Festung Landau vorzubereiten. Die Franzosen unternahmen dagegen, am 14. Sept., einen allgemeinen Angriff von Straßburg bis Saarbrück gegen Wurmser und den Herzog, der an diesem Tage Gelegenheit hatte, mit Moreau bei Pirmasens im Darmstädtischen zu kämpfen, und ihm eine blutige Schlacht zu liefern. Die Franzosen wurden aus ihrem Lager bei Hornbach verdrängt, und genöthigt, sich an die Saar zurückzuziehen. Einen Monat später gelang es dem Herzog, gemeinschaftlich mit Wurmser, am 13. Oct., die berühmten weißenburger Linien zu erobern und auf diese Art, Landau näher zu kommen. Um bei der vorrückenden Jahreszeit noch einen festen Stützpunkt zu gewinnen, wagte der Herzog in der Nacht vom 16. auf den 17. Nov. einen Sturm auf das Bergschloß Bitsch, den Schlüssel zum vogesischen Gebirge, welcher die Straße von Landau, Pirmasens, Weißenburg und Straßburg vereinigt. Dieser Versuch mislang. Dagegen schlug er eine Abtheilung der franzöſ. Mosel-Armee unter Hoche, die, um Landau zu entsetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen suchte, vom 28. bis 30. Nov. in einer blutigen Schlacht bei Kaiserslautern. Allein die unaufhörlichen Angriffe, die Hoche und Pichegru, ohne Rücksicht auf ihren Menschenverlust, täglich unternahmen, und die Durchbrechung der österreichischen Linien, welche Pichegru am 22. Dec. bei Froschweiler an dem Mottar bewerkstelligte, nöthigten die Oesterreicher zum Rückzuge über den Rhein, wodurch zugleich der Rückzug des Herzogs bewirkt wurde, welcher, da sich bereits Misverständnisse zwischen Oesterreich und Preußen erhoben hatten, im Anfange des J. 1794 den Oberbefehl niederlegte, und Möllendorf zum Nachfolger erhielt. Bei gewohnter Thätigkeit arbeitete der Herzog jetzt von neuem für das Wohl seines Landes bis zu dem unglücklichen Jahre 1806. Sein berühmtes Schulden-Edict aus jener Zeit, ist als ein Muster für deutsche Fürsten zu rühmen. Bereits in das Greisenalter getreten, hätte er sich ohne Vorwurf von dem öffentlichen Schauplatz zurückziehen können; allein, weit entfernt, der Ruhe zu genießen, übernahm er jetzt Lasten, die seine Kräfte überstiegen. Noch zu Anfange des Jahres 1806 machte er in Auftrag des Königs von Preußen, eine Reise nach Petersburg, die auf den bald darauf mit Frankreich ausgebrochenen Krieg Bezug hatte. Nun erklärte Preußen an Frankreich den Krieg, und der Herzog trat als Oberbefehlshaber an die Spitze des preußischen Heers. Die physischen und moralischen Kräfte waren zu ungleich, das zeigte die Schlacht bei Jena und Auerstädt (s. d. Artikel), welche dem preußischen Staate den Untergang zu bringen schien. Der Herzog mußte verwundet sein väterliches Erbe verlassen, und beschloß sein Leben in Ottensen bei Altona am 10. Nov. 1806. Ein engherziges, nur nach dem Erfolge berechnendes Urtheil hat den Herzog bitter getadelt, das Commando gegen Buonaparte

übernommen zu haben. Allerdings verkannte er seine Kraft und lebte in einer Zeit, die längst vorüber war. Allein dieser Irrthum war bei ihm, dem Greise, wohl verzeihlich, und immer bleibt der Heldenmuth preiswürdig, womit er gegen den Despotismus ankämpfte, ging er auch in diesem ungleichen Kampfe unter. Was den Charakter des Herzogs als Regenten anbetrifft, so ist auch die Verläumdung bereit, die Verwaltung seines Landes für eine der glücklichsten zu erklären. Um gerecht zu sein, müssen wir aber bekennen, daß der Mangel an Einheit des Willens, der sich in den meisten Handlungen seines Lebens offenbarte, die Ursache manches von ihm verfehlten wohlthätigen Zwecks gewesen sein mag. Nicht minder spürten die Unterthanen des Herzogs, seine Liebe zu dem Ausländischen, besonders die in ihren nächsten und entfernten Folgen so verderbliche Hinneigung zu der französischen Nation, die ihm durch Friedrich II. eingeflößt worden war, auf eine sehr schmerzliche Weise.

Braunschweig (Friedrich Wilhelm, Herzog von), war der vierte und jüngste Sohn des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Geboren 1771, genoß er in der Folge mit seinem zweiten und dritten Bruder, die nur wenige Jahre älter waren, gleiche Erziehung, bis die militärische Laufbahn, für welche er bestimmt war, seinem Unterrichte eine besondere Richtung geben mußte. Von seinem Vater mit großer Zärtlichkeit geliebt und dennoch sehr hart behandelt, ward er 1786 vom Könige von Preußen zum Nachfolger seines Oheims, Friedrich Augusts, Herzog von Oels und Bernstadt, ernannt. Er ging jetzt nach Lausanne, blieb zwei Jahre in der Schweiz und wurde bei seiner Zurückkunft als Capitän bei einem preußischen Infanterieregiment angestellt. In dem 1790 ausgebrochenen Kriege gegen Frankreich focht er in den preuß. Heeren, ward zweimal verwundet und litt an diesen Wunden lange Zeit. Nach dem baseler Frieden erhielt er als Generalmajor ein Regiment, und verband sich darauf 1804 mit der Prinzessin Maria Elisabeth Wilhelmine von Baden. Aus dieser Ehe wurden 1804 und 1806 zwei Prinzen geboren, die noch leben. 1805 starb sein Oheim, und er wurde jetzt Herzog von Oels und Bernstadt. 1806 nahm er an dem gegen Frankreich ausgebrochenen Kriege mit allem Feuer, das die Unterdrückung Deutschlands und seines Vaters unglückliches Schicksal in ihm entflammte, Antheil. Er befand sich zuletzt bei demjenigen Corps, das unter Blücher stand, und ward mit demselben bei Lübeck gefangen. Durch den bereits im Sept. d. J. erfolgten Tod seines ältesten Bruders, des zwar verheiratheten, aber kinderlosen Erbprinzen, und durch die schon früher vom Vater eingeleitete Uebereinkunft zwischen ihm und seinen andern beiden Brüdern, die wegen unheilbarer Blindheit regierungsunfähig, übrigens auch nicht verheirathet waren, würde er nach dem Tode seines Vaters zur Nachfolge in der Regierung der braunschweigischen Lande gelangt sein, der tilsiter Friede und der Wille Buonaparte's verfügten es aber anders. Seit dieser Zeit lebte er eingezogen zu Bruchsal, wo ihm im April 1808 seine Gemahlin starb. 1809 beim Ausbruche des österreichisch-französischen Krieges warb er in Böhmen ein Freicorps. Bereits war Schill in Stralsund untergegangen, als der Herzog seine neue militairische Laufbahn durch einen Einfall in Sachsen eröffnete. Aber er mußte mit seinen schwarzen Husaren Dresden und Leipzig räumen, als der damalige König von Westphalen mit weit überlegener Truppenzahl ihm entgegen kam. Der Herzog und der österreichische General Am Ende zogen sich

von Dresden seitwärts nach dem Fränkischen zu, wohin die Oesterreicher unter Kienmayer aus Böhmen vorgedrungen waren. Auf den am 12. Juli bei Znaim geschlossenen Waffenstillstand räumten die Oesterreicher Dresden, das sie zum zweiten Male besetzt hatten abermals, und zogen sich über die böhmische Grenze zurück. Dahin folgte der Herzog aber ihnen nicht, sondern rückte, indem er dem Bündnisse des österreichischen Kaisers entsagte, mit seinem 1500 Mann starken Corps, worunter 700 Mann Cavallerie waren, von Altenburg gegen Leipzig vor. Nach einem kleinen Gefechte mit dem daselbst befindlichen wenigen Militär, setzte er sogleich seinen Marsch nach Halle fort, wo er am 27. Juli ankam. Er verweilte auch hier nicht, sondern traf schon am 30. Juli bei Halberstadt ein, wo an demselben Morgen der westphälische Oberst Wellingerode mit dem fünften Infanterieregimente eingerückt war. Obgleich dies Regiment dem Corps des Herzogs tapfern Widerstand leistete, so ward es dennoch endlich geschlagen, und der Oberst selbst gefangen. Nun wandte sich der Herzog nach Braunschweig, seiner Vaterstadt. Am 31. Juli traf er daselbst ein und bivouaquirte mit seinen Truppen auf den Wällen; er selbst brachte die Nacht, in einen Mantel gehüllt, auf Stroh gelagert zu. Er durfte sich keine Ruhe gestatten, denn von allen Seiten waren ihm seine Verfolger auf der Ferse. Der westphälische General Reubel zog 4000 Mann seiner Division bei Ohof in der Nähe von Braunschweig zusammen, der General Gratien war mit einer holländischen Division von Erfurt aufgebrochen, und der dänische General Ewald ging von Glückstadt ins Hannöversche über die Elbe, um diesen Strom zu decken. Am nächsten folgte Reubel dem Herzoge, und am 1. Aug. stießen Beide ganz in der Nähe von Braunschweig, bei dem Dorfe Oelper, auf einander und es entstand ein Gefecht (das eilfte seit seinem Aufbruche aus Sachsen), welches des Umstandes wegen merkwürdig in der Geschichte bleiben wird, weil ein Corps von beinahe 4000 Mann vor einem Häuflein Leute, das sich kaum auf 1500 belief, nicht allein zurückwich, sondern denselben auch gerade den Weg öffnete, auf dem sie allein entkommen konnten. Am 2. Aug. verließ der Herzog das trauernde Braunschweig, seine Vaterstadt; der Weg, den er einschlug, ließ vermuthen, daß er auf Celle gehen würde, wohin er auch von den westphälischen Truppen verfolgt wurde. Statt dessen aber ging er auf Hannover, wo er noch an demselben Tage einrückte, aber auch sogleich nach Nienburg weiter ging. Hier setzte er über die Weser, brach die Brücken hinter sich ab und marschirte an diesem Flusse hinunter. Am 4. Aug. kam er zu Hoya an, und eilte auf dem linken Weserufer weiter, während sich ein Theil seines Corps, um eine falsche Demonstration zu machen, nach Bremen wandte. Hier rückten am 5ten die schwarzen Husaren ein, besetzten die Thore, eilten aber gleich am folgenden Tage weiter. Unterdessen setzte der Herzog seinen Marsch durch das Oldenburgische fort. In Delmenhorst brachte er die Nacht vom 5. auf den 6. Aug zu, und es schien, als ob er Ostfriesland zu erreichen suche, um sich an dessen Küsten einzuschiffen. Unvermuthet aber ging er bei Huntebrück über den sich in die Weser ergießenden kleinen Strom, die Hunte, bemächtigte sich aller zu Elsfleth unthätig und größtentheils leer liegenden Handelsschiffe und Weserfahrzeuge, schiffte seine Mannschaft in der Nacht vom 6. auf den 7., mit Zurücklassung der Pferde, ein, und verschaffte sich mit Gewalt in dieser von Schiffern bewohnten Gegend die nöthigen Seeleute. Am 7. Morgens ging der Herzog selbst, mit aufgezogener englischer

Flagge, unter Segel, und schon am 8. landete er auf Helgoland, von wo er am 11. mit seinem Corps nach England absegelte. Das rettende Meer allein entzog ihn dem Untergange, denn schon am 7. Aug. rückte Reubel in Bremen ein, so wie sich die Vorhut desselben schon bei Huchting mit den zur Deckung der Einschiffung zurückgelassenen schwarzen Husaren schlug. Am 8. erschien Reubel selbst bei Elsfleth, das der Herzog am Tage zuvor verlassen hatte. In England wurde der Herzog mit seinem ganzen Corps, welches sogleich in englische Dienste überging und späterhin in Portugal und Spanien gebraucht wurde, mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommen, und er selbst erhielt vom Parlament eine jährliche Pension von 6000 Pf. Sterl., bis er am 22. Dec. 1813 als regierender Herzog in seine Erbstaaten zurückkehren konnte. Seine Gesinnungen als Mensch haben sich im Verlauf seines Lebens auf eine unzweideutige Art offenbart, und es charakterisirt ihn mit Recht die öffentliche Meinung als den offensten, freimüthigsten und rückhaltlosesten Fürsten seiner Zeit, der allen Formen einer täuschenden hinterlistigen Höflichkeit, schon von Jugend auf abgeneigt war. In seinem Erblande wollte er das Gute mit reinem Willen; aber er wollte es zu schnell, übersah darum die gewohnten Formen, stieß eben deßwegen überall an, und wurde bald eben so sehr verkannt, als man ihn mit unbeschreiblichem Jubel voll überschwenglicher Erwartungen, die er nicht erfüllen konnte, aufgenommen hatte. Er fand nichts, worauf er sich hätte stützen können in der ganz umgewandelten Landesverfassung. Einseitige Rathgeber, vielleicht mit gutem Willen, kamen hinzu, um ihn auf Abwege zu leiten. So wollte er säen und ernten zugleich. Daraus entstanden Misgriffe aller Art. Sein kriegerischer Geist und sein gesunder Verstand ließen ihn neue gefahrvolle Unternehmungen, von Seiten des großen Gewaltherrschers, ahnen. Die Vorliebe und die großen Anstrengungen, welche er, weit über die Kräfte des Landes und seine übernommenen Verpflichtungen hinaus, dem Militär widmete, sind aus dieser ihm eigenthümlichen Ansicht der Zeitverhältnisse vom J. 1814 u. 1815 erklärbar, und fallen keineswegs auf Rechnung eines kleinlichen Soldatenspiels. Aber die Finanzen schienen dadurch noch mehr zerrüttet zu werden; die verhaßten Steuern mußten fortdauern; die Zinsen der Landesschuld wurden nicht bezahlt. So ward er verkannt, mußte verkannt werden als Regent eines Landes, welches unter seines Vaters Scepter, bei ganz verschiedenen Weltverhältnissen, in Segen und Wohlstand blühete. Doch hatte er recht gesehen. Die Ereignisse des Jahrs 1815 riefen ihn wieder zu den Waffen. Er zog aus mit seinen Scharen und starb den schönen Heldentod am 16. Jun. 1815 (s. d. Art. Ligny und Waterloo), der ihm in jedes Deutschen Herzen ein unvergängliches Ehrendenkmal gestiftet hat. Eine ausführliche Biographie von ihm ist enthalten im 3. Hefte der Zeitgenossen.

Braunstein, das Erz eines eigenen Metalls, welches den Namen Braunsteinmetall führt, stahlgrau aussieht und sehr hart, spröde und strengflüssig ist. Kein anderes Metall zieht den Sauerstoff so leicht an, wie dieses. Es verkalkt sich schon an freier Luft sehr bald, und wird zu einem schwarzen Pulver. Gediegen findet es sich in der Natur sehr selten, vermischt aber kommt es häufig vor. Als Metall ist der Braunstein jetzt nur zu chemischen Versuchen gebraucht worden; als Erz hingegen dient er zu mancherlei Zwecken. Die Glasmacher nehmen ihn, um das weiße Glas reiner und heller zu machen; auch wird er zu amethystvioletten Gläsern und zu Porzellanfarben angewandt.

In der Arzneikunst ist er wichtig, weil er, für sich in den Destillirgefäßen erhitzt, unter allen bekannten Körpern den meisten Sauerstoff von sich gibt, vorzüglich durch Zusatz gleicher Theile Vitriolsäure; ferner, weil er die damit destillirte Salpetersäure am wohlfeilsten von der Vitriol- und Salzsäure reinigt; und endlich weil er die Salzsäure in den Stand setzt, sich mit dem Weingeiste am innigsten zu verbinden.

Brauwer (Hadrian), oder, wie man auch schreibt, Braur oder Brouwer, ein berühmter Mahler der niederländischen Schule, geboren 1608 zu Harlem, oder wahrscheinlicher zu Oudenarde, wo sein Vater ein gewöhnlicher Tapetenmaler war. Er führte eine sehr wüste Lebensart, aber von der Natur mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet, brachte er es dahin, daß seine Gemälde in ihrer Gattung zu den vorzüglichsten gehörten, und daß Rubens selbst ihn bewunderte. Brauwer war in Armuth geboren und erzogen, und dies hatte vielleicht Einfluß auf sein Betragen. Als Kind schon malte er allerlei Blumen und Vögel auf Mützen, die seine Mutter verkaufte. Franz Hals, ein geschickter Mahler, der des jungen Künstlers Talent erkannte und benutzen wollte, nahm ihn mit sich nach Harlem. Hier brachte Brauwer bei anstrengender Arbeit und schlechter Kost, seine meiste Zeit auf einer Dachkammer zu, wo er kleine Gemählde verfertigte, deren Werth er nicht kannte, und für die Franz Hals den Preis einstrich. Man führt aus dieser Periode zwei artige Bilder von ihm an, die fünf Sinne und die zwölf Monate. Er wollte sich endlich ein einträglicheres Leben verschaffen, und es gelang ihm, nach Amsterdam zu entfliehen, wo er zu seinem Erstaunen hörte, daß seine Werke gekannt und geschätzt wurden. Er gewann ansehnliche Summen, aber statt sich mit Eifer und Regelmäßigkeit der Kunst zu widmen, machte er das Wirthshaus zu seiner Werkstätte, und arbeitete nicht eher, als bis die Wirthin gewaltsam auf Bezahlung drang. Dabei aber trieb er seinen Eigensinn so weit, daß er das Gemählde, wofür er den geforderten Preis nicht erhielt, ins Feuer warf, und ein neues mit mehr Sorgfalt anfing. Als er während des niederländischen Krieges nach Antwerpen kam, sah man ihn hier für einen Spion an und brachte ihn auf die Citadelle. Er erklärte, daß er ein Mahler sei, berief sich auf den ebenfalls hier verhafteten Herzog von Aremberg, und mahlte, nachdem er auf dieses Fürsten Verwendung mit allem Nöthigen war versehen worden, die ihn bewachenden Soldaten, wie sie sich in den Wachstuben mit dem Spiele beschäftigten, mit so viel Kraft und Wahrheit, daß Rubens bei dem Anblick des Gemäldes ausrief: „das ist Brauwers Werk; nur ihm können diese Gegenstände gelingen!“ Rubens bewirkte seine Loslassung gegen Bürgschaft, kleidete ihn, und gab ihm Wohnung und Tisch. Brauwer aber, statt für diese Großmuth dankbar zu sein, entwich heimlich von seinem Wohlthäter, um in noch größere Ausschweifungen zu fallen. Er nahm seine Wohnung bei einem Bäcker, Craesbeke, der durch ihn ebenfalls zu einem geschickten Mahler gebildet wurde. Dieser Mann, der in seinen Neigungen mit Brauwer übereinstimmte, hatte eine hübsche Frau, und die Verbindung unter diesen drei Personen ward so innig und vertraut, und das dadurch gegebene Aergerniß so groß, daß sie genöthigt wurden, die Flucht zu nehmen. Brauwer war nach Paris gegangen, fand aber keine Arbeit und kehrte nach Antwerpen zurück, wo er 1640 im Hospital starb. Rubens, der nur der Talente Brauwers gedachte, ließ ihn ehrenvoll in der Karmeliterkirche beerdigen, und wurde nur durch den Tod daran gehindert, ihm noch außer-

dem ein Denkmahl zu setzen. Brauwer benutzte seine Zeit zu schlecht und starb zu früh, um viele Gemählde geliefert zu haben. Allen merkt man an, wie wenige Orte dieser Künstler besuchte; auch verstand er nicht, wie Teniers, unedeln Gegenständen die Mannichfaltigkeit zu geben, deren sie fähig sind. Dennoch werden seine Gemälde von den Liebhabern theuer bezahlt. Es möchte in der That schwer sein, in der Kraft und Harmonie der Farben, im geistreichen Gebrauch des Halbdunkels und in der Wahrheit des Ausdrucks mehr zu leisten.

Bravo, ein aus dem italienischen entlehntes Wort, dessen wir uns als Beifallsbezeugung bedienen. Auch bezeichnet man damit eine Art italienischer Banditen, Meuchelmörder für Geld.

Bravourarie, ist eine Arie, welche so gesetzt ist, daß der Sänger Gelegenheit hat, durch oft selbst eingeflochtene Verzierungen, Läufe, Sprünge ꝛc. seine Gesangfertigkeit an den Tag zu legen.

Brawe (Joach. Wilh. von), geboren zu Weißenfels 1738, gestorben 1758 zu Dresden, als er eben zum Regierungsrath in Merseburg ernannt worden war, gehört zu den ersten Trauerspieldichtern in Deutschland, welche durch ihre Werke den Weg zum Bessern bahnten. Als Fr. Nicolai bei der Stiftung der Bibliothek der schönen Wissenschaften einen Preis für das beste Trauerspiel, das man den Herausgebern einsenden würde, ausgesetzt hatte, trat auch Brawe unter die Bewerber. Cronegk erhielt den Preis, Brawes Freigeist aber, (ein bürgerliches Trauerspiel) ward dem Kodrus von jenen zunächst gestellt. Ehe er noch über dieses Stück das Urtheil der berliner Kritiker erfuhr, schrieb er seinen Brutus, ein heroisches Trauerspiel in fünffüßigen Jamben, in welchem besonders die für seine Zeit ungemeine Stärke und Kühnheit überraschten. Seiner Jugend muß man verzeihen, wenn er zuweilen in geschmückte Reden überströmt, mehr schimmert als erwärmt, mehr das Ohr als das Herz der Zuschauer erschüttert. Im Ganzen hat er mit beiden Stücken mehr gezeigt, was er bei längerem Leben würde geleistet haben, als daß er schon etwas Befriedigendes erreicht hätte. Indeß war, was er geleistet hat, doch von der Art, daß Lessing nicht verschmähte, Herausgeber davon zu sein.

Breccie, eine gemengte oder zusammengesetzte Steinart, die aus größern Stücken oder Brocken anderer Steine besteht, welche in die sandsteinartige Hauptmasse gleichsam eingebacken sind. Man hat Quarzbreccien, Porphyrbreccien u. dgl.

Brecher nennen die Schiffer schäumende, stark anschlagende Meereswellen in der Gegend von Klippen unter dem Wasser.

Brechung der Lichtstrahlen, Refraction, heißt die Ablenkung der Lichtstrahlen von ihrer Richtung, welche erfolgt, sobald sie aus einem durchsichtigen Mittel, in ein anderes von verschiedener Dichtigkeit übergehen. Auf dieser Eigenschaft der Lichtstrahlen beruhen alle Erscheinungen des Sehens durch durchsichtige Mittel, z. B. durch die verschiedenen Gläser, durch gefärbte und ungefärbte Flüssigkeiten, durch die Luft u. s. w. Die Wissenschaft, welche diese Erscheinung aus den Gesetzen der Strahlenbrechung erklären lehrt, heißt die Dioptrik (s. d. Art.) Es kommen dabei folgende Kunstausdrücke vor. Die Fläche, mit welcher zwei durchsichtige Mittel oder Materien an einander grenzen, und wo die Brechung geschieht, wird die Brechungsfläche genannt; die gerade Linie, welche senkrecht auf dieser Fläche, und zwar auf dem Punkte derselben steht, wo der Lichtstrahl auffällt, heißt das Einfallsloth. Der Winkel, welchen das Einfallsloth mit dem auffallenden Strahle

Digitized by Google

macht, führt den Namen Neigungswinkel; der Winkel des gebrochenen Strahls mit dem Einfallslothe ist der gebrochene Winkel, und der, welchen der einfallende und der gebrochene Strahl einschließen, der Brechungswinkel, welche Ausdrücke jedoch nicht von allen Physikern, in gleicher Bedeutung gebraucht werden. Folgende merkwürdige Naturgesetze hat die Erfahrung bei der Strahlenbrechung kennen gelehrt: 1. Geht ein Lichtstrahl aus einem dünneren in ein dichteres Mittel über, so wird er nach dem Einfallslothe zu gebrochen; der gebrochene Winkel ist kleiner als der Neigungswinkel, und das Verhältniß des Sinus des Einfallswinkels zum Sinus des Brechungswinkel bleibt dabei unverändert, diese beiden Winkel mögen groß oder klein sein; wird aber für jedes andre brechende Mittel wieder ein unveränderliches Anderes. 2. Ein Lichtstrahl, der aus einem dichteren in ein dünneres Mittel übergeht, wird von dem Einfallslothe ab- oder weggebrochen; der gebrochene Winkel wird allezeit größer als der Neigungswinkel; das Verhältniß des Sinus des Neigungswinkels zum Sinus des gebrochenen Winkels bleibt einerlei, und ist bei gleichen Mitteln das umgekehrte vom vorigen. 3. In beiden Fällen bleibt der gebrochene Strahl in der Brechungsebene. 4. Aus diesen Gesetzen der Brechung folgt von selbst, daß Lichtstrahlen, die nicht in schiefer, sondern senkrechter Richtung auf die Brechungsebene fallen, in unveränderter Richtung, als ungebrochen, fortgehen. Schon die Alten kannten die Erscheinung der Strahlenbrechung, vermochten jedoch nicht, wegen ihrer unrichtigen Vorstellungen vom Sehen und vom Lichte, die Ursache davon aufzufinden. Im 11. und nachher im 13. Jahrh. bemühte man sich, sie durch Vergleichung der Winkel aufzufinden, mußte aber dabei ebenfalls die Wahrheit verfehlen. Unter den später versuchten Erklärungsarten ist die Newtonische die befriedigendste Er leitete auf eine schon bei bloßem Nachdenken überaus sinnlich ansprechende Weise die Brechung, die der Lichtstrahl z. B. bei seinem Uebergange aus der dünnern Luft in das dichtere Wasser erfährt, und die Jeder beobachten kann, wenn er einen Stab ins Wasser taucht, der ihm nun gebrochen erscheinen wird, aus der stärkern Anziehung her, die das Wasser auf den Lichtstrahl ausübt. Auch versuchte Newton, das Brechungsverhältniß in verschiedenen Materien festzusetzen. Er glaubte, daß aus seinen Versuchen hervorgehe, daß sich die brechenden Kräfte (worunter er die Kräfte versteht, mit welchen das brechende Mittel den Strahl nach der Richtung des Einfallsloths zieht) ganz nahe, wie die Dichten des Körpers verhalten, außer daß durch Uebermaß brennbarer und öhlichter Theile die brechende Kraft verstärkt, durch Mangel derselben aber geschwächt werde. Diese Vermuthungen des unsterblichen Geometers haben in neueren Zeiten eine unerwartete Bestätigung erhalten. Er schloß aus der unverhältnißmäßig großen brechenden Kraft des Diamanten, daß derselbe ein verbrennlicher Körper sei (Adamas, sagt er, qui, ut probabile est, substantia est onctuosa coagulata) und wie bekannt hat die neuere Chemie ihn wirklich verbrennen gelehrt. Dergleichen Blitze großer Geister verdienen überall angeführt zu werden. Mehrere gemeine Erscheinungen haben in der Strahlenbrechung ihren Grund, z. B. warum ein auf dem Boden eines Bechers liegender Ring oder eine Münze, die dem Auge durch den Rand verdeckt sind, demselben bei unveränderter Richtung sichtbar werden, wenn man Wasser in den Becher gießt; warum ein Fisch im Wasser nicht an seiner wahren Stelle, sondern ungefähr um ein Viertel näher an der Oberfläche gesehen wird; warum Sterne

schon vor ihrem wirklichen Aufgange und noch nach ihrem wirklichen Untergange wahrgenommen werden u. s. w.

Brechungswinkel, s. den vorstehenden Artikel.

Bredow (Gabr. Gottfr.), preuß. Regierungsrath und Professor der Geschichte zu Breslau, war 1773 zu Berlin von armen Aeltern geboren, besuchte das Joachimsthalische Gymnasium unter Meierotto, der das aufstrebende Talent des Jünglings wahrnahm, und erhielt eine Freistelle. Er ging darauf nach Halle, wo er in das philologische Seminar unter Wolf trat, und bald die Theologie mit den Alterthumswissenschaften vertauschte. 1794 ward er Mitglied des von Gedike geleiteten Schullehrerseminars, und folgte 1796 der Einladung des trefflichen J. H. Voß nach Eutin, der bei der dortigen gelehrten Stadtschule den Unterricht der ersten Klasse mit ihm theilte. Hier gewann er neben den alten Dichtern und der Metrik das Studium der alten Erd- und Himmelskunde lieb, aus welchem sodann seine Untersuchungen über die alte Zeitrechnung hervorgingen. Bereits 1799 erschien sein später vervollkommnetes Handbuch der alten Geschichte, dem die Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie folgten. Nach Voß's Abgang übernahm er das Rectorat, ging aber 1804 als Professor der Geschichte nach Helmstädt. Hier eröffnete sich ihm ein weiterer Wirkungskreis. Er durchschaute die Lage des deutschen Vaterlandes und ganz Europa's, und stellte sie mit Kraft und Freimüthigkeit in seiner Chronik des neunzehnten Jahrhunderts dar. Aber schon beim 2ten Bande traten dem wahrheitsliebenden Patrioten so große Schwierigkeiten in den Weg, daß er die Fortsetzung des Werks an Venturini überließ und lieber zur alten Weltkunde zurückkehrte. Er faßte den Plan, von Homer bis auf die mittlern Zeiten herab, eine geschichtlich fortschreitende Darstellung aller geographischen Systeme zu liefern. Hiezu bedurfte er einer kritischen Berichtigung der kleinern griechischen Geographen. Den Stoff dafür zu sammeln, reisete er im Febr. 1807 nach Paris, wo er bis zum Herbst blieb, und eine reiche Ausbeute machte. Nach seiner Rückkehr verwickelten ihn seine Freimüthigkeit und sein Eifer, womit er in der Jugend den deutschen Sinn anzuregen suchte, bald in Untersuchungen und Unannehmlichkeiten. Gern folgte er daher 1809 einem Rufe nach Frankfurt an der Oder, und ging, als die Universität von dort nach Breslau verlegt wurde, schon 1811 dahin. Hier erkrankte er an einem unheilbaren Uebel und starb nach großen Leiden im Sept. 1814. In diese letzte Zeit fällt die Herausgabe seiner Epistolae Parisienses und seine schätzbare Schrift über Carl den Großen. Ihm gebührt der Ruhm eines wackern Lehrers, eines fleißigen, gründlichen und geistvollen Geschichtschreibers und eines wahren deutschen Patrioten.

Breisgau, eine ehemalige Landgrafschaft im südwestlichen Theile von Schwaben, meistentheils in der Nähe des Schwarzwaldes, einer der gesegnetsten und glücklichsten Landstriche Deutschlands. Ergiebige Nahrungszweige sind: in der Gebirgsgegend Holz- und Viehzucht, auf dem flachen Lande Wein- und Feldbau, außer allen Getreidegattungen, auch noch sehr viele Hanfpflanzung; ferner mehrere Silber-, Blei- und einige Eisengruben; es herrscht durchaus viel Gewerbfleiß, besonders aber in den Waldgegenden, wo vorzüglich die bekannten gemeinen hölzernen Uhren in großer Menge gefertigt, und durch ganz Europa, ja selbst nach Amerika geführt werden. Die landesherrlichen Einkünfte des ganzen Breisgau's, mit Einschluß der

dazu gezogenen ſogenannten vier Waldſtädte und ihrem Bezirk, werden ungefähr zu 300,000 Gulden angenommen. Die Volksmenge betrug mit der Ortenau, die 16,000 Einw. zählt, vor dem letzten franzöſ. Kriege 160,000 Seelen, in 17 Städten, 10 Flecken und 440 Dörfern. Der Hauptort war Freiburg. Das Breisgau war eine der älteſten Beſitzungen des Hauſes Habsburg. (Rudolph von Habsburg wurde auf dem Schloſſe Limburg geboren.) Seine Landesverfaſſung war mit jener der böhmiſch-öſterreichiſchen Erbſtaaten dieſelbe. Im Frieden zu Lüneville (9. Febr. 1801) wurde das Breisgau nebſt der Landvogtei Ortenau (zuſammen 60 Q. M.), mit Ausnahme des Frickthals (ſ. d. Art.), von Oeſterreich an den Herzog von Modena abgetreten. Nach deſſen Tode (Oct. 1803) erhielt es ſein Schwiegerſohn, der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, als Herzog von Breisgau; allein durch den presburger Frieden (1805) kam es an Baden, mit Ausſchluß eines Theils, welcher an Würtemberg fiel, nachher aber, gegen Entſchädigung, dem Großherzogthume Baden wieder einverleibt wurde.

Breite (geographiſche), heißt der Abſtand eines Orts auf der Erde vom Aequator, gemeſſen durch den zwiſchen dem Orte und dem Aequator enthaltenen Bogen eines Mittagskreiſes. Die geographiſche Breite iſt demnach entweder nördlich oder ſüdlich, je nachdem der Ort, vom Aequator der Erde aus gerechnet, nach dem Nord- oder Südpole hin liegt. Dieſe Breite iſt das Maß des Winkels, welchen die Scheitellinie des Orts mit der Ebene des Erdäquators macht. Nun trifft die verlängerte Scheitellinie am Himmel das Zenith des Orts, die verlängerte Ebene des Erdäquators aber den Aequator der Himmelskugel; mithin wird die Breite eines jeden Orts auch durch den Abſtand des Aequators am Himmel von dem Zenith, oder durch das Complement der Aequatorhöhe ausgedrückt. Da nun das Complement der Aequatorhöhe die Polhöhe genannt wird, ſo iſt die Breite eines Orts ſeiner Polhöhe gleich. Oerter im Aequator ſelbſt, haben, weil ihre beiden Pole im Horizont liegen, weder Breite noch Polhöhe. Auch kann die Breite eines Orts nie über 90 Grad betragen, weil die Polhöhe nie über 90 Grad ſteigen, d. h. weil der Pol höchſtens im Zenith ſelbſt liegen kann. Die Breiten dienen, nebſt den Längen (ſ. d. Art.) die Lage der Oerter auf der Erde gegen einander zu beſtimmen. Auf dieſer Beſtimmung beruht die ganze Geographie und die richtige Zeichnung der Landcharten. In der Aſtronomie ſpricht man von der Breite der Geſtirne, und verſteht darunter den Abſtand eines Geſtirns von der Ekliptik, welcher durch den zwiſchen der Ekliptik und dem Geſtirne enthaltenen Bogen eines auf der Ekliptik ſenkrecht ſtehenden größten Kreiſes gemeſſen wird. Man unterſcheidet auch hier nördliche und ſüdliche Breite. Ein Geſtirn in der Ekliptik hat gar keine Breite, mithin hat die Sonne nie eine Breite, die Planeten aber eine ſehr geringe. Auch die Breite eines Geſtirns kann nicht über 90 Grad betragen. Sie wird durch Beobachtung der geraden Aufſteigung und der Abweichung gefunden.

Breitinger (Joh. Jac.), Canonikus und Profeſſor der griechiſchen und hebräiſchen Sprache zu Zürich, ward daſelbſt 1701 geboren, und ſtarb ebendaſelbſt 1776. Nachdem er den alten Claſſikern ein unausgeſetztes Studium gewidmet hatte, fühlte er ſich unwiderſtehlich zur Philoſophie und Literatur hingezogen, wovon er in ſeinen Schriften damals Beweiſe gab. Jetzt entſtand zwiſchen ihm und Bodmer jene bekannte Verbindung, aus welcher die verſchiedenen Streit-

schriften gegen die sogenannte leipziger Schule, d. h. gegen Gottsched, Schwabe, Triller, Schönaich u. s. w., hervorgingen. Unstreitig trug diese seine Verbindung mit Bodmer, dem er an Genie, wiewohl nicht an Gelehrsamkeit, sehr nachstand, zu dem Rufe bei, den er auch in jenem Zeitraume sich erwarb, und dürfte im Allgemeinen über ihn das nämliche Urtheil zu fällen sein, wie über Bodmer (s. d. Art.). Uebrigens lobt man es an Breitinger, daß er weniger eitel und ruhmsüchtig als jener gewesen sei, und sich mehr für die Sache selbst, als für den Zweck, Aufsehen zu erregen, aufgeopfert habe. So sah es auch Breitinger ohne Neid und Eifersucht, daß ihm Bodmer fast immer vorgezogen wurde. 1730 gab er seine Bibel der Siebenzig in 4 Quartbänden, und zwar nach Grabs Edition, heraus, welche er durch eine alexandrinische und eine vaticanische Handschrift verbesserte, deren Varianten er mittheilte. Im folgenden J. ward ihm an dem Gymnasium zu Zürich eine Professur übertragen, und nun fing er an, auf eine Verbesserung des Schulunterrichts bedacht zu sein, und legte seine diesfallsigen Ideen in einer Dissertation: De eo quod nimium est in studio grammatico, dar. In Folge dieser lobenswerthen Bemühungen, und von den ersten Magistratspersonen der Stadt unterstützt, gelang es ihm auch, die beabsichtigte Aenderung auf dem Gymnasium zu Zürich zu bewirken. Allenthalben, wo er Keime von Genie und Talent fand, unterstützte und befeuerte er sie. Eben so thätig verwandte er sich auch für die Lehranstalten Zürichs, in welchen sich die Religionslehrer bildeten, und wurde Gründer der ascetischen Gesellschaft, welche noch besteht. Die vorzüglichsten Schriften Breitingers sind: Kritik der poetischen Kunst, 1740; De antiquissimo Turicensis bibliothecae graeco Psalmarum libro, epistola ad cardinalem Quirinum, 1748; mehrere Schriften, schweizerische Alterthümer betreffend; und Orationes solemnes, welche 1776 nach des Verfassers Tode herauskamen.

Breitkopf (Joh. Gottlob Immanuel), war im J. 1719 in Leipzig geboren, wo sein Vater (Bernhard Christoph) in demselben Jahre, mit einem sehr geringen Anfang eine Schriftgießerei, Buchdruckerei und Buchhandlung angelegt, und Alles glücklich hatte gedeihen sehen. Ungern gab dieser daher der Neigung des Sohnes nach, welcher sich ausschließlich den Wissenschaften widmen wollte. Nach einigen Jahren seiner akademischen Studien, in welchen er die Geschäfte seines Vaters mit betreiben helfen mußte, entschloß er sich plötzlich, auch noch Mathematik zu studiren, ohne dabei zu ahnen, zu welchen Erfindungen in seiner Kunst ihn der praktische Theil jener Wissenschaft führen würde. Es fielen ihm die Werke Albrecht Dürer's in die Hände, der bekanntlich die Figuren der Buchstaben mathematisch berechnet hat, um ihnen eine schöne Form zu geben. Hierauf fußend, machte er die Fortbildung und das Studium der Buchdruckerkunst, deren gelehrtester Kenner jener Zeit er wurde, zum Hauptgeschäft seines Lebens. Er fing eine allgemeine Aenderung mit den Schriften an, und ward dadurch der Wiederhersteller des guten Geschmacks in typographischer Schönheit für Deutschland. Als der Vorschlag häufig wiederholt wurde, die deutsche Schrift, die man für geschmacklos ansah, ganz abzuschaffen und dafür die geschmackvollere lateinische einzuführen, erklärte er sich mit Lebhaftigkeit dagegen, und legte auf das thätigste Hand an die Verschönerung der deutschen Schrift, der er das gothische Ansehn und die Ecken möglichst zu benehmen suchte. Diese Arbeiten beschäftigten ihn bis an seinen Tod, ohne daß ihn die Ergeb-

niſſe ganz befriedigen konnten. Daß er neben ſeinen Bemühungen um die Buchdruckerkunſt auch noch 1755 die Kunſt, Noten mit beweglichen Typen zu drucken, auf die Stufe der Vollkommenheit brachte, auf welcher ſie jetzt ſteht, iſt bekannt. Weniger bekannt, aber auch von weniger practiſchen Nutzen ſind ſeine Erfindungen, Landkarten, ſogar Bildniſſe und endlich chineſiſche Charactere, mit beweglichen Typen zuſammen zu ſetzen. Ob ihm gleich wegen der letzten Erfindung der Papſt Glück wünſchen ließ und die pariſer Akademie ihm ihren Beifall bezeigte, ſo ſind die von ihm dargeſtellten chineſiſchen Charactere doch ſo unvollkommen und ſo mißgeſtaltet, daß kein Chineſe ſie wiedererkennen würde, weßhalb auch nie davon Gebrauch gemacht worden; doch wäre dieſen Mängeln vielleicht abzuhelfen. Alle bisher aufgezählten Verbeſſerungen und Erfindungen beziehen ſich auf die Typen. Er ſuchte aber auch die Metallmaſſe zu den Typen zu verbeſſern, und ihr die möglichſte Härte zu geben. Außerdem erfand er nicht lange vor ſeinem Ende noch eine neue Methode, ſeinen Schmelzern und Gießern ihre Arbeit zu erleichtern. Auch an den Preſſen hat ſein nachdenkender Fleiß manches verbeſſert. Mit beſonderm Eifer ſtudirte Breitkopf die Geſchichte der Buchdruckerkunſt. Schon im J. 1774 gab er ein Werk heraus: Ueber die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt, und hierauf die vorläufige Anzeige der Geſchichte der Buchdruckerkunſt, deren Ausarbeitung ihn unabläſſig beſchäftigte, ohne daß er jedoch damit zu Stande kam. 1784 gab Breitkopf den erſten Theil eines Verſuchs heraus, den Urſprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzſchneidekunſt in Europa zu erforſchen. Dieſer erſte Theil, der nur die beiden erſten Gegenſtände abhandelt, iſt mit großer Vollſtändigkeit und Genauigkeit abgefaßt; das ganze Werk iſt unvollendet geblieben, wie denn der, 1801 von J. C. F. Roch, aus den hinterlaſſenen ſehr reichhaltigen, aber gänzlich ungeordneten Papieren des Verf. mit großer Mühe geſammelte und herausgegebene 2te Theil deſſelben, zwar ſehr ſchätzbare Beiträge zu einer Geſchichte der Holzſchneidekunſt, beſonders aber der Schreibekunſt ꝛc. enthält, und daher auch unter dem Titel: Beiträge zu einer Geſchichte der Schreibekunſt ꝛc., einzeln verkauft wird, übrigens aber, ſeiner Natur nach, ein ſehr unförmliches Ganzes bildet, da der Herausgeber geglaubt hat, nur das geben zu dürfen, was er bei Breitkopf fand, ohne an den flüchtig hingeworfenen Notizen, Gedanken ꝛc. etwas zu ändern, oder ihnen das Geringſte hinzuzufügen. 1793 gab er eine kleine Schrift auf 30 Seiten über Bibliographie und Bibliophilie heraus. Noch fing er in den letzten Tagen ſeines Lebens an, eine Buchdruckergeſchichte zu ſchreiben, aber ſeine ſinkende Geſundheit ließ ihn damit nur bis auf das ſiebente Capitel kommen. Er ſtarb 1794, und hinterließ eine der größten Buchdruckereien und Schriftgießereien. Außerdem folgte ihm der Ruf eines deutſchen Biedermanns im ganzen Umfange des Worts.

Bremen an der Weſer, im ehemaligen Erzbisthume, nachherigen (ſeit 1648) Herzogthume Bremen gelegen, ſeit dem Entſtehen der Hanſa eins der ausgezeichnetſten Mitglieder dieſes einſt mächtigen Städtebundes. Schon im 13ten Jahrh. hatten die Einwohner mancherlei Streitigkeiten mit ihren geiſtlichen Oberherren, als aber die Kirchenreformation eintrat, und die Stadt die lutheriſche Lehre annahm, ward der Erzbiſchof verjagt, und verurſachte zwar durch ſeine Klagen bei Kaiſer Carl V., daß nach der Schlacht bei Mühlberg Bremen (1547) belagert wurde; doch entſetzte Graf Mannsfeld mit Hülfe

Digitized by Google

der Hamburger die Stadt. Die Einführung der reformirten Lehre durch Albrecht Hardenberg, ward ſchon 1562 eine neue Quelle großer Unruhen in Bremen. Ein Theil des Magiſtrats entwich, und die reformirte Lehre behauptete ſeit jener Zeit die Oberhand. 1640 wurde die Stadt unter dem Widerſpruche des damaligen letzten Erzbiſchofs, zum Reichstage berufen, und erhielt Sitz und Stimme im reichsſtädtiſchen Collegium; da jedoch die Krone Schweden, durch den weſtphäliſchen Frieden Beſitzerin des ſäculariſirten, und in ein Herzogthum umgewandelten Erzſtiftes, die frühern Anſprüche des Biſchofs auf die Stadt nicht wollte fahren laſſen, ſo brachen die deshalb obwaltenden Streitigkeiten zu verſchiedenen Malen in offene Feindſeligkeiten aus, welche der Stadt in den Jahren 1654 und 1666 ernſtliche Angriffe und Belagerungen von Seiten der Schweden zuzogen, und obgleich beidemale die Sache durch Vermittelung beigelegt ward, ſo blieb doch die eigentliche Reichsfreiheit der Stadt unausgemacht. Erſt als Churbraunſchweig zum Beſitz des Herzogthums Bremen kam, geſtand es 1731 der Stadt die Reichsfreiheit zu; auch wurden durch Abtretung der Aemter Blumenthal und Neukirchen von der Stadt an Hannover die Irrungen wegen der ſchuldigen Contribution aus den vier bremer Gohen ausgeglichen. Zum Behuf des lutheriſchen Gottesdienſtes war ſeit 1639 der Dom eingeräumt und hing bis zum Frieden von Amiens von Hannover ab. Durch jenen Frieden kam er unter des Magiſtrats Botmäßigkeit. Bremen wird durch die Weſer in die Alt- und Neuſtadt getheilt; die Feſtungswerke ſind ſehr mittelmäßig und ſchon längſt durch Anlegung ſogenannter engliſcher Parthieen in öffentliche Spaziergänge verwandelt; die Bevölkerung ſchätzt man auf 40,000 Seelen in 5350 Häuſern. Die Altſtadt, weit größer als die Neuſtadt, iſt in vier Kirchſpiele oder Quartiere getheilt. In der Neuſtadt iſt nur eine Hauptpfarrkirche und in den Vorſtädten ſind zwei Töchterkirchen. Unter dem Chor der Domkirche, zu welcher ſich die Lutheraner halten, iſt der, wegen einiger darin befindlichen unverweſeten Körper, merkwürdige Bleikeller. Man findet in der Stadt ein Gymnaſium; auch iſt für den wiſſenſchaftlichen Unterricht das bremer Pädagogium merkwürdig. Der Magiſtrat, welcher faſt ganz reformirter Religion iſt, beſteht aus vier Bürgermeiſtern und 24 Rathsherren, und wird aus Gelehrten und Kaufleuten zuſammengeſetzt. Nur bei allgemein wichtigen Dingen, z. B. bei neuen Auflagen, wird die Wittheit (Wiſſenſchaft) zuſammenberufen, welche aus Aelterleuten und ſämmtlichen Schoß entrichtenden Bürgern beſteht. Der Magiſtrat behauptet die Unter- und Obergerichte, doch ſetzte bis zum Frieden von Amiens Hannover wegen des Herzogthums Bremen einen Stadtvogt, der gewiſſe Vorrechte hatte. Das ſtädtiſche Gebiet, $3\frac{1}{2}$ Q. M., mit 8000 Einw. in 1 Flecken und 35 Dörfern, beſteht aus vier Gohen (Gauen); auch gehört der Stadt der Hafen Vegeſack am Weſerſtrom. 1810 ward Bremen der Hauptort des franzöſiſchen Departements der Weſermündungen; aber das J. 1813 gab Bremen die Freiheit wieder. Der wiener Congreß hat Bremen, als freie Stadt in den deutſchen Bund aufgenommen; ſie hat in der Bundesverſammlung eine eigene Stimme im Plenum und mit den drei übrigen freien Städte gemeinſchaftlich eine Geſammtſtimme.

Brennbare Luft, ſ. Gasarten.

Brennglas heißt ein Linſenglas, welches die darauf fallenden Sonnenſtrahlen in einem ſo engen Raume vereinigt, daß ſie einen verbrennlichen Körper, auf welchen ſie fallen, wie Feuer entzünden. Ge-

meiniglich bedient man ſich zu Brenngläſern ſolcher Linſen, die auf beiden Seiten erhoben ſind, weil dieſe wegen ihrer kürzern Brennweite die Strahlen am ſtärkſten auf einen Punkt werfen. Die Wirkungen eines Brennglaſes ſind um ſo ſtärker, je größer ſeine Oberfläche und je kleiner ſein Brennraum iſt. Soll ein ſolches Glas ſeine gehörige Wirkung thun, ſo müſſen die Sonnenſtrahlen ſenkrecht darauf fallen, welches der Fall iſt, wenn das im Brennen entſtehende Sonnenbild völlig kreisrund erſcheint. Setzt man zwiſchen das Brennglas und ſeinen Brennraum noch ein zweites Linſenglas von einer kürzern Brennweite mit dem erſten in gleicher Richtung, ſo lenkt man die Sonnenſtrahlen noch weit mehr zuſammen und vereinigt ſie in einem viel engern Raum, wodurch die Wirkung ungemein verſtärkt wird. Dieſe zweite Linſe heißt das Collectivglas. Schon Griechen und Römer ſcheinen die Brenngläſer, oder doch denſelben ähnliche helldurchſichtige Steine gekannt zu haben. Am Ende des 13. Jahrh. wurden ſie bekannter, aber erſt am Ende des 17. ließ von Tſchirnhauſen die größten, aus einem Stücke beſtehenden Brenngläſer, welche man kennt, mit unglaublicher Mühe ſchleifen. Zwei davon, die ſich noch in Paris befinden, halten 33 Zoll im Durchmeſſer, und das Gewicht des einen beträgt 160 Pfund. Beide Gläſer wirken dem heftigſten Feuer gleich. Sie entzünden ſelbſt naſſes und hartes Holz im Augenblick, und bringen kaltes Waſſer in kleinen Gefäßen ſogleich zum Sieden; Metalle ſchmelzen und verglaſen ſie auf einer Porzellanplatte; Dachziegel, Schiefer und ähnliche Dinge glühen augenblicklich und verglaſen. Da indeß die Tſchirnhauſiſchen Gläſer nicht völlig rein ſind, wodurch die Wirkung beträchtlich vermindert wird: ſo unternahmen es 1774 Briſſon und Lavoiſier, zwei hohle, den Uhrgläſern ähnliche Linſengläſer zu einer Linſe zuſammenzuſetzen, deren innern Raum ſie mit einer durchſüchtigen Flüſſigkeit anfüllten. Hier laſſen ſich, bei ungleich geringern Koſten, viel leichter Blaſen und Adern vermeiden. Sie brachten auf dieſe Weiſe ein Brennglas von 4 Fuß Durchmeſſer zu Stande, deſſen größte Dicke in der Mitte 8 Zoll betrug, und welches ſchon für ſich viel ſtärker wirkte, als das Tſchirnhauſenſche Glas, mit einem Collectivglaſe verbunden aber die außerordentlichſten Wirkungen hervorbrachte. — Für die Chemie und Phyſik ſind die Verſuche mit großen Brenngläſern von Wichtigkeit. Uebrigens vermag das Brennglas, bei gleicher Oberfläche und gleicher Krümmung, dennoch weniger, als der Brennſpiegel, welcher mehr Licht zurückwirft, als das Glas durchläßt, eine kürzere Brennweite hat, und von der Farbenzerſtreuung frei iſt. Dagegen iſt das Brennglas, der Lage ſeines Brennpunkts wegen, der ſich hinter dem Glaſe befindet, weit bequemer. Der Brennpunkt (focus), iſt nicht ſowohl ein Punkt als ein Raum, ein Bild der Sonne, deſſen Durchmeſſer den 108ten Theil der Brennweite hat, und deſſen Mittelpunkt der eigentliche Brennpunkt iſt. In der höhern Größenlehre werden auch den Kegelſchnitten Brennpunkte beigelegt, weil z. B. die Parabel, Linien oder Lichtſtrahlen, welche parallel mit der Axe auf ſie fallen, durch Zurückwerfung genau in Einem Punkte derſelben vereinigt.

Brennſilber, iſt in Scheidewaſſer aufgelößtes und mit Salmiak vermiſchtes Silber, welches der Gürtler zum Verſilbern gebraucht.

Brennſpiegel ſind Spiegel, deren glatt polirte Oberfläche die auf ſie fallenden Sonnenſtrahlen in einer ſolchen Richtung zurückwirft, daß ſie ſich in einer Entfernung von dem Spiegel in einem engern Raum vereinigen, und auf Dinge, die man in dieſen Brennraum bringt,

Digitized by Google

wie das heftigste Feuer wirken. Hohlspiegel vereinigen die mit ihrer Axe parallel einfallenden Strahlen in enge Räume. Sphärische Hohlspiegel sind die gewöhnlichsten; man bedient sich aber auch der paraboliſchen, und selbst Planspiegel kann man wie Hohlspiegel brauchen, wenn mehrere derselben auf eine geschickte Weise vereinigt werden. Soll ein Brennspiegel die gehörige Wirkung thun, so muß seine Axe genau gegen den Mittelpunkt der Sonnenscheibe gerichtet werden. Dies ist der Fall, wenn das im Brennraume mit einer auf der Axe des Spiegels lothrechten Ebene aufgefangene Licht, eine völlig kreisrunde Scheibe bildet. Alsdann steht der Brennraum in gerader Linie zwischen der Sonne und dem Spiegel. Diese Lage des Brennraums macht die Versuche mit dem Brennspiegel unbequemer, als jene mit dem Brennglase, obschon die Wirkung des Spiegels, bei gleicher Fläche und Krümmung, etwa vier Mal stärker sind, als die Wirkungen des Brennglases. Schon die Alten sind damit bekannt gewesen, wie man aus mehreren ihrer hinterlassenen Schriften sieht. Daß Archimedes mit Brennspiegeln die Flotte des Marcellus bei der Belagerung von Syracus in Brand gesteckt habe, ist nach der Natur der Sache unmöglich; eher könnte man glauben, daß es durch eine Verbindung von Planspiegeln geschehen sei, wenn nicht die ganze Erzählung auch aus historischen Gründen zu verwerfen wäre. Daß sich mit letztern große Wirkungen in beträchtlichen Entfernungen hervorbringen lassen, haben Versuche gelehrt. Kircher stellte fünf Planspiegel von gleicher Größe auf ein Gerüst in solche Lage, daß sie die Strahlen auf eine hundert Fuß entfernte Stelle warfen, und erzeugte dadurch eine große Hitze. Buffon brachte 1747 eine Verbindung von 168 Planspiegeln zu Stande, deren jeder 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit war. Mit vierzig dieser Spiegel zündete er in einer Entfernung von 66 Fuß ein betheertes Büchenbret, und mit 128 Spiegeln in einer Entfernung von 150 Fuß, ein getheertes Bret von Tannenholz fast augenblicklich an. In einer Entfernung von 20 Fuß brachte er mit 45 Spiegeln eine große zinnerne Flasche, mit 117 Spiegeln kleine Stücke Geld zum Schmelzen. Nachher verbrannte er mit seiner Maschine Holz in einer Weite von 200, schmolz Zinn in einer Entfernung von 150, Blei in einer Entfernung von 130 und Silber in einer Entfernung von 60 Fuß. Im vorigen Jahrh. wurden unter andern in Italien mehrere große Brennspiegel verfertigt, wovon noch zwei zu Paris und Cassel übrig sind. Auch v. Tschirnhausen brachte 1687 einen zu Stande, der drei leipziger Ellen im Durchmesser und 2 Ellen Brennweite hat, und aus einer dünnen, sehr gut polirten Kupferplatte besteht. Er befindet sich gegenwärtig auf dem mathematischen Saale zu Dresden. Dieser Spiegel setzt Holz in Flammen, kocht und verdünstet Wasser, schmelzt 3 Zoll dickes Zinn und Blei, verglaset Ziegel, Knochen u. dgl. Es ist übrigens nicht gerade nöthig, Metall zu den Brennspiegeln zu nehmen. Auch Holz, Pappe, Glas und andere Materien sind dazu dienlich; es versteht sich, daß die Oberfläche polirt sein muß.

Brennstoff, Phlogiston, nannte man in der ältern oder Stahlschen Naturlehre und Scheidekunst einen gewissen feinen brennbaren Stoff, welchen man in allen Körpern annahm, und durch dessen Dasein man das Verbrennen derselben erklärte. Von den neuern Naturlehrern ist sein Dasein vollkommen widerlegt worden. Daher heißen diese Antiphlogistiker, jene hingegen Phlogistiker. (S. Chemie.)

Brennus war der Name mehrerer gallischen Feldherren und bezeichnete eigentlich ihre Würde. Nicht unwahrscheinlich ist seine Ab-

leitung von dem celtischen Worte Brenn, Oberhaupt. Ein berühmter Anführer der Senonen, einer gallischen Völkerschaft, der unter dieser allgemeinen Benennung aufgeführt wird, fiel um das Jahr der Stadt Rom 360, in Italien ein. Der Anlaß davon war folgender. Ein Hetrurier, Arunx, der bei einem Streite mit seinem Mündel in Rom kein Recht gefunden hatte, wandte sich an die Senonen, um durch sie an seinem ungerechten Vaterlande Rache zu nehmen. Gereizt durch die lockende Beschreibung von dem Ueberflusse Hetruriens, machten jene sich auf, und eroberten in Kurzem Alles von Ravenna bis Picenum. Darauf belagerten sie Clusium, dessen Einwohner Gesandte nach Rom schickten und um Hülfe baten. Die Römer ließen auch durch drei Brüder aus der Familie der Fabier dem Brennus Vorstellungen wegen der Unrechtmäßigkeit seines Angriffs thun. Brennus antwortete darauf mit Trotz, daß er sein Recht auf sein Schwert gründe, nach dem Beispiel der Römer selbst. Dieser Uebermuth entrüstete die Fabier. Sie begaben sich in die Stadt, unter dem Schein einzuleitender Unterhandlungen, ermunterten die Einwohner zu Muth und Ausdauer und versprachen ihnen Hülfe. Ja sie stellten sich bei einem Ausfalle selbst an die Spitze der Clusier. Brennus beschloß, diese Treulosigkeit zu rächen, und zog, die Belagerung von Clusium aufhebend, gegen Rom, nachdem er zuvor die Auslieferung der Fabier vergeblich gefodert hatte. Diese wurden vielmehr zu Kriegstribunen ernannt, und rückten mit 40,000 Mann dem Feinde entgegen. Am Flusse Allia, unweit Rom, kam es zur Schlacht; die Römer erlitten eine völlige Niederlage, und Brennus besetzte die von Einwohnern verlassene Stadt. Nur das Capitol war mit einer Besatzung versehen worden, und einige vierzig Greise, ehrwürdige Priester, Consularen und Feldherren, hatten sich entschlossen, in der Stadt zu bleiben, und durch ihren Tod den unterirdischen Göttern ein Opfer zu bringen. In ihren priesterlichen, consularischen und Triumphgewändern setzten sie sich als festlich geschmückte Opfer auf ihre obrigkeitlichen Stühle mitten auf den Markt, und erwarteten den Tod. Als Brennus auf den Markt kam, setzte ihn der ehrfurchtgebietende Anblick jener Männer, welche mit Fassung und Stillschweigen den Feind ankommen sahen, in Erstaunen. Man hielt sie für Bildsäulen oder Gottheiten, und scheute sich, ihnen nahe zu kommen. Endlich ermannte sich ein Gallier, ging auf den M. Papirius zu, und faßte ihn bei dem Bart. Dieser hob seinen elfenbeinernen Stab gegen den Uebermüthigen, und gab ihm einen Schlag. Darüber geriethen die Gallier in Wuth, und opferten alle jene ehrwürdigen Greise ihrer Rache. Rom ward geplündert, und was von Einwohnern sich noch in den Häusern fand, ohne Erbarmung niedergehauen. Brennus bestürmte hierauf das Capitol, und da er mit Verlust zurückgeschlagen wurde, steckte er zur Rache die Stadt in Brand, zerstörte die Tempel und Mauern, und machte alles dem Erdboden gleich. Das Capitol aber war so fest, daß er den Plan aufgab, es mit Gewalt zu erobern. Er beschloß, es auszuhungern, und schickte indessen Streifparteien aus, das platte Land zu plündern, und Brandschatzungen von den benachbarten Städten einzutreiben. Eine solche Partei erschien auch vor Ardea, dem Verbannungsorte des tapfern Camillus. Dieser edle Patriot beredete den Rath von Ardea, die Stadt zu vertheidigen, machte einen nächtlichen Ueberfall, und richtete ein fürchterliches Blutbad unter den Belagerern an. Durch diesen Sieg, ward der Muth der aus der Stadt

entflohenen Römer neu belebt; sie sammelten sich, 40,000 Mann stark, erwählten Camillus zu ihrem Feldherrn, und der Senat, in geheim davon benachrichtigt, ernannte ihn zum Dictator. Indeß war die Besatzung im Capitol in harter Bedrängniß. Brennus versuchte einst in der Nacht einen Ueberfall, der gelungen sein würde, wenn nicht die der Juno geheiligten Gänse durch ihr Geschrei die Römer geweckt und die Gallier verrathen hätten. Der ehemalige Consul Manlius machte zuerst Lärm unter der Besatzung, worauf die Gallier zurückgetrieben wurden. Da man im Capitol weder von der Annäherung des Camillus, noch von dem Mangel der Gallier etwas wußte, denen jener die Zufuhr abgeschnitten hatte, war man zu einem Vergleiche geneigt, der auch zu Stande kam. Brennus versprach für ein Lösegeld von 100 Pfund Goldes die Belagerung aufzuheben und das römische Gebiet zu verlassen. Das Gold ward herbeigeschafft und dargewogen, aber die Gallier bedienten sich dazu unrichtigen Gewichts und als sich darüber die Römer beklagten, warf Brennus mit den Worten: „Wehe den Besiegten!" sein Schwert noch zu dem Gewicht in die Schale. Schon waren die Römer willens, diese Ungerechtigkeit zu dulden, als Camillus noch zu rechter Zeit mit seinem Heere herbeieilte, und den Vergleich für nichtig erklärte. Es kam zum Treffen, nach einem kleinen Verlust zogen sich die Gallier zurück, und räumten in der Nacht ihr Lager. Camillus folgte ihnen am andern Tage, und schlug sie. Was von den Galliern entkam, wurde von den Einwohnern des Landes niedergehauen, und Keiner erreichte sein Vaterland wieder. — Ein anderer Brennus fiel als Anführer der Gallier, ungefähr 100 Jahre später, mit einem ungeheuren Heere (150,000 zu Fuß und 30 bis 40,000 zu Pferde) in Macedonien ein, schlug den Sosisthenes, durchzog Thessalien und Griechenland, und ging nach Delphi, wo er Stadt und Tempel plünderte, oder plündern wollte: denn nach der Erzählung Mehrerer erhob sich ein fürchterlicher Sturm; Gewitter und Erdbeben gesellten sich dazu, um die Götter zu rächen; ein griechisches Heer rückte heran, und die Niederlage der Gallier war allgemein; Brennus tödtete sich selbst.

Bresche ist die Oeffnung oder der Weg, den der Belagerer in den Festungswall macht, um in die Festung eindringen zu können. Man muß sie daher dahin legen, wo die wenigste Vertheidigung ist, d. i. in den Gesichtslinien, und muß mit einer großen Fronte hinaufmarschiren können. Gewöhnlich wird, um den Widerstand der Belagerten zu theilen, in die an der Fronte liegenden Gesichtslinien der beiden angegriffenen Bollwerke und in die Ravelinface Bresche gelegt. Dies geschieht mit schwerem Geschütz, und nur da, wo die Kanonen nicht hinreichen, mittelst der Mine. — **Bresche-Batterie**, s. **Batterie**. — Practicabel, gangbar, heißt die Bresche, wenn sie so groß ist, daß sie bei einem Sturme einen glücklichen Erfolg hoffen läßt. Dieß ist nach der allgemeinen Annahme der Fall, wenn sie für 14 Mann in der Linie gangbar ist. Doch kann sie auch oft bei weit geringerer, ja bei der Hälfte dieser Breite vortheilhaft benutzt werden.

Breslau, die Hauptstadt von Schlesien, am Einflusse der Ohlau in die Oder, mit gegenwärtig weit über 70,000 Einw., worunter mehr als 4000 Juden. Eine der ansehnlichsten und bedeutendsten Städte des preußischen Staats, vorzüglich auch als Hauptstadt und Centralpunkt einer Provinz von 2 Millionen Einwohnern, die, auch vermöge ihrer geographischen Lage noch immer manche Eigenthümlich-

keit, ja eine gewisse Abgeschlossenheit bewahrt. Breslau ist der Sitz des commandirenden Generals wie des Ober-Präsidenten von Schlesien, einer Regierung, eines Oberlandesgerichts u. s. w. Die ehemals hier bestandene katholische Universität, die, 1702 von Kaiser Leopold I. gestiftet, im Besitz der Jesuiten war und nur zwei Facultäten hatte, ist seit der 1811 geschehenen Vereinigung mit der von Frankfurt a. d. O. dahin verlegten protestantischen, eine wahre Universität im deutschen Sinne geworden, und zählt gegenwärtig (1822) gegen 600 Studenten. Trotz der, bis auf 2, aufgehobenen Klöster beträgt die Zahl der katholischen Kirchen noch über 20, von denen die Cathedralkirche zu St. Johann auf der Dominsel, der Sitz des Bischofs von Breslau ist. Unter 84 Lehranstalten sind 4 bedeutende und zahlreich besuchte Gymnasien, 2 lutherische, 1 reformirtes und 1 katholisches; unter den Bibliotheken ist vorzüglich die Königliche und Universitäts-Bibliothek (Central-Bibliothek) und die der Stadt gehörige Rhedigersche (letztere besonders wegen ihres Reichthums an Handschriften) zu merken. Von den vielfachen wissenschaftlichen Anstalten und Vereinen nennen wir nur die schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur, welche sich seit einigen Jahren, besonders durch die Aufmunterung und Unterstützung, welche sie der zeichnenden Kunst und der Technik angedeihen läßt, sehr verdient macht. Die Stadt besitzt, vorzüglich in ihrem Rathhause und der auf der Sandinsel gelegenen Kreuzkirche herrliche Denkmäler älterer deutscher Baukunst, und bewahrt an öffentlichen Orten wie in Privatsammlungen manche vorzügliche Werke der bildenden Kunst. Für den Genuß der dramatischen ist durch ein stehendes Theater gesorgt. Breslau treibt bedeutenden Handel, allein er ist durch die neueren Alles umgestaltenden Zeitverhältnisse außerordentlich gesunken. Indeß sind die 2 alljährlich hier gehaltenen Wollmärkte sehr ansehnlich, und werden von weit her zahlreich besucht. Unter den Schicksalen, welche die Stadt in der neueren Zeit erfuhr, muß wegen des großen und dauernden Einflusses, die Belagerung hervorgehoben werden, welche sie 1806 und 7 von den Franzosen und Rheinbundstruppen erlitt; denn nach erfolgter Einnahme fingen die Franzosen an die Festungswerke zu zerstören, woran sich denn in der Folge die gänzliche Schleifung derselben anschloß. Dadurch hat die Stadt in mehrfacher Hinsicht erstaunlich gewonnen, und durch die an der Stelle der weitläufigen Werke entstandenen Spaziergänge und neuen Gebäude eine gegen ehedem kaum mehr kenntliche Gestalt erhalten.

Brest, eine wohlbefestigte Stadt im ehemaligen Bretagne, jetzt der Hauptort eines Bezirks im Departement Finisterre, mit 27,865 E. in 2600 Häus. Der Card. Richelieu erhob sie 1631 zu einer Stadt und zu dem wichtigen Seeplatze, der sie jetzt ist. Sie hat den besten Kriegshafen in Frankreich, mit einer Rhede, auf welcher 500 Kriegsschiffe sicher liegen können. Ferner sind hier zu bemerken die Seearsenäle, die Schifffahrt-, die Schiffbauschule, eine Schule des Seeingenieurcorps u. s. w. Hier liegt ein bedeutender Theil der französischen Seemacht. Die Fischereien sind sehr beträchtlich, besonders der Sardellenfang. Am 1. Juni 1794 ward bei Brest die französische Flotte von den Engländern unter Howe geschlagen, welcher ihr 6 Linienschiffe abnahm und ein siebentes versenkte.

Breteuil (L. A. Le Tonnelier, Baron von), geb. 1733, ein in den Annalen der französischen Diplomatie merkwürdiger Mann. Er

war anfangs als bevollmächtigter Minister bei dem Churfürsten von Cöln, dann am russischen Hof, hierauf nach und nach als Botschafter in Schweden, Holland, Neapel, zu Wien und auf dem Congreß zu Teschen. Hauptsächlich von seiner Gesandtschaft in Wien, kann man seine Anhänglichkeit an die Königin Marie Antoinette rechnen. Als Minister und Staatssecretair war er ein eifriger Vertheidiger der Monarchie; er galt daher für einen der erklärtesten Revolutionsgegner. Nach dem 14. Juli entging er durch eine schleunige Flucht dem Schicksale Foulons. 1790 übertrug ihm Ludwig XVI. einige geheime Unterhandlungen mit den vorzüglichsten nordischen Höfen. Der Convent ließ einen Anklagebeschluß gegen ihn ergehen. Man findet in der Geschichte der Revolution von Bertrand de Moleville schätzbare Belehrungen über seine letzten diplomatischen Arbeiten. 1802 kehrte er mit Genehmigung der Regierung nach Frankreich zurück, und starb 1807 zu Paris.

Bretzner (Christoph), geb. zu Leipzig 1748, gest. daselbst 1807. Er war Kaufmann und zuletzt Mitglied einer Handlung in Leipzig, welcher er mit Pünktlichkeit und Eifer vorstand, so daß nur seine Nebenstunden der Poesie gewidmet waren, welche ihn doch so sehr anzog. Dieser Ursache muß man es zuschreiben, daß er in seinen Werken uns mehr seine Anlagen als Vollendung gezeigt hat. Sein komisches Talent war nicht gering, allein sein Dialog ist öfters unbeholfen und steif, und sein Witz fällt zuweilen ins Gemeine. Was auf dem Theater Wirkung thut, kannte er ziemlich genau, allein er machte sich dabei auch zu sehr vom Schauspielerurtheil und Behagen abhängig, denen das Mittelmäßige oft willkommener ist, als das Vollendete. Als Operndichter kann man ihn unter die bessern zählen, und auch sein Roman: Leben eines Lüderlichen, wozu ihm Hogarths und Chodowiecky's Zeichnungen als Leitfaden dienten, ist nicht ohne Verdienst. Die Anzahl seiner dramatischen Stücke, unter denen besonders die Entführung aus dem Serail durch Mozarts Musik berühmt geworden, ist bedeutend.

Breugel (Peter), ein Mahler, geb. 1510 in einem Dorfe bei Breda, studirte unter zwei Lehrern, bereisete hierauf Frankreich und Italien und zeichnete viel nach der Natur, besonders in den Alpen. Da er nach der Art des Hieronymus von Bosch etwas Comisches in seine Zusammenstellungen legte, nannte man ihn Peter den Drolligen. 1551 ward er Mitglied der Akademie zu Antwerpen. Kirchweihfeste und Bauernhochzeiten waren seine Lieblingsgegenstände, und er mischte sich, um die Natur genau zu studiren, oft verkleidet unter die Landleute. Er starb zu Brüssel 1570, und hinterließ zwei Söhne, welche man den Höllen-Breugel und den sammetnen nannte. Jener mahlte mit Vorliebe Hexen- und Räuberscenen. Auch hat man von ihm einen Orpheus in der Unterwelt, und die Versuchung des heiligen Antonius. Der sammetne Breugel (Johann) hatte den Namen von seiner Kleidertracht. Er behandelte edlere Gegenstände als sein Vater, und nicht so schwarze wie sein Bruder. Sehr reizend sind seine Landschaften. Sein Adam und Eva im Paradiese, ehemals im Museum Napoleon, gilt für sein Meisterstück. Er war gegen 1568 geboren und starb gegen 1642.

Breve ist ein päpstliches Schreiben an einen König, Fürsten, eine Regierung oder Obrigkeit in Sachen, welche das gemeine Wesen betreffen. Diejenigen Brevia, welche die Datarii oder Secretarii

ausgefertigt, und welche Rescripte, Depeschen, Concessionen, Befehle u. s. w. sind, werden auf Pergament geschrieben und mit dem Fischerringe in rothem Wachs besiegelt. Die an Fürsten und Bischöfe gerichteten Hirtenbreven sind ohne Siegel. Sie haben den Namen von ihrer Kürze in den Formalien, da sie ohne Eingangsformel mit dem Namen des Papstes und den Worten anfangen: Dilecto Filio salutem et Apostolicam Benedictionem.

Brevier, das Taschenbuch der katholischen Geistlichen, welches gewisse Texte aus der Bibel auf jeden Tag, nebst Gebeten und Liedern enthält, die jeder Geistliche täglich zu lesen verbunden ist.

Breyhan, eine bekannte Sorte Bier, nach dem Erfinder, Cord Breyhan, welcher es 1526 zu Hannover zuerst braute, so genannt.

Briareus oder Aegeon, s. Centimanen.

Bridgewater, s. Canäle.

Brienne (Kardinal de Loménie von), s. Loménie.

Brienne, ein Städtchen im Aube-Departement (ehemals Ober-Champagne), besteht aus Brienne-la-Ville und Brienne-le-Château, welche zusammen 285 Häuser und 3200 Einw. zählen, mit Fabriken und Weinbau. In der ehemaligen Militär-Adelsschule zu Brienne le Château machte Napoleon die ersten Studien in der furchtbaren Kunst, welche ihn zur Geißel der Menschheit gebildet; jetzt ist Brienne berühmt, weil hier der letzte Rückhalt jener so lange und schwer lastenden Macht, gebrochen wurde. Denn hier wurde die erste, wenn auch nicht durch sich, doch durch ihre Folgen bedeutende Schlacht der Verbündeten auf altfranzösischem Boden gewonnen, dadurch das letzte Vertrauen des Heers auf Napoleon erschüttert, der Zauber gelöset, daß die Franzosen, an ihrem Heerde kämpfend, unüberwindlich seien. Der Weg nach Paris und zur Vernichtung der Kaiserwürde war gebahnt. Nach dem Gefecht bei Bar-sur-Aube (24. Jan. 1814), dem ersten Widerstande, den die Verbündeten seit ihrem Eindringen in Frankreich von der Schweiz her gefunden, rückten sie schnell vor. Napoleon, der mit großen Versprechungen Paris verlassen, Blücher am 26sten bei Vitry durch seine Uebermacht zurückgedrängt hatte, sammelte am 28sten, wo Schwarzenberg in Chaumont, Blücher in St. Dizier, Wrede in Andelot und Wittgenstein in Vassy standen, seine sämmtlichen Streitkräfte bei Brienne, und griff am folgenden 29sten mit aller Macht die verbündeten Heere an. Hartnäckig und blutig war von beiden Seiten der Kampf. Die Finsterniß brach ein, und die Flammen des entzündeten Brienne erleuchteten die gräßlichen Anstrengungen, deren Erfolg noch unentschieden blieb. General Chateau hatte mit zwei Bataillonen das brienner Schloß genommen, es aber bald wieder räumen müssen. Erst mit der eilften Stunde endete sich das Gefecht. Aber am andern Morgen begann es von neuem, und durch die Ueberzahl wurde Blücher gezwungen, sich bis Trannes zurückzuziehen. Am 31. hatte sich Napoleon in den Ebenen zwischen La Rothière und Trannes entwickelt. Indeß stießen am 1. Febr. die Corps des Kronprinzen von Würtemberg, des Grafen Giulay und die russischen Grenadierreserven zu Blücher, und Fürst Schwarzenberg befahl, die Schlacht zu beginnen. Um Mittag rückte Blücher in drei Colonnen vor: General Sacken gegen La Rothière, Giulay gegen Dienville und der Kronprinz von Würtemberg gegen Chaumreil. General Wrede zog indessen von Doulevent gegen Brienne. Der Boden erlaubte nur wenig Geschütz spielen zu lassen; aber der Muth der Truppen ersetzte

dieſen Mangel. Der Kronprinz von Würtemberg führte den erſten Streich, er warf den Feind aus ſeiner Waldſtellung, und entriß ihm den wichtigen Poſten von La Gibrie, den zwar dieſer ſogleich wieder angriff, nach einem mehr als ſtündigen wüthenden Ringen aber dem Sieger überlaſſen mußte. Giulay nahm Unienville und Sacken drang vor bis La Rothière. Um 3 Uhr waren alle Schlachtlinien in Wirkſamkeit. Der heftig fallende Schnee konnte wohl das Feuer einen Augenblick zum Schweigen bringen, aber die Thätigkeit der Fechtenden nicht lähmen. Napoleon leitete fortwährend die Schlacht, und kämpfte, ſich oft perſönlich der Gefahr ausſetzend, mit allem Muth und allen Kräften, welche das Gefühl der Wichtigkeit, hier zu ſiegen, geben konnte. Aber auch die verbündeten Monarchen begeiſterten ihre Heere durch ihre kühne Gegenwart auf dem blutigen Felde der Entſcheidung. La Rothière wurde mehrmals genommen, verloren und wieder genommen. Eben kämpfte Sacken wieder um deſſen Beſitz; ſchon ſtand die feindliche Cavallerie vor den Bajonetten ſeines Fußvolks; da erhielt er Verſtärkung. Er griff wieder an; die Reiterei wurde geworfen und bis Alt-Brienne verfolgt, wo ſie auch die Infanterie in Unordnung brachte; er eroberte 32 Kanonen. Während des hatte Blücher friſche Truppen gegen La Rothière geführt. Die Stadt ward erobert. Der Kronprinz von Würtemberg nahm Petit-Maſnil, Wrede Chaumreil, Giulay die Stellung von Dienville. Der Sieg der Verbündeten war entſchieden. Die Franzoſen zogen ſich während der Nacht von allen Seiten auf der Straße von Brienne zurück und ließen daſelbſt noch eine ſchwache Nachhut, welche aber am andern Morgen das Schickſal des Hauptheers theilen mußte. Der Verluſt war auf beiden Seiten groß. Die Verbündeten eroberten 60 Stück Geſchütz, und machten eine beträchtliche Anzahl Gefangener. Die weitern Folgen dieſes Sieges ſind im Artikel Ruſſiſch-deutſcher Krieg angeführt.

Brigade heißt beim deutſchen Kriegsweſen eine Truppenabtheilung aus mehreren Bataillonen Fußvolks (etwa vier), und mehreren (etwa ſechs) Escadronen Reiterei: daher der Brigadier, ein Officier, der eine ſolche Brigade befehligt. In der franzöſiſchen Kriegsſprache heißt Brigade bei der Cavallerie eine Corporalſchaft, und bei der Infanterie ein Regiment von zwei Bataillonen; bei den Sappirern, deßgleichen bei den Douaniers, eine Abtheilung von 6 Mann; Brigadier heißt bei der franzöſiſchen Cavallerie ein Corporal; bei der Infanterie oder im Allgemeinen ein Generalmajor oder Oberſte, der eine Brigade befehligt, Brigadegeneral.

Brigantine, Brigg, iſt ein Schiff mit Niederbord, welches von jeder Seite 10—15 Ruder hat, dabei auch Segel führen, und bis 100 Mann faſſen kann. Die Ruderer müſſen zugleich Soldatendienſte thun, und haben ihre Muskete unter der Ruderbank. Die Brigantinen werden beſonders häufig im mittelländiſchen Meere, zu Seeräubereien gebraucht, wovon ſie auch den Namen haben. Sie ſind vorzüglich ſchnelle Segler.

Brigg, urſprünglich ein engliſches Wort, oft mit Brigantine gleichbedeutend, eigentlich aber jedes zweimaſtige Kriegs- und Kauffahrteiſchiff, welches einen großen und einen Fockmaſt mit Stengen und Bramſtengen führt, und deſſen großes Segel ein Baum- oder Girkſegel iſt. Man ſpricht und ſchreibt auch Brick.

Brighella, ſ. Masken.

Brighthelmstone, abgekürzt Brighton, noch vor wenig Jahren ein unbekannter Fischerort in Sussexshire an der Südküste Englands, nur besucht von Reisenden, denen es bequemer war, von Dieppe in Frankreich hierher, oder umgekehrt, als zwischen Calais und Dover überzufahren; jetzt eins der besuchtesten und glänzendsten Seebäder Englands, mit trefflichen Anlagen und 12,000 Einwohnern. Seine schnelle Aufnahme verdankt dieser Ort einzig und allein der Vorliebe des Prinz-Regenten von England, der aus irgend einer geheimen Ursache einst auf den Einfall kam, hier, und nicht an den sonst gewöhnlichen Badeörtern das Seebad zu gebrauchen, und sich daselbst so wohl gefiel, daß er regelmäßig alle Jahre dahin zurückkehrte, sich eine prachtvolle Sommerwohnung daselbst erbaute, und auf diese Weise auch den Großen seines Hofes Veranlassung gab, daselbst ihren Sommeraufenthalt zu nehmen. Unter den neuen Anlagen zu Brighton, erwähnen wir nur den Marstall des Prinz-Regenten, und den sogenannten Crescent mit dem davor gelegenen schönen Platze und der gut gearbeiteten, ähnlichen, aber geschmacklosen Bildsäule des Prinzen in Dragoner-Uniform.

Brillant, s. Diamant.

Brillantiren, einen Diamant oder sonst einen Edelstein auf Brillantart schleifen.

Brille. Dieses allgemein bekannte Instrument ist einer doppelten Einrichtung fähig, der zu Folge es sowohl für Kurzsichtige als für Weitsichtige (s. beide Art.) ein Hülfsmittel zum deutlichen Sehen abgibt. Die Erfindung desselben gehört unstreitig zu den nützlichsten und wohlthätigsten. Die alten Griechen und Römer wußten nichts davon. Im 12. Jahrh. findet man von einem arabischen Schriftsteller, Alhazen, einer Entdeckung erwähnt, die zur Erfindung der Brillen geführt haben konnte. Am Ende des 13ten Jahrhunderts redet Roger Baco davon. Die eigentlichen Brillen müssen 1280 und 1311 erfunden worden sein. 1270 kannte man in Deutschland schon Brillen.

Briséis, s. Achilles.

Brissac, s. Cossé.

Brissot de Warville (Jean-Pierre), geboren 1754, in Ouarville, einem Dorfe bei Chartres, wo sein Vater Kuchenbäcker und Speisewirth war, und eine kleine Besitzung hatte, welches seiner Eitelkeit Gelegenheit gab, sich den Beinamen d'Ouarville, den er nachher in England in de Warville umänderte, beizulegen. In seinem 20sten Jahre hatte er schon mehrere Schriften herausgegeben, von denen eine 1784 ihn in die Bastille brachte. Frau v. Genlis sagt in ihren Memoiren, daß sie es gewesen, die ihm durch ihren Einfluß bei dem Herzoge von Chartres seine Freiheit wiederverschaft habe. Er heirathete eine Person aus dem Hause der Madame d'Orleans und ging darauf nach England. Hier lebte er als Spion im Solde des Polizeilieutenants von Paris, beschäftigte sich zu gleicher Zeit mit Literatur, und machte den Versuch, in London ein Lyceum zu errichten. Er war aber dabei nicht glücklich, und kehrte nach Frankreich zurück. 1788 machte er eine Reise nach Amerika, wie man sagte, um die Grundsätze der Democratie zu studiren. Nach seiner Zurückkunft gab er 1791 ein Werk über die vereinigten Staaten heraus. Bei der Zusammenberufung der Generalständeversammlung ließ er einige Pamphlets, und hierauf das Journal, den französischen Pa-

trioten, in Paris erscheinen. Als sich im Juli 1789 die Gemeine von Paris bildete, ward er Mitglied derselben. Er war einer der Hauptanstifter des Aufstandes auf dem Marsfelde, wo man die Absetzung Ludwigs XVI. und eine republicanische Verfassung verlangte. Er sprach beständig feindselig und heftig gegen alle fremde Mächte, und bewirkte die erste Kriegserklärung gegen Oestreich. Den 10. August ward das neue Ministerium fast ganz aus seinen Parteigängern zusammengesetzt. Als Mitglied des Convents blieb er an der Spitze des diplomatischen Ausschusses, in dessen Namen er auf den Krieg gegen England und Holland antrug. Bei Ludwigs XVI. Prozeß versuchte er den Urtheilsspruch in die Gewalt des Volks zu bringen, und stimmte hierauf für des Königs Tod mit Aufschub der Vollziehung, bis die Constitution von den Urversammlungen genehmigt sein würde. Doch mitten im Strome der Revolution untergrub sich unmerklich seine Partei. Nach mehreren Anklagen führte ihn den 28. Mai 1793 Robespierre auf, als ob er damit umginge, eine föderative Verfassung mit zwei Parlamenten einzuleiten ꝛc. und verlangte, daß er vor das Revolutionsgericht gebracht werde. Der 31. Mai vollendete seinen Sturz. Es ward der Verhaft gegen ihn beschlossen: er suchte unter dem Namen eines Kaufmanns von Neufchatel die Schweiz zu erreichen, ward aber in Moulins verhaftet, und nach Paris zurückgeführt, wo er den 31. Oct. auf der Guillotine in seinem 39. Jahre starb. Er zeichnete sich durch seine Kleidertracht aus, denn als ein übertriebener Verehrer der Americaner, hatte er die Sitte der Quäker angenommen, und zuerst die Mode, das Haar ungepudert zu tragen, eingeführt. Er war eigentlich geringer, als sein Ruf, und vermochte unter den Girondisten höchstens die Meinungen zu leiten, während viele andere dieser Partei ihm an Muth, Kühnheit und Talenten weit überlegen waren.

Bristol, nach London und Liverpool die wichtigste Handelsstadt in den drei brittischen Reichen, ist in der Grafschaft gleiches Namens am Flusse Avon gelegen. Man rechnet diese Stadt für eine der Aeltesten; ohne der Tradition zu folgen, welche ihr Alter bis 4 Jahrhundert vor Christi Geburt zurückführt, wird sie von Gildas ums Jahr 430, unter den befestigten Städten Brittanniens, genannt. Im 11ten Jahrh. wurde hier, wie versichert wird, ein Markt für den Sclavenhandel gehalten und im 12ten wurde es von Robert, illegitimen Sohn Heinrichs I. mit einem starken Walle umringt. Unter Heinrich II. wurde Bristol schon als eine sehr reiche und ansehnliche Stadt betrachtet. Ihren Hauptflor erreichte sie aber im 18ten Jahrh. durch die Schiffbarmachung der Avon. Im J. 1727 fuhr im Fahrwasser die erste Barke von Bristol nach Bath. Der Hafen ist geräumig und gewährt volle Sicherheit und sind demselben im Laufe dieses Jahrhunderts und zwar 1803 bis 1809 durch unermeßliche Bauten, die mehr als 600,000 Pf. St. gekostet haben, noch viele Bequemlichkeiten verschafft worden. Es befinden sich in Bristol sehr bedeutende Fabriken, z. B. große Branntweinbrennereien, Metallgießereien, Seifensiedereien, Vitriol- und zahlreiche sonstige Anstalten zur Erzeugung und Verarbeitung anderer Kunst- und Natur-Producte, die durch den Ueberfluß der vortrefflichsten Steinkohlen sehr begünstigt werden. Bristols auswärtiger Handel ist vorzüglich nach Westindien gerichtet, auch seit dem freigegebenen Handel mit Ostindien dahin. Der Verkehr mit Irland gehört ebenfalls zu den bedeu-

tendſten. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 100,000 Seelen. Die heißen briſtoler Heilquellen (hot wells genannt) werden ſtark beſucht. In einer der Kirchen wird ein Monument der berühmten Freundin Sternes Eliſe Draper gezeigt. So bedeutend der Handel und der Verkehr Briſtols auch immer noch iſt, ſo hat er im Ganzen doch nicht mit dem Liverpool's Schritt gehalten.

Britannicus Cäſar, eigentlich Tiberius Claudius Germanicus, war der Sohn des Kaiſers Claudius und der Meſſalina, welche ihn wenige Tage nach dem Regierungsantritt des Claudius gebar. Der Senat ertheilte dem jungen Fürſten, ſo wie ſeinem Vater, den Beinamen Britannicus, als dieſer letztere von ſeinem Zuge nach Britannien ſiegreich zurückgekehrt war. Ob er gleich als erſtgeborner Sohn des Kaiſers, rechtmäßiger Thronerbe war, ſo ließ doch Claudius ſich von ſeiner zweiten Gemahlin, der herrſchſüchtigen Agrippina bereden, ihren Sohn erſter Ehe, Domitius Nero an Kindes Statt anzunehmen, und dieſen, da er drei Jahre älter war als Britannicus, für ſeinen Thronfolger zu erklären. Der feile Senat gab dieſer Verfügung ſeine Zuſtimmung. Agrippina ſuchte indeß, unter dem Vorwande mütterlicher Zärtlichkeit, den Britannicus in möglichſter Abhängigkeit und Unmündigkeit zu erhalten. Sie entfernte ſeine Diener, und erſetzte ſie durch andere, die ihr ergeben waren. Seinen Lehrer Soſibius ließ ſie morden. Sie erlaubte ihm nicht, außerhalb des Palaſtes zu erſcheinen, ja ſie hielt ihn ſogar von ſeinem Vater entfernt, indem ſie vorgab, daß er blödſinnig und epileptiſch ſei. Der alte ſchwache Kaiſer gab zwar zu verſtehen, daß er Agrippinens Ränke durchſchaue; ſein durch ſie bewirkter Tod hinderte ihn jedoch, den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Nero ward nun zum Kaiſer ausgerufen, und Brittannicus blieb fortwährend unter ſtrenger Verwahrung. Als Agrippina ſpäter ſich mit Nero ſelbſt veruneinigte, und ihm drohte, ſtatt ſeiner Brittannicus auf den Thron zu ſetzen, begann dieſer den unglücklichen, damals vierzehnjährigen Jüngling ſo ſehr zu fürchten, daß er, um vor ihm ſicher zu ſein, ſich ſeiner durch Gift entledigte.

Britannien nannten die Römer, nach Ariſtoteles, das heutige England und Schottland. Dieſe Benennung entſtand vielleicht von dem alten Worte brit, bunt, weil die Einwohner ihren Körper bunt zu bemahlen pflegten. Nach Plinius und Ariſtoteles führte die Inſel vor Zeiten auch den Namen Albion (ſ. d.). Das Meer, welches Britannien umgibt, kannte man noch wenig, und nannte es im Allgemeinen den abendländiſchen, atlantiſchen, heſperiſchen Ocean. Bis auf Cäſar war Britannien den Römern ganz unbekannt. Die Phönicier, Griechen und Carthaginenſer aber kannten es ſchon, beſonders die erſten, ſeit den älteſten Zeiten, indem ſie von dort Zinn holten. Deshalb gaben ſie ihm auch den Namen Zinninſel, der beim Herodot vorkommt. Zu Cäſars Zeiten waren die Einwohner noch völlig roh. Er rühmt ſich zwar, ihr Land erobert zu haben, aber dieſe Beſitznehmung, ſo viel Koſten er auch darauf wandte, war von wenig Beſtand. Erſt unter Claudius faßten die Römer feſten Fuß, gewannen den Bewohnern mehr Land ab, und vergrößerten ihre Provinz, welche ſie Britannia romana nannten. Die wichtigſten Erweiterungen derſelben geſchahen unter Hadrian, Antonin und Conſtantin. Endlich nahmen die beſiegten Einwohner die Sitten der Römer an. Das Land war ſchon zu Cäſars Zeiten ſehr bevölkert, und, nach Tacitus Zeugniß, fruchtſ

bar. Es wurde in das römische und barbarische Britannien getheilt, welches erstere die Römer seit Hadrian, durch einen mit Thürmen und Basteien versehenen Erdwall vor den Einfällen der Barbaren zu schützen suchten. Unter Antonin rückte Lollius Urbicus die Mauer weiter hinaus; Severus zog sie aber wieder zurück. Unter ihm theilte man die römische Provinz in den östlichen (prima oder inferior) und in den westlichen Theil (secunda oder superior). Constantin fügte noch zwei Provinzen hinzu. Die Einwohner des alten Britanniens stammten theils von einer ursprünglichen Kolonie der Celten, theils von Galliern ab, welche mit Deutschen vermischt von Gallien aus sich hier niederließen. Die celtischen Kolonisten, oder die eigentlichen Britannier, wohnten im Innern des Landes, und hatten mit den ankommenden Kaufleuten weniger Umgang als die Gallier, die an der Küste wohnten. Daher waren sie auch nach dem Zeugniß der Römer, weit wilder und ungebildeter. Die gallischen Einwohner an den Küsten hatten schon eine Art von Eigenthum, und ließen sich daher eher in Furcht setzen, als jene wild in Wäldern umher zerstreuten Völker. Sie trieben sämmtlich keinen Ackerbau; sondern lebten von Viehzucht und Jagd. Ihre Kleidung bestand in Thierhäuten; ihre Wohnungen waren aus Reisern geflochtene und mit Schilf bedeckte Hütten. Ihre Priester, die Druiden, und heilige Weiber übten eine Art Herrschaft über sie aus.

Brizard s. Franz. Theater.

Brocken, s. Blocksberg.

Brockes (Barthold Heinr.), geboren in Hamburg, 1680 Senator daselbst, und einer der geschätztesten Dichter seiner Zeit. Nach geendigten Studien zu Halle und nach verschiedenen gelehrten Reisen ward er 1720 in das Rathskollegium seiner Vaterstadt aufgenommen, und machte sich durch eine geschickte Geschäftsführung so verdient, daß man ihm 1735 die wichtige Amtmannsstelle in Ritzebüttel auf sechs Jahre übertrug. Er starb zu Hamburg 1747. Sein irdisches Vergnügen in Gott ist sein Hauptwerk. Außerdem übersetzte er in Verse den Bethlehemitischen Kindermord des Marino, Thomsons Jahrszeiten und Popes Versuch vom Menschen. In seinen zahlreichen Gedichten zeigt sich ein frommes, dankbares Gefühl, mit dem er Alles sieht, anstaunt und genießt, was Gott der Erde Schönes gab. In zu hohem Grade besaß er die Gabe, viel und schnell zu reimen. Seine Schilderungen gehen oft ins Kleinliche, und dehnen sich auf Dinge aus, die kein poetisches Colorit annehmen wollen, daher die öftere mißtönige Farbenmischung, und die matten, ermüdenden Wiederholungen. Er tändelt viel mit seiner Sprache, die indeß auch einen Schatz von fein nuancirten Ausdrücken, von wohlklingenden, mahlerischen Tönen enthält, den selbst Geßner und Wieland der Benutzungen nicht unwerth fanden.

Brockmann (Franz Carl), einer der berühmtesten deutschen Schauspieler, wurde 1745 zu Grätz in Steiermark geboren. Er spielte zuerst auf der Bühne seiner Schwiegermutter, die eine Gesellschaft in Ungarn führte. Hierauf spielte er einige kleine Rollen zu Wien, und kam von da 1768 zur Kurzischen Gesellschaft, bis er 1771 nach Hamburg gerufen ward, wo er sein glückliches Talent bildete, und sich einen Ruhm erwarb, der ihn unter die ersten Schauspieler Deutschlands setzte. Man verglich ihn mit Garrik und Le Kain. 1778 betrat er in Berlin als Gast die Bühne, und ward nach der Vorstellung

Hamlets herausgerufen; eine Ehre, die vorher noch keinem Schauspieler in Berlin wiederfahren war. Es ward eine Münze auf ihn geprägt, mit der schönen Inschrift: Peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit, welche so treffend sein ruhig kräftiges Spiel, im Gegensatz der sonst gewöhnlichen Uebertreibung bezeichnet. Brockmann war ein denkender Künstler, der durch tiefes Studium, durch unabläſſigen Fleiß, durch Nachbildung der großen Muster, die er vor ſich hatte, ſich die Natürlichkeit, die Leichtigkeit im Spiel erwarb, welche die hamburger Bühne zu des großen Eckhofs und Schröders Zeiten vor allen damaligen Bühnen ſo vortheilhaft auszeichnete. Kaiſer Joſeph II. berief ihn 1777 unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien. Hier trat er zum erſten Male als Eſſex in der Gunſt der Fürſten auf die Bühne. Aber eben ſein natürliches Spiel machte, daß er anfangs weniger auffiel, auch ſchadete ſein fleiſchiger Körperbau ſeinen Helden- und Liebhaberdarſtellungen. Es bedurfte einiger Zeit, ſich an ihn zu gewöhnen, ſpäter wurde er der Liebling des wiener Publikums, und blieb es bis an das Ende ſeiner Schauſpielerlaufbahn; ein Umſtand, der den unzweideutigſten Beweis ſeines Werths gibt. Es iſt ſchwer, ſeine vorzüglichſten Rollen auszuheben; denn er hatte, wie Garrik, das ſeltene Talent, alle Rollen im Luſt- und Trauerſpiele vortrefflich zu ſpielen. Sein Geſicht, ſein Körper waren Alles, was er vorſtellen wollte. Keine Rolle war für ihn zu ſchwierig, aber auch keine zu klein und unwichtig. Aus jeder ging der vollendete Künſtler hervor, der Alles groß, Alles richtig, Alles merkwürdig darſtellt. Er ſtarb zu Wien 1812.

Brody, eine Stadt in Galizien im zloczower Kreiſe, an der ruſſiſchen Grenze. Sie hat 2600 Häuſer und 24,000 Einw. worunter 16,000 Juden, die hier eine hohe und eine Realſchule haben. Der Speditionshandel der 38 meiſtens jüdiſchen Großhändler iſt ſehr wichtig, indem die Stadt zum Umtauſch der polniſchen Erzeugniſſe gegen die der Walachei, Krimm u. ſ. w., die in Pferden und anderm Vieh, in Wachs, Honig, Unſchlitt, Häuten, Pelzwerk, Anis, eingemachten Obſt u. ſ. w. beſtehen, ſehr bequem gelegen iſt.

Broglio, eine in den Jahrbüchern der franzöſiſchen Kriege und Diplomatik berühmte Familie, aus dem Piemonteſiſchen herſtammend. Wir führen aus ihr an: 1) François Marie, Marſchall von Frankreich, geb. 1671 und geſt. 1745. Er nahm ſeit 1689 an allen Feldzügen in den Niederlanden, in Deutſchland und Italien ruhmvollen Antheil. Auch ward er in diplomatiſchen Geſchäften gebraucht. Er ſtieg durch alle Grade bis er 1734 Marſchall von Frankreich wurde. Im öſterreichiſchen Erbfolgekriege hatte er zuletzt den Oberbefehl über die Armeen von Baiern und Böhmen, führte aber das Heer auf die franzöſiſchen Grenzen zurück, wodurch er ſich die Ungnade des Hofes zuzog. — 2) Victor François, der älteſte Sohn des Vorſtehenden, ebenfalls Marſchall von Frankreich, geb. 1718. Er begann ſeine kriegeriſche Laufbahn in der Schlacht von Guaſtalla und Parma, 1734, und focht fortan in allen Kriegen Frankreichs immer muthvoll, wenn auch nicht immer glücklich. Im ſiebenjährigen Kriege kämpfte er unter d'Eſtrées bei Haſtenbeck, und bei Roßbach unter Soubiſe. Als Oberbefehlshaber war er um ſo glücklicher bei Bergen. Der Kaiſer ernannte ihn zur Belohnung für den hier erkämpften Sieg zum Reichsfürſten. Spätere Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und dem von der Pompadour begünſtigten Soubiſe zogen ihm ſeine Zurückberufung und

ſeine Verweiſung zu. Er trat erſt 1789 wieder auf die große Welt-bühne. Ludwig XVI. ernannte ihn beim Ausbruche der Revolution zum Kriegsminiſter, und er befehligte zugleich die Truppen, welche Paris im Zaum halten ſollten. Der Abfall der Nationaltruppen vereitelte alle Maßregeln, und Broglio wanderte bald darauf aus. In dem Kreuzzuge von 1792 befehligte er mit geringem Erfolg eine Abtheilung Ausgewanderter. Nach Beendigung dieſes unglücklichen Feldzuges zog er ſich ganz zurück, und ſtarb 1804 in Münſter im 86ſten Jahre. — 3) Claude Victor, der dritte Sohn des Vorſtehenden, ging dagegen ganz in die Ideen ein, welche die Revolution herbeiführten. Er ward zum Abgeordneten des Adels von Colmar bei den Generalſtänden ernannt. Nach der Auflöſung der conſtituirenden Verſammlung ward er als Maréchal de Camp bei der Rheinarmee angeſtellt, bei ſeiner Weigerung aber, die Dekrete vom 10. Aug. anzuerkennen, außer Thätigkeit geſetzt, ſpäter dieſerhalb vor das furchtbare Revolutionstribunal geführt, und im Juni 1794 guillotinirt. — 4) Charles François, ein Bruder von Victor François, iſt in der Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatik vorzüglich dadurch berühmt, daß ihm Ludwig XV. die Leitung ſeines geheimen Miniſteriums anvertraut hatte. Ob ſich gleich Broglio des ſchwierigen Geſchäfts mit vielem Verſtande entledigte, ſo entſtanden doch durch dies geheime Miniſterium, das dem öffentlichen nicht ſelten ganz entgegenwirkte, die größten, oft die lächerlichſten Verwirrungen. So ward er vom Könige der Form nach verbannt, erhielt aber auch zugleich in Geheim wieder den Auftrag, auch in der Verbannung ſeine Geſchäfte wie ſeither fortzuſetzen. Unter Ludwig XVI. ward er nicht gebraucht, und ſtarb 1781. — 5) Victor, Pair von Frankreich, Sohn Claude Victors (3) geb. 1785 und vermählt mit einer Tochter der Frau von Staël. Er war unter Napoleon mit mancherlei Miſſionen beauftragt. In ſeinen politiſchen Anſichten wird er zu den Doctrinairs gerechnet.

Bromius, ein Beiname des Bacchus.

Bronkhorſt (Peter van), ein berühmter holländiſcher Mahler, 1588 in Delft geboren und 1661 geſtorben. Er ſtellte ſehr gelungene Perſpectiven von Tempeln und Kirchen dar, und belebte dieſe durch ſchön ausgearbeitete Figuren. Auf dem Rathhauſe von Delft befindet ſich noch ein Urtheil des Salomo. — Johann van Bronkhorſt, 1648 in Leiden geboren, lernte die Mahlerei ohne andere Leitung als die ſeines Genies, und brachte es darin bald zu einem hohen Grad von Vollendung. Er mahlte vorzugsweiſe Thiere, mit beſonderem Fleiße aber Vögel. Das Leichte und Glänzende der Federn ſtellte er ſehr täuſchend dar. Er war eigentlich Paſtetenbäcker, und trieb die Mahlerei blos zu ſeinem Vergnügen. — Ein anderer Johann van Bronkhorſt, geb. zu Utrecht 1603, war Glasmahler; einige ſchätzbare Werke von ihm befinden ſich noch in der neuen Kirche zu Amſterdam. Auch hat er einige Stücke nach Cornelius Poelemberg geſtochen.

Bronner (Franz Xaver), geb. 1758 zu Höchſtädt an der Donau. Aus dem niedrigſten Stande erhob ſich Bronner durch eine ſorgfältige Ausbildung ſeiner natürlichen Anlagen, zwar nicht zu hohen Ehrenſtellen und Reichthum, aber zu jener größern Ehre, die der Menſch durch das, was er wirklich iſt und leiſtet, in einer wohlverdienten Hochachtung empfängt. Sein Vater war ein armer Knecht in einer Ziegelbrennerei. Der Cantor des Orts, der bald die Anlagen des Knaben

zum Singen bemerkte, erbot sich, ihn unentgeltlich zu unterrichten. So kam er 1769 als Singeknabe in das Jesuitercollegium nach Dillingen. Nach beendigten Schuljahren ward er Mönch unter den Benedictinern, und erhielt den Namen Bonifaz. Er widmete sich nun mit dem größten Eifer dem Studium der Physik, Mathematik und Philosophie, und den Uebungen in der Musik und Poesie. Besonders dichtete er Schäferspiele und Fischeridyllen, wozu ihn seine Umgebungen veranlaßten, da er von dem Fenster seiner Klosterzelle aus die tägliche Aussicht auf ein nahes Fischerdorf hatte. Indessen gefiel ihm das Klosterleben nicht lange. Er entfloh, und kam unter dem Namen Johann Windfried 1784 nach Basel und Zürich. Hier fand er durch Füßli's Verwendung als Notensetzer in einer Druckerei Anstellung. Salomo Geßner lernte ihn kennen, und begleitete seine Fischeridyllen mit einer Vorrede. Inzwischen hatte er sich durch Versprechungen bewegen lassen, nach Augsburg in ein anderes Kloster zurückzukehren. Aber man hielt nicht Wort und er ergriff zum zweiten male die Flucht, und wurde von seinen schweizerischen Freunden gern wieder aufgenommen. Seitdem ward er Lehrer an der Cantonschule in Aarau, und erhielt 1810 einen Ruf als Professor nach Kasan, doch kam er im Herbste 1817 wieder aus Rußland zurück. Sein von ihm selbst beschriebenes Leben ist anziehend. In seinen Gedichten, sagt Geßner, mahlt sich sein eigener Charakter; zu bescheiden wagte er es lange nicht, sie seinen Freunden zu zeigen. Aufgemuntert durch ihren Beifall, fuhr er in seinen Bestrebungen fort; er besuchte den Landmann in seiner Hütte oder bei seinen Feldarbeiten, besuchte die angenehmsten Gegenden an Flüssen und Bächen, und entwarf hier seine Gemälde. Daher das naive Detail von so vielen neuen, anmuthvollen kleinen Bildern; daher diese Wahrheit, diese frische reine wahre Farbe: überall sieht man das feinste Gefühl für das sittlich Schöne; überall die feinste Bemerkung jener Schönheit der Natur.

Bronze, ein künstliches Metall, eine Mischung aus Kupfer und Messing, oder auch Zinn, Kupfer und Wismuth, woraus Bildsäulen und andere Kunstsachen gegossen werden. Bronzirte Kunstsachen, z. B. Statuen, Vasen u. dergl. von Gips, die äußerlich das Ansehen der Bronze haben, werden dadurch hervorgebracht, daß man sie mit fein zerriebenem Pulver von Messing und Kupfer überzieht; daher bronziren.

Bronziren. Dies ist eine Kunst, die darin besteht, daß man Bildsäulen, Büsten, auch anderem Geräth einen Ueberzug gibt, wodurch sie das Ansehn erhalten, als wären sie von Bronze. So bronzirt man andere Metalle, Holz, Elfenbein, Gyps und Thon. Die Farben, die man dem Ueberzuge gibt, sind willkührlich. Gewöhnlich nimt man Goldpulver dazu. Zu dem Ende reibt man Goldschaum mit Jungfernhonig auf einem Steine so lange, bis das Gold in die allerkleinsten Theilchen zermahlen ist. Jetzt thut man diese Mischung in ein Geschirr mit Wasser, wodurch der Honig aufgelöst wird, und das Goldpulver zu Boden fällt. Dann schüttet man das Wasser ab, und läßt das Pulver trocknen. Man hat aber noch ein anderes Gold, womit man bronzirt: dies heißt Musivgold, und wird auf folgende Weise bereitet. Man schmilzt ein Pfund Zinn in einem Tiegel, und thut ½ Pfund Quecksilber hinzu. Ist die Mischung kalt, so pulvert man sie, und mahlt sie auf einem Steine mit ½ Pfunde Salmiak und 7 Unzen gereinigtem Schwefel zusammen, bis alles eine gleichförmige

Maſſe wird. Dieſe bringt man in eine Retorte, worauf ſich, bei verſtärktem Feuer, das Queckſilber mit dem Ammonium des Salmiaks verflüchtigt, und das Zinn, mit dem Schwefel und der Salzſäure zu einer Art von Kalk verbunden, als ein matt goldfarbenes Pulver zurückbleibt. Will man der Maſſe ein röthliches Anſehn geben, ſo kann man ſie mit etwas Mennig zuſammenreiben. Außerdem gebraucht man zum Bronziren einen beſonderen Firniß, den man aus Animagummi und Leinöl macht. Ein Pfund Leinöl und vier Unzen gepulverter Anima kocht man unter beſtändigem Umrühren, bis es ſo dick wie Theer wird. Vor dem Gebrauch verſetzt man es noch mit etwas Cochenille, und verdünnt es zugleich mit ſoviel Terpentinöl, daß es mit einem Pinſel aufgetragen werden kann. Dieſen Firniß ſtreicht man zuerſt mit einem Pinſel über die ganze Oberfläche, die man bronziren will, und läßt ihn trocknen, doch ſo, daß er noch einigermaßen klebrig bleibt. Dann wickelt man ein Stück weiches Leder um einen oder zwei Finger, taucht ſie in das Pulver, und reibt dies ſorgfältig ein; oder, was noch vorzuziehen, man breitet das Pulver mit einem weichen Haarpinſel auf dem klebrigem Ueberzuge aus. Dann bedeckt man das Ganze, um den Staub abzuhalten, und läßt es ſo trocknen. Zuletzt wird das etwa loſe Goldpulver mit einem weichen Pinſel abgekehrt. Das Bronziren des Holzes fodert noch eine eigenthümliche Vorkehrung. Man reibt berliner Blau, Schüttgelb, Umbererde, Lampenruß und Pfeifenthon, einzeln mit Waſſer auf Steinen, und miſcht ſie in einem Geſchirr in ſolchen Verhältniſſen, wie die gewünſchte Farbe es fodert, zuſammen. Gewöhnlich nimmt man halbmal ſoviel Pfeifenthon, als von dem Uebrigen. Das Holz muß vorher polirt und mit einem gewöhnlichen Firniß, wozu man Lampenruß gethan hat, überzogen werden. Nachdem dieſer Ueberzug getrocknet iſt, trägt man erſt zu zwei verſchiedenen malen die obige Miſchung auf. Wenn auch dieſe vollkommen trocken iſt, bringt man das oben beſchriebene Bronzepulver mit einem Pinſel darauf, reibt und polirt das Ganze, und überzieht dies hiernächſt mit einer dünnen Lage ſpaniſcher Seife. Endlich wird alles mit wollenen Lappen abgerieben. Will man Eiſen bronziren, ſo muß dies vorher ſo ſtark erhitzt werden, daß man es nicht in der Hand halten kann.

Broſchiren heißt bei den Seidenwebern vielfarbige Blumen in Seidenſtoffe einweben, broſchirte Arbeit; auch wird bekanntlich das bloße Zuſammenheften der Bücher broſchiren genannt.

Broſſes (Charles de), erſter Präſident im Parlament von Bourgogne, geboren zu Dijon 1709. Da er für ein obrigkeitliches Amt beſtimmt ward, ſo beſchäftigte er ſich mit dem Rechtsſtudium, ohne darum die Künſte und Wiſſenſchaften aus dem Auge zu verlieren, zu denen er viel Neigung hatte. Die genaue Bekanntſchaft mit der römiſchen Geſchichte erzeugte das Verlangen in ihm, Italien zu beſuchen, welches er 1739 bereiſete. Bei ſeiner Rückkehr gab er ſeine Briefe über den jetzigen Zuſtand der unterirdiſchen Stadt Herculanum heraus (Dijon 1750). Zehn Jahre darauf erſchien ſeine Abhandlung über den Fetiſchdienſt. Auf Buffons Einladung, der ſein Jugendfreund war, hatte er ſich auch mit einer Geſchichte der Seereiſen nach Auſtralien beſchäftigt, welche 1756 gedruckt ward. Man glaubte damals an ein ſüdliches Feſtland, dem de Broſſes den Namen Magellanien beilegte, und deſſen Nichtdaſein erſt durch Cook bewieſen wurde. Dieſem Werke folgte eine Arbeit ganz anderer Art, welche den Umfang

und die Mannichfaltigkeit der Kenntniſſe ihres Verfaſſers beweiſet: eine Abhandlung über die mechaniſche Bildung der Sprachen. Sie enthält bei manchen Mängeln viele neue und tiefe Unterſuchungen, geiſtreiche Vermuthungen und Anſichten; zugleich beſchäftigte ſich de Broſſes ſein ganzes Leben hindurch mit einer Arbeit, die in den Augen der Gelehrten nicht mindern Werth haben mußte. Er hatte den Entſchluß gefaßt, den Salluſt zu überſetzen, und die Lücken dieſes Geſchichtſchreibers auszufüllen. Ueber ſiebenhundert Bruchſtücke des Salluſt brachte er zu dieſem Behuf zuſammen, aus denen er mit beträchtlichen Einſchaltungen die Geſchichte des 7. Jahrh. der römiſchen Republik mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit und Gelehrſamkeit zuſammenſetzte. Ein Werk, welches noch mehr Beifall würde gefunden haben, wenn das Verdienſt des Styls mit der Tiefe und dem Scharfſinne der Nachforſchungen übereingeſtimmt hätte. So ſchwierig und zeitraubend auch dieſe verſchiedenen Arbeiten waren, ſo hinderten ſie doch de Broſſes nicht, auch ſeinen Aemtern ein volles Genüge zu leiſten. Er ſtarb 1777. Seine hinterlaſſenen Handſchriften ſind während der Revolution verloren gegangen.

Brot. Es konnte der Aufmerkſamkeit des Menſchen nicht lange entgehen, daß die mehlartigen Samenkörner für ihn eins der beſten Nahrungsmittel lieferten. Daher finden wir ihren Gebrauch zu dieſem Behufe ſchon in dem früheſten Alterthume, ſo weit die Geſchichte hinaufreicht. Der unbequeme Genuß der Körner, ſo wie ſie die Natur gab, bewog den Menſchen, auf Mittel zu ſinnen, ſich denſelben zu erleichtern. So entſtand nach vielen Verſuchen das Brot. So gemein und leicht uns die Bereitung deſſelben zu ſein ſcheint, ſo muß es doch lange gedauert haben, ehe man es in einer gewiſſen Vollkommenheit darſtellte. Man zerrieb erſt die Körner zwiſchen Steinen, und machte aus dem davon erhaltenen Mehle oder Schrote mit Milch und Waſſer einen Brei, oder getrocknete feſte, ſchwer verdauliche Kuchen. Dies iſt noch die Hauptnahrung der Caravanen, die in Nordafrikas Wüſten reiſen und Güter transportiren. Auch die Carthaginenſer aßen kein Brot und wurden von den Römern daher ſpottend pultiphagi (Breieſſer) genannt. Nur nach vielen Verſuchen, vielleicht auch durch ein glückliches Ungefähr, kam man darauf, das mit Waſſer vermiſchte Mehl in Gährung zu ſetzen, welche die klebrige Eigenſchaft deſſelben faſt gänzlich zerſtört, den Geſchmack verbeſſert und die Maſſe fähig macht, ein lockeres, wohlſchmeckendes, leicht zu verdauendes und mithin geſundes Brot zu werden. Das Verfahren beim Brotbacken iſt folgendes: Man knetet etwas alten Teig, der durch eine ihm eigene geiſtige Gährung aufgequollen und locker geworden iſt, und dadurch einen ſauren aber geiſtigen Geruch bekommen hat, und Sauerteig heißt, unter die große Maſſe des neuen Teiges; hiedurch entſteht in dieſem in minderen Grade eine verwandte Gährung. Der ganze Teig wird lockerer; es entwickelt ſich darin viel Luft oder Gas, welches, da die Zähigkeit des Teiges ihm ſeine gänzliche Entbindung unmöglich macht, Augen, d. h. kleine Höhlen darin hervorbringt, ihn hebt und auftreibt; dies nennt man das Gehen des Teiges. In dieſem Zuſtande wird der Teig in den geheizten Ofen gebracht, wo ſich während des Backens die in den Höhlen eingeſchloſſene Luft und das geiſtige Weſen durch die Hitze noch mehr ausdehnt, und bewirkt, daß das Brot lockerer wird, und von den Maſſen, die man aus ungebackenem Teig erhält, ganz verſchieden iſt.

Brot im Abendmahl, ſ. Hoſtie.

Brotbaum, ein Baum in Ostindien und besonders auf den Inseln der Südsee (Australien), den die Engländer in neuern Zeiten auch nach Westindien verpflanzt haben, von der Größe einer mittelmäßigen Eiche, dessen Blätter anderthalb Fuß lang sind, und einen milchichten Saft enthalten, und dessen 20—30pfündige Frucht, die Brotfrucht (Artocarpus L.), groß, lang, mit Buckeln besetzt und gelb von Farbe ist. Diese Frucht wird vor der Reife abgenommen, zerschnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet, nach welcher Zubereitung sie wie Waizenbrot schmeckt und als Brot genossen wird. In jedem der verwachsenen Fruchtknoten steckt ein länglicher, oben mit einem langen Haar versehener Samenkern, und auch diese Kerne sind eßbar. Sie gleichen den Kastanien, und werden auch wie diese in der Asche gebraten. Forster fand den Geschmack der auf diese Art zubereiteten Brotfrucht völlig wie die Krume von Waizenbrot mit Kartoffeln vermischt. Man weiß selbst Leckereien aus Brotfrucht zuzubereiten. Aber nicht blos auf die Frucht beschränkt sich die Nützlichkeit dieses wohlthätigen Baumes. Das Holz, besonders des veredelten, ist gelblich und dient zu allerlei Kunstsachen. Aus dem Splint werden Zeuge verfertigt. Die Blätter geben Servietten und Tischdecken; man wickelt auch die Frucht darein. Der Saft, der den eingeschnittenen Stämmen entfließt, gibt, mit Kokosmilch eingekocht, einen guten Vogelleim, mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß einen festen Kitt. Die trockenen Blüthenkätzchen braucht man als Zunder. Die Vermehrung und Fortpflanzung des Brotbaumes, der in 60 bis 70 Jahren seine volle Größe erreicht, geschieht durch Samen, durch Ableger und abgeschnittene Zweige. Während seines Flors trägt er so reichlich, daß ein Mensch von drei Brotbäumen acht Monate lang leben kann.

Brotur theil oder die Probe des geweihten Bissens. S. Ordalien.

Brotverwandlung, s. Transsubstantiation.

Brougham, ausgesprochen: Bruhm oder Brohm (Henry), geb. zu London um das J. 1779, ist Mitglied des englischen Parlaments, der königlichen Gesellschaft von London, Advokat und gewesener Mitarbeiter an der literar. Vierteljahrschrift the Edinburgh Review, u. hat sich besonders in den letzten Zeiten den Ruhm eines der größten Redner der Oppositionspartei durch die Kraft und Bündigkeit seines Ausdrucks erworben. Seine Sprache ist gewählt und schön, und sein Vortrag feurig ohne Uebertreibung, indem er bei aller Kühnheit der Darstellung sich doch stets in den Schranken der Mäßigung hält. Weil er sich die allgemeine Achtung erworben hatte, allen Anreizungen des Vortheils oder des Ehrgeizes zu widerstehen: so wählte ihn die nun verstorbene Königin Caroline von England in ihrem vor dem Oberhause verhandelten Proceß zu ihrem Rechtsbeistand (Counsel), und unternahm nichts gegen seinen Rath. Er vertheidigte sie mit standhaftem Muth und erschütterte zuletzt noch die brittischen Pairs, durch eine der kühnsten Apostrophen, die man in den Annalen der brittischen Beredsamkeit kennt. Schon bei den früheren parlamentarischen Verhandlungen über die Königin (damals Prinzessin von Wallis), und bei jenen über die Civilliste der Prinzessin Charlotte, hatte er sich freimüthig redend ausgezeichnet. Außerdem erkannte man sein ausgezeichnetes Verdienst in dem trefflichen Bericht über das englische Armenwesen, und in seinen Vorschlägen wegen Errichtung von Armenschulen, an. Bekannte Werke von ihm sind: Forschungen über

die Kolonialpolitik der europäischen Mächte, 1803, 2 B. in 8., worin er England auffodert, Frankreich zu der Wiedereroberung von Domingo beizustehen. Ueber den Zustand der Nationen in mehreren Ausgaben in 8. nebst andern im Parlament gehaltenen und gedruckten Reden, und manchen Entdeckungen im Gebiete der Physik, die seine Lieblingsbeschäftigung ist.

Broussonet (Pierre-Marie-Auguste), ein berühmter Arzt und Naturforscher, geboren zu Montpellier 1761. Die Naturgeschichte beschäftigte ihn hauptsächlich, namentlich die Zoologie, in welcher er zuerst in Frankreich das Linnéische System einführte. Er machte damit den ersten Versuch in einem Werke über die Fische, das er in England anfing, und von dem leider nur ein Heft erschienen ist: Ichthyologiae decas Ia. Londini 1782. Nach drei Jahren kehrte er nach Paris zurück, wo ihn Daubenton, obgleich ein Gegner Linnés, zu seinem Stellvertreter am Collège de France und 1784 zu seinem Gehülfen in der Thierarzneischule ernennen ließ. Broussonnet übergab indeß der Akademie mehrere schätzbare Abhandlungen, und ward Mitglied derselben. 1785 ward er Secretär der pariser Ackerbaugesellschaft, welche dadurch einen neuen Schwung bekam. Außer den Arbeiten für diese Gesellschaft gab Broussonet das für den Landmann so nützliche L'année rurale ou Calendrier à l'usage des cultivateurs heraus. Auf seinen Betrieb wurden die erste Merinoherde aus Spanien, und aus der Levante Angoraziegen nach Frankreich gebracht. Neben diesen mannichfaltigen Geschäften fand er noch Zeit, Forsters Geschichte der Entdeckungen und Reisen im Norden, zu übersetzen. Bis hieher war sein Leben ruhig und glücklich gewesen; auch ihn sollte die Revolution darin stören. 1789 ward er zum Wahlcollegium von Paris gerufen. Im gesetzgebenden Körper machte er sich wenig bemerklich, und nach Eröffnung des Convents zog er sich nach Montpellier zurück, wo er nach dem 31. Mai als Girondist und ernanntes Mitglied des Insurrectionsconvents, welcher zu Bourges versammelt werden sollte, verhaftet wurde. Er entfloh, rettete sich über die Pyrenäen, und kam von allem entblößt zu Madrid an, wo die Botaniker Ortega und Cavanilles ihn hülfreich aufnahmen, die ausgewanderten Royalisten ihn aber vertreiben ließen. Joseph Banks, der seines Freundes Zustand erfuhr, schickte ihm großmüthig einen Creditbrief von 1000 Louisd'or, mit welchem Broussonet auf einem englischen Schiffe nach Indien gehen wollte. Ein Sturm zwang das Schiff, in den Hafen von Lissabon einzulaufen. Ungeachtet des Ansehns des Herzogs von Foens, der ihn verborgen hielt, trieben ihn neue Verfolgungen aus diesem Zufluchtsorte. Er durchirrte Algarvien und Andalusien, und ging endlich unter dem Namen des Arztes des amerikanischen Gesandten zu Marokko nach Afrika über. Hier nahm er seine botanischen Studien wieder vor; mehrere Sammlungen sandte er von hier an Banks. Nachdem er von der Emigrantenliste gestrichen worden und nach Frankreich zurückgekehrt war, ward er zum Consul zu Mogador und zum Reisenden des Instituts ernannt, dessen Mitglied er, den Statuten zuwider, trotz seiner Abwesenheit geblieben war. Er ging mit seiner Familie als Consul nach den kanarischen Inseln, und verwaltete dasselbe Amt auf dem Kap, als der Minister Chaptal, sein Verwandter, ihn zum Professor der Botanik zu Montpellier ernannte. Diesem Lehramte stand er auf das ehrenvollste vor. 1805 ward er Mitglied des gesetzgebenden Körpers, aber

schon im Juli 1807 starb er in Folge eines Falles, der die psychologisch merkwürdige Wirkung bei ihm hervorgebracht, daß er alle Namen und Substantiva vergessen hatte; die Adjectiva hingegen sich ihm leicht und in Menge darboten, und mit deren Hülfe er die Gegenstände bezeichnete. Er hat Handschriften von großem Werthe hinterlassen.

Brown (John), der berühmte Stifter der nach ihm benannten Lehre in der Medicin, wurde 1735 oder 36 zu Buncle in der Grafschaft Berwick in Schottland geboren. Früh schon zeigte er ungewöhnliche Talente, weßwegen ihn seine Aeltern, die von geringem Stande waren, von einem Weber, bei welchem er die Lehrjahre aushalten sollte, wieder wegnahmen und studiren lassen wollten. Er kam daher ungefähr in seinem 16ten Jahre nach dem Städtchen Dunse auf die lateinische Schule, wo er seinen Studien mit außerordentlichem Fleiße oblag, und alle seine Mitschüler übertraf. In der Erntezeit verdung er sich als Schnitter, um sich dadurch die zu seinem Studiren nöthigen Mittel zu verschaffen. Durch anhaltenden Fleiß und Geschicklichkeit erwarb er sich die Stelle eines Unterlehrers an der Schule. Damals ging sein Plan dahin, mit der Zeit Religionslehrer der Separatisten zu werden, zu deren Secte seine Aeltern und auch er sich hielten, und deren vornehmste Glieder die Veranlassung gegeben hatten, daß er auf die Schule kam. Einstmals besuchte er aber die Dunser Pfarrkirche, und wartete den Gottesdienst in derselben ab. Darüber fiel er bei den Separatisten in Ungnade. Er trennte sich von ihnen und ging zur herrschenden Kirche über. Um Medicin studiren zu können, ging er endlich nach Edinburgh, suchte sich durch Uebersetzungen, auch wohl durch Verfertigung der Inauguraldisputationen für die Studenten und durch Unterricht in der lateinischen Sprache seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, und besuchte zugleich die medicinischen Vorlesungen, welche er alle frei bekam. 1765 verheirathete er sich, und nahm Studenten in die Kost, um den erfoderlichen größern Aufwand seines Hauses bestreiten zu können. Im Anfang entsprach auch der Erfolg seiner Erwartung, allein er lebte auf einem zu großen Fuße, und machte nach einigen Jahren Banquerott. Die medicinischen Vorlesungen besuchte er dabei zehn bis elf Jahre lang unausgesetzt. Bei dem berühmten Professor Cullen stand er im Anfang sehr gut. Dieser übertrug ihm den Privatunterricht in seiner Familie, empfahl und unterstützte ihn auf alle Art, und gab ihm in der Folge sogar die Erlaubniß, Abendvorlesungen zu halten, und in diesen seine eigenen Morgenvorlesungen zu wiederholen, wozu er ihm selbst seine Hefte anvertraute. Nach und nach entstanden jedoch zwischen beiden Männern Mißhelligkeiten, die endlich zu offenbarer Feindschaft führten. Bald nach diesem gänzlichen Bruch mit Cullen trat Brown mit seiner neuen Theorie der Heilkunde hervor, und gab 1779 seine Elementa medicinae heraus, worüber er auch Vorlesungen hielt. Er gerieth darüber mit allen Lehrern der Medicin in Edinburgh in Feindschaft, und die mitunter freie Aufführung seiner Anhänger unter den Studenten, so wie der anmaßende und beleidigende Ton, in welchem er von sich und Andern sprach, brachten das System nebst seinem Urheber in schlechten Ruf. Zwei Mal (1776 und 1780) wurde Brown zum Präsidenten der medicinischen Gesellschaft gewählt. Zu St. Andrews, einer Universität in Schottland, wohin er unter Begleitung vieler Freunde ging, nahm er die Doctorwürde an. In den Jahren 1782 und 83 wurden die Professoren und alle Aerzte in Edinburgh

mit harten Angriffen von Browns Anhängern ſo gereizt, daß die dadurch angeregten Streitigkeiten nicht ſelten in Duelle übergingen, und die mediciniſche Societät zu dem Geſetze veranlaßt wurde, daß jedes Mitglied, welches wegen eines in ihren Debatten gebrauchten Ausdrucks ein anderes herausfodern würde, aus der Geſellſchaft geſtoßen werden ſollte. Die Erbitterung beider Parteien dauerte deſſen ungeachtet fort, Brown ſprach von der Gelehrſamkeit, den Talenten und dem Syſtem der mediciniſchen Profeſſoren nur mit der größten Verachtung. Dagegen ſollten auch die Studenten nicht einmal in ihren Diſſertationen Stellen aus Browns Schriften anführen. 1784 ſtiftete er, um ſich Anhänger zu machen, die Freimaurergeſellſchaft, die Loge zum röm. Adler genannt. In ſeinen Vorleſungen war er gemeiniglich ſehr lebhaft, und gerieth oft in großes Feuer. Von einer ſolchen Stimmung ſchreibt ſich ſein Ausruf des bekannten, nachher oft als Machtſpruch angeführten: Opium mehercle! non sedat! her. Bisweilen, wenn er ſich mit vieler Anſtrengung beſtrebte, ſeinen Zuhörern die Grundſätze ſeiner Theorie recht lebhaft vorzuſtellen und hierauf ſich matt fühlte, pflegte er ſich dadurch wieder zu ermuntern, daß er 40 bis 50 Tropfen Laudanum in einem Glaſe Rum nahm, und dieſe Gabe 4 bis 5 Mal während der Vorleſung wiederholte. Hiedurch in Feuer und Flammen geſetzt, wurde ſeine Einbildungskraft bis zum Wahnſinn erhöht, ſeine Geſundheit aber gänzlich untergraben. Sein Eifer in ſeinen Vorleſungen hielt nicht lange an, und in eben dem Verhältniſſe wurden auch ſeine Schüler ſaumſeliger. Nach und nach kam er ſo ſehr in Verfall, daß er Schulden wegen ins Gefängniß geſetzt wurde, wo jedoch ſeine Schüler ſeine Vorleſungen noch beſuchten. 1786 zog er nach London; es ging aber dort nicht beſſer mit ihm. Vorleſungen über ſein Syſtem wurden zwar von ihm angekündigt, kamen aber nicht zu Stande. 1787 gab er ſeine Bemerkungen über die alten Syſteme der Phyſik heraus. Er lebte nach ſeiner gewohnten Weiſe fort. Selbſt ſeine beſten Freunde mußten ſich ſeiner ſchämen, und zogen ſich immer mehr zurück. Er ſprach mit der lebhafteſten Gewißheit von dem Triumphe, den ſein Syſtem endlich erhalten würde: aber er ſelbſt that wenig dabei. Im October 1788, ſtarb er in der Nacht am Schlagfluß, nachdem er den Abend vorher noch eine reichliche Gabe Opium zu ſich genommen hatte. Edinburgh nahm ſich der hinterlaſſenen Familie an. Wie jede neue Theorie, zumal wenn ſie der bisher gangbaren einen gänzlichen Umſturz droht, großen Widerſpruch findet, ſo ging es auch der Brown'ſchen Lehre. Doch vereinigten ſich bei dieſer noch mehrere Umſtände, um ihr, wenigſtens bei dem ſchon gebildeten Theile der Aerzte in England den Eingang zu erſchweren. Dieſe waren der üble Ruf, in welchem der Urheber in ſeinem Vaterlande ſtand, ſeine Feindſchaft mit Cullen, Monro, Duncan u. A. m., von deren Urtheil das ärztliche Publicum geleitet wurde, ſeine unordentliche Lebensart; ferner die Verworrenheit ſeines Styls, ſo wie das ſchwerfällige Latein ſeiner erſten Schrift. Seine Anhänger beſtanden jedoch größtentheils nur aus ſeinen eigenen Schülern. Außerhalb England fing das Brown'ſche Syſtem zuerſt in Italien an, allgemeine Aufmerkſamkeit zu erregen, beſonders als von Maſſini und Moscati eine eigene Auflage der Brown'ſchen Elemente 1782 veranſtaltet wurde, und Raſori in Pavia eine Ueberſetzung der Bemerkungen ꝛc. herausgab. In Deutſchland kam erſt 1794 dieſes Syſtem in Umlauf. Weikard war der erſte Arzt in Deutſchland, der es begeiſtert anpries, und in ſeinem ganzen Umfange vertheidigte.

Digitized by Google

Seine übertriebenen Lobeserhebungen, ſeine Ausfälle auf die bisherigen mediciniſchen Lehren, ſeine Verachtung der feinern Anatomie ꝛc. verſchafften zwar dem Brown'ſchen Syſteme viele Anhänger, beſonders unter den Studenten, den noch ungebildeten Aerzten und ſelbſt unter den Nichtärzten; allein er erregte auch zuerſt den Kampf zwiſchen den Brownianern und ihren Gegnern, welcher in der Folge auf eine Art geführt wurde, die den Wiſſenſchaften weder Ehre noch Gewinn brachte. Wie aus den Veränderungen des Brown'ſchen Syſtems durch die Bearbeitung der deutſchen Aerzte die ſogenannte Erregungstheorie entſtand, und endlich dieſe wieder durch die neue Naturphiloſophie verdrängt worden iſt, darüber ſiehe die Art. Naturphiloſophie, Erregungstheorie und den Schluß des Art. Arzneikunde.

Browne (Maximilian Ulyſſes, Graf von) k. k. Generalfeldmarſchall, geboren zu Baſel 1705. Sein Vater Ulyſſes von Browne, ging im April 1690 mit ſeinem jüngern Bruder, Georg, unter König Jacob II. aus Irland, ward kaiſerl. Oberſter und ſtarb 1721. Maxim. Ulyſſes diente von Jugend auf bei dem kaiſerl. Heere, zeichnete ſich im italieniſchen Kriege, beſonders in den Schlachten bei Parma und Guaſtalla aus, und wurde 1739 Feldmarſchallieutenant und Beiſitzer des Hofgerichts. In den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen beförderte er die Sache Maria Thereſiens mit Einſicht und Eifer, und gewann unter andern, 15. Juni 1746, gegen die Franzoſen die berühmte Schlacht von Piacenza, nahm den Paß von Bocchetta ein, und machte ſich zum Meiſter von Savona. Im Jahr 1752 erhielt er das Gouvernement der Stadt Prag, ſammt der Oberbefehlshaberſtelle über alle Kriegsvölker in Böhmen, und 1756 ward er Feldmarſchall des kaiſerl. Heeres, eben zu der Zeit, als König Friedrich II. durch Sachſen nach Böhmen zog. Durch die Schlacht bei Lowoſitz, obgleich er ſie verlor, hinderte Browne dennoch, für den Feldzug von 1756, alle weitere Unternehmungen des Königs gegen Böhmen, und ſieben Tage nach derſelben trat er jenen berühmten Marſch nach Sachſen an, um die zwiſchen Pirna und dem Königſtein eingeſchloſſenen ſächſiſchen Kriegsvölker zu befreien; ein Unternehmen, welches gelungen, des größten Feldherrn alter und neuer Zeiten würdig geweſen wäre. Er drängte die Preußen bald darauf ganz aus Böhmen hinaus, wofür er mit dem goldnen Vließ belohnt wurde. Als Friedrich mit ſeiner ganzen Macht von neuem in Böhmen eingedrungen war, lieferte er, 7. Mai 1757 die berühmte Schlacht bei Prag. Browne mußte das Schlachtfeld räumen; er wurde tödtlich verwundet nach Prag gebracht und ſtarb im Juni 1757, mit dem Ruhme, daß er nicht bloß ein großer Feldherr, ſondern auch ein Eingeweihter in der Politik und ein geſchickter Unterhändler geweſen. Friedrich II. nannte ihn ſeinen Lehrer.

Bruce (James), wurde 1730 zu Kinnaird in Schottland geb. und in der Nachbarſchaft von London erzogen. Er erregte ſchon früh große Hoffnungen. Nach Vollendung ſeiner Studien war er anfangs willens, ſich als Rechtsgelehrter in Schottland niederzulaſſen, gab aber nachher dieſen Plan auf, und kam in ſeinem 23. Jahre nach London, wo er in der oſtindiſchen Geſchäftsexpedition angeſtellt zu werden hoffte. Hier aber lernte er die Tochter eines Kaufmanns kennen, und zog bald den aſiatiſchen Reichthümern, häusliche Freuden vor. Allein ſie waren von kurzer Dauer; ſeine Frau ſtarb im erſten Jahre ihrer Ehe zu Paris, wohin er ſie des milden Klimas wegen gebracht hatte.

Digitized by Google

Seit dieſer Begebenheit verlor er allen Geſchmack an Geſchäften, und ſuchte ſich nur, in der Abſicht, eine Reiſe auf dem feſten Lande zu unternehmen, im Zeichnen und in ſeiner Kenntniß fremder Sprachen zu vervollkommnen. 1757 beſuchte er Portugal, Spanien, Frankreich u. die Niederlande. 1761 übertrug ihm Lord Halifax das Conſulat in Algier, und Bruce nahm dieſe Stelle an, um unter dem Schutze dieſes öffentlichen Charakters Afrika bereiſen zu können. Er verließ England im Juni 1762, hielt ſich aber noch einige Zeit in Italien auf, um daſelbſt die herrlichen Denkmähler des Alterthums kennen zu lernen. Der Zeitraum, den er als Conſul in Algier verlebte, war durch große Schwierigkeiten und Gefahren bezeichnet. Nach mehreren Reiſen, ſowohl in das Innere von Afrika, als an den mittelländiſchen Küſten, ging er 1767 nach Aſien über, beſuchte Balbek und Palmyra, und kehrte kränklich nach Aleppo zurück. Hier machte er ſich beſonders mit den Heilkräften der Natur bekannt, da ein Arzt in jenen Gegenden, die er zu bereiſen ſich vorgenommen hatte, in vorzüglicher Achtung ſteht. Im Frühling 1768 ging er nach Kairo, wo er ſich gegen Ende deſſelben Jahres einſchiffte, um den Lauf des Nils ſtromaufwärts zu verfolgen. Er kam jedoch zu Waſſer nicht weiter als Syene, kehrte nach Kenne zurück, und benutzte eine Karavane bis Koſſeir am rothen Meere, von wo aus er an Arabiens Küſte bis Jedda ſegelte, welches der zum Sammelplatz der Waaren aus Indien für Mekka und die benachbarten Länder beſtimmte Hafen iſt. Hier hielt er ſich einige Zeit auf, ſteuerte dann an der Küſte hin bis zu der Meerenge am Ende des rothen Meers, und kehrte im Sept. 1769 nach Maſnah zurück, einer kleinen Inſel an der afrikan. Küſte des rothen Meeres nahe an Abyſſinien. Von Mühe und Gefahren umringt drang er bis Gondar, Abyſſiniens Hauptſtadt, vor, wo er ſich unter dem wildeſten Volke befand, das er noch geſehn hatte. Es hatten ſich erſt kürzlich in dieſem Lande die Blattern verbreitet, und die fürchterlichen Wirkungen dieſer Krankheit verſchafften Bruce durch Anwendung der europäiſchen Behandlungsart, ſowohl bei Hofe als beim Volke, großes Anſehn. Er blieb über 3 Jahre in Abyſſinien, beſuchte die Quellen des Nils, und brachte ein ganzes Jahr damit zu, ſeine Reiſe nördlich durch Nubien und die ungeheuren Wüſten, welche dieſes Land von Aegypten trennen, nach Alexandrien fortzuſetzen, das er im Mai 1773 erreichte. Nach einer Abweſenheit von 11 Jahren kehrte er nach Schottland zurück, heirathete zum zweiten Mal, und ſchien ſich allen literariſchen Arbeiten entzogen zu haben, als ihn der Tod ſeiner Gattin 1785 veranlaßte, Troſt für ſeinen Verluſt in der Erinnerung an ſeine vormaligen Unternehmungen und in der Beſchreibung jener Länder zu ſuchen, die er durchwandert hatte. Dieſe Beſchreibung erſchien 1790 in fünf Quartbänden. Vier Jahre nachher endete ein Sturz von einer Treppe ſein Leben. Bruce war groß und ſtark gebaut, und von einnehmender Bildung. Sein kraftvoller Körper ertrug Anſtrengungen und Entbehrungen ohne Mühe; kühn in ſeinen Unternehmungen, gewandt in allen körperlichen Uebungen, ruhmbegierig und eitel, brauſete ſein heftiges Gemüth leicht in Zorn und Argwohn auf; mit Kenntniſſen mancherlei Art, mehrern neuern und ältern Sprachen ausgerüſtet, entbehrte er jedoch jenen ruhigen, unbeſtechlichen Blick, der den Mann von tieferm Gehalte verkündigt. Seine Behauptungen, daß Aethiopien der Sitz der älteſten Aufklärung, daß die Falaſha, Agavs und Bewohner vom Amhara und Gafat urſprünglich Abkömmlinge aus Paläſtina wären:

Digitized by Google

seine Theorien über den Ursprung der Künste, Wissenschaften und der Handlung: seine Erzählung von der Erbauung von Apum, Meroe u. Theben und der alten Geschichte Abyssiniens scheinen zwar des gelehrten Hartmann Urtheil im Edrisi zu rechtfertigen, daß Bruce bei vielen merkwürdigen Berichten häufig auch Lügen für Wahrheit gibt, sich oft widerspricht und den Schein von Kenntnissen annimt, die ihm doch fehlen, so daß sein Werk nur mit großer Vorsicht gebraucht werden könne. Doch hat sich in den neuesten Untersuchungen der Reisenden manches sonderbar genug wieder bewährt, was Bruce behauptet hatte und es scheint natürlicher, anzunehmen, daß sein wahrer Fehler darin besteht, daß er Dinge für eigne Erfahrung erzählt, welche richtiger angegeben, er nur von andern hörte und dadurch getäuscht wurde. — Ueber Michael Bruce, der bei der berühmten Befreiung Lavalettes eine Hauptrolle übernommen hatte, sehe man den Art. Lavalette.

Bruch (medicin.), 1. Hernia, eine Krankheit bei Menschen und Thieren, da aus irgend einer Höhlung des Körpers ein Theil der darin enthaltenen Eingeweide heraustritt. Die gewöhnlichsten Brüche kommen am Unterleibe vor, wenn ein Theil der Gedärme und des Netzes durch eine Erschütterung oder Anstrengung des Körpers aus seiner Lage gebracht wird, und sich abwärts senkt, die innere Bauchhaut (peritonaeum) vor sich her- und nach außen durchdrängt, und mit der äußern Haut eine Geschwulst bildet, die anfangs klein ist, in der Folge aber immer größer wird, je mehr die Gedärme vortreten. Man benennt die Brüche des Unterleibes verschieden, theils nach dem Orte, als Leistenbruch, in den Dünnen, welcher durch den sogenannten Bauchring heraustritt; Schenkelbruch, der an der innern Seite des Schenkels hervortritt; Nabelbruch, wo die Theile durch die nicht geschlossene Nabelöffnung sich hervordrängen; theils nach dem, was sie enthalten, entweder Darmbruch, Netzbruch, Windbruch. Der Leistenbruch kommt am öftersten vor. Man wird anfangs bloß eine kleine Geschwulst, von der Größe einer Haselnuß, meistens nach irgend einer Anstrengung oder Erschütterung, in den Weichen gewahr, die zuweilen von selbst, oder doch jedesmal im Liegen bei gelindem Drucke wieder verschwindet, aber immer wiederkömmt und immer größer wird. Die vorbereitenden Ursachen sind Erschlaffung und Schwäche der äußern Haut und der Bauchmuskeln, daher auch Brüche jetzt viel häufiger sind, als ehedem. Heftiger Husten, Fallen, Sprünge u. s. w. selbst Blähungen und bei Kindern heftiges Schreien, können Veranlassung dazu geben. Der angeborne Bruch kömmt auch öfters bei Kindern, besonders bei Knäbchen vor, die ihn gleich bei der Geburt an sich haben. Der Wasserbruch gehört nur der Benennung wegen hieher, indem es blos eine Anhäufung wäßriger Feuchtigkeiten in der Scheidenhaut eines Testikels oder des Samenstranges ist, und auch bei Kindern oft vorkommt. Jeder Bruch ist ein beschwerlicher Zufall, und kann, wenn er vernachlässigt wird und sich entzündet, wozu Einklemmung desselben, wenn er nicht wieder zurückgeht und hartnäckige Verstopfung des Stuhlgangs verursacht, oft Veranlassung gibt, gar bald den Tod verursachen. Das beste Mittel, sich vor Gefahr zu schützen, ist, den Bruch sobald als möglich wieder zurückzubringen und ein Bruchband zu tragen, welches ihn verhindert, sich wieder herauszudrängen. Man hat auch den Hirnbruch bei Kindern, wo das Gehirn sich vordrängt; den Magenbruch in der Magengegend. 2. Knochenbruch, Verletzung des Zusammenhangs der Knochen. Oefter trifft es die Röhrenknochen, daher Armbrüche und Beinbrüche

am häufigsten vorkommen. Zur Heilung dieser Brüche gehört, daß die Theile zuvörderst wieder in die richtige Lage gebracht, was bei den langen Knochen durch Ausdehnung des Gliedes geschieht, und dann durch Binden und Schienen so lange darin erhalten werden, bis der aus den Bruch-Enden ausschwitzende und sie wieder verbindende Knochensaft (callus) verhärtet ist. H.

Brücke. Was Brücken sind, weiß ein Jeder. Wir wollen hier einige historische Nachrichten über die Brücken der Alten mit kurzen Berichten über die neuesten Prachtbrücken in England und einige andere merkwürdige Brücken verbinden, ohne uns in Erörterungen einzulassen, welche den höheren Baukünstler allein interessiren würden. Es ist gefragt worden, ob die Alten Bogenbrücken gehabt, oder ob die letztern aus bloßen geradlinigen Verbindungen zusammengesetzt gewesen seien. Es läßt sich nun nicht läugnen, daß die Griechen schon Gewölbe und Dome kannten: denn das Wort Tholos bedeutet zuverlässig einen Dom, oder ein Zimmer mit einer Kuppel, Tholos nannte man den Speisesaal, worin die Prytanen schmausten. So sieht man wirklich noch Bogen und Gewölbe in den Ueberresten der alten griechischen und römischen Baukunst, und die herrlichen Wasserleitungen beweisen, daß die Römer allerdings in Gewölben zu bauen verstanden. In den neuesten Zeiten hat man besonders in England die Pollhamische Theorie der Brückenwölbung auf das glücklichste ausgeführt. Smeaton, Telford, Darby, Paine und Walker sind die größten Brückenbaumeister in England. Die neuesten und berühmtesten Brücken in London sind die Vauxhall-, die Southwark- und die Waterloobrücke. Die Bogen dieser Brücken sind durchgehends nach der Kettenlinie gewölbt. An Festigkeit und Länge übertrifft die Waterloobrücke alle übrigen. Sie besteht aus neun Bogen, von denen jeder 120 Fuß Spannung und 35 Fuß Höhe hat. Die Brückenpfeiler sind 20 Fuß dick, von großen Granitblöcken aufgeführt. Die obern Zwischenräume der Bogen sind zum Theil mit Mauersteinen, zum Theil mit Erde oder Sand ausgefüllt. Die Brückenstraße ist 28 Fuß breit, und hat noch an jeder Seite einen Weg für die Fußgänger von sieben Fuß Breite. Diese Brücke wird in jeder Rücksicht als ein Triumph der neuern Baukunst angesehn. Die in ihrer Art, und besonders auch wegen der weiten Spannung ihrer Bogen eben so merkwürdige eiserne Southwark-Brücke, hat nur drei Bogen, den mittlern zu 240, und die beiden äußern, jeden zu 210 Fuß Spannweite. Das zu derselben verwandte Eisen beträgt 11,200,000 Pfund an Gewicht. — Unter den großen deutschen Brücken verdient besonders die dresdener Elbbrücke, von 17 Bogen und 1100 Fuß Länge genannt zu werden; auch die reich verzierte 1790 Fuß lange Brücke über die Mulde zu Prag ist merkwürdig. — Wir schließen diesen Art. mit nachfolgender, aus „Aytons Reise rund um Großbritannien" entnommenen anziehenden Schilderung einer Seilbrücke: „Bei dem großen westl. Vorgebirge der Insel Anglesea sieht man ungeheure Abgründe, weite Höhlen, Leuchtthürme und eine Seilbrücke, auf der man über einen schmalen Meerarm nach der kleinen Insel Holyhead (der Station für die Packetböte zwischen England und Irland) kommt. Die Brücke ist aus Netzen von starken Stricken gemacht, die Seiten sind etwa vier Fuß hoch, und der Fußboden von Tannenbrettern etwa über 3 Fuß breit. An beiden Enden ist sie mit eisernen Bolzen in dem Felsen befestigt. In der Mitte beugt sie tief hinab, so daß sie einen umgekehrten Bogen bildet. Sie ist 80 Fuß lang, und ihr niedrigster Theil

steht 70 Fuß hoch über dem Meere. Man behauptet, die Befestigung sei hinlänglich sicher, aber die Brücke knarrt und beugt sich beim Darübergehn dermaßen, daß auch dem Herzhaftesten nicht wohl zu Muthe wird. Im Sturm ist sie gar nicht zu passiren, wegen der heftigen Erschütterung und wegen des durchnässenden Seewassers, welches der Wind aus der fürchterlichen Brandung hinaufschleudert. Vor Errichtung der Brücke war jedoch der Uebergang noch weit gräßlicher, denn er bestand bloß in einem Seile, zu beiden Seiten an dem Felsen befestigt, und in einer daran hängenden Wiege, in die der Reisende sich legen, und sodann, vermittelst eines Strickes und Klobens sich auf die andere Seite hinüber winden mußte."

Brückenbrüder, s. **Brüderschaften**.

Brüder und Schwestern des freien Geistes nannte sich im 13. Jahrh. eine in den Rheingegenden entstandene Religionsgesellschaft, weil nach biblischen Stellen, die sie misverstanden, Christen keinem Gesetze mehr unterthan und zur Freiheit der Kinder Gottes gelangt wären. Diese Freiheit suchten sie in der Absonderung vom herrschenden Kirchenthume, hielten allen äußern Gottesdienst für überflüssig und geriethen dabei auf Schwärmereien, womit sie die Wahrheiten des Christenthums wunderlich vermengten. Pantheistische Phantasien mischten sie in den Glauben; durch den Dünkel sittlicher Vollkommenheit verwirrten sie die Moral, und weil sie sich einbildeten, alle sinnlichen Triebe ersticken und jeder Versuchung Trotz bieten zu können, arteten ihre Tugendproben (z. B. gänzliche Entkleidungen im Umgange beider Geschlechter, unschickliche Vertraulichkeiten) bald in schamlose Unzucht aus, die ihnen den Spottnamen Schwestrones zuzog; einige sollen sogar ihre Laster mit der Behauptung, daß körperliche Handlungen die Seele nichts angingen, beschönigt haben. Die Synoden zu Cöln 1306 und zu Trier 1310 beschlossen ihren Untergang, und in den Verfolgungen, die nun über sie ergingen, wurden sie theils bekehrt, theils getödtet oder zerstreut. Ihre Reste verloren sich unter den Begharden, und scheinen zum Theil nach Böhmen gekommen zu sein, wo man während der Hussitischen Unruhen ähnliche Separatisten entdeckte. Vergl. den Art. **Adamiten**.

Brüdergemeinde (evangelische) oder Brüderunität läßt sich die unter dem Namen der Herrnhuter bekannte Religionsgesellschaft am liebsten nennen. Sie entstand aus Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten böhmischen oder mährischen Brüder (s. d. Art. **Böhmische Brüder**), welche sich 1722, unter Begünstigung des Grafen Zinzendorf, auf dem Gebiete seines Ritterguts Berthelsdorf in der Oberlausitz, an der Mittagsseite des Hutberges, anbauten, und ihre Kolonie Herrnhut nannten. Erst als mehrere nachgekommene böhmische und mährische Auswanderer den Ort vergrößerten, und die Verschiedenheit der Kolonisten in ihren Religionsbegriffen das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft über feste Regeln des Glaubens und Lebens fühlbar machten, wurden, unter Leitung des schon früher von der Idee einer Gemeinde nach dem Muster der ersten apostolischen, eingenommenen Grafen Zinzendorf, gewisse Vereinigungspuncte festgesetzt, in denen man die Unterscheidungslehren der verschiedenen protestantischen Glaubensbekenntnisse, deren Verwandte sich hier versammelt hatten, unberührt ließ, nur die Grundwahrheiten des Christenthums als Glaubensartikel annahm, und eine nach den Satzungen der alten mährischen Brüderkirche geregelte Verfassung und Kirchenzucht ein-

führte. Unter dem Namen eines freiwilligen Einverſtändniſſes nahmen alle Einwohner Herrnhuts 1727 dieſe Statuten an, und bildeten ſo den erſten Stamm der Brüdergemeinde, als deren Stifter der, von nun an ganz für ſie lebende Zinzendorf (ſ. d. Art.) anzuſehen iſt. Die Nachkommen jener Ausgewanderten, denen bald durch landesherrliche Verbote unterſagt wurde, noch mehrere ihres Gleichen aus Böhmen und Mähren aufzunehmen, machen, wie leicht begreiflich, nur den kleinſten Theil dieſer jetzt ſo zahlreichen Gemeinde aus. Um daher den verſchiedenen proteſtantiſchen Glaubensverwandten den Zutritt zu erleichtern und die Einigkeit zu erhalten, finden bei den Herrnhutern drei Tropen oder Arten des Lehrbegriffs Statt, der mähriſche, zu dem die von jenen Auswanderern abſtammenden, und alle, weder aus der lutheriſchen noch aus der reformirten Kirche beigetretenen Mitglieder gehören, der lutheriſche und der reformirte. Kinder folgen jederzeit dem Tropus ihrer Aeltern, und der Uebertritt von einem zum andern iſt weder erlaubt noch nöthig, da die Verſchiedenheit dieſer Tropen im Innern der Gemeinde verſchwindet, und alle Glieder in den Lieblingsvorſtellungen und Ausdrücken ihres religiöſen Gefühls, die als ein Erbtheil der eigenthümlichen Sinnesart des Stifters auf die Gemeinde übergegangen ſind, und in der Unterwürfigkeit gegen ihre Verfaſſung und Kinderzucht mit einander übereinſtimmen. Doch wollen ſie keinesweges für eine beſondere Religionspartei gehalten ſein, ſondern ſetzen ihr Eigenthümliches nur in eine genauere Verbindung zur Gottſeligkeit, und haben, obwohl Zinzendorfs und Spangenbergs Schriften bei ihnen im großen Anſehn ſtehen, keinen eigenen, durch beſondere ſymboliſche Bücher feſtgeſetzten Lehrbegriff. Vielmehr erklärten ſie ſich, wo die Regierungen darnach fragten, ausdrücklich für Verwandte des augsburgiſchen Bekenntniſſes, und wurden auch in mehreren Staaten dafür anerkannt. Weil indeß jene bekannten, oft nur zu ſehr ins Sinnliche hinüberſpielenden, aber jetzt durch einen beſſern Geſchmack zum Theil veralteten Religionsvorſtellungen und Bilder unter ihnen eher im Schwange gingen, als ſie an eine zuſammenhängende Darſtellung ihrer Glaubenslehre gedacht hatten; ſo nahm auch dieſe nach und nach eine eigenthümliche Geſtalt an, welche ſich von dem Lehrbegriffe der proteſtantiſchen Kirchen merklich unterſcheidet. Der Hauptcharakter ihrer religiöſen Anſicht beſteht darin, daß ſie die Religion mehr als Sache des Gefühls, denn als Sache des Verſtandes betrachten, und, in ſo fern ſie ſubjective Ueberzeugung wird, für ein gläubiges Ergreifen der evangeliſchen Wahrheit erklären, dabei aber beſonders an gewiſſen ſelbſt erfundenen Wahrheiten und den Bildern hängen, in welche das neue Teſtament die Lehre von der Erlöſung durch Chriſtum einkleidet; beſonders halten ſie ſich an die Idee des Mittleramtes Chriſti, und denken ihn am liebſten unter dem Bilde des Lammes, das der Welt Sünde trägt. Uebereinſtimmend mit dem Proteſtantismus nennen ſie zwar das demüthige Gefühl der Sündhaftigkeit den Grundzug der chriſtlichen Geſinnung; allein dadurch entfernen ſie ſich von ſeinem Ernſte, daß ſie in dieſem Gefühle eine gewiſſe Süßigkeit, einen Seelengenuß finden. Uebereinſtimmend mit dem Proteſtantismus halten ſie die Bibel für Gottes Wort und für die Erkenntnißquelle der Offenbarung; das aber iſt ihnen eigenthümlich, daß ſie die Bibel nur als den Grund einer Offenbarung betrachten, welche der Heiland in der Gemeinde immer fortſetze und wiederhole; den chriſtlichen Glauben als eine innere Empfindung der Wirkung Jeſu beſchreiben, und auch in den überſchwenglichen Gefühlen dieſer

Digitized by Google

Gnadenwirkung eine Erkenntnißquelle der Religion finden. Denn die Lehre von der immerwährenden Regierung Christi über seine Kirche, haben sie weitläufig ausgemahlt, und auf alle Lebensverhältnisse angewendet. Nur in dem Heilande erkennen und verehren sie die Gottheit; alle Werke in der sinnlichen und übersinnlichen Welt schreiben sie ihm zu; im Namen des Heilandes thun sie Alles, was sie beschließen und unternehmen, und jede bedeutende Verfügung wird von ihnen durch die Worte: „der Heiland will es," begründet. Eine ausdrückliche Erklärung seines Willens ist ihnen die Entscheidung durch das Loos, dessen sie sich in allen Fällen einer zweifelhaften Wahl, als bei Amtsbesetzungen, Missionsangelegenheiten, Verheirathungen u. dergl. bedienen. Jedoch bindet das Loos nur denjenigen, welcher looset, nicht aber nothwendig auch die, für welche gelooset wird, so daß ein Mann die ihm durch das Loos zuerkannte Braut, und diese wiederum den auf diese Art ihr angetragenen Bräutigam ausschlagen kann. Ungeachtet mancher Verirrungen, welche da, wo das Gefühl vorwaltet, unvermeidlich sind, verdient jedoch der durchaus praktische Zweck ihrer Vereinigung, eine Gemeinde wahrhaft religiöser, von den Lastern der Welt abgesonderter, durch Arbeitsamkeit gemeinnütziger, zufriedener und in einer weisen Beschränkung glücklicher Menschen zu bilden, ganz den Beifall, den er bei Gutgesinnten gefunden hat. Dabei haben sie sich überall nach den Umständen gerichtet, und die Lehren der Weltklugheit beobachtet, ohne welche ihre schöne Idee, eine Christokratie, d. h. ein sittliches Reich, wo allein Christus regiert, zu errichten, nicht in so großem Umfange zur Ausführung gekommen sein würde; denn jene Ansichten, Phantasien und Bilder, welche ihre Theologie charakterisiren, und nur vermittelst ihrer Lieder und Lehrvorträge in Umlauf und Andenken erhalten werden, möchten bei den Veränderungen des Zeitgeistes nicht hinreichend sein, die Glieder ihrer Gemeinde zusammenzuhalten, wenn sie dafür nicht auf das zweckmäßigste durch eine Gemeinverfassung und Zucht gesorgt hätten, in der die systematische Folgerichtigkeit, die ihrer Glaubenslehre abgeht, mit bewundernswürdiger Genauigkeit durchgeführt ist. Sämmtliche Mitglieder der Gemeinden sind nach Geschlecht, Alter und Lebensverhältniß in Chöre abgetheilt, daher man in jeder derselben ein Kinder-, Knaben-, Mädchen-, ledige Brüder-, ledige Schwestern-, Ehe-, Witwer- und Witwenchor findet. Jedes Chor hat seinen Chorhelfer, der die Seelsorge und Sittenzucht, und seinen Chordiener, der die äußern Angelegenheiten des Chors besorgt. Bei den weiblichen Chören werden diese Aemter von weiblichen Personen verwaltet, und bei öffentlichen Verhandlungen durch eigene Beistände vertreten. Die ledigen Brüder wohnen mit den aus der Schule entlassenen Knaben in dem Brüderhause, einem großen Gebäude, worin sie mit allerlei Künsten und Handwerken beschäftigt, und zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen angehalten werden, zusammen. Eine gleiche Einrichtung hat das Schwesternhaus, in dem auch zur Bedienung keine Mannsperson zugelassen wird, und größere Gemeinorte haben auch ähnliche Häuser für Witwer und Witwen. Bemittelte oder in Diensten stehende Glieder dieser Chöre dürfen sich auch, mit besonderer Erlaubniß der Obern, bei ihren Familien und Dienstherrschaften aufhalten. Das Ehechor besteht aus sämmtlichen Ehepaaren in der Gemeinde, welche zwar in Privathäusern wohnen und ihre Geschäfte treiben, aber, wie die Mitglieder der übrigen Chöre, unter der Aufsicht und Berathung der Chorbeamten stehen. Durch diese Chorbeamten wird die Aeltestencon-

ferenz jeder Gemeinde von dem, was in den Chorhäuſern und Familien vorgeht, in Kenntniß gebracht. Dieſe, alle Angelegenheiten der Gemeinde leitende Behörde beſteht aus dem Gemeindehelfer, welcher als der oberſte Vorſteher der Gemeinde den Vorſitz führt, dem Ortsprediger und dem Chorbeamten. Beigeordnet iſt ihr ein Aufſehercollegium, welches über den Nahrungsfond und die Polizei wacht, auch Streitigkeiten ſchlichtet. Beide Behörden machen, mit Zuziehung eines engern Ausſchuſſes aus der Gemeinde, die große Helferconferenz aus, welche die gewöhnlichen allgemeinen Angelegenheiten in Ueberlegung zieht, und den beiden obern Behörden zur Entſcheidung übergibt. Zur Berathung über außerordentliche Angelegenheiten vereiniget ſich mit dieſen Collegien ein weiterer Ausſchuß, und bildet mit ihnen den Gemeinderath. Die Beamten der Brüdergemeinde ſind Biſchöfe, welche die Prediger weihen, und über die Erhaltung der kirchlichen Ordnung wachen, übrigens aber weder beſtimmte Sitze noch eigene Sprengel oder Diöceſanrechte haben; Seniores und Conseniores civiles, welchen die Sorge für die äußere Verfaſſung und die Verhältniſſe zu den reſpectiven Landesobrigkeiten obliegt; Presbyter oder Prediger, welche entweder bei Gemeinden angeſtellt ſind, oder zu Miſſionen gebraucht werden; Diaconen, welche den Predigern beigeordnet ſind, und Diaconiſſen, welche ſich mit der Seelenpflege und Berathung des weiblichen Geſchlechts beſchäftigen. Der Mittelpunkt der in ſo viele Zweige getheilten Aufſicht und Gewalt war, ſo lange er lebte, der Graf Zinzendorf, welcher der Gemeinde unter dem Namen eines Ordinarius vorſtand. Aus den, ihm zur Hülfe beigegebenen Biſchöfen und Aelteſten bildete ſich ein Collegium, welches unter dem Namen Unitätsälteſten-Conferenz gegenwärtig die Angelegenheiten der ganzen Geſellſchaft leitet. Der Sitz dieſes Directoriums iſt nicht beſtimmt; ſeit 1789 hält es ſich zu Berthelsdorf bei Herrnhut auf. Nach der Verſchiedenheit ſeines Geſchäftskreiſes wird es in vier Departements getheilt: in das Helferdepartement, welches die reinkirchlichen Sachen beſorgt, und die Stelle eines Oberconſiſtoriums vertritt; das Aufſeherdepartement, welches über die Aufrechterhaltung und Zucht wacht; das Dienerdepartement, welchem die ökonomiſchen Angelegenheiten anvertraut ſind, und das Miſſionsdepartement, welches die Sachen der Heidenbekehrung leitet. Ohne Wiſſen u. Willen dieſer Behörde kann in keiner Gemeinde etwas Wichtiges geſchehen oder unternommen werden; aber ungeachtet ihres großen Anſehens und Einfluſſes bleibt ſie doch den die ganze Unität vertretenden Synoden verantwortlich, welche ſie, ſo oft es die Umſtände erfodern und erlauben, zuſammenberuft. An dieſen Synoden, welche ſonſt wohl in zwölf Jahren zweimal gehalten wurden, jetzt aber, wegen der Kriege ſeit beinahe zwanzig Jahren nicht Statt finden konnten, nehmen, außer den Unitätsälteſten, ſelbſt alle Biſchöfe, Civilſenioren, Vorſteher der Tropen, die Herrſchaften der Gemeinorte, welche Mitglieder der Unität ſind, Abgeordnete von jeder Gemeinde und einige erfahrene Schweſtern Theil. Die Verſammlungen derſelben dauern mehrere Monate, und haben meiſt wichtige Veränderungen zur Folge; ein Auszug ihrer Beſchlüſſe, Synodalverlaß genannt, kommt zur Kenntniß aller Glieder der Unität. Außerdem ſorgt die Unitätsälteſten-Conferenz durch das Wochenblatt und die jährlich erſcheinenden Memorabilien, für die Erhaltung der Verbindung und Bekanntſchaft aller Glieder mit dem Zuſtande und den Angelegenheiten der geſammten Unität, und gibt zum Anhalte der täglichen Andacht jährlich die ſogenannten Loſungen, d. h.

Digitized by Google

die für jeden Tag im Jahre bestimmten biblischen Denksprüche aus, von denen jedes Mitglied der Brüdergemeinde ein Exemplar erhält. Für die tägliche Erbauung ist durch eine, das Herz ungemein ansprechende Anordnung der gottesdienstlichen Versammlungen gesorgt. Sie werden in einem geräumigen, lichten, und nur durch die sorgfältigste Reinlichkeit geschmückten Saale, wo ein grünbehangener Tisch die Stelle des Altars vertritt, täglich dreimal, und nie länger als dreiviertel Stunden gehalten, nämlich Vormittags die Kinderstunde, an der auch Erwachsene Theil nehmen können, Abends gegen 7 Uhr, wenn die Arbeiten des Tages geendigt sind, die Gemeinstunde mit einem Lehrvortrage oder einer biblischen Vorlesung, und um 9 Uhr die Singstunde, wo Liederverse, die sich auf die Losung des Tages beziehen, gesungen werden. Sonntags wird früh um 8 Uhr die Gemeinlitanei gebetet, gegen 10 Uhr eine Predigt (wozu man in Barby die Schloßkirche benutzt), Nachmittags um 2 Uhr eine Kinderstunde, um 3 Uhr eine Homilie für das Ehechor allein, gegen 5 Uhr eine Singstunde für die Abendmahlsgenossen und Abends die Gemeinstunde gehalten. Auch in der Woche finden zu schicklichen Zeiten Homilien für die einzelnen Chöre und liturgische Versammlungen statt, in welchen letztern Brüder und Schwestern im Gesange abwechseln, und jeder Theilnehmende seinem Nachbar zum Zeichen des Liebesbundes der Gemeinde den Friedenskuß gibt. Jeder vierte Sonntag heißt ein Gemeintag, weil an demselben die Nachrichten des Wochenblatts vorgelesen werden. Außerdem feiert noch jede Gemeinde gewisse Gedenktage zur Erinnerung an die wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte der Unität und des Orts, und jedes Chor seine Feste. Der Jahrsschluß wird in der Mitternacht des letzten Decembers mit Vorlesung der Memorabilien der Unität begangen. Besonders rührend und eindringlich ist die Feier des Abendmahls, welches alle, die dazu fähig sind, jeden vierten Sonnabend Abends genießen. Die Stelle der Beichte vertritt das sogenannte Sprechen acht Tage lang vor dieser Feier, wobei jeder Chorhelfer sich mit den Communicanten seines Chors einzeln über ihren Seelenzustand bespricht. Das Fußwaschen findet jetzt nur noch am grünen Donnerstage statt. Eine Stunde vor jedem Abendmahlsgenusse wird, nach dem Muster der Agapen der apostolischen Kirche, das Liebesmahl gehalten, wobei die Gemeindeglieder unter Gebet und Gesang Thee mit Milch nnd Backwerk genießen. Nachahmungswürdig ist der religiöse Gebrauch der Musik bei den Herrnhutern; sie dient ihnen im Leben zur Erquickung, Sänftigung und Erhebung, und verschönert selbst den Tod, den sie ein Heimgehen nennen. Sobald Jemand gestorben ist, wird ein Lied vom Thurme mit Posaunen geblasen, aus dessen Melodie man erkennen kann, zu welchem Chore der Verstorbene gehörte, weil jedes seine eigenen Sterbelieder hat. Klage und Trauer findet nicht statt. Unter Posaunenschall wird die Leiche im hellangestrichenen Sarge auf dem Gottesacker, der einem Garten gleicht, getragen. Die Heimgegangenen gehören der himmlischen Gemeinde an, und die Sterbenden freuen sich, ihr zugesellt zu werden. Am Ostermorgen zieht die Gemeinde bei Sonnenaufgang mit Musik auf den Gottesacker, und feiert in der Freude über die Auferstehung des Herrn das Andenken an die im letzten Jahre verstorbenen, und nun mit ihm lebenden Glieder. Diese in der ganzen Unität gleichmäßig eingeführten polizeilichen und gottesdienstlichen Anstalten können die Wirkung, allen Gemeindegliedern eine ziemlich gleiche Stimmung zu geben, um so weniger verfehlen, da die Cultur der Wissenschaften, welche die Mei-

nungen trennt, im Allgemeinen eher Widerſtand als Beförderung bei dieſer Geſellſchaft findet. Um die Jugendbildung haben die Herrnhuter weſentliche Verdienſte; ihre Erziehungsanſtalten, bei deren Einrichtung Zinzendorf die Frankiſchen in Halle vor Augen hatte, dienten bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland zum Muſter, und noch jetzt gibt man Knaben und Mädchen, meiſt mit gutem Erfolg, in ihre Koſtſchulen, weil ihre Jugendlehrer, ſelbſt durch Gehorſam und Gewöhnung gebildet, wohl herzuſtellen verſtehen, was den Kindern durch folgerechte Beherrſchung und ſtrenge Gewöhnung, Gutes angeeignet werden kann. Beſonders haben ihre Lehranſtalten vor andern Schulen den Vorzug, daß die kindlichen Gemüther darin frühzeitig eine religioſe Richtung erhalten. Die Mädchenanſtalt in Herrnhut und die Knabenanſtalt in Niesky ſtehen in vorzüglichem Flor; beide gehören, wie die Kinderanſtalten zu Fulneck, dem Hauptgemeinorte in England, der geſammten Unität, welcher darin die Waiſen arm verſtorbener Beamten und Diener, erziehen läßt. Allgemeine Unitätsanſtalten ſind auch das Pädagogium in Barby, welches für Knaben, die ſich den Studien widmen wollen, die Stelle eines Gymnaſiums, und das Seminarium oder Collegium academicum zu Niesky, welches die Stelle der Univerſität vertritt. Letzteres iſt vorzüglich zur Bildung der Prediger beſtimmt, und macht auf den Ruhm einer tiefen, ausgebreiteten Gelehrſamkeit keinen Anſpruch. Ueberhaupt verengen die vielen Zucht-Rückſichten, welche die Herrnhuter nehmen, den Blick zu ſehr, als daß ſich jemals ein freies wiſſenſchaftliches Streben bei ihnen hätte zeigen können. Ihre Prediger, die ohnehin keinen beſondern Stand ausmachen, erheben ſich in ihrer Bildung nur ſelten viel über die ungelehrten Brüder, und wenn einige in ihren Lehrvorträgen durch Salbung und Herzlichkeit zu erſetzen wiſſen, was ihnen an Gedankenfülle und Beredſamkeit abgeht, ſo fällt die Kunſtloſigkeit Anderer nicht ſelten ins Gemeine und Abgeſchmackte, was um ſo leichter geſchehen kann, da auch Unſtudirte zu Lehrämtern gelangen, und überall bei der Wahl mehr auf perſönlichen Glauben, Anhänglichkeit an die Sache der Gemeinde und praktiſche Brauchbarkeit, als auf vorzügliche Talente und wiſſenſchaftliche Bildung geſehen wird. Daher trifft man unter den herrnhutiſchen Beamten mehr erfahrene, kluge und anſtellige Menſchen, als eigentliche Gelehrte, und die Mehrzahl der Brüder und Schweſtern lebt in einer Beſchränktheit und Unkunde deſſen, was nicht gerade in der Gemeinde angenommen iſt, oder ihr beſonderes Gewerbe betrifft, wobei ſie den aus der Abgeſchloſſenheit ihres Syſtems, und aus ihrer Abſonderung von der übrigen Welt hervorgehenden Geiſteszwang, die in ihrer Seelenpflege merkbare Herrſchaft über die Gewiſſen und die geiſtliche Vormundſchaft, in der ſie von ihren Obern erhalten werden, weniger drückend finden mögen. Darum konnte aber auch der veränderliche Geiſt der Zeit ſie weniger, als man bei ihrem vielſeitigen Handelsverkehr denken ſollte, berühren; und wenn ſie auch ſeit mehreren Jahrzehenden manches in den Formen ihrer Liturgie und Verfaſſung geändert haben, ſo blieben ſie doch bis jetzt ziemlich frei vom Einfluſſe der Mode. Dies zeigt ſich nicht blos in dem Stillſtande ihrer Denkart, ſondern auch in ihren Sitten und Trachten. Noch immer ſieht man bei ihnen die den Unterſchied der Stände wenigſtens äußerlich ausgleichende ähnliche Kleidung, die Brüder grau und braun, die Schweſtern mit ihren glatt anliegenden Häubchen, an denen die Farbe des Halsbandes das Chor andeutet, zu dem ſie gehören; feuerroth tragen es die jungen

Digitized by Google

Mädchen, blaßroth die ledigen Schwestern, blau die Ehefrauen und weiß die Witwen. Noch immer werden andere als unschuldige Gesellschaftsspiele nicht bei ihnen geduldet, Karten und Würfel sind nicht einmal in ihren Gemeinlogis (Gasthäusern) zu finden; auch Tanz und Romanenlesen gestatten sie nicht, wie überhaupt kein Vergnügen, das die Geschlechter, die selbst auf den Spaziergängen einander vermeiden müssen, zusammenbringt. So wird das Erwachen der Geschlechtsliebe vor der Ehe auf alle Weise verhütet, und selbst junge Leute, die man mit einander verheirathen will, sehen und sprechen sich in der Regel nicht eher, als bei einer unter Aufsicht der Aeltesten, veranstalteten Zusammenkunft. Wer gegen die Gemeindeordnung und Sittlichkeit fehlt, wird erst durch liebreiche Ermahnungen, und wo diese nicht fruchten, durch den Bann gezüchtiget, der in der Ausschließung vom Abendmahle und andern Zurücksetzungen besteht, oder endlich veranlaßt, aus der Gemeinde zu treten. Eins der wirksamsten Mittel, jede Unsittlichkeit von ihnen abzuhalten, ist die anhaltende und angemessene Beschäftigung, die sie allen Gliedern ihrer Gemeinde zu geben wissen. Ihre Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit in Künsten und Handwerken, die Ausbreitung und Lebhaftigkeit ihres Handels ist rühmlich bekannt, und ohne den Gewerbfleiß wäre es auch unbegreiflich, wie sie die bedeutenden Ausgaben für ihre öffentlichen Anstalten und Unternehmungen bestreiten könnten. Die Sage von einer Heilandskasse, in welche jedes Mitglied sein Vermögen werfen müsse, ist gänzlich ungegründet. Allerdings aber verwaltet die Unitätsältesten-Conferenz eine der ganzen Gesellschaft angehörende Kasse, welche durch die Einkünfte von den Gemeingütern, durch den Gewinn an 10 Procent von allen Handelsartikeln der Gemeinde, durch jährliche Beiträge der Mitglieder und durch Vermächtnisse erhalten wird. Die Abgaben jedes beitragenden Bruders mögen im Durchschnitt jährlich gegen 10 Thaler betragen. Wenn man sie aber auch geringer anschlägt, so müsse die Einkünfte der Kasse sehr bedeutend sein, da sich gegenwärtig die Gesammtzahl der beitragsfähigen Mitglieder auf 100,000 beläuft. Die Summe aller Seelen der Brüdergemeinde wurde, mit Einschluß der Negergemeinden, schon 1786 auf 500,000 geschätzt. So hat sich diese Gesellschaft, die 1727 nicht über 3 bis 400 Seelen zählte, allmählig vergrößert und erweitert. In der Oberlausitz zeichnen sich die Gemeinorte Herrnhut, Niesky bei Görlitz und Kleinwelke bei Bautzen, in Schlesien Gnadenfrei bei Schweidnitz, Gnadenberg bei Bunzlau, Neusalz und Gnadenfeld bei Kosel aus. Ansehnlich sind auch die Gemeinden zu Neudietendorf bei Erfurt, zu Ebersdorf bei Lobenstein, zu Christiansfeld im Schleswigschen, und zu Zeyst bei Utrecht. Außerdem gibt es geduldete Herrnhutergemeinden mit eignen Versammlungssälen in Basel, Amsterdam, Harlem, Kopenhagen, Stockholm, Berlin, Neuwied, wohin die 1758 von Herrenhag und Marienborn im Ysenburgischen vertriebene Gemeinde ging, und ein besonderes Stadtviertel anbaute, in Petersburg und Moskwa. In Rußland wurden sie 1764 privilegirt, und bauten den durch den Verkehr mit den Tataren und Kalmücken merkwürdigen Gemeinort Sarepta im astrachanischen Gouvernement. Besonders aber haben sie in England Eingang gefunden, wo sie durch eine Parlamentsakte von 1749 als eine alte bischöfliche Kirche anerkannt sind. Ueberall haben sie sich des Schutzes der Regierungen würdig bewiesen. Sie gehören wegen ihrer Verträglichkeit, Erwerbsamkeit und Genügsamkeit zu den besten Staatsbürgern, beobachten überall die Landesgesetze, und tragen die bürgerlichen

Lasten, ob sie gleich in der Verwaltung ihres Gemeinwesens und in ihrer kirchlichen Einrichtung unabhängig zu bleiben wünschen. Ihre Kolonien außer Europa entstanden durch ihre Missionen; denn fortwährend haben sie das verdienstliche Geschäft der Heidenbekehrung mit dem unverdrossensten und verständigsten Eifer betrieben. Ihre erste Mission nach St. Thomas ward von Zinzendorf 1732 unter Begünstigung der dänischen Regierung veranstaltet. Die meisten und blühendsten Kolonien haben sie in Nordamerika gegründet, wo ihr Hauptort Bethlehem heißt. Auch in Grönland und auf vielen Inseln der neuen Welt, gibt es herrnhutische Pflanzörter, und selbst zu den Hottentotten am Kap haben sie Glaubensboten gesandt. Weniger glückliche Fortschritte macht ihre Heidenbekehrung in Ostindien; doch ist schon das, was sie bisher geleistet haben, ein unverkennbarer Beweis des göttlichen Segens, der ihre menschenfreundlichen Bemühungen begleitet. Daß indeß ganze Staaten und Völker ihre Lehre und Verfassung annehmen, und sich der Brüdergemeinde einverleiben möchten, was wohl bisweilen von den Bewunderern ihrer Tugenden gewünscht worden ist, scheint weder möglich noch dienlich. Der Herrnhutismus eignet sich nur für kleine Gemeinden; er würde als Grundsatz der Staatsverwaltung und Polizei, oder auch nur als Religionsverfassung großer Reiche, seine Vorzüge mit seinem wahren Charakter verlieren. Bleibt aber die Brüdergemeinde, was sie ist, so wird sie sich, ungeachtet ihrer Eigenheiten und der seltsamen Mischung von Freiheit und Zwang, von Sanftmuth und Härte, von Einfalt und Schlauheit, von Milde und Eigennutz, die man in ihrer Verfassung, Denkart und Handlungsweise wahrnimt, durch treues Festhalten ihres vortrefflichen Endzwecks, als ein ehrwürdiges Denkmahl des frommen Sinnes einer nun verschollenen Zeit, als eine schätzenswerthe Bewahrerin der protestantischen Unterscheidungslehren und als ein Muster der stillen Tugenden, die den Menschen glücklich machen, noch lange unter uns in Ansehn und Gedeihen erhalten. E.

Brüderschaften (religiöse), sind Gesellschaften zu frommen Uebungen und wohlthätigen Zwecken, die das Bestreben, die geistlichen Orden nachzuahmen, schon im Mittelalter häufig zusammenbrachte. Vom 12. bis in das 15. Jahrh. kannte man nichts Heiligeres und Verdienstlicheres, als solche Orden stiften oder ihnen angehören. Laien, die keine Klostergelübde ablegen wollten, schlossen daher engere Verbindungen, um neben ihrem Weltleben doch bei gewissen Gelegenheiten als Religiosen zu erscheinen; anfangs gewöhnlich ohne kirchliche Ermächtigung, weßhalb mehrere dieser Gesellschaften, die die Anerkennung der Kirche nicht erlangten oder nicht suchten, den Charakter eines Separatismus annahmen, der sie in den Verdacht der Ketzerei brachte, z. B. die Beguinen und Begharden, die Brüder u. Schwestern des freien Geistes, die Apostelbrüder, die Geißler oder Flagellanten und Kreuzbrüder (s. diese Art. und im Art. Orden die Franciskaner, deren dritter Orden ähnliche Erscheinungen aufweißt). Die Kirche hat sie längere oder kürzere Zeit geduldet, aber endlich doch als Ketzer verfolgt und unterdrückt. Selbst die alten Baucorporationen oder Brüderschaften der Bauleute und Gewerken, von denen der Freimaurerorden seinen Ursprung herleitet, ließen bisweilen Zunftgeheimnisse errathen, deren religiöser Gehalt auf eine eigenthümliche, in den Augen der Kirche verfängliche Gnosis und Symbolik hindeutete (s. Freimaurer). Anders verhält es sich mit der unter kirchlicher Aufsicht entstandenen oder doch von der Kirche be-

Digitized by Google

ſtätigten frommen Brüderſchaften, die keine Geheimniſſe, ſondern anerkannt löbliche Zwecke theils zu der wegen Mangel an Polizei- und Armenanſtalten nöthigen Aushülfe der Reiſenden, Schutzloſen, Bedrängten, Kranken und Verlaſſenen, theils zur Befriedigung eigner Buß- und Andachtsbedürfniſſe hatten. Von dieſer Art waren die Brückenbrüder (fratres pontifices), welche vom 13. bis in das 15. Jahrh. im ſüdlichen Frankreich blühten, Brücken, Fähren, Hoſpize und beßre Wege anlegten und unterhielten, über die Sicherheit der Heerſtraßen wachten, und durch Almoſen und Schenkungen bedeutende Reichthümer erlangten, die, nachdem dieſer aus Rittern, Mönchen und Arbeitern zuſammengeſetzte Orden unter üppigen Großmeiſtern ſeiner erſten Beſtimmung ungetreu und von Pius II. aufgehoben worden war, den Johannitern zufielen; ferner die ihnen ähnlichen Ritter und Geſellen der h. Hermandad (ſ. d. Art.) in Spanien, die Familiaren und Kreuzträger im Dienſte der ſpaniſchen Inquiſition (ſ. d. Art. Inquiſition), die Kalandsbrüder in Deutſchland (ſ. d. Art.) u. a. m. Die Beſtimmung, Kranke und Gefangne zu beſuchen, Almoſen zu ſammeln und auszutheilen, Miſſethäter zu tröſten und auf den Richtplatz zu begleiten, Todte zu begraben und für Hingerichtete oder aufgefundene Leichen Seelenmeſſen zu veranſtalten, wählten ſich die Alexianer (nach dem h. Alexius, ihrem Schutzheiligen), welche zu Anfang des 14. Jahrh. in den Niederlanden meiſt aus den untern Volksklaſſen entſtanden, mit einem weiblichen Zweige, den ſchwarzen Schweſtern, vermehrt, ſich bis in die Rheinlande verbreiteten und, obwohl Laien, Häuſer hatten und unter geiſtlicher Führung zwei Provinzen ihres Ordens bildeten, übrigens nach ihren ſchlechten Wohnungen Celliten oder Cellbrüder, wegen ihrer leiſen Klaggeſänge (Lullen) bei Beerdigungen Lollharden oder Rollbrüder, wegen ihrer Mäßigkeit Matemans genannt wurden, und in Antwerpen, Utrecht und Cöln in den noch jetzt beſtehenden Brüderſchaften zur Leichenbeſtattung fortleben; die Brüder des Todes vom Orden des h. Einſiedlers Paul, die 1620 zu Rouen geſtiftet, ſchwarz wie die Alexianer gekleidet und durch einen Todtenkopf auf dem Skapulier ausgezeichnet waren, aber von Urban VIII. ſchon wieder unterdrückt wurden; und jene Unzahl von Büßern, d. h. Brüderſchaften, die dergleichen Liebesdienſte als Bußübungen verrichten, in den Hauptſtädten Italiens (in Rom allein über 100) noch beſtehen und Laien von allen Ständen, auch vom höchſten Adel, in ſich vereinigen. Da gibt es noch jetzt graue (alte Erzbrüderſchaft von der Kirchenfahne zu St. Lucia in Rom ſchon 1264, in Frankreich unter Heinrich III.), ſchwarze (Erzbrüderſchaften der Barmherzigkeit und des Todes), rothe, blaue, grüne, violette Büßer, von jeder Farbe der Kutte mehrere, die ſich durch abſtechende Farben des Gürtels oder Mantels von einander unterſcheiden; auch hat jede dieſer Brüderſchaften ihr eigenes Schild mit kirchlichen Symbolen oder dem Bilde ihres Schutzheiligen auf der Schulter. Gleich ſind ſie einander in dem Schnitte ihrer Kleidung, die aus einer Kutte und dem Bußſack beſteht, der Kopf und Schultern verhüllt, und nur zwei Löcher für die Augen hat, daher ſie in dieſer Vermummung unerkannt bleiben. Die Erzbrüderſchaften ſind durch ihre Privilegien von den übrigen, die von ihnen abſtammen, ausgezeichnet; geiſtliche und weltliche Obrigkeiten begünſtigen ſie, da ihre Thätigkeit manche Lücke in den öffentlichen Wohlfahrtsanſtalten ausfüllt und oft wahrem Bedürfniß, wie durch Ausſtattung armer Mädchen, durch Bekehrung der Buhle-

Digitized by Google

rinnen, durch Sorgfalt für schutzlose Fremde und Elende abhilft. (S. Tagebuch einer Reise nach Italien von Elise von der Recke. 2ter Theil. Berlin 1816). Unter die ehrwürdigsten Gesellschaften dieser Art gehört die vom h. Philipp von Neri 1548 zu Rom gestiftete Brüderschaft der h. Dreieinigkeit zur Aufnahme der Pilger und Genesenen aus den Hospitälern, die 1645 zu Paris gestifteten Brüderschaften der Schuster und Schneider zur religiösen Belehrung unwissender Lehrlinge und Gesellen dieser Handwerke, die 1678 ebendaselbst vom Minimen P. Barre gegründeten Brüder und Schwestern der christlichen Schulen des Jesuskindes, die Freischulen für arme Kinder unterhalten und um die vernachlässigte Jugend in Frankreich große Verdienste haben, auch dem Erziehungshause der Maintenon zu St. Cyr Lehrerinnen gaben. Diese Brüderschaft, die nach Art der geistlichen Orden lebt, und von einigen Obern regiert wird, erhielt sich während der Revolution und wird jetzt wieder aufgemuntert, ja in den Lancasterianismus eingeweiht. Die neusten, seit der Rückkehr der Bourbonen von sogenannten Missionspriestern in Frankreich gestifteten Brüderschaften, z. B. die 1815 gestiftete Genossenschaft zum h. Jesusherzen zu Tours, verbergen unter dem Schleier der Religion politische Zwecke, stehen unter der Leitung anticonstitutioneller Geistlichen, und machen mit den Ultra's Partei (Conseur Européen 1817. Vol. II.). Nicht zu verwechseln sind mit den Brüderschaften die Orden der barmherzigen Brüder und Schwestern, deren Hospitäler zur Aufnahme der Kranken durch den Ertrag der Almosen, die sie einsammeln, in den bedeutendsten Städten der katholischen Christenheit entstehen. Diese Barmherzigen stiftete 1540 Johann von Gott in Spanien, gab ihnen schwarze Kleidung und die Verfassung eines Bettelordens. Sie leisten alle Mönchsgelübde und stehen in Europa, wo man sie fast überall findet, unter einem gemeinschaftlichen General. Die außer Europa verbundenen Barmherzigen haben braune Kutten und ihren besondern General in Amerika. Die barmherzigen Schwestern bestehen aus mehreren von einander unabhängigen Genossenschaften, und haben unter andern das große Hôtel-Dieu zu Paris inne. Beide Orden wurden, wo sie ihrer ersten Bestimmung treu blieben, bis jetzt erhalten. E.

Brühl (Heinrich Graf von), Minister Augusts III., Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen, war 1706 in Thüringen geboren. Sein Vater, sachsen-weißenfelsischer geheimer Rath, war unbegütert und außer Stand, seine fünf Kinder auszustatten. Heinrich trat daher als Page in die Dienste der Herzogin Elisabeth. Sein heiteres Wesen und die Anmuth seiner Unterhaltung und Sitten gewannen ihm die Gunst dieser Fürstin und bald darauf auch Augusts II., dessen Liebling er ward. In der Folge ernannte ihn der König zum Kammerherrn, und ließ sich von ihm auf allen Reisen begleiten. Brühl benutzte die Gnade seines Herrn zu seinem Vortheil, und hatte bereits mehrere wichtige Aemter erlangt, als der König am 1. Febr. 1733 zu Warschau starb. Jetzt kam es darauf an, auch das Wohlwollen des Nachfolgers zu gewinnen. Durch ein eigenes Glück war die polnische Krone samt den übrigen Reichskleinodien der Obhut Brühls anvertraut; ohne Säumen reisete er nach Dresden, überbrachte sie dem neuen Churfürsten, August III., und war sehr thätig, ihm den Thron zu sichern. Seitdem hörte das Glück nicht auf, den Grafen zu begünstigen, und er selbst verstand meisterhaft, dasselbe sich unterzuordnen. Klug und gewandt beherrschte er seinen Herrn; zugleich entfernte er

Digitized by Google

Alle, die es hätten versuchen können, ein gleiches Ansehn um einen gleichen Preis zu erkaufen. August III. hatte seine Gunst dem Grafen Sulkowsky geschenkt; Brühl, der sich noch nicht mächtig genug glaubte, um ihn zu verdrängen, ward der Freund seines Nebenbuhlers, und theilte das Ministerium mit ihm. Inzwischen vermählte er sich mit der Gräfin Kollowrath, einer Favorite der Königin, und so gelang es ihm, durch die Königin zu bewirken, daß Sulkowsky entfernt ward. Jetzt befand er allein sich im Vertrauen Augusts, und mit bewundernswürdiger Sorgfalt und Geschicklichkeit war er unablässig bemüht, Alle von dem Könige abzuhalten, die sich ihm nähern wollten. Kein Lakai trat ohne Brühls Genehmigung in des Königs Dienste; begab sich derselbe in die Kapelle, so wurden zuvor alle Wege von Zuschauern und Begegnenden frei gemacht. August verlangte von seinem Minister einen glänzenden Aufwand, und Brühl erfüllte diesen Wunsch seines Gebieters im weitesten Umfange. Er hielt zweihundert Domestiken, und bezahlte seine Garde besser als der König; seine Tafel war die köstlichste und seine Garderobe die glänzendste. „Brühl," sagt Friedrich II., „war der Mann dieses Jahrhunderts, der die meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln hatte. Cäsar würde ihn zu jenen schön frisirten und parfumirten Köpfen gezählt haben, die er nicht fürchtete." August III. war nicht Cäsar, und Brühl galt Alles bei diesem schwachen Regenten. Nie wurde ein Fürst sklavischer bedient; immer befand sich Brühl in seinem Gefolge, ganze Tage in seiner Nähe, ohne ein Wort zu sprechen, während der geschäftslose Fürst rauchend umherschlenderte und die Augen auf ihn warf, ohne ihn zu sehen. „Brühl, habe ich Geld?" — „Ja, Sire." — Das war beständig seine Antwort. Aber um diese Antwort geben zu können, wurden die Kassen erschöpft und das Land mit Schulden belastet. Dagegen hatte man das Heer vermindert, und als der siebenjährige Krieg ausbrach, hatte Sachsen nur 17,000 Mann schlecht gezogener Soldaten, die sich aus Mangel bei Pirna ergeben mußten. Unterdeß war Brühl mit dem Könige nach Polen geflüchtet. Man hatte die Gemählde und Porcellane gerettet, und dafür die Staatsarchive dem Sieger überlassen. Nicht minder eitel als herrschsüchtig hatte sich Brühl für einen Abkömmling des Grafen Brühl, Woiwoden von Posen, erklären lassen. Die Kaiserin Elisabeth hatte ihm den St. Andreasorden verliehen, und Carl VI. ihn zum Reichsgrafen erhoben. Nach dem Tode der Königin, in der ihm eine erbitterte Feindin starb, schenkte ihm der König die ganze Apanage derselben, um ihn für die in Sachsen erlittenen Verluste zu entschädigen. August war kaum in Dresden wieder angekommen, als er am 5. Oct. 1763 starb. Schon am 28. desselben Monats folgte ihm Brühl, der bereits seit einiger Zeit gegen seine Erschöpfung angekämpft hatte, um die Pflichten eines Günstlings unausgesetzt zu erfüllen. Prinz Xaver, der ihn persönlich haßte, ließ, als Administrator von Sachsen, die Brühlschen Güter mit Beschlag belegen, und eine Untersuchung verhängen, die jedoch damit endigte, daß Brühls gesammtes Vermögen auf seine Nachkommen überging; und wirklich scheint er seine ansehnlichen Reichthümer mehr der übergroßen Freigebigkeit seines Fürsten, als unerlaubten Mitteln verdankt zu haben; auch ist es rühmend anzuerkennen, daß er mit seiner Prachtliebe und seinem Aufwande den Künsten und Wissenschaften wesentliche Vortheile gewährt hat. Seine Bibliothek, an welcher einst Heyne als Bibliothekar angestellt war, kaufte der Churfürst für 50,000 Thaler. — Von sei-

nen vier Söhnen erwähnen wir hier vorzugsweise den ältesten: Friedrich Aloysius. Er wurde 1739 zu Dresden geboren und genoß, wie alle seine Brüder, einer trefflichen Erziehung. Die Mutter, eine höchst würdige, einsichtsvolle und geistreiche Frau, erzog ihre Kinder mit möglichster Sorgfalt, und bewies dabei eben so viel Klugheit, als eine ihrem Geschlechte sonst nicht gewöhnliche Strenge. Brühl studirte in Leipzig und Leyden, und ward bereits in seinem 19. Jahre polnischer Kron-Generalfeldzeugmeister. Nachdem er Europa durchreiset hatte, wohnte er im siebenjährigen Kriege einigen Feldzügen der Oesterreicher bei. Nach dem Tode August III. verlor er seine Aemter in Polen und Sachsen. Jedoch söhnte er sich mit Stanislaus aus, und erhielt einige derselben zurück. Sein Lieblingsaufenthalt war Pförten in der Niederlausitz, wo er in stiller Abgezogenheit für die Wissenschaften und seine Freunde lebte. Bei einem Besuche, den er seinem Bruder Carl in Berlin machte, starb er daselbst 1793. Natur und Studium hatten ihn zu einem Ideale eines gebildeten Weltmannes erhoben. Er war einer der schönsten Männer, und besaß dabei eine bewundernswürdige Leibesstärke. Die meisten europäischen Sprachen schrieb und sprach er mit Grazie und Ausdruck. Von seinen Einsichten in die schöne Literatur und Schauspielkunst, zeugen seine schriftstellerischen Arbeiten. Auf dem Basson war er Virtuose, und spielte außerdem fast alle Instrumente. Er zeichnete und mahlte mit Geschmack und Einsicht. In den mathematischen Wissenschaften hatte er sich die ausgezeichnetsten Kenntnisse erworben, besonders in der Artillerie und der damit verbundenen Lustfeuerwerkerei. Um sich von der ersten genaue Kenntniß zu verschaffen, arbeitete er zu Augsburg fast ein ganzes Jahr unerkannt in der Stückgießerei. Seine Thätigkeit war außerordentlich. Dabei lebte er äußerst mäßig, eine Tugend, die sich bei Charakteren seiner Art höchst selten findet. Eine sonderbare Gewalt hatte er über den Schlaf; mehrere Nächte konnte er ihn ganz entbehren und dagegen wieder in Vorrath schlafen. Die Kunst der Unterhaltung war sein Triumph. Seine Schauspiele, die eine Zeit lang mit Beifall auf den deutschen Bühnen gesehen wurden, sind in fünf Theilen erschienen (1785 bis 1790). Eins der besten Stücke darunter ist die Brandschatzung, der eine wahre Anekdote aus dem siebenjährigen Kriege zum Grunde liegt. Auch übersetzte er Meißners Alcibiades ins Französische.

Brühl (C. F. Moriz, Graf von), geb. zu Pförten in der Niederlausitz 1772, Generalintendant der königl. Schauspiele in Berlin. Seine geistreiche Mutter (Gemahlin des Grafen Moritz, jüngsten Sohnes des Grafen Heinrich v. Brühl [s. vorst. Art.] geb. Schleierweber 1756 und gest. 1816), welche der Erziehung ihres Sohnes die höchste Sorgfalt widmete, besaß große Talente für Gesang und Musik sowohl, als für theatralische Darstellung; sein oben genannter Oheim war Theaterdichter und eben so leidenschaftlicher als glücklicher Schauspieler in ernsten und edeln Charakteren; sein Vater selbst besaß ein entschiedenes Talent für Darstellung komischer Rollen, und so war der junge Graf von Kindheit auf Zeuge und selbst Theilnehmer musikalischer und theatralischer Kunstübungen im Kreise seiner eigenen Familie, welche von geistreichen Personen, z. B. Meißner, Naumann u. a. stets umgeben war, und in Pförten und Seifersdorf Privattheater hielt, auf welchen der berühmte Reinecke, dessen Gattin, und der nicht minder geschätzte Schauspieldirector Brandes mitwirkend auftraten. 1785 begleitete der junge Graf seine Aeltern auf

einer Reiſe nach Weimar, und betrat den Zauberkreis, welchen dort Männer wie Wieland, Herder, Göthe u. a. um die geiſtreichſte Fürſtin ihrer Zeit, die Herzogin Amalie, bildeten. So ward ſein Geiſt immer enger an die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften gezogen, und obſchon er in Bezug auf eine Beſtimmung im ſtaatsgeſellſchaftlichen Leben ſich für das Studium der Forſtwiſſenſchaften entſchieden hatte, blieben ſie doch immer ſeine Lieblingsneigung. Im 18. Jahre wurde er im Preußiſchen, wo ſein Vater die Stelle eines Oberſten und Chauſſée-Bau-Intendanten bekleidete, als Jagdjunker angeſtellt, und fand in Berlin Gelegenheit, in der Zeichenkunſt und in der Muſik unter Genelli, Faſch und Thürſchmidt Kenntniſſe und Uebung zu erlangen. Eine forſtwiſſenſchaftliche Reiſe durch Deutſchland führte ihn in der Zeit, wo Schillers Genius in Weimar waltete, zum zweiten Male dahin; er hielt ſich ein Jahr lang dort auf, genoß des Wohlwollens der Herzogin und des täglichen Umganges mit den Genien der Künſte und Wiſſenſchaften, welche ſie umgaben, und wurde Mitglied des geſellſchaftlichen Theatervereins, in welchem er mehrere Male vor der Herzogin auftrat. In dieſer Periode ſchrieb Göthe Paläophron und Neoterpe, beſtimmte die erſtgenannte Rolle für den jungen Grafen, und leitete ſein Studium derſelben, wodurch ſeine Einſicht in das Weſen der Kunſt nothwendig ſehr erweitert werden mußte. Mit dem Prinzen Heinrich von Preußen verlebte er einige Jahre zu Rheinsberg, in ländlicher Stille zwar, doch nicht geſchieden von der Theaterkunſt, da der Prinz eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft unterhielt, durch welche der Graf die Eigenheiten der franzöſiſchen Theaterpraxis kennen lernte. Nach dem Tode des Prinzen ward er an den Hof der Königin, Mutter des jetzigen Königs, berufen, wozu die Vorliebe dieſer Fürſtin für Theater und Muſik die Veranlaſſung gegeben hatte. Von jetzt an widmete der Graf dieſen Künſten und ihren Hülfswiſſenſchaften ein ernſtliches Studium, und benutzte jede Gelegenheit zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe derſelben. Dieſe Gelegenheiten mehrten ſich, als er 1813 dem Heer als Freiwilliger nach Frankreich folgte, Paris, ſeine Kunſtſchätze und ſeine Theater ſah, den König von Preußen hierauf nach England begleitete, und auf der Bühne von London die Dichtungen des unſterblichen Shakſpeare in der Urſprache hörte. So vorbereitet ward er 1814 an die Spitze der Bühne von Berlin, einer Kunſtanſtalt für Schauſpiel, Oper und Ballet zugleich, berufen, und arbeitet mit reger Thätigkeit daran, die Hoffnungen zu erfüllen, zu denen die Geſchichte ſeiner Kunſtbildung berechtiget. Um die Oper, für welche ſein Vorgänger Iffland am wenigſten zu wirken vermocht hatte, erwarb er ſich bald ein in die Augen fallendes Verdienſt. Minder ſchnell geht die Verbeſſerung des Schauſpiels von Statten, welcher das Verhängniß ſelbſt ungünſtig zu ſein ſcheint. Iffland, der geniale Schauſpieler, war nicht mehr, und Iffland, der Director, hatte durch übergroße Milde mancherlei geſellſchaftliche Gebrechen veranlaßt, die nicht mit Einem Mal zu heilen ſind. Der Tod raubte dieſer Bühne bald darauf die unerſetzliche Bethmann, der allgemein beliebte Komiker Wurm mußte einer unerwieſenen Judenanklage wegen, Berlin verlaſſen, und das Schauſpielhaus, mit einer Garderobe, deren ſchönſter und correcteſter Theil eine Geiſtesſchöpfung des jetzigen Intendanten war, ward im Jul. 1817 ein Raub der Flammen. Er war es, der einen Devrient anſtellte, einem (lang verkannten) Lemm den ihm gebührenden Rang und Wirkungskreis anwies, die Entwickelung der Anlagen einer Döring (jetzt Stich)

beförderte, das in Göthe's Schule gebildete Künſtlerpaar Wolf nach Berlin zog, dem würdigen Repräſentanten des Hamlet, Herrn Wolf, die Regie der Tragödie anvertraute, zuerſt Calderon auf die Bühne brachte (ſ. d. beſ. Art.), die Maxime von der Unantaſtbarkeit des Rollenbeſitzers abſchaffte, den Einwirkungsverſuchen einer pedantiſchen Cenſur beharrlich widerſtand, und die dramatiſchen Dichter in ein anſtändigeres Verhältniß gegen die Bühne zu ſetzen ſuchte. Daß der würdige Lenker dieſer Anſtalt mit Hinderniſſen kämpft, hat ſelbſt diejenige ſtrenge Kritik nicht verkannt, welche in der Zeitung für die elegante Welt ſeit einigen Jahren ſeine Kunſtverwaltung regelmäßig von Monat zu Monat begleitet; und es iſt ſo unverkennbar als verdienſtlich, daß er dieſelbe, wo es thunlich iſt, nicht unberückſichtiget läßt. Er verwaltet ſein Amt mit unzweifelhaftem Beſtreben, die Kunſt zu fördern, ſo weit die Kraft Eines Mannes, im Durchkreuzen ſo vieler oft gegen einander wirkender Kräfte und Triebe, irgend zureichen mag. Uebrigens iſt derſelbe ſeit 1814 mit einem Fräulein von Pourtales aus der Schweiz vermählt und hat das Bürgerrecht von Neufchatel erhalten, wo er im Befreiungskrieg Militaircommandant war.

Brumaire der 18. (9. Nov. 1799). Einer der Haupttage in den Jahrbüchern der franzöſiſchen Revolution. An ihm ſtürzte der damalige General Buonaparte das Directorium, ſprengte den Rath der 500 auseinander und ward von dem Rathe der Alten zum erſten Conſul ernannt. S. d. Art. Buonaparte, Napoleon und Frankreich.

Brun (Charles Le), geboren zu Paris 1618, erſter Mahler des Königs, Director der königl. Gobelinmanufacturen und der Mahler- und Bildhauerakademie, und ſogenannter Fürſt der Akademie von St. Lucas zu Rom. Schon in ſeinem 3. Jahre zeichnete er mit Kohle und im zwölften mahlte er ein Portrait ſeines Großvaters, welches hernach nicht für das ſchlechteſte ſeiner Bildniſſe erkannt worden iſt. Er wurde Schüler des berühmten Vouet, und übertraf nicht allein in kurzem alle ſeine Mitſchüler, ſondern auch bald ſeinen Lehrer ſelbſt. Nachdem er von Rom, wohin ihn der König geſchickt und wo er unter Pouſſins liebevoller Leitung vornehmlich die Antike und Raphaels Werke ſtudirt hatte, nach Paris zurückgekehrt war, wurde er geadelt und zum Ritter des heil. Michaelsorden ernannt. Er beſaß ein umfaſſendes, zu Allem taugliches Genie, welches noch durch ein anhaltendes Studium der Geſchichte und der Sitten der Völker ausgebildet worden war. Wenige Mahler haben das menſchliche Gemüth und die verſchiedenen Regungen, welche die Leidenſchaften in demſelben entſtehen laſſen, beſſer gekannt als er. Seine Traités sur la physionomie und sur le caractère des passions beweiſen, wie ſehr er über dieſen Gegenſtand nachgedacht hat. Von Seiten der Erfindung erreichte er an Reichthum des Genies, an der Zahl und Verſchiedenheit ſeiner Werke die größten Meiſter, welche ihm vorangegangen waren. Er verband mit der lebhafteſten Einbildungskraft und der größten Leichtigkeit im Arbeiten, die reifſte und ſicherſte Urtheilskraft; er ſtrebte nach der möglichſten Correctheit, und zog ſelbſt über die unbedeutendſten Gegenſtände das Alterthum, Bücher oder Gelehrte zu Rathe. Die ſchwache Seite ſeiner Gemälde iſt die Farbengebung, beſonders im Nackten, an welchem man jetzt faſt überall die Unterlage von Zinnober oder Mennige durchſcheinen ſieht, deren er ſich bediente, um die lebendige Fleiſchfarbe hervorzubringen, wie denn ſeinem

Digitized by Google

Colorit im Allgemeinen eine gewiſſe Eintönigkeit und Mangel an Kraft mit Recht vorgeworfen wird. Sein ſittlicher Charakter iſt, beſonders in künſtleriſcher Hinſicht, nicht ohne Tadel. Kaum zum erſten Mahler des Königs ernannt, wurde er auch ſchon der deſpotiſchſte Tyrann aller Kunſtler ſeiner Zeit. Mahler, Bildhauer, ja ſelbſt die Baumeiſter, von ihm in Knechtſchaft gehalten, büßten auf dieſe Weiſe nothwendig das Gefühl des Ruhms ein. Sie wurden mehr Schmeichler, als Kunſtler, und daher tragen faſt alle Denkmähler der Kunſt aus jener Zeit daſſelbe Gepräge; nichts iſt originell, in Allem iſt die Nachahmung ſichtbar. Le Brun ſtarb 1690. Er hatte eine zahlreiche Schule gebildet. Seine vorzüglichſten Gemählde ſind: die Schlachten Alexander des Großen; die büßende Magdalena; die Kreuztragung; die Kreuzigung; der heilige Johannes auf der Inſel Pathmos u. ſ. w.

Brun (Charles François Le), Herzog von Piacenza, unter Napoleon Reichserzſchatzmeiſter von Frankreich. Er war Secretair von Maupeou und gilt für den Verfaſſer der Reden, welche dieſer 1770 bei Gelegenheit ſeines Streits mit den Parlamenten hielt. Er lebte hierauf in der Zurückgezogenheit, einzig mit der Erziehung ſeiner Familie beſchäftigt. Als Abgeordneter des dritten Standes von Dourdan bei der Generalſtändeverſammlung machte er ſich durch ſeine Mäßigung bemerklich. Er wählte ſich die Gegenſtände der Polizei, der Finanzen und der Staatsverwaltung zu ſeiner Bearbeitung, und wirkte mehrere dieſelben betreffende Beſchlüſſe aus. Nachdem er der Revolutionsregierung entgangen war, trat er in den Rath der Alten, wo er ſich denſelben Gegenſtänden widmete. Die Revolution vom 18. Brumaire begünſtigte er, ward Präſident der einſtweiligen Commiſſion des Raths und nachher dritter Conſul. 1803 wählte ihn die 3. Klaſſe des Inſtituts zum Präſidenten. Napoleon, der in Le Brun ein ſeinen Abſichten ſich anpaſſendes Werkzeug kennen gelernt hatte, erhob ihn 1804 zum Reichserzſchatzmeiſter und übergab ihm das Generalgouvernement von Ligurien, welches Le Brun 1806 als franzöſiſches Departement organiſirte. Später ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza und endlich zum Generalgouverneur von Holland. Die Waffenerfolge der Verbündeten 1813 vertrieben ihn von dieſer Stelle und den 6. April 1814 unterſchrieb er die Zurückberufungsakte der Bourbons. Den Monat darauf ward er als außerordentlicher Commiſſair des Königs in die 14. Militairdiviſion nach Caen geſchickt, und im Juni deſſelben Jahrs zum Pair ernannt. 1815 nahm er auch von Napoleon die Pairswürde an, verlor nach der Rückkehr des Königs ſeine Staatswürden und lebt jetzt von ſeinen Dotationen als unabhängiger Privatmann im Vaterlande.

Brunck (Richard Franz Philipp), einer der gelehrteſten Kritiker der neuern Zeit, war zu Straßburg 1729 geboren. Er ward bei den Jeſuiten zu Paris erzogen und machte unter ihrer Anleitung treffliche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, vernachläſſigte aber dieſelben, als er unmittelbar darauf in das Geſchäftsleben trat. Erſt geraume Zeit nachher kehrte er zur Literatur zurück. Er befand ſich als Kriegscommiſſair, während der Feldzüge in Hannover, zu Gießen in Winterquartieren, und wohnte zufällig hier bei einem Profeſſor, der durch Rath und Beiſpiel den Geſchmack für die Wiſſenſchaften in ihm weckte und ihn zum Leſen der Klaſſiker leitete. Als Brunck nach Straßburg zurückgekommen war, widmete er alle Zeit, die er frei hatte, dem Studium des Griechiſchen, und beſuchte in einem Alter von 30 Jahren und mit einem öffentlichen Amte bekleidet, die Vorleſungen

eines Professors der griechischen Sprache bei der Universität. Der Eifer, der ihm zu diesem mühsamen Studium Muth gemacht hatte, stieg durch das Vergnügen, die Schwierigkeiten überwunden zu haben und erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß alle die Nachlässigkeiten, die er in den griechischen Dichtern bemerkte und zu bemerken glaubte, nur Nachlässigkeiten der Abschreiber seien. In dieser festen Meinung änderte er, was ihm mißfällig und anstößig war, warf die Ordnung der Verse um, und erlaubte sich Freiheiten, welche die Kritik durchaus verwerfen muß. Dieser Wuth zu ändern überließ er sich zu sehr, besonders in den Randglossen seiner Bücher und in den zahlreichen Abschriften, die er mehr zu seinem Vergnügen, als zum Gebrauche von den griechischen Dichtern machte; diese Willkür ist auch in seinen Ausgaben so sichtbar, daß sie nur einen sehr vorsichtigen Gebrauch, selbst der besten, erlaubt. Dennoch ist es nicht zu verkennen, daß Brunck der griechischen Literatur von wesentlichem Nutzen gewesen, und daß, seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften, wenige Gelehrte so kräftig ihre Fortschritte gefördert haben. Bewundern muß man, wie Vieles und Wichtiges er in einem Zeitraum von zwanzig Jahren geleistet hat. Auch auf die römischen Dichter wandte er seinen Fleiß, und besorgte eine schätzbare Ausgabe des Virgil. Von seinen griechischen Ausgaben nennen wir die Analekten, den Apollonius Rhodius, den Aristophanes und sein Meisterwerk, den Sophokles, für den ihm der König einen Jahrgehalt von 2000 Franken bewilligte. Für die Zweibrücker übernahm er eine Revision des Plautus. Um diese Zeit unterbrach die französische Revolution seine Studien. Mit Feuer ergriff er die neuen Ideen, und war eins der ersten Mitglieder der Volksgesellschaft in Straßburg, ohne sich jedoch von den Grundsätzen einer anständigen Mäßigung zu entfernen. Dies beweiset der Umstand, daß er während der Schreckenszeit zu Besançon verhaftet war, und erst nach Robespierre's Tode seine Freiheit wieder erlangte. 1791 nöthigten ihn seine ökonomischen Verhältnisse, einen Theil seiner Bibliothek zu verkaufen, und 1801 mußte er nochmals zu diesem Hülfsmittel seine Zuflucht nehmen, welches für ihn sehr bitter war, da er seine Bücher leidenschaftlich liebte, und bei seinen vormals glänzenden Vermögensumständen eine köstliche Bibliothek gesammelt hatte. Wenn man ihm von einen Autor sprach, den er besessen hatte, traten ihm die Thränen in die Augen. Seit jener Zeit wurden ihm die griechischen Studien verhaßt; dagegen besorgte er noch eine Ausgabe des Terenz, und hatte den Plautus zum Drucke fertig, als er 1803 starb. Viele seiner nachgelassenen Papiere sind auf der pariser Bibliothek.

Brundusium (jetzt Brindisi), eine berühmte alte Stadt in Unteritalien am adriatischen Meere, deren Hafen zu der Römerzeit einer der besuchtesten war, weil man von da gewöhnlich nach Griechenland und Asien überfuhr, daher auch die appische Heerstraße dahin führte. Auch von Constantinopel nach Rom durch die albanisch-macedonischen Gebirge ging der nächste Weg über Brindisi, außerdem dadurch bekannt, daß Virgil hier starb. Jetzt zählt sie 5900 Einw., im 12. Jahrh. 60,000.

Brune (G. M. A.), Reichsmarschall, Sohn eines Advokaten zu Brives la Gaillarde, kam jung nach Paris. Beim Ausbruche der Revolution war er Buchdrucker und Schriftsteller, und hatte sich schon durch einige Werkchen bekannt gemacht. Er widmete sich nunmehr der Politik, war Mitglied von dem Klub der Cordeliers, stand in Verbindung mit Danton, spielte in den verschiedenen Stürmen jener

Digitized by Google

Zeit eine thätige Rolle, und ward in Folge der Begebenheiten auf dem Marsfelde (im Juli 1791) verhaftet. Bis zum 10. Aug. 1792 beschäftigte ihn die Herausgabe eines Tageblatts, dann ging er als Civilcommissair nach Belgien. 1793 kam er nach Paris zurück, trat in Militairdienste und befand sich bei der Revolutionsarmee in der Gironde. Den 10. Oct. 1795 half er Barras die Jacobiner zurücktreiben, welche das Lager von Grenelle angegriffen hatten. Bald nachher ward er als Brigadegeneral bei der italienischen Armee angestellt, und befand sich im Jan. 1797 bei dem Angriffe auf Verona. Er zeichnete sich hier und nachgehends in der Schlacht bei Arcole aus, und erhielt bei dieser Gelegenheit das öffentliche Lob des Generals Buonaparte. Als das Directorium der Schweiz den Krieg erklärte, erhielt Brune den Oberbefehl des zum Angriff bestimmten Heers, drang (Jan. 1798) ohne großen Widerstand ein, und bewirkte eine neue Organisation des Landes. 1799 übernahm er den Oberbefehl in Holland, schlug die Engländer in Nordholland (19. Sept.) bei Birghen, und nach einigen andern glücklichen Gefechten nöthigte er den Herzog von York zu der Uebereinkunft von Alkmaar (18. Oct.), zufolge welcher die vereinigten Engländer und Russen Nordholland räumen mußten. Im Januar 1800 wurde er in den Staatsrath berufen; darauf kam er an die Spitze der Westarmee. Die Beruhigung der durch Bürgerkrieg zerrütteten Provinzen war größtentheils sein Werk. Den 13. Aug. ward er zum Obergeneral der italienischen Armee ernannt; gegen Ende Decemb. ließ er seine Truppen über den Mincio gehen, und schlug die Oesterreicher zurück. Den 8. Jan. 1801 ging er über die Etsch, besetzte Vicenza und Roveredo, und schloß (16. Jan.) zu Treviso auch mit dem österreichischen General Bellegarde einen Waffenstillstand, durch welchen verschiedene feste Plätze in Italien den französ. Truppen eingeräumt wurden. Als ihn gegen Ende Novembers 1802 der Friede in den Staatsrath zurückrief, legte er dem gesetzgebenden Körper den Friedensschluß mit dem neapolitanischen Hofe zur Bestätigung vor. Im folgenden Jahre ward er zum Ambassadeur bei der Pforte ernannt, und ging nach Constantinopel ab. Er siegte daselbst anfangs über die englische Partei, und empfing von dem ottomanischen Ministerium die größten Ehrenbezeugungen; als sich aber neue Spaltungen zwischen den beiden Mächten erhoben, verließ er die Türkei. Er war in seiner Abwesenheit, 19. Mai 1804, zum Reichsmarschall ernannt worden. Zu Ende des J. 1806 ernannte ihn Napoleon zum Generalgouverneur der Hansestädte, und bald darauf zum Anführer der Truppen in Schwedisch-Pommern gegen den König von Schweden. Dieser Monarch lud den Marschall zu einer persönlichen Zusammenkunft ein, in welcher er ihn aufforderte, sich für die Sache Ludwigs XVIII., seines rechtmäßigen Herrn, zu erklären. Brune lehnte zwar jeden Antrag ab; dennoch mochte er sich durch einige Aeußerungen in dieser Unterredung, oder durch Begünstigung des englischen Schleichhandels in Hamburg, Napoleons Ungunst zugezogen haben; genug, er ward von seinem Posten abgerufen, und blieb bis zu dessen Sturz ohne Anstellung. Nach der Revolution von 1814 erkannte er Ludwig XVIII. an, und erhielt das Ludwigskreuz, ward aber nicht angestellt. Dies machte, daß er sich zur Partei der Mißvergnügten neigte, und bei Napoleons Rückkehr sich sogleich für ihn erklärte. Er bekam den Oberbefehl eines Beobachtungsheers im südlichen Frankreich, und ward zum Pair ernannt. Als sich

die Umſtände wieder verändert hatten, zögerte er lange, ehe er Toulon, das er beſetzt hielt, Ludwigs XVIII. Truppen übergab, und ſeine Unterwerfung dem Könige einſandte. Dieſer Umſtand und die in ſeinem Commando ausgeübte Strenge mochten wohl die Volkswuth gegen ihn gereizt haben. Als er ſich von Toulon nach Paris begab, ward er in Avignon von dem königlich geſinnten Volke erkannt, das ſich ſogleich vor dem Wirthshauſe, wo er abgeſtiegen war, zuſammenrottete. Noch mehr wurden die ſchon erhitzten Köpfe aufgeregt, da ſich das Gerücht unter ihnen verbreitete, Brune ſei der eigentliche Mörder der unglücklichen Prinzeſſin Lamballe (ſ. d. Art.). Doch kam es nicht zu Thätlichkeiten und man ließ den Marſchall ruhig wieder abfahren. Kaum aber hatte der Wagen die Stadt verlaſſen, als ein Haufen des Geſindels welches gefolgt war, ihn anhielt, und den Poſtillon zwang, nach dem Gaſthofe zurückzufahren. Als der Marſchall ausgeſtiegen war, und ſich, die Folgen dieſes Vorfalls erwartend, mit ſeinen zwei Adjutanten in ſein voriges Zimmer begeben hatte, wurden die Thüren des Hauſes verſchloſſen. Die Zahl der blutgierigen Empörer hatte ſich indeß noch bedeutend vermehrt, und mit großem Geſchrei foderte man den Tod des Marſchalls. Umſonſt vertheidigten ihn der Präfect und der Maire, da keine Truppen in der Stadt waren, perſönlich und mit Gefahr ihres Lebens 4½ Stunden lang. Die Thüre ward endlich geſprengt, ein Haufen Mörder drang in das Zimmer, und der Unglückliche fiel, von mehreren Piſtolenſchüſſen getroffen, nach einigen nutzloſen Verſuchen ſich zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Sein Leichnam ward auf eine barbariſche Weiſe gemißhandelt, von dem Gaſthofe bis zur Rhonebrücke geſchleift und endlich in den Fluß geſtürzt. Die beiden Adjutanten entkamen wie durch ein Wunder, während das Volk an die Rhone gezogen war.

Brunehold, Brunichild, Gemahlin Siegberts I., Königs von Auſtraſien ſeit 568, eine weſtgothiſche Prinzeſſin, voll Verſtand, unternehmenden Geiſtes, heroiſcher Entſchloſſenheit und tiefer Staatswiſſenſchaft; aber von einem Charakter, der Alles dem Ehrgeize und der ungezähmten Herrſchbegierde aufopferte. Sie verleitete ihren Gemahl zu einem Kriege gegen ſeinen Bruder Chilperich, u. als er (575) darin ermordet worden war, lebte und wüthete ſie fort bis zum Jahre 613, da Lothar II., König v. Soiſſons, ſie in ſeine Gewalt bekam, und als eine Mörderin von zehn Königen und königlichen Prinzen zum ſchrecklichſten Tode verdammte. S. d. Art. Fredegonde.

Brunelleſchi (Filippo), wurde 1377 zu Florenz geboren. Er fühlte ſich früh zu den ſchönen Künſten hingezogen, und widmete ſich unter andern dem Studium der Werke des Dante, der Zeichenkunſt, der Bildhauerkunſt, der Phyſik, der Mechanik und der Perſpective, deren ſämmtliche Regeln kaum bekannt waren. Er formte verſchiedene Figuren, und erfand ſehr ſinnreiche Maſchinen. Doch widmete er ſich der Baukunſt vorzugsweiſe. Er lernte die Zeichenkunſt, um ſeine architektoniſchen Plane ſelbſt machen, die Bildhauerei, um jene damit ausſchmücken, und die Mechanik, um über die Maſſen derſelben gebieten zu können; ſo wie er auch Mathematik und Geometrie aus dem Grunde ſtudirte. Man behauptet auch, daß er die perſpectiviſchen Anſichten der vornehmſten Denkmähler von Florenz zeichnete; eine Kunſt, die damals noch in Erſtaunen ſetzte. Alle dieſe verſchiedenartigen Kenntniſſe ſetzten ihn in den Stand, kühne und gewagte Arbeiten zu übernehmen, und verſchafften ihm den Namen eines Wiederherſtellers

Digitized by Google

der Baukunst. Zuerst zeigte er sich als Bildhauer, welches Talent er seinem innigen Verhältnisse mit Donatello verdankte, der damals freilich noch sehr jung, aber schon sehr geschickt war. Beide gingen nach Rom, und hier faßte Brunelleschi die Idee, die Baukunst nach den Grundsätzen der Griechen und Römer neu umzuschaffen. Als 1407 die Baumeister sich zu Florenz versammelt hatten, um über den Bau der Kuppel des dortigen Doms zu berathschlagen, fand auch Brunelleschi sich ein, fand aber wenig Gehör und ging wieder nach Rom zurück. Inzwischen thaten die Künstler, nachdem sie vergebens ihre Talente und Hülfsmittel erschöpft hatten, Verzicht auf eine Unternehmung, welche ihre Kräfte bei weitem überstieg. Man war gezwungen, zu Brunelleschi seine Zuflucht zu nehmen, welcher erklärte, daß er den Dom mit einem Gewölbe bedecken wolle, das durch seine eigene Schwere und einzig durch die Stärke des Zusammenhanges seiner einzelnen Theile sich schwebend erhalten solle. Diese Behauptung schien allen Baumeistern und Kunstverständigen so sonderbar, daß man deren Urheber für wahnsinnig hielt, und ihn mit Gewalt aus der Versammlung entfernte. Da jedoch alle andern gemachten Plane den Wünschen und der Erwartung der Magistratspersonen eben so wenig entsprachen, so rief man Brunelleschi von neuem zurück, und forderte ihn auf, seinen Plan und die Art und Weise, wie er ihn auszuführen gedächte, vorzuzeigen. Dieß schlug er aus, baute aber zwei kleine Capellen nach seinem neuen Systeme, worauf ihm der Bau der Kuppel förmlich übertragen wurde. Da er während desselben bemerkt hatte, daß, je weiter der Bau fortschritt, immer mehr Zeit verloren ging, so kam er auf den Gedanken, auf dem Gewölbe der Kirche selbst kleine Wirthshäuser anzulegen, und somit den Arbeitern die Zeit des Hinauf- u. Heruntersteigens zu ersparen. Auf diese Weise gelang es ihm, einzig von seinem Genie geleitet, unter den Beifallsbezeigungen seiner Zeitgenossen, und zur Ehre seines Vaterlandes, jene berühmte Kuppel, die eine von den kühnsten Schöpfungen des menschlichen Geistes ist, zu vollenden. Aber er sollte die Vollendung seines Werkes nicht erleben; die wahrhaft genial erfundene Laterne, welche den obern Theil der Kuppel ausmacht, war noch nicht fertig, als er 1444, im 67. Jahre seines Alters starb; doch ward sie nach seiner Angabe beendet. Kein Denkmal der alten Baukunst ist so hoch, als dieser bewundernswürdige Bau, und die einzige Kuppel der Peterskirche zu Rom, welche seitdem erbaut ist, übertrifft sie an Höhe, aber kommt ihr an Leichtigkeit und edlem Style nicht gleich. Michel Angelo erklärte, es sei schwer, Brunelleschi nachzuahmen, und unmöglich, ihn zu übertreffen. Brunelleschi hat noch eine Menge anderer Meisterwerke der Baukunst ausgeführt, deren Aufzählung hier zu weitläuftig sein würde.

Brunet, s. Pariser Theater.

Brünn, die Hauptstadt von Mähren und einem eigenen nach ihr benannten Kreise am Einfluß der Zwitta in die Schwartza. Sie ist mit Graben, Wall und Basteien umgeben, und hat ein, zum Theil abgetragenes 816 Fuß hohes Bergschloß, den Spielberg. Die Stadt mit ihren Vorstädten zählt gegen 27,000 Einwohner. Sie ist der Sitz des Landesguberniums und eines Bischofs; hat ein Gymnasium, ein Fräuleinstift, sechs Pfarrkirchen, wovon drei in den Vorstädten, und viele schöne Häuser. Zwölf Tuchmanufacturen und neunzehn Tuchmachermeister zeichnen sich durch ihre feinen Waaren aus. Sonst findet man noch Manufacturen in Seidenzeugen, Harasband, Seife,

Wagenschmiere, Leder, Cattun, Tuch und Musselin u. dergl. Der Speditionshandel ist wichtig.

Brunnen- und Badereisen. Den Gegenstand dieser Reise siehe in den Art. Bäder, Gesundbrunnen u. Mineralwasser. Bei der Auswahl des Wassers für die Kranken kann man alle Mineralwasser in Hinsicht ihrer Wirkung auf den Körper in drei Hauptklassen theilen, in Stahlwasser und Säuerlinge, in schwefelhaltige und in salzhaltige. Die Stahlwasser, wenigstens die bedeutendern u. wirksamern darunter, sind gewöhnlich auch Säuerlinge, d. h. sie enthalten eine reichliche Menge von kohlensaurem Gas, welches den Antheil von Eisen aufgelöst hält. Bei welchen dies der Fall nicht ist, die haben so wenig Eisengehalt, und dies Wenige ist in der dürftigen Menge von Kohlensäuregas so schwach gebunden, daß es sich schnell zersetzt, das Eisen von der Wassermasse sich trennt, und als Ocker niederschlägt, besonders wenn das Wasser zum Baden erwärmt wird, wodurch es dann vor gemeinem Wasser nichts voraus hat, als daß es die Haut und die Wäsche beschmutzt. Die reichhaltigen Stahlwasser wirken auf das Blutsystem, indem sie durch ihren Antheil an Eisen den Cruor im Blute vermehren, sehr stärkend. Sie können daher in Kränklichkeiten von gesunkener Kraft dieses Systems, in Bleichsucht, Kacherie überhaupt, in Magenschwäche und andern davon herrührenden Uebeln gebraucht werden, dagegen sie den an den Lungen, an Vollblütigkeit Leidenden, schädlich sind. Außer den wenigen, wirklich gehaltreichen Eisenwassern gibt es in Deutschland eine große Menge unbedeutender Quellen, weil es sehr häufig der Fall ist, daß sich einige Gran Eisen in einem großen Schwall von Wasser, das ja das allgemeinste Auflösungsmittel ist, auflösen, oder vielleicht auch erst darin bilden. In vielen Wassern dieser Art würden kaum dem Geschmacke nach besondere Bestandtheile zu vermuthen sein, wenn nicht die verrätherische Galläpfeltinctur auch das Hunderttheilchen eines Grans Eisen entdeckte, obgleich das Wasser von solcher Kleinigkeit, gleich als schämte es sich seiner Armuth, nur roth wird. Doch haben diese geringhaltigen Wasser das Gute, daß man in ihrer Auswahl nicht ängstlich zu sein braucht, da sie nicht schaden, wenn sie auch nicht helfen, und doch als Firma zu Lustpartien gleichen Nutzen haben, wie die Schilder vor den Gasthöfen. Schwefelhaltige Wasser scheinen vorzüglich auf das Nervensystem des Unterleibes erregend zu wirken und daher die Thätigkeit der Leber und den Blutumlauf im Unterleibe zu befördern. Sie können deshalb bei Kränklichkeiten, die von Trägheit im Blutumlauf des Unterleibes und der Leberfunction herrühren, gebraucht werden, dagegen sie bei Anlage zu Anhäufungen und Wallungen des Blutes nachtheilig wirken können. Die salinischen, z. B. Bittersalz u. s. w. enthaltenden Wasser wirken auf die eigentlichen Verdauungswerkzeuge, namentlich auf die Schleimabsonderung des Magens und der Gedärme, befördern die Bewegung dieser Theile und können von solchen Personen mit Nutzen getrunken werden, welche an Verstopfung u. a. davon herrührenden Kränklichkeiten leiden, dagegen diejenigen, welche schon mit einer krankhaften Absonderung dieser Theile behaftet sind, sie vermeiden müssen. Die warmen Quellen und die Seebäder sind vorzüglich unter die kräftigen Bäder zu rechnen. Man könnte zwar denken, daß die wenigen wirksamen Bestandtheile, welche sich in den Gesundbrunnen befinden, in zweckmäßigen und bestimmten Gaben als Arzneimittel in bequemerer Form verordnet werden könnten, allein die Aerzte, besonders die Bade- u. Brunnenärzte, versichern,

daß die Bestandtheile der mineralischen Wasser, durch die innigere Mischung u. Auflösung von der Natur selbst zubereitet, weit wirksamer als dieselben Mittel in Arzneien oder in künstlichen Bädern wären. In Ansehung der Bestimmung der Kranken, nach welchem Bade und Gesundbrunnen sie reisen sollen, ist schon oben Einiges erwähnt. In Ansehung der ökonomischen Umstände der Kranken sollten aber besonders ihre Aerzte sehr umsichtig zu Werke gehen, und die ärmern oder auch nur minder wohlhabenden Kranken lieber davon abhalten. Zudem ist in Anschlag zu bringen, daß solche Kranke bei aller Humanität der Badedirectionen und Badeärzte, welche für den Minderwohlhabenden so gut wie für den Reichen sorgen, doch auf die heilsame Wirkung der Vergnügungen der Bäder nicht rechnen dürfen, indem sie denselben meistens entsagen und von ferne stehen müssen. Wer hingegen Geld und nur eine leichte Kränklichkeit hat, besonders wer bei der Annäherung der Badezeit etwa eine Art von Badekrankheit spürt (ungefähr wie die Menschen, die sich an das Aderlassen gewöhnt haben, an der Ader ein Jucken fühlen, wenn die Zeit wiederkehrt, wo sie zur Ader ließen), braucht unter den Bädern nach ihren Bestandtheilen nicht ängstlich auszuwählen; es wird ihm jedes gut bekommen und er wird überall ein willkommener Badegast sein. Wer noch schwankend sein sollte über die heilsamen Wirkungen der Bäder, der lese nur die Ankündigungen und Anzeigen von manchen, welch' eine Reihe von Krankheiten, deren Anzahl manchem Zettel der Universalmittel Ehre machen würde, aufgeführt ist, die alle durch die wundersame Kraft der Heilquelle weggespült werden. Die Erfahrung selbst bestätigt es aber auch; der Ungläubigste würde bekehrt werden, wenn er die zurückkehrenden Badegäste sprechen könnte, wie gesund und heiter die meisten wieder nach Hause kommen. Die Lahmen haben ihre Krücken im Bade aufgehängt; der Hypochondrist hat seinen Spleen ersäuft; der Unvermögende läßt taufen; die Krämpfe sind verschwunden u. s. f. Die wenigen, die von wirklichen und bedeutenden Uebeln ungeheilt wiederkommen, bringen doch die Verheißung und volle Hoffnung mit, daß die heilsamen Wirkungen der Quelle längstens in einem Vierteljahre nachkommen sollen. Wenn wir aber auch zugeben, daß alle die heilsamen Folgen der Bade- und Brunnencuren nicht einzig und allein Wirkung der Bestandtheile des Mineralwassers, sondern anderer Nebenumstände sind, so können wir doch behaupten, daß diese Vortheile durch keine andern Mittel so gut erlangt werden können, als durch Bade- und Brunnenkuren. Schon der bei manchen Menschen ungewöhnliche Eindruck des bloßen Wassers auf den ganzen Körper, auf die Hautnerven und dadurch auf das gesammte Nervensystem, ist von den heilsamsten Folgen für die Gesundheit. Zu Hause könnten wir diesen Vortheil auch haben, aber zu Hause achten wir ihn nicht, weil wir ihn da zu leicht und zu wohlfeil haben können. Schon dafür also wären wir den Bädern großen Dank schuldig, daß sie das Baden überhaupt in Erinnerung bringen. Das Trinken der Gesundbrunnen hat den großen Vortheil, daß viele Menschen, die eine gewisse Art von Wasserscheu haben, von der Möglichkeit überzeugt werden, daß auch ihr Magen Wasser vertragen kann, wenigstens einige Wochen mit diesem heilbringenden Element erquickt, und nicht immer mit Thee, Bier, Wein, oder andern hitzigen Getränken belästigt wird. Wie wohlthätig ferner ist die körperliche Bewegung, welche das Gebot des Arztes, noch mehr das allgemeine Beispiel, die Mode, die Langeweile, erzwingt.

Manche Dame, welche außerdem das Gehen für zu beſchwerlich oder unanſtändig hielt, der Gelehrte, welcher an ſeinem Arbeitstiſche ſich krumm geſeſſen hat, der Geſchäftsmann, welchen die Arbeit auf dem Stuhle gefeſſelt hielt, der fette Müßiggänger, welcher auf dem Sopha ſich zu pflegen gewohnt iſt, alle müſſen ſich Bewegung machen, allen iſt ſie äußerſt wohlthätig, und alle dieſe würden ſie ohne Bädereiſen nicht haben. Auch der häufigere Genuß der freien Luft, der manchen Menſchen ſo ſelten iſt, der wohlthätige Einfluß der Reiſe ſelbſt iſt ſehr hoch anzuſchlagen. Zudem wie mannichfoltig iſt nicht die Veranlaſſung zur Aufheiterung des Gemüths! Wo findet ſich eine beſſere Gelegenheit, mit dem gültigſten Grunde von der Welt (Geſundheit geht ja über Alles) ſich von den drückenden häuslichen Sorgen, von läſtigen Arbeiten, von einer grämlichen Ehehälfte, von der ſtrengen Aufſicht einer alten Tante u. ſ. f. eine Zeitlang zu befreien? Selbſt die Vergnügungen in den Bädern haben ihren eigenen Reiz, ſie kommen des Jahrs nur einmal, ſind nicht mit dem läſtigen Zwang verbunden, der andere Vergnügungen ſtört, vereinigen vieles, was in andern Orten zerſtreut iſt, und größere Bäder können ſelbſt als eine Art von fortwährender Redoute angeſehen werden, nur in umgekehrtem Verhältniſſe zu den gewöhnlichen Maskenbällen, indem bei dieſen vielerlei Masken zu Einem Zwecke zuſammenkommen, bei jener aber verſchiedene Zwecke ſich unter Eine Maske ſtecken. Doch iſt auch in Rückſicht des Verhaltens in den Bädern noch Einiges zu bemerken. Die Zeit des Aufenthalts vorzüglich darf nicht zu kurz ſein. Unter drei Wochen kann ſich niemand bedeutenden Nutzen von der Kur verſprechen. Die Badeärzte ſehen es am liebſten, wenn die Kranken 4 bis 6 Wochen bleiben können. Vor einer gar zu ſtrengen Diät braucht ſich übrigens Niemand zu fürchten. Die Badeärzte verordnen von Amtswegen eine paſſende Diät, überlaſſen dann weislich die nähere Beſtimmung derſelben dem Kranken, der ſeine Natur ſelbſt am beſten kennen muß. Uebrigens darf auch Niemand fürchten, daß alle jene Vortheile nur in großen Bädern den Badegäſten zu Statten kämen. Die meiſten ſind in kleinen und ſelbſt in den unberühmten Bädern auch zu genießen. Seit dem, zuerſt durch D. Struve in Dresden, in mehreren großen Städten, die Mineralwaſſer künſtlich und befriedigend nachgemacht werden, wird das Reiſen zu Bade- und Brunnencuren zum Theil entbehrlich gemacht oder ſind damit noch die Annehmlichkeiten zu verbinden, welche größere Städte darzubieten pflegen. (H.)

Bruno der Große, Erzbiſchof von Cöln und Herzog von Lothringen, dritter Sohn Heinrichs des Voglers und Bruder Kaiſers Otto I. Er hatte großen Antheil an den Begebenheiten ſeiner Zeit, und übertraf alle damaligen Biſchöfe an Fähigkeit und Einſichten. Ein zahlreiches Gefolge von Gelehrten aus allen Ländern, ſelbſt aus Griechenland, ſchloß ſich ſtets an ihn an, und ſein ſchönes Vorbild wirkte, daß mehrere Prälaten ihm ähnlich zu werden ſtrebten. Er ſtarb zu Rheims den 11. Oct. 965. Man legt ihm Commentare über die fünf Bücher Moſis und einige Lebensbeſchreibungen von Heiligen bei.

Bruno (der heilige), Stifter des Cartheuſermönchsordens, war zu Köln gegen das Jahr 1030 aus einem alten und edlen Geſchlechte geboren, das noch in der Mitte des 18. Jahrh. beſtand. Er wurde in der Schule der Collegialkirche St. Cunibert erzogen, bei welcher er auch in der Folge ein Kanonicat erhielt, und ſtudierte dann zu Rheims,

Digitized by Google

wo er ſich ſo auszeichnete, daß ihm der daſige Biſchof Gervais die Aufſicht über alle Schulen des Sprengels übertrug. Bruno zog mehrere ausgezeichnete Schüler, unter andern Odo, den nachherigen Papſt Urban II. Die Sittenloſigkeit ſeiner Zeit bewog ihn, die Einſamkeit zu ſuchen; daher begab er ſich mit ſechs gleichgeſinnten Freunden zu dem heiligen Hugo, Biſchof von Grenoble, und dieſer führte ſie ſelbſt 1084 in die vier Stunden von der Stadt entfernte Wüſte, welche Chartreuſe heißt, und von welcher der hier entſtandene berühmte Orden ſeinen Namen erhielt. Hier in einem engen, von zwei ſchroffen, mit Schnee und Dornen bedeckten Felſen überragten Thale war es, wo Bruno und ſeine Gefährten ein Bethaus und kleine abgeſonderte Zellen zu ihren Wohnungen erbauten und einen der ſtrengſten Mönchsorden gründeten. Die Bewohner dieſer Wüſte mehrten ſich in wenig Jahren. Sie erbauten eine Kirche, ſchufen durch Arbeit und Kunſt einen Theil der Waldung in Gärten um und belebten durch ihren Fleiß einen Ort, den die Natur nur zum Aufenthalt wilder Thiere beſtimmt zu haben ſchien. Dabei lebten ſie in der größten Armuth und Entbehrung, trugen grobe Kutten, genoſſen nur Vegetabilien und Kleienbrot, und beſchäftigten ſich mit Gebet, mit Leſen und Abſchreiben von Büchern. Unterdeß war Urban II. Papſt geworden, und berief 1089 ſeinen vormaligen Lehrer zu ſich. Bruno gehorchte wider Willen, ſchlug aber jede geiſtliche Würde aus, und erhielt 1094 die Erlaubniß, eine zweite Carthauſe in der Einſamkeit von della Torre in Calabrien zu gründen. Hier lebte er nach voriger Weiſe, ſtand ſeiner neuen Kolonie mit gleicher Weisheit vor, und ſtarb in den Armen ſeiner Schüler 1101. Leo X. erlaubte 1514 den Cartheuſern, ihm zu Ehren eine eigene Meſſe zu halten, und Gregor XV. dehnte 1623 dieſelbe auf die ganze catholiſche Kirche aus. Seitdem ward er in die Zahl der Heiligen verſetzt. Bruno hatte ſeinen Schülern keine beſondern Geſetze gegeben, erſt 1581 kam eine vollſtändige Regel für die Cartheuſer zu Stande, welche Innocenz XI. beſtätigte.

Brüſſel, die ehemalige Hauptſtadt der öſterreich. Niederlande, mit 72,280 meiſt catholiſchen Einw. in 9500 Häuſ. jetzt, nach Amſterdam, die wichtigſte Stadt im Königreiche der Niederlande, liegt am Fluſſe Sienne oder Senne und dem großen Scheldecanale, iſt trotz der großen Ungleichheit des Bodens, die mitten in der Stadt die Anlegung einer ſchönen ſteinernen Doppeltreppe von 50 Stufen veranlaßte, ſchön gebauet und hat zahlreiche Paläſte. Die alte ehrwürdige St. Gudula-Kirche, und die neue Jacobs-Kirche, von reicher, wenn auch nicht nicht ganz reiner Architektur, ſind beſonders ſehenswerth. Der Königsplatz iſt einer der ſchönſten öffentlichen Plätze in Europa. Die ehemaligen Feſtungswerke dienen jetzt zu Spaziergängen. Eine Hauptzierde der Stadt iſt der liebliche, in einem vormaligen Sumpf angelegte Park, eine halbe Stunde im Umfang. Man zeigt daſelbſt dem neugierigen Fremden einen mit Quadern eingefaßten Brunnen, deſſen Inſchrift beſagt: daß Peter der Große denſelben, durch ein unfreiwilliges Bad eingeweiht habe. Eine andere, aber höchſt geſchmackloſe und ſogar unanſtändige Merkwürdigkeit Brüſſels iſt ein öffentlicher Springbrunnen, mit einer zwergartigen, modern gekleideten Bronzefigur, die den Waſſerſtrahl aus einer Oeffnung fließen läßt, welche man vor geſitteten Leuten nicht zu nennen pflegt. Die Brüſſeler betrachten dieſen ſogenannten „Manneckep...“ gewiſſermaßen als das Palladium ihrer Stadt und man erzählt, da er bei der erſten Eroberung derſelben durch die Franzoſen (1792) nach Paris ſei abge-

führt worden, ſo habe man ſpäterhin ſeine Rückgabe zu einer der Hauptbedingungen der Unterwerfung gemacht, und der Tag ſeiner Wiederaufſtellung ſei von den guten Brüſſelern aufs höchſte gefeiert. Dagegen aber iſt die Sommerreſidenz in dem, eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen, und durch üppig grünende Baumreihen mit derſelben verbundenen Dorfe Laeken (ſprich: Laken) in jeder Hinſicht ſehenswerth. Es ward vor etwa vierzig Jahren auf Veranlaſſung der Erzherzogin Chriſtine, damaligen Oberſtatthalterin in den öſterreichiſchen Niederlanden, von dem franzöſiſchen Architekten Montauger in einem ſchönen und leichten Styl erbauet. Seine Lage, auf einem ſanft emporſteigenden Hügel, mit der Ausſicht auf die große Stadt und auf die reiche, mit gutgebauten Dörfern und lieblichen Landhäuſern bedeckte Gegend, iſt äußerſt angenehm, und ſein lieblicher Park iſt einer der vorzüglichſten Spatzier- und Sammelplätze der Brüſſeler ſchönen Welt. Die Stadt treibt anſehnlichen Handel, und iſt wegen ihrer Spitzen- und Teppich-Manufacturen, auch wegen der daſelbſt verfertigt werdenden trefflichen Kutſchen berühmt. Die Fabrikation der Spitzen (Brabanter Kanten) beſchäftigt in und um Brüſſel gegen 9000 Menſchen. In frühern Zeiten war Brüſſel die Reſidenz der Herzoge von Brabant, ſpäterhin die Hauptſtadt der geſammten öſterreichiſchen Niederlande und der Sitz ſämmtlicher obern Landes-Collegien. Den 24. Oct. 1792 zogen die Franzoſen unter Dümouriez, nach dem Gefechte bei Anderlach, in Brüſſel ein; den 26. März 1793 nahmen es jedoch die Oeſterreicher nach der Schlacht von Löwen wieder. Den 9. April kam Kaiſer Franz II. daſelbſt an, beſchwor den 13. die Joyeuse Entrée, und empfing von den Ständen die Huldigung als Herzog von Brabant. Allein den 9. Juli 1794 eroberten es die Franzoſen aufs neue, und behielten es im Friedensſchluß. Brüſſel war die Hauptſtadt des Dyle-Departements, bis es 1813 von der inzwiſchen lieb gewonnenen franz. Herrſchaft befreit und nachher zum Königreiche der Niederlande geſchlagen wurde. Der König reſidirt abwechſelnd dort und im Haag. Eben ſo halten die beiden geſetzgebenden Kammern in Haag und Brüſſel abwechſelnd ihre Sitzungen.

Bruſt, der vordere Theil des Oberleibes, der die Bruſthöhle bildet, ſie erſtreckt ſich vom Halſe bis zum Anfange des Unterleibes und wird vornehmlich durch das Bruſtbein und die Rippen gebildet. Erſteres läuft vom Halſe an, der Länge nach, durch die Mitte der Bruſt hinab; letztere ſind hinten am Rückgrathe befeſtigt, und wölben ſich nach dem Bruſtbeine hin, mit welchem ſie ſich vermittelſt eines Knorpels feſt verbinden. Bei den Fiſchen, welchen die Rippen fehlen, machen die Schlüſſelbeine, die Schulterblätter, der Bruſtknochen und einige Wirbel den Oberleib aus, und die ſehr kleine Bruſthöhle befindet ſich dicht unter den Kiemen am Ende des Gaumens hinter dem Nacken. Bei den Inſecten heißt der mittlere Theil des Körpers das Bruſtſtück.

Bruſtwehr heißt in der Kriegskunſt jede Erhöhung, welche vor dem geraden Schuſſe ſichern ſoll. Da Holz und Stein durch das Anprallen der Kugeln zerſpringen und umherfliegen, ſo ſind ſie zu Bruſtwehren nicht brauchbar. Am beſten macht man dieſe aus Erde, in beſondern Fällen wohl auch aus Faſchinen, Miſt, gefüllten Schanzkörben, Sand- und Wollſäcken. Die Dicke der Bruſtwehr muß ſich nach dem feindlichen Geſchütze richten; in der Regel darf ſie nicht unter 10 und nicht über 18—24 Fuß dick ſein. In Anſehung der Höhe gibt Cugnot die Regel: man müſſe die Bruſtwehr ſo hoch machen,

Digitized by Google

daß man aus dem innern Raume der Schanze, in die Entfernung eines Kanonenschusses, nichts als den Himmel und die Gipfel der Bäume erblicken könne. Kann man diese Regel wegen zu bedeutender Höhe naher Berge nicht befolgen, so sichert man sich durch im Innern der Schanze aufgeführte Querwälle.

Brutal=Impfung, eine von Marcus Herz, einem der bedeutendsten Widersacher der Schutzpocken, aufgebrachte Hohnbenennung der Kuhpocken=Impfung.

Brüten der Vögel. Die Vögel legen bekanntlich, wie die meisten Amphibien, wie die Fische, Insecten und Würmer, Eier, aus welchen sich das Junge mittelst der Wärme entwickelt. Die vier letztgenannten Klassen der Thiere überlassen die Entwickelung ihrer Eier der Sonnenwärme, die Vögel bedienen sich hierzu der Wärme ihres Körpers. Daraus entsteht für sie ein besonderes wichtiges Geschäft, das Brüten. Alle bekannten Vögel verrichten dieses Geschäft selbst, nur der Kukuk nicht, der seine Eier in die Nester der Bachstelzen und anderer kleinen Vögel legt. Der Strauß, dem man sonst alles Brüten absprach, brütet in Gesellschaft mit mehreren Weibchen Tag und Nacht. Bei vielen Vögeln, z. B. den Enten, Gänsen, Hühnern und andern, liegt allein dem Weibchen das Brüten ob; bei andern aber, und insonderheit bei denen, welche sich paarweise zusammenhalten, z. B. Tauben, Lerchen, Sperlinge, Meisen, nimt auch das Männchen daran Theil. Es löset sein Weibchen gewöhnlich um Mittag einige Stunden ab, damit es auf Nahrung ausgehen und sich baden kann. Andere bleiben während der Brütezeit neben dem Weibchen sitzen, schützen es vor feindlichen Anfällen und tragen ihm Nahrung zu, z. B. Canarienvögel, Stieglitze, Hänflinge und andere. Die Beharrlichkeit, Geduld und Anstrengung des brütenden Weibchens verdient Bewunderung. Es nimt die unbequemste Stellung an, um seine Eier nicht zu beschädigen, und vergißt darüber Gesellschaft und Nahrung. Unsere Gänse, Enten und Hühner machen durch ihr öfteres Zerstoßen und Verlassen der Eier eine Ausnahme. Muß das Weibchen ja aus Hunger oder Durst, sein Nest verlassen, so bedeckt es die Eier mit Federn, Moos, Wolle u. dergl. Die mehrsten Vögel werden während des Brütens viel zahmer. Andere vertheidigen ihr Nest mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr. Die Haushenne setzt sich kühn dem größten Hunde entgegen. Nur wenige, in Freiheit lebende Vögel leiden es, daß man sie im Brüten störe. Viele verlassen ihre Nester, wenn eine Menschenhand in ihrer Abwesenheit die Eier betastet; das thut sogar der Canarienvogel. Die allmählige Entwickelung und Ausbildung des jungen Vogels im Ei hat man besonders bei den Haushühnern genau beobachtet. Die erste Bedeckung des jungen Vogels ist eine Art Flaumfedern, die nachher von den ordentlichen Federn verdrängt werden. Das neuausgekrochene Vögelchen hält sich noch einige Stunden oder länger im Neste unter der Mutter auf, bis es die äußere Luft gewohnt ist. Die Aeltern, besonders die Mutter, beweisen nun die bewundernswürdigste Sorgfalt und Zärtlichkeit für ihre Jungen, sie zu beschützen, zu ernähren und zu pflegen. Es wird ihnen bequeme Nahrung gebracht, welche die Mutter, wenn es nöthig ist, zuvor im Kropfe erweicht. Der Koth der Jungen wird, so lange sie noch blind sind, vom Aelternpaare aus dem Neste geschafft, damit ihnen die Unreinigkeit nicht am Wachsthume schade. Wasser= und Sumpfvögel verlassen bald nach der Geburt das Nest, und schwimmen oder laufen mit der Mut=

ter umher, von der sie, so wie vom Vater, angewiesen werden, ihre Nahrung selbst zu suchen. Die Mutter beschützt sie, nimt sie bei übler Witterung unter die Flügel, und läßt es sich oft sauer werden, um es ihnen bequem zu machen. Die Zeit des Brütens ist gewöhnlich nach der Größe der Vögel verschieden. Wenn der Hänfling nur 14 Tage fodert, so brütet die gewöhnliche Henne in 21, der Schwan aber in 42 Tagen seine Jungen aus. In wärmeren Climaten soll die Brütezeit etwas abgekürzt werden. So sagt man, daß in Afrika die Henne nur 13 Tage sitze. Auch wissen wir, daß bei sehr kühler Witterung Gänse und Hühner viel länger sitzen, als wenn das Wetter recht warm ist. Im Durchschnitt ist eine Wärme von 104 Grad Fahr. dazu erforderlich. Das künstliche Ausbrüten der Eier ist nicht bloß auf Aegypten eingeschränkt, sondern man hat auch in Neapel während des 15. Jahrh. dergleichen Brütöfen angelegt. Aber in Aegypten ist diese Kunst auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Die dazu eingerichteten Oefen sind von Ziegelsteinen, und etwas in die Erde hineingearbeitet. Sie bestehn aus zwei Stockwerken, die mit einander in Verbindung stehen, und in mehrere Kammern abgetheilt sind. In einem Winkel des Gebäudes ist ein Ofen, den man 10 Tage hinter einander, täglich 3—4 Stunden, mit Kuh- und Kameelmist, der gewöhnlichen Feuerung jenes Landes, heizt. Um den rechten Grad der Wärme zu geben, hat man kein anderes Mittel, als das eigene Gefühl der Arbeiter. Man vergleicht die Temperatur, die man hervorbringen will, mit der Wärme der Bäder. Wird die Hitze zu stark, so öffnet man eigene Luftzüge. Der Boden der Abtheilungen oder Kammern wird mit Matten, und einer Schichte Stroh darüber, bedeckt, und darauf legt man die Eier, doch so, daß sie einander nicht berühren. Täglich werden sie 2 Mal, und eben so oft des Nachts, umgewandt. Nach 8 oder 10 Tagen untersucht man sie mit einer Lampe, ob sie auch bekommen. Die fehlschlagenden wirft man weg, und bringt die übrigen am 14. Tage in das obere Stockwerk. Am 20. oder 21. Tage kriechen die Küchlein aus, und werden nun ihren Eigenthümern zurück gegeben, oder verkauft. Für das Ausbrüten nimt der Besitzer des Ofens ein Drittheil der Eier. Solcher Oefen sollen 400 in Aegypten sein, und in jedem Ofen (fast unglaublich) 50,000 Küchlein ausgebrütet werden. Die Einwohner eines Dorfes, Bermé im Delta, sind im Besitz dieser Kunst, die sie durch ganz Aegypten treiben. Auch in China ist dies künstliche Ausbrüten in Gebrauch. Man legt die Eier in hölzerne Büchsen, die, mit Sand gefüllt sind, und stellt diese auf eiserne erhitzte Platten. Reaumür machte zwei Vorschläge bekannt, wodurch er das künstliche Ausbrüten auch in Europa einführen wollte. Auf gewöhnlichen Backöfen sollte ein bewegliches Gestell von Bretern angebracht werden, worauf man die Eier legen könne. Ein anderer Vorschlag war, die Eier in Misthaufen einzugraben; allein theils die Unsicherheit der Temperatur, theils die schädlichen Luftarten, die aus den Misthaufen aufsteigen, hinderten den glücklichen Erfolg dieses Unternehmens: die meisten Eier wurden faul. Neuerlich hat ein ungenannter Franzose ein eigenes Werk über das künstliche Ausbrüten herausgegeben, worin er die ägyptischen Brütöfen in größerer Zweckmäßigkeit einzuführen sucht. Er heizt die Oefen mit kochendem Wasser.

Brutto (Ital.), im Gegensatze von Netto, wird in der Kaufmannssprache die Waare mit Inbegriff dessen, worein sie verpackt ist, genannt. Es gilt das vorzüglich in Beziehung auf das Gewicht der

Waare, daher man z. B. sagt: das Faß Kaffée wiegt 9 Ct. Brutto, d. h. mit Inbegriff des Gewichtes des Fasses.

Brutus (Lucius Junius), war der Sohn des Marcus Junius und der Tochter des ältern Tarquinius, und rettete sein Leben vor den Verfolgungen des Tarquinius Superbus nur dadurch, daß er sich blödsinnig stellte, weßhalb er auch den Beinamen Brutus bekam. So blieb er am Hofe als Gesellschafter der jungen Prinzen, die er nach Delphi begleitete, als sie sich wegen einer in Rom ausgebrochenen Pest dahin begaben. Als Lucretia, des Collatinus Gemahlin, sich selbst den Dolch in den Busen stieß, um die ihr von des Tarquinius Sohn angethane Entehrung nicht zu überleben, ließ Brutus, der dabei gegenwärtig war, die Maske fallen; er zog den blutigen Dolch aus der Wunde und schwur den Tarquiniern Rache, erklärte den Erstaunten das Räthsel seiner Umwandlung, vermochte zu einem gleichen Eide alle Anwesende, und ließ, da man sich seiner Leitung unterwarf, sogleich die Thore sperren, das Volk zusammenrufen, den Leichnam öffentlich ausstellen und verlangte die Verbannung der Tarquinier. Nachdem sie beschlossen worden, trug Brutus darauf an, die Königswürde ganz abzuschaffen und eine freie Verfassung einzuführen. Da bestimmte man, daß zwei Consuln auf ein Jahr die höchste Gewalt ausüben sollten, und ertheilte dieses Amt zuerst dem Junius Brutus und dem Tarquinius Collatinus. Tarquinius, der die Thore gesperrt und sich von dem Heere verlassen sah, schickte Gesandte nach Rom, die wenigstens sein Privateigenthum zurückfodern und zugleich versprechen sollten, daß er nichts gegen die Republik unternehmen wolle. Man bewilligte dieses Begehren; dennoch versuchten die Gesandten eine Verschwörung und zogen mehrere Jünglinge in dieselbe, unter denen sich auch die beiden Söhne des Brutus, und seine und des Collatinus Neffen befanden. Aber ein Sclave, Namens Vinder, entdeckte das Vorhaben vor seinem Ausbruche. Nachdem die Schuldigen gefangen genommen worden, ließen die Consuln auf den folgenden Morgen das Volk zu den Comitien berufen. Alles war tief erschüttert, unter den Gefangenen auch des Brutus Söhne an Pfähle gebunden, und den Vater auf dem Richterstuhl zu sehen, der sie verurtheilen sollte. Collatinus weinte, und selbst der strenge Valerius saß stumm da. Aber Brutus stand gefaßt auf, und befahl, nachdem die Schuld unwidersprechlich erwiesen worden, den Lictoren, das Gesetz zu vollziehen. Weder die Bitten des Volks noch seiner Söhne änderten seinen Entschluß. Er wohnte dem schrecklichen Schauspiele mit Standhaftigkeit bei, und erst nach der Hinrichtung verließ er die Versammlung, in die er jedoch zurückgerufen ward, da Collatinus seine schuldigen Vettern zu retten wünschte. Das Volk verurtheilte alle, und wählte an die Stelle des Collatinus den Valerius zum Consul. Indeß hatte Tarquinius, von Porsenna unterstützt, ein Heer versammelt, und rückte gegen Rom an. Die Consuln zogen ihm entgegen. Brutus führte die Reiterei, ihm gegenüber befehligte Aruns, Tarquins Sohn. Beide durchstießen sich im Angriffe zu gleicher Zeit mit ihren Spießen (im Jahre Roms 245). Die Römer siegten, und Brutus ward feierlich begraben. Die Weiber betrauerten ihn ein ganzes Jahr lang als den Rächer der Ehre ihres Geschlechts.

Brutus (Marcus Junius). Dieser, vorzugsweise mit dem Namen des letzten Römers ausgezeichnete Republikaner war anfangs ein Feind des Pompejus, der seinen Vater in Galatien getödtet hatte, vergaß aber seinen Privathaß und versöhnte sich mit Pompejus, als

ſich derſelbe zum Vertheidiger der Freiheit aufwarf. Er nahm jedoch keine Befehlshaberſtelle an und ergab ſich nach der unglücklichen pharſaliſchen Schlacht dem Cäſar, der ihn mit der zärtlichſten Freundſchaft aufnahm, da er ihn immer geliebt hatte und ſogar ihn für ſeinen Sohn hielt, indem Brutus Mutter, eine Schweſter des ſtrengen Cato, Cäſars Geliebte geweſen war. Bei Vertheilung der Staatsämter wies der Dictator dem Brutus Macedonien zur Verwaltung an. Dennoch ward Brutus ein Haupt der Verſchwörung gegen Cäſar, da er die zärtlichſten Bande dem Wohle des Vaterlandes opfern zu müſſen glaubte. Caſſius, von Haß gegen Cäſar und von Liebe zur Freiheit angetrieben, ſuchte anfangs durch ſchriftliche Auffoderungen, dann durch ſeine Gemahlin Junia, des Brutus Schweſter, denſelben zu gewinnen, und als er ihn genug vorbereitet glaubte, erklärte er ihm mündlich ſeinen Plan einer Verſchwörung gegen den nach der Alleinherrſchaft ſtrebenden Cäſar, in welche Brutus einging und durch ſein Anſehn viele der vornehmſten Römer zog. Cäſar ward im Senat ermordet. Brutus erklärte durch öffentliche Reden die Abſicht dieſer That, konnte jedoch das Misvergnügen des Volks nicht beſiegen und begab ſich mit ſeiner Partei auf das Capitol. Bald aber faßte er Muth, als der Conſul P. Cornelius Dolabella und der Prätor L. Cornelius Cinna, Cäſars Schwager, ſich für ihn erklärten. Allein zwei furchtbare Gegner zeigten ſich ihm bald im Antonius und Lepidus. Antonius, den Brutus großmüthig verſchont hatte, föhnte ſich nur zum Scheine mit ihm aus, und erlangte von ihm die Erlaubniß, dem Volke Cäſars Teſtament vorleſen zu dürfen. Hierdurch gelang es dem Antonius, das Volk zur Wuth und Rache gegen die Mörder Cäſars zu reizen. Ein allgemeiner Aufſtand zwang die Verſchwornen, aus Rom zu flüchten. Brutus ging nach Athen, und ſuchte dort unter dem römiſchen Adel eine Partei zu bilden; auch gewann er die Truppen in Macedonien. Jetzt fing er an, öffentlich zu werben, welches ihm um ſo leichter ward, da die übrigen Pompejaniſchen Truppen ſeit der Niederlage ihres Feldherrn noch in Theſſalien herumſchweiften. Hortenſius, der Statthalter von Macedonien, trat ihm bei und ſo ſtand Brutus, Meiſter von ganz Griechenland und Macedonien, in Kurzem an der Spitze eines mächtigen Heeres. Er ging hierauf nach Aſien, wo er ſich mit Caſſius, deſſen Waffen hier einen eben ſo glücklichen Fortgang gehabt hatten, vereinigte. In Rom hatten dagegen die Triumvirn die Oberhand. Sämmtliche Verſchworne waren verurtheilt worden, und man ſchickte ſich an, ſie zu bekriegen. Brutus und Caſſius aber unterwarfen ſich die Lycier und Rhodier mit großer Anſtrengung und gingen dann nach Europa zurück, um den Triumvirn die Spitze zu bieten. Des Geſpenſtes, welches nach Plutarch dem Brutus, auf dem Marſche von Sardes nach Abydus (in Kleinaſien) erſchienen ſein ſoll, erwähnen wir hier nur beiläufig. Das Heer ging über den Helleſpont und ſammelte ſich, 19 Legionen und 20,000 Reiter ſtark, in den Ebenen von Philippi in Macedonien, wo auch die Triumvirn, Antonius und Octavian mit ihren Legionen eintrafen. Obgleich die römiſchen Geſchichtſchreiber in ihren Berichten über die Schlacht von Philippi nicht übereinſtimmen, ſo ſcheint doch ſo viel gewiß, daß zwar Caſſius vom Antonius geſchlagen ward, und ſich von einem ſeiner Sklaven den Tod geben ließ; daß aber Brutus mit mehrerem Glück gegen die Heeresabtheilungen kämpfte, an deren Spitze Octavian ſtand, der aber durch Unpäßlichkeit behindert ward, dem Treffen in Perſon beizuwohnen; daß Brutus nach der Schlacht eine

Digitized by Google

vortheilhafte Stellung inne hatte, wo er ſchwer anzugreifen war, und daß er, durch die thörichte Hitze ſeiner Krieger gewiſſermaßen gezwungen ward, den Kampf zu erneuern, der nun auch für ihn unglücklich ablief. Er ward völlig geſchlagen. Nur mit wenigen Freunden entrann er dem Tode, übernachtete in einer Höhle, und da er ſeine Sache rettungslos ſah, bat er einen ſeiner Vertrauten, den Strato, ihn zu tödten. Lange weigerte ſich dieſer: als er ihn aber feſt entſchloſſen ſah, hielt er ihm mit abgewandten Geſicht ſein Schwert entgegen, in welches Brutus ſich ſtürzte. So ſtarb er im Jahre der Stadt 712 im 43. Lebensjahre.

Bruyère (Jean de la), der berühmte Verfaſſer der Charaktere und Sitten ſeines Jahrhunderts, war auf einem Dorfe bei Dourdan unweit Paris, 1639 geboren. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt. Er kaufte ſich anfangs die Stelle eines Schatzmeiſters zu Caen; allein kurz darauf kam er durch den Biſchof Boſſuet mit einer Penſion von 3000 Livres zu dem Herzoge von Burgund, um denſelben in der Geſchichte zu unterrichten, und hielt ſich in deſſen Hauſe ſeine ganze übrige Lebenszeit auf. Er überſetzte 1687 die Charaktere des Theophraſt mit vieler Eleganz ins Franzöſiſche, und begleitete ſie mit einer Folge von Charakteren, worin er die Sitten ſeiner Zeit mit ſcharfem Blicke und in einem bis zum Epigrammatiſchen ſinnreichen und witzigen Vortrage darſtellte. Dieſes Werk ſteht in einer verdienten Achtung. La Bruyère nahm ſeine Charaktere nicht ſelten von lebenden Perſonen (wiewohl er dies läugnete), und Malezieux ſagte daher, als ihm La Bruyère ſein Manuſcript zeigte: „Sie werden ſich viele Leſer, aber auch viele Feinde dadurch erwerben.“ Dieſe Vorausſagung traf allerdings ein; doch ſcheint er nie Verfolgungen erfahren zu haben. Uebrigens war er ein Mann von liebenswürdigen Sitten und milder Sinnesart. 1693 ward er, nicht ohne Schwierigkeit, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und ſtarb 1696.

Bruyn (Corneille le), ein geſchickter Maler, aber ungleich berühmter als Reiſender, war im Haag 1652 geboren. Er lernte das Zeichnen und Malen von Theodor van der Schnur, ging 1674 nach Rom, wo er zwei und ein halbes Jahr ſeine Kunſt ſtudirte. Hierauf folgte er ſeiner Neigung zum Reiſen, beſuchte Neapel und mehrere andere Städte Italiens, ſchiffte ſich nach Smyrna ein, durchreiſete Kleinaſien, Aegypten und die Inſeln des Archipelagus, Alles, was er ſeiner Aufmerkſamkeit würdig fand, aufzeichnend und abzeichnend. Dann ließ er ſich in Venedig nieder, beſchäftigte ſich aufs neue mit ſeiner Kunſt, und ward ein Schüler Carlo Lotti's. 1693 kam er in ſein Vaterland zurück und machte 1698 ſeine Reiſen bekannt. Die günſtige Aufnahme dieſes Werks erweckte aufs neue ſeine Reiſeluſt. Er verließ Holland 1701 und beſuchte Rußland, Perſien, Indien, Ceylon und einige aſiatiſche Inſeln. In Rußland mahlte er unter andern Peter den Großen und verſchiedene Prinzen ſeiner Familie, im J. 1706 in Batavia verſchiedne dort angeſehene Männer. 1708 kam er abermals in ſein Vaterland zurück, das er nun nicht wieder verließ. Nach drei Jahren erſchien ſeine zweite Reiſebeſchreibung, deren Werth, wie der Werth der erſtern, mehr in der Schönheit und Genauigkeit der Abbildungen, als in tiefen und zuverläſſigen Bemerkungen beſteht. Den Reſt ſeiner Tage brachte Le Bruyn einzig mit ſeiner Kunſt beſchäftigt bald im Haag, bald in Amſterdam zu, und ſtarb zu Utrecht bei ſeinem Freunde und Beſchützer van Mollem, man weiß nicht in welchem Jahre.

Digitized by Google

Bryant (James), ein großer Sprachgelehrter und Alterthumsforscher, der zu Plymouth 1715 geboren wurde und 1804 starb. Er studirte in Cambridge, ward darauf Erzieher Lord Marlborough's, eines Sohnes des berühmten Feldherrn, mit dem er auch als Privat-Secretär einen Theil des siebenjährigen Krieges in Deutschland und den Niederlanden zubrachte. Nach seiner Rückkehr bekam er einen einträglichen Posten bei der Artillerie, der ihm hinreichende Muße gestattete, seinen gelehrten Untersuchungen über biblische, römische und griechische Alterthümer nachzuhängen. Sein wichtigstes Werk ist das System der alten Mythologie, welches in drei Quartbänden 1774 bis 1776 herauskam. So sehr man den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Verfassers bewundert, so tadelt man doch mit Recht, daß er Einbildungen statt strenger Beweise angenommen, und sich vorzüglich auf den trüglichen Pfad der etymologischen Erklärungen begeben. Nächstdem führte er einen berühmten Streit über die Wahrhaftigkeit des Homer und über das wirkliche Dasein von Troja. In mehreren Schriften suchte er nämlich zu zeigen, daß es nie ein Troja gegeben, und daß der ganze Feldzug der Griechen von Homer erdichtet sei. Eine frühere Abhandlung, die 1767 erschien, setzt die Insel Melite, an welcher der Apostel Paulus Schiffbruch gelitten, mit vielen Scheingründen, nicht nach Malta, sondern in das Adriatische Meer. Die heiligen Schriften suchte er durch Erläuterungen des Josephus, Philo des Juden und des Justinus Martyr zu erläutern.

Bubna (Graf von), aus einer alten Familie in Böhmen abstammend, widmete sich früh den österreichischen Diensten und stieg darin allmälig zum Kammerherrn und Feldmarschall-Lieutenant. Zu Ende 1812, ward er von seinem Monarchen mit außerordentlichen Aufträgen an Napoleon nach Paris und im Mai 1813 an denselben nach Dresden gesandt. Er führte alsdann in dem Befreiungskriege 1813 eine österreichische Heerabtheilung mit vieler Auszeichnung, und erhielt 1814 den Oberbefehl des österreichischen Heers, welches über Genf in das südliche Frankreich eindringen sollte, wobei er eben so viel Vorsicht im Vorrücken, als Schonung und Menschlichkeit gegen die stürmischen Bewohner zeigte. Bei Lyon stand er dem Marschall Augereau gegenüber, ohne diesen besiegen oder die Stadt mit Gewalt nehmen zu können, bis die Corps von Bianchi und Hessen-Homburg ihm zur Unterstützung ankamen, und der Prinz von Hessen-Homburg den Oberbefehl übernommen hatte. Bubna blieb bis zum Rückmarsch der verbündeten Heere in Lyon, und begab sich alsdann nach Wien. Nach der Landung Napoleons 1815 führte er wieder sein Corps unter dem Oberbefehl von Frimont gegen Lyon, und stand in Savoyen dem Marschall Suchet gegenüber, bis Paris erobert und dieser über Lyon zurückmarschirt war. Nun besetzte er ohne Widerstand Lyon, errichtete daselbst ein Generalgouvernement und Kriegsgerichte gegen die Aufrührer, gegen welche er nunmehr weit strenger verfuhr. Im September trat er seinen Rückmarsch nach Oesterreich an, und erhielt für seine ausgezeichneten Dienste schöne Güter in Böhmen von seinem Kaiser zum Geschenk. Er gilt für einen der ausgezeichnetsten Generale, besonders in Führung leichter Truppen. Bei den Piemontesischen Unruhen im J. 1821 erhielt er den Oberbefehl über die österreichischen Truppen, welche gegen Piemont bestimmt wurden. Vgl. Piemont.

Bucentaur. In der Mythologie bezeichnet dieses Wort eine Art Ungeheuer, welches halb Mensch und halb Stier oder Esel war.

— Auch führte diesen Namen die große prächtige Galeere, in welcher der Doge von Venedig sich jährlich am Himmelfahrtstage mit dem adriatischen Meere vermählte. (S. Venedig.)

Bucephalus, das berühmte Pferd Alexander des Großen, welches derselbe für dreizehn Talente (etwa 15000 Thaler) kaufte. Es war von der Zucht des Philonicus, eines Thessaliers, der es dem Könige Philipp zum Kaufe anbot. Aber schon hatte Philipp, der den Preis zu hoch fand, befohlen, das unbändige Roß hinwegzuführen, als der junge Alexander sich erbot, es zu besteigen. Wirklich schwang er sich hinauf und zu Aller Verwunderung gehorchte ihm das Roß, und ließ sich willig lenken, da es früher keinen Reiter geduldet hatte. Alexander gewann es darum so lieb, daß er nie ein anderes Pferd bestieg, wie denn auch der Bucephalus, wenn er zur Schlacht gerüstet war, keinem Andern gehorchte. Als er an einer empfangenen Wunde gestorben war, ließ Alexander ihn am Hydaspes begraben und erbaute um sein Grab eine Stadt, die er Bucephalia benannte.

Buch, mehrere zu einem Ganzen verbundene Blätter oder Bogen Papier. Diese deutsche Benennung entstand vielleicht daher, weil man ehedem zum Einbinden die Rinde, Blätter und auch das geschliffene Holz der Buche nahm. Im Lateinischen heißt das Buch liber, welches Bast bedeutet, weil man sonst auf das Bast schrieb. Eben so kommt vielleicht die Benennung Blätter von den Baumblättern, deren man sich statt des Papiers bediente. In frühern Zeiten wurden Stein-, Blei-, Kupferplatten, Pergamentrollen u. a. m. gebraucht. Die ältesten schriftlichen Urkunden suchen Einige bei den Aegyptern, als den Erfindern der Bilder- und Hieroglyphenschrift, Andere bei den Babyloniern. Unter allen auf unsere Zeiten gekommenen Büchern sind die Urkunden des Moses, der um das Jahr der Welt 2453 schrieb, und das Buch Hiob die ältesten.

Buchanan (Georg), ein als Dichter und Historiker berühmter Schotte, war 1506 zu Kilkerne geboren, studirte zu Paris von 1520 bis 1522; nachdem er früher im franz. Hülfsmilitair in Schottland 1523 Dienste genommen hatte, verließ er solche, weil ihm die Kriegsstrapatzen eine schwere Krankheit zugezogen hatten, und ging 1524 auf die Universität St. Andrews, aber noch im nämlichen Jahre nach Paris, lebte dort bis 1526 in höchster Dürftigkeit und wurde nun Lehrer der Grammatik im Collegio der heil. Barbara. Hier wählte ihn der junge schottische Graf Cassils zu seinem Lehrer und nahm ihn 1534 mit nach Schottland. Als dieser 1536 starb, ernannte ihn Jacob V. zum Lehrer seines unehelichen Sohns Jacob Stuart, Grafen Murray. Weil er eine beißende Satyre gegen die Franciscaner drucken ließ, mußte er flüchtig werden, blieb einige Jahre in Frankreich und ging endlich nach Portugal, um eine Lehrstelle an der neuerrichteten Universität Coimbra zu übernehmen. Seine Feinde unterließen jedoch nicht, ihn auch hier zu verfolgen und er ward, sowohl wegen jener Satyre, als auch weil man ihm im Allgemeinen den Vorwurf machte, kein ächter Katholik zu sein, auf einige Monate, um sich besser zu unterrichten, in ein Kloster gesperrt, in welchem er seine poetischen Umschreibungen der Psalmen verfaßte. Nach vielem Herumschweifen kam er 1563 wieder nach Schottland, bekannte sich öffentlich zur reformirten Religion, ward Lehrer des jungen Königs, Jacobs VI., nachmaligen Jacobs I., den er streng hielt, und ihn selbst oft körperlich züchtigte. Auch nachdem Jacob zur Regierung gekommen war, sagte er ihm bittre Wahrheiten. Er schrieb 1565 die schottische Ge-

ſchichte, nicht ohne Bitterkeit gegen die katholiſche Religion und gegen ſeine ehemalige Wohlthäterin, die Königin Maria Stuart. Zuletzt wurde er unter Jacobs Regierung, Director der königl. Kanzlei und geheimer Siegelbewahrer, verließ aber 1581 dieſe Stelle, ging nach Edinburgh, und ſtarb daſelbſt 1582. Er hat theils durch ſeine oberwähnten Pſalmen, theils durch andere Gedichte ſeine Meiſterſchaft in der lateiniſchen Dichterſprache bewieſen. Als Lyriker war er feurig und kühn, als Satyriker witzig und geiſtvoll.

Bucharei, ein großes Land in Aſien und ein Haupttheil der Tatarei. Es wird in die große und kleine Bucharei getheilt, von denen jene zur Tatarei (ſ. d.), dieſe zu China (ſ. d.) gehört.

Buchdruckerkunſt wird in Abſicht auf das dabei Statt findende Verfahren in die xylographiſche, typographiſche u. ſtereographiſche eingetheilt. Die xylographiſche Buchdruckerkunſt beſteht darin, daß man die Schrift in hölzerne Tafeln einſchneidet, ſie dann mit Schwärze überzieht, mit Papier bedeckt und abdruckt. Dieß iſt die älteſte Art der Buchdruckerkunſt, die auch bis jetzt noch in China, Japan und Tibet im Gebrauche iſt. Die typographiſche Buchdruckerkunſt iſt diejenige, bei welcher man ſich einzelner Lettern oder Typen bedient, welche man gehörig zuſammenſetzt und dann abdruckt. Eine kurze Zeit hindurch brauchte man geſchnittene Lettern, aber bald nachher und noch jetzt, gegoſſene. Die ſtereographiſche Buchdruckerkunſt endlich iſt diejenige, zu welcher man ſich, nach der neueſten Verbeſſerung, ganzer Platten bedient, von denen man abdruckt. Die Chineſen ſollen ſchon unter ihrem Kaiſer Wu-wang, welcher ungefähr 1100 Jahre vor Chr. Geb. lebte, die xylographiſche Buchdruckerkunſt gekannt haben, doch ſchreiben ſich auch die Japaner die erſte Erfindung derſelben zu. Auch in Tibet ſoll nach dem Berichte verſchiedener Reiſenden, dieſe Kunſt ſeit undenklichen Zeiten getrieben werden. Ob es gleich ſchon ſeit Jahrtauſenden Sitte war, mit dem Petſchaft Abdrücke in Wachs zu machen, welches leicht Veranlaſſung zur Erfindung der Buchdruckerkunſt hätte geben können; ſo wurde doch erſt etwa vor viertehalb Jahrhunderten Guttenberg dadurch auf die Erfindung derſelben geleitet. Denn es iſt mit Recht zu beſtreiten, daß die Europäer, und unter ihnen die Deutſchen, damals irgend eine Kenntniß von der Buchdruckerkunſt bei den Chineſen gehabt haben, obgleich nicht zu läugnen ſteht, daß ſchon vor Guttenberg, und zwar 1423, die Kunſt, Bilder mit einigen Zeilen Text in Holz zu ſchneiden, bekannt war. Drei Städte ſtritten um die Ehre der Erfindung der typographiſchen Buchdruckerkunſt, Harlem, Straßburg und Mainz. Die Harlemer behaupteten, daß ihr Bürger Lorenz Janßon Coſter, bereits 1430 die Kunſt, die Schrift in Holztafeln einzuſchneiden, erfunden habe. Die Straßburger ſchreiben dieſe Erfindung Guttenbergen zu, der ſie in Straßburg zuerſt gemacht haben ſollte; die Mainzer hingegen behaupteten, daß eben dieſer Guttenberg nicht in Straßburg, ſondern vielmehr in Mainz die typographiſche Buchdruckerkunſt erfunden habe. Die Wahrheit iſt, daß Guttenberg in Straßburg die erſte Idee ſeiner nachherigen Erfindung faßte, ſie aber erſt in Mainz mit Hülfe Peter Schöffers zur Ausführung brachte. Dieſer Joh. Guttenberg hieß eigentlich Joh. von Sorgenloch (Sugeloch), und ward von ſeinen beiden in Mainz belegenen Häuſern, Gänsfleiſch und Gudenberg, auch Joh. Gänſefleiſch Guttenberg genannt, wie ihm denn in den alten Urkunden ſtets der Name Henne Gänsfleiſch beigelegt wird. Es iſt erwieſen, daß Guttenbergs Druckerzeug bereits 1436 fertig

Digitized by Google

war, und daß er auch schon in diesem Jahre Bücher druckte. Nachdem er bereits mehrere dergleichen in Holz abgedruckt hatte und ihm diese Methode bei der öftern Wiederholung zu mühsam schien, dachte er darüber nach, ob er nicht mit einzelnen Buchstaben drucken und diese hernach wieder gebrauchen könnte. Dieß führte ihn auf die Erfindung der beweglichen Lettern, die er noch vor 1442 muß gemacht haben, denn bereits in diesem Jahre besaß man abgesetzte Lettern. Mit 1449 beginnt die vervollkommnete Periode der Buchdruckerkunst. Guttenberg verband sich in diesem Jahre mit einem reichen Goldschmid in Mainz, Namens Joh. Fuß (Faust), einem gebornen Engländer, zu einer typographischen Gesellschaft. Faust nahm darauf auch seinen Bruder, Jac. Faust, und bald darauf (wahrscheinlich 1453) einen gewissen Pet. Schöffer, einen Mönch und sehr erfinderischen Kopf, in diesen Verein auf, welcher nun der eigentliche Vollender der Buchdruckerkunst wurde. Guttenberg hatte zwar die beweglichen Lettern erfunden und diese anfangs aus Holz, dann aus Blei und endlich aus Zinn geschnitten. So blieb aber die Buchdruckerkunst noch ein so mühsames als kostspieliges Geschäft, bis von Joh. Faust oder Pet. Schöffer die gegoßnen metallnen Lettern und andre Vortheile dabei erfunden wurden. Das älteste, mit gegossenen Lettern von Guttenberg u. Faust in Mainz gedruckte Werk, welches gegen 1455 vollendet wurde, ist die sogenannte Guttenbergische lateinische Bibel, die man auch die 42zeilige nennt, weil sie auf jeder vollständigen Columne 42 Zeilen hat. Als sich Faust 1456 von Guttenberg getrennt, und, in Folge eines von ihm demselben zu machenden Darlehns von 2020 Gulden, sich dessen Druckerwerkzeug zugeeignet hatte, übernahm er in Vereinigung mit Pet. Schöffer größere typographische Werke, wodurch nun die eigentliche Buchdruckerkunst nach und nach immer mehr ausgebildet wurde. Da Faust insbesondere den Druck der lateinischen und deutschen Bibel betrieb, durch deren Abschrift die Mönche bisher einen ansehnlichen Verdienst gehabt hatten, letztere ohnehin die erstaunliche Vervielfältigung der gedruckten Schrift nicht begreifen konnten, und diese Kunst deßhalb einer Eingebung des Satans zuschrieben, so gerieth er darüber mit ihnen in einen gewaltigen Streit. Er war nämlich mit seiner 1462 zum erstenmal mit der Jahreszahl gedruckten Bibel nach Paris gereiset, um sie daselbst zu verkaufen. Da er aber von den Anfeindungen der Mönche in Deutschland gehört und deßhalb Paris schleunig verlassen hatte, so veranlaßte dieß wahrscheinlich die bekannte Sage, der Teufel habe ihn entführt. Nichts desto weniger reisete Faust 1466 zum zweiten Male nach Paris, und starb aber daselbst an der Pest, worauf Pet. Schöffer in Mainz die Buchdruckerkunst allein fortsetzte. Während der Trennung Guttenbergs von Faust hatte ersterer Mittel gefunden, sich eine neue Druckerei anzuschaffen, und damit mehrere Werke gedruckt, von denen insbesondere der bekannte astrologisch-medicinische Kalender in Folio von 1457 merkwürdig ist, welcher als der erste bekannte Druck mit beigedruckter Jahrzahl genannt wird. Da die Lettern dieses Kalenders von denen, mit welchen Faust und Schöffer druckten, durchaus verschieden sind, so schließt man daraus mit Sicherheit, daß jener Kalender in Guttenbergs Druckerei gedruckt worden sei. Seit 1462 zerstreuten sich mehrere Arbeiter von Mainz und errichteten Druckereien außer Deutschland, zuerst in Italien, hernach in Frankreich, dessen damaliger König der erste Fürst war, der sich der neuen Kunst annahm. Nebst Faust, Schöffer und Guttenberg war ein gewisser Albrecht Pfister,

Digitized by Google

man weiß nicht eigentlich auf welchem Wege, zur Ausübung der Buchdruckerkunſt gelangt; derſelbe ſoll bald nach 1450 eine Bibel gedruckt haben. Nachdem nun nach und nach die Buchdruckerkunſt bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts immer mehr verbeſſert worden war, machten ſich J. G. J. Breitkopf in Leipzig, Barth in Breslau und Franz Ambroſius Didot in Frankreich beſonders um die Vervollkommnung dieſer Kunſt verdient. Neuerlich erhielt Phil. Ruſher in England ein Patent für verbeſſerte Drucklettern, wodurch der Druck ſchöner, ebenmäßiger und leichter werden ſoll. Auch erfand Franz Bailey von Philadelphia ein Verfahren, Matrizen zu Buchſtaben zu verfertigen, welche nicht nachgeahmt werden können, worüber Robert Barcley 1790 ein Patent erhielt. Uebrigens ſcheint die Buchdruckerkunſt, welche mit dem Abdruck von ganzen Tafeln ihren Anfang nahm, nun auch durch Abdruck ganzer Tafeln ihre höchſte Vollkommenheit erreichen zu wollen. Man bemüht ſich nämlich jetzt, die aus beweglichen Lettern zuſammengeſetzten Seiten in ſolide Maſſen oder Tafeln zu verwandeln. Bekanntlich kam die Buchdruckerkunſt durch Erfindung der beweglichen Lettern zu größerer Vollkommenheit; aber eben dieſe Beweglichkeit iſt auch Urſache, daß ſich, ſo oft man ein Buch wieder auflegt, neue Druckfehler einſchleichen und daß ſich beim Drucken die Lettern zuweilen an die Ballen anhängen und damit herausgezogen werden, woraus, weil der Drucker ſie nicht immer wieder an den rechten Ort einſetzt, neue Druckfehler entſtehen. Dieſe Unvollkommenheiten waren insbeſondere bei einem Buche, das aus lauter Zahlen beſteht, ſehr kränkend. Firmin Didot, der Sohn des Franz Ambroſ. Didot, dachte daher, als er die logarithmiſchen Tafeln von Callet drucken ſollte, auf Mittel, jenen Unvollkommenheiten vorzubeugen, und dieſes gelang ihm dadurch, daß er die aus beweglichen Buchſtaben und Zahlen zuſammengeſetzten und aufs genaueſte corrigirten Seiten auf ganze Tafeln abgießen ließ, welche nun hin und her geworfen werden können, ohne daß ſich ein Buchſtabe verſchiebt. Durch dies Verfahren wird das Herausziehen der Lettern, mithin das Entſtehen neuer Druckfehler während des Drucks, unmöglich gemacht. Entdeckt man aber einen ſtehen gebliebenen Fehler, ſo wird die bleierne Tafel an dem Orte des fehlerhaften Buchſtabens durchbohrt, der falſche Buchſtabe herausgenommen, der rechte dafür eingeſetzt und wiederum zugelöthet, auf welche Art die Form nach und nach ganz correct wird. Dieſe ſo verbundenen Lettern nannte Didot Stereotypen, von dem griechiſchen στερεος, feſt, feſtſtehend, und τυπος, Form, Geſtalt. Er ließ mit ſelbigen bereits 1795 Callets oben genannte logarithmiſche und trigonometriſche Tafeln abdrucken. Die Erfindung der Stereotypen aber gehört eigentlich nicht Didot, ſondern wird den Holländern zugeſchrieben. Denn ſchon ſeit mehr als 100 Jahren ſoll man in Holland verſtanden haben, mit ſtehenden Lettern Drucke von Dauer zu verfertigen. Der Erfinder derſelben ſoll J. van der Mey, der Vater des bekannten Malers dieſes Namens, geweſen ſein, der zu Ende des 17. Jahrh. in Leyden wohnte. Er verfertigte und goß unbewegliche Formen oder Platten zu einer holländ. Bibel in Quart, von welchen viele tauſend Abdrücke abgezogen wurden. Die Formen zu dieſer Bibel befinden ſich noch jetzt in den Händen der Buchhändler S. u. J. Luchtmanns in Leyden. Mit Mey ging die Kunſt, unbewegliche Typen zu verfertigen, in Holland wieder verloren, wenigſtens wurde ſeitdem kein Gebrauch mehr davon gemacht, weil dieſe Art zu drucken zu koſtſpielig war. Auch ſoll ein Schotte, Namens Ged, zu Anfange

Digitized by Google

des 18. Jahrh., die Kunst, von gegossenen Platten zu drucken, erfunden, auch einen Sallust von zusammengelötheten Typen abgedruckt haben. Man sieht hieraus, daß Didot im stereotypischen oder stereographischen Drucke mehrere Vorgänger gehabt hatte. Indeß hat er diese Kunst sehr verbessert, so daß durch dieselbe eine weit größere Gleichförmigkeit in Ansehung der Reinheit der Schrift und eine bedeutende Wohlfeilheit der Exemplare erreicht wird. Sein verbessertes Verfahren ist folgendes. Er nimt bewegliche Lettern, die sich von den gewöhnlichen nur dadurch unterscheiden, daß sie etwas kürzer und von einer weit härtern Masse sind. Diese werden auf die gebräuchliche Weise gesetzt; man druckt Probebogen und corrigirt, bis der ganze Satz möglichst fehlerfrei ist. Alsdann wird jede mit diesen harten Lettern gesetzte Seite in ein Viereck vom weichsten Blei abgedruckt. Diese Bleiplatte dient nun als Matrize für eine ganze Seite, und die oben erwähnten Lettern von harter Masse sind also die Patrizen, welche zur Verfertigung dieser Matrizenplatte dienen, und nachdem sie diesen Dienst geleistet haben, wieder auseinander genommen, anders gesetzt und zur Verfertigung anderer Matrizenplatten benutzt werden können. Hat man nun eine solche Seite, die als Matrize dient, so wird sie abgeklatscht, d. h. sie wird auf eine Teigmasse abgedruckt, die sich hinterher verhärtet und zum Druck dient; beim Abdruck selbst werden die verschiedenen soliden Platten oder Seiten auf eine messingene Platte geschoben, welche die Stelle der Form vertritt, und nothwendig ist, um dem Ganzen Haltung zu geben, da diese sehr dünnen stereotypischen Seiten oder Columnen dem Drucke schwerlich widerstehen würden. Ein anderes Verfahren des Grafen Schlaberndorf, des Buchdruckers Herhan und ihrer Gehülfen, Errand und Renouard, besteht darin, daß man mit gewöhnlichen Patrizen eine besondere Art von beweglichen Matrizen verfertigt, welche ungefähr wie gewöhnliche Drucklettern aussehen, mit dem in der Natur der Sache liegenden Unterschiede, daß die Buchstaben gerade und vertieft in der Matrize sind, statt daß sie verkehrt und erhaben auf der Druckletter stehen; daß man sodann diese von der linken zur rechten Seite, wie das gedruckte Buch sein soll, setzt und damit sogleich die zum Druck dienenden stereotypischen Tafeln oder Columnen abklatscht und mithin das Verfahren abkürzt. Seitdem hat es Herhan auch dahin gebracht, bewegliche Sätze kalt in Kupfer zu schneiden, wovon jeder Character in ein viereckiges, auf der Drahtmühle gezogenes Prisma geschnitten ist. Die Maschinen, die er zur Ausführung dieser beiden Gegenstände erfunden hat, sind höchst sinnreich. Außerdem haben sich noch Gatteaux zu Paris und Samuel Falka, ein geborner Siebenbürge, zu Wien, der Graf Prosper von Sinzendorf, und Boudier, ein Gießer in Paris, um die Erfindung und Verbesserung der Stereotypen-Druckerei sehr verdient gemacht. In Deutschland hat die bis jetzt einzige Stereotypengießerei Carl Tauchnitz in Leipzig angelegt. Für typographische Schönheit haben Baskerville in England, Didot und Crapelet in Frankreich, Bodoni in Italien, Ibarra in Spanien, und Breitkopf, Göschen, Degen, Tauchnitz und Vieweg in Deutschland am meisten geleistet. Nächst den Lettern ist das Hauptwerkzeug der Buchdruckerkunst die Buchdruckerpresse, worein die geordneten Lettern gesetzt, mit Schwärze überzogen, hierauf mit einem Bogen Papier bedeckt und dann durch den Druck auf dasselbe abgedruckt werden. Anfangs druckte man die Holztafeln mit einem Reiber von Horn ab. Statt dieses Reibers erfand

Guttenberg die Preſſe. Aus einer ſtraßburgiſchen Urkunde ergibt ſich, daß ſie bereits im J. 1436 im Gange geweſen iſt. In Frankreich hingegen kannte man 1458 noch keine Preſſen; denn Carl VII. ſchickte in dieſem Jahre Jemand nach Straßburg, der daſelbſt die Buchdruckerkunſt erlernen ſollte. Leonhard (Joh.) Danner, der 1585 ſtarb, brachte 1550 zuerſt zu Nürnberg die meſſingenen Spindeln in der Buchdruckerpreſſe an, wozu ihm die Erfindung der Brechſchraube Veranlaſſung gegeben hatte. Verbeſſerte Druckpreſſen erfanden nach und nach, ſämmtlich in der zweiten Hälfte des vor. Jahrh., Wilh. Haas in Baſel, Joh. Gottfr. Freitag in Gera, Franz Ambroſ. Didot und Amiſſon in Paris, und Joſeph Tidley, ein Engländer. Kinsley zu Hartfort in Connecticut hat eine Preſſe erfunden, welche ſelbſt die Schwärze auf die Lettern aufträgt, das Papier darüber breitet und zwei Bogen auf einmal abdruckt. Sie braucht nur eine Stunde und den Beiſtand einer einzigen Perſon, um über 2000 Bogen zu drucken und abzuwerfen, dahingegen auf den gewöhnlichen Druckerpreſſen zwei Leute in einer Stunde nie über 250 Bogen abdrucken können. Man hat auch eine Maſchine, auf welcher, vermittelſt eines Drucktiſches und eines darüber hingehenden Druckwagens, Bücher gedruckt werden können. (S. auch Dampfdruckmaſchine.) Die Buchdruckerſchwärze iſt eine ſchwarze Farbe, welche zum Drucken der Bücher gebraucht wird. Anfangs druckte Guttenberg mit Schreibdinte; dann bediente er ſich des Lampenrußes, womit noch der Donat gedruckt wurde. Erſt um 1450, oder noch etwas ſpäter, erfanden Fauſt und Schöffer die Buchdruckerſchwärze, welche aus Kienruß und ſtarkem Firniß bereitet wird. In Paris wird die vorzüglichſte und ſchönſte verfertigt und davon ſelbſt nach England und Deutſchland verſandt.

Büchercenſur. Als nach Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunſt eine Literatur im eigentlichen Sinne des Worts in Europa zu entſtehen anfing, und ſelbſt durch die Leichtigkeit des Mittels, ſeine Gedanken öffentlich mitzutheilen und im weiten Raume zu verbreiten, die denkenden Geiſter angereizt und aufgemuntert wurden, ihre Freiheit zu prüfen und durch Mittheilung ihrer Anſichten und Meinungen auf dem Wege des Drucks und in den Kreis eines unſichtbaren Publikums hervor, und mit vielen in Verbindung zu treten: da fand zuerſt die geiſtliche Macht ſich bewogen, dieſe Freiheit (Freiheit der Preſſe oder Preßfreiheit genannt) einzuſchränken, damit nicht Lehren und Meinungen verbreitet würden, welche dem angenommenen Lehr- und Regierungsſyſtem der katholiſchen Kirche widerſprächen und gefährlich würden. Dies geſchah vorzüglich durch die Büchercenſur, welche ſchon ſeit 1479 vorkommt, aber erſt ſpäterhin durch ein Edict Alexanders VI. von 1496, und durch die Bulle ſeines Nachfolgers Leo X. von 1515, eine dauernde Einrichtung bekam, die darin beſtand, daß Buchdrucker und Verleger die Schriften, bevor ſie gedruckt wurden, der Prüfung öffentlich niedergeſetzter Perſonen (Cenſoren) unterwerfen, und daß letztere beurtheilen mußten, ob dieſe Schriften etwas der Kirche Nachtheiliges und Widerſprechendes enthielten, oder nicht, welche Beurtheilung man im engern Sinne die Cenſur nannte. Nur die Unterſchrift des „Imprimatur“ von Seiten der Cenſoren gab die Erlaubniß, dieſe Schriften zu drucken. Begreiflich iſt es, daß man in dieſer Büchercenſur, welcher man durch Bücherverbote und harte Strafen einen großen Nachdruck zu geben ſuchte, ein wirkſames Mittel fand, die Fortſchritte der Bildung zum Vortheile der Prieſterſchaft zu beſchränken, und durch dieſelbe einen ſtrengen Zwang in der

Digitized by Google

Kirche ausübte. Allein auch diese Fessel konnte den einmal erwachten Geist der freiern Forschung nicht lange aufhalten, wiewohl späterhin selbst protestantische Regierungen für gut fanden, dieselbe, nur allerdings weniger streng als sie auch in neuern Zeiten in den katholischen Ländern gewesen ist, einzuführen, oder vielmehr beizubehalten. Sie war besonders am Ende des 16. Jahrh. ziemlich allgemein, übrigens nach Zeitumständen und nach den besondern Grundsätzen der Regierungen verschieden. Jetzt sind wir sowohl durch Erfahrung als durch festere Grundsätze des Staatsrechts belehrt, daß der Preßzwang, unter Umständen, der Geistesfreiheit eben so gefährlich werden könne, als eine ungezügelte Preßfreiheit den heiligsten Zwecken der Gesellschaft, und daß mithin die Büchercensur an sich so wenig Preßzwang und Unterdrückung der Freiheit, oder Geistesfessel, als eine durchaus uneingeschränkte Preßfreiheit ein Gut zu nennen ist. Denn im Grunde ist jede wahre Freiheit, die Macht der Regierung wie das Recht des Bürgers, beschränkt durch den Zweck und das Wohl des Ganzen; nur daß man in der Wirklichkeit genau bestimme, was diese in besondern Verhältnissen gebieten, darin liegt die größte Schwierigkeit. Im Allgemeinen aber läßt sich bestimmen, daß das Ansehn des Staats, seine Religion, Recht und Sittlichkeit die Hauptrücksichten jeder Büchercensur sein müssen. Das Erstere gebietet z. B. denjenigen Büchern oder Stellen derselben den Druck zu versagen, in welchen sich Angriffe auf die Landesregierung finden, bei welchen die schuldige Achtung gegen dieselbe leidet, oder Aeußerungen, welche mit dem politischen Systeme des Staats im Widerspruche stehen, und dadurch dem Wohl des Ganzen gefährlich werden können; dies kann sich aber nicht auf allgemeine wissenschaftliche Grundsätze erstrecken, deren Prüfung nur der wissenschaftlichen Kritik obliegt. Schwerer ist die Grenze in Hinsicht der Religion des Staats zu bestimmen, von welcher sich die Wissenschaft in ihrem Fortschreiten größtentheils entfernt, eben so in Hinsicht der Sittlichkeit, welche mit den Werken der Kunst häufig im Streite liegt. Hier kann die Censur nur da hindernd sein, wo eine offenbare Verletzung der Grundsätze der Religion und öffentlichen Sittlichkeit eintritt, nicht da, wo von der Verschiedenheit der Ansichten die Rede ist; daher, wenigstens in neuerer Zeit, das Politische die Hauptrücksicht und die Censur größtentheils eine politische ist. Die Ansicht wird jedoch hier immer etwas individuell bleiben; daher wird aber auch zu dem Geschäfte des Censors nicht nur überhaupt ein Mann erfodert, der den Schriftsteller zu beurtheilen versteht, mithin ein Gelehrter im wahren Sinne des Worts, sondern die eigentliche politische Censur wird mit Recht nur dem gebildeten Staatsmann, die Censur religiöser, wissenschaftlicher und poetischer Werke dem öffentlich angestellten Gelehrten übertragen; dem Rechtskundigen insbesondere diejenigen Schriften, welche mit dem Rechtsgang in Verbindung stehen, damit nicht die rechtliche Behörde des Staats ungebührend umgangen werde. Nie aber soll die Beschränkung der Preßfreiheit die öffentliche Meinung zu unterdrücken versuchen; auch ist Letzteres dem Staate gefährlicher geworden, als die unbeschränkteste Preßfreiheit. Wir verstehen also unter Büchercensur die unter öffentlicher Autorität (durch Censoren) angestellte Beurtheilung der zum Druck bestimmten Schriften, in Hinsicht auf die vom Staate und von der Kirche angenommenen Grundlagen ihres Bestehens, insofern davon der Druck der Schriften abhängt; unter (wahrer) Preßfreiheit aber, die nur durch Gehorsam gegen den Staat und die schuldige Ehrfurcht

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

gegen die Grundsätze der Religion und öffentlichen Sittlichkeit beschränkte Freiheit, seine Gedanken durch den Druck mitzutheilen. Sie findet Statt, wo die Censur mit Begünstigung der Geistesfreiheit nach liberalen Grundsätzen der Regierung ausgeübt wird. Ihr entgegengesetzt aber ist der (rechtswidrige) Preßzwang, Beschränkung der Druckfreiheit durch eine der Geistesfreiheit und ihrer Mittheilung entgegengesetzte Büchercensur. Die neueste Rechtsphilosophie nimt es inzwischen mit diesen beiden Begriffen schärfer. Nach ihr ist überall Preßzwang, wo Censur ist, und Preßfreiheit nur da, wo Jedermann drucken lassen kann, was er will: so daß er für das Gedruckte, insofern es ein Vergehen enthält, bloß den im Staate geltenden Gesetzen und seinem ordentlichen Richter verantwortlich bleibt. Wider diese Preßfreiheit scheinen zwei Rechtsgründe zu sprechen: einmal daß der Staat verbunden ist, Vergehungen, wenn er kann, zu hindern; sodann daß das durch den Druck begangene Vergehen durch die Verbreitung des Gedruckten fortgesetzt werden könnte, während der Richter darüber die Parteien hörte. Aber jener Grund rechtfertiget die Censur nicht, nach deren Einrichtung das veto oder imprimatur in der Willkür eines Staatsbeamten steht. Aus ihm ließe sich blos die Rechtmäßigkeit eines Preßfiscals ableiten, welcher den Druck aufhalten könnte, bis auf seine Anklage der Richter entschieden hätte, ob der Druck ein Vergehen wäre. Der zweite Grund hingegen ist darum unerheblich, weil der Richter selbst die Verbreitung des Gedruckten bis nach Austrag der Sache durch Beschlag nach Rechtsgrundsätzen hemmen könnte. Die Censur hat vier Grade. Entweder 1) es darf kein Buch verkauft werden, ohne daß solches vorher dem Censor gezeigt werde. So war sie unter Napoleon und so ist sie in Rom und in Wien. Bei diesen ist sie es theils aus politischen, theils aus religiösen Gründen. Oder 2) die Bücher dürfen in der Regel frei eingehen, aber was im Staate gedruckt wird, muß vorher dem Censor gezeigt werden. So ist es in Berlin. Oder 3) die Bücher dürfen frei gedruckt werden, aber Journale und Zeitungen bedürfen zuvor der Einsicht des Censors. So ist es jetzt in Frankreich und in den preußischen Provinzen am Rhein. Oder endlich 4) auch die Zeitungen dürfen frei gedruckt werden, so ist es in England. Dann ist Preßfreiheit, und die Preßvergehen werden nach den Preßgesetzen bestraft, wenn sie begangen sind, dahingegen die Censur solche vorsehend verhindert, und die Verantwortlichkeit vom Verfasser abnimt und dem Censor auflegt. Die Bedingungen, unter denen Preßfreiheit möglich ist, sind unter den Artikeln Preßfreiheit und Staatsverfassung angeführt worden. Den Preßgesetzen stehen die Censurgesetze gegenüber. Jene werden nach dem Drucke angewendet, diese vor demselben.

Bücherformat. Das Format oder die Größe der Bücher hängt, einmal von der Größe der Papierbogen und dann davon ab, wie viel Mal selbige gebrochen sind. Ist der Bogen ein Mal gebrochen, so daß er 4 Seiten gibt, so heißt das Format Folio; ist er zweimal gebrochen und liefert 8 Seiten, so ist es Quart; ist er dreimal gebrochen und liefert 16 Seiten, so ist es Octav; ist er viermal gebrochen und liefert 32 Seiten, so ist es Sedez u. s. w., indem bei jedem neuen Bruch die Zahl der Seiten sich verdoppelt. Außerdem sind noch gewöhnliche Formate das Duodez, wo der Bogen 24, und das Octodez, wo er 36 Seiten liefert und höchstens noch davon die Verdoppelung. Je nachdem der Bogen größer oder kleiner ist, fällt

auch das Format größer oder kleiner aus, und daher kommt es, daß es Foliobücher gibt, die ſich den Quartanten nähern und umgekehrt, Octanten, die in Höhe und Breite faſt das Quartformat erreichen und wieder andre, die faſt Sedez ſind. Um dieſe Verſchiedenheiten einigermaßen zu bezeichnen, unterſcheidet man daher großes, mittleres und kleines Format, und ſpricht daher von Groß-, Mittel- und Klein-Folio, Groß-, Mittel- und Klein-Quart u. ſ. w.

Bücherkataloge. Kataloge bedeutender Bibliotheken ſind unter einem doppelten Geſichtspunkte zu betrachten, ſowohl unter einem allgemeinen literariſchen, als auch unter einem beſondern, welchen man den bibliothekariſchen nennen könnte. In erſterer Hinſicht haben ſie Intereſſe, wenn die Bibliothek, welche ſie verzeichnen, entweder überhaupt ſehr zahlreich iſt (Bibliotheca Thottiana. Havn. 1789—95. 8. 7 Thle. in 12 Bänd., Bibl. Firmiana. Mailand 1783, VI. 8. Catalogue du duc de la Vallière, Par. 1783—88. IX. 8.), oder ſich durch gute Auswahl, Reichthum an ſeltnen und koſtbaren Werken (Cat. Bibl. Harlejanae von Mich. Maittaire. Lond. 1743—1745. V. 8., wegen ſeltner Bücher Sam. Engels (Bern 1743. 8.) und Dan. Salthens (Königsb. 1751. 8.) Kataloge wegen alter Drucke (I. F. Dibdin biblioth. Spenceriana. Lond. 1814. IV. 8., Ferd. Fossii cat. codd. sec. 15. impressor. bibl. Magliabechianae. Flor. 1793. III. F.), wegen ausgezeichnet ſchöner Exemplare, vorzüglich auf Pergament, (Cat. de la bibl. de Mac-Carthy. Par. 1815. II. 8.) oder auch durch einzelne ſtark beſetzte Fächer auszeichnet. So ſind für die Naturgeſchichte wichtig die Kataloge von Joſ. Banks (Lond. 1796. V. 8.) und Cobres (Augſp. 1782. II. 8.), für die ungariſche Geſchichte der des Grafen Szecheny (Sopronii 1799 ff. 8.), für die klaſſ. Literatur die des Grafen Rewiczky (Berl. 1794. 8.), des Dr. Askew (Lond. 1775. 8.) u. a., für die franzöſ. Literatur die zweite Abtheilung des Vallièreſchen Katalogs, für die italien. Literatur die Kataloge von Capponi (Rom 1747. 4.), Floncel (Par. 1774. II. 8.) und Ginguené (Par. 1817. 8.), für die deutſche Sprachkunde der von Adelung (Dr. 1807. 8.). Indeſſen erhalten die Kataloge, auch der reichſten Bibliotheken, ihren wahren Werth und ihre Brauchbarkeit erſt durch eine zweckmäßige Einrichtung und Anordnung, und gewähren dadurch zugleich auch ein ſpecielles bibliothekariſches Intereſſe. Dazu iſt außer der Vollſtändigkeit und Genauigkeit in den materiellen Angaben, welche ſie bei alten Drucken und vorzüglich ſeltnen Werken bis auf Bemerkung des Druckers, der Seitenzahl, Signatur, des Cuſtos u. ſ. w., bei Kupferwerken bis auf die Angabe der Zahl und nähere Beſchaffenheit der Kupfer, ſo wie der Namen der Künſtler erſtrecken muß, vorzüglich auch eine lichtvolle und leicht zu überſehende Anordnung der Bücher erfoderlich. Franzoſen waren hierin die erſten Vorgänger. Gabriel Naudé brach durch den Catalogus bibliothecae Cordesianae (Par. 1643. 4.) die Bahn; ihm folgten Jsmael Bullialdus und Joſ. Quesnel im Catal. bibl. Thuanae (Par. 1679. 8.). Durch weitere Ausbildung dieſer Anordnungsmethode und zugleich durch bibliographiſche Genauigkeit zeichnete ſich im 18. Jahrh. der pariſer Buchhändler Gabriel Martin aus (Kataloge von Bulteau 1711, du Fay 1725, Brochard 1729, Graf Hoym 1738), und auf dem von ihm gelegten Grunde baueten Debure im Kataloge von Gaignat (1769) und bei der Redaction der erſten Abtheilung des Vallièreſchen Katalogs, ſo wie bei der Bearbeitung der zweiten Abtheilung der Buchhändler Nyon mit Glück fort. Um dieſelbe

Zeit lieferte auch Jac. Morelli in Venedig den, durch dieſelben Eigenſchaften ſich empfehlenden Katalog der trefflichen Bibliothek des Maffeo Pinelli (Ven. 1787. VI. 8.). Da indeſſen alle dieſe Kataloge blos zum Behuf des Verkaufs verfertigt wurden, ſo ließen ſie kein höheres Streben zu. Auf einen eigentlich wiſſenſchaftlichen und bibliothekariſchen Standpunct erhoben ſich, um der frühern mangelhaften Kataloge der Bodlejaniſchen (Oxf. 1738. II. Fol.) und pariſer Bibl. (1739. VI. Fol.) nicht zu erwähnen, Joh. Mich. Francke in ſeinem Realkataloge der Bünauiſchen (Leipz. 1750. VII. 4.) u. Audiffredi in dem alphabetiſchen der Caſanatiſchen Bibliothek (Rom 1761. IV. Fol.). Beide Werke, obgleich leider unvollendet, ſind unübertroffne, vielleicht ſelbſt unübertreffliche Muſter, und namentlich kann mit dem erſtern der mit kindiſchen Fehlern angefüllte und höchſt unzuverläſſige Catalogus bibliothecae academiae Theresianae von Joſeph v. Sartori (Wien, 1801. XIII. 4.) auf keine Weiſe verglichen werden. Endlich gibt es noch beurtheilende Kataloge (Cat. raisonnés), welche nähere Nachrichten und Urtheile, Beſchreibungen ſeltner und merkwürdiger Bücher, und zum Theil Angaben ihrer Preiſe enthalten. Außer den wenigen allgemein intereſſanten Werken dieſer Art von Joh. Fabricius (Wolfenb. 1717. VI. 4.), Jac. Friedr. Reimmann (Hildesh. 1731. II. 8.), Gottlieb Stolle (Jena 1733. XVIII. 4.) u. a. ſind vorzüglich brauchbar die Kataloge von Crevenna (Amſt. 1778. VI. 4.), Serna Santander (Brüſſel 1803. V. 8.) und Lord Spencer (ſ. oben), ſo wie Denis Merkwürdigkeiten der Garelliſchen Bibliothek, Wien 1780. 4. As.

Büchernachdruck iſt der im Weſentlichen unveränderte Wiederabdruck eines Buchs, veranſtaltet von Jemanden, der das vom Verfaſſer ausgehende Recht, daſſelbe zu drucken, nicht erworben hat. Ueber dieſen Gegenſtand iſt vieles geſchrieben und geſtritten worden; doch ſind die Meinungen (es müßte denn von Nachdruckern oder den ihnen huldigenden Gelehrten die Rede ſein) nicht ſowohl darüber verſchieden, daß der Nachdruck etwas Unrechtmäßiges, ſondern vielmehr, warum er es iſt. Uns ſcheint, man müſſe dabei nicht von dem, größtentheils ſehr unbeſtimmten Vertrage zwiſchen dem Gelehrten und dem Verleger ausgehen, ſondern von der Natur und dem Zwecke des Geſchäfts ſelbſt, worauf ſich der unbeſtimmte Vertrag immer ſtillſchweigend bezieht. Das Recht, ſein Werk, wie es iſt, zu drucken, wird von dem Verfaſſer deſſelben auf den Verleger oder Drucker übertragen, und dieſes Recht muß inſofern als Eigenthum des Letztern, welches ſelbſt der Gelehrte (er müßte denn ſeinen Geiſteswerken eine durchaus neue Geſtalt geben) nicht zum zweiten Male veräußern kann, angeſehen werden. Der Verleger aber veräußert mit dem Verkauf einzelner Exemplare des gedruckten Werks keineswegs ſein Recht, daſſelbe zu drucken, ja ſelbſt bei ausdrücklicher Veräußerung dieſes Rechts könnte ein Streit entſtehen, welcher bei der Unbeſtimmtheit des Vertrags zwiſchen Verleger und Verfaſſer nicht zu heben iſt, ſondern er veräußert nur das Eigenthum und den Gebrauch des Exemplars, als ſolches. Soll nun der Staat, deſſen Pflicht es iſt, jedes Gewerbe zu ſichern und zu ſchützen, den freien Verkehr der Geiſteswerke und ihrer Verbreitung, als ein rechtmäßiges Gewerbsgeſchäft befördern, ſo muß er dieſe Grundſätze, welche aus dem Zweck jenes Vertrags, wie er vernünftiger Weiſe zwiſchen Schriftſteller und Verleger geſchloſſen werden ſollte, zur Vermeidung aller Rechtsunſicherheit geſetzlich feſtſtellen, und mit nachdrücklichen Mitteln in Aus-

führung zu bringen ſuchen, damit nicht nur dem rechtmäßigen Verleger, wie dem Verfaſſer, der Lohn ihrer Arbeit ungeſchmälert bleibe, ſondern auch die ſichere Ausſicht auf Beſtrafung des ſchändlichen Nachdrucks beide zu literariſchen Unternehmungen aufmuntere, und dadurch der literariſche Verkehr befördert und erhöht werde. Wo dieſes nicht der Fall iſt, leidet nicht nur das Gewerbe des Buchhandels und die äußere Lage des Schriftſtellers, ſondern auch das Publicum, welchem die Bücher wohlfeil, aber ſchlechter angeboten werden, ungemein. Die Regierungen machen ſich daher um Literatur und dadurch auch um die Cultur ſehr verdient, wenn ſie dem Schriftſteller ſein Recht auf den Ehrenlohn des veräußerten Geiſteswerks, ſo wie des Verlegers Recht auf die Mittheilung durch den Druck feſter beſtimmen, und wie jedes andere Eigenthum im Staate, durch eine den Nachdrucker nicht nur beſchimpfende, ſondern auch allen Gewinn ſeines wirklich entehrenden Geſchäfts vernichtende Strafe, gewährleiſten. So werden ſie mehr als durch Gebote und Verbote im Gebiete der geiſtigen Bildung ausrichten. Sollen aber Veranſtaltungen in dieſer Hinſicht vollkommene Wirkung haben, ſo müſſen ſich die Regierungen aller durch gleiche Bildung, Sprache und Nationalität verbundenen Staaten zu dem edlen Zwecke der Förderung gemeinſamer Bildung auch wechſelſeitig gegen allen Nachdruck, der in ihrer Sprache gedruckten Geiſteswerke, verbinden. Der Unfug indeß, welcher durch unweſentliche Veränderungen mit Schriften vorgenommen wird, um von ihrem Wiederabdruck die brandmarkende Benennung des Nachdrucks abzuwenden, die auch noch nie ein Nachdrucker ſchamlos genug geweſen iſt, ſeiner Auflage vorzuſetzen, ferner auch die weſentlichere Veränderung eines in dem Buchhandel noch nicht vergriffenen Werks, ſollen von den gelehrten Tribunalen ſtets gebührend gerügt und mit ſtrenger Mißbilligung bemerkt werden. S. übrigens den Art. Nachdrucker.

Bücherprivilegium iſt die ausſchließende Freiheit, welche eine Obrigkeit einem Buchhändler oder ſonſt Jemanden über den Verlag eines Buchs ertheilt. Das älteſte Bücherprivilegium, das man bis jetzt kennt, gab Heinrich, Biſchof zu Bamberg, 1490. Nächſt demſelben gibt es ein venetianiſches von 1491. In Polen waren ſie um 1500 gebräuchlich; das älteſte päpſtliche iſt von 1505. In Frankreich findet man dergleichen von 1507. Das erſte kaiſerliche iſt von 1510.

Bücherverbot ſ. **Büchercenſur.**

Buchhalterei iſt die Kunſt, vermöge welcher ein Kaufmann oder ſonſtiger Rechnungsführer, ſeine Einnahmen und Ausgaben, ſowohl in Geld als Waaren oder ſonſtigem Werth, in ſeinen Büchern verzeichnet, ſo daß er mittelſt einer leichten Ueberſicht den Stand jeder einzelnen Rechnung und ſeines ganzen Geſchäfts zu jeder Zeit ausmitteln kann. Die Buchhalterei beruht, wie der Handel überhaupt, auf den beiden Begriffen von Debet und Credit, oder deſſen, was man beſitzt oder doch einzunehmen, und was man zu bezahlen hat, und wird in die einfache und in die doppelte oder italieniſche Buchhalterei eingetheilt. In der erſten werden die Poſten des Debet und Credit zwar von einander getrennt, aber doch ſo verzeichnet, daß jedes bloß einzeln erſcheint, da bei letzterer Gläubiger und Schuldner in beſtändiger wechſelſeitiger Verbindung mit einander ſtehen, zu welchem Ende alle Poſten doppelt, einmal als Debet und einmal als Credit, eingetragen werden, wodurch jedem Irrthume oder Verſehen

Digitized by Google

vorgebeugt wird. Als besondere Regel der doppelten Posten ist folgendes zu merken: Alle eingehende Gelder und Waaren werden Debitores an den, der sie geliefert hat; dagegen werden alle diejenigen, die Geld oder Waaren von uns empfangen, Debitores an Casse oder Waaren. Die Bücher, deren der Kaufmann bedarf, sind hauptsächlich ein Memorial oder Manual, in welches alle Geschäfte und was darauf Bezug hat, ohne weitere Ordnung, eingetragen wird; ein Journal, worin das im Memorial Enthaltene nach Debet und Credit monatlich abgesondert wird, und ein Hauptbuch, in welches die im Journal formirten Posten auf ihre ordentliche Rechnung gestellt und nach welchem jährlich die Bilanz gezogen wird. Für die besten Anweisungen gelten: Berghaus, selbstlehrender doppelter Buchhalter und Wagner's neues vollständiges und allgemeines Lehrbuch des Buchhaltens. — Buchschuld ist eine Schuld, welche der Kaufmann in sein Buch eingetragen, ohne ein Schuldbekenntniß von Seiten des Debitors darüber zu haben. Nach dem leipziger Handelsgerichtsgebrauche hat eine anerkannte Buchschuld bei Kaufleuten Wechselkraft.

Buchhandel, Buchhändler. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst trieben die Abschreiber der Bücher zugleich Handel damit. So bei den Griechen und Römern, wo diejenigen, welche Abschriften der Werke der Gelehrten in offenen Läden verkauften, viele Schreiber für ihre Rechnung hielten. Die alexandrinischen Griechen hatten einen besondern Platz in Alexandrien, wo Bücher verkauft wurden. Auch in Rom und dessen Pflanzstädten gab es Buchhändler, welche Abschreiber und Schönschreiber hielten. Nach Errichtung der hohen Schulen in Bologna und Paris, siedelten sich an beiden Orten Buchhändler an, welche Stationarii hießen. Die Werke, womit sie handelten, waren in Hefte zertheilt, von welchen sie jedesmal nur vier zum Lesen oder Abschreiben, für hohe Preiße überließen. Die Benutzung großer Werke war daher Aermern nicht leicht möglich. In Paris durfte seit 1342 Niemand mit Büchern handeln, der nicht von der Universität Erlaubniß dazu erhalten hatte, und es wurden von besonders dazu verordneten Beamten die Abschriften durchgesehen und die Verkaufpreise bestimmt. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst war der Buchhandel ursprünglich, was man jetzt Verlagshandel nennt. Die Buchdrucker waren zugleich Buchhändler. Faust, der erste Buchhändler, brachte die von ihm gedruckten Bibeln zum Verkaufe nach Frankreich. Nach der weitern Ausbildung und Verbreitung der neuen Erfindung traten andere betriebsame Leute hinzu, welche den Verkehr der Buchdrucker erleichterten, indem sie die Verlagsbücher verschiedener Druckereien in die Stifter und Klosterschulen, damals die Hauptpfleger der Wissenschaften, zum Verkaufe brachten. Dies Geschäft trieben besonders die Abschreiber, welche jetzt ihre Nahrung verloren hatten. Schon gegen Ende des 15. Jahrh. gab es in Deutschland solche Buchhändler, z. B. in Ulm, Nördlingen, Augsburg. Später entstanden die Verlagsbuchhändler, welche den Gelehrten Handschriften abkauften und dieselben auf ihre Kosten drucken ließen. Der erste bis jetzt bekannte Buchhändler dieser Art war Joh. Otto in Nürnberg, der 1516 auf seine Kosten Bücher drucken ließ, ohne eine Buchdruckerei zu besitzen, wie andere nürnbergsche Buchhändler. In Leipzig ließen sich erst um das J. 1545 zwei Buchhändler, Steiger und Boskopf, neben den, starken Handel treibenden Buchdruckern nieder. Die Bücher wurden nach Frankfurt am Main zur Messe gebracht. Später kam die Buchhändlermesse zu Leipzig in Aufnahme, die 1667 schon von 19 fremden

Digitized by Google

Buchhändlern besucht ward, welche eine Mittheilung der Büchercommission unterschrieben. Der leipziger Meßkatalog erschien bereits im J. 1600. Die jetzigen Buchhändler theilen sich immer noch in drei Classen: Buchdrucker, welche ihren Verlag selbst auf der Messe absetzen (deren es aber gegenwärtig im deutschen Buchhandel nicht viele mehr gibt, obgleich mehrere große Verlagsbuchhandlungen auch Buchdruckereien besitzen), Verlagshändler, welche die Schriften, die sie auf ihre Kosten haben drucken lassen, gewöhnlich nur an die einen offenen Laden haltenden Buchhändler (sogenannte Sortimentshändler, wogegen jene Nettohändler genannt werden) verkaufen, und Sortimentshändler, die in einem offenen Laden mit Büchern handeln, welche sie von den Verlegern beziehen. Die letztern haben in der Regel zugleich eigenen Verlag, um dessen Artikel gegen fremde durch Tauschhandel umsetzen zu können, oder (da dieser Tauschhandel in den neueren Zeiten wegen der vermehrten Verlagshandlungen nicht mehr so allgemein Statt finden kann), um mit dem etwanigen Vortheil des Verlagshandels den des Sortimentshandels zu verbinden. Dieser Verkehr wird in Deutschland durch die Büchermessen zu Leipzig ungemein befördert, jedoch wird gewöhnlich nur die Ostermesse von sämmtlichen Buchhändlern Deutschlands und einigen Buchhändlern der angrenzenden Länder, z. B. Frankreichs, der Schweiz, Dänemarks, Liflands, Preußens, besucht, um gegenseitig die Rechnungen abzuschließen und neue Verbindungen anzuknüpfen. Der deutsche Verleger gibt die bei ihm erschienenen Bücher zum Theil dem Sortimentshändler à Condition, d. h. in Commission auf eine bestimmte Zeit, nach deren Ablauf dieser das Verkaufte bezahlt, und das Nichtverkaufte zurückgeben darf, welche Einrichtung zwar den Vertrieb der Bücher erleichtert, jedoch nicht immer so vortheilhaft für den Verleger ist, als die Einrichtung im französischen Buchhandel, wo der Sortimentsbuchhändler größtentheils gleich seinen muthmaßlichen Bedarf von einem Artikel auf bestimmte Rechnung nehmen muß, wie dies ehedem auch in Deutschland beinahe durchgängig der Fall war. Merkwürdig und in ihrer Art einzig ist die Einrichtung im deutschen Buchhandel, daß beinahe jede Buchhandlung des In- und Auslandes, welche entweder deutsche Bücher verlegt, oder damit Sortimentsgeschäfte macht, in Leipzig ihren Commissionair hat, durch den der Verlag ausgeliefert und bezogen wird. A. in Riga, der ein auf den deutschen Buchhandel berechnetes Buch verlegt, hat B. in Leipzig als seinen Commissionair, an den er Exemplare seines Buchs frei einsendet, um dasselbe als Neuigkeit an alle mit ihm in Verbindung stehende Sortimentshandlungen von Wien bis Hamburg, und von Straßburg bis Königsberg, deren jede wieder ihren eigenen Commissionair in Leipzig hat, zu verschicken, wozu er ihm seine Vorschrift über die Zahl der Exemplare für Jeden mittheilt. B. gibt diese Neuigkeitsexemplare nun in Leipzig an die Commissionaire der Sortimentshändler ab, welche solche wöchentlich oder nach Maßgabe des Verbrauchs öfter oder seltener durch die Post oder durch Fuhre auf Kosten des Empfängers absenden. C. in Straßburg, der nach Empfang der ihm zur Neuigkeit gesandten Exemplare findet, daß sie für seine Abnehmer nicht hinreichen, verlangt deren mehr; allein er schreibt deßhalb nicht an A. nach Riga, sondern schickt an seinen Commissionair D. in Leipzig einen Zettel, auf welchem die Anzahl der Exemplare welche er verlangt, bemerkt ist. D. übergibt diesen Zettel an B., der solchen expedirt, das Verlangte, D. zur Beförderung an C. eingehändigt und den Zettel gelegentlich, als Beleg, an A. einsendet.

Digitized by Google

Durch diese Einrichtung entstehen für den deutschen Buchhandel, so wie für Leipzig selbst, große Vortheile. Der Sortimentshändler erhält Alles frei Leipzig und dadurch, daß sich für ihn, von allen Theilen Deutschlands her, wöchentlich eine große Zahl an ihn gerichteter Bücherpakete sammelt, die er zusammenpacken und an sich absenden läßt, kommt ihm die Fracht unendlich wohlfeiler, als wenn er jedes einzelne Paket besonders zugesandt erhielte, und das Geschäft wird dadurch vereinfacht. Für Leipzig entspringen durch dies Commissions- und Speditionsgeschäft, und dadurch, daß sich auf der Ostermesse aus allen Theilen Deutschlands und andern Ländern mehrere Hundert Buchhändler — die sich während der Messe auf einer eigenen Börse mit einander berechnen — mit ihren Gehülfen versammeln, große Vortheile, und es läßt sich erwarten, daß die königl. sächs. Regierung dies immer mehr erwägen, und die Freiheit und Sicherheit eines so großen Verkehrs durch liberale zweckmäßige Einrichtungen schützen werde. Dadurch, daß sich die Buchhändler, gleich andern Kaufleuten, über gewisse Procente einigen, welche sie sich gegenseitig als Rabatt von ihren Verlagsartikeln bewilligen, ist es nur allein möglich, daß dieselben in allen Buchhandlungen Deutschlands, mit wenigen Ausnahmen, zu einem und ebendemselben Ladenpreise verkauft werden können. Mehrere oder mindere Entfernung von dem Stapelplatz des deutschen Buchhandels, so wie der wechselnde Geldcours, der verschiedene Münzfuß, die ungleichen Abgaben u. s. w., vermehren oder vermindern natürlich die Unkosten des Verkehrs, und somit auch den Gewinn bei dem Sortimentsgeschäfte, da überdies der Sortimentshändler nicht so wie andre Kaufleute dergleichen Unkosten auf die festbestimmten Preise seiner Waare schlagen kann, wogegen er eben so wie jene Verlusten aller Art ausgesetzt bleibt. Gegen den Krebsschaden des deutschen Literaturverkehrs, den Nachdruck, darf man nach dem 18. Artikel der deutschen Bundesacte vom 8. Juni 1815 gesetzliche Hülfe hoffen. In andern europäischen Ländern, z. B. in England u. in Frankreich, besteht bis jetzt keine solche, den Verkehr befördernde, Verbindung unter sämmtlichen Geschäftsgenossen, wie in Deutschland, und noch weniger ein so wichtiger Mittelpunkt des Handels als die Büchermesse in Leipzig ist. Jedoch ist in Frankreich Paris der Centralpunkt für den französischen Verlagshandel. In Großbritannien wetteifert darin Edinburgh mit London. In den Niederlanden sind die wichtigsten Verlagsbuchhandlungen in Amsterdam, Utrecht, Leyden und Harlem. In Brüssel und Lüttich werden viele französische Originalwerke nachgedruckt. Auch treten in Frankreich und England oft mehrere Buchhandlungen zu gemeinschaftlichem Verlage größerer Werke zusammen, welches in Deutschland selten der Fall ist. Im J. 1802 stifteten die nordamerikan. Buchhändler eine Messe zu New-York, und setzten eine Meßordnung fest. In Spanien und Portugal wird der Preis jedes Buches durch eine obrigkeitliche Taxe bestimmt, die demselben in frühern Zeiten jedesmal vorgedruckt wurde. Rücksichtlich der Verlagsartikel verdient noch bemerkt zu werden, daß sich bei Uebernahme eines solchen, der Verleger mit dem Verfasser gewöhnlich über das zu bezahlende Honorar zu einigen, außerdem auch die Kosten des Drucks, die Kosten und Mühe des Debits ꝛc. zu tragen hat, und dagegen das Werk als sein Eigenthum betrachtet. Für den Fall neuer Auflagen werden gewöhnlich besondre Bestimmungen gemacht. Der Verleger, welcher Honorar, Druck, Papier ꝛc. gleich beim Erscheinen des Buchs zu bezahlen hat, findet dasselbe nun Käufer oder nicht,

Digitized by Google

wagt bei der Verlags-Uebernahme alſo ſein Capital, wie der Kaufmann bei ſeinen Speculationen. Hieraus geht zugleich hervor, wie ſehr der Nachdrucker, der ſeine Hand nur nach ſchon gangbaren Artikeln ausſtreckt und kein Honorar dafür entrichtet, gegen den rechtmäßigen Verleger in (ungerechtem) Vortheil ſteht.

Büchſe, ein Feuergewehr mit gezogenem, d. h. inwendig gerieſeltem Lauf, im Gegenſatze der glattläufigen Flinte. Der Zeitpunct ihrer Erfindung kann nicht genau beſtimmt werden. 1381 gelobte Augsburg in dem Kriege der Reichsſtädte gegen die Edelleute von Franken, Schwaben und Baiern, 30 Büchſen zu ſtellen. 1498 wurden ſchon die gezogenen Röhre beim Scheibenſchießen in Leipzig gebraucht. Der Nürnberger Wolf Danner, der 1552 ſtarb, verbeſſerte das Ausbohren und Schmieden der Büchſenröhre. Auguſtin Kotter, ein Büchſenmacher zu Nürnberg, der gegen 1630 ſtarb, ſoll 1624 die mit Stern- und Roſenzügen gezogenen Röhre erfunden, nach Andern aber ſie nur zu größerer Vollkommenheit gebracht haben.

Buchſiren oder **Bugſiren**, im Taue ſchleppen. Ein Schiff wird von einem oder mehreren andern mittelſt angelegter Taue buchſirt, d. h. ans Land oder in den Hafen gezogen, entweder wenn es durch den Verluſt ſeiner Maſten außer Stand iſt zu ſegeln, oder wenn es wegen der Nähe des Landes oder des Mangels an Winde ſeine Segel eingezogen hat.

Buchſtaben, ſ. Schrift.

Buchſtabenrechnung, ſ. Algebra.

Bucht, ſ. Bai.

Bückeburg, ſ. Lippe.

Buckinck (Arnold), verdient erwähnt zu werden, als der erſte Künſtler, welcher Landcharten in Kupfer ſtach und druckte. Er brachte dieſe Kunſt zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Sweynheym, der das Geheimniß der Buchdruckerkunſt bei den Erfindern Fauſt und Schöffer erlernt hatte, wollte unter andern auch eine Ausgabe des Ptolemäus geben. Für die in den koſtbaren Handſchriften deſſelben enthaltenen Charten war der Holzſchnitt zu unvollkommen. Sweynheym kam auf den Gedanken, ſie in Kupfer zu ſtechen und verband ſich dazu mit Buckinck. Jener ſtarb während der Ausführung; Buckinck vervollkommnete und vollendete ſie. Die erſte Ausgabe des Ptolemäus mit Charten (denn die Ausgabe von 1462 hat gewiß eine falſche Jahreszahl) erſchien endlich zu Rom 1473 in Folio und ſchließt mit folgender Unterſchrift: Claudii Ptolemaei Alexandrini philosophi geographiam Arnoldus Buckinck e Germania Romae tabulis aeneis in picturis formatam impressit. Sempiterno ingenii artificiique monumento etc. Das in den letzten Worten ausgedrückte Selbſtlob mißfällt bei ſeiner Naivetät um ſo weniger, als dieſe Charten wirklich beſſer geſtochen ſind, als alle ſpätern des 15ten, 16ten und 17ten Jahrh., ſelbſt die von Mercator nicht ausgenommen. Sie wurden wieder angewandt bei den Ausgaben von 1490, 1507 und 1508, welche ebenfalls zu Rom erſchienen. Letztere iſt mit einer Weltcharte von einem Deutſchen, Johann Ruyſch, vermehrt, in welcher zuerſt die Entdeckungen des Columbus und Americus Veſpucius angegeben ſind. Wahrſcheinlich ſind die zehn, der Ausgabe von 1507 noch beigegebenen, Charten von demſelben Ruyſch.

Buckingham (Georg Villiers, Herzog von), zu berühmt durch die Gunſt, mit der zwei Könige ihn überhäuften, und durch den Mißbrauch, den er treuloſer Weiſe davon machte, war 1592 zu Brookesby

in der Grafſchaft Leiceſter geboren. Seine Familie war zur Zeit Wilhelm des Eroberers aus der Normandie dahin gegangen. Für die Ausbildung ſeines Geiſtes zeigte er wenig Anlage oder Neigung, dagegen hatte ihn die Natur verſchwenderiſch mit Schönheit, Anmuth und Geſchmeidigkeit begabt, und dadurch zog er zuerſt die Aufmerkſamkeit König Jacobs I. auf ſich und gewann bald deſſen Gunſt in einem ſo hohen Grade, daß er ihn beherrſchte. In weniger als zwei Jahren ward er Ritter, Kammerherr, Baron, Vicomte, Marquis von Buckingham, Großadmiral, Aufſeher der fünf Häfen u. ſ. w. und verfügte zuletzt über alle Ehrenſtellen, Aemter, Gnadenbezeugungen und Einkünfte der drei Königreiche, nach ſeinem Ehrgeiz, ſeiner Habſucht, ſeinem Eigenſinn. Die Nation entrüſtete ſich, das Verdienſt verkannt, das Volk niedergetreten, den Adel gedemüthigt, die Krone herabgewürdigt und entehrt zu ſehen, um einen übermüthigen und unfähigen Günſtling ohne Maß zu erhöhen und zu bereichern. Es fehlte noch, daß er auch treulos war; dies ward er 1624 im achten Jahre ſeiner Gunſt. Er wollte den Grafen Briſtol, einen eben ſo geſchickten als rechtſchaffenen Miniſter, von den Geſchäften entfernen. Dieſer unterhandelte damals zu Madrid über die Vermählung einer Infantin mit dem Prinzen von Wallis, nachmaligem Carl I. Buckingham's Beſtreben war, ſich nicht nur mit dem Prinzen auszuſöhnen, gegen den er, in einem Anfall blinder Wuth, die Hand zu erheben gewagt hatte, ſondern den wahrſcheinlichen Thronerben zugleich abhängig von ſich zu machen, um auf den Todesfall des alternden und hinfälligen Jacob die Fortdauer ſeiner Macht zu ſichern. So flößte er dem jungen Carl die romanhafte Idee ein, ſelbſt nach Madrid zu gehen und durch ſeine Gegenwart alle Schwierigkeiten der Unterhandlung abzuſchneiden. Dem Könige ward in einer ſchwachen Stunde die Einwilligung dazu entriſſen, und wiewohl er lange deßhalb auf Buckingham zürnte, erhob er ihn dennoch zum Herzog. Der Ausgang der Sache war, wie Jacob ihn vorher geſehen hatte. Während der junge Prinz durch die Anmuth und Beſcheidenheit ſeiner Sitten die königl. Familie und die Nation entzückte, beleidigte ſie Buckingham, der ihn begleitete, durch Anmaßungen und Zügelloſigkeit. Er erreichte ſeinen Zweck: die durch Briſtol ſchon weit geförderte Unterhandlung ward abgebrochen, und damit kein Anderer ſie ſpäter glücklich beendigen könne, erlaubte er ſich die gröbſten Beleidigungen gegen das ſpaniſche Miniſterium, reiſete ſchnell mit dem Prinzen ab, täuſchte den König durch falſche Berichte und bewog ſogar das Parlament zu der Erklärung, daß man, ſtatt ſich mit Spanien zu verbinden, ihm den Krieg erklären müſſe; und Jacob erklärte Spanien den Krieg. Indeß verſagte das Haus der Gemeinen, obgleich es in den Krieg gewilligt hatte, mit Standhaftigkeit die dazu erfoderlichen Gelder. Buckingham verband ſich mit der Partei der Puritaner, und faßte den Plan, die biſchöfliche Würde abzuſchaffen, die Beſitzungen der Kirche zu verkaufen und mit den daraus gelöſeten Gelde den Krieg fortzuſetzen. So ward Jacob in allen ſeinen Intereſſen der Politik, des Herzens und Gewiſſens von ſeinem Günſtling verrathen und ſtarb in der Mitte dieſer Verwirrungen. Es war ihm zwar gelungen, den Heirathsvertrag ſeines Sohnes mit Henriette von Frankreich zu ſchließen, er hatte aber auch noch den Schmerz gehabt, ein engliſches Heer, welches ſeinem Schwiegerſohn dem unglücklichen Churfürſten von der Pfalz, Friedrich V. ſeine Erbländer wieder erobern ſollte, durch die ſchlechten Maßregeln Buckinghams zu Grunde gehen zu ſehen, wäh-

Digitized by Google

rend die Verbindung mit Spanien die friedliche Zurückgabe dieſes Landes bewirkt haben würde. Buckingham fuhr nach Jacobs Tode fort, auch Carls I. unumſchränkter und tyranniſcher Miniſter zu ſein; aber er mußte jetzt auch die Prophezeihung ſeines vorigen Königs eintreffen ſehen. Er, der in dem Unterhauſe des letzten Parlaments für den Retter des Prinzen und der Nation erklärt worden war, ward von dem neuen Parlamente für einen Verführer des Königs, für einen Verräther der Freiheiten ſeines Landes, für einen öffentlichen Feind erklärt. Und dies geſchah zur Zeit eines Krieges, deſſen Fortſetzung mehr als je das vollkommenſte Einverſtändniß mit dem Unterhauſe erfoderte. Daher jene Trennung in zwei Parlamenter, jene Verhaftung der Mitglieder, die ſich am meiſten durch ihren Eifer ausgezeichnet hatten, unerlaubte Taxen und gezwungene Anleihen ſtatt bewilligter Abgaben, willkürliche Gefangenſetzung derer, die ſie zu zahlen ſich weigerten; kurz Alles, was den tugendhafteſten König dem ſchrecklichſten Ende entgegenführen mußte. Buckingham aber, der durch die lächerliche und ſchmähliche Unternehmung auf Cadix hätte belehrt ſein ſollen, daß er dem Kriege gegen Spanien nicht gewachſen war, trug kein Bedenken, noch einen zweiten Krieg gegen Frankreich anzufangen. Er war nach Paris gegangen, um ſich im Namen ſeines Königs mit der Tochter Heinrichs IV. zu vermählen, hatte es gewagt, ſeine verwegenen Wünſche bis zur Königin von Frankreich zu erheben und war Willens, da ihn dieſe Fürſtin mehr mit Nachſicht als Unwillen zurückgewieſen hatte, als engliſcher Geſandter an den franzöſiſchen Hof zurückzukehren. Seine Verwegenheit war jedoch nicht unbemerkt geblieben und Ludwig XIII. verbot ihm ſchriftlich, auch nur den Gedanken an dieſe Reiſe zu hegen. Dafür ſich zu rächen, verband Buckingham ſich zu einem Einfall in das franzöſiſche Gebiet mit den Proteſtanten von Rochelle. Dieſe Unternehmung und der Angriff auf die Inſel Rhé (1627) übertrafen an Schimpflichkeit und Ungeſchicklichkeit noch die Unternehmung auf Cadix. Buckingham, zugleich Miniſter, Admiral und Feldherr, ſchien mit ſich ſelbſt zu wetteifern, in welcher dieſer Eigenſchaften er ſich am tiefſten herabwürdigen könne. Nachdem er die Einwohner von Rochelle zum Aufſtand bewogen, um ſie der Rache Richelieu's zu übergeben, nachdem er ⅔ des engl. Heers aufgeopfert, kehrte er nach England zurück, eben ſo ſehr von ſeinen Mitbürgern, als von ſeinen Feinden verachtet und verwünſcht. Die dringenden Bedürfniſſe machten Zuſammenberufung eines neuen Parlaments nöthig. Buckingham eröffnete es mit der Erklärung, daß der König ſich derſelben wohl überheben gekonnt, und daß, wenn man die Gelder verweigere, Se. Maj. andere Mittel finden würden, ihren Bedürfniſſen abzuhelfen. So ſtreuete er den Samen der Zwietracht zwiſchen König und Volk, die gegenſeitig ſich nur zu verſtändigen wünſchten. Er mußte in den Debatten ſich den Urheber des öffentlichen Elends nennen hören, während man in dem Herzen des Königs das Heiligthum aller Tugenden anerkannte. Ohne zu wiſſen, wann er nachgeben und wann er widerſtehen müſſe, beſtritt er auf's äußerſte die berühmte Petition der Rechte, welche die zu den Lebenselementen der Engländer gehörigen Freiheiten wiederherſtellen ſollte, ließ aber plötzlich von ſeinem Widerſtande ab, als er hörte, daß man im Unterhauſe eine peinliche Anklage gegen ihn einleiten wolle, und dachte nicht einmal daran, die nothwendige Zuſtimmung des Königs zu benutzen, um ſeine Feinde zu zerſtreuen und die Folgen der Niederlage abzuwenden, die er erlitten hatte. Die Beſchwerden über ihn nahmen

Digitized by Google

aufs neue ihren Lauf; doch begnügte man sich statt einer förmlichen Anklage mit dem Gesuch, daß der König von seiner Person und aus seinem Rath den Herzog von Buckingham entfernen möchte, der die Hauptursache des öffentlichen Unglücks sei. Die Antwort des Monarchen war eine plötzliche Auflösung des Parlaments. Carl beschloß, auf's neue den Protestanten von Rochelle zu Hülfe zu kommen. Der Graf Denbigh leitete die Unternehmungen, kehrte aber, nachdem er die Flagge Englands durch Unthätigkeit beschimpft hatte, unverrichteter Sache zurück. Jetzt befahl der König Buckingham, sich selbst an die Spitze einer neuen Rüstung zu stellen, die mit unglaublicher Schnelligkeit ins Werk gerichtet wurde. Der Herzog mußte dem ausdrücklichen Willen des Königs nachgeben und war in Portsmouth im Begriff sich einzuschiffen, als er im Aug. 1628, mitten unter seinen Höflingen, Garden und Soldaten von dem Dolche eines Subalternofficiers, Felton, fiel. So endigte ein Mann, dessen bloßer Name die Idee der unbeschränktesten Macht erweckte, der den Anklagen beider Häuser, dem Hasse Richelieu's und Olivares, und selbst der Unzufriedenheit zweier Könige, in deren Namen er regierte, Trotz geboten hatte, und der in dem Augenblicke seines Todes durch den Eifer, mit welchem er die Rüstungen betrieben, die Gunst seines Königs wiedergewonnen und im Vertrauen auf die ungeheuren Hülfsmittel, mit denen er sich umringt hatte, einem glücklichen Erfolge entgegensehen durfte.

Bückler (Johann), bekannter unter dem Namen Schinderhannes als der Anführer jener berüchtigten Räuberbande, die lange gegen das Ende des vorigen Jahrh. am Rhein ihr Unwesen trieb. Von armen Aeltern geboren, trat er in die Dienste eines Scharfrichters, der, mehr aus Mitleid, als weil er seiner bedurfte, ihn zum Beiläufer annahm. Aber schon nach einigen Monaten entwich er, nachdem er seinem Dienstherrn einige Felle entwendet hatte. Er wurde ertappt und zu 25 Stockschlägen verurtheilt. Diese öffentlich an ihm vollzogene Strafe entschied, nach seiner spätern Aussage, über das Schicksal seines künftigen Lebens. Ohne zu wissen, was er jetzt anfangen sollte, trieb er sich herrnlos herum, und beschäftigte sich meistentheils damit, Schafe zu stehlen. Er kam zum zweiten Mal in Untersuchung, fand aber Gelegenheit zu entspringen. Jetzt gesellte er sich zu Fink dem Rothbart, Anführer einer berüchtigten Diebesbande. Er ward abermals ergriffen, entkam wieder, und kehrte zu seinen alten Bekannten zurück, welche sich jetzt unter dem sogen. schwarzen Peter, einem höchst verwegenen Bösewicht, vereinigt hatten. Da dieser bald darauf gefangen wurde, gewann Schinderhannes als ein schon gewandter Dieb um so leichter Ansehn unter seinen Spießgesellen. Sie trieben vornehmlich den Pferdediebstahl. Schinderhannes wurde wieder aufgefangen und nach Simmern geführt, fand aber Gelegenheit auf's neue zu entspringen. Er beschloß nunmehr, bloß Straßenraub zu treiben und bildete zu dem Ende eine große Bande. Bald setzten sie die ganze Gegend in Schrecken. Schinderhannes fand sich durch die polizeiliche Verfolgung bewogen, auf das rechte Rheinufer zu gehen, wo er sich in eine gewisse Julchen Blasius verliebte, und sie heirathete. Ein Lied, das er auf sie dichtete, wurde damals auf allen Märkten und Kirchweihen der dortigen Gegend gespielt. Um diese Zeit nahm die Räuberei eine andere Richtung. Man fand es sicherer und bequemer, zur Nachtzeit mit offener Gewalt in die Häuser zu brechen; die ersten Versuche gelangen, so daß schnell Einbruch auf

Einbruch folgte. Wie öffentlich die Bande ihr Unweſen trieb, geht unter andern daraus hervor, daß die insbeſondere von ihm geängſtigten Juden ordentliche Geſandtſchaften an Schinderhannes abſchickten, um ſich mit ihm abzufinden. Endlich wurde eine allgemeine und ſorgfältige Durchſuchung der ganzen Gegend beſchloſſen. Auf einer dieſer Streifereien brachte man einen wohlgekleideten Mann ein, der ſich nicht hatte ausweiſen können. Man erkannte Schinderhannes, und er wurde nach Frankfurt gebracht. Er geſtand ſogleich ſeinen wahren Namen und einen großen Theil ſeiner Verbrechen ein. Er und ſeine Kameraden wurden nun dem Specialgericht zu Mainz übergeben. Schinderhannes bewies im Ganzen viel Wahrhaftigkeit und ſchien ſich als Oberhaupt der Uebrigen zu gefallen. Ueber ihn und neunzehn ſeiner Gefährten ward das Todesurtheil geſprochen, worüber Schinderhannes einen Augenblick betroffen war: er hatte geglaubt, daß nur ein Mörder zum Tode verurtheilt werden könne, einen Mord aber hatte er nicht begangen. Die Hinrichtung wurde am 21. Nov. 1803 durch die Guillotine vollzogen. Schinderhannes, der noch gehofft hatte, Begnadigung zu erhalten, bewies bis zum letzten Augenblick die größte Faſſung.

Bucoliſches Gedicht, Hirtengedicht, ſ. Idylle.

Buddäus (Guillaume), eigentlich Budé, der größte franzöſ. Gelehrte ſeiner Zeit, in Paris 1467 geb. und 1540 geſt., war kön. Bibliothekar, geh. Referendar (Maître des Requêtes) und Vorſteher der Kaufleute (Prévôt des Marchands). Er ſtudirte zu Paris und Orleans, aber ohne Erfolg, da er ſeine Jugend in beſtändigen Zerſtreuungen zubrachte. Erſt im 24. Jahre ergriff ihn der Trieb zu den Wiſſenſchaften, aber nun auch mit einer ſolchen Gewalt, daß er keine andere Beſchäftigung mehr kannte, als die Studien, denen er ſelbſt an ſeinem Hochzeittage noch 3 Stunden widmete. Seine Gleichgültigkeit gegen alles Uebrige ſpricht ſich in der bekannten Antwort aus, die er einſt einem Bedienten gab, der ihm meldete, daß ſein Haus brenne. „Sag' es," erwiderte er trocken und nur eben von ſeinen Büchern aufblickend, „meiner Frau: du weißt, daß ich mich um die Wirthſchaft nicht bekümmere." Buddäus umfaßte alle Wiſſenſchaften, beſonders aber Alterthümer und Sprachen, und vorzüglich tiefe Kenntniſſe hatte er in der griechiſchen Sprache. Unter ſeinen vielen gelehrten Werken ſind ſeine Abhandlung De Asse et partibus ejus, worin er die Lehre von den Erbtheilungen abhandelt und ſehr gründliche Aufklärungen über die alte Münzkunde gibt, und ſeine Commentare der griechiſchen Sprache, welche das Studium der griechiſchen Literatur in Frankreich vorzüglich befördert haben, die wichtigſten. Sein Styl, im Lateiniſchen ſowohl als im Franzöſiſchen, iſt kraftvoll, aber oft rauh und durch griechiſche Wortſetzungen verwickelt. Er war nicht allein als Gelehrter, ſondern auch als Menſch und Bürger achtungswerth und auch allgemein geſchätzt. Ludwig XII. ſchickte ihn in königl. Angelegenheiten nach Rom. Franz I., bei dem er im größten Anſehen ſtand, brauchte ihn zu verſchiedenen Verhandlungen und ſtiftete auf ſeine Veranlaſſung das Collège royal de France, legte auch unter ſeiner und Lascaris Anleitung die Bibliothek zu Fontainebleau an.

Budget (eigentlich Bedarfstaſche), nennt man in England das Verzeichniß der zu den Staatsausgaben erforderlichen Auflagen, welche der Finanzminiſter dem Unterhauſe jährlich zur Bewilligung vorlegt.

Buenos Ayres. So heißt eine ſpaniſche Statthalterſchaft in Südamerika, die zwiſchen den großen Andes-Gebirgen und den braſiliſchen Bergen eingeſchloſſen iſt. Ihre ſüdliche Grenze mag ſich bis an das Cap Lobos und bis an den Rio Colorado erſtrecken, nördlich geht ſie bis an das ſogenannte Amazonenland. Die Länge dieſer Provinz rechnet man auf dreihundert, und die Breite etwa auf hundert und ſiebzig Meilen. Die Bevölkerung ſoll ſich auf eine Million belaufen, worunter aber nur wenige Spanier ſind. Es wird dieſe Statthalterſchaft wieder in fünf Regierungsbezirke getheilt, nämlich: 1) Buenos Ayres, worin die Hauptſtadt gleiches Namens, am Rio de la Plata, Santa Fé, Monte Video und Maldonado. 2) Paraguay, mit der Hauptſtadt Aſumption. 3) Tucuman, worin San Jago del Eſtero und Cordova. 4) Potoſi, mit der Hauptſtadt gleiches Namens. 5) Chiquitti, ſonſt zu Chili gehörig, worin die Hauptſtadt Mendoza. Der Silberſtrom, oder Rio de la Plata und eine Menge anderer Flüſſe, die er in ſeinem Laufe aufnimt, bewäſſern das ganze Land. Er iſt bei ſeinem Ausfluß faſt 25 Meilen breit, und ſchon bei der Stadt Buenos Ayres kann man wegen der niedrigen Lage ſeiner Ufer nicht von einem Ufer zum andern hinüberſehen, obgleich er da noch 28 Meilen von ſeinem Ausfluſſe iſt. Die ausgedehnte Fläche des Landes wird die Urſache der heftigen Stürme, die aus Weſten und Südweſten über die ungemeſſenen Ebenen herwehen, und daher kommt es auch, daß das ganze Land voller Seen iſt, deren einige eine Länge von 15 bis 20 Meilen haben. Aus dieſen ergießen ſich viele kleine aber ſeichte Flüſſe, welche gewöhnlich zweimal im Jahr anſchwellen, und ſich alle entweder in den großen Silberſtrom, oder in den Paraguay ergießen. Dieſe faſt grenzenloſen Ebenen, die Pampas, ſind außerordentlich reich an Gras und Kräutern, an ungemein großen Waldungen, und tragen, wo ſie angebaut werden, herrliches Getreide. Hier ſieht man zahlloſe Herden wilder Pferde und das ſchönſte Rindvieh, das auf der Welt gefunden wird, daher Leder und Talg im Ueberfluß und von der erſten Güte ausgeführt werden. In den Waldungen findet man unzählige, Südamerika eigene, wilde Thiere. Die Jagden, eine Hauptbeſchäftigung der Bewohner, müſſen ſo angeſtellt werden, daß man Wagen voll Proviant und friſches Waſſer mitnimt. Auch Salz findet ſich im Boden, und wird faſt von allen Flüſſen und Seen abgeſetzt. Dies Salz ſoll viel ſchöner und reiner als das europäiſche ſein. Außer dem Getreide, dem Vieh und allen Arten europäiſcher Früchte wird beſonders der Paraguaythee, zu 25,000 Centner jährlich, nach Peru ausgeführt. Der Geldwerth dieſer Ausfuhr beträgt 700,000 Piaſter. Gold und Silber werden zwar auf rohe Weiſe, aber in ſolcher Menge gewonnen, daß das Ganze 8 Mill. Piaſter jährlich ausmacht. Der Binnenhandel iſt äußerſt beſchwerlich und oft ganz unthunlich, weil theils die reißenden Ströme, über die man bloß Brücken von Seilen hat, theils die ſchroffen Gebirge im Weſten faſt unüberſteigliche Hinderniſſe darbieten. Obgleich dieſe Länder zwiſchen dem 15° und 40° ſüdl. Breite liegen, ſo iſt das Klima doch durchgehends faſt gleich angenehm. In der Hauptſtadt Buenos Ayres (34° 35′, 3000 Häuſ. 60,000 Einw.) gibt es im Winter wenig Tage, wo das Waſſer etwas gefroren iſt. Die Gewitter ſind dagegen vielleicht nirgends häufiger und ſchrecklicher. Während des letzten Krieges wurde Buenos Ayres im J. 1806 von einem brittiſchen Geſchwader, unter dem Befehl des Sir Popham und des General Beresford, erobert. Indeſſen war dieſe Eroberung nur die

Digitized by Google

Folge einer plötzlichen Ueberraschung; denn sobald die Spanier sich von ihrem Schrecken erholt hatten, griffen sie die Engländer a.: und machten sie großentheils zu Kriegsgefangenen. Im folgenden Jahre kamen zwar unter Whitelock und Crawford Verstärkungen: allein man ließ die Britten ruhig in die Stadt Buenos Ayres einziehn, und alsdann empfingen sie die Spanier mit einem so fürchterlichen Feuer aus allen Arten von Geschütz und Gewehren, daß wenigstens der dritte Theil des brittischen Heeres vernichtet wurde. Den folgenden Tag konnte man sich auf brittischer Seite glücklich schätzen, einen Waffenstillstand zu gewinnen, worin ausgemacht wurde, daß in 2 Monaten nach Abschluß des Waffenstillstandes kein Britte mehr den Silberstrom sehen dürfe. So zeigten schon damals die amerikanischen Spanier eine Selbständigkeit und Freiheitsliebe, welche sie aufs glänzendste bewährt haben, als Buonaparte seinen Bruder Joseph auf dem spanischen Thron gesetzt hatte. Diesem unterwarfen sie sich so wenig, daß sie vielmehr sich vom Mutterlande ganz unabhängig zu machen suchten. In Buenos Ayres bildete sich 1810 eine Junta und 1816 ein Congreß zu Tucuman, der den 3. Dec. 1817 der Republik der Vereinigten Provinzen von Südamerika ein Verfassungsgesetz gab. Später zerrütteten Factionen die junge Republik. (Vergl. Südamerika.)

Buffon (G. L. L. Graf v.), einer der berühmtesten Naturforscher und größten Schriftsteller des 18. Jahrh., war zu Montbar in Bourgogne 1707 geboren. Sein Vater, Benjamin Leclerc, Rath des Parlaments seiner Provinz, besaß ein hinreichendes Vermögen, um seinen Kindern, nach einer sorgfältigen Erziehung bei der Wahl ihrer Laufbahn volle Freiheit zu lassen. Der Zufall führte den Jüngling zu Dijon mit dem jungen Herzoge von Kingston zusammen, dessen Führer, ein gelehrter Mann, ihm Geschmack für die Wissenschaften einflößte. Sie bereiseten gemeinschaftlich Frankreich und Italien; Buffon ging sodann auf einige Monate nach England. Um sich in der Sprache zu vervollkommnen, ohne darum die Wissenschaften zu vernachlässigen, übersetzte er ein Werk über die Differenzialrechnung von Newton und die Statik der Gewächse von Hales. Nach einiger Zeit trat er auch mit eignen Werken hervor, in denen er die Geometrie, Physik und Landwirthschaft bearbeitete. Er schrieb über diese Gegenstände Untersuchungen, die er nach und nach der Akademie der Wissenschaften vorlegte, zu deren Mitglied er 1733 ernannt wurde. Die wichtigsten betrafen die Zusammensetzung eines Spiegels, um, wie Archimedes gethan haben soll, Körper in weiten Entfernungen zu entzünden, und Versuche über die Stärke des Holzes und über die Mittel, sie besonders dadurch zu vermehren, daß man die Bäume einige Zeit vor dem Fällen schält. Buffon, der in den ersten Jahren nur von einer unbestimmten Begierde nach Belehrung und Ruhm beseelt worden war, bekam durch die Ernennung zum Intendanten des königlichen Gartens 1736 eine bestimmte Richtung auf die Wissenschaft, in welcher er sich unsterblich gemacht hat. Indem er jetzt die Naturgeschichte im Zusammenhange und in ihrem ganzen Umfange überblickte, fand er keine andern Werke über dieselbe vor, als talentlose Compilationen und trockne Namenregister; über einzelne Gegenstände die trefflichsten Beobachtungen, aber kein umfassendes Werk. Zu diesem entwarf er den Plan; er wollte darin mit der Beredsamkeit des Plinius und dem Scharfsinn des Aristoteles die Genauigkeit und das Detail der Beobachtungen der Neueren vereinigen. Kraft, ein so weit-

läuftiges Ganze zu umfaſſen, und Lebhaftigkeit, es zu ſchreiben, fühlte er in ſich: aber er hatte nicht die Geduld noch die Organe, ſo zahlreiche und oft kleinliche Gegenſtände zu beobachten und zu beſchreiben. Er verband ſich dazu mit Daubenton, der die ihm fehlenden Eigenſchaften beſaß, und nach einer zehnjährigen hartnäckigen Arbeit lieferten beide Freunde die drei erſten Bände der Naturgeſchichte, denen ſie von 1749 bis 1767 noch zwölf andere folgen ließen, welche die Theorie der Erde, die Natur der Thiere und die Geſchichte des Menſchen und der Säugethiere umfaſſen. Der glänzendſte Theil derſelben, die allgemeinen Theorien, die Beſchreibung der Eigenthümlichkeiten der Thiere und der großen Naturerſcheinungen ſind von Buffon. Daubenton beſchränkte ſich auf die Angabe der Formen und der Anatomie. Die neun folgenden Bände, welche von 1770 bis 1783 erſchienen, enthielten die Geſchichte der Vögel, an denen Daubenton ſeine Theilnahme verſagte. Dadurch veränderte ſich die Geſtalt des Werks; weniger ausführlichere Beſchreibungen und faſt ganz ohne Anatomie wurden den hiſtoriſchen Artikeln einverleibt, welche anfangs Guenau von Montbeillard und nachher der Abbé Veron redigirte. Buffon allein gab die fünf Bände über die Mineralien von 1783 bis 1788 heraus. Von den ſieben Supplementbänden, deren letzter erſt nach ſeinem Tode 1789 erſchien, bildete der fünfte ein abgeſondertes Ganze, das von allen Werken Buffons das berühmteſte iſt. Er enthält ſeine Epochen der Natur, in welchen der Verfaſſer in einem wahrhaft erhabenen Styl und mit einem ſiegenden Talent eine zweite Theorie der Erde aufſtellt, welche von der in den erſten Bänden entworfenen ganz verſchieden iſt, wiewohl er anfangs den Schein hat, nur jene vertheidigen und entwickeln zu wollen. Dieſe große Arbeit, mit welcher ſich Buffon unabläſſig funfzig Jahre hindurch beſchäftigte, iſt indeß nur ein Theil des ungeheuern Plans, den er entworfen hatte, und der von Lacépède für die Geſchichte der Wallfiſcharten, der Schlangen und der Fiſche rühmlich fortgeſetzt worden, für die Thiere ohne Wirbelbein und für die Pflanzen aber noch unausgeführt geblieben iſt. Ueber Buffon als Schriftſteller gibt es nur Eine Stimme; in Anſehung der Erhabenheit des Standpunkts, von welchem er ausgeht, in Anſehung des mächtigen und gelehrten Ideenganges, der Majeſtät der Bilder, des edeln und würdevollen Ausdrucks, der Harmonie des Styls bei erhabenen Gegenſtänden, iſt er vielleicht unerreicht geblieben. Seine Gemählde großer Naturſcenen ſind von einer hinreißenden Wahrheit, und jedem iſt der unvertilgbare Stempel der Eigenthümlichkeit aufgeprägt. Auch war der Ruf ſeines Werks ſchnell begründet, allgemein und ohne Widerſpruch. Es erweckte einen allgemeinen Geſchmack an der Naturgeſchichte, und erwarb dieſer Wiſſenſchaft die Gunſt und Unterſtützung der Fürſten und Großen. Ludwig XV. erhob den Verfaſſer in den Grafenſtand und d'Argivillier ließ ihm unter Ludwig XVI. noch bei ſeinen Lebzeiten eine Statue am Eingange in das Naturalienkabinet des Königs errichten, mit der Inſchrift: Majestati naturae par ingenium. Mehr ſind die Urtheile über Buffon als Phyſiker und Naturforſcher getheilt geweſen. Voltaire, d'Alembert, Condorcet haben ſeine Hypotheſen und ſeine unbeſtimmte Art nach allgemeinen Anſichten zu philoſophiren, ſtreng getadelt. Allein, wenn auch Buffons Syſteme über die Theorie der Erde in ihren Details keine Vertheidiger mehr finden werden, ſo hat er doch das Verdienſt, allgemein fühlbar gemacht zu haben, daß die gegenwärtige Geſtalt des Erdballs aus einer Folge von Veränderungen

Digitized by Google

hervorgegangen, denen nachzuspüren unmöglich; und er hat gezeigt, welche Phänomene dabei zu beobachten sind. Seine Theorie der Zeugung ist von Haller und Spallanzani, und seine Hypothese eines gewissen unerklärlichen Mechanismus, den er an die Stelle des thierischen Instinkts setzt, von Andern widerlegt worden; aber dennoch sind seine beredten Gemählde von der physischen und moralischen Entwickelung des Menschen, so wie seine Ideen über den Einfluß, den die Zartheit und der Grad der Entwickelung jedes Organs auf die Natur der verschiedenen Gattungen haben, noch jetzt von dem größten Werthe und dem höchsten Interesse. Seine Ideen über die Ausartung der Thiere und über die Grenzen, welche die Klimate, Gebirge und Meere jeder Gattung anweisen, sind wahre Entdeckungen, die sich mit jedem Tage bestätigen, und den Reisenden eine Basis für ihre Beobachtungen angeben, welche vorher fehlte. Der Haupttheil seines Werks ist die Geschichte der vierfüßigen Thiere, der schwächste dagegen die Geschichte der Mineralien, wo seine Unbekanntschaft mit der Chemie und seine Neigung zu Hypothesen bedeutende Mängel verursacht haben. Lange Leiden, durch die Steinkrankheit erzeugt, trübten seine letzten Tage, ohne ihn in der Verfolgung seines großen Plans aufzuhalten. Er starb zu Paris den 16. April 1788, 81 Jahre alt, mit Hinterlassung eines einzigen Sohns, der in der Revolution unter der Guillotine starb. Buffon war von einer edeln Gestalt und einer würdevollen Haltung, aber von einer Nachlässigkeit in der Unterhaltung, die mit dem Tone seiner Schriften nicht übereinstimmte *). Die geschätzteste Ausgabe seiner Naturgeschichte ist die von 1749 bis 1788 in 36 Bänden erschienene.

Buffone, Bouffon, ein komischer Sänger in der Opera buffa oder dem italienischen Intermezzo. Das Wort ist wahrscheinlich aus der niedrigen Latinität entlehnt, in welcher Buffo (Pausback) derjenige hieß, welcher auf dem Theater mit aufgeblasenen Backen erschien, um Ohrfeigen zu bekommen und das Gelächter der Zuschauer zu erregen. Daher buffa Backen, buffare Pausbacken machen. Nachher Possenreißer, Spaßmacher überhaupt.

*) Wohl ist es einer Erwähnung werth, daß Buffon, von dem d'Alembert einst sagte: Ne me parlez pas de votre Buffon, de ce comte de Tuffière, qui, au lieu de nommer simplement le cheval, dit: La plus noble conquète que l'homme ait jamais faite est celle de ce fier et fougueux animal; worauf ihm Rivarol witzig, wenn auch nicht ganz passend, antwortete: Oui, c'est comme ce sot de J. B. Rousseau, qui s'avise de dire:

Des bords sacrés où nait l'aurore
Aux bords enflammés du couchant,

au lieu de dire de l'est à l'ouest; daß derselbe Buffon, nach Laharpe's Zeugniß, sich offen gegen alle Poesie und selbst gegen die Verse Racine's erklärte. Ich habe, sagt Laharpe, der Verfasser des Cours de littérature, den ehrwürdigen Greis Buffon sehr zuversichtlich behaupten hören, daß auch die schönsten Verse voller Fehler seien und die Vollkommenheit der guten Prosa nie erreichten. Er scheute sich nicht, die Verse der Athalie zum Beispiel zu nehmen, und machte eine detaillirte Kritik der Verse der ersten Scene. Alles, was er sagte, verrieth eine solche Unbekanntschaft mit den Elementen der Dichtkunst und der Versification, daß es unmöglich gewesen wäre, ihm zu antworten, ohne ihn zu demüthigen, woran man sehr unrecht gethan haben würde.

Bufoniten, Krötensteine, versteinerte Zähne gewisser Fischarten.

Bukarest, die Hauptstadt der Wallachei, Residenz des Hospodars und eines griechischen Bischofs; ein weitläuftiger Ort, der meistens aus Lehmhütten besteht und etwa 46,000 Einw. zählt, worunter eine Menge Griechen, Juden und Armenier. Die Straßen sind nicht gepflastert, sondern sämmtlich mit eichenen Bohlen belegt. Die Griechen haben hier ein Gymnasium mit 12 Lehrern, welches 1810 244 Studenten besuchten. Der Handel mit Wein, Häuten und andern Landesprodukten ist ziemlich lebhaft. Den 28. Mai 1812 wurde hier ein Friede zwischen Rußland und der Pforte geschlossen, der den Russen Bessarabien und die Moldau bis an den Pruth gab.

Bukowina, s. Galizien und Oesterreich.

Bulen (Boolen) oder Buleyn (Anna), eine der Gemahlinnen und eines der Opfer Heinrichs VIII. von England. Sie war, als der letzte Sprößling aus der Ehe des Sir Thomas Boolen mit der Tochter des Herzogs von Norfolk, 1499 oder 1500 geboren, und begleitete Maria, Heinrichs Schwester, welche sich mit Ludwig XII. vermählte, als Ehrendame nach Frankreich, kehrte aber nicht mit derselben nach England zurück, als nach drittehalb Jahren der Tod des Königs sie zur Witwe gemacht hatte, sondern begab sich an den Hof der Königin Claudia Gemahlin Franz I. und nach deren Tode zur Herzogin von Alençon, der Schwester des französischen Monarchen. Schön, jung, geistreich und lebhaft, gefiel sie an dem galanten Hofe Franz I. vielleicht nur zu sehr. Aus unbekannten Ursachen kehrte sie um die J. 1525 bis 1527 nach England zurück, und ward Ehrendame der Königin, die bald von ihr verdrängt werden sollte. Der König, von heftiger Liebe zu ihr entzündet, fand einen unerwarteten Widerstand, und Anna erklärte gegen Heinrich standhaft, daß er sie nur als Gattin besitzen könne. Sie wußte, daß der König schon mit dem Gedanken umging, sich von seiner Gemahlin, Catharina von Aragonien, scheiden zu lassen, sie wußte aber auch, welche Schwierigkeiten die catholische Religion der Ausführung dieses Plans entgegensetzte. Cranmer soll sich zum Werkzeuge der Wünsche des Königs dargeboten, und dies die erste Veranlassung zu dem nachherigen Abfall Englands von der römischen Kirche gegeben haben. Aber der zügellose Heinrich wartete nicht einmal, bis die Diener seiner neuen Kirche die Scheidung ausgesprochen, sondern vermählte sich heimlich am 14. Nov. 1532 mit Anna Boolen, die er zuvor zur Marquise von Pembrock erhoben hatte. Erst als die Schwangerschaft das Geheimniß enthüllte, erklärte Cranmer die erste Ehe für nichtig und die zweite für gültig, und Anna ward mit beispiellosem Pomp in Westminster als Königin gekrönt. 1533 gebar sie die berühmte Elisabeth. Die ungezügelten Lüste des eben so ausschweifenden als tyrannischen Königs vermochte Anna jedoch nicht auszulöschen, und wie sie als Ehrendame Catharinens ihre Gebieterin verdrängt hatte, so ward sie von Johanna Seymour, ihrer Ehrendame, verdrängt. Noch gesellte sich zu dem Ueberdruß Heinrichs, der Argwohn der Untreue; und allerdings scheint er nicht ganz ungegründet gewesen zu sein, obgleich das gegen sie eingeleitete gerichtliche Verfahren durchaus unregelmäßig war. Anna ward 1535 verhaftet, angeklagt, und vor eine Commission gestellt. Ein Musiker, Smetton, der nebst Andern eingezogen worden, bekannte, die Gunst der Königin besessen zu haben, und am 17. Mai 1536 ward sie von 26 Richtern zum Tode verurtheilt. Vergebens gab An-

na vor, schon früher mit dem Grafen von Northumberland vermählt, und mithin nie die legitime Gemahlin Heinrichs gewesen zu sein; vergebens vernichtete Cranmer die Ehe; das Todesurtheil ward nach dem Willen des hartnäckigen Heinrichs vollzogen, der es für eine ausgezeichnete Gnade ansah, daß er den Scheiterhaufen in das Schaffot verwandelte. Der letzte Tag (den 19. Mai 1536) der Unglücklichen bietet mehrere interessante Momente dar. Sie ließ die Frau des Thurmwächters rufen, warf sich vor ihr auf die Knie und sagte zu ihr: „Geht, und bittet in meinem Namen, und in dieser Stellung, wie ihr mich seht, die Prinzessin Maria (Catharinens Tochter) um Vergebung für alle die Leiden, die ich ihr und ihrer Mutter verursacht habe.“ Dem Könige schrieb sie: „Ihre Wohlthaten gegen mich haben stets zugenommen. Ich war nichts, und Sie machten mich zur Dame, zur Marquise, zur Königin, und da ich auf Erden nicht höher steigen kann, machen Sie mich heute zur Heiligen.“

Bulgarei, s. Türkei.

Bulimie, Heißhunger. Die davon befallenen Personen werden von einem unersättlichen Hunger gequält; so viel sie auch Speise zu sich nehmen, so haben sie doch nie das Gefühl von Sättigung, und wenn ihr Magen durch die gewaltige Masse dessen, was sie zu sich genommen, überfüllt ist, sieht man sie in Ohnmacht fallen, und sich des Genossenen, halbverdaut, unter heftigen Schmerzen entledigen. Gewöhnlich erscheint diese Krankheit im Gefolge anderer. Sie kommt vor während gewisser intermittirender Fieber, bei mehrern Eingeweidekrankheiten, besonders solchen, die durch den Bandwurm erzeugt werden; auch ist sie sehr gewöhnlich nach hitzigen Krankheiten, welche die Kräfte des Kranken erschöpft haben, und entsteht alsdann aus dem Bedürfniß aller Körpertheile, die verlornen Kräfte wieder zu ersetzen. In gewissen Fällen aber scheint das außerordentliche Verlangen nach Speise, von einer besondern Beschaffenheit des Magens herzurühren, der mit einer großen Schnelligkeit verdaut. Dergleichen bemerkt man bei manchen Frauen während ihrer Schwangerschaft, bei jungen Leuten, die viel Leibesbewegung haben, bei Personen, die gewürzhafte und erhitzende Nahrungsmittel zu sich nehmen. Alsdann ist die Bulimie nicht als Krankheit zu betrachten, sondern nur eine erhöhte Eßlust. Als Krankheit ist sie furchtbar wegen ihrer schädlichen Folgen; diese sind Magerkeit, Brustfieber, Schwindsucht, Verstopfung, Wassersucht. Der Arzt muß daher bei Zeiten durch zweckmäßige Mittel die Ursachen wegräumen, welche sie unterhalten. Besonders muß er sein Augenmerk auf die Diät des Kranken richten, und ihm, mit allmähliger Steigerung, nur solche Speisen erlauben, welche der Magen verarbeiten kann; sonst würde statt gründlicher Heilung eine Diarrhöe eintreten, welcher Auszehrung und Tod folgten.

Bull (John), eigentlich Hans Stier oder Ochse. Rind. Neat, Bullock. Dieser Name bezeichnet scherzhaft den personificirten Nationalcharakter der Engländer. Demnach stellt John Bull den großen Haufen, die Gesammtheit des englischen Volks in seinen besondern Nationaleigenthümlichkeiten dar. Swift hat diesen Ausdruck zuerst gebraucht und in Gang gebracht.

Bulls, irländische Bulls, sind widersinnige, eine komische Wirkung erregende Reden, die man in England besonders den Irländern nacherzählt, und von denen man ganze Sammlungen hat. Auch werden sie in den englischen Lustspielen häufig gebraucht, die darin auftretenden Irländer lächerlich zu machen. Zum Beispiel, ein Irländer,

der sehr häßlich ist, erzählt, er sei als Kind schön gewesen, aber seine Mutter habe ihn vertauscht.

Bulle, eine Urkunde, Verordnung oder ein Decret des Papstes in Glaubens- und Kirchensachen, auf Pergament geschrieben, und mit einem bleiernen Siegel versehen; ursprünglich das Siegel selbst. Gemeiniglich werden die päpstlichen Bullen nach ihrem Anfange benannt, z. B. die Bulle: In coena Domini; Cum inter; Unigenitus; Ascendente u. s. w. Die goldene Bulle heißt vorzugsweise dasjenige Grundgesetz des deutschen Reichs, das Kaiser Carl IV. 1356, auf zwei nach einander gehaltenen Reichstagen zu Nürnberg und zu Metz, mit Zuthun der Kurfürsten und zum Theil mit Zuziehung des ganzen Reichs, errichtete. Jeder Kurfürst und die Stadt Frankfurt erhielten damals Originalausfertigungen davon. Der Hauptzweck der goldenen Bulle war, die Kaiserwahl und was damit in Verbindung stand, auf möglichst sichere Bestimmungen zu setzen; auch war diese Absicht im Ganzen erreicht worden, denn die Vorschriften der goldenen Bulle hatten sich größtentheils, bis auf die neuesten Veränderungen in Europa, erhalten. Außerdem wollte man dem damaligen Unwesen des Faustrechts Einhalt thun, womit man jedoch damals noch nicht zu Stande kam.

Bullion, in seiner eigentlichen Bedeutung Golderz, gegenwärtig nach einem in England angenommenen Sprachgebrauch: alles ungeprägte Gold und Silber in Stangen oder Barren. Dieses Wort hat seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts eine, auch für das Ausland, erhebliche Bedeutung gewonnen, als es sich nämlich um die große Frage handelte: ob der gelegentliche Mangel der in der ganzen Welt hochgeachteten Waare des Bullion, und die daraus herrührende Erschwerung aller Verbindungen mit dem Auslande, hinreiche, auf die Herabwürdigung eines in allen übrigen Rücksichten zuverlässigen und gültigen Nationalgeldes, wie es die Noten der londoner Bank für England geworden waren, zu schließen? In den Jahren von 1808 bis 1810 nämlich war der Preis einer Unze dieses Barren-Goldes, wofür die brittische Münze 3 Pf. 17 Sh. 10½ P. bezahlt, und aus welchem sie nach diesem Verhältnisse Guineen zu 21 Sh. ohne allen Schlagschatz prägt, auf dem Markte bis zu 4 Pf. und 8, 10, auch 12 Sh. gestiegen. Da nun das in einer Guinee befindliche, gesetzlich 21 Sh. der Landeswährung geltende Gold auf dem Bullionmarkte durch die Preissteigerung des rohen Goldes gegen 25 Sh. kostete, und das bloße Einschmelzen des gemünzten Goldes und dessen Verkauf als Bullion einen Vortheil von 15—18 pCt. eintrug, so darf das Verschwinden sämmtlicher umlaufenden Goldmünze nicht befremden. In demselben Verhältnisse als sich die Guineen verloren, mußte sich das Bedürfniß und die Nachfrage nach den Londoner Banknoten vermehren, die auch den Mangel des circulirenden baaren Mediums so vollständig ersetzten, daß innerhalb der Grenzen von England keine wesentliche Störung des Verkehrs und des Eigenthumes wahrzunehmen war. Diese unerhörte Erscheinung ist nur aus der vollkommenen Verfassung der Londoner Bank (s. diesen Artikel), insbesondere aber aus dem Umstande zu erklären, daß keine einzige Banknote willkürlich, sondern nur auf jedesmaliges Verlangen der Regierung oder der Privaten, gegen vollständiges Unterpfand solider Privat- und öffentlicher Effecten, als ein wahres Discontgeld, creirt wurde, und daß demnach das emitirte Papier nicht blos, wie ein gewöhnliches Papiergeld, vom Mittelpunkte ausströmte, sondern eben so regelmä-

ſig und nothwendig mit dem Verfall der Wechſel und Effecten an die Bank zurückkehrte. Es war augenſcheinlich, daß ein ſolches blos auf effective Nachfrage creirtes Discontgeld niemals das Bedürfniß des inländiſchen Marktes überſteigen konnte, da es, wenn der wahre Bedarf, nämlich das Verlangen nach den Discontirungen, erlöſchte, nicht, wie ein willkürliches Papiergeld, blieb, ſondern die Canäle der Circulation unmittelbar wieder verließ. Da aber London nicht blos inländiſcher Markt iſt, ſondern auch Weltmarkt, ſo mußte zur ganz vollkommenen Organiſation jenes Discontgeldſyſtemes noch die Bedingung hinzugefügt werden, daß jede von der Bank creirte Note zu allen Zeiten an derſelben präſentirt, und, als ein Wechſel auf Sicht, baar realiſirt werden konnte. Hierdurch blieben die Banknoten nicht nur im Gleichgewicht mit der effectiven Nachfrage des Inlandes, ſondern ſelbſt des Auslandes, weil bei allen zum Discont präſentirten Wechſeln und Effecten, nunmehr nicht blos auf die inländiſche Sicherheit und Solidität, ſondern auch auf die Zahlbarkeit in edeln Metallen geſehn wurde. Dieſer größeren Vollkommenheit hatte die Bank von England bis zum Jahre 1797 genüget, als der franzöſiſcher Seits gegen Großbritannien unternommene Exterminationskrieg dieſen Staat in die Nothwendigkeit brachte, ſich ſelbſt in Belagerungsſtand zu verſetzen. Die von dem Parlamente verordnete Suspenſion der baaren Zahlungen der Bank war eine der Hauptmaßregeln dieſes Belagerungsſtandes: die Banknoten hörten auf als Weltwährung zu beſtehn, beharrten aber ohne alle Herabwürdigung als eine allen innern Bedürfniſſen genügende Land- oder Staats-Währung. Als nun, nach langen erfolgloſen Demonſtrationen von Seiten des Feindes, die eigentliche Belagerung (die Continentalſperre) eintrat, und Ausfälle aus der Feſtung, Landungen und Kriege in Holland und Spanien, Diverſionen im Rücken des Feindes, und mancherlei Verſuche, den Entſatz zu bewirken, nothwendig wurden, waren die in England vorhandenen baaren Geldvorräthe bald verbraucht, und es trat ein Mangel an dieſem Kriegsbedürfniſſe ein, der um ſo empfindlicher war, weil England im Friedensſtande mit allen übrigen Welttheilen verharrte. Die Theurung der Goldbarren und der ausländiſchen Wechſel nahm in der beſchriebenen empfindlichen Progreſſion zu. Nun erhob ſich inner und außer den Thüren des Parlaments die Beſorgniß, daß eine zu weit getriebene Emiſſion der Banknoten jene Steigerung der Gold- und Wechſelpreiſe bewirken möchte, daß alſo vielleicht die Suspenſion der baaren Zahlungen der Bank dieſe für den Commerz des Landes ſchwer drückende Calamität veranlaßte. Das Parlament ſetzte zur Unterſuchung der Sache einen Ausſchuß nieder, der unter dem Namen des Barren-Ausſchuſſes (der bullion-committee) eine große und gerechte Celebrität erlangt hat. Außerdem waren die größten Talente des Landes, die Jahre 1810 und 1811 hindurch, faſt ausſchließlich mit dieſem Probleme beſchäftigt. Der Bericht der Comité, die lehrreichen Zeugenverhöre (minutes of evidence) derſelben, und eine ganze Bibliothek ausgezeichneter und geiſtreicher Schriften über die Bullion-Angelegenheit ſind ein Denkmal des Ernſtes und Tiefſinns, womit die große Nationalangelegenheit behandelt worden, und eine Schule für jeden Staatswirth des gebildeten Europa. Das Endreſultat, welches jedoch erſt nach eingetretenen Frieden überſehen werden konnte, war, daß keine Depreciation der Banknoten als Staatswährung, wohl aber eine momentane Herabwürdigung derſelben als Weltwährung, als leichtverſchmerzliche Kriegeslaſt ſtatt gefunden. Ohne

Digitized by Google

daß die baaren Zahlungen der Bank hergeſtellt worden ſind, haben ſich Bullion-Preiſe und Wechſel-Cours nach dem Frieden allmälig in ihr altes und natürliches Niveau zurück begeben; aber die Frucht aller jener vielbeſprochenen Beſorgniſſe iſt für England und Europa gleich erheblich; die unvergleichliche Einrichtung des Geldſtaates von Großbritannien und ſein ganzes inneres Getriebe iſt ans Licht gekommen; England iſt deſſen, was es im natürlichen Laufe ſeiner Entwickelung erworben, bewußt, alſo mächtig und ſicherer, und eine Wiſſenſchaft des Geldumlaufes iſt möglich geworden.

Bülow (Heinr. von), war der Sohn eines wohlhabenden Edelmanns, und zu Falkenberg im Brandenburgiſchen geboren. Er genoß in dem Hauſe ſeines Vaters eine liberale Erziehung, machte ſich dann in der Militärakademie zu Berlin mit den franzöſiſchen Formen vertraut, und ward früh bei einem Infanterieregiment in Berlin angeſtellt; von da trat er zur Cavallerie über. Als aber das Reiten den Reiz für ihn verloren hatte, lebte er bald ſehr einſam. Ihn feſſelte das Studium des Polybius, des Tacitus und des J. J. Rouſſeau. Dieſe Schriftſteller erfüllten ſeinen Kopf mit ſo vielen neuen Ideen, daß ſie ſein ganzes Weſen veränderten. Er nahm ſeinen Abſchied und ging nach den Niederlanden, wo damals ein Aufſtand gegen Joſeph II. ausgebrochen war. Die hohe Meinung, welche man von der preuß. Taktik hatte, verſchaffte ihn bald eine Stelle in einem Regimente; doch fehlte es ihm an Gelegenheit, ſich auszuzeichnen. In ſeinen Hoffnungen getäuſcht, kehrte er in ſein Vaterland zurück. Hier faßte er eine leidenſchaftliche Liebe für das Theater, und brachte eine Geſellſchaft von Schauſpielern zuſammen. Bald aber verließ er auch dieſe, und ging in Begleitung ſeines Bruders nach Amerika. Er fand aber auch dort die Freiheit nicht, die er ſuchte, und von der er ſelbſt keine deutliche Idee hatte. Mit dem Ueberdruſſe, den getäuſchte Erwartungen erregen, kehrte er nach Europa zurück. Indeß hatte der Handelsgeiſt der Amerikaner beide Brüder angeſteckt. Sie wendeten den letzten Reſt ihres väterlichen Erbes zum Ankauf eines beträchtlichen Vorrathes von Glaswaaren an, und ſchifften ſich damit in Hamburg zum zweiten Male nach Amerika ein. Da ſie aber nicht Sachkenntniß hatten, und, um ihr Glas ſchnell abzuſetzen, vielen Kredit geben mußten: ſo ſahen ſie ſich bald auf allen Seiten betrogen, und waren genöthigt, abermals nach Europa zurückzukehren. Jetzt trat Heinrich von Bülow, arm an Vermögen, doch reich an Geiſt und Gemüth als Schriftſteller auf. Sein erſtes Werk war ſein Syſtem der Kriegskunſt. Es bewies auf eine eminente Weiſe ſein Genie. Er fühlte dies ſelbſt, und durch die Lobſprüche verſtändiger Männer in ſeinen Erwartungen aufs höchſte geſpannt, kam er 1799 nach Berlin zurück, um entweder im Generalſtabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt zu werden. Zu ſeinem Unglücke fühlten die Männer, welche damals an der Spitze dieſer Verwaltungszweige ſtanden, keinen Beruf, ſich mit einem ſo genialiſchen Menſchen einzulaſſen. Um leben zu können, ſah er ſich genöthigt, von der Schriftſtellerei Profeſſion zu machen, ſo weit dies einem Manne von Genie möglich iſt. Er ſchrieb ein Buch über das Geld, überſetzte ſodann Mungo Park's Reiſen aus dem Engliſchen, und gab im Winter 1801 die „Geſchichte des Feldzuges von 1800" heraus. Nach mancherlei Händeln, die ihm ſeine Abneigung gegen die gewöhnlichen Anſichten zugezogen hatte, faßte er den Entſchluß, nach England zu gehen und ein Journal über dieſes Land zu ſchreiben. Er

Digitized by Google

kam glücklich in London an. Aber die ersten Hefte seines Journals fanden keine Käufer. Aus dieser getäuschten Hoffnung entstanden für ihn Verlegenheiten, und er ward Schulden halber verhaftet. Nachdem er sechs Monat in England gewesen, ging er nach Paris, und blieb daselbst bis zum Sommer 1804, wo er, Allen unerwartet, nach Berlin zurückkehrte. Er mußte, um seinen Unterhalt zu gewinnen, wieder zur Schriftstellerei seine Zuflucht nehmen, und war fleißiger als je. Mehrere Werke von ihm folgten schnell auf einander. Es waren: „die Lehrsätze des neuern Krieges; die Geschichte des Prinzen Heinrich von Preußen; seine militärische Monatsschrift, und endlich seine Taktik der Neuern, wie sie sein sollte." In dem ersten dieser Werke gibt er zuerst den genauen Unterschied zwischen Strategie und Taktik an und bringt alle Kriegsunternehmungen auf die Dreieckgestalt zurück, in welchen Grundsätzen er jedoch von Jomini und andern Franzosen bestritten worden. Endlich fühlte er auch Beruf, die „Geschichte des Feldzuges von 1805" zu schreiben. Er schrieb sie nach seiner Ansicht. Dieses Buch konnte in Rußland und Oesterreich keinen günstigen Eindruck machen. Auf das Verlangen der Gesandten auswärtiger Höfe ließ ihn der König von Preußen kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges ins Gefängniß setzen. Als man nach der Schlacht bei Jena der Ankunft der Franzosen in Berlin entgegensah, führte man ihn, gegen den Ausspruch der Aerzte, die seine Freilassung zu seiner Erhaltung nöthig erklärten, nach Colberg, von da nach Königsberg, und endlich nach Riga, wo er im Juli 1807 im Gefängnisse am Nervenfieber starb. — Es ist noch zu bemerken, daß Bülow ein eifriger Anhänger Swedenborg's war, welches er auch durch seine anziehende, in Colberg verfaßte und nach seinem Tode erschienene Schrift: Nunc permissum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne. 8. 1809, an den Tag gelegt hat. Er prophezeiht darin, daß im J. 1817 oder 1818 das hohe Licht, das Swedenborg angezündet, alle bisherigen kirchlichen Formen umwerfen und die neue bessere Lehre sich festgründen werde.

Bülow (Friedr. Wilh. Graf) **von Dennewitz**, königl. preuß. General von der Infanterie, Ritter mehrer hohen Militärorden u. s. w., berühmt durch seine bedeutenden Siege im letzten Befreiungskriege, wurde 1755 auf dem Gute seines Vaters, Falkenberg, in der Altmark, geboren. Er trat im 14. Jahre in das preuß. Militär, und war bis zum Capitän gestiegen, als er 1793 mit dem Charakter eines Majors zum Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen ernannt wurde, und als solcher den rheinischen Feldzug ehrenvoll mitmachte. Während der Belagerung von Mainz war es seine Entschlossenheit, welche den beabsichtigten Ueberfall bei Marienborn vereitelte. Beim Sturm der Zahlbacher Schanze erhielt er den Verdienstorden. 1795 hörte sein Amt beim Prinzen auf, und er erhielt ein Bataillon. Im Kriege von 1806 war er als Obristlieutenant in dem belagerten Thorn, und focht in mehrern Treffen mit Auszeichnung. 1808 ward er Generalmajor und Brigadegeneral. Als 1813 der Krieg gegen Frankreich ausgebrochen, lieferte er am 5. April das erste glückliche Treffen bei Möckern, nahm am 2. Mai Halle, und schützte dann das bedrohte Berlin zum ersten Male durch den Sieg bei Luckau (4. Juni). Nach dem Waffenstillstande rettete er, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, an der Spitze des dritten Armeecorps, Berlin zum zweiten Male, durch die denkwürdige Schlacht von Großbeeren (28. August). Zum dritten

Male endlich half er es retten durch den großen Sieg bei Dennewitz. (S. d. Art.) Der König nahm ihn dafür in die geringe Zahl seiner Großritter des eisernen Kreuzes auf, und bekleidete ihn, nach Beendigung des Feldzugs, für sich und seine Nachkommen, mit dem ehrenvollen Titel: Graf Bülow von Dennewitz. Wir bemerken hier noch, daß Bülow nach einander Generallieutenant und General von der Infanterie ward, den preuß. großen rothen, den schwarzen Adlerorden, den Verdienstorden mit Eichenlaub, mehrere höchste Orden von Rußland, Schweden, Oesterreich u. a. erhielt. — An der Erstürmung Leipzigs, am 19. Oct., hatte er einen ausgezeichneten Antheil. Er focht sodann mit demselben Ruhme in Westphalen, Holland, Belgien, am Rhein, bei Laon, nahm Soissons und Lafere, und beschloß den Feldzug mit dem Einrücken in Paris. Nach dem Frieden ward er commandirender General von Ostpreußen und Lithauen. Bei Eröffnung des Feldzuges von 1815 erhielt er den Oberbefehl des vierten Armeecorps, mit welchem er zum Siege bei Belle-Alliance so wesentlich beitrug, daß der König, um ihn auszuzeichnen, ihn zum Chef des 15. Linienregiments ernannte, welches fortan den Namen Regiment Bülow von Dennewitz führen sollte. Am 11. Jan. 1816 kehrte der Held zum General-Commando nach Königsberg in Preußen zurück und starb daselbst 6 Wochen darauf, am 25. Febr. 1816. Bülow, der als Feldherr glänzte, war eben so achtungswerth als Bürger und als Mensch. Er hatte die Kriegskunst von früher Jugend an gründlich und wissenschaftlich studirt, setzte dieses Studium während seiner militärischen Laufbahn unablässig fort, und war ein denkender Feldherr. Aber er huldigte auch den Musen. Sein gebildeter Geist war im Gebiete der schönen Künste kein Fremdling. Die Tonkunst zog ihn vorzüglich an, und er hat mehrere Motetten, eine Messe und die Psalmen 51 und 100 componirt.

Bülow (Graf v.), königl. westphäl., dann königl. preuß. Finanzminister, aus derselben Familie der Barone von Bülow mit dem berühmten preuß. General, von dessen Person und Verdiensten wir im vorhergehenden Artikel gesprochen haben. Er war Präsident der Regierung von Magdeburg, bis diese Provinz mit dem Königreich Westphalen vereinigt wurde, und trat dann gezwungen in die Dienste des Königs Hieronymus, welcher ihn zum Staatsrath, und bald darauf zum Finanzminister ernannte. Seine Freimüthigkeit, sein offenes Widerstreben gegen die Härten der neuen Regierung, und das ganze System konnten den König nie bewegen, ihn zu entlassen, denn seine Erfahrung, sein Scharfblick und seine Thätigkeit hatten ihn beinahe unentbehrlich gemacht, während alle Untergebene den freundlich humanen Minister verehrten. Als aber Napoleon mehrere Provinzen vom Königreich abreißen wollte, und Bülow, der dies zu verhindern an ihn gesandt war, offenbare Beweise seines Hasses erhielt, konnte sein König ihn nicht länger schützen, und ließ ihn in Ungnade fallen. Erst 1813, als Westphalen wieder erobert und die entrissenen Provinzen wieder Preußen zugefallen waren, trat er als Finanzminister Friedrich Wilhelms III. wieder in das öffentliche Leben zurück und wurde von ihm 1815 zum Wiener Congreß berufen. Die Gnade seines Königs bestätigte ihn im Grafenstande, den er schon vom Exkönige Hieronymus erhalten hatte. Eine umständliche Biographie dieses Staatsmanns aus einer wohl unterrichteten Feder findet man in den Zeitgenossen, Heft 24.

Bund, s. Testament.

Bund (deutſcher), ſ. Deutſchland und deutſcher Bund.

Bundſchuh, eigentlich die veraltete Benennung einer ehemals gewöhnlichen Art großer Schuhe, die bis über die Knöchel gingen und zugebunden wurden. Uneigentlich wird damit der Bauernaufſtand in der erſten Hälfte des 16. Jahrh. bezeichnet, weil die Aufrührer einen ſolchen Schuh als Zeichen auf einer Stange oder auch in den Fahnen führten. (S. Bauernkrieg.)

Buol-Schauenſtein (Baron v.), war 1790 Chargé d'affaires des röm. Kaiſers im Haag, wurde 1792 zum Kammerherrn und kaiſerl. Geſandten in Baſel ernannt, und ging von da 1794 als Directorial-Miniſter zum Reichstag nach Regensburg, wo er vergeblich ſich bemühte, die verſchiedenen Fürſten von einer Trennung von der Coalition abzuhalten. Bald hernach ward er als Geſandter bei dem niederſächſiſchen Kreis nach Hamburg geſchickt. Lange Jahre verſchwand ſein Name aus allen öffentlichen Verhältniſſen, bis er endlich wieder 1815 bei dem Bundestag zu Frankfurt als k. k. öſterr. Geſandter erſchien, und zum Präſidenten deſſelben ernannt wurde. Noch jetzt behauptet er daſelbſt dieſe Würde, und verfolgt das Intereſſe und die politiſche Anſicht ſeines Hofes mit milder Feſtigkeit.

Buonaparte (die Familie), erhob ſich, und ſtürzte mit und durch Napoleon Buonaparte. Deſſen Mutter, die ſchöne Maria Lätitia Ramolini, geb. 24. Aug. 1750 zu Ajaccio in Corſica, vermählte ſich 1766 mit Carlo Buonaparte, der durch Marboeuf damaligen Gouverneur von Corſika, Beiſitzer des königl. Gerichtshofes in Ajaccio wurde, dann ſeiner Geſundheit wegen ſich nach Montpellier begab, und daſelbſt 40 J. alt 1785 ſtarb. Mad. Lätitia Buonaparte hatte ihm der Zeit nach folgende Kinder geboren: Giuſeppe, Napolione, Luciano, Luigi, Mariana, Carletta, Annunziada und Girolamo. Die junge Witwe ſuchte, da ſie ohne Vermögen war, mächtige Beſchützer, und fand ſie. Ihre Bekanntſchaft mit dem Grafen von Marboeuf, gründete das Glück der Familie. Die Corſen behaupteten ſämmtlich Edelleute zu ſein, und weigerten ſich, Steuern zu bezahlen. Ludwig XV. befahl daher dem Gouverneur, 400 Familien auszuwählen, die allein als adelig betrachtet werden ſollten. In dieſe Liſte ſetzte Marboeuf auch die Familie Buonaparte. Als die Engländer 1793 Corſica eroberten, flüchtete ſich Mad. Lätitia mit ihren Töchtern nach Marſeille. Bald nach dem 18. Brümaire (Nov. 1799) kam ſie nach Paris; allein erſt nach Napoleons Erhebung zur Kaiſerwürde huldigte man der Madame mère, die dem Tone und der Sprache nach halb Italienerin, halb Franzöſin war, und nicht ſonderlich in den neuen Rang ſich ſchicken konnte. Sie erhielt einen eigenen Hofſtaat, und ward General-Superiorin der barmherzigen Schweſtern (Soeurs de la Charité) und der Hoſpitaliterinnen des franzöſiſchen Reichs. Man rühmte damals viele mildthätige Werke von ihr. Andre fanden ſie geizig. Die Größe, welche ſie umgab, hat ſie wenigſtens nicht verblendet. Unter ihren Kindern liebt ſie den Exkönig von Holland, Louis, am meiſten. Sie lebt ſeit 1814 in Rom, bei ihrem Stiefbruder, dem Card. Feſch. Durch den Pariſer Tractat vom 20 Nov. 1815 wurde die geſammte Familie Buonaparte aus Frankreich verbannt; und in dem am 6. Jan. 1816 von Ludwig XVIII. gegebenen Amneſtiegeſetz wurden von der Amneſtie ausgenommen Napoleon Buonapartes ſämmtliche Verwandte, die aus Frankreich verbannt bleiben, daſelbſt nichts beſitzen dürfen, und binnen 6 Monaten ihr dort erkauftes Eigenthum verkaufen ſollen.

Digitized by Google

Hierauf bestimmte die kön. franz. Ordonnanz vom 22. Mai 1816, daß die Güter und Einkünfte der bei der Rückkehr Napoleons von Elba nach Frankreich zurückgekommenen Glieder der Familie Buonaparte, die durch das Gesetz vom 12. Jan. 1816 eingezogen worden waren, zur Unterstützung verdienter Militärpersonen und solcher Donatarien, die ihre Donationen im Auslande verloren haben, verwandt werden sollen. Wir handeln in den nächsten Artikeln Joseph, Napoleon, Lucian, Ludewig und Hieronimus Buonaparte ab, und verweisen wegen Mariana, nachher Elisa genannt, auf Bacciochi, wegen Carletta, nachher Marie Pauline genannt, auf Borghese, wegen Annunziada, nachher Annonciade Caroline genannt, auf Murat. Nächstdem sehe man die Artikel Fesch, Eugen (dessen Schwester Hortensia bei Ludewig Buonaparte angeführt ist) und Marie Louise (Leopoldine Caroline).

Buonaparte (Joseph), geb. den 7. Jan. 1767 zu Ajaccio, begann die juristische Laufbahn als Gehülfe eines Rechtsgelehrten; flüchtete dann 1793 mit seiner Familie nach Marseille, wo er sich 1794 mit Marie Julie Clary, der Tochter eines reichen Kaufmanns (Schwägerin des jetzigen Königs von Schweden, Carl Johann), vermählte. Auf seines Bruders Empfehlung ward er 1796 Kriegscommissär, Bataillonschef der Volontaires nationaux und Chef der Administration bei der italienischen Armee. Nach dem 18. Fructidor trat er als corsischer Abgeordneter in den gesetzgebenden Rath ein. 1797 ging er als Ambassadeur der Republik nach Rom, das er nach des Generals Düphot Ermordung verließ, worauf das Directorium den Kirchenstaat besetzen ließ. Im Rath der Fünfhundert sprach er wenig; doch wählte man ihn zum Secretär d. 21. Juni 1798. Nach dem 18. Brümäre ernannte ihn sein Bruder zum Staatsrath und Tribun. Dem verschlossenen, schlauen und mit politischen Kunstgriffen, noch aus seiner Advocatenlaufbahn, wohlbekannten Joseph fehlte es keinesweges an Talenten, sich geltend zu machen; daher ernannte ihn Napoleon zu seinem Bevollmächtigten, um mit dem Verein. Staaten von Nordamerika einen Freundschafts- und Handelsvertrag (Paris den 30. Sept. 1800) abzuschließen; hierauf den 11. Oct. 1800 zum bevollmächtigten Minister beim Friedenscongresse zu Lüneville. Als solcher unterzeichnete er den daselbst geschlossenen Frieden (9. Febr. 1801), und den mit England zu Amiens (1802). Auch leitete er nebst Cretet und Bernier die Unterhandlungen mit dem Cardinal Consalvi, dem Erzbischof Spina, und dem Pater Caselli, wegen des nachher am 15. Juli 1801 abgeschlossenen Concordats. Als Napoleon die Kaiserkrone erworben, sah sich Joseph schnell nach einander zum Senator und Inhaber der Senatorie Brüssel, dann zum Großoffizier und Mitglied des Raths der Ehrenlegion und der eisernen Krone, endlich zum französischen Prinzen und Großwahlherrn von Frankreich erhoben. Napoleon schien ihm unter seinen Brüdern das meiste Vertrauen zu schenken, obgleich Lucian seinem Ehrgeize wesentlichere Dienste geleistet hatte. Uebrigens soll Joseph bei einem ächt italienischen Charakter nicht zur Grausamkeit geneigt, vielmehr milde, und für sich selbst keiner durchgreifenden Maßregeln fähig, am wenigsten aber ein guter Soldat oder Taktiker sein, obgleich er als Lieutenant des Kaisers in dessen Abwesenheit der Regierung vorstand. Dessenungeachtet gab ihm Napoleon den Oberbefehl über die Armee von Neapel, und bestimmte ihn, nachdem die Dynastie von Neapel durch die Proclamation vom 27. Dec. 1805 für unwürdig zu regieren erklärt worden war, zum

Digitized by Google

Beherrscher beider Sicilien. Joseph hielt am 15. Febr. 1806 seinen Einzug in Neapel, und am 30. März d. J. erschien das kaiserl. Decret, wodurch Joseph Napoleon zum König von Neapel und Sicilien ernannt, die Verfassung des Reichs bestimmt, sechs große Reichslehen darin errichtet, und eine Million Franken von den Einkünften des Landes für französ. Militärs ausgesetzt wurden. Indeß widerstand ihm noch in Gaeta der tapfere Prinz von Hessen-Philippsthal, und die englischen Unternehmungen von Sicilien aus unterstützten die entschlossene, mit großer Rachsucht vergesellschaftete Widersetzlichkeit der Calabresen. Der neue Herrscher befolgte in seiner Verwaltung ganz Napoleons Vorschriften. Schon in den ersten Monaten des J. 1807 wurden die geistlichen Orden aufgehoben, ihre Güter eingezogen, das Feudalsystem abgeschafft, und das Reich in 13 Provinzen getheilt. Zugleich eröffnete Joseph die am 18. März d. J. gestiftete Akademie der Alterthümer. Auch ward der Orden beider Sicilien gestiftet. Aber ehe noch der neue Staat geordnet war, versetzte Napoleons Machtwort seinen Bruder Joseph, den 6. Juni 1808, auf den noch wankendern Thron Spaniens und Indiens, von welchem die Bourbons damals herabgestoßen worden waren. Vor seiner Abreise von Neapel, den 23. Juni, machte Joseph die eiligst entworfene Constitution des Reichs bekannt und Joachim Mürat trat in seine Stelle ein. (S. den Art. Mürat). Nachdem hierauf in Bayonne Spaniens neue Constitution von der Junta beschworen worden war, reisete Joseph von Bayonne ab, und hielt seinen Einzug in Madrid am 20. Julius. Allein die Nation ergriff gegen den Eindringling (intruso) die Waffen, und Duponts Unglück in Andalusien zwang ihn, eiligst Madrid zu verlassen, um unter dem zusammengezogenen französischen Heere bei Vittoria Schutz zu suchen. Nach den Schlachten bei Burgos, Espinosa, Tudela und Sommo-Sierra fiel Madrid am 3. Dec. zwar wieder in französische Gewalt, die Engländer unter John Moore wurden aus Spanien vertrieben, und die Bewohner Madrids beugten sich noch einmal unter Napoleons Willen, indem sie den entflohenen Joseph nicht nur zurück erbaten, sondern ihm auch vor dem Altare der Hauptkirche beständige Treue und Gehorsam gelobten. Zum zweitenmale hielt also Joseph seinen Einzug in Spaniens Hauptstadt am 22. Jan. 1809; aber der Krieg wüthete fort in allen Provinzen; denn der Haß und der gekränkte Stolz der Nation konnten nimmer beschwichtigt werden. Die Schlacht bei Talavera de la Reyna (27. und 28. Juli d. J.) drohte Joseph wieder aus seiner Residenz zu verjagen; doch Wellington konnte, wegen Cuesta's schlechter Mitwirkung und Venegas Niederlage bei Almonacir, den Sieg nicht benutzen. Joseph kehrte daher nach Madrid zurück, wo er, im Geiste seines Bruders, ungleich strengere Maßregeln zur Behauptung des Thrones nahm, und war glücklich genug, durch die am 18. Nov. d. J. bei Ocana gewonnene Schlacht, sich den Weg zur Eroberung des südlichen Spaniens zu eröffnen. Im Anfange des J. 1810 ward Andalusien erobert. Joseph zog in Sevilla ein, und theilte das Reich in Präfecturen. Alle französische Berichte verkündigten das baldige Ende des spanischen Krieges. Allein Cadix widerstand, und im folgenden Jahre trieb Wellington die französischen Heere aus Portugal. Die Guerillas wütheten in allen Provinzen, ja selbst vor den Thoren von Madrid, wo Joseph wie ein Staatsgefangener lebte, und, gänzlich abhängig von dem Willen seines Bruders und den Verfügungen französischer Marschälle, (namentlich Jourdan's, der ihm als Major-General

Digitized by Google

beigegeben war) den Spaniern um ſo verächtlicher erſchien. Im J. 1812 trieb Wellingtons Sieg bei Salamanca den König Joſeph zum drittenmale aus Madrid. Zwar kehrte er am 2. Nov. d. J. dahin zurück; allein die Unglücksfälle des J. 1813, beſonders die Niederlage bei Vittoria den 21. Juni, wo Joſeph ſelbſt commandirte, machte ſeinem Königthume völlig ein Ende, und kaum entfloh er den nachſetzenden engliſchen Dragonern, die ſeine Wagen, nebſt allen Schätzen, dem Scepter und der Krone, ſo wie Jourdan's Marſchallsſtab erbeuteten. Joſeph lebte ſeitdem in Frankreich dem Vergnügen auf ſeinem Landſitze zu Morfontaine, und befehligte, als die verbündeten Heere in Frankreich vordrangen, die Nationalgarde von Paris, bewies aber dabei große Unentſchloſſenheit. Endlich gab er ſeine Zuſtimmung zu der Capitulation von Paris, welche Marmont abſchloß, und entfloh mit der Kaiſerin nach Blois. Nach Napoleons Abſetzung zog er ſich, mit einem ihm zugeſicherten Einkommen von 500,000 Franken, in das Waadtland zurück, wo er das Landgut Prangin kaufte. Bei Napoleons Rückkehr, 1815, erſchien er wieder in Paris als franzöſiſcher Prinz, Connetable und Pär des Reichs; allein nach der Schlacht von Waterloo ſchiffte er ſich zeitig genug nach den vereinigten Staaten von Amerika ein, wo er nebſt vielen Begleitern im Sept. zu Neu-York anlangte, und ſich bald darauf in Trenton, (Neu-Jerſey) ankaufte, wo er als reicher Privatmann unter dem Namen eines Grafen von Sürvilliers lebt. Joſeph hat 1799 einen Roman, Moina, geſchrieben, der 1814 neu aufgelegt wurde. (K.)

Buonaparte (Napoleon), der zweite Sohn Carls Buonaparte, ward den 15. Aug. 1769 zu Ajaccio geboren. Die von einigen ſeiner blinden Haſſer aufgeſtellte Behauptung, er ſei eigentlich ſchon am 5. Febr. 1768 geboren, und habe ſich eigenmächtig, aus allerlei läppiſchen Gründen um etwa 1½ Jahr jünger gemacht, widerlegt ſich dadurch, daß auf dieſe Weiſe ſein Bruder Joſeph nur 4 Wochen älter ſein würde, als er. Der Gouverneur von Corſica, Graf von Marboeuf, verſchaffte dem jungen Napoleon eine königliche Freiſtelle in der Militärſchule zu Brienne, wo er von 1778 bis 1784 zum Officier gebildet ward. Durch neue Begünſtigung erhielt er einen Platz in der Militärſchule zu Paris, und ſchon 1785, im 17. Jahre ſeines Alters, ward er als Unterlieutenant bei der Artillerie, im Regiment la Fere, angeſtellt; zu einer Zeit, wo eine allgemeine Gährung nahe Stürme verkündigte und einem entſchloßnen Geiſte große Ausſichten eröffnete. Der junge Corſe hatte ſchon in ſeinem Vaterland den Sinn für politiſche Parteikämpfe in ſeinen von Natur verſchloßnen Geiſt aufgenommen. Er hatte haſſen gelernt; denn ein unbeſiegbarer Haß gegen Genua, das die Corſen nicht zu bezähmen vermochte, und gegen Frankreich, das anfangs Corſica für Genua, dann für ſich unterjochte, wurzelte in aller Herzen. Er ſah die Theilnahme ſeines Vaters an den öffentlichen Angelegenheiten, deſſen Freiheitsſinn und Haß der Unterjochung, und bewunderte den Helden Paoli. Aber zugleich lernte er die Menſchen verachten, und Haß und Rache im Buſen verbergen; wilde Kampfluſt wurde eben ſo bei ihm vorherrſchende Neigung, als Paoli's Ruhm ſeine Ehrſucht entzündete. Verſchloſſen, wie alle, die ihn umgaben, gewöhnte er ſich, die Menſchen zu beobachten, ſich ſelbſt der Beobachtung Andrer zu entziehen, und während das gemeinſame Intereſſe faſt zerſtört war, nur das eigne zu ſuchen. So geſellte ſich die ſtolzeſte Selbſtſucht zu innerer Leidenſchaft. Kein ſanfteres Gefühl drang in ſeine eherne Bruſt. Vielmehr mußte

er bei seinem Eintritt in die Militärschule zu Brienne bald sein Uebergewicht wahrnehmen; kein Lehrer, kein Mitschüler — sie waren ja Franzosen — gewann ihm Liebe, keiner wahre Achtung ab. In sich zurückgezogen, suchte er die Einsamkeit, war finster, hinbrütend, und verachtete die Spiele seiner Gefährten. Nichts konnte ihn aus dem Phantasienkreis, in den er schon gebannt war, herausreißen. Dazu wirkten auch seine Studien mit. Im Kriege geboren, warf er sich mit entschiedner Neigung auf die Kriegswissenschaften. Die tiefsinnigsten Lehren der Mathematik wurden seine Lust, weil er sie alle auf Kriegskunst bezog, die der Mittelpunkt seines Lebens ward. Und gerade die Kriegswissenschaft mußte auf seinen Charakter am mächtigsten einwirken, indem die Menschen ihm hier immer mehr Maschinen wurden oder Feinde, die man überlisten oder nach allen Regeln der Kunst schlagen und vernichten mußte. Siegen, herrschen ward seine heftigste Neigung, und nur darum trat er seinen Mitschülern etwas näher, um den Krieg im Kleinen zu führen, den er schon im Großen dachte. Man weiß, wie er seine Gefährten gegen einander aufgereizt, Meuterei gegen die Lehrer angestiftet und sich ein Ansehen unter den Knaben erworben, obwohl die meisten ihn haßten. Bemerkenswerth ist auch, daß er sich endlich zwei von jenen, und gerade sehr beschränkte Köpfe, zu täglichen Gefährten auswählte, und diese so an sich zu fesseln wußte, daß sie in demüthiger Bewunderung seiner Ueberlegenheit sich zu Werkzeugen seiner Absichten gebrauchen ließen. Neben seinen mathematischen Studien beschäftigte ihn besonders die Geschichte des Alterthums. In allen kühnen Unternehmungen der Vorzeit erkannte er das eigne Kraftgefühl, und jedes gelungene Emporstreben, jeder Sieg gewann ihm das einzige Entzücken ab, dessen er fähig war. Was freiempfänglichen Gemüthern wahrhaft bildend ist, das haftet nicht an denen, die in der schroffen Selbstsucht einseitiger Richtung und finstrer Abgeschlossenheit sich gefallen. Daher mußten ihm die Helden der Vorzeit nur als die Starken gefallen, die ihre Umgebungen zu ihren eignen Zwecken zu gebrauchen wußten, und die Helden Plutarchs, dessen Lebensbeschreibungen er mit besonderer Neigung betrachtete, konnte ihn darum minder mit Weisheit als mit Herrschsucht und Menschenverachtung erfüllen. In spätern Jahren zog ihn auch das düstre Nachtgemälde des Nordens in Ossians Schlachtgesängen an; Tacitus hingegen, den er nur den Verläumder des Nero nannte, war ihm verhaßt. Die Spartaner wurden ihm Vorbilder der Selbstabhärtung, der Kampflust und jener Wortkargheit, die über den Sinn ihrer Rede in Zweifel läßt. Sie ahmte er auch in seinen Antworten und Mittheilungen nach, und gewann, ohne je einer Sprache sich vollkommen zu bemächtigen, die große Fertigkeit, mit Wenigem viel, immer aber mehr zu sagen, als die Hörer erkennen sollten, oder auch wohl eine tiefere Bedeutung, als er selbst hineinlegte, muthmaßen zu lassen. Zugleich lernte er auf kleine Umstände achten, nichts, was der eignen Absicht förderlich sein könnte, übersehen, den Gegnern ihre Schwächen ablauern, und sie in unbewahrten Augenblicken überlisten. So weit brachte es schon der Jüngling in der kleinen Welt von 150 Franzosen, die ihn zu Brienne umgaben. Sein Wille ward hier immer beharrlicher und strenger, und seine Lehrer, die sein Talent, seine raschen Fortschritte in den Kenntnissen, die seinem Sinn entsprachen, ehren mußten, hatten oft Ursache, seine Ungelehrigkeit in Allem, was ihm keine Neigung abgewinnen konnte (wie Poesie, Grammatik, Orthographie, Latein u. s. w.), seine Verschlossenheit und Hinterlist,

ſeine unbeugſame Hartnäckigkeit, und eine Leidenſchaft, die zuweilen in wilde Wuth ausbrach, wenn ſie Widerſtand fand, zu tadeln. Daher bemerkte einer der Lehrer ſchon damals bei Napoleons Namen: „Ein Corſe von Geburt und Charakter. Er wird es weit bringen, wenn die Umſtände ihn begünſtigen.“ So war Buonaparte, als er in die große Welt zu Paris eintrat. Zum Soldaten geboren, wußte er als Officier, fern von den Genüſſen der Jugend, durch Pünktlichkeit im Dienſt, durch ausgezeichnete Kenntniſſe in ſeinem Fache, und durch fortgeſetzten Fleiß, die Achtung ſeiner Obern zu gewinnen, und je mehr er über alle Officiere ſeines Alters hervorragte, deſto mehr durfte er hoffen, ſich emporzuſchwingen. Ein ungemeiner Menſch, wie er war, ſah er nur Einen Zielpunkt vor ſich, auf den er unbeweglich Alles bezog: Macht für ſeine Kraft! Als nun die erſten Stürme in Frankreich ausbrachen, war er nicht zweifelhaft, welche Partei er ergreifen ſollte. Als General, ſoll er ſelbſt geſagt haben, „hätte ich mich an den Hof gehalten, als Lieutenant ohne Vermögen mußte ich die Partei des Volks ergreifen.“ Indeß ward Paoli nach Paris berufen. Mit ihm ſchiffte Napoleon gegen Ende des Jahres 1790 nach Corſica, wo ſchon die Parteien der Ariſtokraten und Demokraten mit einander kämpften. Napoleon, der damals ſein verunglücktes Gedicht zu Ehren der Freiheit in Umlauf ſetzte, zeichnete ſich unter den Letztern aus, und wurde zum Commandanten der Nationalgarde in Ajaccio ernannt. Verwegen ohne Patriotismus, hoffte er, in dem Sturm der Revolution ſelbſt an die Spitze ſeiner Landsleute zu treten, zumal da Paoli in der Volksgunſt immer mehr ſank. Allein er war nicht glücklich. Seine Unternehmung auf die Inſel Maddalena, die er mit einem kleinen ungeordneten Haufen im Namen der Republik beſetzte, mißlang, und die damit zuſammenhängende Expedition des Admirals Truguet auf Sardinien verunglückte gänzlich. Paoli aber, der die zügelloſen Demokraten nicht mehr zu bändigen vermochte, rief nun die Hülfe der Engländer an. Napoleon ſelbſt hatte ſich durch revolutionäre Ausſchweifungen und grobe Vergehungen ſo verhaßt gemacht, daß er 1793, auf Paoli's und Pozzo di Borgo's Veranſtaltung, mit vielen andern Aufrührern aus Corſica verbannt ward. Er ſchiffte ſich mit ſeiner Familie nach Marſeille ein, wo damals ein hitziger Parteikampf herrſchte warf ſich in die jacobiniſchen Klubs, und verſuchte ſich noch einmal als Schriftſteller in einem Geſpräch zwiſchen Marat und einem Föderaliſten, betitelt: Le Souper de Beaucaire, in dem die ausſchweifendſten Grundſätze vorgetragen waren. Aber weder dieſe bald vergeſſene Flugſchrift, noch andre Bemühungen konnten ſeine Lage verbeſſern. Endlich wurde er als Capitän im 4. Artillerie-Regimente angeſtellt, und diente bei dem republicaniſchen Heere unter Kellermann, welches Lyon belagerte. Als hierauf die Republicaner Toulon angriffen, das ſich am 28. Aug. 1793 den Engländern ergeben hatte, ward er durch Salicetti, Mitglied des Convents, an Barras empfohlen und erhielt ein Commando bei der Artillerie. Hier zeichnete er ſich ſo vorzüglich aus, daß es ihm beſonders zuzuſchreiben war, daß Toulon noch vor Ende des Jahres in die Gewalt der Republik zurückfiel. Damit begann ſeine republicaniſche militäriſche Laufbahn. 1794 ward er zum Bataillonschef ernannt, und ſollte Corſica wegnehmen; allein ſeine Verſuche, ſich Ajaccio's zu bemächtigen, mißlangen. Doch empfahl ihn ſein Jacobinismus der herrſchenden Partei, und er wurde im J. 1795 Brigadegeneral der Artillerie bei der italieniſchen Armee. Dieſes Heer war in ſchlechtem

Digitized by Google

Zustande, und durch öftere Niederlagen muthlos. Da entwickelte sich zuerst seine Kunst, trotz aller Hindernisse, ein Ziel unverrückt ins Auge zu fassen, kleine Gefechte zu vermeiden, und mit aller Gewalt auf Einen Punkt loszubrechen, und im Fluge ihn zu besiegen. Er suchte die Heerführer zu überzeugen, daß sie ihr Vertheidigungssystem verlassen, und, obwohl mit geringer Macht, Piemont überwältigen müßten. Doch ein unerwartetes Ereigniß hemmte seinen Flug. Robespierre, und mit ihm die Schreckensregierung, war gefallen. Der Nationalconvent ließ alle Schreckensmänner entwaffnen. In Nizza, wo Napoleon jenes furchtbare System mit grenzenlosem Ungestüm predigte, erschien der Deputirte Beffroi, der ihn sogleich gefangen nehmen ließ. Zwar erhielt er seine Freiheit wieder, verlor aber seinen Posten bei der italienischen Armee. Er eilte nach Paris, um sich zu rechtfertigen. Aber vergebens wendete er sich an Aubry, der im Wohlfahrtsausschuß Präsident des Kriegs-Comité war, und die Schreckensmänner unversöhnlich haßte. Er sah sich auf's neue hülflos, und lebte von der kärglichen Unterstützung einiger Freunde. Die Vernichtung glänzender Hoffnungen erfüllte seine Seele noch mehr mit finsterm Unmuth, Menschenhaß und Verachtung. Er beschloß daher, Frankreich zu verlassen, und in der Türkei sein Glück zu versuchen. Allein man verweigerte ihm die Erlaubniß. Dagegen erhielt er endlich auf die Verwendung des Jean Debry und Freron, eine neue Anstellung bei der Artillerie in Holland. Eben bereitete er sich, dahin abzugehn, als er zu einem belohnenden Unternehmen in der Nähe gerufen ward. Mehrere pariser Sectionen hatten sich gegen die dritte Constitution der Republik vom 23. Sept. 1795 verbunden. Der Convent zog Streitkräfte zusammen und wählte zuverlässige Generale. Barras empfahl Buonaparte. Jener erhielt den Oberbefehl; diesem ward das Untercommando anvertraut. Er entsprach den Erwartungen, als am 5. Oct. in Paris der Kampf der royalistischen Partei gegen die Conventstruppen ausbrach. An diesem Tage, dem 13. Vendemiaire, sagte er: J'ai mis mon cachet sur la France. Der dankbare Convent erhob ihn sofort zum Divisionsgeneral. Drei Monate später, im J. 1796, gab ihm das Directorium den Oberbefehl über die italienische Armee. Dies bewirkte Barras, der bis dahin im vertrauten Verhältniß mit der Wittwe des General Beauharnois gestanden hatte, und auf dessen Vermittlung die reiche Frau (s. d. Art. Josephine) dem General Buonaparte die Hand gab. Damit begann die glorreiche Laufbahn des 26jährigen Feldherrn. Am 30. März 1796 übernahm er in Nizza, als Scherer's Nachfolger, den Heerbefehl. Bewährte Generale standen ihm zur Seite. Aber das Heer war schwach, und befand sich in einem Zustande gänzlicher Auflösung. Ihm gegenüber stand Beaulieu an der Spitze von 60,000 Mann Oesterreicher und Sarden. Doch Napoleon begeisterte seine Soldaten durch stolze Worte. Wie Hannibal zeigte er ihnen Alles, was sie brauchten und wünschten, in dem Lande des Feindes. Darauf führte er sie in den Kampf. Es gelang ihm, durch Umgehen oder Vordringen im Rücken des Feindes dessen Plan zu vereiteln, und ihn aus seiner Stellung zu werfen. Am 12. Apr. 1796 schlug er bei Montenotte (s. d. Art.) den österreichischen Feldherrn d'Argentau. Ein glücklicher Flankenmarsch gewann ihm den ersten Sieg. Unaufhaltsam verfolgte er den errungenen Vortheil. Die Trennung des österreichischen Heeres von dem piemontesischen war sein nächstes Ziel. Schon am 13. Apr. griff er von neuem an, und erfocht am 14. den glänzenden

Sieg bei Millesimo und Dego. Am 15. war die Trennung der feindlichen Heere vollständig erreicht. Er warf sich jetzt zuerst auf den schwächern Theil, griff am 16. das verschanzte Lager der Piemonteser bei Ceva an, drängte dieselben nach Mondovi zurück, und schlug am 17. im feindlichen Lager sein Hauptquartier auf. Am 22. Abends zog er siegreich in Mondovi ein. Der Hof von Turin bot Friedensunterhandlungen an; doch der Sieger bewilligte unter harten Bedingungen nur einen Waffenstillstand (am 28. April), der ihm die wichtigsten Festen Piemonts einräumte, und ihn zum Meister des ganzen Landes und seiner Hülfsquellen machte. Unterdessen hatte sich der österreichische Feldherr hinter den Po gezogen, um den Feind von Mailand abzuwehren. Er erwartete, durch Napoleons Bewegungen getäuscht, daß dieser zwischen Valencia und Pavia den Uebergang über den Po versuchen werde. Jener aber bewirkte schon am 8. Mai den Uebergang seiner Armee von Piacenza aus und nöthigte den Feind, sich bis an die Adda zurückzuziehen. Bei Lodi verschanzten sich die Oesterreicher; das Vordringen über die lange, stark vertheidigte Addabrücke schien unmöglich. Napoleon führte einen Theil seines Heers an die durch ein mörderisches Feuer vertheidigte Brücke. Seine Schaaren wankten; aber ihre Führer drangen unerschrocken vorwärts, und das erste Wagniß von Napoleons blutiger Tactik — es kostete 10,000 Mann! — war gelungen (10. Oct.). Am 12. zog er in Cremona, am 13. in Pavia und schon am 14. in Mailand ein. Die Lombardei war in seiner Gewalt, und die Oesterreicher vereinigten ihre Macht, um nur Mantua zu decken. Da suchten, von dem unerwartet schnellen Erfolge betäubt, die Fürsten Italiens den Frieden. Schon am 9. Mai hatte der Herzog von Parma einen Waffenstillstand erhalten; am 17. der Herzog von Modena. Dem König von Sardinien war am 18. Mai zu Paris Friede gegeben worden, welcher der Republik außerordentliche Vortheile sicherte. So hatte Buonaparte, indem er das Unglaubliche bewerkstelligt, alle Staaten Italiens zittern gemacht, ungeheure Kriegssteuern erhalten, und sein Heer mit neuem Muth erfüllt. Einige Begünstigung fand er in der unruhigen Stimmung der gegen ihre Regierungen aufgeregten Italiener, denen er Freiheit und Vernichtung der Tyrannei verkündete. Ueberall suchte er die Unterthanen ihren Fürsten, ihrer Verfassung zu entfremden, und Empörung unter den Vorspiegelungen des Republicanismus anzufachen. Fast unerschwingliche Summen foderte er für unsichern Waffenstillstand, dessen Bedingungen stets so gestellt waren, daß sie weitern Foderungen Raum gaben. Schon hatte er das furchtbare Raubsystem eingeführt, welches alles, was zum Bedürdnisse, zum Luxus des Heeres gehörte, schonungslos von dem besetzten Lande foderte. Schon foderte er kostbare Kunstwerke von den Bedrängten, und sendete sie als glänzende Trophäen seiner Siege nach Paris. Auch seine Armeeberichte trugen das Gepräge seiner spätern Bulletins, nur waren sie minder lügenhaft. Dabei übte er schonungslose Strenge gegen diejenigen, welche sich wider ihn auflehnten. Müde der endlosen Bedrückungen, griffen die Lombarden zu den Waffen. In Pavia und Binosco wurden viele Franzosen ein Opfer des Uebermuths, mit dem sie die Bewohner gereizt. Da strafte Napoleon mit Feuer und Schwert die Unglücklichen; Lugo ward von Augereau ausgeplündert. Der Feldherr nahm überall, wo er es fand, in Leihhäusern und Kirchen, das anvertraute und das Privatgut. Darauf eilte er der österreichischen Armee, die sich am Mincio befestigt, entgegen, ging am 21. Mai

über den Fluß, da, wo man es wieder am wenigſten erwartete, nahm am 1. Juni Verona ein, und drängte die Feinde bis an die Grenzen Tyrols zurück. Am 3. Juni ſchloß er Waffenſtillſtand mit Neapel und eilte nun um ſo ſichrer, ſeine ganze Macht gegen die Oeſterreicher zu wenden. Die treuen Tyroler rief er vergebens zur Empörung auf, indem er ihnen Freiheit und Unabhängigkeit verſprach. Italien ſelbſt drohten neue Unruhen; ſchnell erſchien er, ſie zu dämpfen. Die Citadelle von Mailand und die Feſte Mantua waren noch in öſterreichiſcher Gewalt. Letztere ſchloß er ein und drang, um ſich Italiens zu verſichern, in das päpſtliche Gebiet vor. Am 19. Juni waren Bologna, Urbino nnd Ferrara in ſeiner Gewalt, und der Papſt ſah ſich genöthigt, am 23. einen Waffenſtillſtand mit ungeheuern Contributionen, mit den herrlichſten Kunſtſchätzen und mit vorläufigem Verzicht auf Bologna, Ferrara und Ancona, zu erkaufen. Keine Verträge achtend, überfiel er jetzt das neutrale Gebiet des Großherzogs von Toscana, und beſetzte Livorno (28. Juni), um ſich der engliſchen Schiffe zu bemächtigen. Letzteres gelang zwar nicht, aber ein reicher Vorrath engliſcher Waaren fiel in ſeine Hände. Er ließ Beſatzungen zurück, um, wie er vorgab, das Land gegen den brittiſchen Deſpotismus zu beſchützen. Als ſich darauf, den 29. Juni, die Citadelle von Mailand ergeben hatte, unternahm er die Belagerung Mantua's. Dieſes zu entſetzen, drangen die Oeſterreicher unter Wurmſer (der an Beaulieu's Statt den Oberbefehl erhalten) mit bedeutenden Verſtärkungen an die Etſch, und unter Quasdanowich über Brescia vor, entſetzten Mantua und drängten Buonaparte an den Mincio zurück. Nun zog zwar Wurmſer am 1. Aug. in Mantua ein; aber Buonaparte warf ſich plötzlich auf die einzelnen öſterreichiſchen Heerabtheilungen, ſchlug den 7. Aug. Quasdanowich bei Leonato, und nöthigte am folgenden Tage mit 1200 Mann, die er ſelbſt führte, 4000 Oeſterreicher ſich zu ergeben, da ſie von ſeinen Drohungen ſich ſchrecken ließen. Durch einen verſtellten Rückzug lockte er Wurmſer aus ſeiner feſten Stellung, ſchlug ihn den 5. Aug. bei Caſtiglione und nöthigte ihn, ſich nach Tyrol zurückzuziehen. So begann er am 23. Aug. die Belagerung Mantua's von neuem, indem er zugleich die wieder mächtig vordringenden Oeſterreicher einzeln ſchlug. Am 4. Sept. griff er den rechten Flügel unter Davidovich's Oberbefehl an, ſchlug ihn und rückte am 6. in Trient ein. Raſch wendete er ſich auch gegen den linken Flügel unter Quasdanowich, ſchlug ihn am 9. bei Baſſano, bemächtigte ſich der Stadt, und drängte den Feind über die Brenta zurück. Wurmſer, von der Hauptarmee getrennt, von Tyrol abgeſchnitten, faßte den kühnen Entſchluß, ſich nach Mantua zu werfen; Buonaparte, der noch bei San Giorgio, der Vorſtadt Mantua's, ihn erreichte und ſchlug, konnte die Stadt ihm nicht verſchließen, in die er am 29. Sept. einzog. Während nun Mantua von neuem belagert ward, beſchäftigte ſich Buonaparte mit der Republicaniſirung Italiens. Leicht fand er einen Vorwand, den Waffenſtillſtand mit dem Herzog von Modena, der ſich ſeine Unterthanen abgeneigt gemacht, zu brechen, beſetzte das Land, und vereinigte es mit der neugeſchaffnen cispadaniſchen Republik am 8. Oct. Darauf gab er den neuen Republiken die franzöſiſche Verfaſſung. Auch trug er dazu bei, daß Corſica am 29. Oct. den Engländern durch die franzöſiſchen und corſiſchen Republicaner wieder entriſſen ward. Am 9. Oct. hatte ſich Genua unter harten Bedingungen, in den Schutz der Republik begeben; am 16. Neapel den Frieden erlangt, und am 5. Nov. ging auch der Herzog von

Parma, durch Modena's Beiſpiel geſchreckt, denſelben mit großen Aufopferungen ein. Da drangen die Oeſterreicher aufs neue, um Mantua zu entſetzen, gegen Baſſano und Roveredo vor. Doch den ſchwächern Buonaparte rettete ſeine Kühnheit. Ehe die feindlichen Heere ſich vereinigen konnten, ging er in der Nacht vom 14. auf den 15. Nov. über die Etſch, und nöthigte Alvinzy zu der dreitägigen Schlacht bei Arcole vom 15. bis 17. Nov., in der nur ſein und ſeiner Generale hoher Muth, das Vertrauen, das ſie ihren Soldaten einzuflößen wußten und die Verzweiflung, mit der er ſich ſelbſt jeder Gefahr ausſetzte, ſeinen Untergang abwandte und ihm einen blutigen, aber großen Sieg gewann. Alvinzy ging an die Brenta zurück. Auch Davidovich ward nach Tyrol zurückgetrieben. Doch ſchon in den erſten Tagen des J. 1797 rückte Alvinzy wieder bis Rivoli vor, ward aber von Buonaparte am 14. Jan. geſchlagen, am 15. aus der Stellung bei Corona gedrängt und aufs neue nach Tyrol getrieben. Eine öſterreichiſche Colonne unter Provera hatte indeß verſucht, nach Mantua vorzudringen; Wurmſer that einen mörderiſchen Ausfall; aber Buonaparte ſchlug den Angriff zurück, ereilte Provera und nöthigte ihn, am 16. Jan., ſich mit mehr als 5000 Mann zu ergeben. Während nun die franzöſ. Generale in Tyrol eindrangen und Italien von dieſer Seite ſicherten, fiel am 2. Febr. Mantua, wodurch der Sieg in Italien entſchieden war. An demſelben Tage rückte Buonaparte, nachdem am 1. Febr. der Waffenſtillſtand mit dem Papſte, der ſich gegen Frankreich gerüſtet haben ſollte, aufgekündigt worden, in das päpſtliche Gebiet ein, ſchlug am Senio des Papſtes Truppen, und nahm Faenza, bald darauf Ancona, Loretto und Tolentino ein. Der ſchwergeängſtete Papſt ſchloß am 19. Febr. mit ungeheuern Aufopferungen den Frieden von Tolentino, der ihm den Kirchenſtaat jenſeits der Appenninen übrig ließ. Jetzt hatte Buonaparte keinen geringern Plan, als den Kaiſer in ſeinen eignen Staaten zu bekämpfen. Der Erzherzog Carl hatte ſich hinter dem Tagliamento befeſtigt. Buonaparte ſetzte am 10. März ſein bedeutend verſtärktes, dem öſterreichiſchen überlegenes Heer in Bewegung, und ging, während die franzöſ. Rheinarmee auch in Deutſchland den Kaiſer von neuem bedrohte, über die Piave, erzwang am 16. März den Uebergang über den Tagliamento und Iſonzo, und warf den Erzherzog Carl bis nach Görz und Gradisca zurück. Am 19. beſetzte er Gradisca, am 20. Görz und am 23. Trieſt. Vor Ende des Monats war faſt ganz Kärnthen und Krain, und ein Theil von Tyrol erobert. Buonaparte lud den Erzherzog Carl in einem Schreiben zu Unterhandlungen ein, verweigerte aber einen kurzen Waffenſtillſtand, ſchlug das Heer des Erzherzogs bis nach Steyer zurück und nahm Hauptquartier in Judenburg. Da erſchienen am 7. April öſterreichiſche Abgeordnete, noch einmal einen Waffenſtillſtand zu ſuchen. Der Sieger gewährte denſelben mit ſcheinbarer Großmuth, weil man ihm Grätz und Bruck einräumte. Indeß war ſeine Lage höchſt bedenklich. Vor ſich ward er von den verſtärkten, durch Landſturm und Freiwillige ermuthigten Oeſterreicher bedroht, die ſich ſchon Trieſts wieder bemächtigt und Tyrol befreit hatten. In Italien regte ſich neuer Aufſtand. Darum ſchloß er ſo willig den Präliminarfrieden am 18. April auf dem Schloſſe Eckenwalde bei Leoben, der dem Kaiſer große Opfer abnöthigte, die Franzoſen aber auf's neue in den Beſitz Trieſts ſetzte und ihnen geſtattete, ihre Abſichten auf Venedig auszuführen. Schon am 3. Mai ward, nachdem bereits der Senat dieſer Republik viele Demüthigungen erfahren, der ganze Staat für

Digitized by Google

erobertes Land erklärt, und die Aufhebung der alten Verfassung gefodert. Vergebens hatte Venedig seiner Neutralität vertraut, vergebens entschuldigte sich der Senat gegen alle Vorwürfe. Der übermüthige Feind kannte kein Recht, nur seinen eisernen Willen. Am 12. Mai war die alte Verfassung der Republik vernichtet, und statt ihr das Schattenbild einer demokratischen aufgestellt. Die venetianischen Lande und die Hauptstadt selbst blieben von den Franzosen besetzt. Im Mai ward auch Genua revolutionirt und erhielt am 6. Juli, als ligurische Republik, eine französische Verfassung. Am 28. proclamirte Buonaparte in Mailand die neue cisalpinische Republik, durch welche die cispadanische Republik, welche erst am 27. März ihre eigne Verfassung erhalten hatte, wieder verschlungen ward. Lucca entging nur durch wiederholte Contributionen dem nahen Verderben. Der König von Sardinien hatte sich, nach theuer erkauftem Frieden, zu einem schmählichen Bündniß mit Frankreich verleiten lassen; gleichwohl ward auch in seinem Lande die Flamme der Revolution angefacht. Schon damals sammelte der in die weiteste Ferne blickende Feldherr eine polnische Legion, und suchte seine Verbindung selbst bis nach Griechenland und Aegypten auszudehnen. Unterdeß erhielt er das Heer ganz auf Kosten der Länder, denen er die Freiheit versprochen, besonders der venetianischen Terra Ferma, und sandte überdieß noch unermeßliche Schätze, wenigstens an Kunstwerken, nach Paris. Hierauf ging er, unter kriegerischen Drohungen, von Mailand nach Udine, und eröffnete am 1. Sept. zu Campo Formio die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich. Am 17. Oct. ward der Definitivfrieden abgeschlossen, der Oesterreich Belgien und seine schönsten italienischen Provinzen entriß, und vom deutschen Reich in geheimen Artikeln das linke Rheinufer preis gab. Oesterreich hatte dagegen bereits im Juni die venetianischen Provinzen Istrien und Dalmatien besetzt. Buonaparte gab jetzt ihm noch Venedig und das feste Land der Republik bis an die Etsch. Alles aus eigner Machtvollkommenheit! Das Directorium ernannte hierauf Buonaparte mit Treilhard und Bonnier zu Abgeordneten bei dem Reichsfriedenscongreß zu Rastadt. Doch kaum hatte er daselbst den 25. Nov. die Unterhandlungen eingeleitet, als er am 2. Dec. Rastadt wieder verließ und nach Paris eilte. Man wünschte nämlich den stolzen Feldherrn, der den Gewalthabern selbst gefährlich schien, auf einen andern Platz zu stellen. In Paris merkte er bald, wie wenig Ernst es dem Directorium mit den Ehrenbezeigungen sei, die man ihm erwies; doch es war wohl auch ihm nicht Ernst, wenn er unwillig seine Entlassung foderte. Man wußte seinen Ehrgeiz zu beschäftigen, und dadurch ihn zu versöhnen. Er erhielt den Oberbefehl über die sogenannte Armee von England. Indeß war die Absicht auf Aegypten gerichtet, und Buonaparte selbst hat zuerst den Plan zu dieser Unternehmung entworfen. Mit geschäftiger Eile ward Alles betrieben, bei Toulon eine Flotte versammelt und ein auserwähltes Heer von mehr als 30,000 Mann. Buonaparte beschleunigte die Einschiffung, und schon am 19. Mai ging er unter Segel. Was ihn nach Aegypten trieb, ist schwer zu errathen. Ob er dort eine Herrschaft erringen wollte, die in Europa unerreichbar schien; oder ob er Frankreich und Europa in Aegypten sich unterwerfen wollte: das läßt die Geschichte unentschieden. Bei abenteuerlicher Einbildungskraft fühlte er in sich die Kraft eines Alexanders. Sein Ziel war Alles, oder Nichts; und das Leben erschien ihm wie

ein ungeheures Glücksspiel. Am 6. Juni 1798 erschien er vor Malta. Die Erlaubniß, in den Hafen einzulaufen, ward abgeschlagen. Am 10. landete er, Verrätherei und Unentschlossenheit der Ritter übergaben ihm die fast unüberwindliche Hauptstadt la Valette am 12. unter schmählichen Bedingungen. Wortbrüchig verletzte er bald den geschlossenen Vertrag. Die nöthigen Maßregeln zur Behauptung der Insel waren ergriffen, und schon am 17. Juni ging er wieder unter Segel. Indeß war die englische Flotte unter Nelson ihm nachgeeilt, und vor ihm an den Küsten Aegyptens angekommen, aber, weil sie ihn dort nicht gefunden, weiter gesegelt. Am 21. Juni erfuhr das französische Heer, mitten auf dem hohen Meere, seine Bestimmung. Am 1. Juli lag die Küste von Alexandrien vor ihnen, und Buonaparte bewirkte noch am Abend und in der Nacht die Ausschiffung eines Theils der Bewaffneten. Am folgenden Tage brach er gegen Alexandrien auf, das unvorbereitet war und sogleich im Sturm genommen ward. Von hier aus verkündeten öffentliche Anschläge, wie die Franzosen nur gekommen, Aegypten von den Mameluken zu befreien und zu beglücken. Buonaparte's Rede schien die eines ächten Muselmanns. Er nannte sich selbst den Gesandten Gottes. Am 6. Juli stand das ganze Heer auf Aegyptens Boden, und brach am 7ten gegen Kairo auf. 4 Stunden vor der Stadt, beim Dorfe Emba, fand dasselbe am 20. Juli, nachdem der mächtige Bey Ibrahim zurückgedrängt war, den Bey Murad mit einem Haufen von 6000 Mameluken. Am 21. ward Murad bei den Pyramiden geschlagen, das Lager mit seinen Schätzen erobert, und am 22. zog der Sieger in Kairo ein. Aegypten ward als eine französ. Provinz behandelt und organisirt. Aber am 1. Aug. erschien Nelson vor Alexandrien, und vernichtete in der Schlacht bei Abukir dergestalt die touloner Flotte, daß nur zwei Schiffe nach Malta entkamen. Dies war Buonaparte's erster bedeutender Unfall. Am 12. Sept. erfolgte auch die Kriegserklärung der Pforte. Er aber schien es nicht zu achten, daß er von Europa abgeschnitten war, und setzte die Umformung des Landes fort. Doch war noch nicht ganz Aegypten überwunden. Tausende von Franzosen fielen als Opfer der Rache der Beduinen. Am 7. Oct. schlug General Desair bei Sedman die ganze Macht des Murad Bey; eine Empörung, die in Kairo ausbrach, stillte Buonaparte am 21. Oct. nicht ohne Verlust. Hier schändete er seinen Namen auf's neue durch fürchterliche Grausamkeiten, die er theils anordnete, theils nicht hinderte. Ein neuer Sturm erhob sich von Syrien her. Dort hatte Ibrahim Bey bei Gaza eine neue Macht gesammelt. Ihn verstärkte der berüchtigte Achmed Dghezzar, Pascha von Acre. Sofort brach Buonaparte (22. Dec.) mit 12,000 Mann nach Syrien auf, und ließ die Landenge Suez und den Hafen besetzen. Am 18. Febr. 1799 traf er vor El Arisch ein, das schon vorher vom General Regnier belagert ward, und am 20. überging. Am 25. gewann er Gaza. Jaffa, das sich länger hielt, ward am 6. März mit Sturm genommen, und 4000 Gefangene wurden gemordet, weil man für sie keine Lebensmittel hatte. Am 18. März stand er vor Acre. Aber tapfer ward der Platz vertheidigt, unter Leitung und Unterstützung des englischen Admirals Sidney Smith. Buonaparte's Heer war schon durch den Zug in der Wüste geschwächt; die stets erneuten Kämpfe mit den Belagerten, die Anfälle der umherschwärmenden Scharen, noch mehr verheerende Seuchen, hemmten seine Unternehmung. Zwar gelang es ihm, am 15. April am Berge Tabor einen starken Haufen Mameluken zu schlagen;

doch ſah er ſich, trotz des errungenen Vortheils, am 21. Mai genöthigt, nach wiederholten blutigen Stürmen, die Belagerung Acre's aufzuheben, deren Eroberung, nach den Angaben eines neuern engliſchen Reiſenden, von den ſämtlichen Chriſten in Paläſtina und Syrien nur abgewartet war, um ſich mit Buonaparte zu vereinigen, wodurch höchſt wahrſcheinlich die türkiſche Herrſchaft in jenem Theile der Welt ihr Ende erreicht haben würde. Wenn man dieſe Nachricht, die wenigſtens an und für ſich gar nichts Unglaubwürdiges hat, und die fernere Behauptung jenes Reiſenden, daß der letzte Sturm auf Acre nur durch den Verrath oder die Unzufriedenheit einiger franzöſ. Officiere vereitelt worden ſei, als wahr annimt; wenn man bedenkt, daß Buonaparte, wenn es ihm gelungen wäre, dort eine dauernde Eroberung zu machen, vielleicht gar nicht wieder nach Europa zurückgekehrt ſein, und daß, ohne das Eingreifen des kühnen Mannes die Geſchichte der letztverfloſſenen zwanzig Jahre ohnfehlbar ganz anders lauten würde, als nun; ſo beweiſt dieſer Vorgang aufs neue, wie ſo oft das Schickſal der Welt von anſcheinend ganz unbedeutenden Umſtänden abhängt und dadurch geleitet wird. Durch Unmuth und Rache getrieben, ließ nun Buonaparte auf ſeinem Rückzug Alles verwüſten. Jaffa ward geſchleift; Wilſons Erzählung, daß er dort ſeine peſtkranken Soldaten, die ſeinen Rückzug hemmten, habe vergiften laſſen, hat Beauvois berichtigt *). Am 14. Juni traf er wieder in Kairo ein. Zugleich von mehrern Seiten bedroht, erhielt nur er den wankenden Muth der Franzoſen aufrecht. Eine türkiſche Flotte war bei Abukir gelandet, und hatte das Fort genommen. Buonaparte ſchlug die Türken am 26. bei Abukir, und bemächtigte ſich des Forts wieder. Dies war ſeine letzte That in Aegypten. Aus Frankreich erhielt er, beſonders durch ſeinen Bruder Lucian, der über England die Verbindung mit ihm unterhielt, ſichre Kunde von der kritiſchen Lage der Republik. Sieyes hatte ihn zum Wiederherſteller des gedemüthigten Frankreichs auserſehen. Schnell war der Entſchluß gefaßt, zurückzukehren. Heimlich verließ er ſein Heer, deſſen Oberbefehl er dem General Kleber übergab. Unter Verſprechungen, mit größerer Macht wiederzukommen, ſchiffte er ſich mit Lannes, Mürat, Berthier, Andreoſſy, Bourienne, Ganteaume, Marmont, Lavalette, Berthollet und Monge am 23. Aug. ein. Am 30. Sept. war er in Ajaccio, wo ungünſtige Winde ihn zurückhielten. Am 9. Oct. ſtieg er bei Frejus ans Land. Wie im Triumph zog er nach Paris, wo er am 14. Oct. eintraf. Jetzt begann der Akt ſeines Herrſcherlebens. Mit Jubel empfingen die Pariſer den Helden, der plötzlich erſchien, wie durch einen Zauberſchlag. Aber erſchrocken traten die zuſammen, die froh, ihn fern zu wiſſen, von ſeinem Auftreten nichts Gutes ah-

*) Den „Victoires et conquêtes français, Vol. X.“ zufolge erhielten die Peſtkranken, ohngefähr dreißig an der Zahl, durch den Oberapotheker Royer eine ſtarke Gabe des unter dem Namen Sydenhamſches Laudanum bekannten Opiats. Bei mehreren derſelben bewirkte dieſer Trank eine wohlthätige Aenderung, und ſie genaſen, 15 oder 16 aber unterlagen. General Berthier und der Oberarzt Desgenettes hatten ſich dem Vorſchlage ernſtlich widerſetzt. Royer war ein gewiſſenloſer Menſch, der wegen früherer Untreue im Dienſt ſchon nahe daran geweſen war, erſchoſſen zu werden. Er kam nicht nach Frankreich zurück, weil er Handelsſpeculationen gemacht hatte, die ihn bewogen in Aegypten zu bleiben, wo er aber ſpäterhin, als Dieb und doppelter Spion der Türken und Mamelucken, erdroſſelt wurde.

Digitized by Google

neten. Wohl durfte Buonaparte dem Directorium vorwerfen, daß er siegreich und mächtig die Republik verlassen, und besiegt und ohnmächtig sie wiederfinde. (S. Frankreich). Laut war die Stimme aller Parteien, daß die Regierung geändert werden müsse. Barras wollte die Monarchie wiederherstellen, und rechnete auf Buonaparte's Ergebenheit. Sieyes dagegen wollte die Republik durch Buonaparte wieder erheben. Er aber täuschte beide, und lenkte den Faden der Verschwörung nach seiner Absicht. Der Rath der Alten übertrug ihm den Oberbefehl über die Truppen, mit uneingeschränkter Vollmacht für die Sicherheit der Nationalrepräsentation zu wachen. Er schwor Treue der Republik, — und am 9. Nov. (18. Brumaire) 1799 vernichtete er die alte Verfassung. In St. Cloud hatte sich nämlich der Rath der Alten und der Rath der 500 versammelt. Schon erhob sich in letzteren der Ruf der Republicaner: „Keine Dictatur; nieder mit dem Dictator!" Da trat Buonaparte mit mehreren Grenadieren in den Saal. Ein lautes Geschrei bestürmte ihn. Man faßte ihn beim Kragen; doch ward kein Dolch, wie er vorgab, gegen ihn gezückt. Er entfernte sich und sandte Murat, der mit Bajonetten die Volksrepräsentanten aus dem Saale trieb. Lucian, Präsident des Raths, ließ durch Wenige, die um die Verschwörung wußten, den 10. die die Aufhebung des Directoriums und die Ernennung von drei provisorischen Consuln, Buonaparte, Sieyes und Roger Ducos, decretiren. Sie traten am 17. Nov. ihr Amt an. Eilig vollendete man die neue vierte Verfassung der Republik, die am 15. Dec. (22. Frimaire) bekannt gemacht wurde. Buonaparte ward auf zehn Jahre zum Oberconsul ernannt, mit einer Gewalt, wie sie kaum der König besessen; neben ihm standen, fast nur als stumme Personen, zwei Consuls. Von nun an entfaltete sich Buonaparte's Regierungskunst. Seine Brüder erhielten bedeutende Aemter. Er selbst fand aus seinen Umgebungen die brauchbarsten Werkzeuge seiner Plane, aber auch wirklich ausgezeichnete Männer heraus, wie Talleyrand und Fouché. Durchgreifende Maßregeln sicherten das neue Regiment, die Emigrantenliste ward geschlossen und dem Volke der Friede versprochen. Zwar erklärte der Oberconsul am 28. Dec. aufs neue allen Feinden der Republik den Krieg; aber am folgenden Tage trug er dem Könige von England den Frieden an. Doch Grenville wies den Antrag in seiner ungewöhnlichen Form zurück; auch das deutsche Reich, Rußland, Neapel und die Pforte standen noch unter den Waffen. Da sammelte Buonaparte ein Reserveheer bei Dijon, und am 15. April eröffnete Moreau den Feldzug in Deutschland. Buonaparte langte am 7. Mai in Dijon an und führte das Heer, noch vor Ende des Monats, über den großen Bernhard nach Italien, wo Massena der überlegenen feindlichen Macht gewichen war. Schon am 4. Juni zog Buonaparte in Mailand ein. In wenigen Tagen ward die cisalpinische Republik wieder hergestellt. Während Moreau siegend in Deutschland vordrang, wurden die Oesterreicher, die am 4. Juni Genua genommen, von der französ. Macht umgangen. Eine Schlacht mußte entscheiden. Sie ward gekämpft, den 14. Juni bei Marengo in der weiten Ebene zwischen Alessandria und Tortona. Gegen Abend schien der Sieg für Oesterreich entschieden; schon zogen die Franzosen sich zurück. Da langte Desair mit einem Theile des Rückhalts an, und führte die Weichenden, Fliehenden, Geschlagenen zum neuen Kampf; schon wankten die österreichischen Reihen; Desair fiel; aber die Rache seiner Tapfern entschied den Sieg. Hierauf ging der feindliche Heerführer

Digitized by Google

Melas am 16. Juni einen Waffenstillstand ein, der den Franzosen den größten Theil Oberitaliens einräumte. Am 22. verließ Buonaparte das Heer, nachdem er Massena zum Obergeneral ernannt, und traf am 1. Juli in Paris ein, wo eben so sehr der Volkstaumel als die Huldigung aller Behörden ihn festlich empfingen. Noch schmeichelte Buonaparte dem Republicanismus der Franzosen, während er auf vielfache Weise das Wesen eines Freistaats vernichtete. So ward am 14. Juli das Bundesfest der Republik mit den Siegesfesten verbunden; Denkmäler seiner Eitelkeit wurden aufgestellt; und der erste Consul der Republik trat mit dem Pomp eines Dictators einher. Die fremden Gesandten erfuhren jetzt den Uebermuth des stolzen Imperators eben so sehr, als achtbare Mitbürger, die seinen Unwillen reizten. Bei außerordentlicher Kraft hatte er doch nicht Gewalt genug über sich selbst, und seine grenzenlose Eitelkeit ließ seinen Sinn, dem die wahre Größe immer mehr entschwand, dem Reize unbeschränkter Herrschaft erliegen. Mit festem Schritt ging er in der Verwaltung des Innern, wie der äußern Verhältnisse, auf dieses Ziel los. Der Kampf der Parteien ward minder offenbar. Die ermüdeten Franzosen beugten sich unter der eisernen Gewalt eines gefeierten Helden, der ihren Nationalstolz erhob. Die Siege in Italien und Deutschland gaben Buonaparte den Muth, fremden Staaten Gesetze vorzuschreiben. Er empfing die demüthigen Ehrenbezeigungen ihrer Abgeordneten, während die seinigen mit dem französisch republicanischen Uebermuth noch den ihres Gebieters verbanden. Seine Gesandtschaftsposten wurden so ergiebige Stellen, daß sein Bruder Lucian sich in Madrid fürstliche Reichthümer sammelte. Doch sollte der übermächtige Gebieter auch selbst die Unsicherheit angemaßter Herrschaft erfahren. Schon am 9. Oct. 1800 ward eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt, und am 24. Dec. ward eine zweite vereitelt, da die berüchtigte sogenannte Höllenmaschine ihr Ziel verfehlte. Eine furchtbare Inquisition ward über ihre Urheber verhängt. Am 9. Jan. 1801 wurden 130 Männer jeden Standes als Jacobiner verhaftet und 70 davon als Opfer der Tyrannei des ersten Consuls nach Afrikas Sechellen deportirt, und am 30. Jan. bluteten als Theilnehmer der frühern Verschwörung Arena, Ceracchi u. A. unter der Guillotine. Darauf erging an alle Präfecten der Befehl, die Waffenvorräthe aufzusuchen, und in Obhut zu nehmen. Indeß wurden auch die neuen Gesetzbücher vorbereitet, und schon am 3. Sept. 1800 war mit den nordamerikanischen Freistaaten ein fester Friede und zugleich ein Handelsvertrag abgeschlossen worden. Darauf nöthigten Moreau's Siege Oesterreich zu einem Frieden ohne Englands Theilnahme. Nach langen Verhandlungen zwischen Joseph Buonaparte und dem Grafen Cobenzl kam (9. Febr. 1801) der Friede zu Lüneville zu Stande, von dem der Oberconsul am 13. Febr. öffentlich sagen durfte, er sei, wie ihn das französische Volk gewünscht habe. Am 28. März folgte der Friede mit dem Könige beider Sicilien; am 15. Jul. ein Concordat mit dem Papst; am 24. Aug. ein besondrer Vertrag mit Pfalzbaiern; am 29. Aug. ein anderer mit der batavischen Republik; am 29. Sept. der Friede zu Madrid, mit Portugal, und am 1. Oct. selbst ein Präliminarfriede zu London mit Großbritannien; endlich am 8. Oct. der Friede mit Rußland, dem sich am 9. Oct. ein Präliminarfriede mit der Pforte anschloß. Die glänzende Feier des allgemeinen Friedensfestes zu Paris, am 9. Nov. (dem Gedächtnißtage des 18. Brumaire) war ein neuer Triumph des Consuls. Darüber vergaß man den Untergang des französ. Heers in Ae-

gypten, deſſen letzte Reſte dort am 29. Jun. 1801 capitulirt hatten, und bald darauf eingeſchifft wurden. Darüber vergaß das franzöſiſche Volk den Verluſt ſeiner Freiheit, die immer mehr zur leeren Form hinabſank. Jetzt wendete Buonaparte die Aufmerkſamkeit auf ſchimmernde Entwürfe für das Innere. Von Künſten und Wiſſenſchaften ward geredet; von Beförderung des Handels und der Gewerbe vieles zur Schau geſtellt, die Flotte mit großen Aufwand neu geſchaffen, und ernſtlich der Plan gemacht, auch Kolonien für Frankreich zu erhalten. Dabei gefiel den Franzoſen, daß ihr Conſul den Fremden Geſetze, Verfaſſungen und zu Zeiten auch Verweiſe geben durfte. Nur Wenige erkannten den Herrſchſüchtigen wieder, als er am 8. Jan. 1802, begleitet von der Conſulargarde, prunkend wie nie der König, nach Lyon zog, um dort die Angelegenheiten der cisalpiniſchen Republik zu entſcheiden. Er ward daſelbſt am 26. Jan. zum Präſidenten der in eine italieniſche umgetauften Republik ernannt. Auch ſeine Thätigkeit erhöhte die Betäubung zur Bewunderung. Der endliche Friede mit Großbritannien, zu Amiens am 26. März geſchloſſen; die Beſchäftigung mit den Kolonien; die Erhebung des Concordats mit dem Papſt zu einem Reichsgeſetz; die darauf folgende Einrichtung der kirchlichen Verhältniſſe in Frankreich; die Wiederherſtellung einiger Schulen; die erſten wieder gefeierten kirchlichen Feſte; die neuen Verfügungen über die Ausgewanderten: das Alles lieh den Franzoſen reichen Stoff zur Unterhaltung, und leitete fein die Verhandlungen über die längere Dauer der Conſularwürde ein. Am 8. Mai beſchloß der Erhaltungsſenat die Verlängerung des Conſulats auf neue zehn Jahre. Er aber nahm dieſe nur unter der Bedingung an, daß das Volk ſie genehmige. An dieſes ward nun die Frage gerichtet: Ob Buonaparte Conſul auf Lebenszeit ſein ſolle? Während die Regiſter zur Volksabſtimmung eröffnet wurden, machte Buonaparte den Entwurf zur Stiftung einer Ehrenlegion bekannt, die, am 19. Mai nach lebhaftem Widerſpruch genehmigt, neue Gewalt in ſeine Hand legte und Viele an ihn feſſelte. Als darauf am 26. Juni der Definitivfriede mit der Pforte abgeſchloſſen ward, durfte er der Republik vorhalten: wie er ihr allgemeinen Frieden gegeben, und ihr Gebiet um 2000 Q. M. vergrößert habe. So ergab ſich am 29. Jul. die weit überwiegende Stimmenmehrheit für das lebenslängliche Conſulat. Am 2. Aug. erfolgte die feierliche Proclamation durch ein Senatsconſult. Zugleich trat abermals eine neue Conſtitution in Wirkſamkeit, die dem Conſul mit unbedeutenden Beſchränkungen faſt völlig monarchiſche Gewalt ſicherte. Der Oberconſul ſtand nun als oberſte Staatsgewalt über alle Behörden, mit dem Rechte, die Urtheilsſprüche der Gerichtshöfe aufzuheben, den geſetzgebenden Körper nach Gutdünken zu berufen und zu vertagen, und einen Juſtizminiſter zu ernennen, durch den alle Juſtizſachen von der oberſten Gewalt abhängig wurden. Auch die Civilliſte ward dem Oberconſul über das Sechsfache erhöht. Sofort erſchien die Conſularregierung mit allem Pomp der königlichen Herrſchaft und es ward ein Hofceremoniel in St. Cloud und Paris hergeſtellt, noch förmlicher, als am königl. Hofe. Dabei fuhr Buonaparte fort, der Nationaleitelkeit auf alle Weiſe zu ſchmeicheln. Der Senat ſchwur ihm am 27. Aug. den Eid der Treue; und eine ſcheußliche Polizei verbreitete ſich durch das ganze Reich. Seitdem wirkte Buonaparte noch kräftiger nach außen. Das zögernde, ſich ſelbſt verwirrende, Entſchädigungsgeſchäft in Deutſchland gab ihm Veranlaſſung, einzugreifen. Selbſt deutſche Fürſten flehten des Mäch-

Digitized by Google

tigen Begünstigung und Vermittlung an, die willig gewährt ward, und am 25. Febr. 1803 den neuen Reichs-Deputations-Hauptschluß zur Folge hatte. Die Unruhen in der Schweiz unterwarfen auch die vordem unabhängige Eidgenossenschaft seinem Willen. Er wollte Alles, was ihm Vortheil brachte. Es gefiel ihm, am 26. Aug. die Insel Elba mit der Republik zu verschmelzen. Am 11. Sept. folgte die durch kein Rechtsverhältniß begründete, kaum leicht entschuldigte, Einverleibung Piemonts. Während französische Truppen in der Schweiz und an den Grenzen standen, mußten die Abgeordneten der Eidgenossenschaft in Paris erscheinen, um unter scheinbaren Berathschlagungen die Befehle des Oberconsuls zu vernehmen. Schon am 24. Jan. 1803 ward ihnen der Entwurf einer Vermittlungsurkunde überliefert; am 19. Febr. erhielten sie dieselbe, bereits gedruckt, als die unwiderrufliche Verfassung des Staats. Um seine Anhänger fester an sich zu ketten, wurden im Innern der Republik 31 Senatorien errichtet (4. Jan. 1803); und das französische Nationalinstitut erhielt eine neue Gestalt (23. Jan.). Die öffentliche Darstellung der damaligen Lage der französ. Republik, am 23. Febr., und des Zustandes der Finanzen, am 12. März, überzeugte das Volk, welche Wohlthaten die neue Regierung über dasselbe verbreitet habe. Neue Straßen und Kanäle, Preisaufgaben und prachtvolle Anlagen beschäftigten die Müßigen. Gern hätte Buonaparte den Frieden erhalten, um erst eine neue Flotte zu schaffen, damit später, mit sicherem Erfolg, der Erbfeind Frankreichs bekämpft werden könnte. Aber England schien dies nicht abwarten zu wollen. Klagen häuften sich von beiden Seiten; nirgend wurden sie abgestellt, und schon am 13. März erklärte Buonaparte in einer feierlichen Audienz der Gesandten den nahen Bruch mit England. Doch versuchte er neue Unterhandlungen, selbst als der englische Gesandte schon seine Pässe foderte. Als aber dieser Paris verlassen hatte, legte Buonaparte den 15. Mai Beschlag auf alle fremde Schiffe in den französ. Häfen. Darauf erklärte England am 18. den Krieg. Schon am 3. Juni besetzte Mortier, des Friedens mit dem deutschen Reiche ungeachtet, Hannover, und das Land fiel, durch den Vertrag von Suhlingen, ohne Kampf in französ. Gewalt. Alle Waffen, Artillerie, Vorräthe und sämmtliche Pferde des hannöverschen Heeres wurden den Franzosen überliefert, die in Hannover so große Hülfsquellen fanden, daß die französ. Armee sich hier mit dem versah, was sie zur Führung eines Kriegs gegen England bedurfte, indeß Deutschland ruhig zuschauen mußte. England bestätigte zwar den suhlinger Vertrag nicht, konnte es aber nicht hindern, daß Hannover ganz als erobertes Land behandelt und völlig ausgeräumt ward. Jetzt fing der erste Consul an, sein sogenanntes Continentalsystem zu entwickeln. Zuerst verbot er am 20. Juni 1803 die Einfuhr englischer Waaren in Frankreich. Dann sollte England in England selbst bekämpft werden, und in den französ. Häfen, von Havre bis Ostende, ward unter ungeheuren Zurüstungen eine Landung in England vorbereitet. Indeß sperrte die englische Flotte mehrere französische und deutsche Häfen, sammt der Elbe und Weser. Darauf ward am 15. Febr. 1804 eine Verschwörung gegen den Oberconsul entdeckt, in welcher Pichegrü und Georges Hauptpersonen waren. Beide wurden mit 45 andern Theilnehmern oder Verdächtigen, worunter auch Moreau, nach und nach verhaftet. Man wollte gefunden haben, daß die Verschwornen mit mehreren Ausgewanderten und englischen Gesandten und Agenten in Deutschland in Verbindung ständen.

Dies gab Veranlassung zu neuen Gewaltthaten. Zwei Militaircommando's unter Caulaincourt gingen in der Nacht vom 14. auf den 15. März über den Rhein, besetzten mitten im Frieden im badenschen Lande Kehl und Ettenheim, und nahmen den Herzog von Enghien (s. d. Art.) gefangen, der in Vincennes vor eine Militaircommission (in der Nacht des 20. März) gestellt und noch in derselben Nacht, auf Befehl des Oberconsuls, erschossen ward. Rußland und Schweden erhoben laut ihre Stimmen gegen die Verletzung des Völkerrechts. Die französische Regierung schien sich rechtfertigen zu wollen durch die Anzeige von geheimen Ränken, durch welche die englischen Gesandten, Francis Drake zu München und Spencer Smith in Stuttgart, Empörung in Frankreich einzuleiten gesucht hätten. Beide eilten nach England zurück, wo man die Anklage für Verläumdung erklärte, doch war sie wohl nicht ganz grundlos. In Paris gaben jene Vorfälle Veranlassung, auf die Nothwendigkeit einer erblichen Gewalt hinzuweisen. Der Plan dazu ward rasch betrieben. Am 27. März 1804 hatte der Senat zuerst von der Sicherung der Regierung durch eine erbliche Familiengewalt geredet, und schon am 30. April erfolgte der Antrag im Tribunat, die Regierung einem Kaiser anzuvertrauen, und dieselbe in der Familie Buonaparte's erblich zu machen. Nur Carnot sprach dagegen. Adressen aus allen Departements wurden veranlaßt, die bestimmt denselben Wunsch erklärten. Darauf erschien am 18. Mai das organische Senatsconsult, das der vernichteten Republik in Napoleon einen Erbkaiser gab. Mit dem feierlichen Ausruf der Kaiserwürde am 20. Mai begann der Hauptakt von Buonaparte's Leben. Das leichtsinnige Volk ward durch den neuen Glanz des Kaiserthums leicht befriedigt. Die angesehensten Generale der Republik versammelten sich als Reichsmarschälle um den Thron; denn auch ihnen eröffneten sich glänzende Aussichten. Der Kaiser aber schien die neue Gewalt nur erhalten zu haben, zuerst die Verschwornen zu strafen. Pichegrü war schon am 6. April in seinem Gefängniß todt gefunden worden. Moreau, der um die Verschwörung gewußt, ohne selbst Theil zu nehmen, sollte mit dem Tode büßen; allein die öffentliche Meinung rettete ihn (s. d. Art. Moreau). Nur Georges wurde mit neun andern den 25. Juni hingerichtet; die übrigen theils begnadigt, theils zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt. Jetzt war Napoleons Despotismus gegründet. Er entfaltete seitdem, was längst in seiner Seele lag. Wie er Frankreich gedemüthigt, trachtete er nun auch Europa zu unterwerfen. Und Alles begünstigte ihn. Ein geübtes, siegreiches Heer stand ihm zur Seite. Die Macht seines Staats durch seine eigne Größe, auch in der Meinung der Menschen erhöht, ward überall mit geheimem Grauen anerkannt. Dazu wußte er was einig war, zu trennen; was vereint unbesiegbar gewesen wäre, vereinzelt zu übereilen und zu überwinden. Der lange Schlaf, der die meisten Staaten Europa's seit langer Zeit gefesselt, aus dem sie noch immer nicht völlig aufgeschreckt waren, beförderten alle Plane des nie Rastenden. Jeder neue Sieg über den Einen, schreckte und lähmte den Andern. Er war unüberwindlich, so lange man nicht wagte, daran zu zweifeln. Während Alle ängstlich auf die Mittel sannen, sich zu erhalten, ergriff er rasch, gleichgültig gegen Gesetz und Recht, die kräftigsten Maßregeln sich über alle aufzuschwingen. Eine Schar von Emporkömmlingen, abgehärtet in den Greueln der Revolution, und ihm verwandt durch Leidenschaft und Schlechtigkeit, diente blind seinem Willen. Am 11. Juli 1804 ward die Ehrenlegion, ein Band, das

die eitle und habsüchtige Menge an Napoleon fesseln sollte, neu geschaffen. Gleich darauf ward das kleinlichste Hofceremoniel für den neuen Kaiser vollendet. Nun trat Napoleon am 18. Juli, mit seiner Gemahlin, den Pompzug nach den Seehäfen, nach Aachen und Mainz an. Der Papst fand sich bereitwillig zu der Kaiserkrönung, die den 2. Dec. in der Kirche Notre-Dame zu Paris erfolgte. Napoleon setzte sich selbst, dann seiner Gemahlin die Krone auf, und der Papst vollzog die Salbung. Das Jahr 1805 begann Napoleon mit einem Friedensantrag an England, der ohne Erfolg blieb. Indeß bereitete er andere Plane. Eine Menge kaiserlicher Prinzen, sämmtlich Mitglieder seiner Familie, hatte er um sich versammelt; sie sollte auf alte und neue Throne steigen, und das Geschlecht der Napoleoniden in Europa herrschend, alle Staaten aber von ihm abhängig machen. Auf Italien, wo er zuerst seine Gewalt gegründet, richtete sich zuerst seine Absicht. Die Republiken, die er geschaffen, sollten aufhören. Am 15. März erklärte in Paris die Staatsconsulta der italienischen Republik den Kaiser der Franzosen zum König von Italien. Der Titel deutete auf die Zukunft. Am 26. Mai krönte Napoleon sich selbst in Mailand zum König von Italien, und ernannte am 7. Juni seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnois, zum Vicekönig. Seine Schwester Elisa war bereits zur Fürstin von Piombino, und ihr Gemahl Bacciochi zum Fürsten von Lucca ernannt. Genua aber, Parma und Piacenza wurden, wie früher Piemont, mit dem franzöſ. Reich verbunden. Kaum war Napoleon aus Italien nach Paris zurückgekehrt, als er (3. Aug.) noch einmal in Boulogne England bedrohte. Aber schon hatten sich Oesterreich und Rußland mit England neu verbündet, da erhielt die bisherige Küstenarmee den Namen der großen Armee und den Befehl, sich rasch auf Deutschland zu werfen. Die Verbindung mit deutschen Fürsten begünstigte das Unternehmen. Am 14. Sept. waren die Oesterreicher in München eingerückt. Sofort ordnete Napoleon die erste Conscription für 1806 an, und schon am 25. und 26. ging sein Heer über den Rhein. Am 2. Oct. war er in Ludwigsburg, und schloß mit dem Churfürsten von Würtemberg ein Bündniß, das neue Truppen ihm zuführte. An demselben Tage vereinigten sich die Baiern mit der franzöſ. Armee. Am 3. zog Bernadotte, der in Hannover an Mortier's Stelle getreten war, mit seinem Corps durch die neutralen preußischen Besitzungen in Franken. So waren die Oesterreicher schon am 4. in der Flanke und im Rücken bedroht. Am 8. erfocht Mürat bei Wertingen einen bedeutenden Sieg. Am 10. schloß Napoleon in Eßlingen das Bündniß mit Baden. Am 14. wurden die Oesterreicher bei Ulm theilweis geschlagen. Leidenschaftliche Proclamationen begeisterten das Heer. Am 17. capitulirte Mack in Ulm; am folgenden Tag ein andres österreichisches Corps bei Trochtelfingen, und noch ein anderes zu Bopfingen. Zwar schien Napoleons Glück zu wanken: am 21. ward die französisch-spanische Flotte bei Trafalgar von Nelson vernichtet; Erzherzog Carl drang in Italien vor; Preußen setzte seine Kriegsmacht in Bewegung; der russische Kaiser erschien selbst in Berlin, und bewirkte Friedrich Wilhelms Geneigtheit zur Theilnahme an dem Kriege; doch unaufhaltsam drangen die Franzosen in Oesterreich vor, und schon am 13. Nov. zog Mürat in Wien, Napoleon in Schönbrunn ein. Ungeheure Kriegssteuern wurden dem Land aufgelegt, und nach der sogenannten Dreikaiserschlacht bei Austerlitz, am 2. Dec., kam der Kaiser Franz den 4. zu Napoleon und schloß den 6. einen Waffenstillstand.

Digitized by Google

Am 26. Dec. folgte der Friede zu Preßburg, der Oeſterreich ſchöne Provinzen entriß und Baiern, Würtemberg und Baden vergrößerte. Schon vorher (15. Dec.) war in Wien ein Vertrag mit Preußen abgeſchloſſen, der dieſem Hannover übergab, und dadurch Preußen mit England entzweite. Immer weiter ſchritten jetzt Napoleons Plane Der neue König von Baiern gab ſeine Tochter dem Stiefſohn Napoleons zur Gattin; Stephanie Beauharnois, die Nichte der Kaiſerin Joſephine, ward mit dem Erbprinzen von Baden vermählt. Des Beinamens der Große, den ein Senatsſchluß dem Kaiſer beilegte, durfte derſelbe um ſo mehr ſich freuen, als ihm am 23. Jan. ein gefährlicher Feind, Pitt, geſtorben. Am 2. März erklärte Napoleon dem geſetzgebenden Körper Frankreichs Herrſchaft über Italien, und laut ward die Weltherrſchaft Frankreichs ausgeſprochen. Am 16. März erhob er ſeinen Schwager Mürat zum Herzog von Cleve und Berg, und am 30. ſeinen Bruder Joſeph zum König von Neapel und Sicilien. Venedig ward mit Frankreich vereinigt; Guaſtalla der Schweſter Napoleons Pauline; Neufchatel dem Kriegsminiſter Berthier übergeben. Noch feſter band das Familiengeſetz vom 31. März alle Glieder der Kaiſerfamilie, mit allen ihren Herrſchaften, an den Gewaltigen. Am 24. Mai erhielt auch ſein Bruder Louis eine Krone, als Napoleon die bataviſche Republik in das Königreich Holland umſchuf. Talleyrand und Bernadotte wurden Herzöge. Domainen in den eroberten Ländern lohnten die Feldherren und Miniſter. Am 12. Juli ward der Rheinbund in Paris zu Stande gebracht, und Napoleon, als Protector deſſelben, erklärter Gebieter über den größern Theil Deutſchlands, worauf am 6. Aug. Kaiſer Franz der römiſch-deutſchen Kaiſerkrone entſagte, und das alte deutſche Reich aufgelöſt ward. Welches Reich an deſſen Stelle getreten, bezeugte am 25. Aug. die ſchändliche Hinrichtung des Buchhändler Palm aus Nürnberg. Dafür wurden Napoleons Geſetzbücher den Schutzfürſten zur Annahme empfohlen. Preußen aber fühlte ſich in der franzöſ. Argliſt ſo verſtrickt, daß es zum Schwert greifen mußte, wobei Napoleon den Schein des Angriffs zu vermeiden wußte. Aber ſchon am 13. Oct. erſchien er in Jena. Am 14. ward in einer Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt das preußiſch-ſächſiſche Heer gänzlich geſchlagen, und Sachſen von dem Bund mit Preußen getrennt. Die zerſtreuten preußiſchen Heertheile unterlagen der ſtärkern Macht. Die beſten Feſtungen fielen durch Verrätherei und Feigheit. Der Sieger entehrte ſich damals durch giftige Lüge in ſeinen Bülletins, indem er die Hoheit der Tugend verläumdete. Am 27. Oct. hielt er ſeinen Einzug in Berlin, und organiſirte die Verwaltung der eroberten preußiſchen Lande. Am 1. Nov. ſah auch der Churfürſt von Heſſen ſich genöthigt aus ſeinem Lande zu fliehen, das als eroberte Provinz behandelt wurde. Am 21. Nov. erſchien in Berlin das berüchtigte Decret, welches England in Blokadezuſtand erklärte, und allen Handel, alle Gemeinſchaft mit Engländern ſtreng unterſagte. Darauf verſprach Napoleon in Poſen den Polen die Wiederherſtellung ihres Reichs. Zwar eilte ein ruſſiſches Heer dem König von Preußen zu Hülfe. Aber die unglückliche Schlacht bei Pultusk, am 26. Dec., die fürchterliche Schlacht bei Eylau, am 7. und 8. Febr. 1807; die Capitulation von Danzig; die Theilung der Macht Rußlands durch den Türkenkrieg; die Treffen bei Heilsberg am 10. Juni, bei Oſtrolenka den 12., und die Schlacht bei Friedland am 14. bewirkten endlich am 21. Juni den Waffenſtillſtand, darauf am 7. und am 9. Juli den Frieden Rußlands

Digitized by Google

und Preußens mit Frankreich zu Tilsit. Preußen verlor über vier Millionen Unterthanen; unerschwingliche Kriegssteuern wurden dem Land aufgelegt, und die besten Festungen blieben bis zur völligen Abzahlung in Frankreichs Gewalt. Das Herzogthum Warschau ward dem von Napoleon zum König erhobenen Churfürsten von Sachsen gegeben; das neue Königreich Westphalen erhielt Napoleons Bruder Hieronymus, welcher sich mit einer königl. würtembergischen Prinzessin vermählte. Im Triumph kehrte Napoleon durch Deutschland nach Frankreich zurück, und empfing in Paris die Aufwartung deutscher Fürsten. Neue Ränke wurden jetzt geschmiedet. Spanien theilte mit Napoleon (27. Oct. 1807) zu Fontainebleau Portugal. Darauf erklärte der Moniteur den 13. Nov.: „das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren." Zugleich überzogen französische Heere Spanien und Portugal, jenes im Schein des Friedens, dieses im offenen Angriffe. Auch Hetrurien wurde mit Frankreich vereint, in Frankreich selbst das lästige Tribunat aufgehoben, Sprech- und Preßfreiheit immer mehr beschränkt, und die geheime Polizei trieb ihr Wesen immer drückender. Von Mailand aus rächte sich Napoleon für die strengere Blokadeverfügung der englischen Regierung durch jenes, allen Handel, alle Rechte der Neutralen vernichtende Decret vom 17. Dec., das ein andres vom 11. Jan. 1808 noch nachdrücklicher machte (s. Continentalsystem). So weit jetzt N poleons Macht reichte, erstickte sie Handel und Wohlstand, die Freiheit der Rede und den Muth der Schriftsteller. Auf sein, durch vorauserpreßte Conscription immer furchtbarer vergrößertes, Heer trotzend, vereinigte Napoleon im Jan. 1808 mitten im Frieden Kehl und Kastel, Wesel und Vließingen mit dem franzöſ. Reich. Nun reifte auch der Plan gegen Spanien. Die schon bestehenden Parteiungen beförderten die Absichten gegen einen König, der Frankreichs treuster Bundesgenosse gewesen, und dieser Verbindung große Opfer gebracht hatte. (S. den Art. Spanien seit 1808.) In Bayonne richtete Napoleon über die spanischen Bourbons; hier setzte er die Krone von Spanien und Indien auf sein Haupt, um sie seinem Bruder Joseph (s. d. A.) zu übergeben. Aber er kannte die Spanier nicht. An dem Muthe dieser Nation brach sich seine Macht zuerst. Unterdessen hatte er (den 10. Juni 1808) seinen Schwager Joachim Murat zum König von Neapel und Sicilien ernannt, und dessen Großherzogthum Berg dem unmündigen Sohn des Königs von Holland gegeben, während die ihres Landes beraubte Königin von Hetrurien, statt der versprochenen Entschädigung — ärmliches Kostgeld erhielt. Auch der Papst sah sich getäuscht. Französische Truppen hielten sein Land besetzt. Zu gleicher Zeit erschuf Napoleon in Frankreich einen neuen Adel und Majorate für die Diener seiner Plane. Durch die Organisation der Schulen und Studienanstalten aber bezeugte er immer mehr, wie fremd ihm eine ächt menschliche Bildung sei, wie er darauf nur sinne, eine Soldatenmacht zu gründen, und, nach Unterdrückung jedes edlern Freiheitssinnes, ganz Europa eben so unterwürfig zu machen, wie der neue Religionskatechismus für das franzöſ. Reich die blindeste Ergebenheit gegen ihn zur Pflicht machte. Von neuem sollte es scheinen, als wolle er Europa den Frieden geben. Am 27. Sept. erschien er in Erfurt, wo auch der Kaiser Alexander mit vielen Königen und Fürsten eintraf, und sich enger an Napoleon anschloß. Allein England konnte die Sache Spaniens nicht aufgeben. Napoleon war am 18. Oct. wieder in St. Cloud eingetroffen; am 29. ging er nach Spanien ab. Seine Gegenwart führte auch hier die

Franzoſen zu neuen Siegen. Doch drohende Bewegungen in Oeſterreich riefen ihn ſchleunig zurück. Noch einmal wollte der Kaiſer Franz die eigne Sicherheit durch entſchloſſenen Kampf vertheidigen. Am 9. April 1809 erfolgte Oeſterreichs Kriegserklärung. Schon am 18. traf Napoleon in Ingolſtadt ein. Am 20. beſiegte er an der Spitze der Baiern, Würtemberger und Darmſtädter ein öſterreichiſches Heer bei Abensberg, am 21. bei Landshut, am 22. bei Eckmühl, am 23. bei Regensburg und am 12. Mai capitulirte Wien. Vergeblich ſuchte er die Ungarn aufzuwiegeln. Dagegen erhob ſich Tyrol für Oeſterreich. Auch in Weſtphalen drohte ein allgemeiner Aufſtand, und in Preußen brach der Volksgeiſt in Schill's gefährlicher Wagniß aus. Unterdeſſen verfolgte Napoleon in Oeſterreich ſeinen Siegslauf. Am 21. und 22. Mai verlor er zwar die Schlacht bei Aſpern und Eßlingen, aber die italieniſche Armee war ihm zu Hülfe gekommen, und nach der Schlacht bei Raab am 14. Juni, verloren die Oeſterreicher auch die bei Wagram am 5. und 6. Juli, welche den Waffenſtillſtand zu Znaym am 12. Juli zur Folge hatte. Ungeheure Kriegsſteuern wurden wieder eingezogen. Nur die Tyroler kämpften noch glücklich fort; und der Herzog von Braunſchweig-Oels entging den Verfolgungen einer überlegenen Macht; auch die Beſetzung Walcherns durch die Engländer, die Capitulation von Vließingen (15. Aug.), und die Eroberung der ioniſchen Inſeln (9. Oct.) erzürnten den Zögling des Glücks. Am 13. zückte ein deutſcher Jüngling, Staps, gegen ihn den Dolch. Unterdeß hatte Napoleon den ganzen Kirchenſtaat mit Frankreich vereinigt. Der Papſt hatte keine andern Waffen als den Bann, den er am 11. und 12. Juni gegen den Kaiſer ausſprach. Dafür ward er gefangen nach Frankreich abgeführt. Am 14. Oct ward der Friede zu Wien mit Oeſterreich geſchloſſen. Nicht nur ſchöne Provinzen, ſelbſt die geliebte Tochter mußte Kaiſer Franz dem übermächtigen Feinde, der ihm die Thronentſetzung längſt verkündet hatte, zur Gattin verſprechen. Die illyriſchen Provinzen wurden ein franzöſiſches Generalgouvernement. Hierauf ward am 3. Dec. in Gegenwart vieler Könige und Fürſten das Krönungsfeſt Napoleons in Paris gefeiert. Am 16. Dec. erklärte er die Eheſcheidung von ſeiner Gemahlin Joſephine. Am 11. März 1810 ward in Wien die Vermählung der Erzherzogin Marie Louiſe gefeiert, und am 2. April zog die neue Kaiſerin in Paris ein. Auch mit Schweden war den 6. Jan. 1810 der Friede auf den Fuß des Continentalſyſtems geſchloſſen worden. Noch ward am 1. März der Vicekönig von Italien zum Erbgroßherzog von Frankfurt als Nachfolger des Fürſten Primas ernannt; Hannover mit dem Königreich Weſtphalen vereinigt; und am 16. der König von Holland zu großen Abtretungen genöthigt. Dieſer legte daher unerwartet am 1. Juli ſeine Krone, die er nicht länger mit Ehren tragen konnte, nieder, und am 9. ward die Aufnahme des ganzen Königreichs in das franzöſ. Reich decretirt. Gleiches Schickſal hatten Wallis und die deutſchen Rheinbundsländer an den Mündungen der Ems, Weſer und Elbe, die Hanſeſtädte, Oldenburg, ein Theil des Großherzogthums Berg und ſelbſt einige Stücke von Weſtphalen, die der König abzutreten genöthigt ward. Ein großer Theil Europa's war nun dem Despoten unterthan. Nur Spanien kämpfte noch; England blieb ſich ſelber treu, unüberwunden; und Rußland ſtand noch als eine gefürchtete Macht da. Auch mit Amerika entſtanden Spannungen über das Continentalſyſtem; daher wurden ſcheinbar am 28. April 1811 die Decrete von Berlin und Mailand aufgehoben;

Digitized by Google

aber der sogenannte Tarif von Trianon, die fortgesetzte Wegnahme und Verbrennung der englischen und Kolonialwaaren schlugen noch tiefere Wunden. Der Tyrann stand auf der Höhe seiner Macht und seines Dünkels, der, wo möglich noch erhöht wurde durch die, am 20. März d. J. erfolgte glückliche Entbindung der jungen Kaiserin von einem Prinzen, der bei seiner Geburt den Titel eines Königs von Rom erhielt. Gegen Ende des Jahrs entstanden neue Zwistigkeiten mit Rußland und Schweden. Leicht wurden den Schweden (27. Jan. 1812) ihre deutschen Provinzen entrissen. Bald sah man ungeheure Rüstungen in Frankreich gegen Rußland. Während ein fruchtloses Nationalconcilium und ein Sanhedrin der Israeliten in Paris die Franzosen beschäftigten, sammelten sich die Scharen der französischen und verbündeten Heere in Deutschland und Polen. Die preußischen Festungen und Danzig waren noch immer von den Franzosen besetzt. So begann der Krieg mit Rußland. (S. d. Art. Russisch-deutscher Krieg von 1812—1815.) Napoleon verließ am 9. Mai St. Cloud. In Dresden versammelte er die deutschen Kaiser, Könige und Fürsten um sich. Darauf führte er sein Heer am 24. und 25. Juni über den Niemen. Am 7. Sept. erkämpfte er sich bei Borodino die Straße nach Moskau. Aber dumpfes Schweigen empfing ihn, als er am 15. Sept. einzog, und an demselben Tage brach die Feuersbrunst aus, durch welche der reiche Unterhalt für das erschöpfte Heer vernichtet wurde. Zugleich zerstörten die franzöſ. Soldaten selbst, was auf längere Zeit sie ernährt hätte. Bald waren alle Hülfsquellen erschöpft, mit Festigkeit verwarf Alexander den Frieden, und die Vaterlandsliebe der Russen verschloß dem Sieger alle Aussichten. Dieser rächte sich durch kleinliche Verheerungen, während Mallet's Verschwörung in Paris ihn vom Throne stürzen wollte. Zu spät, am 17. Oct., entschloß er sich, Moskau zu verlassen, und der schaudervolle Rückzug begann, der eins der größten Heere bis auf geringe Reste vernichtete. Charakteristisch ist sein 29stes und letztes Bülletin von den Tagen an der Beresina. Als er Alles verloren sah, floh er durch Polen und Deutschland, wie von den Kosaken oder den Schatten der Gemordeten verfolgt, und traf am 18. Dec. in seiner Hauptstadt ein, während die Trümmer seines Heers der Gewalt der Elemente, dem Hunger und den Feinden erlagen. Auch in Spanien hatten sich seine Angelegenheiten verschlimmert. Dessenungeachtet wich sein Uebermuth nicht von ihm, und die Verblendung seiner Leidenschaften ging in Verstockung über. Mit dem Anfang des J. 1813 begannen schon die neuen Rüstungen. Um die Meinung der Spanier für sich zu gewinnen, rang er mit List und Gewalt dem Papst einen vorläufigen Vertrag zu Fontainebleau ab (am 28. Jan.), den er sogleich für ein förmliches Concordat ausgab. Am 27. März erklärte Preußen ihm den Krieg. Der Volksgeist erwachte in Deutschland; und Napoleon gestand nachher selbst, daß die Macht der liberalen Ideen (welche er an den getäuschten Völkern verrathen hatte) ihn gestürzt habe! Zwar siegte er über die Preußen und Russen am 2. Mai bei Großgörschen und Lützen, wodurch er Dresden und die Elbe behauptete; auch errang er am 20. und 21. Mai einen neuen blutigen Sieg bei Bautzen und Wurschen, worauf er in Schlesien eindrang und am 4. Juni einen Waffenstillstand schloß, während Davouſt des befreiten, hochherzig kämpfenden Hamburgs sich wieder bemächtigte. Allein sein Trotz verhinderte den Abschluß eines Friedens in Prag. Nun erklärte ihm auch Oesterreich am 10. Aug. den Krieg, und zu gleicher Zeit trat der

Kronprinz, nunmehrige König, von Schweden mit seinem Heere in Deutschland auf. In diesem Gedränge blieb Dresden der Mittelpunkt von Napoleons Operationen. Allein sein Heer ward durch Hin- und Herzüge nach Schlesien, Böhmen und gegen Berlin geschwächt und erlitt Niederlagen, so daß er selbst, dem sein Glück am 26. und 27. Aug. bei Dresden noch einmal den Sieg gewährt hatte, diese Stellung den 7. Oct. verlassen und sich nach Leipzig ziehen mußte, um nicht von seiner Verbindungslinie mit Frankreich ganz abgeschnitten zu werden. Hier ereilte ihn sein Schicksal. Am 16. Oct. ward ihm der Sieg entrissen; am 18. ward er völlig geschlagen; am 19. floh er mit der Hälfte seines Heeres dem Rhein zu (s. d. A. Schlachten bei Leipzig). Nach der Schlacht bei Hanau kam er am 2. Nov. in St. Cloud an. Die Erklärung der Verbündeten (Frankf. 1. Dec. 1813) machte auf ihn keinen Eindruck. Er glaubte sich zu schützen, wenn er die Schweiz, die für ihren „Vermittler" sich verblutet hatte, für neutral erklärte, mit dem gefangenen Ferdinand zu Valençay listig und eilig (13. Dec.) einen Frieden machte, und durch Unterhandlungen die Verbündeten hinzuhalten suchte. Da gingen die Bundesheere 1814 über den Rhein, und Wellington stieg von den Pyrenäen herab in die Ebenen der Garonne. Noch hätte es in seiner Gewalt gestanden, ein großes Reich sich zu erhalten. Aber Starrsinn und Ehrgeiz verblendeten ihn. Am 25. Jan. verließ er Paris, und erfocht am 27. einen unbedeutenden Sieg. Da schlug ihn Blücher am 1. Febr. bei Brienne (s. d. A.). Neue Friedensunterhandlungen wurden am 3. zu Chatillon eingeleitet. Auch jetzt noch konnte er einen günstigen Frieden erhalten. Aber augenblickliche Vortheile erhoben seinen Trotz aufs Neue. Indeß bewährte er sein großes Feldherrntalent zwischen der Marne und Seine. Er brachte die Verbündeten ins Gedränge. Doch diese kannten die Stimmung der Pariser; und Schwarzenbergs entschloßner Zug gegen Paris entschied den blutigen Kampf. Am 31. März ergab sich die Stadt. Napoleon, zu spät von jener Unternehmung unterrichtet, erreichte Fontainebleau, als die Verbündeten schon in die Hauptstadt eingezogen waren. Am 2. April ward seine Entthronung, am 6. die Wiederherstellung der Königswürde in der Bourbonischen Familie von den Siegern und den Repräsentanten der Nation erklärt. Am 11. April unterzeichnete er selbst seine Thronentsagung und den Vertrag, der ihm die Insel Elba mit souverainer Gewalt einräumte. Am 28. April schiffte er zu St. Rapheau, unweit Frejus, wo er vor 15 Jahren mit großen Hoffnungen ans Land gestiegen, sich nach Elba ein. Hier brachte er die Zeit mit Bauen, Reiten, Schifffahrten, mit Fremden, mit Arbeiten am Schreibtische zu, und lachte im Stillen, daß ihn die pariser Blätter als wahnsinnig darstellten; denn unter diesem Anschein von Gleichgültigkeit hatte er seine ihm ergebnen mitgenommenen Garden sorgfältiger als je geübt, nnd ihnen immer gesagt, daß sie noch große Dinge zu sehen bestimmt wären. Aus Frankreich kamen ihm Nachrichten zu von der Unzufriedenheit mit der neuen Regierung, und wie besonders die Soldaten, Bauern und Besitzer der Nationalgüter fest an ihm hingen. Auch von der diplomatischen Spannung auf dem wiener Congresse erhielt er genaue Kunde. Da verließ er — das Größte wagend, seinem Glück vertrauend, die Engländer täuschend (s. Campbell II.), Abends den 26. Febr. 1815 Elba, mit allen seinen Truppen, die auf einer Brigg und etlichen andern Fahrzeugen eingeschifft waren und etwa 1100 Mann betrugen. Nach einer glück-

Digitized by Google

lichen Fahrt landete er am 1. März zu Cannes, nicht weit von Frejus. Ohne auf Truppen zu ſtoßen, durchzog er das Land raſch vorwärts dringend und erließ Proclamationen, worin er die Misgriffe der Bourbons mit den grellſten Farben ſchilderte. Erſt am 7. März ſtieß er auf der Straße von Grenoble auf eine Truppenmaſſe unter Labedoyère, die ihm den Weg verſperren ſollte, aber ſie ging im Augenblick zu ihm über, und noch denſelben Abend öffnete ihm Grenoble die Thore. Daſſelbe war mit Lyon der Fall wo er den 10. Abends einzog. So erreichte er, ohne daß ein Schuß gegen ihn fiel, ohne daß einer der Marſchälle die Ludwig XVIII. geſchworen hatten, auch nur Miene gemacht hätte, ihm den Weg ernſtlich zu verlegen, im Gegentheil durch Ney's Uebergang am 13. ungemein verſtärkt, Abends den 20. März Paris, das Ludwig eiligſt verlaſſen hatte. Ein Ereigniß, das, durch Verrath weniger vorbereitet als begünſtigt, faſt ans Wunderbare grenzt! Während Napoleon, um die Klügeren zu bethören, vorgab, daß England ſeine Flucht gewollt, daß Oeſterreich auf ſeiner Seite ſtehe, daß Gemahlin und Sohn aus Schönbrunn zu ihm zurückkehrten, — ein Plan, der in der Ausführung entdeckt ward, — ſprachen die Monarchen auf dem Congreſſe zu Wien am 13. einmüthig den Bann des Völkerrechts über ihn aus, und erneuerten den Vertrag von Chaumont. Ueber 800,000 Mann waren am Ende Mais ſchlagfertig, jene Acht zu vollziehen. Allein auch er bot Alles auf, um, da ſeine Anträge verworfen wurden, den Kampf der Verzweiflung zu wagen. Die Verſammlung des Maifeldes (ſ. d. Art. März- u. Maifeld) ſollte ſeinen Thron auf der Grundlage liberaler Ideen, zu denen er jetzt ſeine Zuflucht nahm, wieder aufrichten. Ein Landſturm, der alle Männer vom 20ſten bis 60ſten Jahre unter die Waffen ſtellte, ſchien Frankreich in ein großes Lager zu verwandeln. Die alten, ihm getreuen Truppen zogen aller Orten herbei, unter den geliebten Adlern die Schmach verlorner Schlachten auszutilgen. Den 15. Juni brach er über die Sambre gegen das preußiſch-engliſche Heer in Belgien los, das Wellington und Blücher in ausgedehnten Cantonirungen befehligten. Bei Fleurus und Ligny (ſ. d. A.) kam es am 16. zu einer blutigen Schlacht, die er gewann, indeſſen Ney mit dem linken Flügel ein hartnäckiges Treffen bei Quatrebras auf der Straße nach Brüſſel lieferte. Das ſich zurückziehende preußiſche nöthigte auch das engliſche Heer zum Rückzug, der bis zum großen ſoigner Wald ging, vor welchem es ſich auf einer großen erhöheten Ebene lagerte, um Napoleons Angriff abzuwarten, da Blücher ſich mit ihr zu vereinen beſtimmt verſprochen hatte. Napoleon glaubte nur den engliſchen Nachtrab zu ſehen, der ihm den Weg nach Brüſſel verſperren wollte, und griff den 18. Mittags die äußerſt feſte Stellung Wellingtons auf den Höhen vor Waterloo (ſ. d. A.) bei Mont St. Jean mit dem heftigſten Ungeſtüme an. Allein die Stellung und der Muth der Britten vereitelte jeden Angriff und als am Abend Blücher, nach dem beſchwerlichſten Marſche, in der Franzoſen rechter Flanke vorbrach, ward die Schlacht für ſie zur entſetzlichſten Niederlage, aus der ſich kaum wenige Tauſend nach Paris retteten und wohin Napoleon, als der erſte Flüchtling, den 21. zurück kam. Hier dankte er, von den Volksrepräſentanten dazu aufgefordert und vom General Solignac überredet, den 22. ab, jedoch nur zu Gunſten ſeines Sohns und begab ſich nach Malmaiſon, dann aber nach Rochefort, wo er ſich nach Amerika einſchiffen wollte. Aber die engl. Kreuzer hinderten ihn an der Abfahrt. und da er fürchten mußte, an die Bourbons ausgeliefert zu werden,

so ergab er sich, einen Themistokles spielend, den 14. Juli an den engl. Capitain Maitland, und ging den 15. an Bord des Bellerophon. An dem engl. Gestade ward ihm von Seiten der Regierung eröffnet, daß er als Gefangener nach St. Helena abgeführt werden solle. Dort lebte er in Longwood in abwechselnder Gemüthsstimmung, als „General Buonaparte," unter den Augen der Commissarien der Verbündeten, als europäischer Staatsgefangener. Angenehmer als der Commandant Hudson Lowe, war ihm der Admiral Malcolm, mit dem er auf einem freundschaftlichen Fuße stand. Buonaparte verleidete sich selbst und seinem Gefolge durch Eigensinn jeden Lebensgenuß, der mit der Aufsicht über ihn vereinbar war. Mehr noch als seine grundlosen Klagen, daß man es ihm an Wein, Holz u. s. w. fehlen lasse, hat das Manuscrit venu de St. Hélène (Londres 1817) Aufsehen gemacht. Diese Rhapsodie einer Biographie des Exkaisers ist nach dessen Mittheilungen größtentheils von Las Casas, so wie das Manuscript von Elba vom General Bertrand niedergeschrieben worden. Sein Vertrauter, der Graf Las Casas, kehrte 1817 nach Europa zurück, mußte aber seine Papiere, unter welchen sich eine von ihm entworfene Geschichte Napoleons befindet, an das englische Ministerium abliefern. Doch soll er Verfasser der Briefe vom Cap sein, welche vielen Anekdoten widersprechen, die Haß und Lüge gegen Buonaparte in Umlauf gebracht haben. Indeß ist das Urtheil der Welt über diese Titanengestalt in der Hauptsache vollkommen berichtigt. Er starb am Magenkrebs den 5. Mai 1821. Unter vielen Schriften über ihn nennen wir drei: Histoire du 18. Brumaire de Buonaparte par Mr. Gallais, in 4 Theilen, der 4te unter d. Titel: Hist. du 20 mars 1815; Saalfeld's Gesch. Napoleon Buonaparte's in 2 Bdn., 2te Aufl. Leipz. 1817. (5 Thlr. 12 Gr.), und Correspondance inédite offic. et confid. de Nap. Buonaparte I—VII. Paris 1819.

Buonaparte (Maria Françoise Josephine), Kaiserin der Franzosen; geb. zu St. Pierre auf Martinique, den 24. Juni 1768, war die Tochter eines reichen Edelmanns, Tascher de la Pagerie. Noch sehr jung, vermählte sie sich mit ihrem Landsmann, dem in der Geschichte der Revolution bekannten Vicomte Alexandre de Beauharnois (s. d. A.), ward nach dessen Hinrichtung ins Gefängniß der Madelonettes gesetzt, und durch den Sturz der Schreckensregierung wieder befreit. Nun kam sie unter den Schutz des damals sehr mächtigen Barras, dessen Freundin sie wurde, u. durch dessen Mittelung sie, am 8. März 1796, an Napoleon Buonaparte verheirathet wurde, welcher dadurch den Oberbefehl der italien. Armee erhielt. Von nun an theilte sie das glänzende Schicksal ihres Gemahls, dem sie mit wahrer Anhänglichkeit zugethan war. Am 2. Dec. 1804 setzte Napoleon ihr als Kaiserin der Franzosen die Krone auf. Was auch über den leichten Ton, der in ihren jugendlichen Jahren hervorgeklungen, gesagt werden kann, über ihre Herzensgüte, über ihren ausgezeichneten Hang zur Wohlthätigkeit, über ihren steten Drang und ihr unablässiges Bemühen, Menschenelend zu vertilgen oder doch wenigstens zu mildern, ist nur eine Stimme unter denen, welche sie gekannt haben. Und diese schöne Neigung blieb nicht unthätig. Niemand vermochte es, den eisernen Willen Napoleons zu brechen; Josephinens sanftem Sinne gelang es, manche grausame Pläne des herrschsüchtigen Mannes zu mildern. Wie erfreulich aber ihre Erfolge von dieser Seite oft waren, so mußte sie doch von der andern auch häufig dagegen die Ausbrüche seines ungezügelten Jähzorns erdulden, welcher zuweilen so niedrig ausartete,

Digitized by Google

daß er die Kaiserin tagelang in ihre Zimmer eingeschlossen haben soll. Von ihrem ersten Gemahl hatte sie zwei Kinder, Eugen und Hortense Eugenie Beauharnois (s. d.). Ihre zweite Ehe blieb unfruchtbar. Napoleon, der einen Thronerben haben, und sich zugleich mit einem mächtigen europäischen Fürstenhause enger verbinden wollte, beschloß seine Verheirathung mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich. Mit Anstand gab Josephine der Nothwendigkeit nach, willigte in die Ehescheidung mit dem Titel einer verwitweten Kaiserin-Königin (Impératrice-Reine-Douairière), und vergrub sich, nachdem sie vorher einige Reisen gemacht, in die Einsamkeit ihres schönen Lustschlosses Malmaison. Die Achtung, die Liebe und das Bedauern der Franzosen folgten ihr, die man schon lange Napoleons guten Geist (l'étoile de Napoléon) genannt hatte. Sie erlebte den Sturz des Reichs, auf dessen Gipfel sie einst gestanden. Aber sie hatte auch den Trost, daß die großen Monarchen, welche es zertrümmert, ihren persönlichen Werth öffentlich anerkannten. Sie empfing die Besuche der angesehensten verbündeten Fürsten. Eine Erkältung indeß, welche sie sich auf einem Spaziergange mit dem Kaiser Alexander in ihren Gärten zuzog, gab ihrer Unpäßlichkeit eine üble Wendung, so daß sie am 30. Mai 1814 nach kurzem Leiden starb. K.

Buonaparte (Lucian), Napoleons zweiter Bruder, jetziger Prinz von Canino ꝛc., ist 1772 in Ajaccio geboren. Beim Ausbruch der Revolution ergriff er mit Enthusiasmus die Partei des Volks. Zuerst war er bei der Armeeverwaltung angestellt; dann ging er nach St. Maximin, wo er sich verheirathete und Mitglied des Revolutionsausschusses wurde; ward darauf Kriegscommissair, und im März 1797 zum Abgeordneten des liamoner Departements beim Rathe der Fünfhundert gewählt. Während seiner Kriegscommissariats-Geschäfte hatte er nicht versäumt, die Grundlage zu seinem späterhin unermeßlich angewachsenen Vermögen zu legen. Den 18. Juli 1797 erschien er zuerst auf der Rednerbühne. Er verwarf die Verordnung, am Decadi die Läden zu sperren, als tyrannisch; erhob sich mit Macht gegen die Vergeuder; foderte am Stiftungsfeste der Republik seine Collegen auf, für die Constitution vom Jahr III. zu sterben, half aber kurz darauf die Stützen derselben, Merlin, Larévellière und Treilhard, stürzen. Jetzt wuchs sein Einfluß, und man sah ihn schon die Partei bilden, welche hernach die Absichten seines Bruders beförderte. Kurz vor dem 18. Brumaire ward er Präsident des Raths. Er war es vorzüglich, der die Begebenheiten dieses Tages leitete. Da er die Gährung, welche Buonaparte's Eintritt in die Versammlung verursachte, nicht zu dämpfen vermochte, verließ er seinen Sitz, legte die Zeichen seiner Würde von sich, setzte sich zu Pferde, sprengte durch die Reihen der versammelten Truppen und foderte diese auf, ihren General, den man ermorden wolle, zu retten. Sein Muth und seine Rede begeisterten die Soldaten. (S. Napoleon.) Lucian (nebst Sieyes, der eigentliche Urheber des 18. Brumaire) ward Minister des Innern. Er benutzte seine Stelle, sich noch mehr zu bereichern, und folgte nun ganz seinem Hange zum Wohlleben. Im J. 1800 ging er als Gesandter nach Spanien, wo er bald einen unbegrenzten Einfluß auf den König, noch mehr aber, durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, auf die Königin erlangte. Schon damals hatte er den kühnen Gedanken, seinen Bruder, den Ober-Consul, mit einer königl. Prinzessin zu vermählen, und durch ein solches Ehebündniß die neue Dynastie

mit den ältern Regentenhäuſern zu verknüpfen. Sein künſtlich angelegter Plan war dem Gelingen nahe; die ſpaniſche Infantin Iſabella, jetzige Kronprinzeſſin beider Sicilien, war ihm, ſo ſagt man, von ihren Eltern für ſeinen Bruder zugeſagt, der ſich von ſeiner Gemahlin ſcheiden und mit Beibehaltung des conſulariſchen Titels, ſeine Alleinherrſchaft in Frankreich für erblich erklären laſſen ſollte, als Joſephine, durch den großen Einfluß den ſie damals noch auf ihren Gatten hatte, die ganze Sache rückgängig zu machen wußte. Am 29. Sept. 1801 unterzeichnete Lucian, nebſt ſeinem vertrauten Freunde, dem Friedensfürſten, zu Badajoz den Frieden zwiſchen Spanien und Portugal und vermöge einer geheimen, dem Tractat vorangehenden Bedingung, zahlte der Prinz-Regent 30 Mill. Franken, welche zwiſchen Spanien und Frankreich gleich getheilt wurden. Lucian erhielt davon, ſagt man, 10 Mill., u. die übrigen 5 Mill. floſſen in Napoleons Privatkaſſe. Bei ſeiner Zurückkunft in Paris trat er in das Tribunat (9. März 1802). Er unterſtützte den Plan zur Errichtung einer Ehrenlegion, deren Großofficier er wurde. Das Inſtitut nahm ihn am 3. Febr. 1803 zum Mitglied für die Klaſſe der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften auf, und kurz nachher erhielt er die Senatorie Trier. Darauf nahm er Beſitz von den der Ehrenlegion in den Rheindepartements und in Belgien zugetheilten Gütern. Stets hatte er ſich jedoch Napoleons Streben nach Alleinherrſchaft widerſetzt; daher die immer mehr zunehmenden Mißhelligkeiten mit ſeinem Bruder. Als endlich Ende deſſelben Jahres Lucian die ſchöne Witwe des Banquier Joubertou, ganz gegen Napoleons Willen, geheirathet (ſeine erſte Frau war 1802 geſtorben), und dieſer nach der Kaiſerkrone gegriffen, wurde die Spannung unter den beiden Brüdern ſo ſtark, daß Lucian, um (wie man ſagt) einer Verhaftung zu entgehen, ſich 1804 nach Italien begab, die 4 Meilen von Rom gelegene Villa de Nemori kaufte, und dort ſeiner Familie, den Künſten und den Wiſſenſchaften lebte. Der Kaiſer bot ihm wiederholt den Thron von Italien, den Thron von Spanien an, verlangte aber auch ſtets die Trennung von ſeiner Gattin. Lucian ſchlug Alles aus, und erbitterte dadurch ſeinen Bruder ſo ſehr, daß er ſich nach Nordamerika in Sicherheit begeben wollte. Er bat daher den engliſchen Geſandten am ſardiniſchen Hofe, Hill, um Päſſe von der engl. Regierung, und auf deſſen Verſprechen ſchiffte er ſich den 5. Aug. 1810 zu Civita-Vecchia mit ſeiner Familie, einem Gefolge von 35 Perſonen, und ſeinem beweglichen Eigenthum ein. Ein Sturm nöthigte ihn, in Cagliari einzulaufen. Aber das engl. Miniſterium verweigerte die Päſſe, und Lucian durfte nicht einmal ans Land gehen. Beim Auslaufen aus dem Hafen wurde ſein Schiff angehalten, und H. Adair, der ſich eben als brittiſcher Geſandter nach Conſtantinopel begab, ließ ihn, durch Hill veranlaßt, nach Malta bringen, wo Lucian dem londner Cabinet als die einzige Abſicht ſeiner Reiſe nach Amerika angab, dort ſicher als Privatmann zu leben. Das wurde ihm aber nicht zugeſtanden. Er ward im Dec. deſſ. J. nach England gebracht, doch mit Auszeichnung behandelt. Lord Powis überließ ihm anfänglich ſein Schloß Stonehouſe, bei Ludlow; dann bezog er das von ihm erkaufte Schloß Tomgrove bei Worceſter, wo er unter Aufſicht blieb, und einen engliſchen Oberſten zum Geſellſchafter hatte. Einige Zeit nachher ward im Parlament die Frage aufgeworfen, ob Lucian Buonaparte, da er arglos engliſche Päſſe zu erhalten geglaubt, als Gefangener angeſehen werden dürfe?

Digitized by Google

Nach mancherlei Debatten ward er, da er der franzöſ. Senatorwürde noch nicht entſagt, zum Kriegsgefangenen erklärt, in ſeinem Verhältniß aber nichts geändert. Napoleons Sturz (1814) gab ihm die Freiheit, und er ging wieder nach Rom. Noch in London gab er ſein mittelmäßiges, aber mit dem größten typographiſchen und chalkographiſchen Luxus verziertes, dem Papſte zugeeignetes, Heldengedicht: Charlemagne ou l'Eglise délivrée en 24 Chants, heraus, worin er gegen ſeinen Bruder eifert und die Bourbons erhebt. Der Papſt belohnte ihn dafür mit dem von ihm gekauften kleinen Fürſtenthum Canino, mit dem Titel: Principe di Canino. Bei Napoleons Rückkehr von Elba aber ſchloß er ſich, durch ſeine Schweſter Pauline Borgheſe dazu bewogen, an denſelben eifrig an. Man ſah ihn als franzöſ. Prinzen und als Mitglied der Kammer der Deputirten, ſo wie als Pair von Frankreich, alle Maßregeln Napoleons unterſtützen. Die Idee des Maifeldes rührte von ihm her. Auch nach der Schlacht von Waterloo bemühte er ſich den Thron für Napoleon II. zu bewahren. Die zweite Thronbeſteigung Ludwigs XVIII. bewog ihn, ſich nach Rom zu flüchten. Der öſterreichiſche General, Graf Bubna, aber ließ ihn nach Turin auf die Citadelle bringen, wo er jedoch mit Achtung behandelt wurde. Indeß gaben ihm die Verbündeten auf ſeine Erklärung: „Qu'il s'était constamment opposé aux vues ambitieuses de son frère, et qu'en dernier lieu il ne s'était joint à lui qu'afin de le ramener à des sentimens de modération," und auf die Fürſprache des Papſtes, im Sept. 1815 ſeine Freiheit wieder; doch machte ſich der päpſtliche Stuhl anheiſchig, weder ihn noch Jemand von ſeiner Familie aus dem Kirchenſtaate ziehen zu laſſen. Seitdem lebt er in Rom, oder in der Nähe auf ſeinen Gütern, unter welchen die Ruffinella der Sitz des feinſten Kunſtgeſchmacks iſt. Er hat ſich im Laufe der Revolution als Redner ausgezeichnet. Noch ſind von ihm abgefaßte Mémoires handſchriftlich in Paris im Umlauf. In London erſchienen 1818: Mémoires sur Lucien Buonaparte. Im J. 1817 verlangte Lucian Päſſe für ſich und einen ſeiner Söhne nach Nordamerika, die ihm aber von den Miniſtern der verbündeten Mächte abgeſchlagen wurden.

Buonaparte (Louis), geb. zu Ajaccio den 2. Sept. 1778, Napoleons dritter Bruder, kam jung nach Frankreich, und wählte die militäriſche Laufbahn. Er begleitete ſeinen Bruder in Italien und Aegypten, ohne ſich jedoch auszuzeichnen. Aus Aegypten kam er, mit Depeſchen an das Directorium, den 14. März 1799 zurück. Bald nach den 18. Brumaire ſchickte ihn Napoleon nach Berlin, wo er ein Jahr lang ſehr üppig lebte. Darauf ward er zum Brigadegeneral erhoben und 1802 mit der Stieftochter Napoleons, Hortenſia Beauharnais, vermählt. Bald trat zwiſchen beiden Ehegatten ein Misverhältniß ein, und ſie lebten getrennt. Als Napoleon die Kaiſerwürde angenommen, erhob er ſeinen Bruder Louis zum Connetable und Generaloberſten der Carabiniers, darauf 1805 zum Generalgouverneur von Piemont. Wegen Kränklichkeit aber verließ Louis bald wieder Turin. Als hierauf der bataviſche Großpenſionair Schimmelpennink wegen Erblindung ſeine Stelle niederlegen wollte, benutzte Napoleon die Gelegenheit, um ſeinen Bruder, allen Verträgen und dem Willen der Nation entgegen, derſelben den 6. Juni 1806 zum Könige aufzudrängen. In den erſten Jahren ſeines Königthums benahm er ſich etwas furchtſam; doch gewann er durch ſein menſchen-

freundliches Benehmen (z. B. bei der Pulverexplosion in Leiden, und bei den Ueberschwemmungen im Winter 1808), und durch seinen Gerechtigkeitssinn die Liebe der Holländer, deren Handel er, so viel er konnte, zu befördern suchte; daher ihn sein Bruder 1810 in Paris hart anließ, und ihn nur den Schleichhändler nannte. Als er fortfuhr, das Continentalsystem in Holland nicht mit Strenge zu vollziehen, und sein Volk gegen die immer wachsenden Anmaßungen seines Bruders kräftig vertrat, so zerfiel er darüber ganz mit diesem, wurde nach Paris entboten, und es gelang ihm nur mit großen Aufopferungen, die Fortdauer des holländischen Staats zu retten. Indessen war dies von kurzer Dauer. Benachrichtigt, daß ein franz. Armeecorps unter Oudinot in Anmarsch sei, um Amsterdam und die Küsten zu besetzen, legte er die Regierung den 1. Juni 1810 nieder, setzte, der Verfassung gemäß, seine abwesende Gemahlin zur Regentin im Namen seines unmündigen Sohnes ein, verließ, von zwei Vertrauten begleitet, Holland, und begab sich unter dem Namen eines Grafen von St. Leu über Töplitz nach Grätz, wo er den Wissenschaften lebte und einen mittelmäßigen Roman schrieb. Sein Betragen war untadelhaft. Als Oesterreich 1813 gegen Napoleon den Krieg erklärte, begab er sich nach Rom. 1815 nahm er die Einladung Napoleons, der ihn zum Pair von Frankreich ernannte, nach Paris zu kommen, nicht an, sondern blieb in Rom. Von seiner Gemahlin geschieden, die zu Paris viel Theil hatte an den Begebenheiten im März 1815, verlangte er, daß sie seinen Sohn (ehemaligen Großherzog von Berg unter Napoleons Vormundschaft) ihm überlassen sollte, mit dessen Erziehung er jetzt in Rom sich selbst beschäftigt. Von ihm befinden sich Briefe in der Correspond. interceptée de l'armée d' Egypte. Der Brief, in welchem er Hrn. Bonald die Erziehung seines Sohnes antrug, zeugt eben so vortheilhaft von seinem Geiste, als von seinem Herzen. Sein Roman: Marie, ou les peines de l'amour, ou les Hollandaises (3 Vol. 1814) enthält eine Schilderung der holländischen Sitten. Seine Gemahlin lebt gegenwärtig in Augsburg. Im J. 1820 erschienen von ihm drei Bände Memoiren, welche für die Zeitgeschichte von großem Interesse sind. Zu vergleichen ist darüber eine Recension im Hermes No. VII. 1820.

Buonaparte (Jérôme), Napoleons jüngster Bruder, geb. 15. Nov. 1784 zu Montpellier, ward erzogen im College zu Juilly, das er nach dem 18. Brumaire verließ, um sich dem Seewesen zu widmen. Als Schiffslieutenant diente er 1801 bei der Expedition nach St. Domingo, kam mit Depeschen von Leclerc zurück, segelte dann als Fregattencapitain nach Martinique und kreuzte zwischen St. Pierre und Tabago. Von den Engländern verfolgt, begab er sich nach Nordamerika, wo er (27. Dec. 1803) mit Elisabeth Patterson, ältesten Tochter des Kaufmanns Patterson zu Baltimore, sich vermählte. Auf Napoleons Befehl verließ er sie, und kehrte im Mai 1805 nach Frankreich zurück. Napoleon gab ihm jetzt den Auftrag, vom Dey von Algier die gefangenen Genueser zurückzufodern. Er befreite 250 dieser Unglücklichen. Nun gab ihm sein Bruder das Commando über ein Schiff von 74 Kanonen. Darauf führte er ein Geschwader von 8 Linienschiffen nach Martinique und ward Contreadmiral. Ende August 1806 kam er nach Frankreich zurück. Zum französ. Prinzen ernannt, befehligte er im preußischen Kriege, in Verbindung mit dem General Vandamme, das 10te Corps in Schlesien, zog (6. Jan.

1807) in das eroberte Breslau ein, und ward Divisionsgeneral. Die letzte Waffenthat, wozu er seinen Namen lieh, war die Eroberung der Festung Glatz (25. Juni 1807). Der Friede zu Tilsit gab ihm (18 Aug. 1807) das neu geschaffene Königreich Westphalen. Hierauf vermählte ihn Napoleon den 22. Aug. 1807 mit Catharina Friederika Sophia Dorothea, königl. Prinzessin von Würtemberg. Den 1. Jan. 1808 ward ihm in Cassel mit großem Pomp gehuldigt. Hier lebte er mit königl. Pracht, während Franzosen den neuen Staat organisirten. Er bekümmerte sich wenig um die Geschäfte, und lernte nicht einmal Deutsch. Während des Krieges Napoleons mit Oesterreich 1809, brach Schill in die westphäl. Departements der Elbe und Oker ein und fand nicht unbeträchtlichen Anhang. Im Fuldadepartement und an der Werra, vor den Thoren der Hauptstadt, erregte Dörrenberg Aufruhr, und die Kriegsscenen in Sachsen riefen Hieronymus selbst mit einem Theile seines Heeres nach Leipzig und Dresden. Bald nachher brach Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels aus Böhmens Wäldern durch Sachsen in Westphalen ein, und machte sich Bahn bis zu den Küsten des deutschen Meeres. Die westphälischen Finanzen waren damals durch den Aufwand des Krieges, durch thörichte Verschwendungen, Misgriffe der Verwaltung, unterbrochenen Handelsverkehr und durch die oftmaligen Plünderungen der Staatscassen völlig zerrüttet. Große Resultate wurden von dem am Schlusse des J. 1809 zusammenberufenen zweiten Reichstag erwartet, blieben aber unerfüllt, weil überall Napoleon dazwischentrat. Doch machte dieser seinem Bruder mehrmals Vorwürfe über seine Lebensweise. 1812 zog der König an der Spitze einer französ. Division nach Polen, erlaubte sich selbst räuberische Requisitionen, lebte mit großem Aufwande zu Warschau, verschuldete dann durch seine Fehler, daß sich Bagration den 6. Aug. 1812 mit Barclay de Tolly vereinigte, weßhalb ihm Berthier in Napoleons Namen schrieb: „Da Sie, Sire, Alles verkehrt verstehen, so ist auch nicht zu verwundern, wenn Alles verkehrt geht.“ Er wurde daher nach Cassel zurückgeschickt. 1813 machten Czernitscheff und die Niederlage Napoleons bei Leipzig dem Königreich Westphalen ein Ende. Jener vertrieb den König aus Cassel, den 30. Sept. Zwar kehrte Hieronymus den 17. Oct. dahin zurück, allein nur um sich mit den zusammengerafften Kostbarkeiten sogleich wieder nach Paris zu flüchten. In welcher Lage er damals sich befand, zeigen die aufgefangenen Briefe von ihm. Nach dem pariser Frieden 1814 behielt Hieronymus den Titel eines Prinzen u. sein sehr mäßiges Privatvermögen. Eine Zeit lang hielt er sich nun in der Schweiz, dann zu Grätz und endlich zu Anfang 1815 in Triest auf. Nach Napoleons Rückkehr von Elba begab er sich erst in das Hauptquartier Joachims, dann aber nach Frankreich in Gesellschaft seiner Mutter und des Cardinals Fesch zu Ende Mais (1815). Er wurde Pär den 2. Juni 1815. In den Schlachten von Ligny und Waterloo befand er sich an der Seite Napoleons. Nach dessen Abdankung verließ er Paris den 27. Juni, und begab sich nach der Schweiz. Dann lebte er auf dem würtembergischen Schlosse zu Elwangen, als Graf von Montfort. Im Aug. 1816 nahm er seinen Aufenthalt in den österreichischen Staaten, wo seine Gemahlin sein Schicksal mit ihm theilt. Er kaufte eine ansehnliche Herrschaft in der Nähe von Wien, auf welcher er jetzt lebt.

Buonaroti, s. **Angelo** (Michel).

Burchiello (Domenico), vielleicht der sonderbarste und närrischste Dichter, der je geschrieben hat, von dessen Lebensumständen wir wenig unterrichtet sind. Er lebte zu Anfang des 15. Jahrh. zu Florenz, wo er wahrscheinlich geboren war. Als der Sohn eines Barbiers, Namens Giovanni, hatte er keinen andern Namen erhalten als Domenico; er selbst nannte sich in der Folge Burchiello, aus Veranlassungen, die sich nicht mehr angeben lassen. Um das J. 1425 fing die Zeit seines Ruhmes an; erst 1432 wurde er als Barbier eingeschrieben. Seinem Charakter haben Einige viel Böses nachgesagt, und ihn als einen niedrigen Possenreißer, der für Geld Alles that, geschildert; Andere haben ihn dagegen in Schutz genommen. Seine Barbierstube ward so berühmt, daß Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedrige sich täglich daselbst versammelten, und der große Cosmus sie in einem Gewölbe seiner Gallerie sogar mahlen ließ. Sie erscheint in diesem Gemälde in zwei Theile abgetheilt; hier wird barbiert, und dort gedichtet und musicirt. Das Porträt Burchiello's ist darüber gemahlt. So unbestritten auch seine Berühmtheit ist, so schwer ist es doch, über den Werth oder Unwerth seines Witzes und seiner Satyren zu urtheilen, da uns die örtlichen und persönlichen Verhältnisse unbekannt sind. Aber eben diese Beschränkung muß ihn auch in unsern Augen herabsetzen. Für seine Zeitgenossen wurde seine Satyre durch das geheimnißvolle Dunkel und die absichtliche Seltsamkeit seines Ausdrucks noch anziehender gemacht. Burchiello's burleske Sonnette waren zugleich Räthsel, zu denen uns die Auflösung fehlt, was auch Doni zu ihrer Erklärung gethan zu haben behauptet. Die erzählenden und beschreibenden lassen sich zwar leichter verstehen, aber auch in ihnen ist das Salz meistens so grobkörnig, daß eben dadurch die Satyre sich selbst wieder zerstört. Sie sind sämmtlich sehr keck, aber auch unsittlich und zügellos. Die besten Ausgaben seiner Sonnette sind von 1568, Florenz, in 8. und 1757, London, in 8.

Burdscheit, s. Aachen.

Bureau, ursprünglich ein grober wollener Zeug, womit man in Frankreich die Schreibtische, namentlich die Tische der Richter in den Gerichtshöfen zu bedecken pflegte. Durch eine nicht ungewöhnliche Verwechselung der Begriffe ging späterhin die Benennung des Teppichs auf die Tische selbst über, und so versteht man jetzt in Frankreich sowohl als bei uns, unter Bureau einen Schreibtisch oder einen Schreibepult; in weiterm Sinne aber nennt man auch das Zimmer oder den Ort so, wo die Schreib- oder Amtsgeschäfte verrichtet werden, z. B. Polizei-Bureau u. dgl.

Bürger (Gottfr. Aug.), war geb. am 1. Jan. 1748 zu Wolmerswende im Halberstädtischen, wo sein Vater Prediger war, und starb 1794 zu Göttingen. Nur langsam wuchs er an Leib und Seele, und bis in sein zehntes Jahr lernte er durchaus weiter nichts, als Lesen und Schreiben; doch äußerte sich schon früh eine Art poetischer Stimmung in ihm. Schon als Knabe suchte er die Einsamkeit, und liebte die schauerlichen Gefühle, welche Dämmerung, finstere Wälder und menschenleere Oerter einzuflößen pflegen; er fing auch bald an, ohne Anleitung und ohne ein anderes Muster, als ihm das Gesangbuch darbot, Verse zu machen, die wenigstens im Versmaße richtig waren. Latein lernte er sehr schwer. 1760 kam er nach Aschersleben auf die Schule. Er machte ein Epigramm auf den ungeheuren Haarbeutel eines Primaners, bekam derbe Schläge dafür und wurde

auf das halliſche Pädagogium gebracht. Hier ward ſeine Freundſchaft mit Göckingk begründet. 1764 bezog er die Akademie Halle, um Theologie zu ſtudiren. Er kam mit Klotz in genaue Verbindung, die auf Bürgers lebhafte Phantaſie und rege Sinnlichkeit großen Einfluß hatte. 1768 ging er von Halle nach Göttingen, um die Theologie mit den Rechten zu vertauſchen. Allein auch hier gerieth er in dem Hauſe, worin Klotzens Schwiegermutter wohnte, in Verbindungen, die weder auf ſein Studiren, noch auf ſeine Sitten vortheilhaft wirken konnten. Sein Großvater, der ihn zeither allein unterſtützt hatte, zog ſeine Hand von ihm ab. Ohne die Verbindung mit jenen ausgezeichneten Jünglingen, die damals in Göttingen ſtudirten, mit Boie, Bieſter, Sprengel, Hölty, Miller, Voß, den beiden Stolberg, C. F. Cramer, Leiſewitz, wäre er wahrſcheinlich verloren geweſen. Boie beſonders munterte ihn auf, und führte ihn ins Publicum ein. Gemeinſchaftlich mit ſeinen Freunden ſtudirte er nun die beſten Muſter der Alten und Neuen, der Franzoſen, Engländer, Italiener und Spanier, beſonders aber Shakſpeare. Percy's Relicks, welche nachher ſo ſehr auf ſeinen Geiſt wirkten, wurden ſein Handbuch. Seine Gedichte machten bereits großes Aufſehen. 1772 brachte es Boie dahin, daß die Herren von Uslar ihm die Stelle ihres Juſtizbeamten in Alten Gleichen übertrugen, ein geringes Aemtchen, daß nur als Rettung vor der dringendſten Noth angeſehen wurde. Der gute Großvater, als er hörte, daß ſein Enkel ein Amt erhalten hatte, ſöhnte ſich wieder mit ihm aus, und ſchoß eine Summe vor, um ſeine Schulden zu bezahlen und die erforderliche Caution zu machen. Unglücklicher Weiſe wurde dies Geld bei einen Freunde Bürgers niedergelegt, der ſelbſt in drückenden Umſtänden war; dieſer verwandte es für ſich und Bürger verlor an 700 Thlr. Dies war der Hauptgrund zu der Zerrüttung ſeiner ökonomiſchen Umſtände, die bis zu ſeinem Tode fortdauerte, und auf ſeinen poetiſchen Charakter ſo großen Einfluß hatte. Er heirathete 1774 die Tochter eines benachbarten Beamten, Namens Leonhardt, und auch dieſe Heirath wurde für ihn eine Quelle namenloſer Leiden. „Schon als ich mit ihr vor den Altar trat," ſchreibt er ſelbſt, „trug ich den Zunder zu der glühendſten Leidenſchaft für ihre Schweſter, die damals noch ein Kind, und kaum 14 bis 15 Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl, allein ich hielt es für einen Fieberanfall, der ſich bald geben würde. Es wäre meine Pflicht geweſen, noch am Altare zurückzutreten. Mein Fieber legte ſich nicht, ſondern wurde zehn Jahre lang immer heftiger, immer unauslöſchlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich wieder geliebt. O ich würde ein Buch ſchreiben müſſen, wenn ich die Martergeſchichte dieſer Jahre und ſo viele der grauſamſten Kämpfe zwiſchen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre die mir Angetraute ein Weib gemeinen Schlages, wäre ſie minder billig und großmüthig geweſen, ſo wäre ich längſt zu Grunde gegangen. Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allerſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen. Die Angetraute entſchloß ſich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere es zu ſein. 1784 verlor ich meine Frau. 1785 heirathete ich öffentlich und förmlich die Einzige, höchſt Gefeierte meines Herzens; allein nach kurzem Beſitze verlor ich ſie ſchon im nächſten Jahre. Was ihr Beſitz, ihr Verluſt mir war, ſagen meine Freuden- und Trauerlieder." Nichts beugte ihn in der That ſo tief,

Digitized by Google

als dieſer Verluſt ſeiner Molly. Er hatte überdies durch eine unglückliche Pachtung ſein ganzes Vermögen, er hatte, weil die Kabale ihn verfolgte, durch freiwilligen Verzicht ſeine Stelle verloren, und ſeine Vermögensumſtände waren höchſt zerrüttet; allein von dieſem allen würde er ſich erholt haben, wenn jener Verluſt ihn nicht alles Muthes und aller Kraft beraubt hätte. Nach Niederlegung ſeiner Stelle lebte er zu Göttingen, erſt als Privatdocent, dann nach ziemlich langer Zeit als außerordentlicher Profeſſor ohne Gehalt. Er, der Lieblingsdichter der Nation, war genöthigt, ſeinen Unterhalt auf's kümmerlichſte und dürftigſte durch Lohnüberſetzung für Buchhändler zu erringen. Dennoch würde er erträglich gelebt haben, wenn nicht bei ſeiner Sorge für ſeine Kinder, denen er gern eine Mutter gegeben hätte, ein Gedicht von einer Schwäbin, die, wie es ſchien, von der Schönheit ſeiner Gedichte bezaubert, den Muth hatte, ihm öffentlich ihre Hand zu bieten, ihm zu Geſicht gekommen wäre. 1790 wurde dieſes Schwabenmädchen, mit Namen Eliſe Hahn, ſeine Gattin, und dieſe Verbindung für ihn eine Quelle des bitterſten Kummers, welchen ſelbſt die zwei Jahre darauf erfolgte gerichtliche Trennung derſelben nicht mehr tilgen konnte. Einſam ohne kräftige Freunde, an Leib und Seele heftig erſchüttert, an Kraft und Vermögen erſchöpft, mußte er durch elende Lohnarbeiten ſein Leben kümmerlich friſten. Ein Geſchenk der Regierung zu Hannover half dem drückendſten Mangel ein wenig ab. Es erweckte dieß in dem gebeugten Manne die Hoffnung zu künftiger Beſoldung wenigſtens; er ahnete nicht, daß er deren bald nicht mehr bedürfen würde und ſtarb den 8. Jun. 1794. Denkt man ſich den unglücklichen Dichter, ſo muß man erſtaunen über das, was er deſſen ungeachtet geleiſtet hat. Er hat uns Lieder, Oden, Elegien, Balladen, erzählende Gedichte und Epigramme hinterlaſſen. In keiner dieſer Arten behauptet er einen niedern Rang, in einigen hat ihm die einhällige Stimme der Nation ſeinen Platz unter den Erſten angewieſen. Schillers berühmte Recenſion ſeiner Gedichte that Bürger ſehr weh. A. W. Schlegel iſt in ſeinen Charakteriſtiken und Kritiken beſonnener in die Mitte getreten, und man darf dieſem ſicher folgen, um ein reines Kunſturtheil über unſern Sänger auszuſprechen. Früher hatte man an ihm geprieſen, daß er allen Volksclaſſen genießbar ſei, daß Alles, mit dem ſicherſten Griff aus dem Mittelpunkte gehoben, Alles, nicht blos gut, einzig gedacht, empfunden und geſagt, der Ausdruck den Gedanken nicht angepaßt, ſondern angeſchaffen ſei. Ganz im Gegentheil vermißte Schiller in dem größten Theil der Bürger'ſchen Gedichte den milden, ſich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geiſt, der eingeweiht in die Myſterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniederſteigt, aber auch in der vertrauteſten Gemeinſchaft mit demſelben nie ſeine himmliſche Abkunft verläugnet; er vermiſche ſich nicht ſelten mit dem Volke, zu dem er ſich nur herablaſſen ſollte, und anſtatt es ſcherzend und ſpielend zu ſich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, ſich ihm gleich zu machen. Schiller vermißte an ihm die Idealiſirkunſt, die Kunſt, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beimiſchungen zu befreien. Bürgers Muſe, ſagt er, hat einen zu ſinnlichen, zu gemeinſinnlichen Charakter. Liebe iſt ihm ſelten etwas anders als Genuß oder ſinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Geſundheit, Glückſeligkeit und Wohlleben. Seine Gemälde möchte er mehr einen Zuſammenwurf von Bildern, eine Compoſition von

Zügen, eine Art von Mosaik, als Ideale nennen. Wirklich war Bürger nie von dieser Schillerschen Idealität ausgegangen; seine leitenden Principien waren ganz anderer Art, sie waren Popularität und Correctheit. Was den poetischen Werth von Bürgers Werken in den einzelnen Dichtungsarten anbetrifft, so steht er in den Romanzen, da, wo er den altenglischen Balladen nachgebildet hat, seinen Vorbildern an Einfachheit und Zartheit nach; in seinen eigenen, deren Reihe, auf das glänzendste, Lenore eröffnet, die ihm, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit sichern würde, findet man doch, als die beiden Endpunkte seiner Manier, eine nicht volksgemäße Künstlichkeit der Darstellung, und dann wieder wirkliche Volksgemäßheit, die nicht durch bloße Enthaltung von allem nicht Volksmäßigen, sondern durch Annahme gemeiner Sprecharten erreicht werden sollte. Von seinen Liedern im Volkstone gibt es einige, die nicht leicht zu sehr gelobt werden können. Sie sind eigenthümlich, ohne Bizarrerie und frei aus voller Brust gesungen. Bürger hat auch das Verdienst, daß bei uns gänzlich vergessene und nach einseitigen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerst wieder zu Ehren gebracht zu haben. Unter seinen Uebersetzungen ist die des Homer die wichtigste. A. W. Schlegel faßt sein Urtheil in folgendem Resultate zusammen: Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher, als umfassender Phantasie, von mehr biederer und treuherziger, als zarter Empfindungsweise; von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefem Verstand im Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als in der höhern lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theile seiner Hervorbringungen echter Volksdichter, dessen Kunststyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, sich ganz zu demselben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und zuweilen Zärtlichkeit hat.

Bürger, s. Bürgerstand.

Bürgerliche Gesellschaft, s. Staat.

Bürgerkrone war bei den Römern die höchste militärische Belohnung, welche demjenigen zu Theil ward, der einem Bürger das Leben gerettet hatte. Sie hatte die Aufschrift: Ob civem servatum, und war aus Eichenlaub gemacht. Der gerettete überreichte sie auf Befehl seines Anführers seinem Retter, den er nachher wie einen Vater zu ehren hatte. Unter den Kaisern wurde sie nur von diesen ertheilt. Zugleich waren damit auch Ehrenbezeigungen verbunden. Der damit Gekrönte trug seinen Schmuck bei den Schauspielen und saß zunächst beim Senat. Bei seinem Eintritt stand die ganze Versammlung zum Zeichen der Hochachtung, auf. Dem Augustus bewilligte der Senat als ein besonderes Ehrenzeichen, daß auf dem Gipfel seines Hauses zwischen zwei Lorbeerzweigen eine Bürgerkrone aufgestellt werden sollte, zum Zeichen, daß er der beständige Erhalter seiner Bürger und Ueberwinder der Feinde sei. Gleiche Ehre widerfuhr auch dem Claudius.

Bürgerschulen sind Schulen für Kinder aus dem Bürgerstande, die darin eine ihrer wahrscheinlichen künftigen Bestimmung zum bürgerlichen Leben angemessene, und zum Theil darauf vorbereitende, Bildung erhalten sollen. Die Sorge für eine allgemeine, nach den herrschenden Begriffen der Zeit nothwendige Bildung der Kinder ist zwar auch in diesen Schulen das Hauptaugenmerk des Unterrichts und der Zucht jedoch glaubt man es hier nicht wie in den Landschu-

Digitized by Google

len bei den Elementen dieser Bildung bewenden lassen, sondern nach den höheren Foderungen der städtischen Bildung weiter gehen, und den Unterricht auch auf solche Kenntnisse und Fertigkeiten ausdehnen zu dürfen, welche vornehmlich den künftigen Fabrikanten, Künstler, Handels- und Geschäftsmann für seine Berufsarbeiten brauchbarer machen, und auf seiner Wohlhabenheit und bürgerlichen Stellung angemessenen Stufe der geistigen Entwickelung und Einsicht erheben können. Für ärmere Kinder, von denen abzunehmen ist, daß sie meist in die Classe der Dienstboten, Handarbeiter und niedern Handwerke übergehen, und bei dem Drucke ihrer Verhältnisse oft Unterbrechungen und Verkürzungen ihrer Lernzeit erleiden müssen, wurde, um sie nicht mit dem Entbehrlichern aufzuhalten, durch besondere diesen Umständen gemäß eingerichtete Schulen gesorgt, welche niedere Bürgerschulen, oder, weil der Unterricht darin meist unentgeltlich ertheilt wird, Freischulen heißen. Sonach gibt es überhaupt zwei Gattungen von Bürgerschulen: die höhern, welche auf eine feinere Bildung für das gesellschaftliche und Geschäftsleben anlegen, ohne die eigentlich gelehrten Kenntnisse einzumischen, und die niedern, welche sich mehr auf das Unentbehrliche einschränken, ohne darum hinter den weitern Fortschritten der Städter in gemeinnützigen Sachkenntnissen und Kunstfertigkeiten ganz zurückbleiben zu wollen. Daß die Idee der Errichtung solcher Schulen eben nicht alt ist, beweisen die in mehreren Mittelstädten noch ganz nach dem alten Schlendrian bestehenden Trivialschulen. In diesen letztern war und ist ein wenig Latein beinahe das Einzige, was sie von gewöhnlichen Dorfschulen unterscheidet, denn darauf beschränkte sich sonst, d. h. bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der ganze Vorzug, den man dem nicht gelehrten Städter vor dem Landmann gestattete. Zwar hatte schon im 17. Jahrh. Amos Comenius den Gedanken, den Unterricht in sogenannten Realien, z. B. Geschichte, Geographie, Naturkunde, Technologie u. s. w., mit dem damals vorherrschenden Sprachunterrichte zu verbinden, und August Hermann Franke stiftete am Ende dieses Jahrhunders zu Halle seine berühmten Schulanstalten, unter denen die deutschen oder Bürgerschulen das erste Beispiel eines wohlgeordneten Volksunterrichts auch in den sogenannten Realien und einer genaueren Berücksichtigung der Bedürfnisse des Bürgerstandes geben. Die Nachahmung derselben an andern Orten beschränkte sich aber meist nur auf eine für diesen Zweck verbesserte Einrichtung der untern Klassen lateinischer Schulen; die zu gleicher Zeit in den Städten bestehenden deutschen Schulen (auch Viertel-, Winkel- und Klippschulen genannt) leisteten nach wie vor wegen der Unfähigkeit ihrer Lehrer selten mehr, als gemeine Dorfschulen. Die 1747 von Hecker zu Berlin errichtete Realschule und die Normalschulen der Aebte von Felbiger und von Schulenstein in den österreichischen Staaten, kamen der zweckmäßigen Befriedigung dieses Volksbedürfnisses um vieles näher, und die sogenannten Philanthropen wußten ihre für Anstalten dieser Art am meisten geeigneten Vorschläge laut genug vor die Ohren der Regierungen zu bringen, so daß die Sprecher und Verbesserer der Volksbildung in der neuesten Epoche der Erziehungskunst bereits viele Empfänglichkeit und willige Hände zur Ausführung ihrer Ideen vorfanden. Daher schreiben sich die, gegen Ende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts mit großem Eifer vorgenommenen Umgestaltungen des deutschen Stadt-Schulwesens, denen die theils aus den untern Klassen

der Gymnasien und Lyceen gebildeten und in der Abhängigkeit von diesen gelehrten Anstalten verbliebenen Bürgerschulen für Knaben, theils die völlig neu errichteten und selbstständig bestehenden Bürger- oder Stadtschulen für beide Geschlechter ihr Dasein verdanken. Am meisten geschah dafür in den baierischen und würtembergischen Landen; aber auch mehrere Städte im nördlichen Deutschland, z. B. Lübeck, Bremen, Leipzig, Braunschweig, Zittau, Naumburg, Mühlhausen, Altenburg u. a. m. haben sich durch eine rühmliche Sorgfalt für diese Angelegenheit ausgezeichnet. Mehr oder weniger ist dabei die oben angegebene Idee der Bildung zum Bürgerstande zur Ausführung gekommen, und nach Verhältniß der Umstände, entweder die höhere von der niedern Bürgerschule getrennt, oder, wo nur eine Schule bestehen kann, die höhere als Oberklasse auf die niedere gepfropft worden. Daß eine in Betracht des ehemaligen beklagenswürdigen Zustandes der deutschen Schulen so stark ins Auge fallende Verbesserung in vielen Städten nur noch gewünscht wird, liegt hauptsächlich an der Unzulänglichkeit der Mittel zur Besoldung der erforderlichen Lehrer, und nebenbei auch wohl an der Gleichgültigkeit mancher Unterbehörden.

Bürgerstand, Bürgerliche, Bourgeoisie, eine zahlreiche Klasse, welche alle Freien unter sich begreift, die weder zu dem Adel, noch zu dem Bauernstande gerechnet werden können. Man unterscheidet daher den Staatsbürger, Citoyen, und den eigentlich sogenannten Bürger einer Stadt, von dem bürgerlichen überhaupt, Bourgeois. Eine Abtheilung des Bürgerstandes heißt die Classe der Honoratioren, vornehmere Bürger; sie begreift den Stand der Gelehrten, Künstler und Kaufleute. Der Bürgerstand gehörte schon im Mittelalter zu den Freigebornen. Man unterschied nämlich, nach Erbauung der Städte, ingenuos militares (Ritterfreie), *burgenses* und rusticos. Anfangs waren die Ortschaften nur mit einem Pfahlwerk (Zaun) umgeben, und der Sitz der germanischen Gemeinen unter Altermännern und Schulzen. An ihrer Seite entstanden Kirchen mit freien und unfreien Leuten unter einem Bischof und Vogt; dies war eine zweite Gemeine; endlich entstand mit der Nationalbewaffnung eine Burg mit Burgmännern und Hörigen unter einem Burggrafen, also eine dritte Gemeine. Handel und Gewerbe aber wurden überall nur von freien Deutschen getrieben, und die Kaufleute standen unter kaiserlichem Schutze. Daher gründete sich auch die städtische Verfassung auf den Gewerbstand; und als dieser ausschließend in die Städte zog, bildete sich der Unterschied zwischen dem niedern Adel und den Bürgern schärfer aus, vorzüglich seit Heinrichs IV. Zeit, am Ende des 11. Jahrhunderts (s. Eichhorn's Abh. über das Städtewesen, und Hüllmann's Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland). Da sich die städtischen Gemeinheiten, jede für sich, fest verbanden, erlangten sie, als solche, Freiheiten und zum Theil selbst landständische Rechte; die einzelnen Bürger aber begnügten sich, unter dem Schutze der Gemeinheit, ganz ihrem Gewerbe zu leben und waren in ihrem Sinne freier und stolzer, als der Hof- u. Kriegs-Dienstadel. So kam es, daß letzterer der Person des Fürsten näher, der Bürger aber entfernter stand, und daher von den bedeutenderen Aemtern und Stellen im Staate, am Hoflager und im Heere ausgeschlossen wurde. Diese Ausschließung fällt jetzt nothwendig weg, wo Bildung und Verdienst allein die Würdigkeit bestimmen sollen. Der erbliche Besitz von Vorzügen hat sogar den größeren Haufen des Adels so von aller Anstrengung und eigentlicher Arbeit entwöhnt, daß er mit dem Willen selbst

die Kraft dazu verloren zu haben scheint. Ausnahmen können diese allgemeine Erfahrung nicht widerlegen. Man vergleiche z. B. nur den adeligen Offizier in Frankreich vor 1792, und den bürgerlichen seit 1792; oder die Summe der bürgerlichen Offiziere in dem preußischen Heere von 1813 bis 1815, mit der Summe adeliger Offiziere in demselben Heere im Jahr 1806. Dasselbe gilt von den Geschäftsmännern, von dem Gelehrten und Künstler-Berufe.

Burgfriede, in den alten Ritterzeiten ein wichtiger Gegenstand, bezeichnete 1. diejenige Gegend um eine Burg, wohl auch bisweilen einen ganzen Gerichtsbezirk, in welchem der öffentliche Friede nicht gestört werden durfte; dann war es 2. auch der Vertrag oder das Bündniß gewisser Familien zur Beschützung allgemeiner Sicherheit einer Burg und des Gebiets derselben; 3. begriff man die öffentliche Sicherheit selbst darunter, welche fürstlichen Burgen oder Residenzen zustand.

Burggraf hieß derjenige, welchen der Besitzer einer mit Hoheitsrechten versehenen Burg zum Hauptmann in derselben ernannte, die Aufsicht über dieselbe und über die Besatzung in derselben zu führen, und das Gerichtswesen, so wie die Einkünfte derselben zu verwalten. In den mittlern Zeiten gab es viele solche Burggrafen, deren Nachkommen diesen Titel noch beibehalten haben, wenn sie schon dergleichen Burgen weder erblich, noch auf andere Art besitzen. Sie wurden auch Burgrichter, Burgvögte, Burgmänner und Weichgrafen genannt. Der Vorsteher eines Ganerbschlosses, welcher von dem Ganerben (s. d.) gewählt und vom Kaiser bestätigt wurde, hieß bis auf die neuesten Zeiten ein Burggraf, wie z. B. der Burggraf von Friedberg in der Wetterau. Da ehemals Burg auch eine Stadt bedeutete, so war ein Burggraf auch eine obrigkeitliche Person, welche über Maß und Gewicht und über die Preise der Lebensmittel die Aufsicht führte. In einigen Gegenden Deutschlands z. B. im Hessen-Casselschen, werden die Unteraufseher landesherrlicher Gebäude (Schloß- oder Hausverwalter) noch jetzt Burggrafen genannt.

Bürgschaft (Caution) ist ein Vertrag, wodurch sich Jemand verbindlich macht, etwas auf den Fall zu leisten, daß der, dem eigentlich die Verbindlichkeit obliegt, es nicht leisten sollte. Die Verbindlichkeit des Schuldners gegen den Gläubiger wird durch einen solchen Vertrag nicht aufgehoben; vielmehr bleibt selbiger zunächst verpflichtet, und der Gläubiger ist nicht eher berechtigt, den Bürgen anzugreifen, als bis er den Schuldner ohne Wirkung angegriffen, es wäre denn, daß jener sich dieses Rechts ausdrücklich begeben hätte. Ist die Bürgschaft von mehreren übernommen; so haben diese sich entweder gemeinschaftlich, oder jeder Einzelne für das Ganze verbindlich gemacht. Im erstern Fall hat jeder nur seinen Antheil zu vertreten, mit Einschluß dessen, was etwa noch auf ihn kommen möchte, wenn einer oder der andere Mitbürge zahlungsunfähig geworden; über den letztern Fall s. Alle für Einen. Der fremde Ausdruck (Caution) ist besonders von derjenigen Bürgschaft gebräuchlich, welche von Cassen-Beamten zu Sicherung der ihnen anvertrauten Gelder geleistet wird. Sie muß, der Regel nach, in baarem Gelde, oder in guten Landes-Obligationen, oder in liegenden Gründen beschafft werden, und das hinterlegte Capital wird dem Cautionssteller gewöhnlich verzinset.

Burgunder, burgundische Reiche, Burgund. — Die Burgunder (bei den Alten Burgundi, Burgundines, Burngundi,

Bugantae, Buntiecae, auch Urugundi genannt) gehörten dem Hauptstamme der Vandalen an, und hatten ihre ersten bekannten Wohnsitze zwischen der Oder und Weichsel, in der heutigen Neumark und dem südlichen Theile von Westpreußen. Von den andern deutschen Völkerschaften unterschieden sie sich besonders dadurch, daß sie in Dörfern (Burgen) vereint wohnten (daher vielleicht ihr Name Burgunder entstanden ist), dagegen jene zerstreut und mehr nomadisch lebten. Hierin liegt wahrscheinlich auch der Grund, daß sie viel länger als die ihnen benachbarten Gothen und Vandalen in ihren Wohnplätzen sich behaupteten, bis sie endlich den von den Weichselmündungen heraufdrängenden Gepiden nicht mehr zu widerstehen vermochten. Der Verlust einer großen Schlacht gegen diese hatte zur Folge, daß sie nach Deutschland wanderten, wo sie bis in die Gegend des Oberrheins vordrangen, und sich dort, östlich neben den Alemannen, niederließen. Diesen nahmen sie bedeutende Länderbezirke ab, und lebten daher mit denselben in fast beständiger Fehde, bis die Burgunder, mit andern germanischen Völkerschaften vereint, im Anfange des 5. Jahrh. in Gallien einfielen. Nach langem Kampfe und manchem erlittenen Nachtheile gelang es ihnen, durch Vertrag von den Römern das südöstliche Gallien zu erhalten, wovon noch die Namen Bourgogne und Hochburgund sich herschreiben. Ein Theil von Helvetien, Savoyen, Dauphiné, Lionnois und Franche-Comté gehörten zu ihrem neuen Reiche, das schon im J. 470 Burgund genannt wurde. Der Sitz der Regierung scheint bald in Lyon, bald in Genf gewesen zu sein. Von ihrer alten Verfassung weiß man, daß sie Könige hatten, die sie Hendinos nannten und nach Gefallen wählten und absetzten; traf sie ein bedeutendes Unglück, als Mißwachs, Seuchen oder Niederlagen, so mußte der König dafür büßen; er verlor seinen Thron, den ein andrer bestieg, unter welchem sie glücklicher zu sein glaubten. Ehe sie die christliche Religion annahmen (was in Gallien geschah), hatten sie einen Oberpriester, Sinestus genannt, dessen Person unverletzlich und dessen Posten lebenslänglich war. Der Zweikampf war damals schon als Gottesurtheil bei ihnen eingeführt. Indem sie dahin strebten, sich immer mehr auszubreiten, trafen sie mit den Franken zusammen, denen sie endlich unter Chlodwigs Söhnen gänzlich unterlagen, nachdem Chlodwig ihnen selbst schon Lyon mit einem bedeutenden Gebiet entrissen hatte. Doch retteten sie noch ihre Verfassung, Gesetze und Gewohnheiten auf einige Zeit. Aber bald wurde nun auch ihre Königswürde aufgehoben und unter den Carolingern das Reich in Provinzen zerstückelt, worin die fränkischen Vasallen sich von Zeit zu Zeit unabhängig zu machen wußten. Im J. 879 gelang es dem Grafen von Autün, Boso, einem Schwager Königs Carl des Kahlen, und Statthalter der Lombardei, mit Beistimmung der burgundischen Großen die königliche Würde über dieses Reich wieder zu erlangen. Er nannte sich König von Provence; seine Residenz war zu Arles, und hiervon entstand der Name „arelatisches Reich.“ Zwar verlor er manche Provinz wieder an Ludwig und Carlmann; aber sein Sohn, Ludwig, vereinigte mit dem väterlichen Erbtheile das diesseits des Jura gelegene Land, und so entstand das cisjuranische Burgund, oder das niederburgundische Reich, welches einen Theil der Provence mit Arles, Dauphiné, Lionnois, Savoyen und einen Theil der Franche-Comté begriff. Ein zweites burgundisches Reich entstand, als der Welfe Rudolph von Strettlingen (Herzog in den lotharingisch-helvetischen Lan-

den) den Rest von Lotharingen, nämlich die Schweiz diesseits des Flusses Rühß, das walliser Land und einen Theil von Savoyen, kurz alle Provinzen zwischen dem Jura und den penninischen Alpen, an sich brachte und im Jahre 888 zum Könige des oberburgundischen Reiches (regnum Burgundicum transjuranum) sich krönen ließ. Beide burgundische Reiche wurden aber 930 vereinigt, und der ganze Staat der burgundischen Könige zerfiel endlich völlig, als er nach dem Verlöschen des Rudolphischen Stammes (1032) unter Kaiser Conrad II. dem Salier, Deutschland einverleibt wurde. Allein ein dritter Staat, der ungefähr um die nämliche Zeit wie der oberburgundische seine Entstehung erhalten hatte, wovon der Hauptbestandtheil die französische Provinz Bourgogne (Burgund in eigentlicher Bedeutung) war, und als dessen Stifter Richard, ein Bruder des Boso (ersten Königs von Niederburgund), angegeben wird, erhielt sich. Von Richards Enkelin, Ludegardis, und ihrem Gemahle Otto, einem Bruder Hugo Capets, stammten die ältern Herzoge von Burgund (Bourgogne); sie erloschen im J. 1361 mit dem Tode des Herzogs Philipp, und Bourgogne wurde sogleich von König Johann von Frankreich, theils als ein Lehen, theils weil seine Mutter eine Schwester von dem Großvater des letzten Herzogs gewesen, und kraft dessen Testamentes mit den Domänen der französischen Krone vereinigt. Doch bald darauf wurde von ihm selbst die Würde der burgundischen Herzoge wieder hergestellt, als er 1363 jene Lande unter dem Titel eines Herzogthums seinem jüngsten, sehr geliebten Sohne Philipp dem Kühnen zur Apanage verlieh. — Philipp wurde nun Stifter der neuern Linie der Herzoge von Burgund. Er vermählte sich 1368 mit der hinterlassenen Braut des letzten Herzogs Philipp von der ältern Linie, Margaretha, einzigen Tochter und Erbin Ludwigs III., Grafen von Flandern, und vermehrte dadurch seine Besitzung sehr bedeutend; denn Flandern, Mecheln, Antwerpen und Franche-Comté fielen ihm zu. Im J. 1402 wurde er bei der Gemüthskrankheit Carls VI. von Frankreich zum Regierungsverweser daselbst ernannt, weshalb des Königs Bruder, Ludwig, Herzog von Orleans, der zurückstehen mußte, einen bittern Haß auf Philipp warf. Dies gab Veranlassung zu der bekannten Spaltung der französischen Nation in die orleanische und burgundische Partei. Als 1404 Philipp starb, folgte ihm sein Sohn, Johann der Unerschrockene; Orleans wurde nun Reichsstatthalter in Frankreich. Allein beide Vettern blieben erbitterte Feinde, bis sie unter den Mauern von Montfaucon, eben als das erste Blut im beginnenden Bürgerkriege fließen sollte (1405), im Angesichte der Heere durch eine Umarmung sich versöhnten, und zum völligen Zeichen der Aussöhnung in der folgenden Nacht in einem Bette zusammenschliefen. Aber dennoch wurde Orleans (1407) auf freier Straße von Meuchelmördern um's Leben gebracht, und Herzog Johann von Burgund bekannte sich selbst als den Anstifter dieser That, welche die größten Zerrüttungen in Paris zur traurigen Folge hatte. Zwar erhielt Johann vom Könige einen Erlassungsbrief, allein die Nemesis erreichte ihn in dem Augenblicke, als er die Scene der öffentlichen Versöhnung mit dem Dauphin auf der Brücke zu Montereau noch einmal geben wollte; schon während der ersten Bewillkommungsworte ward er von den Begleitern des Dauphins niedergestochen (1419). Sein Sohn und Nachfolger, Philipp, mit dem Beinamen der Gütige (bisher Graf von Charolois), wußte in dem mit England zwischen Frankreich und Burgund (1420) geschlossenen Frieden die Ausschließung des Dauphins, zur Strafe für

Herzogs Johann Ermordung zu bewirken. Aus Philipps Regierungszeit ist der Steitigkeiten zu gedenken, die er mit Jacobine von Brabant und deren zweitem Gemahl, dem Herzog von Glocester, hatte, und die sich mit einem Vergleiche endigten, kraft dessen Philipp als Erbe Jacobinens gelten, (wenn sie kinderlos stürbe), sie aber ohne seine Einwilligung nicht heirathen sollte. Doch Jacobine brach (1430) die letztere Bedingung, und nun bemächtigte sich Philipp ihrer Besitzungen Hennegau, Holland und Seeland, indem er ihr nur wenig zu ihrem Unterhalte aussetzte. Im Jahre vorher hatte Philipp schon Namur durch Kauf erworben, und 1431 fielen ihm auch Brabant und Limburg zu, als die Familie Antons von Burgund, zweiten Sohnes Herzogs Philipp des Kühnen, erlosch. Im Frieden mit Frankreich (1435 zu Arras) erhielt Philipp, außerdem daß König Carl VII. wegen Johanns Ermordung förmliche Abbitte thun mußte, sehr ansehnliche Districte von Frankreich, nämlich Macon, St. Gengoul, Auxerre und Bar an der Seine, für sich und seine ehelichen männlichen und weiblichen Erben, Peronne, Mondidier und Roye für seine ehelichen männlichen Erben; ferner St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville, Ponthieu, Dourlens, St. Riquier, Crevecoeur, Arleux und Mortagne, und die Grafschaft Boulogne für sich und seine Erben. Zu diesen bedeutenden Besitzungen kam 1441 auch noch das Herzogthum Luxemburg. Schon 1430 war Philipp zur dritten Ehe geschritten, da seine zwei vorherigen ihn kinderlos gelassen hatten. Bei seiner Vermählung mit Isabella (Elisabeth), einer Tochter Königs Johann I. von Portugal, zu Brügge in Flandern, stiftete er den Orden vom goldenen Vließ. Drei Söhne entsprangen aus dieser Ehe, von denen die ersten beiden bald wieder starben. Aber der dritte war Carl, Graf Charolois, nachmals der Kühne, Herzog von Burgund genannt. Als Philipp, 16. Jul. 1467 zu Brügge starb, ward Carl der Kühne Herzog von Burgund, und einer der mächtigsten und reichsten Fürsten seiner Zeit. Da wir ihm einen eigenen Artikel gewidmet haben, so erwähnen wir hier von ihm blos, daß er 1475 noch Geldern erwarb, und daß er nur eine Tochter, Maria, als einzige Erbin seiner Staaten hinterließ. Sieben Prinzen waren ihre Freier; unter ihnen der Dauphin von Frankreich und Maximilian von Oesterreich. Der letztere ward der Glückliche, und der König von Frankreich erhielt von dem burgundischen Nachlasse nichts als die Städte in der Picardie und das Herzogthum Bourgogne, das er als Mannlehn einzog. Marie starb in ihrem 25. Jahre an den Folgen eines Falles, nachdem sie ihrem Gemahle drei Kinder, Philipp, Margarethe und Franz (der aber bald wieder starb) geboren hatte. Nicht alle burgundische Provinzen wollten Maximilian als Vormund der Kinder anerkennen. Da verlobte er seine Tochter mit dem Dauphin Carl, wobei die Grafschaften Artois und Burgund, nebst Maconnais, Auxerrois, Salins und Bar an der Seine zum Heirathsgute bestimmt wurden. Aber die Absicht, die Provinzen hierdurch ganz zu beruhigen, ward nicht erreicht; besonders waren die Flanderer die hartnäckigsten, und es kam so weit, daß Maximilian zwei Jahre nach seiner Erwählung zum römischen Könige (1488), in Brügge über drei Monate lang gefangen gehalten wurde. Endlich erkannten ihn die Flanderer als Vormund seines Sohnes Philipp und als Regierungsverweser an. Nun aber verliert sich die Geschichte der burgundischen Länder in die der Niederlande und Frankreichs. Das eigentliche Burgund war, wie wir oben gesehen haben, in zwei abgesonderte Theile zersplittert:

Bourgogne und Hochburgund oder die Franche-Comté. Jenes wurde im sogenannten Damenfrieden von Cambrai 1529 (s. Friedensschlüsse) von Spanien auf immer an Frankreich abgetreten, dieses eroberte Ludwig XIV. und behielt es 1678 im nimweger Frieden. Seitdem sind beide Burgund nie wieder von Frankreich getrennt worden. (S. Niederlande, Königreich der.)

Burgunder Wein gehört zu den vorzüglichsten unter den franzöſ. Weinen, und ſtreitet mit dem Champagner um den Vorzug. Er hat einen feinen, eigenthümlichen, ſehr reizenden Geſchmack, beſonders wenn er nicht ganz jung mehr iſt. Seine Wirkung iſt minder raſch, als die des Champagners, aber dauerhafter; er macht einen ſanften und ruhigen Eindruck, und gilt für ein beſonderes Stärkungsmittel bei alten und ſchwächlichen Perſonen. Die Franzoſen ſelber ſchätzen ihn ſehr hoch, und bei allen nordiſchen Nationen wird er viel getrunken. Am vorzüglichſten wird er gewonnen in der Gegend von Nuits; aus dieſer Gegend erhält man den Romanee, den Boudot, Echeraux, la Fache, Didier, St. George u. ſ. f.; dieſe Sorten übertreffen alle übrigen Burgunder, und werden ihres feinen und zarten Geſchmackes wegen ſehr hoch bezahlt. Ins Ausland kommen ſie nur ſelten. Der Wein von Chamtole iſt aber der vorzüglichſte. Unter den Beauneweinen zeichnen ſich der weiße Montrachet, Chambertin, Clos de Vougeot u. ſ. w. aus. Weine zweiter Klaſſe ſind der Volnay, Pomard, Vosne u. ſ. w., die faſt eben ſo wohlſchmeckend ſind, als die erſten, wenn ſie zur gehörigen Reife kommen. Die Weine aus der Gegend von Auxerre, Dijon und Avalon ſind nicht weniger berühmt, und werden vorzüglich ausgeführt. Man verführt die jungen Burgunder Weine im März und April, die alten können das ganze Jahr über verſandt werden. Sie halten ſich beſſer auf Flaſchen als auf dem Faſſe.

Burke (Edmond), geboren zu Dublin 1730, war der Sohn eines berühmten proteſtantiſchen Sachwalters, verdankte ſeine erſte Erziehung einem wackern Quäker, und beſuchte hierauf die Schule ſeiner Vaterſtadt. 1758 kam er nach London, wo ſein Geiſt und ſeine Kenntniſſe ihn bald auszeichneten. Er ſtudirte zwar die Rechte und ward Advokat, aber ſeine Neigung ſchien ihn mehr zu der Literatur hinzuziehen, und er ſchrieb für Journale und periodiſche Schriften. Das erſte Werk, zu dem er ſich bekannte, iſt von 1756 und führt den Titel: Reclamation zu Gunſten der Rechte der natürlichen Geſellſchaft, oder Ueberblick der Uebel, welche die Civiliſation hervorgebracht hat. Burke gab es als ein nachgelaſſenes Werk von Bolingbroke heraus, und hatte deſſen Styl und Manier vollkommen nachgeahmt, denn ſeine Abſicht war, zu zeigen, daß mit denſelben Gründen, mit welchen Bolingbroke die Religion angegriffen, ſich alle bürgerlichen und politiſchen Einrichtungen angreifen laſſen; aber er war dabei ſo gründlich in die Sache eingegangen, daß den meiſten die Satyre entging. 1757 erſchien ſein Verſuch über das Erhabene und Schöne, und ſchon damals ſagte Johnſon, daß Burke der außerordentlichſte Menſch ſei, den er je kennen gelernt habe. 1758 entwarf Burke den Plan zu dem Annual Register, und übernahm den hiſtoriſchen Theil deſſelben. So bildete er ſich allmählig zum Redner und Staatsmann. Man kann ſagen, daß ſeine öffentliche Laufbahn 1761 anfing, als er mit ſeinem Freund Hamilton, Secretär des Vicekönigs, Lord Halifax, nach Irland reiſete. Nach ſeiner Rückkehr 1765 ward er von dem Marquis von Rockingham, erſtem Lord der Schatz-

kammer, zu deſſen Privatſecretär gemacht, und um dieſelbe Zeit zum Abgeordneten des Fleckens Wendover gewählt. Wiewohl er, theils durch dieſes Verhältniß, theils durch ein beträchtliches Geſchenk, welches Rockingham ihm unter dem Namen eines Darlehns machte, der Miniſterialpartei beizutreten genöthigt war, ſo zeigte er ſich darum den Volksgrundſätzen keineswegs entgegen. Die in Amerika entſtandene Unzufriedenheit fing an, die ganze Nation zu intereſſiren. Burke's erſte Rede hatte zur Abſicht, die Nachtheile der Stempeltaxe zu zeigen. Seinem Vorſchlage gemäß, ward ſie mit der Erklärung zurückgenommen, daß Großbritannien übrigens allerdings das Recht habe, Amerika zu beſteuern. Dieſer Ausweg hob wenigſtens die gegenwärtigen Streitigkeiten. Indeß trat Lord North an die Spitze der Geſchäfte; Burke ſchloß mit einem kräftig und einfach entworfenen Gemälde des letzten Miniſteriums, und nahm ſeinen Platz in der Kammer der Gemeinen, wo er ſich unter den Anhängern des entlaßnen Miniſteriums auszeichnete. Zu weitläufig würde es ſein, Burke's Verhalten an der Spitze der Oppoſition auseinander zu ſetzen; eben ſo führen wir ſeine Betrachtungen über die Urſache der gegenwärtigen Unzufriedenheit, welche damals viel Aufſehen machte, nur kurz an. Als Mittel gegen die allgemein gefühlten Uebel ſchlägt er darin vor, die Volksgewalt in die Hände der großen Familien der Whigs zu legen, welche die Stütze der Revolution von 1688 ſowohl als der nachherigen Maßregeln geweſen, und bezeichnete auf dieſe Weiſe die Rockinghamſche Partei. Er zog ſich dadurch, wiewohl unverdienter Weiſe, den Vorwurf eines zu weit getriebenen Demokratismus zu. In ſeiner Oppoſition gegen die Maßregeln der Miniſter, vor und nach dem amerikaniſchen Kriege, wandte er Alles an, zuerſt den Bruch zu verhindern, nachher, eine Annäherung zu bewirken. Sein Rednertalent hatte damals ſeine Reife erlangt; die Jahrbücher des Parlaments enthalten wenig Beiſpiele einer ſo kraftvollen und lebendigen Beredſamkeit, als Burke beſaß. 1774 hielt man ihn für einen ſo entſchiedenen Anhänger der Freiheit, daß die Whigs der reichen Stadt Briſtol ihn zu ihrem Repräſendanten wählten. Burke griff die Unternehmungen der Miniſter als unzulänglich, grauſam und ungerecht an. Der Krieg ward Sache des Volks, und Burke, der ſich ihm widerſetzte, ſchien in der öffentlichen Meinung zu verlieren. Er erzürnte zugleich ſeine Freunde zu Briſtol, als er für die Irländer auf freien Handel und für die Katholiken auf mildere Geſetze im Parlament antrug. Dennoch ward er wieder gewählt; außer Briſtol ernannte ihn noch eine zweite Stadt zu ihrem Abgeordneten. Damals hielt er in der Wahlverſammlung jene berühmte Rede, in welcher er Rechenſchaft von ſeinem Betragen ablegt, und welche für ſein Meiſterſtück gehalten wird. Seine Bill, worin er auf Aenderung der im Febr. 1780 ergriffenen ſtrengen Maßregeln antrug, gewann ihm die Gunſt des Volks wieder. Lord North endigte ſeine Verwaltung im März 1782, und Rockingham mit ſeiner ganzen Partei ward wieder ins Miniſterium berufen. Burke ward Generalzahlmeiſter der Armee, und trat in den geheimen Rath. Jetzt gelang es ihm, jene Bill, wiewohl nur theilweiſe, durchzuſetzen. Der Tod des Marquis von Rockingham löſete das Miniſterium auf, deſſen Seele Burke geweſen, und dieſer zog ſich zurück, da Lord Shelburne als der Nachfolger genannt wurde. Dieſer Miniſter machte bald der ſogenannten Coalition Platz, zu welcher Burke den Plan entworfen hatte, welche aber durch Fox berühmte, dem Könige und dem Volke gleich mißfällige oſtindi-

sche Bill wieder getrennt ward. Damals ergriff Pitt das Ruder des Staats, und fing damit an, das Parlament aufzulösen, eine Maßregel, die Burke mit Feuer bestritt. Hastings berühmter Prozeß machte eine Hauptepoche in Burke's Leben. Als der erklärteste Gegner desselben schien er eben so sehr für seinen Privathaß als für die Sache der Nation zu handeln, und bewährte stets aufs neue sein großes Rednertalent, ohne jedoch an öffentlicher Achtung zu gewinnen. Als 1788 die Krankheit des Königs (s. Georg III.) die Einsetzung einer Regentschaft zu erfodern schien, bestritt er die Grundsätze der Minister, daß die Regentschaft von der Wahl der Nation abhange und durch kein Erbrecht bestimmt sei, und setzte sich dadurch nicht nur dem Misfallen des Volks, sondern durch seine unehrerbietigen Aeußerungen über den König noch besonderm Tadel aus. Die französische Revolution fand von ihrem Anfange an in Burke den erklärtesten Gegner, dessen Grundsätze für Freiheit allerdings mit jener, Gesetz und Ordnung umstürzenden, Herrschaft rasender Parteien und Volkshäupter nicht übereinstimmten. Als im Febr. 1790 über die Minderung des Heers gesprochen ward, und Fox verlangte, daß man der neuen Regierung in Frankreich ein edles Vertrauen zeigen sollte, erklärte Burke laut, daß er alle Freundschaft mit ihm aufhebe. Bald darauf gab er seine Betrachtungen über die franzöſ. Revolution heraus, worin er mit bewundernswürdigem Scharfblick diese Begebenheit beurtheilt und alle die verderblichen Folgen voraussagt, welche nur zu richtig eingetroffen sind. Nie machte ein Buch größeres Aufsehen und verschaffte seinem Verfasser einen glänzendern Triumph; nicht zu berechnen ist der Einfluß, den es auf die öffentliche Meinung in England hatte, welche auf das entschiedenste gegen Frankreich eingenommen ward. Noch 4 andere Schriften gab er über die Revolution heraus, die ihn jetzt einzig beschäftigte, und deren Fortschritte die letzten Jahre seines Lebens verbitterten. Außerdem machte er noch (1792) einen vergeblichen Versuch, die Emancipation der irländischen Katholiken zu bewirken. Er zog sich darauf aus dem Parlament zurück, hatte den Schmerz, seinen einzigen geliebten Sohn, der seine Stelle einnahm, durch den Tod zu verlieren, und starb, von Kummer und Alter gebeugt, 1797 im 68. Jahre seines Alters. Burke war als Privatmann sehr liebenswürdig. Von seinem Eifer für die die Wissenschaften zeugen seine zahlreichen, zum Theil meisterhaften Schriften. Eine sehr interessante umständlichere Biographie Burke's befindet sich im V. Hefte der Zeitgenossen. (1816. Leipzig, bei Brockhaus.)

Burleigh, s. Cecil.

Burlesk (vom italienischen Worte burla, der Scherz, der Spaß) zeigt schon durch seine Abstammung an, daß der Begriff desselben dem des Ernstes entgegengesetzt sei. Wenn die beiden Hauptempfindungen der menschlichen Seele, also auch die beiden Hauptgegenstände der darstellenden Kunst, in Freude und Leid, in Scherz und Ernst, im Komischen und im Tragischen bestehen, und die verschiedenen Benennungen jener beiden Hauptempfindungen, der ihnen inwohnenden Natur gemäß, vielleicht nicht qualitativ, sondern nur quantitativ, von einander unterschieden zu sein scheinen; so folgt daraus, daß burlesk als Unterbegriff von komisch, dem Hauptbegriffe, anzusehen sein möchte. Wenn das Komische in der verkehrten, gänzlich verfehlten Anwendung der Mittel zu einem vorgesetzten Endzwecke zu gelangen, besteht, so scheint burlesk die Verkehrtheit jener Mittel

nur noch greller zu bezeichnen. Wenn wir im Komiſchen noch einen gewiſſen Grad von Folgerichtigkeit vorfinden müſſen, uns dieſe ſogar zum wahrhaft Künſtleriſch-Komiſchen unerlaßlich nothwendig zu ſein ſcheint; ſo iſt im Gegentheile das Burleske von jedem Zwange, mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung zu erſcheinen, frei, und ſteht äußerlich gänzlich regellos da, dürfte aber nichts deſto weniger im Innern eine ſtrenge Nothwendigkeit offenbaren müſſen. Wenn demnach im Komiſchen, neben den Geſetzen dieſer innern Nothwendigkeit, auch die Geſetze einer äußern Nothwendigkeit ſtreng hervorleuchten müſſen: ſo iſt dagegen das Burleske dieſer Geſetze der äußern Nothwendigkeit in ſo fern gänzlich überhoben, als nur der innere Gehalt deſſelben mit ſich in Einklang zu ſtehen braucht. Wir glauben, auch den bloßen Liebhabern der Kunſtphiloſophie verſtändlich zu werden, wenn wir das Weſen des Burlesken als inſofern verſchieden von dem Komiſchen bezeichnen, als die Poſſe, wo ſich Alles von außenher regellos und willkürlich zu geſtalten ſcheint, von dem eigentlichen Luſtſpiele, in welchem auch die äußern Erſcheinungen in geſetzlicher Uebereinſtimmung ſtehen ſollen, verſchieden iſt. Da nun aber die Natur der neuern romantiſchen Bildung, als welche weder im Komiſchen, noch im Tragiſchen, das Reine, das Einfache, das Unvermiſchte anerkennt, weil ſie nicht etwa bloß aus dem Ernſten, oder aus dem Scherzhaften, ſondern aus beiden zugleich beſteht, es mit ſich bringt, daß ſie weder ein reines Luſtſpiel, noch auch ein reines Trauerſpiel aufweiſen könne; ſo folgt daraus, daß wir auch vom Rein-Burlesken, als wirklicher Kunſtgattung (die mechaniſchen kunſt- und regelloſen Poſſen etwa ausgenommen) kein vorhandenes Werk anführen können. Die Burleske kann nämlich in der europäiſchen Kunſt durchaus nicht rein und unvermiſcht vorhanden ſein, ſondern muß ſtets, wie ſie auch wirklich thut, den Charakter des Tragiſch-Komiſchen (ſ. d. Art.) annehmen. Den Alten ſcheint dieſe Gattung der Dichtkunſt nicht bekannt geweſen zu ſein, und die Erfindung derſelben den Italienern, namentlich dem Dichter Francesco Berni (ſ. d. A.) anzugehören. Außer ihm nennen wir hier noch Carlo Gozzi, deſſen Tragi-Komödien wahre Vorbilder derjenigen Burlesken ſind, wie die romantiſche Poeſie ſie geſtatten darf und geſtatten kann. Bei den Franzoſen hat Scarron, und bei den Deutſchen Blumauer die Aneide auf burleske Art bearbeitet.

Pq.

Burmann. Dieſer Name iſt durch mehrere ausgezeichnete Männer in der gelehrten Welt berühmt worden. Als den älteſten derſelben nennen wir Franz Burmann, geb. zu Leyden 1632. Er war 9 Jahre Paſtor zu Hanau ſeit 1652, ſeit 1661 Subregens des Ordenscollegiums zu Leyden und endlich Profeſſor der Theologie zu Utrecht, wo er 1679 ſtarb, und der Verfaſſer mehrerer theologiſchen Schriften. Er hatte zwei Söhne, Peter und Franz Burmann. Peter Burmann war zu Utrecht 1668 geboren. Er ſtudirte daſelbſt und zu Leyden, ward 1688 Doctor der Rechte, bereiſete dann Deutſchland und die Schweiz, und betrat nach ſeiner Rückkehr zu Utrecht die juriſtiſche Laufbahn. Die glänzendſten Erfolge auf derſelben machten ihn jedoch nicht dem Studium der Alten ungetreu. Dies bewies ſeine 1694 zuerſt erſchienene Abhandlung De vectigalibus pop. rom. (am vollſtändigſten 1734). Auf Grävius Empfehlung ward er 1696 zum Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit auf der Univerſität zu Utrecht ernannt, welches Lehramt er mit einer Rede De eloquentiæ et poesi antrat. Seitdem verging kein Jahr, in welchem

er nicht etwas herausgab, entweder einen Klassiker, mit seinen Anmerkungen versehen, oder eine Rede, oder lateinische Verse, worin er Meister war, oder ein Pamphlet gegen seine Widersacher, deren seine Heftigkeit und Unduldsamkeit ihm viele zugezogen hatten. Jene Streitigkeiten sind jetzt vergessen, und nur die wichtigen Dienste im Andenken geblieben, die er der römischen Literatur durch seine schönen und zahlreichen Ausgaben geleistet hat. Nicht sowohl durch Geschmack und Kritik, als durch Gelehrsamkeit, philologische Genauigkeit, eine Fülle von Hülfsmitteln und Schönheit des Drucks empfehlen sie sich. Einige derselben, wie sein Ovid, Virgil, Quinctilian, Petron, Phädrus, sind Werke vom ersten Range. 1715 ging er nach Perizonius Tode als Professor der Geschichte, Beredsamkeit und der griechischen Sprache nach Leyden, wo er nach einer schmerzhaften Krankheit 1741 starb. Sein Bruder Franz, geboren zu Utrecht 1671, und gestorben ebendaselbst 1719 als Professor der Theologie, war der Verfasser mehrerer theologischen Schriften. Er hinterließ 4 Söhne, von welchen sich zwei ebenfalls als Gelehrte ausgezeichnet haben; sie hießen Johann und Peter. Johann Burmann, geb. 1706, starb 1780 als Arzt und Professor der Botanik zu Amsterdam. Er hat seiner Wissenschaft durch mehrere Werke wesentliche Dienste geleistet. Linné erwähnt seiner mehrmals auf das ehrenvollste. Peter Burmann, geboren zu Amsterdam 1714, trat als berühmter Philolog in die Fußstapfen seines gleichnamigen Oheims, der ihn nach dem frühen Tode seines Vaters erzog. Außerdem waren Duker und Drakenborch seine Lehrer. 1734 ward er zu Utrecht Doctor der Rechte. Im folgenden Jahre erhielt er den, durch Wesselings Uebergang nach Utrecht erledigten Lehrstuhl der Beredsamkeit und Geschichte auf der Universität Franeker. 1741 bekam er den Lehrstuhl der Poesie; aber schon 1742 verließ er Franeker, um an d'Orville's Stelle als Lehrer der Geschichte und alten Sprachen nach Amsterdam zu gehen. 1744 erhielt er den Lehrstuhl der Poesie, 1752 ward er Aufseher der öffentlichen Bibliothek, und 1753 Inspector des Gymnasiums. Wie sein Oheim hat er viele treffliche Ausgaben, besonders lateinischer Klassiker, geliefert, und er glich demselben sowohl in umfassender Gelehrsamkeit und einem seltenen Talent für die lateinische Dichtkunst, als auch in der Reizbarkeit des Charakters, wodurch er in große Streitigkeiten verwickelt wurde. Klotz und Sapius, mit denen er eine Menge von Schmäh- und Streitschriften wechselte, waren seine Hauptgegner. Er starb 1778 auf seinem Landgute Sandhorst. Wir schließen die Uebersicht dieser gelehrten Familie mit Nicolaus Laurentius Burmann. Er war 1734 zu Amsterdam geboren, und folgte 1781 seinem Vater, dem oben angeführten Johann Burmann, auf dem Lehrstuhl der Botanik, um welche Wissenschaft er sich ebenfalls namhafte Verdienste erworben hat, theils durch eigene Schriften, theils durch die Förderung fremder Unternehmungen. Er war es, der Thunberg bestimmte, das Cap und Japan zu besuchen, welche Reise der Botanik bedeutende Erweiterungen verschafft hat. Er starb 1793.

Burmann (Gottlob Wilh.), eigentlich Bormann, der sich als deutscher Dichter einen Namen erworben, war zu Lauban in der Oberlausitz 1737 geboren. Sein Vater war Kirchenschreiber zu Harpersdorf, dann Schreib- und Rechenmeister zu Lauban und endlich Cantor in Jarter. Der Jüngling besuchte anfangs die latein. Schule zu Hirschberg in Schlesien, studirte darauf 1758 zu Frankfurt an d. Oder die Rechte, kehrte dann in sein Vaterland zurück, ging aber in der Folge nach Berlin, wo er als privatisirender Gelehrter sich seinen

Digitized by Google

Unterhalt durch Unterricht, besonders in der Musik, außerdem durch Schriftstellerei, Gelegenheitsgedichte u. s. w. zu erwerben suchte, aber immer in der äußersten Dürftigkeit lebte. Er war klein von Person, hager, hinkend und ungestaltet; aber in diesem unscheinbaren Körper wohnte ein Geist voll lebendigen Gefühls für alles Edle und Schöne. Dabei war er Sonderling in sehr hohem Grade, ohne Stetigkeit, daher auch ohne gründliche Studien und reifen Geschmack; aber ein poetischer Geist von den seltensten Fähigkeiten, zugleich ein Mann von warmer Theilnahme an dem Wohl seiner Mitmenschen. Schade, daß er in den Folgen seiner Seltsamkeit unterging, und schon im Leben der Vergessenheit reifte, die, nach der ihm inwohnenden Geisteskraft, ihn nie hätte treffen sollen. In Berlin war Burmann ein großer Gegner der Karschin, so wie diese ihrer Seits auch ihn wiederum haßte. Zuletzt aber brachte die Karschin, welche von den schlechten Umständen Burmanns unterrichtet worden war, durch persönliche Verwendung bei ihren Freunden eine namhafte Summe für Burmann zusammen. Wider Erwarten nahm Burmann dieses Geld an, ob er gleich hörte, daß es von der Karschin kam, indem er sagte, daß er es, da es von keiner ihm werthen Person, sondern von seiner Feindin käme, ihr zum Possen annehmen, und es sich recht wohl bekommen lassen wolle. Eine seltene Stärke besaß Burmann im Dichten aus dem Stegreif. Er konnte jedes gegebene Thema in ein poetisches Gewand hüllen, und oft 4 bis 5 Stunden ein Gespräch in Versen fortsetzen, bei welchem man freilich sehr oft nur Reime, aber mitunter auch überraschende Gedanken und treffende Wendungen wahrnahm. Er ward endlich vom Schlage gerührt, und brachte die letzten zehn Jahre seines Lebens höchst elend zu. Man hielt ihn bereits für todt, bis am 5. Jan. 1805 von ihm ein kleines Gedicht in den Zeitungen erschien, worin er sich als sterbend und in der äußersten Noth schilderte. Mehrere, die ihn früher gekannt hatten, eilten zu ihm, aber Burmann war bereits verschieden. Wir nennen von seinen Werken die Fabeln (Berlin, 1769, 71 u. 73) und die Gedichte ohne den Buchstaben R (1788 und 96).

Burnet (Gilbert), Bischof von Salisbury, ein eifriger Beförderer der engl. Revolution wider König Jacob II. und der Berufung der Dynastie Braunschweig auf den engl. Thron, war zu Edinburgh 1643 geboren. Sein Vater, einer der geschicktesten Juristen Schottlands, war von Carl II. zur Belohnung für seine Anhänglichkeit an die Sache Carls I. zu einem Lord Cromont ernannt worden. Der junge Burnet erhielt von ihm die sorgfältigste Erziehung. Nachdem er einen juristischen Cursus gemacht hatte, bestimmte er sich dem geistlichen Stande, und machte die dahin einschlagenden Studien. Ausgerüstet mit einem außerordentlichen Gedächtniß, einer lebhaften Einbildungskraft, einer großen Lernbegierde, einer festen Gesundheit und gewohnt, täglich um vier Uhr aufzustehen, mußte er in kurzem sich ausgebreitete Kenntnisse erwerben. Eine Reise durch England gab ihm Gelegenheit, sich mit den Gelehrten zu London, Oxford und Cambridge zu verbinden. 1664 ging er nach Holland, verkehrte mit den ausgezeichnetsten Männern, und gewann in ihrem Umgang jenen Geist allgemeiner Duldung, den er seitdem in seinem ganzen Verfahren zeigte. Nach seiner Rückkehr ward er Mitglied der königl. Gesellschaft zu London uud Pfarrer zu Salton in Schottland. Seine Freimüthigkeit zog ihm Anfeindungen von Seiten der schottischen Bischöfe zu. Ihnen zu entgehen, hielt er sich von aller Gesellschaft entfernt,

Digitized by Google

und trat 1669 mit ſeinen Geſprächen zwiſchen einem Conformiſten u. Nonconformiſten auf, welche vielfachen Widerſpruch fanden. In demſelben Jahre ward er als theologiſcher Lehrer nach Glasgow berufen, aber ſein Eifer für die biſchöfliche Verfaſſung machte ihn den Presbyterianern, und ſeine Duldung gegen dieſe den biſchöflichen verhaßt. Seine Vertheidigung des Anſehns der Conſtitution und der Geſetze der Kirche und der Krone von Schottland, worin er gegen Buchanan die biſchöfliche Verfaſſung dieſer Kirche und die Souveränität der ſchottiſchen Monarchen vertheidigte, machte ihn Carl II. bekannt, dem er ſchon früher durch eine Schrift, in welcher er die Rechtmäßigkeit der Eheſcheidung wegen Unfruchtbarkeit zu beweiſen ſuchte, aufmerkſam auf ihn geworden war. Allein durch eine plötzliche Veränderung ſeiner Grundſätze zerſtörte er ſelbſt die Ausſichten, welche das Wohlwollen des Königs ihm eröffnet hatte. Da er ſich in Schottland nicht perſönlich ſicher glaubte, legte er ſein Lehramt zu Glasgow nieder und ging nach London, wo er ſich durch ſeine Predigten, und durch eine öffentliche Berathſchlagung mit dem Doctor Stillingfleet gegen Colleman und andere katholiſche Geiſtliche einen großen Ruf erwarb. Als 1685 Jacob II., in deſſen Ungnade Burnet ſtand, weil er ihn hatte vom Throne ausſchließen wollen, zur Regierung gekommen war, bereiſete er Frankreich, Italien, Deutſchland, die Schweiz; allenthalben zeigte er ſeine Abneigung gegen den katholiſchen Gottesdienſt, ſo daß Innocenz XI., der ihn gütig aufgenommen hatte, ihm den längern Aufenthalt in Rom nicht verſtattete. In Holland zog ihn der Prinz von Oranien in ſeinen Plan, ſich der engliſchen Krone zu bemächtigen, und Burnet begünſtigte und unterſtützte die Abſichten dieſes Fürſten theils durch eine Menge von Flugſchriften, theils dadurch, daß er ihn mit vielen mißvergnügten Engländern in Verbindung brachte, wofür man ihm den Prozeß als Hochverräther machte. Allen Verfolgungen zu entgehen, ließ Burnet ſich in Holland naturaliſiren, und trat jetzt öffentlich für den Prinzen von Oranien auf, verfaßte das Manifeſt deſſelben, und ſchiffte ſich mit ihm ein. Früher hatte Burnet zweimal die angetragene biſchöfliche Würde ausgeſchlagen; 1689 nahm er von Wilhelm III. das Bisthum von Salisbury an. Im Hauſe der Lords, in welches er jetzt trat, zeigte er Duldung, ſo wie in ſeinen Amtsverhältniſſen Güte und Wohlwollen. Eine große Kränkung widerfuhr ihm bei Gelegenheit eines Hirtenbriefs, worin er die Anſprüche Wilhelms III. auf das Recht der Eroberung zu gründen ſchien, und welchen das Parlament durch des Henkers Hand verbrennen ließ. Er ſtarb 1715. Burnet ward in ſeinen politiſchen Grundſätzen oft durch die Umſtände beſtimmt. Sein Eifer gegen den Katholicismus hat ihn oft zur Unwahrhaftigkeit verleitet. Dieſer Tadel trifft beſonders ſeine Geſchichte der Reformation Englands, obwohl das Parlament ihm eine Dankſagung dafür zuerkannte; eine Ehre, die keinem andern Schriftſteller zu Theil geworden.

Burney (Charles), berühmter muſikaliſcher Schriftſteller und Tonſetzer, war 1726 in Shrewsbury geboren. Seine muſikaliſchen Studien begann er in Cheſter unter Backer, Organiſt an der dortigen Hauptkirche, ſetzte ſie unter der geſchickten Leitung ſeines Halbbruders Burney in Shrewsbury fort, und vollendete ſie in London (von 1744 bis 1747) unter dem berühmten Dr. Arne. In dem letztern Jahre erſchienen ſeine erſten Compoſitionen. Durch das Divertiſſement Alfred und die Pantomime Queen Mab machte er ſeinen Namen be-

Digitized by Google

kannt und geehrt. 1751 erhielt er die einträgliche Organiſtenſtelle zu Lyce Regis in Norfolk, die er 9 Jahre verwaltete. Hier faßte er den Plan zu ſeiner allgemeinen Geſchichte der Muſik, ſammelte Materialien dazu und beſchloß, alle Anſtalten in Europa, die ihm dabei Intereſſe darbieten konnten, zu beſuchen. Im J. 1760 jedoch ging er, auf den Ruf des Herzogs von York, wieder nach London, wo er theils ſeiner anziehenden Compoſitionen, theils der muſikaliſchen Fertigkeit ſeiner älteſten, damals 8jährigen Tochter wegen, Aufſehn erregte. 1761 ertheilte ihm die Univerſität zu Oxford die Würde eines Doctors der Muſik. 1770 machte er Reiſen durch Frankreich und Italien, und zwei Jahre nachher durch die Niederlande und Deutſchland, in Hinſicht auf ſein oben erwähntes großes Werk. Von beiden Reiſen gab er die Beſchreibungen heraus. Zu derſelben Zeit ward er Mitglied der londner Akademie (Royal Society). 1776 erſchien endlich der erſte Theil ſeiner General History of Music from the earliest ages to the present period. 4to, der 2te 1779 und der 3te u. 4te 1789. Er hat noch mehrere geſchätzte Schriften, worunter Händel's Biographie vorzüglich zu bemerken, und verſchiedene muſikaliſche Compoſitionen hinterlaſſen, und iſt im April 1814 als Organiſt am Chelſea-Hoſpital geſtorben. Burney hatte eine zahlreiche Familie, deren ſämmtliche Mitglieder ſich vortheilhaft bekannt gemacht haben. Wir erinnern hier nur an ſeine zweite Tochter Franciska d'Arblay, die Verfaſſerin der bekannten Romane, Evelina, Cecilia, Camilla.

Burns (Robert), ein ſchottiſcher Dichter, geboren 1759. Er war der Sohn eines armen Gärtners in der Grafſchaft Ayr, und lernte in der Schule ſeines Dorfs leſen, ſchreiben und ſelbſt ein wenig franzöſiſch. Die meiſten ſeiner Gedichte ſind Volkslieder in ſchottiſcher Mundart, aber ausgezeichnet durch das Feuer, die Kraft und den Glanz der Phantaſie. Um ein Gefühl von Melancholie zu verbannen, welches eine ſeinen Neigungen widerſtreitende Lage in ihm erregte, überließ er ſich mit Leidenſchaft den Vergnügungen der Geſelligkeit und kam dadurch in vielfache Noth. Er gab endlich einen Band ſeiner Gedichte heraus und wurde hierdurch bekannter. Nun kam er nach Edinburgh. Die angeſehenſten Männer beeiferten ſich, ihn hier mit Auszeichnung aufzunehmen, und er würde ſich in der höchſten Achtung erhalten haben, wenn er ſich nicht von ſeinem Hange zur Unmäßigkeit unaufhörlich hätte hinreißen laſſen. Als er 1788 mit einer neuen Ausgabe ſeiner Gedichte 500 Pf. Sterl. gewonnen hatte, unternahm er eine Pachtung, und verheirathete ſich mit einem Mädchen das er ſchon früher geliebt hatte, und das wegen der Folgen dieſer Liebe von ihren Eltern verſtoßen worden war. Zugleich bekam er das Amt eines Acciſeeinnehmers. Aber ſowohl ſeiner Pachtung als dieſem Amte ſtand er ſo übel vor, daß er jene aufgeben mußte, und nahe daran war, dieſes zu verlieren, als der Tod ihn im Juli 1799 hinraffte. Seine Werke ſind in England ſehr geſchätzt. Sie erſchienen von Dr. Currie geſammelt 1800 in 4 Bänden, ſeine Gedichte einzeln 1804 zu Glasgow in einem Bande, und ſpäter noch aus ſeinem Nachlaß eine Sammlung Briefe und Gedichte.

Burſche, die gemeinſchaftl. Benennung, welche auf Univerſitäten ſtudirende Jünglinge einander beilegen, ſtammt von Bursales, wie in den mittlern Zeiten die Studirenden, von den Univerſitätsgebäuden, Bursae, worin ſie zuſammen lebten, genannt wurden, ab. Die neueſten Zeitereigniſſe haben den Geiſt der Einigung auch auf den Uni-

Digitized by Google

versitäten belebt, so daß an mehreren, nach dem Beispiele Jena's, die Landsmannschaften, welche an die Stelle der frühern Orden getreten waren, aber gleich diesen die Quelle vieler Uneinigkeiten und Händel blieben, freiwillig aufgehoben, und dafür eine sogenannte Burschenschaft eingeführt wurde. Der feierliche Zusammentritt der Studirenden vieler deutschen Universitäten, am 18. Oct. 1817 auf der Wartburg, hatte unter andern auch die Aufhebung aller bisherigen Studentenverbindungen und die Einführung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft zur Absicht. S. Wartburgsfest, und Haupt: über Landsmannschaften und Burschenschaft. Leipz. 1820.

Busbecq (Augier Ghislen von), ein natürlicher Sohn eines Edelmanns dieses Namens, war 1522 zu Comines in Flandern geb., und wurde in der Folge von Carl V. legitimirt. Nachdem er die berühmtesten Universitäten Flanderns, Frankreichs und Italiens besucht und sich unter den geschicktesten Lehrern gebildet hatte, begleitete er Peter Lassa, Gesandten des römischen Königs Ferdinand, nach England. Ein Jahr darauf (1555) ernannte ihn dieser Fürst zu seinem Gesandten bei Soliman II. Seine erste Unterhandlung war eben nicht glücklich; er erhielt nur einen Waffenstillstand auf 6 Monate und einen Brief, den er sogleich an Ferdinand überbrachte. Dann begab er sich wieder auf seinen Posten, und diesmal hatte seine Unterhandlung einen vollständigen Erfolg. Nach 7 Jahren kehrte er zurück, und ward zum Erzieher der Söhne Maximilians II. ernannt. Als dieser Fürst Kaiser geworden war, beauftragte er ihn 1570, die Erzherzogin Elisabeth, welche sich mit Carl IX. vermählen sollte, nach Frankreich zu begleiten. Busbecq blieb in der Eigenschaft eines Haushofmeisters bei Elisabeth, und als sie nach ihres Gemahls Tode Frankreich verließ, lebte er fortwährend daselbst als Gesandter Rudolphs II. 1592 trat er seine Rückreise nach Flandern an; unglücklicher Weise ward er unterwegs von einer Partei Liguisten angefallen. Zwar ließen ihn dieselben, sobald sie seine Pässe gesehen, die Eigenschaft eines Gesandten in ihm ehrend, ungekränkt ziehen; allein der Schrecken, den dies Ereigniß ihm verursacht hatte, zog ihm ein heftiges Fieber zu, an welchem er nach wenigen Tagen starb. Wir besitzen von ihm zwei wichtige Werke: 1. Legationis turcicae epistolae quatuor, worin die Politik, die Macht und die Schwäche der Pforte so gründlich und bündig auseinander gesetzt werden, daß sie noch jetzt belehrend sind; und 2. Epistolae ad Rudolphum II. Imp. e Gallia scriptae (editae a Houwaert), ein für die Geschichte der damaligen Zeit überaus wichtiges Werk. Dabei ist sein Styl rein, zierlich und ungeschmückt. Während seines Aufenthalts in der Türkei sammelte er griechische Inschriften, welche er Andreas Schott, Justus Lipsius und Gruter mittheilte; man verdankt ihm unter andern das berühmte Denkmahl von Ancyra auf August. Mehr als hundert griechische Handschriften, die er gesammelt hatte, schenkte er der wiener Bibliothek.

Büsch (Joh. Georg), Professor der Mathematik bei dem hamburgischen Gymnasium und Vorsteher der Handlungs-Akademie. Zu einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo von allen Ständen und an allen Orten über den Wohlstand des Staats und der Bürger, und die Quellen und Hindernisse desselben gesprochen wird, sollte das treffliche Büschische Werk von dem Geldumlauf, welches ein wahrer Katechismus über die erwähnten Gegenstände ist, in Aller Händen sein. Ueber ihn selbst sehe man den vierten Theil seiner Erfahrungen. Wir

begnügen uns, nur Folgendes anzuführen. Büſch war zu Alten Weding im Lüneburgiſchen 1728 geboren, kam früh mit ſeinem Vater, einem Geiſtlichen, nach Hamburg, beſchäftigte ſich, ungeachtet der Schwäche ſeiner Geſundheit und ſeines Geſichts, eifrig mit den Wiſſenſchaften, und ging 1748 nach Göttingen, um Theologie zu ſtudiren, womit er Geſchichte und ſpäter Mathematik verband. 1757 erhielt er in Hamburg die Profeſſur der letztern, und 1767 ſtiftete er in Verbindung mit Wurmb eine Handelsſchule, welche die vorzüglichſte ihrer Art in Europa wurde. Er hat um Hamburg, das ſein Andenken durch ein öffentliches Denkmahl ehrte, unvergängliche Verdienſte. Er ſtarb, nachdem ſein hohes, aber noch kräftiges Alter durch eine, beinahe an Blindheit grenzende Augenſchwäche zum Theil erſchwert worden war, an einem Fußſchaden 1800. Von ſeinen zahlreichen Werken machen wir noch folgende namhaft: Erfahrungen, 5 Bände (1790—1802); Grundriß einer Geſchichte der merkwürdigſten Welthändel (fortgeſetzt von Bredow); Lehrbuch der geſammten Handlungswiſſenſchaften und die Handlungsbibliothek, 8 Bände (gemeinſchaftlich mit Ebeling). Von 1813—16 iſt eine Sammlung ſeiner ſämmtlichen Schriften in 12 Bänden erſchienen.

Büſching (Ant. Friedr.), wurde 1724 zu Stadthagen, im Schauenburg-Lippiſchen, geboren, wo ſein Vater ein geſchätzter, aber in ſeinen häuslichen Umſtänden ſehr zerfallener Advokat war. Nachdem er ſein Knaben- und Jünglingsalter mit großer Anſtrengung den Wiſſenſchaften gewidmet hatte, bezog er noch, durch die harte Behandlung ſeines Vaters aus dem väterlichen Hauſe vertrieben, auf ein Jahr das halliſche Waiſenhaus. Oſtern 1744 wurde er Student der Theologie zu Halle, wo er an Baumgarten einen Freund, Beſchützer und Wegweiſer fand, der auch ſeine 1746 erſchienene Introductio in epistolam Pauli ad Philippenses mit einer Vorrede begleitete. Nachdem er ſeine akadem. Studien vollendet hatte, ward er Magiſter und fing an, Vorleſungen auf der dortigen Univerſität zu halten. 1748 übertrug ihm der däniſche Geheimerath, Graf zu Lynar, den Unterricht ſeines älteſten Sohns, der bei ſeinem Großvater, dem Grafen Reuß in Köſtritz, erzogen wurde. Als im folgenden Jahre der Vater ſeines Zöglings vom däniſchen Hofe zum Geſandten in Petersburg ernannt worden war, begleitete Büſching denſelben nebſt ſeinem Zöglinge dort hin. Auf dieſer Reiſe, faßte Büſching, dem das Mangelhafte der Hübnerſchen und Hagerſchen Geographien recht deutlich wurde, zuerſt den Entſchluß, eine neue Erdbeſchreibung zu entwerfen. Da der Graf von Lynar ſeine Zurückberufung erwartete, ſandte er ſchon im Auguſt des folgenden Jahres ſeinen Sohn nebſt Büſching nach Deutſchland zurück. Hier nun fing dieſer an, ſeine Erdbeſchreibung auszuarbeiten, und ließ bereits 1752 eine kurz gefaßte Staatsbeſchreibung von Holſtein und Schleswig, als Probe und Ankündigung des größern Werks, erſcheinen. Den größten Theil deſſelben arbeitete er in Kopenhagen im Hauſe ſeines Freundes Hauber aus, in welchem er zwei Jahre verweilte. Zugleich gab er unter dem Titel: Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften u. Künſte in den däniſchen Reichen (2 Bände, 1754 und 1756), eine Monatsſchrift heraus, durch welche er ſich in Kopenhagen ſehr beliebt machte. 1754 kehrte er, wegen der Ausarbeitung der Geographie von Deutſchland, wieder nach Halle zurück, wo er vor der Hand bleiben wollte. Er ſchrieb daſelbſt ſeine Diſſertation Vindiciae septentrionis, und kündigte ein Collegium über die Verfaſſung der vornehmſten europäi-

Digitized by Google

ſchen Staaten an. Aber kaum hatte er damit begonnen, als ihm von dem hannöverſchen Miniſter Münchhauſen die Stelle eines außerordentlichen Profeſſors der Philoſophie zu Göttingen mit 200 Thalern Gehalt angetragen, und dabei die Freiheit geſtattet wurde, daſelbſt ſeine geographiſche Arbeit zu vollenden. Büſching nahm den Antrag an, und traf ſchon im Auguſt 1754 in Göttingen ein. Er las nun, außer ſeinen philoſophiſchen Collegien, auch ein katechetiſches Collegium, mit praktiſchen Uebungen der Studirenden verbunden, und über die politiſche Erdbeſchreibung. Da aber die ſchriftſtelleriſchen geographiſchen Arbeiten ſtets ſein Hauptgeſchäft blieben, ſo lehnte er den Antrag, zugleich Univerſitätsprediger zu werden, von ſich ab. Aus eben dieſem Grunde ſchlug er auch den förmlichen Antrag aus, der ihm jetzt von dem däniſchen Miniſterium gemacht wurde, nach Dänemark zurückzukehren und dort eine neue Schule anzulegen. Im Frühling 1755 verheirathete er ſich mit Chriſtiane Dilthey, nachdem ſie vorher ſeinetwegen von der reformirten Religion zur lutheriſchen übergegangen war. Dieſe Frau iſt auch deshalb merkwürdig, weil ſie nicht allein von der göttingſchen gelehrten Geſellſchaft als Ehrenmitglied aufgenommen, ſondern auch von dem damaligen Prorector der Univerſität Helmſtädt, Häberlin, zur kaiſerlichen gekrönten Dichterin ernannt wurde. Jetzt nahmen Büſchings Leiden ihren Anfang. Er hatte nämlich ſein bisheriges theologiſches Syſtem geprüft und gefunden, daß Mehreres darin nicht haltbar ſei. Dies nun vertauſchte er mit neuen Ideen, und ſchrieb alsdann zur Erlangung der Doctorwürde eine Diſputation, in welcher er ſein neues Syſtem öffentlich darlegte. Obgleich einige Einwendungen dagegen gemacht worden waren; ſo hatten die göttinger Theologen doch keinen weitern Anſtoß daran genommen. Aber bald darauf fing der hannöverſche Conſiſtorialrath Götten, Münchhauſens Beichtvater und ſein Rath in den theolog. Angelegenheiten der Univerſität, an, den redlichen Büſching der Heterodoxie zu beſchuldigen. Münchhauſen ahnete unangenehme Folgen für die Univerſität, und ließ deshalb 1757 ein Reſcript an Büſching ergehen, worin ihm, da er in ſeiner Inaugural-Diſputation von den recipirten Lehrſätzen der lutheriſchen Kirche abgewichen ſei, aufgegeben wurde, künftig nichts Theologiſches mehr drucken zu laſſen, was er nicht vorher an das geheime Concilium zu Hannover zur Cenſur eingeſchickt habe; auch ſolle er ſich vorerſt der theolog. Vorleſungen, beſonders der dogmatiſchen, enthalten. Büſching antwortete hierauf, wie es einem Manne geziemt, in ernſtem freimüthigen Tone, wodurch die Sache in Hannover nur noch mehr Aufſehen erregte. Obgleich die unangenehmen Folgen, welche dieſes Ereigniß für Büſching nach ſich gezogen hatte, ſich nach und nach verloren, und er auch 1759 ordentl. Profeſſor der Philoſophie geworden war, ſo war ihm dadurch der Aufenthalt in Göttingen doch ſehr verleidet worden. Als nun hierzu auch noch die Drangſale des ſiebenjährigen Krieges kamen, die Göttingen hart trafen, ſo nahm Büſching einen Ruf als Paſtor bei der lutheriſchen Peters-Gemeinde zu Petersburg an. Am 24. Juli kam er, nach einer zehntägigen glücklichen Seefahrt, mit den Seinigen in Petersburg an. Dort fand er eine ſehr gute Aufnahme, wurde reichlich beſchenkt, und überhaupt für Alles, was er bei dem Verkaufe ſeiner Sachen in Göttingen eingebüßt hatte, entſchädigt. So ſehr ihn hier ſchon ſein Predigtamt beſchäftigte, ſo viel größere Bemühung machte ihm noch die Gründung der mit der Gemeinde verbundenen Schulanſtalt, welcher er durch ſein raſtloſes Beſtreben einen

Digitized by Google

großen Ruhm verschaffte. Nichts desto weniger bildete sich nach und nach eine Partei, die allen seinen Schritten entgegenstrebte. Dadurch fühlte sich Büsching am Ende bewogen, seine Entlassung zu nehmen, obgleich die Kaiserin Catharina ihm den Antrag machen ließ, mit Ablegung seiner theologischen Würde in Dienste bei der petersburger Akademie zu treten, und sich seinen Gehalt selbst zu bestimmen. Er kam im Juli 1765 nach Deutschland zurück, und wählte Altona zu seinem Aufenthalt, um dort seine schriftstellerischen Arbeiten fortzusetzen, und den Ruf zu einer festen Versorgung abzuwarten. Münchhausen wünschte ihn wieder in Göttingen angestellt zu sehen; Büsching verlangte seinen vorigen Platz in der philosophischen Facultät, tausend Thaler Gehalt und Postfreiheit. Diese Bedingungen schienen dem Minister zu hoch; er bot ihm jedoch einstweilen eine Pension von vierhundert Thalern an, wenn er, statt in Altona, in Göttingen leben wollte. Büsching lehnte dies ab, und blieb in Altona, von seinen petersburger Gönnern und Freunden auf das großmüthigste unterstützt. 1766 ward ihm von Berlin aus das Amt eines Directors der verbundenen berlinischen und cöllnischen Gymnasien nebst Sitz und Stimme im Oberconsistorium angeboten, welches er annahm und zu Ende Octobers auch wirklich antrat. Hier lebte er nun, von seinen Vorgesetzten, Freunden und Bekannten aufrichtig geliebt und verehrt, in geräuschloser, aber wahrhaft bewundernswürdiger Thätigkeit für sein Amt, als Director der Gymnasien, und erwarb sich um die Aufnahme derselben bleibende Verdienste. Er endigte seine thätige Laufbahn im 70sten Jahre seines Lebens 1793. Sein größtes schriftstellerisches Verdienst hat er unstreitig als Geograph. Bis auf seine Erdbeschreibung hatten weder die Deutschen, noch irgend eine andere Nation, ein geographisches Werk, das auf wissenschaftliche Behandlung und auf einige Vollständigkeit Anspruch machen konnte. Er behauptet den ersten Platz unter den Geographen unserer Zeit, und seine Erdbeschreibung, die seit 1754 nach und nach in einzelnen Bänden herausgekommen ist, und während der Lebenszeit ihres Verfassers acht rechtmäßige Ausgaben gehabt hatte, ist nach den unvollkommenen Versuchen seiner Vorgänger das erste vorzügliche Werk in diesem Fache, blieb aber leider unvollendet.

Buschmänner (holländisch Bosjesmann) ist der allgemeine Name jener wilden Volksstämme, die in den Wüsten Südafrika's einen ungeheuren Flächenraum bewohnen, die Nordseite der Colonien am Cap bestreifen, und sich gegen das Innere des noch wenig bekannten Welttheils in Regionen verlieren, die bis jetzt noch kein Europäer betreten hat. Der ehemalige holländische Gouverneur Janssens gibt folgende Nachrichten von ihnen. Die Buschmänner sind ein wildes, ungezähmtes, häßliches Volk, und über alle Vorstellung verwildert-elend. Weit entfernt, eine Nation zu bilden, leben sie nicht einmal gesellig beisammen. In einzelnen Familien schwärmen sie umher, und vereinigen sich nur in größern Massen, wenn sie sich vertheidigen, oder einen räuberischen Angriff machen. Sie bauen die Erde nicht, und haben kein einziges zahmes Hausthier als den Hund. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Heuschrecken. Sie ertragen den Hunger sehr lange, und entschädigen sich durch eine desto reichlichere Mahlzeit, wenn es ihnen gelingt, ein Stück Wild zu erlegen, einen Ochsen oder einige Hammel zu stehlen. Hütten und Hausgeräth haben sie eigentlich gar nicht. Der brennende Himmel ist ihr Zelt, der heiße Sandboden ihr Bett. Ihre Waffe besteht aus einem kleinen Bogen und

vergifteten Pfeilen, die ſie mit erſtaunlicher Beſtimmtheit in große Fernen ſchießen. Ihre Sprach iſt überaus arm; ſie beſteht aus einem gewiſſen Klatſchen mit der Zunge und rauhen, hervorgegurgelten Tönen, für die wir keine Buchſtaben haben. Sie ſind im Ganzen von kleiner Geſtalt, ihre Haut iſt dunkelgelb, und ihr Haar, das der Wolle gleicht, iſt in kleinen Zöpfen zuſammengewirrt.

Buſembaum (Hermann), ein durch ſein Werk: Medulla theologiae moralis, ex variis probatisque auctoribus concinnata, das 50 Auflagen erlebte, berühmt gewordener Jeſuit. Er war zu Nottelen in Weſtphalen 1600 geboren, ward in der Folge Rector des Jeſuitercollegiums zu Hildesheim und Münſter, und ſtarb 1668 als Beichtvater des kriegeriſchen Biſchofs Bernhard von Galen, deſſen Freund und Günſtling er war. Das genannte Werk war als ein Duodezbändchen in den Seminarien der Jeſuiten ſehr im Gebrauch, als der Pater Lacroix vermittelſt ſeiner Commentare und der Zuſätze des Pater Collendall zwei Folianten daraus machte, welche mit neuen Vermehrungen, 1729 zu Lyon, vom Pater Montauſan herausgegeben wurden. Dieſelbe Ausgabe erſchien 1758 unter dem Druckort Cöln. Jetzt fand man über den Menſchen- u. Königsmord Grundſätze darin, die um ſo tadelhafter erſchienen, als eben damals Damiens einen Verſuch gegen Ludwigs XV. Leben gemacht hatte. Das Parlament von Toulouſe ließ das Werk öffentlich verbrennen, und zwang die Superioren der Jeſuiten, vor Gericht zu erſcheinen. Dieſe ſagten ſich von der Lehre des Buchs los, erklärten, den Verfaſſer nicht zu kennen, und läugneten, daß ein Jeſuit daran Theil habe. Das Parlament von Paris begnügte ſich, das Buch zu verurtheilen. Gegen dieſe beiden Urtheile trat ein italieniſcher Jeſuit, Pater Zacharia, mit Erlaubniß ſeiner Obern, als Vertheidiger von Buſembaum und Lacroix auf; aber ſeine Vertheidigung wurde vom Pariſer Parlament auch verdammt. Außerdem hat man von Buſembaum: Lilium inter spinas, de Virginibus Deo devotis eique in saeculo inservientibus.

Büſte (italieniſch il busto, wahrſcheinlich von dem lateiniſchen bustum) iſt ein durch des Bildhauers Kunſt dargeſtellter menſchlicher Kopf mit einem Theile des Oberleibes. Sie ſind verſchieden durch die größere oder geringere Hinzufügung von einem Theile des Oberleibes. Es gibt deren 1) ſolche, wo an dem Kopfe nur ein Stück Hals bis unterhalb der Vertiefung deſſelben und der obere Theil der Schultern befindlich iſt; 2) Köpfe mit dem obern Theile der Bruſt bis unter die Herzgrube (die eigentlich ſogenannten Büſten), und 3) Köpfe mit dem Obertheil der Bruſt bis auf den Nabel, ja bis auf die Hüften. Zwiſchen der Büſte und ihrem Fußgeſtell befindet ſich bisweilen eine Säule, oder ein langer Stamm, und dann nennt man eine ſolche Darſtellung Herme (ſ. d.); öfters ſitzt aber auch die Figur auf einer Fläche, und iſt en Relief gearbeitet. Alle dieſe Verſchiedenheiten ſind antiquariſch von Wichtigkeit. In äſthetiſcher Hinſicht hat man zu unterſcheiden Porträt, idealiſirte Porträt- und idealiſche Köpfe. Von den eigentlichen Porträtbüſten hat man keinen andern äſthetiſchen Vortheil zu erwarten, als von Porträten überhaupt; idealiſirte Porträtbüſten reichen ſchon näher an die ſchöne Kunſt, und und können ſehr lehrreich ſein für das Studium der Charakteriſtik. Die idealen Büſten endlich gehören ganz der ſchönen Kunſt; dahin gehören die Büſten von Göttern und Heroen, welche dem Archäologen ſehr wichtig ſind, da ſie zu mancher Vergleichung Gelegenheit geben und manche Lücke ausfüllen. Gewiß iſt der Urſprung der Büſten von

Digitized by Google

den Hermen abzuleiten; doch findet man die eigentlichen Büsten bei den Griechen erst zu Alexanders, und bei den Römern zu der Cäsaren Zeiten in Gebrauch. Dieser Gebrauch hatte seinen Grund, einmal in einer den Griechen und Römern gemeinschaftlichen Sitte, die Ehren- oder Weihschilde mit Porträten zu zieren, und sodann in dem Rechte des röm. Adels, in den Vorhallen der Wohnungen die Bildnisse seiner Vorfahren aufzustellen. Dadurch ward man auf den häufigen Gebrauch rundgearbeiter Büsten berühmter Männer überhaupt geleitet, und führte sie, des geringern Aufwandes wegen, auch in den Darstellungen der Götter ein. Wir besitzen eine große Menge von Büsten aus dem Alterthum; doch ist der bei weitem größere Theil aus Rom und Italien. Die meisten sind aus Marmor. Wichtig waren diejenigen von Bronze, welche man in Herculanum fand. Die seltensten sind die aus Edelsteinen und edlen Metallen. Eine Hauptschwierigkeit entsteht dem Künstler, vornehmlich bei der Bildung solcher Portratbüsten die nur bis auf die Schultern gehen, daraus, daß der in vollkommen richtigem Verhältnisse und ganz naturgemäß dargestellte Kopf dem Beschauer unverhältnißmäßig groß und stark zu erscheinen pflegt; wohl nur deßhalb, weil wir, ohne uns dessen deutlich bewußt zu sein, gewohnt sind, bei der genauen Betrachtung eines Menschen seinen Kopf mit dem übrigen Körper zu vergleichen, welche Vergleichung bei der Büste sich auf den mitdargestellten geringen Körpertheil beschränkt. Jenem Mißstande läßt sich nur durch unmerkliche Abweichungen von den wirklichen natürlichen Verhältnissen des darzustellenden Kopfes vorbeugen, wobei aber die Grenzlinie gar leicht überschritten wird, und hier erreicht der Künstler das Höchste, wenn er diese Grenzlinie so genau wahrnimt, daß gerade jene wohlberechneten Abweichungen den unbefangenen Beschauer täuschen, und ihm über die Identität (vollkommene Aehnlichkeit, Gleichheit) des Dargestellten mit dem Darzustellenden keinen Zweifel übrig lassen.

Bustrophedon ist eine Schreibart, die auf Münzen und Inschriften aus dem höchsten griechischen Alterthum gefunden wird. Die Zeilen liefen in derselben nicht ununterbrochen von der Linken zur Rechten, oder von der Rechten zur Linken; sondern die erste fing von der Linken an und ging zur Rechten, die zweite Zeile ging in entgegengesetzter Richtung von der Rechten zur Linken, die dritte wieder von der Linken zur Rechten u. s. w. Man nannte sie Bustrophedon, weil die also geschriebenen Zeilen wie die Furchen des von Ochsen gepflügten Ackers auf einander folgen.

Bute (John Stuart, Graf v.), einer der berühmtesten Staatsmänner Großbritanniens neuerer Zeit, war gegen Anfang des 18. Jahrh. in Schottland geboren. Seine Vorfahren waren seit 1703 Pärs des Reichs, und rühmten sich der Verwandtschaft mit den alten Königen Schottlands. In seiner Jugend schien Bute nur zerstreuenden Vergnügungen ergeben, und wenig geneigt, sich mit Politik zu befassen; dennoch ward er 1737, nach dem Tode eines schottischen Pärs, an dessen Stelle ins Parlament gewählt, bestritt hier unablässig und oft mit wenigem Grunde die Maßregeln der Minister, empfahl sich dadurch keineswegs der Regierung, und ward, als 1741 ein neues Parlament berufen wurde, nicht wieder gewählt. Beleidigt durch diese Zurücksetzung, begab sich Bute auf seine Güter, und lebte dort ganz eingezogen, als die Landung des Prätendenten in Schottland 1745 ihn bewog, nach London zu gehen, und der Regierung seine Dienste anzubieten. Ungeachtet dieses löblichen Eifers würde er in

Rücksicht auf sein früheres Betragen nicht aus der Dunkelheit herausgetreten sein, wenn er nicht in einer Vorstellung auf einem Privattheater dem Prinzen von Wallis so sehr gefallen hätte, daß dieser ihn einlud, bei Hofe zu erscheinen. Bute gewann bald einen bedeutenden Einfluß, und wußte sich dem Prinzen unentbehrlich zu machen. Nach dem Tode desselben, 1751, setzte die verwitwete Prinzessin nicht minder ihr ganzes Vertrauen in ihn, ließ ihn bei ihrem Sohne als Kammerherrn anstellen und überließ ihm dessen Erziehung. Bute verlor seinen Zögling nie aus dem Auge, und besaß bei der Prinzessin von Wallis ein solches Uebergewicht über dessen eigentliche Erzieher, den Grafen Harcourt und den Bischof von Norwich, daß diese ihr Amt niederlegten. Lord Waldegrave und der Bischof von Lincoln, die an ihre Stelle traten, erhoben vergeblich Klage über ihn. Georg II. starb, 25. Oct. 1760, und zwei Tage darauf ward Bute zum Mitglied des geheimen Raths ernannt. Im März 1761 wurde das Parlament aufgelöset. Bute trat als Staatssecretär an die Stelle des Lords Holderneß, und ernannte zu seinem Untersecretär Charles Jenkinson, nachmaligen Lord Hawkesbury und Grafen v. Liverpool. Der Kanzler der Schatzkammer, Legge, ward entlassen. Pitt (der große Chatam), der seinen Einfluß im neuen Conseil vernichtet sah, nahm noch in demselben Jahre seinen Abschied. Dieses Ereigniß machte ein höchst ungünstiges Aufsehen bei der Nation. Bute stand nunmehr mit dem unbeschränkten Vertrauen seines Königs an der Spitze des Staats; er säumte nicht, den alten Herzog von Newcastle, der als erster Lord der Schatzkammer allein noch von dem alten Ministerium übrig war, zu verdrängen, nahm auch diesen wichtigen Posten ein, und empfing zugleich den Orden des Hosenbandes. Jetzt schloß er, nach harten Kämpfen im Parlament, Frieden mit Frankreich. Mochten auch die Bedingungen für England den errungenen Vortheilen nicht unangemessen sein, so war es doch schimpflich, daß der König von Preußen, trotz des mit ihm bestehenden Bündnisses, seinem Schicksale überlassen wurde. Auch mußte Bute die lebhaftesten Vorwürfe hören, die er jedoch im Oberhause mit einer kraftvollen Rede beantwortete. Es gelang ihm auch, im Ganzen die Meinung für sich zu gewinnen, und Alles schien der Macht des Ministers eine lange Dauer zu versprechen. Die Anhänger der Whigs hatte er dem König verdächtig gemacht und von der Verwaltung ausgeschlossen; dagegen begünstigte er die Tories, und selbst die vormaligen Jacobiten, und umgab so den König mit Personen, deren Grundsätze mit den seinigen übereinstimmten, besonders mit seinen schottischen Landsleuten. Das Volk murrte, unzählige Flugschriften griffen mit Erbitterung den Minister an, der nur langsam das Vertrauen des Publicums erwerben konnte, als neue Ursachen der Unzufriedenheit die Gemüther auf's äußerste erbitterten. Zur Tilgung der gebliebenen Kriegsschulden mußte über eine Anleihe unterhandelt werden, deren Zinsen der Minister durch eine Taxe auf den Fruchtwein decken wollte. Wie auch die Opposition dagegen stritt, der Vorschlag ging in beiden Häusern durch. Die Stadt London kam vergebens bei dem König mit dem Gesuch ein, seine Bestätigung zu versagen. Bute's Einfluß schien unbegrenzt, als man wider Erwarten vernahm, daß er sein Amt als erster Minister niedergelegt habe, um fortan als Privatmann zu leben. George Grenville folgte ihn im Ministerium; allein Bute sah nur zu bald die Schwäche der Verwaltung, und suchte sich Pitt zu nähern. Der Plan scheiterte und die Erbit-

Digitized by Google

terung der Gemüther verdoppelte sich. Bute galt noch immer für die Seele der königl. Beschlüsse und namentlich für den Urheber der berüchtigten Stempelakte, welche den ersten Brand der Zwietracht zwischen Großbritannien und seine nordamerikanischen Kolonien warf. Gewiß ist es wenigstens, daß seine Freunde mit Eifer gegen ihre Zurücknahme sprachen. Die Minister, welche nicht Bute's Ansichten gemäß handelten, wurden entlassen; seine Anhänger, welche sich Freunde des Königs nannten, bildeten eine mächtige Partei. Man bezeichnete sie mit dem alten Namen Cabale, und klagte sie an als die Urheber aller vorhandenen Uebel. 1766 hatte Bute in der Kammer der Pärs erklärt, daß er sich von den öffentlichen Angelegenheiten völlig zurückgezogen habe, und daß er den König nicht mehr sehe; dennoch zweifelte man nicht an seinem fortwährenden großen Einflusse. Erst mit dem Tode der Prinzessin von Wallis 1772 scheint er die Theilnahme an den Regierungsgeschäften ganz aufgegeben zu haben. Der öffentliche Haß legte sich; er wurde vergessen. Seine letzten Jahre verlebte Bute auf seinen Landhäusern. Ein köstlicher botanischer Garten, eine Bibliothek von 30,000 Bänden, prächtige astronomische, physicalische und mathematische Instrumente gewährten seinem Geiste die mannichfaltigste Beschäftigung. Sein Lieblingsstudium war die Botanik; er besaß darin ausgebreitete Kenntnisse. Für die Königin von England schrieb er ein Werk unter dem Titel: Botanische Tafeln, welche die verschiedenen Pflanzengeschlechter Großbritanniens enthalten ꝛc. 9 Bde. in 4., welche alle früher erschienenen Werke über diese Wissenschaft an Pracht übertrafen. Auch ist das Werk nur in dieser Rücksicht und wegen seiner Seltenheit merkwürdig. Es wurden nur zwölf Exemplare abgezogen, welche einen Aufwand von mehr als 10,000 Pf. St. verursachten. Bute starb 1792. Fassen wir zusammen, was seine Freunde und Feinde von ihm gesagt haben, so sehen wir, daß er mehr Anmaßung als Geschicklichkeit besaß, daß er als Staatsmann, wozu ihm Talente und Kenntnisse fehlten, seine eigene Ruhe verlor, und durch falsche Maßregeln Unruhe und Zwietracht im Schooße der Nation erzeugte. Er wollte herrschen unter dem Schutze der höchsten Gewalt, und war daran, sie in Gefahr zu bringen. Man hat ihm Hochmuth vorgeworfen, aber er mischte diesen Fehler mit einem edeln Stolz, und verschmähte es standhaft, während seines Ministeriums feile Federn in Sold zu nehmen. Mißtrauisch und versteckt galt er für hart, herrschsüchtig und hartnäckig; indeß gewöhnlich zeigte er einen unsichern, unentschlossenen, selbst furchtsamen Geist. Nie griff man ihn wegen seiner Sitten an; in seinem Privatleben zeigte er die liebenswürdigste Einfachheit.

Buttler (Samuel), ein berühmter englischer Dichter, geboren zu Strensham in der Grafschaft Worcester 1612. Nachdem er seine Studien zu Cambridge vollendet hatte, ward er in seinem Vaterlande als Gehülfe eines Friedensrichters Jeffery zu Earlscroon angestellt, welcher, als er seine Neigung für die Literatur und für Künste erkannt hatte, ihm hinreichende Muße gewährte, um sich damit zu beschäftigen. Er trat hierauf, in welcher Eigenschaft ist unbekannt, in die Dienste der Gräfin Kent, bei welcher sich mehrere Gelehrte zusammenfanden, und unter diesen Selden, welcher besonders den jungen Buttler in seinen literarischen Arbeiten anfeuerte. Er machte die Bekanntschaft des Sir Samuel Luke, eines durch Geburt und Vermögen ausgezeichneten Mannes und glühenden Purita-

ners, der sich später der Sache Cromwells anschloß. Damals faßte Buttler die Idee zu seinem Hudibras, einem Werke, das seinen Ruf begründet hat, und das, vermöge der Natur des Gegenstandes, und vermöge der Umstände, unter welchen es erschien, einen glänzenden Erfolg haben mußte. Man sagt, der Verfasser habe sich unter dem Hudibras selbst schildern wollen. Die Absicht des Gedichtes ist, die Schwärmerei und die wilde Ausgelassenheit der religiösen Secten und politischen Parteien lächerlich zu machen, welche England in den letzten Regierungsjahren Carls I. umgekehrt und zuletzt diesen Fürsten auf das Schaffot gebracht hatten. Die Helden sind zwei groteske Caricaturen, der Ritter Hudibras und sein Stallmeister Ralph, seltsame und ziemlich anmuthlose Nachahmungen des Don Quixote und Sancho Pansa. Ohne ein eigenthümliches poetisches Leben konnte der Hudibras nur damals ein bedeutendes Interesse erregen; seine Wirkung mußte sich verlieren, je weiter man sich von dem Zeitpunkte entfernte, dem er seine Entstehung verdankte; und gegenwärtig mögen wohl die wenigsten von denen, die ihn aus Gewohnheit loben, Geduld gehabt haben, ihn zu lesen. Für die Engländer hat er allerdings das wichtige Nebenverdienst, durchaus national zu sein. Er erinnert sie an Ereignisse und Anekdoten aus einem anziehenden Zeitraume ihrer Geschichte, und ist zugleich ein Gemälde rein englischer Sitten, Charaktere und Lächerlichkeiten. Obgleich Buttler bei seinen Lebzeiten eines großen Rufs genoß, an einem glänzenden Hofe lebte und sehr bedeutende Männer zu Beschützern und Freunden hatte; so sind seine Lebensumstände doch im Dunkeln geblieben. Gewiß scheint es, daß er, ungeachtet er eine ziemlich reiche Frau geheirathet hatte, in Armuth lebte und starb. Carl II., der ihn liebte und sein Gedicht bewunderte, erwies ihm einiges Gute; aber die Freigebigkeit des Fürsten stand wahrscheinlich nicht in Verhältniß mit den Bedürfnissen des Dichters, der in seinen letzten Augenblicken, wegen der drückendsten Noth zu einigen Freunden seine Zuflucht nehmen mußte. Er starb 1680, und 60 Jahre später ward ihm in der Westminsterabtei vom Alderman Barber in London ein Denkmahl errichtet. In seinen letztern Werken, namentlich in seinem Hudibras am Hofe, der den vierten Theil des Hudibras ausmachen sollte, finden sich manche Spuren von Bitterkeit gegen den Hof; wahrscheinlich eine Folge der wenigen Unterstützung, die ihm zu Theil ward. Wir besitzen eine meisterhafte Uebersetzung des Hudibras von Soltau.

Buxtorf, ein durch eine Reihe von Gelehrten während zweier Jahrhunderte in der hebräischen Literatur rühmlich bekannter Name. Joh. Buxtorf, geboren 1564 zu Camen in Westphalen, studirte zu Marburg und Herborn, und zwar mit so vieler Auszeichnung, daß sein Lehrer Piscator offen gestand, der Schüler übertreffe bereits die Professoren. Zu Basel und Genf genoß er den Unterricht von Grynäus und Theodor Beza, und ließ sich, nachdem er Deutschland und die Schweiz bereiset hatte, zu Basel nieder, verheirathete sich hier und ward Professor der hebräischen Sprache. Nach 38jähriger Verwaltung dieses Lehramts starb er 1629 an einer ansteckenden Krankheit. Buxtorf's Bemühungen bezogen sich besonders auf die Schriften der Rabbinen, deren sehr gründlicher Kenner er war. Auch verfaßte er mehrere geschätzte grammatische und lexicographische Werke. Sein Sohn, ebenfalls Joh., war 1599 zu Basel geboren, und zeigte früh die entschiedenste Neigung für den Zweig der Literatur, in welchem

Digitized by Google

sein Vater sich auszeichnete. Man sagt, daß er schon in seinem vierten Jahre deutsch, lateinisch und hebräisch gelesen. Er besuchte in seiner Jugend die verschiedenen Städte Hollands, Frankreichs und Deutschlands, wo die hebräische Literatur am meisten in Aufnahme war. 1630 folgte er seinem Vater auf dem Lehrstuhl der alten Sprachen zu Basel, und starb daselbst 1664. Er ist der Verfasser mehrerer gelehrten Werke. Sein Sohn, war Joh. Jac., geboren zu Basel 1645, und gestorben ebendas. 1704, folgte seinem Vater in seiner Geburtsstadt auf dem Lehrstuhl der hebräischen Sprache. Außer einer Vorrede zu einer neuen Ausgabe des Tiberias seines Großvaters hat er nichts herausgegeben, aber mehrere wichtige Handschriften hinterlassen. Sein Neffe, Joh. Buxtorf, war ebenfalls Professor der hebräischen Sprache zu Basel. Er starb 1732, und hinterließ einen Sohn, der dieselbe Laufbahn betrat. Man hat einige Schriften von ihm.

Byng (George), Lord-Viscount Torrington, ein berühmter englischer Seeheld, Admiral von Großbritannien, geb. 1663, ging in seinem 15. Jahre zu der königl. Flotte, und zeichnete sich bald ruhmvoll aus. Nicht nur im spanischen Erbfolgekriege that er den Verbündeten große Dienste, z. B. bei der Wegnahme der Flotte im Hafen von Vigos, bei der Eroberung Gibraltars ꝛc., sondern besonders thätig zeigte er sich, den drohenden Angriff Carls XII. auf England zu vereiteln (1717) und die Unternehmungen des Cardinals Alberoni auf Sicilien und Neapel rückgängig zu machen (1718 bis 1720). Um die englische Seemacht überhaupt erwarb er sich mancherlei Verdienste. Er brachte es dahin daß der Matrosenstand Aufmunterungen und die Witwen der im Kriege gebliebener Seeofficiere Unterstützung erhielten, und starb zu London 1733. Sein Sohn John Byng, geb. 1705, trat früh in Seedienste, und und schwang sich schnell zum Admiral von der weißen Flagge empor. 1756 ward er mit einer Flotte von 13 Linienschiffen und 5 Fregatten abgeschickt, die Insel Minorca, auf welcher die Franzosen mit bedeutender Macht gelandet waren und das Fort St. Philipp belagerten, zu befreien, oder doch zu unterstützen, und lieferte der um ein Linienschiff schwächeren französ. Flotte unter dem Marquis de la Galissonière ein unentschiedenes Treffen, aus dem er sich, mit Aufgebung des erhaltenen Befehls, zurückzog. Für diesen der englischen Flagge zugezogenen Schimpf wurde er vor ein Kriegsgericht gezogen, zum Tode verurtheilt und am 14. März 1757 erschossen. Er starb als ein Opfer der schlechten Maßregeln des Ministeriums, denn erwiesen ist es, daß Byng auch bei größerer Kraft und Thätigkeit, als er würklich darlegte, Minorca nicht würde haben retten können.

Byron (John), englischer Commodore, geb. 1723, schiffte sich, 17 Jahr alt, auf einem der Schiffe des Lord Anson ein, welches bestimmt war, die Reise um die Welt zu machen, aber im Norden der magellanischen Meerenge Schiffbruch litt. Byron wurde mit einigen seiner Unglücksgefährten von den Indianern nach Chili geführt, und blieb daselbst bis 1744, wo er sich auf einem Schiffe von St. Malo einschiffte, und 1745 nach Europa zurückkam. 1758 befehligte er drei Linienschiffe, und that sich in dem Kriege gegen Frankreich hervor. Georg III., der einen Theil des atlantischen Oceans zwischen dem Cap und der Südspitze von Amerika untersuchen lassen wollte, gab Byron zu diesem Ende den Befehl einer Fregatte, mit wel-

Digitized by Google

cher dieſer im Juni 1764, begleitet von einer zweiten Fregatte unter Capitän Monat, abſegelte. Beide Fahrzeuge beſuchten Madera, die Inſeln des grünen Vorgebirges, und liefen von da in den Rio Janeiro, der Stadt dieſes Namens gegenüber, ein. Byron beſchiffte darauf den ſüdlichen Theil des atlantiſchen Oceans, und nachdem er die Pepysinſeln vergebens aufgeſucht hatte, beſuchte er die Falklandsinſeln, durchfuhr die magellaniſche Meerenge, und ſetzte ſeine Reiſe in die Südſee fort. Hier begegnete er Bougainville, der eine Kolonie auf den Falklandsinſeln zu gründen beſchäftigt war. Byron richtete ſich nördlich auf die Inſel Maſafuera; ſodann nahm er ſeinen Weg weſtlich, paſſirte den gefährlichen, im Oſten der Societätsinſeln gelegenen Archipelagus, und entdeckte hier the Island of Disappointment und the Island of King George. Indem er dann nordöſtlich weiter fuhr, entdeckte er the Island of Danger und of Byron, ſchiffte vor den Carolinen vorbei und in das chineſiſche Meer; darauf ſich ſüdlich wendend, kam er durch die Meerenge von Banca nach Batavia, von wo er zu Ende des J. 1765 abfuhr und im Mai 1766 nach England zurückkam. Obwohl Byron's Reiſe nicht fruchtbar an Entdeckungen war, ſo verdient er doch einen ehrenvollen Platz in der Geſchichte der Reiſen um die Welt; denn er war der erſte von jenen berühmten Weltumſeglern (Byron, Wallis, Carteret und Cook), welche bei ihren Unternehmungen nicht blos einen kaufmänniſchen, ſondern auch einen wiſſenſchaftlichen Zweck hatten.

Byron (George Gordon, Lord), einer der vorzüglichſten jetztlebenden engliſchen Dichter, ein Großneffe des vorerwähnten Commodore's, iſt 1788 in Schottland geboren und auf Harrow School erzogen. Nach dem Tode ſeines Großonkels, 1798, erbte er deſſen Titel, trat, als er volljährig geworden war, in die Kammer der Pärs, und begleitete den bekannten Hobhouſe auf ſeinen Reiſen. Er durchſtrich damals Griechenland und die ioniſchen Inſeln, und behielt für dieſe Gegenden eine Vorliebe, wovon man faſt in jedem ſeiner Werke Beweiſe findet. Sein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch (Hours of idleness 1807) fand wenig Beifall, deſto mehr aber ſein zweiter (Imitations and transactions from the ancient and modern classics together with original poems, 1809), wo er ſich mit der Satyre beſchäftigte. Es ſcheint, daß ſein frühes zartes Gefühl für Unglück ſeinen Geiſt düſter und menſchenfeindlich gemacht und ihn allmälig zur Irreligion geleitet habe. Seine neuern literariſchen Arbeiten verſchafften ihm zwar neuen Ruhm, allein ſie beſtätigen die Meinung, die man ſchon früher von der Ungleichheit ſeines Geſchmacks und der Unbeſtändigkeit ſeines Charakters gehabt hat. The Pilgrimage of Childe Harold, ein poetiſcher Roman, der 1812 erſchien und 1813 bereits acht Auflagen erlebt hatte, machte ungewöhnliches Aufſehen, aber durch den Corſar (in 3 Geſ., 1814) erhielt man noch eine richtigere Anſicht von ſeiner düſtern und melancholiſchen Gemüthsart. In demſelben Jahre machte er auch eine Ode an Napoleon Buonaparte bekannt, worin er dieſem über ſeine ſchmachvolle Abdankung und ſeine Liebe zu einem ruhmloſen Leben ſtarke Vorwürfe macht. Kurz darauf verheirathete ſich Lord Byron mit einer Tochter des Sir Ralph Milbanke; dieſe Ehe nahm aber bald eine ſo unglückliche Wendung, und ward durch ſolche Mißhelligkeiten geſtört, daß ſie ein höchſt widriges Aufſehen erregte, und endlich 1816 getrennt wurde. Byron verließ nun England. Bald darauf erſchien ſein Abſchied an England

Digitized by Google

und ſeine Ode an St. Helena; er durchwanderte von neuem den Orient, bewohnte eine Zeitlang eine Inſel im Archipelagus, lebte dann in Italien, und kehrte im Aug. 1820 nach England zurück. Sein Giaur und ſeine hebräiſchen Poeſien beweiſen, daß ſich ſeine religiöſen Anſichten geändert haben. Dieſe Veränderung hatte einen ſehr glücklichen Einfluß auf ſein Talent; ſein Geſchmack iſt viel zarter geworden. Sein Talent zeichnet ſich durch die Kraft des Ausdrucks und durch die Harmonie der Verſe aus. Seine Gemählde ſind zuweilen zart, doch größtentheils düſter; er gefällt ſich in der Darſtellung der Verzweiflung, tiefer und ſtarker Leidenſchaften, großer, in's Dunkel gehüllter Verbrechen, und ſolcher Charaktere, die alle göttlichen und menſchlichen Geſetze mit Füßen treten. Man findet in ſeinen Werken (die 1815 in 4 Bänden erſchienen ſind) oft Verſtöße gegen den guten Geſchmack und große Nachläſſigkeiten; aber ungeachtet dieſer Unvollkommenheiten iſt Lord Byron immer noch einer der vorzüglichſten Dichter. Sein reizend gelegenes altes Familiengut, daß er 1812 geerbt, Nemſtead Abbey, in Nottinghamſhire, hatte er ſchon im 15ten Jahre beſungen. Von Hobhouſe ſind mehrere vortreffliche Stücke in Byrons Imitations and transactions from the ancient and modern classics together with original poems. 8. 1809. Man hat noch von ihm: Bards and Scotch Reviewers, a satyrical poem: The bride of Abydos, a turkish tale; Manfred, a tragedy; the Vampyre (1819), Don Juan u. a. m. Aus allen ſeinen Gedichten ſpricht ein glänzendes Talent, dem nichts als eine vollkommene Ausbildung mangelt.

Byſſus, eben ſo viel als Goſſypium und Xylon, die Baumwolle, die aus Indien ſchon zu Herodot's Zeiten, aus Aegypten aber noch früher kam. Mit Unrecht hielt man den Byſſus ſonſt für eine feine Leinwand. Die aus dem Byſſus verfertigten feinen Zeuge hießen insbeſondere Sindones. Forſter leitet das Wort Byſſus aus dem Koptiſchen ab. Ferner verſtand man im Alterthum und verſteht noch jetzt unter Byſſus die haar- oder fadenähnliche Auswüchſe (den ſogenannten Bart) womit verſchiedene Arten von Seemuſcheln ſich an den Klippen feſthängen. Beſonders zeichnet die ſogenannte Steck- oder Seidenmuſchel ſich durch die Länge und ſeidenartige Feinheit ihres Barthaars aus, woraus man noch jetzt in Sicilien und Calabrien ſehr dauerhafte Zeuge, auch Handſchuh und Strümpfe verfertigt.

Byzantiner. — Das byzantiniſche oder oſtrömiſche Kaiſerthum, welches anfangs von Aſien, die Länder diesſeits des Euphrats, die Küſte des ſchwarzen Meers und Klein-Aſien, von Afrika Aegypten, und von Europa die Länder von den Meerengen bis an das adriatiſche Meer und die Donau umfaßte, und nicht nur um tauſend Jahre das abendländiſche Kaiſerthum überlebte, ſondern ſich ſogar noch durch die Küſte am mittelländiſchen Meere und Italien vergrößerte, entſtand, als im Jahre 395 Theodoſius das römiſche Reich unter ſeine beiden Söhne, Arcadius und Honorius, theilte. Das morgenländiſche Kaiſerthum erhielt der älteſte dieſer beiden Söhne, Arcadius; ſeine Schwäche ſchlug demſelben ſogleich tiefe Wunden. Bei ſeiner Minderjährigkeit war Ruſinus Vormund und Miniſter; dieſer und Stilicho ſuchten einander gegenſeitig zu ſtürzen. Die Gothen verwüſteten Griechenland; Eutropius, des Ruſinus Nachfolger, und Gainas, des Ruſin Mörder, ſtürzten ſich durch eigene Verbrechen (399). Der letztere verlor ſein Leben in einem von ihm erregten innern Kriege (400).

Digitized by Google

Arcadius und sein Reich wurden nun von seiner stolzen und geizigen Gemahlin, Eudoxia, bis an ihren Tod (404) regiert. Die Isaurier und die Hunnen verwüsteten die Provinzen Asiens und an der Donau. Der minderjährige Theodosius folgte dem Vater (408) unter Leitung der Pulcheria, seiner Schwester. Bei ohnehin geringen Geistesgaben hatte ihn die Erziehung völlig zur Selbstregierung ungeschickt und unthätig gemacht. Pulcheria, die auch den Titel Augusta führte, regierte das Reich nicht unglücklich. Von dem an Valentinian abgetretenen abendländischen Reiche behielt Theodosius Westillyrien (423). Die Griechen fochten glücklich gegen den Perserkönig Varanes. Das durch einen Zwist zerrüttete und von den Römern und Persern an sich gerissene armenische Reich, ward von nun an ein Zankapfel zwischen beiden Nationen (440). Attila verwüstete Theodosius Reich, und nöthigte ihn zur Abkaufung und zum Tribut (448). Nach ihres Bruders Tode wurde Pulcheria als regierende Kaiserin anerkannt; das erste Beispiel dieser Art (450). Sie gab ihre Hand dem Senator Marcian, den sie dadurch auf den Thron hob. Seine Weisheit und Tapferkeit hielt die Hunnen von den Grenzen ab, doch unterstützte er das occidentalische Reich nicht thätig genug in den hunnischen und vandalischen Kriegen. Den durch den hunnischen Krieg gegen die römischen Grenzen gedrängten Deutschen und Sarmaten wies er zum Theil Wohnungen an. Pulcheria starb vor ihm (453). Auf Marcian folgte durch Wahl Leo I. (457), ein von den gleichzeitigen Schriftstellern gelobter Fürst. Seine Unternehmungen gegen die Vandalen scheiterten (467). Ihm sollte sein Enkel Leo folgen; dieser aber starb gleich nach ihm, nachdem er seinen Vater Zeno zum Unterregenten ernannt (474). Die Regierung dieses schwachen, von seinen Unterthanen gehaßten Kaisers ward durch häufige Empörungen und innere Zerrüttungen des Reichs bezeichnet. Die Gothen verheerten die Provinzen, bis ihr Anführer Dietrich (489) nach Italien zog. Ariadne, des Zeno Witwe, hob den Minister Anastasius, mit dem sie sich vermählte, auf den Thron (491). Das zur Unzufriedenheit und zu Tumulten einmal aufgereizte Volk war durch Milderung der Lasten und weise Verordnungen nicht völlig zu beruhigen. Die auf diese Weise geschwächten Kräfte des Reichs konnten den Persern und den Völkern an der Donau nicht hinreichenden Widerstand leisten. Gegen ihre Einbrüche in die Halbinsel von Konstantinopel erbaute Anastasius die sogenannte lange Mauer. Nach Anastasius Tode riefen die Soldaten Justin zum Kaiser aus (518). Trotz seiner niedrigen Geburt behauptete er sich auf dem Throne. Religionsverfolgungen, wozu ihn die Geistlichen und mancherlei Verbrechen, wozu sein Neffe Justinian ihn verleitete, zeichnen seine Regierung aus. Nach seinem baldigen Tode (521) folgte ihm eben dieser Justinian, der zwar den Namen des Großen nicht verdient, dem aber doch viele Regenten-Fähigkeiten nicht abzusprechen sind. (S. Justinian.) Er ward berühmt als Gesetzgeber und durch die Siege Belisars, aber wie wenig innere Kraft er dem Reiche hatte geben können, bewies der schnelle Verfall desselben nach seinem Tode. Justin II., sein Nachfolger (565), war ein geiziger, grausamer, schwacher, von seiner Gemahlin geleiteter Fürst. Die Longobarden entrissen ihm einen Theil von Italien (568), auch mit Persien führte er über Armenien einen sehr unglücklichen Krieg (570), und die Avaren plünderten die an der Donau gelegenen Provinzen. Justin fiel aus Kummer in Wahnsinn; Tiber, sein verdienstvoller Mi-

Digitized by Google

niſter, wurde zum Cäſar erklärt, und der Feldherr Juſtinian führte den Krieg gegen Perſien glücklich. Die Griechen verbanden ſich jetzt zum erſten Male mit den Türken. Gegen ſeinen Nachfolger Tiber II. (578) verſchworen ſich die Kaiſerin Sophia und der Feldherr Juſtinian vergeblich. Von den Avaren erkaufte der Kaiſer den Frieden, von den Perſern erzwang ihn der Feldherr Mauritius (582). Tiber erklärte ihn zum Cäſar. Mauritius (582) würde ein vorzüglicher Regent geweſen ſein, aber für dieſe Zeiten fehlten ihm Klugheit und Entſchloſſenheit. Er hatte an den morgenländiſchen Grenzen Ruhe, welche ihm die Dankbarkeit des Königs Kosroes II. gewährte, den er, als ſeine Unterthanen ihn vertrieben hatten, wieder auf den Thron ſetzte (591). Deſſen ungeachtet wurde der Krieg gegen die Avaren durch die Schuld des Commentiolus ſehr unglücklich geführt. Das Heer war mißvergnügt, und wurde bald durch unzeitige Strenge und Sparſamkeit, bald wieder durch furchtſame Nachgiebigkeit aufgereizt. Er rief endlich einen ſeiner Offiziere, den Phokas, zum Kaiſer aus. Mauritius wurde auf der Flucht eingeholt und getödtet (602). Phocas Laſter und geringe Regentenfähigkeiten führten im Innern die größte Zerrüttung herbei. Heraclius, der Sohn des Statthalters in Afrika, griff zu den Waffen, nahm Konſtantinopel ein, und ließ Phocas hinrichten (610). Er that ſich nur in der kurzen Periode des perſiſchen Krieges hervor. Während der erſten zwölf Jahre ſeiner Regierung plünderten die Avaren und andere Donauvölker die europäiſchen Provinzen, und die Perſer eroberten die Küſten Syriens und Aegypten. Als es ihm endlich gelungen war, die Avaren zu befriedigen, zog er ſelbſt gegen die Perſer (622), und ſchlug ſie glücklich zurück, während die auf's Neue feindlich aufgeſtandenen Avaren Konſtantinopel vergebens angriffen (626). Unterſtützt von dem Aufruhr gegen Kosroes drang er bis in das Innere Perſiens ein. In dem mit Siroes geſchloſſenen Frieden erhielt er die verlornen Provinzen und das heilige Kreuz zurück. Die Araber aber, die inzwiſchen unter Mohamed und den Kalifen mächtig geworden waren, eroberten unter ſeiner Regierung Phönicien, die Länder am Euphrat, Judäa, Syrien und ganz Aegypten (631 bis 641). Unter ſeinen Nachkommen war kein einziger würdiger Regent. Ihm folgte ſein Sohn Konſtantin III., wahrſcheinlich in Gemeinſchaft mit ſeinem Stiefbruder Heracleonas (641). Der erſte ſtarb bald und letzterer verlor die Krone in einem Aufruhr und ward außerdem verſtümmelt. Darauf erhielt Konſtans, des Konſtantin Sohn, den Thron (642). Blutiger Verfolgungsgeiſt und die Ermordung ſeines Bruders Theodoſius (650) machten ihn dem Volke verhaßt. Die Araber, ihre Eroberungen fortſetzend, entriſſen ihm einen Theil von Afrika, Cypern und Rhodus, und ſchlugen ihn ſelbſt zur See (653). Innere Streitigkeiten nöthigten ihn zum Frieden. Er verließ darauf Konſtantinopel (659) und führte in dem folgenden Jahre gegen die Longobarden in Italien einen unglücklicher Krieg, in welchem er zu Syrakus das Leben verlor (660). Conſtantin IV., Pogonat, des Conſtans Sohn, überwand den ſyrakuſaniſchen Gegenkaiſer Mezizius und theilte anfangs mit ſeinen Brüdern, Tiberius und Heraclius, die Regierung. Die Araber überſchwemmten ganz Afrika und Sicilien, brachen durch Klein-Aſien in Thrazien ein, und griffen Konſtantipel mehrere Jahre hinter einander zur See an (669). Dennoch erhielt er von ihnen einen guten Frieden; dagegen nöthigten ihn die Bulgaren zu einem Tribut (680). Juſtinian II.,

Digitized by Google

sein Sohn und Nachfolger (685), schwächte die Maroniten; unglücklich aber kriegte er gegen die Bulgaren (688) und gegen die Araber (692). Leonitius setzte diesen grausamen Fürsten ab und sandte ihn verstümmelt nach dem taurischen Chersones (695). Leonitius aber wurde wieder von Apsimar oder Tiber III. abgesetzt (698) und diesen überwand der König von Bulgarien, Trebelius, welcher Justinian wieder auf den Thron setzte (705); allein aufs Neue empörte sich gegen ihn Philippicus Bardanes. Mit Justinian II. erlosch des Heraclius Stamm. Philippinus einzige Sorge war, die Beförderung des Monotheismus, während die Araber Klein-Asien und Thrazien verwüsteten. Gegen den allgemein gehaßten Fürsten riefen die verschiedenen Heere ihre Anführer zu Kaisern aus, unter denen Leo, ein Isaurier, die Oberhand behielt (713 bis 714). Leo trieb die Araber von Konstantinopel, das sie fast zwei Jahre angegriffen, zurück, und dämpfte den von Basilius und dem vorigen Kaiser Anastasius angeregten Aufstand. Seit 726 beschäftigte ihn die Aufhebung des Bilderdienstes. Die italienischen Provinzen wurden darüber ein Raub der Longobarden, und die Araber plünderten die morgenländischen Provinzen. Nach seinem Tode (741) bestieg sein Sohn, Konstantin V., den Thron, ein tapferer, thätiger und edler Fürst. Er bezwang seinen aufrührerischen Schwager Artabasdus, entriß den Arabern einen Theil Syriens und Armeniens, und überwand zuletzt auch noch die Bulgaren, gegen die er lange unglücklich gewesen. Er starb 775. Ihm folgte sein Sohn Leo III., der nicht unglücklich gegen die Araber focht; und diesem sein Sohn, Konstantin VI. (780), dessen herrschsüchtige Mutter, Irene, als Vormünderin und Mitregentin sich durch Wiedereinführung des Bilderdienstes eine mächtige Partei machte. Er strebte umsonst, sich von ihrer und ihres Lieblings Stauratius Abhängigkeit loszumachen, und starb (766), nachdem er geblendet worden. Gegen die Araber und Bulgaren wurde der Krieg lange fortgesetzt; doch endigte er gegen die ersten unglücklich. Der Plan der Kaiserin, sich mit Karl dem Großen zu vermählen, erregte das Mißvergnügen der Großen, welche den Patrizier Nicephorus auf den Thron setzten (802). Irene starb in einem Kloster. Nicephorus ward den Arabern zinsbar, und blieb gegen die Bulgaren (811). Stauratius, sein Sohn, verlor die Krone an Michael I., so wie dieser wieder an Leo IV. (813), Leo wurde abgesetzt und getödtet von Michael II. (826). Die Araber entrissen ihm Sicilien, Unter-Italien, Kreta und andere Länder. Er verfolgte den Bilderdienst; so auch sein Sohn Theophilus. Theodora, Vormünderin seines Sohns, Michael's III., endigte den Bilderstreit (841). Während einer grausamen Verfolgung der Manichäer verwüsteten die Araber die asiatischen Provinzen. Der ausschweifende und verschwenderische Michael nöthigte seine Mutter, in ein Kloster zu gehen. Die Regierung führte statt seiner Bardas, sein Oheim, und nach dessen Ermordung Basilius, der Michaeln umbrachte (867). Basilius I. war kein ganz verwerflicher Regent (886). Seines gelehrten Sohnes, Leo's V., Regierung war nicht glücklich (911). Ueber Konstantin VIII., Porphyrogennet, seinen Sohn, war der Mitkaiser Alexander Vormund, und nach dessen Tode (912) seine Mutter Zoe. Romanus Lakopenus, sein Feldherr zwang ihn (919) den Thron mit ihm und seinen Kindern zu theilen. Jener aber bemächtigte sich desselben wieder allein, und regierte mild aber schwach. Sein Sohn Romanus II. (939) focht

Digitized by Google

glücklich gegen die Araber. Ihm folgte (963) sein Feldherr Nicephorus, den sein General Johannes Tzimiskes tödtete (970), welcher die Russen glücklich bekriegte. Basilius II., Romanus Sohn, folgte diesem guten Regenten. Er besiegte die Bulgaren und die Araber. Sein Bruder, Konstantin IX. (1025), glich ihm nicht. Durch dessen Tochter Zoe bestieg Romanus III. den Thron (1028). Diese ausschweifende, aber staatskluge Fürstin, ließ ihren Gemahl hinrichten und erhob nach einander auf den Thron: Michael IV. (1034), Michael V. (1041) und Konstantin X. (1042). Russen, Patzinatzen und Araber verheerten indeß das Reich. Nach ihr ward ihre Schwester, Theodora, zur Kaiserin gewählt (1053). Ihr Nachfolger, Michael VI. (1054), ward von Isaak Komnenus abgesetzt, dieser wurde (1059) Mönch. Sein Nachfolger, Konstantin XI. Ducas, focht glücklich mit den Uzen. Eudocia, seine Gemahlin, Vormünderin seiner Söhne, Michael, Andronicus und Konstantin (1067) heirathete Romanus IV., und gab ihm dadurch die Krone. Dieser focht unglücklich gegen die Türken, die ihm eine Zeit lang gefangen hielten. Michael VII., Konstantin's Sohn, raubte ihm den Thron (1071). Diesen entthronte Nicephorus III. (1078) und diesen Alexius I. Komnenus (1081). Unter diesen begannen die Kreuzzüge. Sein Sohn, Johann II. (1118), focht sehr glücklich gegen die Türken, Patzinatzen u. A. Auch sein Sohn Manuel I. (1143) regierte nicht unglücklich. Dessen Sohn, Alexis II. (1180) entthronte sein Vormund Andronicus, und diesen wiederum Isaac (1185). Nach einer von außen und innen unruhigen Regierung stieß Alexius III. seinen Bruder, Isaac II., vom Throne (1195); zwar setzten die Kreuzfahrer ihn und seinen Sohn Alexius IV. wieder ein, aber die unruhigen Constantinopolitaner riefen Alexius V., Ducas Murzuphlus, zum Kaiser aus, welcher Alexius IV. ermordete. Zugleich starb Isaac II. Während der letzten Regierungen hatten die Könige von Sicilien an der Küste des adriatischen Meeres viele Eroberungen gemacht. Jetzt rückten die Lateiner wieder vor Konstantinopel (1204), eroberten die Stadt, und behielten sich solche vor, wie die meisten europäischen Länder des Reichs. Balduin, Graf von Flandern, ward Kaiser; Bonifaz, Markgraf von Montferrat, erhielt Thessalonich als ein Königreich, und die Venetianer sehr große Länder. In Attalia, Rhodus, Philadelphia, Korinth und Epirus entstanden besondere Despoten. Theodor Laskaris riß die asiatischen Provinzen an sich, führte zu Nicäa den Kaisertitel, und war anfangs mächtiger als Balduin. Komnenus Alexius errichtete zu Trapezunt ein Fürstenthum, in welchem sein Urenkel Johann den Kaisertitel annahm. Weder Balduin noch seine Nachfolger konnten den schwankenden Thron befestigen. Er selbst starb in der Gefangenschaft der Bulgaren (1206). Ihm folgten Heinrich, sein Bruder, Peter, dessen Schwager und Robert, dessen Sohn (1221). Bis auf Konstantinopel wurden alle Länder von dem nicäischen Kaiser Johann erobert, so auch Thessalonich. Balduin II., Roberts Bruder, unter der Vormundschaft und Mitregentschaft Johanns von Brienne, Königs von Jerusalem, starb 1237, Michael Palälogus, König von Nicäa, eroberte Konstantinopel (1261), und Balduin starb im Abendlande als Privatmann. Zu Nicäa regierte bis dahin: Theodor Laskaris (1204), Johann Ducas Patatzes, ein guter Regent und glücklicher Krieger (1222), Theodor II., sein Sohn (1259), welchem Michael Palälogus die Krone raubte. Michael vereinigte sich mit der lateinischen Kirche, allein schon sein

Sohn Andronicus II. (1282) entsagte ihr wieder. Innere Unruhen und äußere Kriege, besonders gegen die Türken, zerrütteten das schwache Reich. Andronicus II., sein Enkel, nöthigte ihn, den Thron mit ihm zu theilen (1322), und raubte denselben ihm endlich ganz. Andronicus starb als Mönch (1328). Andronicus III., der in demselben Jahre den Thron bestieg, focht gegen die Türken unglücklich und starb 1341. Sein Sohn, Johann, mußte den Thron mit seinem Vormunde, Johann Kantakuzen, zehn Jahre theilen. Auch dessen Sohn, Matthäus, ward zum Kaiser ernannt. Doch legte jener freiwillig, dieser gezwungen die Krone nieder (1355). Unter Johanns Regierung faßten die Türken zuerst festen Fuß in Europa, und eroberten Gallipolis (1357). Die Paläologen verloren von nun an auch diese europäischen Länder, theils durch Abfall, theils an die Türken. Sultan Murad nahm Adrianopel (1361); Bajazed nahm bis auf Konstantinopel fast alle europäischen Länder weg, und nöthigte Johann zum Tribut. Diesen hatte auf eine Zeit lang sein Sohn Andronicus vertrieben. Ihm folgte sein zweiter Sohn, Manuel (1391). Bajazed belagerte Konstantinopel, schlug ein abendländisches Heer unter Sigismund bei Nicopolis (1396) und nöthigte Manuel, das Reich mit Johann, Andronicus Sohne, zu theilen, oder an ihn abzutreten. Timurs Einfall in die türkischen Provinzen rettete diesmal Konstantinopel (1402). Manuel erhielt damals seinen Thron völlig zurück, und eroberte von Bajazed's uneinigen Söhnen selbst einige verlorene Provinzen wieder. Ihm folgte Johann, sein Sohn (1425), dem Murad II. alle Länder bis auf Konstantinopel nahm und Tribut auflegte (1444). Dem Kaiser Johann folgte sein Bruder Konstantin. Tapfer doch fruchtlos widerstand er mit seinem Feldherrn, dem Genueser Justinian, der Uebermacht und blieb heldenmüthig bei der Vertheidigung Konstantinopels, durch dessen Eroberung am 29. Mai 1453 Mohammed II. dem griechischen oder byzantinischen Kaiserthum, diesem Zweige des römischen Reichs, ein Ende machte. Im J. 1461 unterwarf sich auch David Komnenus, Kaiser von Trapezunt, und trat in den Privatstand zurück.

Byzantinische Schriftsteller, oder vielmehr, wegen der größern Wichtigkeit ihrer historischen Werke, byzantinische Geschichtschreiber. Sie beginnen von Konstantin dem Großen, und enden kurz nach der Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1453. Vier von ihnen bilden, sich ergänzend, eine fortlaufende Geschichte bis zum J. 1470, nämlich 1. Zonaras, 2. Nicetas Akominatus Choniates, 3. Nicephorus Gregoras, 4. Laonikus, oder Nikolaus Chalkondylae von Athen. Diese vier Historiker bilden eine eigentliche byzantinische Geschichte in ihrem Zusammenhang. Die übrigen Autoren, die nur einzelne Theile der byzantinischen Geschichte behandelt haben, findet man fast alle im Corpus byzantinum, welches 1648 sehr prachtvoll zu Paris in der königl. Buchdruckerei in drei Foliobänden erschienen ist. Die merkwürdigsten unter diesen sind nach der Zeitfolge: 1. Prokopius aus Cäsarea, Rhetor zu Konstantinopel. Man hat von ihm acht Bücher Geschichten, nämlich: Persica in 4 Büchern und Gothica in 4 Büchern, einzeln herausgegeben von Höschel, Augsburg 1607, und Geheime Geschichte (Anecdota) in 9 Büchern, wo er sich im Gegensatze des ersten Werks sehr feindselig gegen den Kaiser Justinian zeigt, herausgegeben von Reinhard, Erlangen und Leipzig 1753. 2. Agathias, schrieb nach Justinian's Tode über dessen Regierung in

5 Büchern. Herausgegeben Paris 1660. Folio. 3. Theophylaktus aus Aegypten. Man hat von ihm eine Geſchichte der Thaten des Kaiſers Mauricius in 8 Büchern, bis zum Jahre 604. Paris, 1644. 4. Nicephorus, Patriarch zu Konſtantinopel, welcher mehrere gelehrte theologiſche Schriften hinterlaſſen hat. Hierher gehört ſein Breviarium historicum von der Ermordung des Kaiſers Mauricius bis zum Jahre 770. Venedig 1759. 5. Johannes Scylitzes, bekleidete mehrere Staatsämter in Konſtantinopel. Man hat von ihm einen Abriß der Geſchichte vom Jahr 811 bis auf Iſaac Komnenus 1057. In einer lateiniſchen Ueberſetzung, Venedig 1570. Daſſelbe Werk ſetzte er fort bis auf Alexander Komnenus, 1031 (noch im Manuſkript.) 6. Anna Komnena, Kaiſerin. Sie ſchrieb eine Alexias, oder ein Werk über die Thaten ihres Vaters, des Alexius Komnenus in 15 Büchern. Herausgegeben von Höſchel, Augsburg 1610. Eine vollſtändigere Ausgabe Paris, 1651. Folio. 7. Georg Akropolita, Staatsmann in Konſtantinopel. Abriß der byzantiniſchen Geſchichte von der Eroberung Konſtantinopels durch die Lateiner (1204) bis zu deſſen Wiedereroberung (1260). Paris, 1651. 8. Georg Pachymeres, bekleidete hohe Staats- und Kirchenämter in Konſtantinopel. Byzantiniſche Geſchichte in 13 Büchern, von der Geburt des Michael Paläologus 1158 bis zum Jahre 1308. Frankfurt, 1568. Folio. 9. Joannes Kantacuzenus, Kaiſer, byzantiniſche Geſchichte in 4 Büchern, vom Jahre 1320 bis 1354. Paris, 1645. 10. Georg Kodinus, Palaſtaufſeher in Konſtantinopel, wir beſitzen von ihm mehrere Werke über die Alterthümer von Konſtantinopel. Das wichtigſte darunter iſt über die Aemter und Dienſte bei dem Hofe und der Kirche von Konſtantinopel. Paris, 1648. Fol. 11. Konſtantinus Porphyrogennetus, oder Porphyrogenneta, Kaiſer. Er beſchrieb das Leben ſeines Großvaters, Baſilius Macedo; herausgegeben von Johannes Meurſius. Dann beſitzen wir ein Werk von ihm über die Staatsverwaltung, an ſeinen Sohn, und über die Provinzen (θέματα) des orientaliſchen und occidentaliſchen Kaiſerthums, anderer Schriften und Sammlungen nicht zu erwähnen. Das wichtigſte von ihm iſt über die Ceremonien des byzantiniſchen Hof's; herausgegeben von Leich und Reiske, Leipzig, 1751 bis 1754. 2 Vol. 12. Dukas ſchrieb nach der Eroberung von Konſtantinopel eine byzantiniſche Geſchichte vom Jahre 1341 bis zur Eroberung von Lesbos (1462). 13. Anſelmus Banburius, Presbyter und Benediktinermönch, hinterließ ein weitläuftiges Werk über die Alterthümer von Konſtantinopel, in welchem mehrere Werke älterer Schriftſteller enthalten ſind. 14. Petrus Gillius. Von ihm haben wir 3 Bücher über die Meerenge von Konſtantinopel und 4 Bücher von der Topographie und den Alterthümern Konſtantinopels. 15. Zoſimus, ſchrieb eine römiſche Geſchichte in 6 Büchern von Auguſtus bis zum Honorius. Dieſes Werk iſt beſonders für die ſpätern Epochen wichtig. Herausgegeben von Reitemeyer. Leipzig, 1784. 16. Georg Phranzes ſtarb nach Konſtantinopels Eroberung in einem Kloſter von Korfu. Man hat von ihm eine Chronik der byzantiniſchen Geſchichte in 4 Büchern vom Jahre 1401 bis 1477. Herausgegeben von Alter. Wien, 1796. Da das Leben dieſer Schriftſteller in die ganz geſunkenen Zeiten der griechiſchen Literatur fällt, ſo kann man leicht denken, daß ſie weniger den Geſchmack, als die Wißbegierde befriedigen. Denn wiewohl ſich eine gewiſſe Liebe zur Gelehrſamkeit noch ſpät im friedlichen und kunſtliebenden Konſtantinopel erhielt, ſo war doch die Blüthe längſt

dahin, und todte Künſtelei und Nachahmungsſucht waren an die Stelle der lebendigen Darſtellung getreten. Auch die beſten unter ihnen, wie Prokopius und Zoſimus, bedienen ſich barbariſcher Wörter und Redensarten, und man kann zu ihrem vollſtändigen Verſtändniß der neugriechiſchen Gloſſarien nicht gänzlich entbehren. Doch bleiben ſie ſtets von großer Wichtigkeit. (bb)

Byzanz, Byzantium, alſo benannt von ſeinem erſten Erbauer Byzas, und am thraziſchen Bosporus auf einem dreieckigen Vorgebirge gelegen, das heutige Konſtantinopel und ſchon im Alterthum eine blühende Stadt. Sie war eine griechiſche Kolonie, von den Megarenſern gegründet und in der Folge von Mileſiern und andern griechiſchen Völkern erweitert und verſchönert. Neben ihr befand ſich eine kleine Bucht des Propontis, mit Namen Ceras, welche drei Häfen bildete. Die ſchöne und vortheilhafte Lage von Byzanz begünſtigte den Handel ungemein, und ſetzte ſie in den Stand, den Handel Anderer nach dem ſchwarzen Meere einzuſchränken und mit Zöllen und Abgaben zu belegen. Wenn alles dies den Reichthum der Stadt ſehr vermehrte, ſo mußte ſie doch auch vielfach von den Anfällen der Thrazier, Bithynier, Gallier und ſelbſt der Griechen leiden, die ſie wegen ihrer glücklichen Lage beneideten. Beſonders hart ward ſie im peloponneſiſchen Kriege mitgenommen. Nach demſelben aber gewann ſie wieder, und unter den Kaiſern begann ihr höchſter Flor. Seit Konſtantin ward ſie die zweite Hauptſtadt des römiſchen Reichs und die Reſidenz des Regenten, welche ſich bemühten, ihr den Glanz des alten Roms zu geben. Sie wurde, wie Rom, in vierzehn Regionen getheilt, erhielt ein Amphitheater, ein Forum romanum, einen Circus maximus und eine Menge prächtiger Gebäude und Statuen, die man zum Theil aus Rom dahin brachte. Nach der Eroberung durch die Türken erlitt ſie mancherlei Veränderungen. (Vergl. Conſtantinopel.)

C. *)

C, der dritte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher vor a, o und u wie k, vor e und i wie z lautet. In der Muſik bezeichnet C: 1. die erſte Klangſtufe in jeder der vier Octaven unſers Tonſyſtems. Von ihm, als dem Grundtone, geht daſſelbe aus (vergl. Ton, Tonart); 2. den Viervierteltakt, und wenn es durchſtrichen iſt, den Zweizweiteltakt; 3. einen Notenſchlüſſel. (S. Schlüſſel.)

Cabale. Man nannte in England Cabal das berüchtigte engliſche Miniſterium unter Carl II., welches aus den fünf ſchändlichen Männern Clifford, Aſhley, Buckingham, Arlington und Lauderdale beſtand, deren Anfangsbuchſtaben zuſammengeſetzt, dieſes Wort (Cabal) bilden. (S. Carl II.)

Cabanis (Pierre Jean George). Dieſer verdienſtvolle Arzt, Philoſoph und Literator war zu Cognac im J. 1757 geboren. Als

*) Wenn der Leſer Artikel, welche in den Plan dieſes Werks gehören, vergebens unter dieſem Buchſtaben ſuchen ſollte, ſo wird er dieſelben unter dem K finden. Umgekehrt iſt im C zu ſuchen was im K zu fehlen ſcheint.

14 jähriger Jüngling kam er nach Paris, wo er ſich mit dem größten Eifer den Wiſſenſchaften widmete. Im 16ten Jahr ging er mit einem polniſchen Magnaten, als Secretär nach Warſchau, war Zeuge des ſtürmiſchen Reichstags von 1773, der ihn mit Schwermuth und Verachtung gegen die Menſchen erfüllte, und kehrte zwei Jahre ſpäter nach Paris zurück. Seine Ueberſetzung zweier Bruchſtücke aus dem Homer, die er der franzöſiſchen Akademie vorlegte, blieben zwar von derſelben unbeachtet, aber geſchmackvolle Männer urtheilten anders, und er erhielt von vielen Seiten Beifall, der ihn auch zu dem Entſchluſſe bewog, eine vollſtändige Ueberſetzung der Iliade anzufangen. Da er indeß einen Entſchluß für ſein künftiges Leben faſſen mußte, entſchied er ſich endlich für die Medicin. Der geſchickte Arzt Dubreuil war ſein Lehrer und Rathgeber. Um ſeine durch anhaltende Studien geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen, rieth ihm dieſer an, auf's Land zu ziehen. Cabanis wählte das nahe bei Paris gelegene Auteuil. Hier ward er mit Madame Helvetius und durch ſie mit Holbach, Franklin und Jefferſon bekannt, und gewann die Freundſchaft von Condillac, Türgot und Thomas. Dieſer und Holbach führten ihn bei Voltaire, Diderot, d'Alembert und andern Gelehrten vom erſten Range ein. Indeß hatte ſich Cabanis ganz ſeinen Berufsgeſchäften gewidmet und den ſchönen Wiſſenſchaften entſagt. In ſeinem Serment d'un médecin nahm er 1783 förmlich Abſchied von ihnen, und befeſtigte ſich in dieſen Geſinnungen, je mehr die Revolution ſich näherte. Bei ihrem Ausbruche bekannte er ſich zu ihren Grundſätzen, aber er verabſcheute die Greuel, durch welche ſie befleckt wurde. Gleiche Meinungen hatten ihn mit Mirabeau zuſammengeführt. Das Genie dieſes außerordentlichen Mannes, der die entgegengeſetzteſten Eigenſchaften in ſich vereinigte, und Lob und Tadel in gleichem Maße verdiente, bemächtigte ſich ſeines argloſen Herzens, und zog ihn in ein Bündniß, über welches er vielfältig angefochten wurde. Mirabeau verſtand meiſterhaft die Kunſt, ſich mit fremden Arbeiten zu ſchmücken, und bekam von ihm die Schrift über die öffentliche Erziehung, die nach ſeines Freundes Tode Cabanis ſelbſt 1791 herausgab. Eine noch innigere Freundſchaft hatte er mit Condorcet geſchloſſen. Er ſtarb als Mitglied des Senats 1808.

Cabarrus (François, Graf von), war 1752 zu Bayonne geboren, und von ſeinem Vater, einem ausgezeichneten Kaufmann, ebenfalls zur Handlung beſtimmt. Nachdem er zu London und Toulouſe unterrichtet worden, ſchickte ihn ſein Vater zu einem ſeiner Handelsfreunde, Galabert, nach Saragoſſa, deſſen Tochter er wider den Willen beider Familien heimlich, 1772, heirathete. Doch übertrug ihm ſein Schwiegervater die Leitung einer Seifenfabrik zu Carvanchel. Die Nähe von Madrid erlaubte ihm, ſich mit mehrern Gelehrten daſelbſt, und namentlich mit dem Abbé Guevara, dem Verfaſſer der Zeitung von Madrid, in Verbindung zu ſetzen, der ihn mit dem Grafen von Campomanes und dem P. Olavides bekannt machte. So entwickelten ſich in ihm ehrſüchtige, hochſtrebende Plane. Der nordamerikaniſche Krieg, an dem Spanien gegen England Theil nehmen mußte, beraubte dies Land des Gebrauchs ſeiner Hülfsquellen in Amerika, und Cabarrus, der von dem Finanzminiſter in dem höchſten Drange der Umſtände um Rath gefragt worden, ſchlug vor, ein Zinſen tragendes Papiergeld zu ſchaffen; dem gemäß wurden zehn Millionen Piaſter in Umlauf geſetzt, und da ſie bald beſſer als baares Geld ſtanden,

gewann Cabarrus das entschiedenste Ansehn. Darauf errichtete er die Bank San Carlos 1782, deren Director er ward, und eine Handlungsgesellschaft der Philippinen 1785. Cabarrus wurde Finanzrath. Nach Carls III. Tode, 1788, fiel er aber in Ungnade. Florida Blanca ward Minister, und Lerena klagte ihn sogar an, und bewirkte 1790 seine Verhaftung. Erst 1792 ward er freigesprochen, entschädigt und zum Grafen erhoben, und 1797 zum bevollmächtigten Minister bei dem Friedenscongreß mit Frankreich ernannt. Bei seiner Rückkunft nach Spanien hatte er vielen Antheil an den Veränderungen, die im Ministerium vorgenommen wurden. Von neuem zum Botschafter nach Frankreich bestimmt, wurde er vom Directorium nicht angenommen, weil er ein geborner Franzose sei. Er begab sich in Geschäften nach Holland. Der König berief ihn abermals zum Ministerium der Finanzen, empfing ihn auf's Schmeichelhafteste und schenkte ihm sechs Millionen Realen. Er fiel aber von neuem in Ungnade, machte 1803 mehrere Reisen nach Paris, und starb 1810 als spanischer Finanzminister, zu welcher Stelle ihn Joseph Buonaparte auf's Neue erhoben hatte. Seine Tochter, durch Schönheit und Talente gleich berühmt (vergl. Reichardt's Briefe aus Paris), heirathete aus Dankbarkeit in der Schreckensepoche den sonst vielfach berüchtigten Tallien; ward aber später von ihm geschieden, vermählte sich in zweiter Ehe mit dem Grafen von Caraman, und lebt jetzt als Witwe desselben in Paris.

Cabbala. Der Name Cabbala, welcher durch mündliche Ueberlieferung verdeutscht wird, bezeichnet bei den Juden bald die Lehre von den Propheten, bald die vorälterlichen Sagen, bald aber, und zwar vorzüglich, die mystische Philosophie. Der Name ist so alt nicht; was aber die cabbalistische Philosophie betrifft, so sind die Meinungen der Gelehrten über den Ursprung derselben sehr verschieden. Die Juden leiten die cabbalistischen Geheimnisse aus den ältesten Zeiten ihres Volks, ja von Adam selbst her. Wenn aber auch bei den Hebräern schon in den frühesten Zeiten ein geheimer Unterricht Statt gefunden hat, so ist dieses doch nur in gottesdienstlichen Sachen der Fall gewesen. Was dagegen die philosophische Cabbala betrifft, so ist der Ursprung derselben in Aegypten zu suchen, und von den Zeiten des Simeon Schetachides an zu rechnen, welcher sie aus Aegypten nach Palästina gebracht hat. Erst im 2. Jahrhunderte wurde sie niedergeschrieben, damit sie mit der Zerstreuung des jüdischen Volks nicht verloren gehen möchte. Die neuern Ausleger haben viel Fremdartiges eingemischt. Man theilt die Cabbala in die symbolische und reale. Die symbolische beschäftigt sich vorzüglich mit Buchstaben, denen sie geheimnißvolle Bedeutungen gibt; die reale, welche der symbolischen entgegengesetzt wird, und Lehren begreift, wird wieder in die theoretische und praktische eingetheilt. Die theoretische sucht die heilige Schrift nach den geheimen Ueberlieferungen zu erklären, und ein philosophisches System der Metaphysik, Physik und Pneumatik aus derselben aufzustellen; die praktische hingegen verspricht uns eine Wissenschaft, Wunder zu thun, und zwar blos durch eine künstliche Anwendung der göttlichen Namen und Sprüche in der heiligen Schrift. Nach dem Wiederaufblühen der Wissenschaften studirten viele gelehrte Männer die Cabbala. Unter den neuern Cabbalisten sind vorzüglich Heinrich Morus und Christian Knorr berühmt, welcher letztere das Vornehmste aus den cabbalistischen Schriften in zwei lateinischen Quartbänden zusammengetragen hat.

Cabinet, bedeutet eigentlich ein kleineres Zimmer neben einem größern, wird aber noch auf mehrere weitere Begriffe ausgehnt. Sein nächster Sinn ist der zurückgezogenste Ort im schönsten Theile eines Privatgebäudes, entweder zum Arbeiten, oder zur besondern Unterhaltung, oder zur Aufbewahrung kostbarer Sachen bestimmt. In einer Fürstenwohnung ist das Cabinet das Gemach, welches der Regent für seine Person ausschließlich bewohnt; dann aber auch das Zimmer, in welchem er die Regierungsgeschäfte bearbeitet, seine geheimen Räthe hört, und aus welchem seine Beschlüsse ausgehn. Daher gilt Cabinet auch für die Regierung, besonders in politischer Hinsicht. „Das Londner, Wiener Cabinet, das Cabinet der Tuilerien ꝛc.“ Endlich ist Cabinet jeder Theil eines Gebäudes, oder jedes Gebäude, oder mehrere Gebäude, worin Sammlungen von Kostbarkeiten aus dem Natur- oder Kunstreiche aufbewahrt werden, als Gemählde, Pflanzen, todte Thiere, Münzen, Fossilien, Seltenheiten aller Art; und, durch Metonymie, diese Sammlungen selbst. Da man nur vorzügliche Stücke in dergleichen Sammlungen aufnimmt, so nennt man ein ausgezeichnetes schönes Kunst- (auch zuweilen Natur-) Werk: ein Cabinetsstück, und einen Künstler, der besonders vortreffliche Arbeiten liefert, z. B. einen Mahler, einen Cabinetsmahler.

Cabinetsbefehle, s. Cabinet, und in Beziehung auf England s. Continental-System und Großbritannien.

Cabochon, ein Edelstein, besonders ein Rubin, der zwar schon geschliffen, aber noch nicht gehörig geformt ist.

Cabotage, die Fahrt an den Küsten von einem Hafen zum andern, bei der man die hohe See vermeidet; auch die Kenntniß der Küsten, und der Handel, der an den Seeküsten getrieben wird. — Cabotier, ein plattes Fahrzeug, das an den Küsten gebraucht wird, ein Küstenfahrer. — Cabotiren, die Küsten befahren, oder Küstenhandel treiben.

Cacaobaum. Südamerika hat davon ganze Wälder. Die Nordamerikaner benutzen diesen Baum gleichfalls. Seine höchste Höhe ist 50 Fuß. Der Stamm hat ½ Fuß Diameter, sein Holz ist weiß und leicht, seine Rinde rauh und braun, die Blätter gleichen denen des Kirschbaums. Die Frucht hat die Gestalt einer Melone 6 Zoll lang 3 bis 4 Zoll dick oben zugespitzt mit 10 hervorragenden Ecken und vielen Warzen. Die junge Frucht wechselt bis zur Reife die erste grüne Farbe in gelbe und zuletzt in röthliche; unter dieser obern Fruchtrinde hat sie eine dicke gelbe und im Innersten eine weiße zarte. In solcher liegen 5 Reihen Cacaobohnen, jede zu 6 bis 8 Bohnen von Mandelgröße, nur daß sie dicker sind; ein faßriges Fleisch verbindet die einzelnen Bohnen mit einander; jede Bohne hat eine harte braune glänzende Schaale und einen leicht zerreiblichen violetten Kern. Die Frucht ist saftig, hat einen angenehmen säuerlichen erfrischenden Geschmack; bitter ist dagegen der ölreiche Kern. Die Amerikaner lehrten den Spaniern die Chocoladebereitung aus Cacao, Zucker, Vanille oder peruvianischen Balsam. Die Indianer benutzen noch jetzt die Schaale zu Gefäßen, die Blätter zum Korbgeflechte, oder zum Decken der Häuser. — Die Cacaobutter ist das seifige ausgepreßte Oel der Cacaobohnen. Man gewinnt diese Bohnen vom Theobroma Cacao oder theobroma bicolor.

Cachet (Lettres de), geheime Verhaftsbefehle, vermöge welcher, von den ehemaligen Königen von Frankreich und ihren Ministern,

Jedermann nach Belieben eingekerkert oder an einen gewissen Ort verwiesen werden konnte, ohne eine Ursache davon anzugeben. Die erste Anwendung derselben schreibt man dem unter dem Ministerium des Kardinals Richelieu so berüchtigten Kapuciner, Pater Joseph, zu.

Cacherie heißt wörtlich eine üble, krankhafte Anlage, und wird besonders von demjenigen Zustande des Körpers gebraucht, der seine Ernährung herabsetzt und verderbt. Sie äußert sich durch Abmagerung und weißfarbiges Ansehn der Haut, und gesellt sich zu vielen, besonders chronischen Krankheiten. Daher nennen wir kachektisch solche Personen, deren blasse, gelbliche, erdfahle Hautfarbe auf ein inneres Uebelbefinden schließen läßt.

Cäcilie, (die heilige) wird für die Erfinderin der Orgel ausgegeben und als Schutzpatronin der Musik verehrt. Diese fromme Jungfrau sollte, nach der Legende, die Gattin eines heidnischen Jünglings, Valerian, werden; allein sie wollte im jungfräulichen Stande bleiben und fürchtete ihre Hochzeit. Am Tage derselben betete sie nur um göttliche Hülfe, nicht achtend auf die Feierklänge der hochzeitlichen Musik (cantantibus organis illa in corde suo soli Domino decantabat). Es gelang ihr, den Bräutigam und dessen Bruder zu bekehren, und im Jahre 220 soll sie den Märtyrertod erlitten haben. Daß in ihrer Legende der Ausdruck organa, musikalische Instrumente, vorkam, dieser Umstand wurde ergriffen, und sie zur Heiligen der Musik gemacht; die Orgeln aber sind weit jüngern Ursprungs. Wie dem indeß sei, so hat dieser Mönchsirrthum eine schöne christliche Muse geschaffen, den heiligen Gesang christlicher Andacht gleichsam persönlich dargestellt, und dadurch den Künsten einen schönen Stoff geboten, wie dem großen Raphael zu einem in Bologna befindlichen Gemählde. Ihr Tag, der den 22. Nov., besonders zu London und Paris gefeiert wird, hat schönen Wetteifer unter Dichtern und Musikern veranlaßt. Die größten englischen Dichter strebten gegenseitig, dieses Fest durch Lobgesänge auf die Tonkunst zu verherrlichen, namentlich Dryden, Pope, Addison, Congreve. (F)

Cacodämon, s. Agathodämon.

Cacus, ein furchbarer Räuber in Italien, der Schrecken des aventinischen Waldes, der Umwohnenden und Fremden, ein ungeheurer, und nach einigen auch feuerspeiender Riese von übermäßiger Kraft und schrecklicher Gestalt, war ein Sohn Vulkans. Eine Höhle mit langen Windungen war seine Wohnung, über deren Eingänge Köpfe und Arme der Erschlagenen hingen, und die er mit einem Steine verschloß, den 20 Paar Stiere nicht fortbewegen konnten. Als Herkules des Geryon Rinder durch Italien trieb, raubte ihm Cacus einige derselben, und führte sie um die Spur zu verbergen, rückwärts in die Höhle. Aber das Gebrüll verrieth sie, worauf Herkules den Räuber ergriff, und nach einem schrecklichen Kampfe (s. Virgils Aeneide im 8. Buche) mit der Keule erschlug. Zum Dank errichtete Herkules die Ara maxima, Evander aber nebst seinen Arcadiern erwiesen dem Hercules als ihrem Wohlthäter göttliche Ehre.

Cada Mosto oder Ca da Mosto (Luigi da), geboren zu Venedig gegen das J. 1432, widmete sich nach einer sorgfältigen Erziehung dem Handel, und machte mehrere Reisen im mittelländischen und atlandischen Meere. 1454 reisete er auf dem Schiffe seines Landsmannes, des Marco Zeno nach Flandern. Widrige Winde hielten ih-

ren Lauf in der Straße von Gibraltar auf, und ſie waren genöthigt, bei dem Cap St. Vincent anzulegen, wo in der Einſamkeit der Prinz Heinrich ſeinen Studien oblag, und ſich mit der Entdeckung der afrikaniſchen Küſten beſchäftigte. Cada Moſto, ein Jüngling voll Unternehmungsgeiſt, bot dem Prinzen ſeine Dienſte an, und erhielt ein Fahrzeug von 90 Tonnen. 1455 reiſete er von Lagos ab, lief in den ſeit fünf Jahren entdeckten Senegal ein, fuhr noch weiter an der Küſte hin, und verweilte bei dem Fürſten Damel, deſſen Staaten ſich vom Senegal bis zum grünen Vorgebirge erſtreckten. Nachdem er Gold und Sclaven eingehandelt hatte, richtete er ſeinen Lauf nach dem grünen Vorgebirge. Hier vereinigte er ſich mit zwei andern Entdeckungsſchiffen des Prinzen, und ſo kamen ſie endlich an die Mündungen des Gambia, deſſen Reichthümer man ihnen gerühmt hatte. Da ſie indeß von den Einwohnern angegriffen wurden, und die Schiffsmannſchaften, von der langen Reiſe ermüdet, darüber den Muth verloren, ſo ſahen ſie ſich genöthigt, nach Portugal zurückzukehren. 1456 machte Cada Moſto in Gemeinſchaft mit zwei andern Schiffen eine zweite Reiſe nach Gambia. Auf dem Wege dahin entdeckten ſie die Inſeln des grünen Vorgebirges. Als ſie diesmal in den Gambia einliefen, wurden ſie gut aufgenommen, allein der Eintauſch des Goldes entſprach ihren Erwartungen nicht. Die drei Schiffe kamen bis zu dem Fluß Caſamanſa und dem Rio Grande, und kehrten darauf nach Portugal zurück. Cada Meſto blieb daſelbſt bis 1463, in welchem Jahre Prinz Heinrich ſtarb. Die Beſchreibung ſeiner Reiſen Prima navigazione per l'Oceano alle terre de' Negri della bassa Etiopia, di Luigi Cadamosto. Vicenza (1507) und Mailand (1519), die älteſte von den Schiffahrten der Neuern, iſt ein wahres Muſter. Es herrſcht darin eine bewundernswürdige Ordnung, die Erzählung iſt anziehend, die Beſchreibungen ſind klar und genau.

Cadenz (Cadence, Cadenza), Schlußfall, Tonſchluß, iſt diejenige Form der Töne, welche dem Ohr das Gefühl eines Ruhepunktes oder Endpunktes gibt. Man unterſcheidet deren demnach zwei Arten: eine ſolche, nach welcher das Ohr eine Reihe der Töne ſchlechterdings für geſchloſſen, beendigt, erklären muß, und alſo keine weitere Fortſetzung derſelben erwarten kann, — dieſe iſt die vollkommene Cadenz; und eine ſolche, welche nur das Gefühl eines Ruhepunktes gewährt, nach welcher man alſo eine Fortſetzung der Tonreihe erhalten muß — Halbcadenz. Durch die erſtere werden ſowohl die Haupttheile eines Tonſtücks von einander abgeſondert, als die ganzen Tonſtücke geſchloſſen (Finalcadenz). Sie beſteht aus drei Theilen: 1. der auf den Niederſchlag des Tactes fallenden Vorbereitung, 2. dem in dem Aufſchlag des Tactes fallenden Uebergang in den Hauptton, und 3. dem eigentlichen Ruhepunkt, den man auch die Cäſur des Tonſchluſſes nennt, und welcher wieder in den Niederſchlag des Tactes fällt. Damit das Ohr das Gefühl völliger Beruhigung erhalte, muß die Modulation der Töne wieder in den Hauptton zurückgeführt werden, und mit dem harmoniſchen Dreiklang auf dem Grundtone endigen. Kommt der Grundton auf den Dreiklang einer Nebentonart, in welche man ausgewichen iſt, ſo entſteht eine Halbcadenz, mit welcher blos eine Periode geſchloſſen wird. Folgt auf den Vorbereitungsaccord ſtatt des Schlußaccords ein anderer, ſo nennt man dies eine trügeriſche, abgebrochene, unterbrochene Cadenz, Betrugſchluß (clausula falsa, cadence rompue, cadenza d'inganno, cadenza sfuggita), weil hier das Ohr gleichſam getäuſcht oder betrogen wird, indem es

etwas Anderes erwartete. Häufig verſteht man unter Cadenz auch jene freie Phantaſie, die der Sänger oder Concertſpieler, um den Hauptinhalt des Satzes nach ſeiner individuellen Empfindungsart auszudrücken, vor dem Hauptſchluſſe des Tonſtücks anbringt, wo der Schlußfall in die Haupttonart, mittelſt einer über die Dauer ihrer Gattung ausgehaltenen Note (ſ. Fermate) aufgehalten wird. Hier fällt der Sänger oder Concertſpieler mit ſeiner Phantaſie, nach einer kleinen Pauſe, ein, und entwickelt, wofern er von echtem Kunſtgefühle beſeelt iſt, entweder einen Hauptgedanken des Tonſtücks oder legt alle Hauptgedanken in ihrer Aufeinanderfolge nochmals in gedrängter Ueberſicht vor. Hierauf nähert er ſich der Vorbereitungsnote des Schluſſes, und fällt gemeiniglich mit einem Triller wieder in den Hauptton des Stücks ein. Dieſe Art von Cadenz nennt man figurirte Cadenz, auch Cadenz in der Melodie, zum Unterſchied von den vorigen Arten, Cadenzen in der Harmonie. (S. Clauſel.) dd.

Cadi (Kadi) bedeutet im Arabiſchen einen Richter oder Rechtsgelehrten. Bei den Türken iſt Kadi der Titel eines Unterrichters, zum Unterſchied von dem Molla oder Oberrichter. Sie werden zu der höhern Geiſtlichkeit gezählt, weil die Türken ihr Geſetz von ihrem Propheten haben.

Cadiz oder Cadix, im Königreich Sevilla, iſt die reichſte Handelsſtadt und eine der ſchönſten Städte Spaniens. Sie liegt auf dem weſtlichen Ende der langen Erdzunge einer Inſel, welche Leon heißt. Der ſüdöſtliche Theil dieſer Inſel war ehemals durch die alte Brücke Suaço mit dem feſten Lande verbunden. Die Stadt iſt mit einer Mauer und unregelmäßigen Baſtionen umgeben, wie es die Beſchaffenheit des Erdbodens zugelaſſen hat. An der Südſeite kann man ihr wegen der hohen und ſteilen Ufer nicht beikommen, an der Nordſeite iſt eine Landung wegen der Sandbänke und Klippen, welche ſich unter dem Waſſer befinden, gefährlich. An der Südweſtſpitze iſt eine Reihe von Felſen, die zum Theil, wenn das Waſſer hoch geht, mit Waſſer bedeckt ſind, und auf der Spitze St. Sebaſtian iſt ein ſtarkes Fort zur Vertheidigung angelegt. Cadix kann alſo nur von der ſchmalſten Seite der Erdzunge angegriffen werden, und hier hat man Alles angewendet, um es gegen feindliche Angriffe ſicher zu ſtellen. Man kann demnach Cadix für eine Hauptfeſtung anſehen. Die geräumige Bay bildet einen trefflichen Hafen, und beſteht eigentlich aus zwei an einander hängenden Meerbuſen. Der erſte von dieſen Meerbuſen heißt Bahia de Cadix, der andere Bahia de Puntales. Die Oeffnung des erſten beträgt 2000, die des zweiten aber nur 500 Klafter. Dieſe Oeffnungen, ſo wie überhaupt der Hafen und die Stadt werden durch die Forts St. Catharina, St. Sebaſtian, Chiclane, Matagorda, Puntales und Fort Luis vertheidigt. Die Bahia de Cadix iſt der allgemeine Hafen der Kauffahrteiſchiffe, die Bahia de Puntales aber der Hafen der Kriegsſchiffe und der nach Amerika gehenden und von da herkommenden Kauffahrteiſchiffe, denn die Schiffe fremder Nationen durften daſelbſt nicht einlaufen. In Anſehung der Kriegsmarine galt Cadix immer für einen Hauptplatz und nach Bourgoin's Meinung war es der vollſtändigſte Seeplatz von ganz Europa. Die Stadt iſt ſeit 1786 ſehr erweitert, verſchönert und mit geſchmackvollen neuen Gebäuden verſehen worden. Sie hat ein Bisthum, eine alte und eine ungemein prächtige neue Kathedralkirche, dreizehn Klöſter, eine Steuermanns-, nautiſche und mathematiſche Schule, eine vortrefflich eingerichtete Sternwarte, ein See-

und Landhoſpital, eine chirurgiſche Lehranſtalt, einen botaniſchen Garten, ein Theater, funfzehn bürgerliche Hoſpitäler. Die Zahl der Einwohner belief ſich vor 1808 auf mehr als 70,000. Auf der Erdzunge bei der Stadt ſind ſehr wichtige Salzwerke und Weingärten worin ein guter Wein wächſt. Die Thunfiſcherei iſt erheblich. Unter die Unannehmlichkeiten der Stadt gehört der Mangel an trinkbarem Waſſer. Es iſt zwar jedes Haus mit einer Ciſterne verſehen; aber das friſche Waſſer wird von der Stadt Puerto de Santa Maria geholt. Cadix iſt der Mittelpunkt des ſpaniſch-amerikaniſchen Handels. Alle See-Handel treibende europäiſche Nationen haben hier ihre Conſuln, Agenten und Correſpondenten. 1795 waren 110 große Handelshäuſer in Cadix. 1792 betrug der Werth der aus andern Erdtheilen eingeführten Waaren 100 Millionen, und der Werth der Ausfuhr 270 Millionen Realen. 1804 belief ſich die Zahl der eingelaufenen Schiffe auf 1386. Die Stadt Cadix iſt uralt. Sie wurde zuerſt von den Tyriern erbaut und Cadix, d. h. ein Zaun oder ein eingezäunter Ort, genannt. Nach ihnen beſaßen es die Karthaginienſer und dann die Römer, welche es Gades nannten. In der Folge bemeiſterten ſich die Araber dieſer Stadt, und beſaßen ſie bis 1262, wo ſie ihnen durch die Spanier entriſſen wurde. 1696 wurde ſie von den Engländern geplündert und verbrannt, von den Spaniern aber wieder, und zwar in einem feſtern Zuſtande hergeſtellt. 1702 verſuchten die Engländer einen abermaligen Angriff, richteten aber nichts aus. Als Spanien mit Frankreich verbündet war, wurde Cadix mehrmals von den Engländern blockirt, und auch einmal, jedoch ohne Erfolg, bombardirt. 1805 fiel in der Nachbarſchaft die wichtige Seeſchlacht vor, ſ. Trafalgar. Seit der Revolution von 1808 war Cadix bis zu Ferdinands VII. Rückkehr im Inſurrectionszuſtande. Nach den Fortſchritten der franzöſiſchen Truppen in Andaluſien zog ſich die oberſte Inſurrections-Junta nach Cadix, verſammelte dort ihre ſtärkſte Macht, und wurde noch durch beträchtliche engliſche Corps aus Gibraltar und Portugal verſtärkt. Sie ließ die Erdzunge vor Cadix abgraben und die 700 Schritt lange Brücke, welche das feſte Land mit der Inſel Leon verbindet, abbrechen. Cadix wurde dadurch gänzlich vom Lande getrennt, und da es von der Seeſeite durch Feſtungswerke, Forts, vorzüglich aber durch ſtarke ſpaniſche und engliſche Flotten geſchützt war; ſo gehörte die Belagerung dieſer Stadt zu den außerordentlichſten Unternehmungen. Seit dem Februar 1810 blockirte ſie General Sebaſtiani von der Landſeite; im März wurden die Laufgräben an mehreren Orten längs der Küſte eröffnet, und ungeachtet des heftigſten Feuers aus den Forts, von den Schiffen und ſchwimmenden Batterien und unter mehrmaligen ſtarken Ausfällen, die Belagerungswerke fortgeſetzt, die Forts längs der Bay eingenommen, und endlich auch das wichtige Fort Matagorda, Cadix gegenüber erobert. Von hier aus wurde ein Verſuch gemacht, die Stadt, ungeachtet der großen Entfernung, zu bombardiren, zu welchem Ende die Franzoſen Mörſer von einer neuen Erfindung zu Sevilla hatten gießen laſſen. Den 15. Dec. wurden die erſten Bomben und Granaten geworfen, und flogen bis in die Stadt, weil aber die Häuſer in Cadix faſt durchaus von Stein gebaut ſind, ſo entſtand kein Brand, und der Schaden war unbedeutend. 1811 machten die vereinigten Engländer und Spanier mehrere Verſuche zum Entſatz, und zerſtörten wirklich einmal die Werke der Belagerer, wenigſtens zum Theil. Von Seiten der Franzoſen war man vorzüglich mit dem Bau und

der Ausrüſtung einer Flotille zum Angriff auf die Inſel Leon beſchäftigt. Dagegen waren die Spanier mit ihren Vertheidigungsanſtalten in größter Thätigkeit, weil von der Eroberung der Inſel das Schickſal von Cadix abhing. Dieſer Zuſtand dauerte bis in die letzte Hälfte des Jahres 1812, wo Wellington's ſiegreiches Vorrücken in die Mitte von Spanien die Franzoſen nöthigte, ſich für immer aus Andaluſien zurückzuziehen und die mit ſeltener Anſtrengung betriebene Belagerung aufzugeben. Die neueren polit. Verflechtungen der Stadt ſ. im Art. Spanien.

Cadmus (Kadmus), ein berühmter Name, der in der Mythologie und Geſchichte mehreren Perſonen beigelegt wird. Der berühmteſte iſt Agenor's Sohn und Neptun's Enkel. Er wurde nebſt ſeinen Brüdern von dem Vater ausgeſendet, um ihre vom Jupiter entführte Schweſter Europa aufzuſuchen, ohne welche ſie nicht wieder zurückkehren ſollten. Nach mehrern Abenteuern befragte Kadmus wegen ſeiner Schweſter das Orakel zu Delphi, welches ihm befahl, vom ferneren Suchen abzuſtehen, ſich der Leitung einer Kuh zu überlaſſen, und da, wo dieſe ſtehen bleiben werde, eine Stadt anzulegen. So kam er nach Böotien: hier wollte er die Kuh der Minerva opfern; ſeine Gefährten aber, die das Waſſer dazu aus einer Quelle des Mars herbeiholen wollten, wurden von dem ſie bewachenden Drachen umgebracht. Dieſen tödtete Kadmus, ſäete die Zähne deſſelben auf Befehl der Minerva in die Erde, und ſofort wuchſen gewaffnete Männer hervor, die er Sparti (Geſäete) nannte, die ſich aber, bis auf fünf, unter einander ſelbſt tödteten. Mit den Uebrigen erbaute Kadmus die Stadt Kadmea oder Theben (ſ. d. Art.). Darauf vermählte ihn Jupiter mit der Harmonia. Bei ſeiner Hochzeit waren alle Götter zugegen. Er zeugte in dieſer Ehe die Autinoe, Ino, Semele, Agave und den Polydorus. Als Kadmus eine Zeit lang das neu erbaute Kadmea und das von ihm geſtiftete Reich beherrſcht hatte, ging er auf des Bacchus Befehl mit der Harmonia zu den Enchelienſern, beſiegte ihre Feinde, die Illyrier, ward ihr König und zeugte noch einen Sohn, den Illyrius. Endlich verwandelte Jupiter ihn und die Harmonia in Schlangen oder nach Andern in Löwen, und verſetzte ſie nach Elyſium. — Die glaubhafte Geſchichte erzählt, daß Kadmus im J. 1550 vor Chr. aus Phönicien nach Böotien kam, hier die ſich widerſetzenden Einwohner beſiegte, und mit ihnen die oben genannte Stadt anlegte. Er machte ſich übrigens um die Bildung ſeiner neuen Unterthanen ſehr verdient, denn er lehrte ſie die phöniciſche Buchſtabenſchrift, die Anwendung der Muſik bei den Götterfeſten durch die Prieſter, ferner den Gebrauch des Kupfers u. ſ. f. — Ein anderer Kadmus, von Milet, ein Sohn des Pandion, wird als der erſte unter den Griechen angeſehen, der in Proſa geſchrieben hat. Er lebte ungefähr 600 Jahre vor Chr.

Caducëus war ein Lorbeer- oder Olivenſtab mit zwei kleinen Flügeln am obern Ende, um den ſich zwei Schlangen wanden, die ihre Köpfe einander zukehrten, ohne den Kamm zu ſträuben, und diente zu einem Sinnbilde des Friedens. Ihn trugen die Herolde, deren Perſon dann ſelbſt den Feinden heilig und unverletzlich war. Die Fabel erzählt: Apollo ſchenkte dieſen Stab dem Merkur für die Abtretung der Ehre, die Leier erfunden zu haben. Als Merkur mit demſelben nach Arkadien kam, ſah er zwei mit einander kämpfende Schlangen; er warf den Stab unter ſie, und ſogleich umſchlangen ſie denſelben in friedlicher Eintracht. Zwar iſt der Caduceus das eigen-

thümliche Unterscheidungszeichen Merkur's, der deshalb auch Caducifer genannt wird, doch finden wir ihn auf antiken Münzen auch in den Händen des Bacchus, Herkules, der Ceres, Venus und des Anubis. Bei den Neuern dient er vorzugsweise als Sinnbild der Handelschaft.

Caffa, auch Feodosia genannt, war vormals die größte Stadt in der Krimm, die Residenz des Chans, und ward ihrer Wichtigkeit wegen das krimmische Konstantinopel genannt. Sie hatte den Flor ihrer Handlung von der letzten Hälfte des 13. bis gegen das Ende des 15. Jahrh. den Genuesern zu danken, die sich hier ansiedelten und denen sie die Türken 1474 abnahmen. Damals stieg die Bevölkerung auf einige 100,000 Menschen. Sie ist an der Küste eines großen Busens zum schwarzen Meere, am Abhange eines Berges, weitläuftig gebaut. 1770 wurde sie von dem russischen General Dolgoruki mit Sturm erobert, 1774 aber wieder zurückgegeben, der sie mit seinem ganzen Lande 1783 an Rußland überließ. Die Pforte bestätigte dies erst in dem Frieden von Jassy 1792. Sie ist gegenwärtig eine Kreisstadt des Gouvernements Taurien, mit etwa 5000 Einw. und seit 1798 ein Freihafen. 1808 kamen 92 Schiffe an und 74 gingen ab.

Caffarelli, s. Majorano.

Caffee. Der Caffeebaum ist in Arabien einheimisch. Von dort aus kam die Frucht nach Aegypten im 16. Jahrh. 1591 brachte ihn zuerst Prosper Alpinus als Arznei nach Venedig, 1644 findet man schon den Gebrauch desselben in Frankreich und 1652 in London. Gegen das Ende des 17. Jahrh. brachten ihn die Holländer von Mokka nach Batavia, und gegen 1710 von Batavia nach Amsterdam. Einige Jahre nachher bekam der botanische Garten zu Paris von hier einen Caffeebaum, und 1720 ward ein dort gezogener junger Baum von Declieux nach den Antillen geführt. Der Bemühung dieses Reisenden wird der Anbau eines Gewächses auf Martinique, St. Domingo, Guadeloupe und auf den übrigen amerikanischen Inseln verdankt, welches ein gegenwärtig durch alle vier Welttheile verbreitetes und zum allgemeinen Bedürfniß gewordenes Getränk liefert. Man machte indeß in Europa weit früher Gebrauch von dem Caffee, als man die Pflanze kannte. Schon 1652 war zu London ein Grieche, der sich mit der Zubereitung des Caffee's beschäftigte, wie er denn in Arabien, Aegypten, Syrien und in Konstantinopel schon seit dem 9. Jahrh. in Gebrauch gewesen seyn soll. Die Frucht des Caffeebaums ist eine Beere, welche bei ihrer Reife die Größe, Gestalt und Farbe einer Kirsche hat. Das äußere Fleisch hüllt zwei längliche Bohnen ein, deren jede einen Keim enthält. Die Araber bereiten aus der Hülse ein Getränk, das sie sehr hoch halten und Sultanscaffee nennen; die Europäer hingegen bedienen sich nur der Bohnen. Das bekannte daraus gewonnene Getränk wirkt auf die Nerven des Unterleibes, besonders auch auf die Nervengeflechte der großen Pulsadern, befördert daher die Strömung des Blutes, erregt eine angenehme Wärme im Magen und erleichtert die Verdauung; theils durch die Ableitung des Blutes von dem Gehirn nach dem Unterleibe, theils durch die nach dem Gehirn sich fortpflanzende Reizung der Unterleibsnerven wird die Thätigkeit der Hirnorgane mit erregt, der Schlaf und die Trägheit verscheucht und Munterkeit erhalten. Allein eben dieser Wirkungen wegen kann dies Getränk bei reizbaren Naturen auch Beklemmung, Hitze, Herzklopfen, Zittern der Glieder und fieberartige Erscheinungen hervorbringen, und zu Hämorrhoidalbeschwerden Veranlassung geben. Die bei Cadix angepflanzten Caffeebäume gaben 1821 gute reichliche Früchte.

Digitized by Google

Caffeehäuſer. Ein Armenier, Namens Pascall, war der erſte der im 17. Jahrh., kurze Zeit nachdem der türkiſche Geſandte, Soliman Aga den Pariſern 1669 den Gebrauch des Caffees gezeigt hatte, auf der Meſſe in der Vorſtadt St. Germain eine Caffee-Bude aufſchlug. Doch ſcheint das erſte wirkliche Caffeehaus nicht vor 1724 daſelbſt gegründet zu ſein. Dieſes beſteht noch jetzt, und heißt auch, von ſeinem damaligen Stifter, einem Sicilianer, Namens Procopio, noch immer Café Procope Dieſe Anſtalt fand vielen Beifall, und daher auch bald Nachahmer. Die Zahl der Caffeehäuſer für alle Stände ſoll gegenwärtig in Paris an ſechstauſend betragen, das glänzendſte und berühmteſte derſelben iſt ſchon ſeit mehrern Jahren das Café des mille colonnes im Palais Royal, und es gibt jetzt bekanntlich vielleicht keine bedeutende Stadt in Europa die nicht eine mehr oder minder anſehnliche Geſtalt ähnlicher Art aufzuweiſen hätte.

Caffern nennen wir die Bewohner der Länder in Afrika zwiſchen Moſambique und dem ſüdlichen Hottentottenlande bis an die weſtliche Küſte. Sie ſind kriegeriſch und grauſam. Der Name, welcher Ungläubige heißt, wurde von den Arabern, als ſie ſich auf den Oſtküſten von Afrika niederließen, den ins Innere zurückweichenden Ureinwohnern gegeben. In der Folge, als man mehrere den ſogenannten Caffern ähnliche Völker kennen lernte, dehnte man das Caffernland bis zur Südſpitze von Afrika aus, wodurch Völker der verſchiedenſten Abkunft unter einem Namen, auf eine höchſt unbequeme Weiſe, zuſammengefaßt wurden. Seitdem man dieſen Irrthum bemerkte, ſchränkte man den Namen auf die Völker im ſüdlichen Afrika ein, die zwar den Negern ähnlich ſind, aber doch Haare ſtatt Wolle und eine mehr olivenbraune Farbe haben. Nach dieſer Bedeutung dehnt ſich das Caffernland über den ganzen untern Theil von Südafrika, vom 16. bis 35 Grad Süderbreite auf eine Fläche von 70,000 Quadratmeilen aus. Die Caffern machen den Uebergang von den Negern zu den ſchwarzbraunen Völkern: ein großer, ſtarker, wohlgebauter und geſunder Menſchenſchlag. Von den Hottentotten, ihren Geſchlechtsverwandten, ſind ſie beſonders durch eine hellere Leibesfarbe unterſchieden. Sie wohnen in Negerhütten und ſind Fetiſchdiener. Man theilt das Caffernland in das öſtliche, innere und weſtliche ein.

Cagliari, die Hauptſtadt der Inſel Sardinien an einem Hügel am Meere. Sie beſteht aus 4 Theilen: 1) dem Kaſtelle, welches auf der Spitze des Hügels liegt; 2) der Marina; 3) der Eſtempache und 4) der Villa nova, iſt ſtark befeſtigt und der Sitz des Vicekönigs, eines Erzbiſchofs und einer 1765 verbeſſerten Univerſität mit 500 Studirenden. auch der Verſammlungsort der Corti. Ihre 35,000 Einw. unterhalten einige Fabriken und treiben einen ſehr ausgebreiteten Handel: Cagliari iſt der Stapelplatz des ganzen ſardiniſchen Handels. Ihr geräumiger ſicherer Hafen wird durch mehrere Forts geſchützt.

Cagliostro (Graf), oder, wie ſein eigentlicher Name war, Giuſeppe Balſamo, wurde 1743 zu Palermo geboren. Da ſein Vater frühzeitig ſtarb, übernahmen die mütterlichen Verwandten ſeine Erziehung, und brachten ihn in den Orden der barmherzigen Brüder. Balſamo fand hier Gelegenheit, ſein Talent für die mediciniſchen Wiſſenſchaften, mit denen er in der Folge ſo viel Aufſehn machte, zu entwickeln, zeigte aber zugleich großen Hang zu Ausſchweifungen. Man ſah ſich genöthigt, ihn wieder aus dem Orden zu entfernen. Er

kehrte nach Palermo zurück, täuschte daselbst einige leichtgläubige Personen mit Zauberkünsten und Schatzgraben, spielte noch andere Betrügereien, und benutzte besonders seine schädliche Geschicklichkeit, alle Handschriften täuschend nachzuahmen. Er wollte sich durch Verfälschung einer Urkunde in den Besitz eines streitigen Grundstücks setzen, ward aber entdeckt, und sah sich genöthigt heimlich die Flucht zu nehmen. Jetzt wollte er sich nach Rom begeben; auf seiner Reise durch Calabrien lernte er die schöne Lorenza Feliciani, die Tochter eines Gürtlers, kennen. Diese schien ihm zur Ausführung seiner Betrügereien vorzüglich geschickt. Er verband sich daher mit ihr, und zwang sie bald darauf, seine schändlichen Absichten mit dem Verlust ihrer Tugend befördern zu helfen. Nun nahmen seine Wanderschaften, auf welchen er sich hohe Titel beilegte, und erst unter dem Namen des Marchese Pellegrini, und dann des Grafen Cagliostro auftrat, ihren Anfang. Er durchzog mehrere Länder Europens, verweilte in den Hauptstädten derselben, und gewann bald durch seine chemischen Mischungen, bald durch seine Betrügereien, bald auch durch die Galanterien seiner Frau beträchtliche Summen. Wir finden ihn in Madrid, Lissabon, Paris, London und in einer Menge anderer Städte; überall weiß er fein zu betrügen, und immer ist er so glücklich, sich noch zeitig genug durch die Flucht zu retten, wenn zuweilen einem oder dem andern Betrogenen die Augen aufgegangen waren, und die wachende Gerechtigkeit den Gauner zu entlarven drohte. Auffindung des Steins der Weisen, Zubereitung eines köstlichen Lebenswassers und anderer trefflichen Universalmittel, welche nur durch geheime Wissenschaften hervorgebracht werden können, waren immer der Ball, womit Cagliostro seine leichtgläubigen Jünger um eine verhältnißmäßige Einlage an baarem Gelde spielen ließ. Manche wollten sich von ihm nicht gerade in die Tiefen der Magie einweihen lassen, sondern begnügten sich, für ansehnliche Summen andere Arzneimittel zu erhandeln, unter denen sich besonders ein Schönheitswasser befand, womit Cagliostro alle alte Damen von den häßlichen Runzeln zu befreien versprach. Dies einträgliche Handwerk trieb unser Held mehrere Jahre. Da aber mit den abnehmenden Reizen seiner Frau viele ergiebige Hülfsquellen für ihn zu versiegen anfingen, uud der Arzneien-Handel auch zu stocken begann, beschloß er, als Stifter einer neuen und geheimen Secte sein Glück zu versuchen, ließ sich deswegen bei seinem zweiten Aufenthalt in London zum Freimaurer aufnehmen, und spielte seitdem die Rolle eines Wunderthäters und Magiers, worin er die Augen aller schwärmerischen Köpfe Europens auf sich zog. Die Gräfin Cagliostro blieb ihrer Seits auch nicht unthätig; sie war die erste und gelehrteste Schülerin ihres Gatten, und spielte nunmehr die Rolle einer Priesterin der geheimen Weisheit eben so meisterhaft, als sie vorher die Priesterin einer andern Göttin gespielt hatte. Das System, wodurch Cagliostro einen alten ägyptischen Orden, dessen Stifter Enoch und Elias gewesen sein sollten, wiederherstellen wollte, war ein Lehrgebäude der abgeschmacktesten Träumereien und des aberwitzigsten Unsinns; aber der Anstrich des Ueberirdischen und Geheimnißvollen, womit es übertüncht war, und die täuschende Wunderkraft seines Urhebers, welcher bald mit der scheinbarsten Uneigennützigkeit Kranke unentgeltlich heilte, bald als großer Kophtha (diesen Namen hatte er sich als Wiederhersteller der ägyptischen Maurerei beigelegt) die Geheimnisse der Zukunft offenbarte, erwarben ihm viel Freunde und Beförderer. Cagliostro durchstreifte abermals Europa, und machte

besonders in Mitau, Straßburg, Lyon und Paris ungemeines Aufsehen. Bei seinem Aufenthalt in letzter Stadt (1785) hatte er das Unglück, in die berüchtigte Halsbandgeschichte verwickelt zu werden, und ward als ein Vertrauter des Cardinals Rohan des Landes verwiesen. Jetzt begab er sich wieder nach London, und erließ mehrere Sendschreiben an seine Anhänger, worin er sich über die in Frankreich erlittene Beschimpfung bitter beklagte, und den französ. Hof mit den schwärzesten Farben schilderte. Von London, wo er sich nicht lange halten konnte, reisete er nach Basel und in andere Städte der basigen Gegend, gab aber endlich den wiederholten Bitten seiner Frau und anderer Freunde Gehör, und kehrte 1789 nach Rom zurück, wo er sich mit der Maurerei beschäftigte, aber entdeckt, auf die Engelsburg gebracht, und durch ein päpstliches Erkenntniß als Freimaurer und Erzketzer, und als ein der Religion höchst gefährlicher Mann zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurde. Er starb im Sommer 1795 im Gefängnisse zu St. Leo, einer kleinen Stadt im Kirchenstaate. In einer Biographie der Frau von der Recke in den Zeitgenossen XI. findet man anziehende Aufschlüsse über Cagliostro's Aufenthalt in Riga und seine Verhältnisse zu der Frau v. der Recke. In den anziehenden Memoiren Casanova's finden sich ebenfalls interessante Mittheilungen über Cagliostro. Vergl. das Taschenbuch Urania f. d. Jahr 1822.

Cagots, eine eben so unglückliche Menschengattung, wie die Kretinen. Man findet sie im südlichen Frankreich, in der Nähe der Pyrenäen; die meisten sind elende Bettler, mit den niedrigsten Arbeiten beschäftigt, von Aussatz, Flechten und Ungeziefer bedeckt, auf die gröbsten Nahrungsmittel beschränkt, umherschweifend, ohne Wohnung, ohne Kleider, ohne Feuerung in der Winterkälte, nothdürftig mit schmutzigen Lumpen bedeckt, die Nächte im Koth und in Viehställen zubringend, von hagerem, bleichem Gesicht, meistens verstümmelt, an ihren Gliedern gelähmt, verachtet, verhöhnt oder bemitleidet, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, als des Lebens unwürdige, viehischen Ausschweifungen ergebene Wesen, und der verruchtesten Laster angeklagt, womit das Menschengeschlecht sich beflecken kann. In den vorigen Jahrhunderten wurden sie entfernt als Aussätzige, verflucht als Ketzer, verabscheut als Menschenfresser und Päderasten; man durchbohrte ihnen die Füße mit einem Eisen, zwang sie als Erkennungszeichen eine Eierschale auf ihren Kleidern zu tragen u. s. w. Auch der Name Cagot, welchen Scaliger von canis gottus ableitet, ist ein Beweis ihrer tiefen Verachtung. Ueber die Abstammung dieser verworfenen Menschenklasse im Schooße einer der gebildetsten Nationen der Welt sind die Meinungen sehr verschieden. Am wahrscheinlichsten ist die Vermuthung, daß sie von jenen nordischen Barbaren herstammen, die im dritten und vierten Jahrh. in das südliche Europa einwanderten. Genauere Untersuchungen aber haben gelehrt, daß sie nicht ohne Fähigkeiten sind, nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden, und daß man sie zu diesem Zweck nur aus dem Zustande des Elends, der Verachtung und des Mangels reißen dürfte, welcher sie hindert, ihre, wenn auch geringen, Anlagen zu entwickeln und anzuwenden.

Cahors-Weine nennt man die zum Verschneiden, d. h. Verbessern andrer rothen franz. Weine gebräuchlichen Pontak-Weine, welche theils in Bordeaux, theils in den Häfen benutzt werden, wohin die leichteren und wohlfeileren franz. Weine einen festen Absatz finden.

Caille (Nicolas-Louis de la), war zu Rumigny unweit Roſoy in Thiérache 1713 geboren. Er ſtudirte auf dem Collegium zu Liſieux, und wollte ſich dem geiſtlichen Stande widmen. Aber um dieſelbe Zeit richtete ſich ſeine Aufmerkſamkeit auch auf die Aſtronomie, er trug den geometriſchen Geiſt in die ſcholaſtiſche Philoſophie und ſelbſt in die Theologie über, deren Sprache er umändern, und deren Sätze er nach der Weiſe des Euklides, ſeines Lieblingsſchriftſtellers, behandeln wollte. Bald entſagte er der Theologie ganz. Caſſini und Maraldi wurden ſeine Freunde, er nahm mit ihnen gemeinſchaftlich die Küſten Frankreichs, von Nantes bis Bayonne auf. Die Genauigkeit und Geſchicklichkeit, welche er bei dieſem Geſchäft bewies, machten, daß man ihn würdig fand, auch an der Meſſung des Meridians, womit man ſich zu beſchäftigen anfing, Theil zu nehmen. Er begann dieſe große Arbeit am 30. April 1739, und hatte in demſelben Jahre alle Dreiecke von Paris bis Perpignan beendigt; die Baſen von Bourges, Rhodes und Arles gemeſſen; die Azimuthe und die Entfernung der Sterne vom Zenith zu Bourges, Rhodes und Perpignan beobachtet, und den größten Antheil an der Meſſung des Längengrades genommen, der bei dem Hafen von Cette endigt. Während des harten Winters von 1740 dehnte er ſeine Dreiecke über die Hauptberge von Auvergne aus, um mit dem Meridian eine neue, bei Rom gemeſſene, Baſis in Verbindung zu bringen. Er wollte ſich durch dieſe Abſchweifung ein Mittel mehr verſchaffen, um die Zweifel über die von Picard 1669 gemeſſene Baſis von Juviſy aufzuklären. Er hatte wahrgenommen und gezeigt, daß dieſe Baſis um ein Tauſendtheil zu lang ſei, woraus folgte, daß die Toiſe Picards wenigſtens um eine Linie kürzer ſei, als die Toiſe der Akademie. Dieſe ſo lange beſtrittene Behauptung La Caille's ward jetzt außer Zweifel geſetzt. Während ſeiner Abweſenheit und in Folge ſeines Rufs zum Profeſſor der Mathematik am Collegio Mazarin, wurde die Fortſetzung der Mittagslinie in dem nördlichen Theile bis zum Herbſt verzögert. La Caille beendigte ſie in einigen Monaten, während welcher er noch zwei Baſen maß, und zu Paris und Dünkirchen aſtronomiſche Beobachtungen machte. Nach ſeiner Rückkehr ging er an die Berechnungen, die eine ſo lange Arbeit nach ſich zog, und durch die Vergleichung der verſchiedenen Bogen, die er gemeſſen hatte, zeigte er, daß vom Aequator nach dem Pol zu die Grade wachſen; ein Ergebniß, das dem aus der alten Meſſung gezogenen gerade entgegenlief. Seine geometriſchen, mechaniſchen, aſtronomiſchen und optiſchen Abhandlungen, die ſich in wenig Jahren folgten, beweiſen, mit welchem Fleiße er ſein Amt als Profeſſor verwaltete; ſeine Ephemeriden und die zahlreichen und wichtigen Memoiren, die er der Akademie der Wiſſenſchaften übergab, ſeine Berechnungen der Finſterniſſe auf 1800 Jahre, in der erſten Ausgabe der Art de vérifier les dates, beweiſen, mit welchem Eifer er ſeine aſtronomiſchen Arbeiten fortſetzte. Er hatte die Berichtigung der Sternverzeichniſſe unternommen, und wählte dazu die Methode der correſpondirenden Höhen. 1746 war er im Beſitz einer eigens für ihn eingerichteten Sternwarte auf dem Collegium Mazarin. Treu der mühſamen Methode, der er den Vorzug geben zu müſſen geglaubt hatte, brachte La Caille vierzehn Jahre lang ſeine Tage und Nächte zu, die Sonne, die Planeten und beſonders die Sterne zu beobachten, um die aſtronomiſchen Verzeichniſſe und Tafeln zu berichtigen. Man hatte ihm die beiden ſechsfüßigen Sectoren überlaſſen, womit er den Meridian von Frankreich berichtigt hatte. Begierig, die nie-

mals über dem Horizont von Paris erscheinenden Sterne der südlichen Hemisphäre kennen zu lernen, entwarf er den Plan zu einer Reise nach dem Cap; er sah zugleich, welchen Nutzen er aus dieser Ortsveränderung für die Bestimmung der Parallaxe des Mondes, der Venus und des Mars, und für die Strahlenbrechung ziehen könnte. Lalande, damals 19 Jahre alt, wurde zu diesem Endzweck nach Berlin geschickt, welches mit dem Cap unter einerlei Meridian liegt. Diese astronomische Unternehmung kostete vierjährige Reisen und Arbeiten. Aber es gelang ihm, in 127 Nächten die Stellungen von ungefähr zehntausend Sternen mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit zu bestimmen. Da seine Abreise vom Cap sich verzögerte, benutzte La Caille die Zwischenzeit, in der Südzone einen Grad zu messen. Auch nahm er noch auf Befehl der Regierung eine genaue Karte von Isle de France und der Insel Bourbon auf, welches kurz vorher von dem berühmten Seefahrer d'Après ebenfalls geschehen war. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich auf's neue anhaltend, die verschiedenen, für das Problem der Längen vorgeschlagenen, Methoden zu vergleichen. Er wählte dafür die Abstände des Mondes von der Sonne oder den Gestirnen, zeigte die Vortheile dieser Methode, und schlug eine späterhin allgemein angenommene Art von nautischem Almanache vor. Für die wenig unterrichteten Seefahrer gab er sinnreiche graphische Hülfsmittel an, wodurch sie auf eine leichte Weise mit einer Methode vertraut gemacht wurden, die sie durch die Länge der Berechnungen abschrecken mußte. In ununterbrochener Thätigkeit theilte La Caille seine Zeit zwischen seinem Observatorium, seinen Rechnungen, seinen Pflichten als Akademiker u. Professor, und der Herausgabe seiner verschiedenen Werke. Es erschienen jetzt seine Sonnentafeln, seine Fondemens de l'Astronomie, die Fortsetzung seiner Ephemeriden; außerdem beschäftigte er sich ganz besonders mit dem Monde und den Sternen des Thierkreises. Da er einsah, daß für den ungeheuern Plan, den er entworfen hatte, die Methode der correspondirenden Höhen viel zu langsam sei, brachte er auf seiner Sternwarte ein Mittagsglas an, das ihm die geraden Aufsteigungen der Sterne mit mehr Leichtigkeit geben sollte; aber um zugleich diejenige Genauigkeit zu erlangen, die er beabsichtigte, machte er sich zum Gesetz, in sein neues Verzeichniß keinen Stern aufzunehmen, den er nicht drei oder vier Tage beobachtet hatte, wobei er ihn jedesmal mit mehrern von denjenigen Sternen verglich, deren Standpunkt er so mühsam bestimmt hatte. Dadurch erreichte er eine größere Genauigkeit, als seine berühmten Nebenbuhler, Bradley und Mayer, die, obwohl mit bessern Instrumenten versehen, sich bei den Sternen von geringerer Größe gewöhnlich mit einer einzigen Beobachtung begnügten. Zu bedauern ist, daß dieser schönen Arbeit von dem Herausgeber, einem Schüler und Freunde La Caille's, nicht diejenige Sorgfalt gewidmet worden, welche man gewünscht hätte. Unter so vielen Geschäften fand La Caille auch noch Zeit für fremde Arbeiten. Von Buoguer, der ihm sterbend seine Handschriften empfohlen hatte, ließ er den Traité de la gradation de la lumière erscheinen, und arbeitete den Traité de navigation ganz um. Ferner gab er die Beobachtungen des Landgrafen von Hessen-Cassel und Waltherus, die Reise Chazelle's nach Aegypten, und Feuillé's nach den canarischen Inseln heraus. Ein heftiger Anfall von Gicht hatte seine Arbeiten unterbrochen; er setzte sie, kaum genesen, um so eifriger fort, zerstörte aber dadurch seine schwache Gesundheit, und starb 1762. Seine Manuscripte hatte er seinem Freunde Maraldi übergeben, wel-

cher den Ciel austral mit einer Vorrede über den Verfaſſer von Brotier herausgab. Nie war ein Gelehrter ein größerer Freund der Arbeit und Wahrheit als La Caille. Die Menge, ſo wie die Richtigkeit ſeiner Beobachtungen iſt bewundernswürdig, um ſo mehr, wenn man bedenkt, daß ſeine ganze aſtronomiſche Laufbahn ſich auf 27 Jahre beſchränkt.

Caimakan heißt bei den Türken der Stellvertreter des Großveziers, wenn dieſer abweſend, todt oder abgeſetzt iſt.

Cairo, arab. Kahira, die Hauptſtadt in Aegypten, eine der größten Städte in der Welt. Sie liegt am öſtlichen Ufer des Nils in einer ſandigen Ebene, beſteht aus 4 ziemlich weit von einander entfernten Theilen, Alt-Kairo, Bulak, dem Hafen der Stadt und Neu-Kairo. Im Caſtell reſidirt der Paſcha. Die eigentliche Stadt, ohne Gärten und Pflanzungen, hat 3½ Stunde im Umfang, 31 Thore, 24,000 unregelmäßige, ungepflaſterte Gaſſen, welche des Nachts am Ende der Quartiere verſchloſſen werden, um Unordnung zu verhüten; größtentheils von Ziegelſteinen erbaute Häuſer mit platten Dächern, gegen 300,000 Einwohner, Araber oder Mohammedaner, koptiſche Chriſten, Mamelucken, Griechen, Syrer, Armenier, Europäer, Juden ꝛc. Man zählt an 80 öffentliche Bäder, 300 Moſcheen, 2 griech., 12 koptiſche und 1 armeniſche Kirche, 36 Synagogen, viele Seiden-, Camelot-, Tapeten-, Schießpulver-, Leder-, Leinwand- und Cattunfabriken. Der Handel der Stadt iſt ſehr wichtig, da ſie der Mittelpunkt alles Verkehrs zwiſchen Europa, dem mittelländiſchen Meere, Aſien und dem nordöſtlichen Afrika iſt. Hier iſt auch eine mohammedaniſche hohe Schule. In der Nähe befindet ſich eine Waſſerleitung von 317 Bogen. 1798 wurde ſie von den Franzoſen eingenommen; ſ. d. Art. Aegypten.

Calabrien, ſ. Neapel.

Calais, eine franzöſiſche Seeſtadt an der Meerenge, welche England von Frankreich trennt, und von den Franzoſen der Pas de Calais, auch la Manche, von den Engländern aber the Britiſh Channel genannt wird. Die ſtark befeſtigte Stadt wird noch durch eine Citadelle und das Fort Nieuvelet gedeckt. Sie hat 7000 Einw. und einen Hafen, der aber für große Schiffe zu ſeicht, und nur deshalb wichtig iſt, weil von hier aus in Friedenszeiten wöchentlich zweimal Paquetboote nach Dover abgehen und von daher zurückkommen. Die Ueberfahrt dauert über den, 6 geogr. Meilen (128,214 Fuß) breiten Canal, nach eingeführten Dampfböten, ſelten 5 Stunden. 1346 wurde Calais von König Eduard III. von England nach einer tapfern Vertheidigung, die die Belagerung von Calais zu einer der merkwürdigſten in der Geſchichte macht, erobert; die Engländer blieben bis 1558 in ihrem Beſitze, und Calais ging zuletzt unter allen engliſchen Beſitzungen in Frankreich verloren.

Calas (Jean). Dieſer unglückliche Mann, der als ein Opfer der durch Fanatismus parteiiſch geleiteten Juſtizpflege auf dem Blutgerüſte ſtarb, war 1698 im Flecken Lacaparède, bei Chartres, in Languedoc geboren, in der proteſtantiſchen Religion erzogen, und hatte ſich als Kaufmann in Toulouſe niedergelaſſen. Er hatte drei Söhne und drei Töchter, die er ſelbſt erzog, und ſtand wegen ſeiner Rechtſchaffenheit in der allgemeinſten Achtung, als er in ſeinem 68ſten Jahre plötzlich des ſchrecklichſten Verbrechens angeklagt wurde, deſſen ein Vater beſchuldigt werden kann. 1761 ward ſein älteſter Sohn, Marc Antoine, im väterlichen Hauſe erdroſſelt gefunden, und ſo glaublich es auch ſcheinen mußte, daß der von Natur ſchwermüthige, unruhige

Jüngling ſich ſelbſt den Tod gegeben, ſo riefen doch bald tauſend Stimmen in der Stadt, daß der Vater den zum Uebergang zur katholiſchen Religion geneigten Sohn ermordet habe. Jean Calas und ſeine ganze Familie wurden verhaftet, und ein Proceß gegen ihn eingeleitet, in welchem zahlreiche Zeugen, deren Unzulänglichkeit ſehr einleuchtend war, wider ihn auftraten. Umſonſt berief ſich der Greis auf ſeine Zärtlichkeit für ſeine Kinder und auf die Melancholie ſeines Sohnes, umſonſt führte er an, daß er einem andern Sohne, der die kathol. Religion angenommen, ſogar noch ein Jahrgeld zahle, daß er bei ſeiner Alterſchwäche eine ſolche Gewaltthat an einem kraftvollen Jünglinge unmöglich verüben können, daß eine kathol. Magd, die er im Hauſe gehabt, die That nicht zugegeben haben würde: das Parlament von Toulouſe verurtheilte ihn mit acht Stimmen gegen fünf zum Rade, und ließ am 9. März 1762 das Urtheil vollziehen. Standhaft und ruhig duldete er die Martern der Folter und beſtieg das Blutgerüſt mit den Worten: „Ich ſterbe unſchuldig, meine Richter müſſen irre geleitet worden ſein. Chriſtus aber, der die Unſchuld ſelbſt war, ſtarb ja eines noch qualvolleren Todes.“ Der jüngſte Sohn ward auf immer verbannt, dagegen wurden die Mutter und die Magd freigeſprochen. Die Familie des Unglücklichen begab ſich nach Genf. Voltaire, der zu Ferney lebte, lernte ſie kennen, und faßte den Entſchluß, das Andenken des Calas zu vertheidigen. Er brachte die Sache vor den Richterſtuhl der öffentlichen Meinung, und lenkte die Aufmerkſamkeit auf die Mängel der Criminalgeſetzgebung. Die Wittwe und die Kinder Calas baten hierauf um eine Reviſion des Proceſſes. Funfzig Richter prüften alle Umſtände nochmals, und erklärten ſämmtliche Angeklagte für unſchuldig. Der König ſuchte durch Freigebigkeit die Familie wegen ihres unerſetzlichen Verluſtes zu entſchädigen, und Perſonen vom erſten Range wetteiferten, ihre Lage zu erleichtern.

Calcedon oder Chalcedon, ſ. Achat. Uebrigens iſt calcedoniſch ein Kunſtwort der Juwelirer, den Fehler zu bezeichnen, daß auf einem Edelſtein, wenn man ihn dreht und wendet, Zeichen oder weiße Flecken ſichtbar werden, wie beim Calcedonier.

Calchas, Sohn des Theſtor, Prieſter und Seher der Griechen zur Zeit des trojaniſchen Krieges. Als ſich im Hafen von Aulis die nach Troja beſtimmte Flotte verſamlete, und man durch Opfer vor der Abfahrt der Götter Segen erflehte am Altar unter einem Ahorn, ſchoß unter dem Altar eine Schlange hervor, wand ſich den Baum hinauf und fraß dort einen Sperling auf dem Neſt mit 8 Jungen, und ward nun in einen Stein verwandelt. Der Seher weiſſagte nun den Griechen, daß erſt im 10. Jahr der Belagerung, Troja von den Griechen erobert werden würde. Er ſelbſt begleitete das Heer nach Troja, und als dort während der Belagerung die Peſt die Griechen heimſuchte, erklärte Calchas, dies ſei Apollo's Rache, weil ſie dem Prieſter des Letztern ſeine Tochter Chryſeis geraubt hätten, die Agamemnon zu ſeiner Geliebten erkohren hatte. Er rieth den Prieſtern, Apollo durch Zurückgabe der Schönen zu verſöhnen, und ſpäter die Erbauung des hölzernen Pferdes, weiſſagte auch dem Trojaner Aeneas die Stiftung eines Reichs in Italien. Nach Calchas Tode weihete man ihm ein Orakel auf dem Hügel Drium in Daunien.

Calciniren heißt feuerbeſtändige Körper ſtärker oder ſchwächer glühen. Hatte der Rückſtand eine lockere oder pulverige Geſtalt: ſo wurde dieſe ehemals Kalk genannt. Im engern Sinne verſteht man

darunter die Verwandlung der reguliniſchen Form der Metalle in Metallkalk oder metalliſche Erde. Die Metalle können auf verſchiedene Weiſe, entweder durch's Feuer, auf dem trockenen Wege, durch eine Art von Verbrennung in freier Luft, oder auch auf naſſem Wege, durch Auflöſung der Metalle und durch Niederſchlagung ihrer Kalke calcinirt werden. Zum Beweiſe dient das Blei: ſchmelzt man eine genau abgewogene Maſſe dieſes Metalls in freier Luft in einem flachen Gefäße, ſo erſcheint bald eine graue, erdige Haut auf der Oberfläche; nach Wegnahme derſelben zeigt ſich das Blei auf ſeiner Oberfläche hellglänzend; nach einiger Zeit zieht ſich eine ähnliche graue Haut darüber. Mit dieſem Abhäuten kann man fortfahren, ſo lange noch Blei vorhanden iſt, und man hat dann alles Blei in eine ſtaubartige Maſſe verwandelt, welche ein Kalk iſt. Dieſer Bleikalk iſt ſpecifiſch leichter, als das metalliſche Blei, ſein abſolutes Gewicht aber beträchtlich größer, als das dazu verwendete Blei, ſo daß man aus 10 Pfund Blei 11 Pfund Bleikalk erhält. Platina, Gold und Silber erleiden nicht auf oben beſchriebene Art gleiche Veränderung, weshalb ſie edle Metalle genannt werden. Sehr berühmte Chemiker ſind jetzt überzeugt, daß bei der Calcination reſpirable Luft zerſetzt werde, und ein wägbarer Theil derſelben zu den Metallen trete, wodurch die Vermehrung der Gewichtszunahme begreiflich wird. Jede Verkalkung iſt daher eine Säuerung, bei welcher jedoch der Sättigungsgrad noch bei weitem nicht erreicht, mithin keine Acidität hervorgebracht, ſondern nur eine metalliſche Halbſäure erzeugt wird.

Calcutta, die Präſidentſchaft der engliſch-oſtindiſchen Geſellſchaft in Hindoſtan (10,000 Q. M. mit 32 Mill. Einw.). Die Stadt Calcutta iſt die Hauptſtadt Bengalens und des ganzen brittiſchen Oſtindiens. Sie liegt an dem weſtlichen Arm des Hoogly, eines Armes des Ganges, auf dem die größten Oſtindienfahrer bis zur Stadt kommen können. Die Fahrt iſt jedoch wegen vieler Sandbänke, die ihre Lage und Größe unabläſſig verändern, nicht ohne große Gefahr. Erſt im vorigen Jahrh. hat ſich Calcutta aus dem unbedeutenden Dorfe Govindpour zu ſeiner jetzigen Größe und Pracht erhoben. Das Clima war, als die Engländer 1690 ſich zuerſt hier niederließen, eben ſo ungeſund, wie zu Batavia; erſt nach und nach hat man es unſchädlicher gemacht, theils durch Hinwegſchaffung eines nahen Waldes, theils dadurch, daß man lernte, ſeine Lebensweiſe ihm angemeßner einzurichten. Dennoch war dieſe Niederlaſſung in ſtetem Wachsthum, erholte ſich ſchnell von der 1756 erlittenen Zerſtörung, und iſt jetzt eine der prächtigſten Städte der Welt mit 700,000 Einwohnern. Die Häuſer der Engländer, die ein eignes Stadtviertel bilden, ſind aus Backſteinen, von ſchöner Bauart und zum Theil Paläſten ähnlich. Wegen des heißen Clima's ſind ſie nicht aneinander gebaut, ſondern ſtehen getrennt und haben hohe und luftige Zimmer. Dagegen ſticht die ſogenannte ſchwarze Stadt, der von den Eingebornen bewohnte Theil, gewaltig ab; ſie hat überaus enge und krumme Straßen, untermiſcht mit vielen Gärten und unzähligen Waſſerbehältern. Einige ſind gepflaſtert. Häuſer aus Backſteinen, aus Lehm, aber meiſt aus Bambusrohr und Strohmatten, ſtehen bunt durch einander. Die Citadelle Fort William unweit der Stadt, vom Lord Clive 1757 begonnen, iſt ein prachtvolles Fünfeck mit vielen Außenwerken, aber zur Vertheidigung zu ausgedehnt. Sie enthält bombenfeſte Gebäude für 10,000 Mann, und würde auf den Werken 600 Kanonen erfordern. Sie beherrſcht den Fluß. Ein Graben umgibt das Ganze, der aus

Digitized by Google

dem Hoogly bis auf 8 Fuß Höhe gefüllt werden kann. Zwischen Fort William und der Stadt liegt eine Ebene, die als Spaziergang immer besucht ist. Hindoo, Schwarze, Europäer, Equipagen aller Art und Palankins wimmeln hier bunt durcheinander. Auf der Westseite steht das vom Marquis Wellesley erbaute neue Gouvernementshaus, das durch seine Pracht in die Mährchenwelt von Tausend und eine Nacht versetzt. Das alte Fort ist jetzt ein Zollhaus, und das berüchtigte schwarze Loch eine Niederlage. Ein 50 Fuß hoher Obelisk am Eingange enthält die Namen der unglücklichenen Gefangenen, die hier 1756, als der Nabob Suraja Dowla die Stadt eroberte und plünderte, das Opfer der unmenschlichsten Grausamkeit wurden. Andre öffentliche Gebäude sind das Gerichtshaus, eine armenische und eine englische Kirche. In der Mitte der Stadt ist ein großer Wasserbehälter angelegt, um die Einwohner in der heißen Jahreszeit, wo das Flußwasser abschmäckig ist, mit Wasser zu versehen. Hier ist die Residenz des Generalgouverneurs von Indien und der Sitz des höchsten Gerichtshofs, der nach englischem Gesetz spricht, ohne Rücksicht auf Rang, Stand oder Nation. Kleine Vergehen werden von einem Oberpolizeibeamten und von Friedensrichtern untersucht. Die Ruhe der Stadt erhalten einige Compagnien Seapoys, die regelmäßige Runden durch die Stadt machen. Calcutta ist der Stapelplatz von Bengalen und der Canal, durch welchen die Schätze der innern Provinzen nach Europa gehen. In dem Hafen sieht man Schiffe aller Nationen, und die kaufmännische Thätigkeit ist so regsam, als irgendwo. Es gibt Häuser, die jährlich zwischen 4 und 5 Mill. Pfund Sterl. umsetzen. Der Handel in Zucker, Opium, Seidenzeug, Muslin u. s. w. ist sehr beträchtlich. Viel Salz wird nach Asam verführt, und dagegen Gold, Silber, Elfenbein, Moschus und eine eigne Seidenbaumwolle zurückgebracht. Die als Scheidemünze dienenden Kauris (kleine Muscheln) werden auf den Maldiven gegen Reiß eingetauscht. Der sonst so vortheilhafte Tauschhandel mit Pegu, Siam und den malayischen Inseln ist sehr gesunken. Die brittischen Kaufleute sind natürlich die zahlreichsten; viele haben großes Vermögen erworben und leben mit einer Pracht, die man in diesem Stande nicht leicht findet. Von den Fremden kommen ihnen die Amerikaner an Zahl und Ansehen sowohl, als auch an äußerm Glanz am nächsten. Sie sind friedliebende und fleißige Geschäftsleute; viele haben bedeutende Capitalien und treiben einen ausgebreiteten Handel nach China und den Häfen gegen Westen, bis zum persischen Meerbusen. Die Mongolen indeß sind die begütertsten, und da sie ihr Geld nur zu ungeheuern Zinsen anlegen, ziehen sie einen dreimal größern Nutzen davon, als gewöhnlich ein Kapital gibt. Die Hindoo bleiben, auch wenn sie reich sind, bei ihren beschränkten Begriffen und ihrer gewohnten Sparsamkeit. Ihre Häuser und Laden sind schlecht und unfreundlich; nur an Hochzeiten und religiösen Festen erlauben sie sich eine außerordentliche Ausgabe. Dann versammeln sie sich unter prachtvoll erleuchteten Baldachinen, spenden Rosenwasser und andre Wohlgerüche in Ueberfluß und speisen Zuckerwerk aus goldnen Gefäßen, während Mädchen dazu singen oder eine Pantomine aufgeführt wird. Der Kleinhandel von Calcutta ist meist in den Händen der Banianen und Sarkars, die mit unermüdlichem Eifer darauf aus sind, wohlfeil einzukaufen, und sich jede Art von niedrigen Ränken erlauben, den Käufer zu bevortheilen. Diese Art von Betrug ist bei ihren Landsleuten so wenig in Mißcredit, daß sie vielmehr den Meistern darin den Beinamen Pucka adme, was einen

Mann von großen Talenten bedeutet, beilegen. Ungeachtet der hohen Preise, die im Allgemeinen in allen Lebensbedürfnissen herrschen, und ungeachtet des ungeheuern Aufwandes der engl. Kaufleute, findet man doch eine Menge Anstalten zur Unterstützung der Nothleidenden. Dahin gehört ein Hospital für solche Eingeborne, die der ärztlichen Hülfe bedürfen; zwei Schulen für Verwaisete, deren Väter im Dienst der Compagnie gestanden; eine Freischule u. s. w. Das Collegium von Fort William, welches vom Marquis Wellesley gestiftet worden, haben die Directoren zum Theil wieder aufgehoben. Es sollte, seiner ursprünglichen Bestimmung nach, die jungen Leute, welche in den Dienst der Compagnie treten, nicht allein in den erforderlichen Sprach- und andern Kenntnissen unterrichten, sondern auch über ihr Betragen wachen und sie vor den Gefahren schützen, denen sie hier bei dem Mangel an Erfahrung mehr als anderswo ausgesetzt sind. Das Letztere ist aber jetzt weggefallen. Die asiatische Gesellschaft, welche 1784 von Sir W. Jones gestiftet worden, beschäftigt sich mit Aufklärung und Erforschung der Literatur, der Geschichte, Alterthümer, Künste und Wissenschaften Asiens. Die von ihr herausgegebenen Schriften sind größtentheils von hohem Werth.

Caldara (Polidoro), genannt Caravaggio, war 1495 zu Caravaggio im Mailändischen geboren. Er kam jung nach Rom, und bildete sich hier zum Mahler, indem er Johann v. Udine und die andern in den Logen des Vatikan beschäftigten Meister arbeiten sah. Er trat in enge Freundschaft mit Mathurin von Florenz, der ihn mit Rath unterstützte. Caldara übertraf ihn bald und befleißigte sich der Verbesserung der Zeichnung, wobei er stets die Antike vor Augen hatte. Raphael gebrauchte ihn in den Gallerien des Vatikans, und hier mahlte er mehrere treffliche Friese. Zu Messina vollendete er ein Oelgemählde, welches Christus mit dem Kreuze vorstellt, eine Menge schöner Figuren enthält und seine Fähigkeit, die größten Gegenstände zu behandeln, beweist. Mehr als ein andrer hat er sich dem Styl und der Manier der Alten genähert, besonders in Nachahmung der Basreliefs. Seine Figuren sind correct, schön vertheilt und geordnet, die Stellungen natürlich, die Köpfe voll Ausdruck und Charakter. Aus Allem erkennt man, daß er sich großen Ruhm würde erworben haben, wenn er größere Arbeiten unternommen hätte. Mit großem Fleiß behandelte er das Helldunkel, besonders diejenige Gattung desselben, welche man Sgraffiato nennt. Auch in der Landschaft zeigte er viel Talent. Er ward 1543 von seinem Bedienten ermordet.

Calderon. Don Pedro Calderon de la Barca Henao y Riano, aus einer altadeligen Familie stammend, ward geboren zu Madrid 1601. Im Jesuitercollegium seiner Vaterstadt erhielt er seine erste Bildung, und vollendete sie zu Salamanca, welche Universität er schon im 18. Jahre wieder verließ. Geschichte, Philosophie und die Rechte waren seine Hauptstudien gewesen; frühzeitig aber hatte sich auch schon sein poetisches Genie entwickelt, denn schon vor seinem 14. Jahre schrieb er sein erstes Schauspiel: El carro del Cielo (Bd. 9 s. Werke). Sein Talent für diese Gattung von Poesie, das seinen Namen ehrenvoll auf die Nachwelt gebracht hat, vielleicht auch sein reicher Erfindungsgeist für festliche Veranstaltungen, erwarben ihm bald Freunde und Gönner. Mehrere Große am madrider Hofe nahmen sich seiner an, und eröffneten seinem Talente eine würdige Laufbahn. Dennoch trat er in den Soldatenstand, und trug zehn Jahre lang in

Mailand und den Niederlanden mit Auszeichnung die Waffen. 1636 berief ihn Philipp IV. an den Hof zurück, und ernannte ihn im folgenden Jahre zum Ritter des St. Jagoordens, als welcher er wieder dem Feldzuge in Catalonien beizuwohnen für Pflicht hielt. Der gegen Erwarten früh abgeschlossene Friede gab ihm aber seiner friedlichern Kunst zurück, deren glückliche Uebung den Ruhm seines Namens bereits verbreitet hatte. Am Hofe zeichnete man ihn durch Gnadenbezeugungen aller Art aus, gab ihm eine monatliche Pension von 80 escudos de oro, hielt aber auch sein Talent in ununterbrochener Thätigkeit, und der Monarch, der auf das Theater mehr verwandte, als einer seiner Vorgänger, scheute keine Kosten, um des Dichters Schauspiele mit allem Pomp aufzuführen. Nachdem Calderon zehn Jahre lang unablässig für Theater und Kirche gearbeitet hatte, erhielt er die Erlaubniß, in den geistlichen Stand zu treten, und bekam 1653 eine der Capellanstellen an der erzbischöflichen Kirche zu Toledo, ohne seine bisherige Beschäftigung aufzugeben. Da ihn jedoch diese Stelle zu weit vom Hofe entfernte, so erhielt er 1663 mit Beibehaltung seiner bisherigen noch eine andere Stelle an der königl. Hofcapelle, und zugleich eine auf die Einkünfte von Sicilien angewiesene Pension. Sein Ruf vergrößerte seine Einkünfte noch um Vieles, indem er von den angesehensten Städten Spaniens um Verfertigung von Autos sacramentales (Frohnleichnamsstücke) ersucht ward. Auf Verfertigung derselben wendete er, seitdem er in den geistlichen Stand getreten war, vorzüglichen Fleiß, und in der That verdunkelte er Alles, was die an Stücken dieser Art so reiche Literatur Spaniens bis dahin aufzuweisen hatte. Diese Stücke sagten vornehmlich seinem religiösen Gemüthe zu, und auf sie legte er auch einen vorzüglichen Werth, so daß er ungerecht gegen seine übrigen Stücke ward, die in vielfacher Hinsicht ebenfalls eine nicht geringe Auszeichnung verdienen. Zwar mag das romantische in ihnen mehr aus seiner Nation und seiner Zeit abgeleitet werden müssen, als aus tiefer Kunsteinsicht; allein das ist auch nicht die Hauptansicht bei der Würdigung seiner poetischen Verdienste. Welchen Stoff der Dichter auch behandle, überall erkennt man, freilich mehr oder minder, das Wehen des echten poetischen Genius: und steht er an Reichthum der Erfindung vielleicht dem Lope de Vega nach, so übertrifft er ihn an Feinheit der Ausführung, Adel der Empfindung und angemessenem Ausdruck. Allerdings werden wir dabei immer noch manches unserer Denk- und Empfindungsweise, unserer gewohnten Ansicht und Ausdrucksart Fremdes finden, weit öfter aber den Dichter als unübertrefflich zu bewundern Gelegenheit haben. Vielseitig gebildete Kritiker unterschreiben das Urtheil der spanischen Nation, welches Calderon unter die größten poetischen Genies zählt, und sind billig genug, manche unläugbare Mängel seiner Stücke der Zeit und den Umständen zuzuschreiben. Man hat von ihm 127 Comödien, deren viele Intriguenstücke sind, voll von Verwickelungen und reich an den interessantesten Zügen; andere sind heroische Comödien, wieder andere historische Schauspiele, deren einige den Namen der Tragödie verdienen. Die Krone von diesen ist der standhafte Prinz, der unter den romantischen Tragödien ersten Ranges einen ehrenvollen Platz verdient. Außerdem hat man von Calderon noch 95 Autos sacramentales, 200 Loas (Vorspiele) und 100 Saynetes (Divertissements). Seine kleinern Gedichte, Lieder, Sonette, Romanzen u. a. sind, ungeachtet des nicht geringen Beifalls, den ihnen des Dichters Zeitgenossen ertheil-

Digitized by Google

ten, in Vergeſſenheit gerathen; ſeine Schauſpiele allein haben ihm Unſterblichkeit verſchafft. Die vollſtändigſte Ausgabe derſelben iſt die von D. Juan de Vera Taſſis y Villarroel beſorgte (Madrid 1685. 9 Bände). Zwei unſerer vorzüglichſten Ueberſetzer, A. W. Schlegel und Gries, haben uns mit meiſterhaften Ueberſetzungen Calderon'ſcher Stücke beſchenkt. Von jenem beſitzen wir 5 Stücke in zwei Bänden (Berlin 1803 u. 1806), von dieſem bis jetzt 10 Stücke in fünf Bänden (Berlin 1815—1822), und von Letzterm iſt noch mehr zu erwarten. Ihnen hat ſich der Freiherr von der Malsburg auf das würdigſte angeſchloſſen, und es ſind von deſſen Ueberſetzung bis 1822 vier Bände erſchienen (Leipzig bei Brockhaus. 8. 1819—22, jeder Band 2 Thlr.). Göthe und Schlegel haben das Verdienſt um die deutſche Bühne, ſie dem Genius Calderon's eröffnet zu haben, wie es früher Schröder in Hinſicht Shakſpeare's ſich erworben hatte. 1810 oder 1811 erſchien zuerſt der ſtandhafte Prinz in Schlegel's Ueberſetzung auf dem Hoftheater zu Weimar; ihm folgte bald die Schickſalstragödie, das Leben ein Traum, in einer Ueberſetzung des Hrn. v. Einſiedel, und ſpäter die große Zenobia nach Gries. 1816 beſchritt das erſtgenannte Stück auch die Bühne von Berlin, fand aber eine ſtarke Oppoſition. Das Leben ein Traum bearbeitete Hr. Weſt (Schreyvogel in Wien), mit Benutzung der Gries'ſchen Ueberſetzung, für das Theater; in dieſer Geſtalt breitete es ſich auf den meiſten deutſchen Bühnen aus, und ſprach überall lebhaft an. Dieſes Stück iſt in Bezug auf die tragiſche Kunſt dem ſtandhaften Prinzen vorzuziehen, es löſet eine der ſchwerſten Aufgaben: echt poetiſche Behandlung der Schickſalsidee — in einer Tragödie mit glücklichem Ausgange. Die große Fruchtbarkeit Calderon's hat einen ſo reichen Vorrath für die Bühne aufgehäuft, daß wir nun, da uns einmal der Eingang gezeigt iſt, unſer Theater damit ſehr bereichern können, wenn wir unſere Ueberſetzungsmanier dem Theatergeſchmack annähern, welcher keine ſchwerfälligen Nachbildungen fremder poetiſcher Formen duldet, weil ſie das Auffaſſen vom Mund aus erſchweren. Zu wünſchen wäre von derſelben Meiſterhand, die in den Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur eine Charakteriſtik Calderon's geliefert hat, eine vollſtändige Parallele dieſes ſpaniſchen Dichters mit ſeinem Geiſtesverwandten Shakſpeare. Was Schlegel über die Ironie Beider geſagt hat, darf von Keinem überſehen werden, dem es um wahre Einſicht hierin Ernſt iſt. Zu bedauern iſt, daß man die Werke Calderon's nicht chronologiſch geordnet hat. Wir würden dann auch ſehen, wie bei dem Dichter, je ſpäter, deſto tiefer, der Myſticismus Wurzel ſchlug. In einem Alter von 62 Jahren ward er förmlich Prieſter, und in die Brüderſchaft von St. Pedro aufgenommen, in welcher er dann ſein übriges Leben blieb. 1687 erwählte ſie ihn zu ihrem Capelan mayor. Noch in demſelben Jahre ſtarb er, ein Greis von 86 Jahren. Eine ſehr correcte Ausgabe des Calderon im Original erſcheint bei Brockhaus in Leipzig, und wird von J. G. Keil beſorgt. Die drei erſten Bände 1820—1821 enthalten 30 Comedias. Der Preis jedes Bandes iſt 3 Thlr. Noch vergl. man über Calderon und ſeine Werke einen ſehr genauen Aufſatz von Val. Schmidt in dem Anhange zu den wiener Jahrbüchern Nr. XVII. u. XVIII. (1822). (Man vgl. Spaniſche Poeſie.)

Caledonier, der alte Name einer großen Nation oder vielmehr eines Völkerbundes in dem heutigen Schottland (Britannia barbara). Tacitus hält ſie für Deutſche, Andere mit mehrerem Rechte für Celten. Sie ſind die Vorfahren der heutigen Bergſchotten.

Calembour, auch Calembourg, ein Wortspiel, indem man einem Worte einen andern Sinn als den gewöhnlichen gibt, den es aber haben kann, wenn man einige Buchstaben verändert, hinweg- oder hinzuthut, ohne daß dadurch die Aussprache geändert wird. Als ein Beispiel führen wir folgendes an: Ein Räuber foderte einem Reisenden die Börse ab, indem er ihm mit den gewöhnlichen Worten die Pistole auf die Brust setzte: la bourse, ou la vie. — Pour l'avis (la vie), erwiderte dieser trocken: le meilleur que je puisse vous donner, est de quitter votre métier, sans quoi vous serez pendu, et pour la bourse (den Haarbeutel) je n'en ai pas, parceque je porte un cadogan (Haarknoten). Ueberhaupt ist die französische Sprache reich an dergleichen Wortspielen, weil sie arm an Worten ist, diese folglich in mehrern Bedeutungen genommen werden können, auch zur Güte der Calembours nicht die Richtigkeit der Orthographie, sondern nur die Aehnlichkeit des Klangs gehört.

Calender ist überhaupt die Eintheilung der Zeit in Jahre, Monate, Wochen und Tage; man nennt aber auch insbesondere so ein Verzeichniß dieser Eintheilung. Der Name kommt von einem griechischen Worte her, welches ausrufen bedeutet, weil bei den alten Römern die Sitte war, wegen Mangels eines solchen Verzeichnisses, wie wir es haben, allemal am ersten Tage des Monats die übrigen Tage desselben auszurufen. Zu den ersten Abtheilungen der Zeit gaben wiederkehrende Ereignisse der Natur Gelegenheit. Der scheinbare tägliche Umlauf des ganzen gestirnten Himmels und mit ihm der Sonne ꝛc. um die Erde, erzeugte die Eintheilung in Tage. Da sich aber die Zahl der Tage zu sehr vergrößerte: so fühlte man bald das Bedürfniß eines größern Zeitmaßes, welches mehrere Tage in sich faßte. Dieses bot der Wechsel des Mondes, dessen Erscheinungen man alle 29 bis 30 Tage wiederkehren sah, dar, und es entstand die schon größere Zeitabtheilung in Monate. Allein nach Verlauf von einem ziemlichen Zeitraume sah man auch diese zu sehr gehäuft, und man bedurfte eines noch größern Maßes der Zeit. Dies fand man in dem scheinbaren jährlichen Laufe der Sonne um die Erde in der Ekliptik. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß sie nach etwas mehr als 365 Tagen diesen scheinbaren Lauf vollende, und nannte diesen Zeitraum ein Sonnenjahr oder blos Jahr, welches man wieder nach den vorigen Zeitmaßen, Monaten und Tagen, bestimmte. Da nun wegen des wichtigen Einflusses, den der Lauf der Sonne in der Ekliptik und ihre damit zusammenhängende Entfernung von unserm Scheitel auf die Erde und die Geschäfte ihrer Bewohner in allen Gegenden hatte, dieser Umstand die Aufmerksamkeit der letztern natürlich auf sich ziehen mußte; so kam es, daß alle bekannten Völker von einiger Cultur das Jahr, als das größte Zeitmaß angenommen haben. Wahrscheinlich haben sich zuerst die Phönicier, dann die Aegypter, dann die Griechen dieser Zeitrechnung bedient, von welchen sie zu andern Völkern fortgepflanzt wurde. Die Bestimmung des Jahrs nach Monaten u. Tagen konnte aber anfangs nicht sehr genau sein; denn dieses foderte lange und aufmerksame Beobachtung. Der Calender der ältesten Völker konnte nur sehr unvollkommen sein. Indeß war es für diese genug, die ökonomischen Geschäfte darnach einzurichten. Den Lauf der Sonne mit dem des Mondes in Uebereinstimmung zu bringen, bemühten sich zuerst die Griechen. Sie rechneten 12½ Umdrehungen des Mondes um die Erde auf ein Sonnenjahr, und, um die Theilung der Monate zu vermeiden, ließen sie ein Jahr zu 12 Monaten mit einem

zu 13 Monaten abwechſeln. Solon, der die Mängel dieſer Eintheilung einſah, beſtimmte den Monat auf 29½ Tage, und ließ auf gleiche Weiſe Monate von 29 und 30 Tagen abwechſeln. Dadurch wurden die Zeiträume der Monate mit der angenommenen Zeit des Jahrs aber immer noch nicht in genaue Uebereinſtimmung gebracht, und es mußten bald neue Unordnungen entſtehen. Ungeachtet von Zeit zu Zeit Vorſchläge zur Verbeſſerung gethan wurden, ſo gelang es doch erſt Meton und Enetemon dadurch, daß ſie einen Zeitraum von 19 Jahren annahmen, in welchem die Verhältniſſe der Sonne zum Monde wiederkehren (ſ. Cyclus), die Sache ihrer Richtigkeit näher zu bringen. Dieſe Zeitrechnung, welche die Griechen im J. 433 vor der chriſtl. Z. R. annahmen, fand ſo großen Beifall, daß ſie mit goldenen Buchſtaben in eine zu Athen errichtete Tafel eingegraben wurde; daher man diejenige Zahl, welche angibt, wie viel Jahre in der laufenden 19jährigen Periode verfloſſen ſind, die güldene Zahl nannte. Allein die 19jährige Periode war noch um 6 Stunden zu lang. Dieſem Mangel ſuchte Kalippus, 102 Jahre ſpäter, abzuhelfen, wiewohl er es noch nicht dahin brachte, daß der Anfang der Jahreszeiten auf einem beſtimmten Tage des Jahrs blieb. Bei den Römern führte ihr erſter König Romulus ein Jahr von 10 Abtheilungen oder Monaten, ein, wovon 4, nämlich März, Mai, Quintilis und October 31 Tage, die übrigen, April, Juni, Sertil, September, November und December nur 30 Tage hatten. Da er einſah, daß dieſe Rechnung nicht ausreichte, ſo ſchaltete er zur Ergänzung des Jahrs noch ſo viel Tage ein, als bis zu Anfange des folgenden Jahres nöthig waren. Sein Nachfolger, Numa Pompilius, ſchaffte dieſe Rechnung ab, fügte noch 50 Tage hinzu, ſchnitt von den 6 Monaten, welche 30 Tage hatten, weil er die gerade Zahl für unglücklich hielt, einen ab, und bildete aus den 56 Tagen 2 neue Monate, jeden zu 28 Tagen, welche er dem Janus und den Göttern der Unterwelt zu Ehren Januar und Februar nannte. So bekam das Jahr 12 Monate und 350 Tage; und um es mit dem Laufe der Sonne in Uebereinſtimmung zu bringen, bediente man ſich der Einſchaltungen nach Art der Griechen. Die letztern waren aber den Prieſtern überlaſſen; und weil dieſe nach den Bedürfniſſen des Staats oder ihren Privatvortheilen damit ſehr willkürlich verfuhren, ſo verurſachten ſie bald Mißvergnügen und Störungen. Deſſen ungeachtet dauerte dieſe Einrichtung bis gegen das Ende der republicaniſchen Verfaſſung fort. Der Calender der Römer hatte eine ganz eigene Einrichtung. Sie gaben nämlich drei gewiſſen Tagen des Monats eigene Namen: der erſte Tag hieß bei ihnen allemal Calendä, in den vier Monaten März, Mai, Quintilis und October der ſiebente, in den übrigen der fünfte Tag hieß Nonä und in jenen vier Monaten der 15., in den übrigen der 13. Tag hieß Idus. Nach dieſen beſtimmten ſie die übrigen auf folgende Art: ſie zählten die Tage von den obengenannten rückwärts, ſo daß man den Tag, von welchem man zu zählen anfing, mitrechnete. Wollte man z. B. den 3. März angeben, ſo mußte man wiſſen, daß im März die Nonä auf den 7. fielen, daher wurde jener der 5. vor den Nonen genennt; wollte man den 8. Januar nennen, in welchem Monat die Nonä auf den 6., und die Idus auf den 13. fallen, ſo war dieſer der 6. vor den Idus des Januar; ſollten endlich die nach den Idus fallenden Tage angezeigt werden, ſo gab man an, die wievielſten ſie vor den Calenden des folgenden Monats waren. Wegen des Mangels an Genauigkeit der oben angegebenen Berechnung war es nach und nach da-

hingekommen, daß zu Cicero's Zeit der Calender die Frühlingsnachtgleiche um 2 Monate (nach Cicero's letztem Brief des 10. Buchs der Briefe an den Atticus war gegen Ende des damaligen Calender-Maies die Frühlingsnachtgleiche noch nicht vorbei) zu spät ergab. Um dieser Unordnung Einhalt zu thun, berief Julius Cäsar, als er die Dictatur und das Pontificat übernommen hatte, im J. 707 nach Rom's Erbauung den griechischen Astronomen Sosigenes nach Rom, welcher mit dem Marcus Fabius die Zeitrechnung zu Stande brachte, die nach dem Namen ihres Stifters der Julianische Calender genannt wurde. Die Hauptverbesserung bestand darin, daß man die Frühlingsnachtgleiche wieder auf den März zurückbrachte. Man schob daher im J. 707 zwischen den November und December noch 2 Monate ein, so daß dieses Jahr 14 Monate bekam. Für die Zahl der Tage wurde die Bestimmung der Griechen angenommen, nämlich 365¼ Tage, und die Zahl und die Namen der Monate wurden beibehalten, außer daß der Quintilis, zu Ehren des Urhebers dieser Verbesserung, von nun an Julius genannt wurde. Da ¼ Tag in die bürgerliche Zeitrechnung nicht aufgenommen werden konnte, so wartete man 4 Jahre ab, wo er einen ganzen Tag ausmachte, und schaltete diesen zwischen den 23. und 24. Februar ein. Dieser Tag wurde Schalttag und das 4. Jahr, wo er eingeschaltet wurde, Schaltjahr genannt. Dieser Calender ist bei den Römern bis zum Untergange ihres Reichs, und in der christlichen Kirchenverfassung aller Länder bis zum J. 1582 n. Chr. Geb. üblich gewesen. In der letztern waren die Feste mit dieser Zeitrechnung verwebt. Aber hier mußte um des Osterfestes willen auf den Lauf des Mondes Rücksicht genommen werden. Die Juden feierten ihr Osterfest (Pascha) den 14. Nisan (März); die Christen in demselben Monate, nur bestimmten sie einen Sonntag dafür. Da nun aber das Osterfest der Christen mit dem Pascha der Juden bisweilen zusammenfiel, und man es nicht für christlich hielt, dieses wichtige Fest mit den Juden zugleich zu feiern, so wurde auf der Kirchenversammlung zu Nicäa, 325 n. Chr. Geb., festgesetzt, daß das Osterfest allemal den Sonntag nach dem ersten Vollmonde nach der Frühlingsnachtgleiche gefeiert werden sollte, die man damals auf den 21. März fallend annahm. Weil sich also hiernach die Berechnung des Osterfestes auf den Lauf des Mondes gründet, so hatte man dazu den 19jährigen Mondcyclus des Meton angenommen, nach welchem das Jahr 365¼ Tage enthielt, und die Neumonde nach 19 Jahren allemal wieder auf denselben Tag fallen mußten. Die Unrichtigkeit dieses, solchergestalt mit dem Mondcyclus verbundenen, Julianischen Jahres mußte sich aber, bei Vergleichung mit dem wirklichen Eintritte der Nachtgleichen, bald veroffenbaren, da seine angenommene Länge von 365¼ Tagen die wahre um 11 Minuten übertrifft. Um diese 11 Minuten rückte also die Zeit der Nachtgleichen gegen jedes solches Julianische Jahr zurück, und im 16. Jahrh. war dem zu Folge die Frühlingsnachtgleiche von dem 21. März auf den 10. gekommen. Aloys Lili, ein Arzt zu Verona, entwarf daher einen Plan zur Verbesserung, und nach seinem Tode überreichte ihn sein Bruder dem Papste Gregor XIII. Zur Ausführung desselben berief dieser eine Anzahl Prälaten und Gelehrten zusammen; 1577 nahmen alle katholischen Regenten den Vorschlag an, und 1582 schaffte Gregor durch ein Breve den Julianischen Calender in allen katholischen Ländern ab, und führte den neuen ein, welchen wir unter dem Namen des Gregorianischen oder verbesserten Calenders, oder des neuen Styls bes-

ten, da hingegen jener nun der alte Styl genannt wurde. Die Verbeſſerung beſtand darin: man warf vom 4. October 1582 an 10 Tage heraus, und zählte nach dem 4. ſogleich den 15. Jedes hundertſte Jahr, welches nach dem alten Styl ein Schaltjahr ſein ſollte, ſollte nun ein gemeines ſein, das 4. ausgenommen, d. h., es ſollte das J. 1600 ein Schaltjahr bleiben, aber 1700, 1800, 1900 ein gemeines und 2000 wieder ein Schaltjahr ſein. Bei dieſer Beſtimmung war das Sonnenjahr zu 365 Tagen, 5 Stunden, 49 Minuten, 12 Secunden angenommen. Neuere Beobachtungen von v. Zach, de la Lande und Delambre geben zwar die mittlere Länge des tropiſchen Sonnenjahrs noch um etwa 26 Secunden kürzer an; allein es iſt unnütz, die Leſer auf die daraus entſpringende Unrichtigkeit, die ſich erſt nach drei Jahrtauſenden auf Einen Tag belaufen wird, aufmerkſam zu machen. Dieſer Verbeſſerung ungeachtet behielten die Proteſtanten den Julianiſchen Calender fort bis zum J. 1700, wo ſie den neuen Styl auch annahmen; doch ſo, daß ſie zur Oſtergrenze denjenigen Tag, auf welchen der erſte Vollmond nach der Frühlingsnachtgleiche aſtronomiſch fällt, beſtimmten. Dieſe Einrichtung aber erzeugte wieder Abweichungen; in den Jahren 1724 und 1744 fiel das Oſterfeſt der Katholiken acht Tage ſpäter als das der Proteſtanten. Daher wurde 1777 der Gregorianiſche Calender für die Feſtrechnung unter dem Namen des allgemeinen Reichscalenders (das, was in den jetzigen Calendern, unter den Epochen, mit dem Ausdrucke „verbeſſerter Calender" bezeichnet wird) eingeführt, damit Proteſtanten und Katholiken das Oſterfeſt, mithin alle bewegliche Feſte des Jahrs, weil ſie von ihm abhängen, an einem Tage feierten. England nahm den neuen Styl 1752 und Schweden 1753 auch an; der alte iſt nur noch in Rußland üblich, und von dem neuen jetzt eilf Tage verſchieden. In Frankreich wurde während der Revolution von dem Nationalconvente durch ein Decret vom 24. Nov. 1793 ein neuer Calender eingeführt. Zur Grenze dieſer Jahrrechnung nahm man die Herbſtnachtgleiche des J. 1792, welche den 22. September 9 Uhr 18 Minuten 30 Secunden Vormittags nach dem pariſer Meridian einfiel, an, als den Tag, an welchem das erſte Decret der neuen Republik bekannt gemacht worden war. Nach dieſem beſtand das Jahr aus zwölf Monaten, jeder zu 30 Tagen; zur Ergänzung deſſelben hängte man am Ende fünf, und in den Schaltjahren ſechs (jours complémentaires) Tage an. Die Schaltjahre, deren alle vier Jahre eins war, beſtimmte man nach einer beſondern Periode, welche Franciade hieß. Statt der Wochen wurde jeder Monat in drei Theile (Decaden), jeder zu zehn Tagen eingetheilt, ſo wie ſich alle übrigen Eintheilungen auf das Decimalſyſtem gründeten. Die Namen der Monate wurden ſo gewählt, daß ſie durch ihre Ableitung die Jahreszeit ꝛc. bezeichneten. Sie waren: Herbſt vom 22. September bis 22. December: Vendémiaire, Weinleſemonat (October), Brumaire, Nebelmonat (November), Frimaire, Reifmonat (December); Winter vom 22. December bis 22. März: Nivôse, Schneemonat (Januar), Ventôse, Windmonat (Februar), Pluviôse, Regenmonat (März); Frühling vom 22. März bis 22. Junius: Germinal, Keimmonat (April), Floréal, Blüthenmonat (Mai), Prairial, Wieſenmonat (Juni); Sommer vom 22. Juni bis 22. September: Messidor, Erntemonat (Juli), Thermidor, Hitzemonat (Auguſt), Fructidor, Fruchtmonat (September). Die zehn Tage jeder Decade hießen: 1. Primidi, 2. Duodi, 3. Tridi, 4. Quartidi, 5. Quintidi, 6. Sextidi, 7. Septidi, 8. Octidi, 9.

Digitized by Google

Nonidi, 10. Decadi (der Ruhetag). Ueberdies hatte noch jeder Tag im Jahre seinen besondern Namen, der aber nicht von Heiligen, sondern von der Oekonomie hergenommen, und der Zeit, in welche der Tag fällt, angemessen war; z. B. der 7. Vendemiaire hieß Carottes, Möhren. Dieser Calender wurde auf Befehl Napoleon's durch ein Senatsdecret vom 9. Sept. 1805 aufgehoben, und der allgemeine christliche (Gregorianische) Calender in ganz Frankreich wieder eingeführt. Sx.

Caliari (Paolo), bekannter unter dem Namen Paul Veronese, ein Mahler von Verona, 1528 oder 1530 geboren. Sein Vater, ein Bildhauer, wollte ihn für diese Kunst bilden; allein der Jüngling verrieth mehr Neigung zum Zeichnen, und kam daher zu Badile, seinem Oheim, welcher zuerst regelmäßige Gemälde lieferte, in denen er sich von der sogenannten alten Manier losmachte. Paul machte unter der Anleitung dieses geschickten Lehrers reißende Fortschritte; aber da die veronesische Schule bereits herrliche Künstler, wie Forbicini, Giolfino, Ligozzi, Brusasorci und Farinato, zählte; so hatte er in den ersten Jahren nur wenig Ruf. Er ging nach Vicenza, und in der Folge nach Venedig. Anfangs bemühte er sich, in die Fußstapfen Titian's und Tintoret's zu treten, aber zugleich schien er sie durch eine gesuchtere Zierlichkeit und durch reichere Mannichfaltigkeit der Verzierungen übertreffen zu wollen. Man erkannte bald an seinen Werken, daß er die nach Antiken geformten Gypsabdrücke, und die geätzten Blätter von Parmesan u. Albrecht Dürer studirt habe. In seinen ersten großen Werken, welche zu St. Sebastian in Venedig sind, erscheint sein Pinsel noch furchtsam; später erregte eins seiner Frescogemälde in derselben Kirche, die Geschichte der Esther, allgemeine Bewunderung, und der Senat glaubte, ihm wichtige Arbeiten übertragen zu müssen. Paul indessen begab sich mit dem venetianischen Gesandten Grimani nach Rom, sah hier mit Begeisterung die schönen Muster Raphael's und Michel Angelo's, und mahlte nach seiner Rückkehr seine schöne Apotheose Venedigs. Vortrefflicher noch sind seine verschiedenen Abendmahlseinsetzungen. In Venedig befinden sich deren wenigstens sechs in den Refectorien der Geistlichen. Am berühmtesten ist seine Hochzeit von Canaan, und sein Gastmahl Christi bei Simon. An jenem tadelt man mit Recht die unpassend angebrachte asiatische Pracht, die Vereinigung der verschiedensten Personen und Trachten an diesem einen Zug von Stolz, der statt einfacher Hoheit in dem Christusgesicht ausgedrückt ist, die Versetzung der Hauptperson in einen Winkel des Gemäldes, und das Ineinanderlaufen der weißen Tischtücher und der Architektur. In seinen Pilgrimmen von Emaus verletzt Paul Veronese alle Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung. Aber neben allen diesen Fehlern, welche Schönheiten! welcher Geist in den Physiognomien! welcher Adel in den Porträts und welche Richtigkeit in dem Colorit! Er hatte eine bewundernswürdig fruchtbare Einbildungskraft, neue und anziehende Ideen, aber er achtete zu wenig gewisse Regeln, von denen sich der Künstler nie entfernen darf. Er starb 1588. Seine Schüler waren Carlo und Gabriele, seine Söhne, und Benedetto, sein Bruder, ferner Michele Parrasio, Naudi, Maffei Verona, Francesco Montemezzano.

Caliber, Caliberstab, Visirstab, Artillerie-Maßstab, ist ein vierseitiger messingener Maßstab, welcher die Durchmesser der Kugeln von eins bis hundert Pfund zeigt. Auf einer Seite sind die steinernen, auf der andern die bleiernen, und auf der dritten die eisernen Kugeln verzeichnet. Auf der vierten sind die Kubi von

verſchiedenem Gewichte des Pulvers und die Durchmeſſer der Bohrungen des Geſchützes angegeben. Georg Hartmann aus Eckolsheim, Mathematiker in Nürnberg, hat ihn 1540 erfunden. Caliber wird auch für den Durchmeſſer der Mündung eines Geſchützes und den einer Kugel von allen Arten gebraucht. So ſagt man: „Geſchütz von ſchwerem, von leichtem Caliber.“ In der Schifffunſt iſt Caliber das Modell eines zu erbauenden Schiffs. Ferner ein Werkzeug bei verſchiedenen Handwerkern, ja bei einigem überhaupt jedes Modell.

Caligula (Cajus Cäſar Auguſtus Germanicus), war der Sohn des Germanicus und der Agrippina, und wurde 12 Jahre nach Chr. Geb. (im J. Roms 765) im Lager, wahrſcheinlich in Deutſchland, geboren und unter den Legionen auferzogen. Hier bekam er von den Soldaten, gleich welchen er ſich der Caligae, einer Art kleiner Stiefeln, bediente, den Beinamen Caligula. Er wußte ſich beim Kaiſer Tiberius ſo einzuſchmeicheln, daß er nicht nur dem grauſamen Schickſale ſeiner Aeltern und Geſchwiſter allein entging, ſondern auch mit Ehrenſtellen überhäuft wurde. Ob er den Tiberius durch ein langſames Gift, wie Einige berichten, aus dem Wege geräumt habe, iſt ungewiß. Als derſelbe ſich ſeinem Tode näherte, ſetzte er, nach Sueton, den Caligula und des Druſus Sohn, Tiberius Nero, zu Erben des Reichs ein. Allein Caligula, um ſeines Vaters Germanicus willen, allgemein geliebt, konnte ohne Schwierigkeit ſich des Thrones allein bemächtigen. Rom nahm ihn freundlich auf, und die entfernteſten Provinzen des Reichs jauchzten ihm entgegen. Auch waren ſeine erſten Handlungen gerecht, löblich und edel. Er beſtattete auf das ehrenvollſte die Ueberreſte ſeiner Mutter und ſeines Bruders Nero, ſetzte alle Staatsgefangenen in Freiheit, rief die Verbannten zurück und verbot jede Anklage wegen Hochverraths. Den Obrigkeiten ertheilte er freie und unabhängige Gewalt. Obgleich des Tiberius Teſtament von dem Senat für nichtig erklärt worden war, vollzog er doch alle Artikel deſſelben, den einigen oberwähnten ausgenommen. Als er zum Conſul erwählt worden, nahm er ſeinen Oheim Claudius zum Mitconſul, und bezeichnete den Anfang ſeiner Regierung durch mehrere Handlungen der Hoheit und Großmuth. So hatte er acht Monate geherrſcht, als ihn eine Krankheit befiel, nach welcher er ſich durch die unerwarteſte Umwandlung plötzlich als den grauſamſten, unnatürlichſten Tyrannen zeigte. Die künſtlichſten Martern dienten ihm zur Luſt. Während ſeiner Mahlzeiten ließ er Verbrecher oder auch Unſchuldige foltern und enthaupten; die angeſehenſten Perſonen wurden täglich hingerichtet. Im Wahnſinne des Uebermuths hielt er ſich ſelbſt für einen Gott, und ließ ſich die Ehren erweiſen, welche man dem Apoll, dem Mars und ſelbſt dem Jupiter erwies. Auch mit den Attributen der Venus und anderer Göttinnen zeigte er ſich öffentlich. Seiner eigenen Gottheit erbaute er einen Tempel. Einſt wünſchte er, das römiſche Volk möchte nur einen Kopf haben, um ihn auf einen Streich abhauen zu können. Die Worte eines alten Dichters: Oderint dum metuant, führte er häufig im Munde. Eine ſeiner größten Thorheiten war die Erbauung einer Brücke zwiſchen Bajä und Puzzuoli. Er weihte dieſen Wunderbau ſelbſt prachtvoll ein, und nachdem er die folgende Nacht in einer Orgie mit ſeinen Freunden hingebracht, ließ er plötzlich, um vor ſeiner Abreiſe noch etwas Außerordentliches zu thun, eine Menge Perſonen, ohne Unterſchied des Alters, Ranges und der Geſinnung, ergreifen und in das Meer ſtürzen. Bei ſeiner Rückkehr zog er triumphirend in Rom

Digitized by Google

ein, weil er, wie er sagte, die Natur selbst besiegt habe. Darauf rüstete er sich zu einem Zuge gegen die Germanen, ging mit mehr als 200,000 Mann über den Rhein, kehrte aber wieder um, nachdem er einige Meilen zurückgelegt hatte, und ohne einen Feind gesehen zu haben. Ihn hatte eine solche Furcht befallen, daß er sich, als er an die Brücke kam und diese von den zudrängenden Massen verstopft fand, von Hand zu Hand über die Köpfe der Soldaten hinweg heben ließ. Er begab sich hierauf nach Gallien, das er mit beispielloser Habsucht ausplünderte. Nicht zufrieden mit der dadurch gewonnenen ansehnlichen Beute, verkaufte er alles Eigenthum seiner beiden Schwestern, Agrippina und Livilla, die er verbannte. Auch das Geräth des alten Hofs, die Kleider des Marcus Antonius, des Augustus, der Agrippina u. s. w. verkaufte er. Bevor er Gallien verließ, kündigte er die Absicht an, nach Britannien gehen zu wollen. Er versammelte sein Heer an der Küste, bestieg eine prächtige Gondel, kehrte aber, nachdem er sich kaum vom Lande entfernt hatte, zurück, ordnete das Heer, ließ das Zeichen zur Schlacht geben, und befahl den Soldaten, ihre Taschen und Helme mit Muscheln anzufüllen, indem er ausrief: „Diese dem Ocean entrissene Beute gebührt meinem Palast und dem Capitol!“ Als er nach Rom zurückgekehrt war, verlangte er einen Triumph wegen seiner Kriegsthaten, begnügte sich jedoch mit einer Ovation. Unzufrieden mit dem Senat, beschloß er den größten Theil der Senatoren und die ausgezeichnetsten Männer Roms zu verderben. Dies bewiesen zwei Bücher, die man nach seinem Tode fand, worin die Namen der Verurtheilten verzeichnet waren, und von denen das eine gladius (Schwert), das andere pugil (Dolch) betitelt war. Er söhnte sich indeß mit dem Senat wieder aus, da er ihn seiner würdig fand. Er unterhielt öffentliche Bordelle und Spielhäuser, und nahm selbst das Eintrittsgeld der Besuchenden ein. Zu weitläufig würde es sein, alle Verbrechen und Thorheiten dieses Kaisers anzuführen. Einiges müssen wir indeß noch flüchtig erwähnen. Caligula besaß ein Pferd mit Namen Incitatus; dies war sein Liebling. Es hatte ein Haus, eigene Diener, und ward aus Marmor und Golde gespeiset. Caligula hatte es in das Collegium seiner Priester aufnehmen lassen, und war Willens, es sogar zum Consul zu machen. Ferner hatte er die Idee, die Gedichte Homers zu vertilgen, und fast hätte er die Werke und Bildnisse des Virgil und Livius aus allen Bibliotheken wegnehmen lassen, jenes, weil er ohne Genie und Kenntnisse, dieses, weil er ein unzuverlässiger Geschichtschreiber sei. Die Sitten Caligula's waren von Jugend auf verdorben, mit allen seinen Schwestern hatte er Blutschande getrieben. Nachdem er mehrere Weiber genommen und verstoßen hatte, fesselte ihn Cäsonia. Eine Verschwörung, an deren Spitze Chärea und Cornelius Sabinus, beides Tribunen der prätorianischen Cohorten, standen, machte endlich seinem Leben im 29., und seiner tyrannischen Regierung im vierten Jahre ein Ende.

Calixtiner oder Utraquisten, eine hussitische Partei in Böhmen, die sich vornehmlich durch die Beibehaltung des Kelchs im Abendmahle für die Laien von den Katholischen unterschied (vergl. d. Art. Hussiten). Unter Georg von Podiebrad, 1450 bis 1471, der sich selbst zu ihrer Partei bekannte, wurden die calixtinischen Stände den übrigen überlegen, unter Wladislaw erhielten sie sich im Besitze ihrer Religionsfreiheit, und theilten seit der Reformation des 16. Jahrh. wie den Glauben so auch das Schicksal der Protestanten in Böhmen.

Ihre Weigerung, im ſchmalkaldiſchen Kriege gegen ihre Glaubensgenoſſen zu fechten, zog ihnen anfangs harte Verfolgungen zu, doch ließ der ihnen ſonſt ungünſtige Ferdinand I. ſie die Vortheile des Religionsfriedens ſeit 1556 mit ſeinen übrigen evangeliſchen Unterthanen genießen, und der vortreffliche Maximilian II. gab ihnen völlige Freiheit der Religionsübung. Bedenklicher wurde ihr Schickſal unter Rudolph II., und ſie hatten Mühe, ihn endlich dahin zu bringen, daß durch den am 9. Juli 1609 ausgefertigten Majeſtätsbrief die von ihnen in Verbindung mit den böhmiſchen Brüdern und den Evangeliſchen eingereichte böhmiſche Confeſſion öffentlich anerkannt, und ihre Kirchenordnung, vermöge deren ſie bisher eigne Lehrer, Kirchen und Schulen und ein beſonderes Conſiſtorium zu Prag gehabt hatten, beſtätigt wurde. Da indeß Mathias mancherlei Verletzungen der Freiheiten dieſes Majeſtätsbriefes zuließ, griffen die vereinigten Proteſtanten unter Anführung des Grafen von Thurn 1617 zu einer Selbſthülfe, die den 30jährigen Krieg anfachte und nach einem kurzen Triumphe unter dem von ihnen erwählten Könige, Friedrich von der Pfalz, durch die Niederlage dieſes übelberathenen Fürſten bei Prag 1620, mit völliger Unterdrückung des Proteſtantismus beſtraft wurde. Ferdinand II. ließ viele Calixtiner, Lutheraner und Reformirte als Rebellen hinrichten und nöthigte andere zur Auswanderung; und auch Ferdinand III. dehnte die Wohlthaten des weſtphäliſchen Friedens nicht auf die Evangeliſchen in Böhmen aus. Seine Nachfolger waren dem Proteſtantismus nicht günſtiger, und erſt das Toleranzedict Joſephs II. gab den Evangeliſchen in Böhmen 1782 die ſeit 162 Jahren entbehrte Freiheit der Religionsübung wieder, welche die reformirten und lutheriſchen Gemeinden, unter die ſich die Reſte der alten Calixtiner verloren haben, auch gegenwärtig genießen. E.

Callico, urſprünglich ein weißes oſtindiſches Baumwollenzeug, das in England gebleicht, in Mancheſter und in London, gleich andern weißen Kattunen, gedruckt wurde, und ſo in den Handel kam. Im Auslande wurden bald alle engliſchen gedruckten Cattune Callicoes genannt. Auch in England nahm man nicht mehr weiße oſtindiſche Callicoes, beſonders nicht für das Ausland, ſondern ſtatt ihrer in England gewebte weiße Kattune. Da zuerſt gemeiniglich dieſe Kattune mit braunem Grunde und Muſtern, worin rothe Blumen vorherrſchend waren, gedruckt wurden, ſo kamen davon zweierlei Arten zunächſt in den deutſchen Handel: full chints (Doppeldruck), wo die rothe Farbe doppelt aufgetragen war, und half chints, einfacher rother Druck. Späterhin brachten die Engländer auch mit andern Farben gedruckte Callicoes in den Handel, und ſo lange das ſogenannte Kontinental-Syſtem die engliſchen Manufacturen vom Feſtlande verdrängte, nannten alle deutſche und ſchweizeriſche Fabrikanten ihre gedruckten Kattune Callicoes.

Callimachus, dieſer berühmte griechiſche Elegien- und Hymnendichter, war von Cyrene in Lybien gebürtig, und blühte unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus, ungefähr 250 Jahre vor Chriſto. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur ſo viel, daß er aus einem vornehmen Geſchlechte entſproſſen, in Alexandrien eine Schule der Grammatik, d. h. der ſchönen und humaniſtiſchen Wiſſenſchaften, eröffnete, und in derſelben mehrere Gelehrte von ausgezeichneten Kenntniſſen und nicht geringem Ruhme bildete, z. B. Eratoſthenes, Apollonius Rhodius, Ariſtophanes von Byzanz u. A. Ptolemäus Philadelphus räumte ihm eine Stelle im Muſeo ein, wo er, wie die übri-

gen Gelehrten, vom Könige Gehalt bekam. In gleicher Gunst stand er bis an seinen Tod bei Ptolemäus Euergetes. Er schrieb in dieser günstigen Lage seine meisten Werke, deren Zahl nach Suidas sehr beträchtlich gewesen. Wir haben, außer einigen Bruchstücken, nur 72 Sinngedichte und 6 Hymnen von ihm übrig. Sein Gedicht auf das Haupthaar der Berenice hat sich in Catull's lateinischer Uebersetzung erhalten. Callimachus Gedichte tragen den Stempel ihres Zeitalters, in welchem man den Mangel der Genialität durch prunkende Vielwisserei zu ersetzen suchte. Statt edler, einfacher Größe zeigen sich Künstelei und Ueberladung. Vergebens sucht man in seinen Hymnen jenen Ton feierlicher Andacht, jenes tiefe Gefühl von der Hoheit und Würde der Götter; man findet statt dessen ein falsches Pathos und ein Streben zum Seltenen, Veralteten, Gelehrten. Seine Elegien werden von den Alten mit großem Lobe erwähnt, und dienten Properz zu Mustern. Die beste Ausgabe des Callimachus ist von J. A. Ernesti, Leyden, 1761, 2 Bde. 8., in welcher sich, wie in der Ausgabe von Grävius, Utrecht 1697, auch Spanheim's gelehrter Commentar findet. Man muß damit verbinden Elegiarum fragmenta von Valckenaer, Leyden 1799, 8.

Callipygos, s. Venus.

Callot (Jacques), geb. 1594 zu Nancy und gestorben daselbst 1635, hat sich unter den französischen Künstlern einen ehrenvollen Platz erworben. Von der Natur mit einer lebhaften Neigung für die zeichnenden Künste ausgestattet, besiegte er standhaft jedes Hinderniß, das sich der Vervollkommnung seines Talents entgegenstellte. Im zwölften Jahre seines Alters floh er, da seine Aeltern ihn einer andern Bestimmung widmen wollten, nach Italien, lernte zu Rom zeichnen unter Jul. Parigi, kupferstechen unter Philipp Thomassin, und wurde nachher zu Florenz ein Schüler von Canta-Gallina, und zu Nancy von Claude Henriet. Bald überließ er sich gänzlich der Liebe zur Kupferstecherei, und zog hier wieder die Aetzkunst vor, wahrscheinlich, weil durch sie sein lebhafter und fruchtbarer Geist sich schneller ausdrücken konnte. In einem Zeitraume von 20 Jahren erfand und fertigte er an 1600 Stücke, deren Verzeichniß man in dem Cabinet de Singularités d'Architecture, Peinture, Sculpture et Gravure von Le Comte, T. 2. p. 376—392, und besser noch in Gersaint's Catalogue de Lorangère findet. In der Anordnung, Composition und Austheilung des Lichts glänzt Callot nicht, aber in den einzelnen Partien ist er vortrefflich; die Zeichnungen sind richtig, die Stellungen meist gefällig, die Gruppen mannichfaltig, die gezwungenen Contraste vermieden, der Ausdruck ist stark, und die Ausführung von der Leichtigkeit einer Meisterhand. Besondern Ruhm hat er sich durch die Zeichnung kleiner Figuren erworben, die er auch in Menge in allen seinen Stücken angebracht hat. Die meisten davon, wenn man die heiligen Gegenstände abrechnet, sind Darstellungen von Schlachten, Belagerungen, Bällen, festlichen Aufzügen. Von diesen werden die Misères et Malheurs de la Guerre auf 18 Blättern als das vorzüglichste gepriesen. Dergleichen Blätter verfertigte er für Cosmus II. von Florenz, Ludwig XIII. von Frankreich und den Herzog von Lothringen. Eigene Neigung trieb ihn so sehr zum Komischen, daß er dieser Laune selbst bei Darstellung heiliger Gegenstände nicht widerstand, z. B. in der Versuchung des heil. Antonius. Er stellte aber nicht blos allerhand burleske und groteske Figuren in seinen Blättern mit auf, die man wohl auch Callot'sche Fratzen genannt hat, sondern schuf

auch ganze Gemälde dieſer Art, die in der That den Inbegriff ſeiner Kunſt zeigen. Seinen Jahrmarkt, ſeine Bettler nennt man als ſeine vollkommenſten Arbeiten. Zu bemerken iſt noch, daß er der erſte war, der beim Aetzen ſich des Scheidewaſſers und eines Firniſſes bediente. Nicht aber blos als Künſtler, auch als Menſch iſt er ſehr intereſſant, und es wird Niemand gereuen, Callot's Biographie bei Gerſaint a. a. O. oder von Huſſon (Par. 1766. 8.) geleſen zu haben.

Calmar, die Hauptſtadt von Smaland in Schweden, an der Oſtſee, Oeland gegenüber gelegen, mit 4300 Einw. auf der Inſel Quarnholm. Sie hat einen kleinen aber guten Hafen, und treibt beträchtlichen Seehandel mit Brettern, Alaun und Theer. Auch hat ſie Wollenzeug-Manufacturen, und iſt der Sitz eines Biſchofs und des Landhauptmanns. Hier wurde im J. 1397 die berühmte, nach dieſem Orte benannte Union zwiſchen den drei nordiſchen Reichen geſchloſſen. (S. Dänemark, Margarethe und Schweden.) Das wohlbefeſtigte Schloß Calmar liegt außer der Stadt im oelandſchen Sunde.

Calmoucks, nennt man ein zuerſt in England, vorzüglich in Leeds verfertigtes, locker gewebtes, dickes, ſehr langhaariges Zeug, dem die Engländer einen ſehr ſchönen Glanz zu geben wiſſen, und das zu Winter-Oberröcken gebraucht wird. Es wird in den niederländiſchen, mecklenburgiſchen, ſächſiſchen und ſchleſiſchen Manufacturen mit Erfolg nachgemacht.

Calonne (Charles Alexandre de), geboren 1734 zu Douai, wo ſein Vater erſter Parlamentspräſident war. Nachdem er zu Paris ſtudirt hatte, widmete er ſich dem Advokatenſtande, und ward bei dem Provincialconſeil von Artois angeſtellt. Von da trat er als Generalprocurator in das Parlament von Douai. 1763 ward er zum Maître des requêtes, 1768 zum Intendanten von Metz und in der Folge von Lille ernannt, und zeichnete ſich in dieſen verſchiedenen Aemtern durch Talente aus. Dies war ſeine Lage, als Ludwig XV. ſtarb. Der aus einer langen Verweiſung zurückgerufene Miniſter Maurepas hatte nach einander Turgot und Necker, Fleury und Ormeſſon ins Finanzminiſterium berufen. Im Nov. 1783 folgte dieſen, nach Maurepa's Tode, Calonne, der freilich ſchon die Finanzen in Unordnung fand. Außer den Anleihen und verfallenen Zahlungen, die ſich von den vorhergegangenen Regierungen herſchrieben, waren 176 Millionen vorauserhoben worden. Calonne verhehlte ſeine Verlegenheit und nahm einen Schein von Wohlbefinden an. Er verſchmähte das Hülfsmittel der Erſparniſſe, bezahlte die fälligen Termine, hielt die öffentlichen Papiere durch geheime Vorſchüſſe aufrecht, beſchleunigte die Zahlung der Staatsrenten, ſetzte bedeutende Vergütungen für die Regie- und Landgüterpachtungen aus, ſicherte den Credit der Caisse d'escompte, machte Pläne zu Tilgungsfonds, und unternahm ſogar eine Umprägung der Goldmünzen, wie in einer Zeit der tiefſten Sicherheit. Anfangs befolgte er das vor ihm genommene Anleiheſyſtem. Nach ſeiner Schätzung waren von 1776 bis 1786 ungefähr 1,250,000,000 geborgt; das jährliche Deficit aber belief ſich auf 115 Millionen; dies ſollte jedoch im J. 1797 bis auf 55 Mill. getilgt ſein. Zu dem Ende mußten die Staatseinkünfte, welche ſich damals auf 475 Millionen belaufen konnten, bis auf 590 Mill. gebracht werden. Calonne's erſte Maßregeln waren nur für den Augenblick berechnet; die Staatsſchuld war auf kein ſicheres Unterpfand begründet. Dies zu bewirken gab es nur ein neues Contributionsſyſtem, und Calonne ſchlug es vor.

Digitized by Google

Seine beiden Haupthebel waren eine in Natura zahlbare allgemeine Grundſteuer und eine Erhöhung der Stempeltaxe. Da indeß vorauszuſehen war, daß der Ausführung eines Plans, der von den beiden erſten Ständen des Staates bis dahin unerhörte Opfer foderte, von ihnen Hinderniſſe entgegengeſtellt werden würden, eine allgemeine Ständeverſammlung aber zu gefährlich ſchien: ſo wählte Calonne einen Mittelweg, der die für die Erreichung ſeiner Abſicht nöthigen Bedingungen zu haben ſchien. Er ſchlug eine Verſammlung von Notablen, gewählt aus den angeſehenſten Mitgliedern der beiden erſten Stände, den Obrigkeiten, und aus den Häuptern der wichtigſten Municipalitäten vor. Am 22. Febr. 1787 hatten die Notablen ihre erſte Sitzung zu Verſailles. Man erwartete mit Ungeduld den Bericht des Finanzminiſters. Er erſtattete ihn mit aller Geſchicklichkeit, deren er fähig war; aber dies konnte den übeln Eindruck ſeiner Aufſchlüſſe nicht mindern. Der Ausfall von 115 Millionen war weit mehr, als man gefürchtet hatte. Calonne leitete den Urſprung deſſelben von der Verwaltung Terray's her, behauptete, daß er damals 40 Mill. betragen, daß er von 1776 bis 1783 um eben ſoviel geſtiegen, und gab endlich zu, daß er ſelbſt ihn bis 1786 um 35 Millionen vermehrt habe. Lafayette erſchien an der Spitze der zahlreichen Ankläger, die nun gegen Calonne auftraten, aber der König ſchien im erſten Augenblicke ſeinen Miniſter zu halten. Der Großſiegelbewahrer, Calonne's ſteter Gegner, wurde entlaſſen. Dieſer Triumph war jedoch nur von kurzer Dauer. Unabhängig von Lafayette's und Necker's Freunden trat noch eine andere Partei gegen ihn auf, diejenige nämlich, welche den Erzbiſchof von Toulouſe, Loménie-Brienne, ins Miniſterium brachte. Der Hof erſchrack über die Weitläufigkeiten der Verſammlung der Notablen und über die Gährung, welche ſie erregte. Calonne wurde ſeines Amtes entſetzt, und nach Lothringen verwieſen. Von dort begab er ſich nach England, wo er von der Kaiſerin Catharine eine ſchmeichelhafte Einladung bekam; er aber beſchäftigte ſich, die Anklagen, welche ſich gegen ihn erhoben, zurückzuweiſen. In ſeiner an den König gegen das Ende des J. 1787 gerichteten Bittſchrift, durchgeht er alle ſeine miniſteriellen Unternehmungen, und bemüht ſich zu beweiſen, daß ſie ſämmtlich die Verbeſſerung der Finanzen zum Zweck gehabt. Der Erzbiſchof von Toulouſe, ſein Nachfolger, hatte ihm das perſönliche Mißfallen des Königs zu erkennen gegeben; die Parlamenter von Grenoble, Toulouſe, Beſançon hatten ihn der öffentlichen Ahndung Preis gegeben; das Parlament von Paris war förmlich wider ihn aufgetreten. Calonne vertheidigte ſich gegen alle dieſe Angriffe; er erſuchte den König zu erklären, daß er ſtets auf ſeinen ausdrücklichen Befehl oder mit ſeiner Zuſtimmung gehandelt habe, und erbot ſich, im Fall der König ſchweige, auf die feierlichſte Weiſe vor dem Gerichtshofe der Pärs, vor dem er angeklagt worden, ſich zu rechtfertigen. Allen Beſchuldigungen ſetzten Calonne's Freunde die allerdings wahre Thatſache entgegen, daß er arm aus dem Miniſterium getreten ſei. Gleich unwirkſam war ein Brief Calonne's an den König vom 9. Febr. 1789, politiſche Betrachtungen enthaltend, und hauptſächlich gegen Necker gerichtet. Er zeigte darin an, daß er die Abſicht habe, ſich als Candidat zu den Generalſtänden einzufinden. Wirklich erſchien er in der Wahlverſammlung des Adels von Bailleul, kehrte aber unverrichteter Sache nach London zurück, wo er ſich auf's neue mit polemiſchen Schriften über die Lage der Angelegenheiten Frankreichs beſchäftigte. Die Revolution hatte indeß begonnen. Ca-

Digitized by Google

lonne nahm mit einem Eifer, der ſeine Kräfte zu überſteigen ſchien, an den Ereigniſſen Theil. Seine Unterhandlungen, ſeine Reiſen nach Deutſchland, Italien und Rußland, ſeine Beharrlichkeit, ſeine Anhänglichkeit machten ihn der Partei unſchätzbar, welcher er diente. Um ſeiner unglücklichen Sache noch mit der Feder zu dienen, ſchrieb er ſein Tableau de l'Europe en Novembre 1795, eines ſeiner merkwürdigſten Werke, wegen der Wärme, womit er die Ereigniſſe darſtellt. Seitdem lebte er ruhig zu London, vornehmlich mit den ſchönen Künſten beſchäftigt, die er immer mit Geſchmack getrieben hatte, kam nach Paris zurück, wo er im October 1802 ſtarb. Dies war die Laufbahn eines Miniſters, der den erſten Anſtoß zur Revolution ſeines Landes gab. Er veranlaßte ein Ungewitter, das er nachher nicht mehr beſchwören konnte. Die für eine große Verwaltung erforderlichen Eigenſchaften beſaß er in einem hohen Grade; er kannte genau das Einzelne, umfaßte das Ganze mit bewundernswürdiger Genauigkeit, und war ſelbſt fähig, das Höchſte ins Auge zu faſſen. Wenn aber Weisheit, welche die Gedanken zur Reife bringt, wenn ein vorſchauender Blick, der die Hinderniſſe erräth, wenn ein folgerechter und ordnungsliebender Geiſt, der den Erfolg der Unternehmungen vorbereitet, weſentlich zu einem Staatsmanne gehören; ſo darf Calonne keinen Anſpruch auf dieſen Namen machen. Seinem Charakter fehlte Menſchenkenntniß. Seine Sitten waren fern davon, ſtrenge zu ſein. Seine Werke, unter denen ſeine Reden und Denkſchriften an die Verſammlung der Notabeln den erſten Platz verdienen, haben als hiſtoriſche Denkmäler in der Finanzverwaltung bleibenden Werth.

Calottiſten (oder das Regiment der Calotte, Régiment de la Calotte), waren eine Geſellſchaft, welche zu Paris in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. entſtand, und den abenteuerlichen Einfall hatte, ein Regiment unter dem Namen la Calotte, eine Plattmütze, welche man einem, der ſich über Kopfſchmerzen beklagte, aufzuſetzen im Scherz gerathen hatte, und woraus ſich eben jener Einfall entſpann, zu errichten, und darein alle aufzunehmen, welche durch ſinnloſes lächerliches Betragen, durch ſeltſamen Charakter, tolle Meinungen u. ſ. w. den öffentlichen Tadel ſich zuziehen würden. Sie hatten beſondere Wappen, worin der Scepter des Momus, ferner Schellen, Affen, Klappern ꝛc. ſich befanden; in der Hauptfahne ſtanden die Worte: Pavet Momus, luna influit. Allen, die ſich durch Thorheiten auszeichneten, wurden Patente zugeſchickt, und obgleich Manche ſich höchlich darüber entrüſteten, ſo wurden ſie dennoch — ausgelacht. Als der Oberſte dieſer Calottiſten, Torſac, geſtorben war, und die Leichenrede (eine ſinnreiche Kritik des akadem. Styls), welche die Calottiſten auf ihn hielten, confiscirt wurde, eilte der Gardeoberſt Aimon zum Marſchall von Villars, beklagte ſich, und ſetzte am Ende hinzu: „Monſeigneur! Seit Alexanders und Cäſars Tode haben die Calottiſten keinen andern Beſchützer als Sie," und die Confiscation wurde aufgehoben. Indeſſen wurden die Herren doch zu übermüthig, indem ſie Miniſter und ſelbſt fremde Könige angriffen, und ſo nahm das Regiment bald ein Ende.

Calpe, eine der ſogenannten Säulen des Herkules, und zwar die europäiſche, das heutige Gibraltar. Die auf der afrikaniſchen Küſte gegenüberliegende hieß Abyla.

Calprenede (Gautier de Coſtes de la), geb. zu Tolgou in Gascogne, geſt. zu Paris 1663 als königl. Kammerherr, iſt einer von den Schriftſtellern, durch welche eine neue Art meiſt ſehr dicklei-

biger und lang ausgesponnener Ritterromane im 17. Jahrh. Mode wurde. Begebenheiten aus der Geschichte der Griechen und Römer wurden in dem Geiste und der Manier des ältern Ritterromans so bearbeitet, daß nur die Namen griechisch und römisch blieben, die Abenteuer selbst aber, die Situationen und Charaktere ganz die romantische Ritterzeit athmeten. Von Calprenede sind Cassandra, zehn Bände; Cleopatra, zwölf Bände; Faramond, sieben Bände, wozu Herr v. Baumorière noch eine Fortsetzung in fünf Bänden lieferte. Durch diese Werke erwarb sich der Verfasser, dessen Trauerspiele neben denen eines Corneille keine Aufmerksamkeit erregen konnten, zu seiner Zeit großen Ruf. Zu läugnen ist nicht, daß die seinigen unter allen dieser Art sich vortheilhaft auszeichnen. Es mangelt dem Verfasser nicht an dichterischer Einbildungskraft; seine Helden sind nicht ohne Erhabenheit, und man findet sehr gut gezeichnete Charaktere, unter denen der des Artaban eine Art von Glück gemacht hat, indem er zum Sprichwort geworden ist, welches freilich zugleich das Lächerliche der Uebertreibung anzeigt, ohne die es allerdings hier nicht abgeht. Wäre Calprenede minder eilfertig gewesen, so hätte er bessere Werke liefern können; fast schrieb er aber so geschwind, als er sprach. Dennoch sind die Begebenheiten mit vieler Kunst in einander verflochten, die Sprache nicht gemein, und das Ganze, so gedehnt es ist, nicht ohne poetische Haltung. An Abenteuerlichkeit hat wohl seine Gattin in ihrem Roman: Les Nouvelles, ou les Divertissemens de la Princesse Alcidiane, ihn noch übertroffen. Auch in Deutschland wurde in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. diese Gattung von Romanen Mode; die Aramena, Octavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig u. a. waren dieser Art.

Calpurnius (Titus Julius), gebürtig von Sicilien, lebte im 3. Jahrh. Er war sehr arm. Wir besitzen von ihm sieben Idyllen, die nicht ohne Verdienst sind, und den Virgil'schen sich nähern, obwohl sie ihnen an Zierlichkeit und Reinheit, so wie den Theokrit'schen an Einfalt und Natürlichkeit nachstehen. Die beste Ausgabe ist von Beck, Leipzig 1803.

Calquiren, durchzeichnen, entweder auf gefirnißtes Papier, welches man auf eine Zeichnung legt, und die durchscheinenden Striche nachzieht, oder auch indem man die Rückseite einer Zeichnung oder eines Kupferstichs mit einer Kreide einreibt, ein weißes Blatt darunter legt, und mit einer stumpfen Nadel über diejenigen Linien der Zeichnung hinfährt, welche man durchzeichnen will und welche auf dem unterlegten Papier erscheinen. In der Mahlerkunst und in den mit ihr verwandten Kunstzweigen ist das Calquiren oft von großem Nutzen. Besonders machen auch die geschicktesten Kupferstecher häufig Gebrauch davon, wenn es darauf ankommt das nachzubildende Original mit geometrischer Genauigkeit auf die Platte zu übertragen. Da jedoch die Abdrücke eines Kupferstiches, der auf die vorbeschriebene zweite Art vorgezeichnet wäre, verkehrt erscheinen würden, wie man dies in der That zuweilen findet, so muß der Kupferstecher sich entweder des Firnißpapiers bedienen, und bei Uebertragung der darauf abgerissenen Zeichnung auf die Platte, das Papier umwenden, oder sich durch einen sogenannten Gegenabdruck, der die Zeichnung umgekehrt und so darstellt, wie sie auf die Platte gebracht werden muß, zu Hülfe kommen. Der Gegenabdruck wird hervorgebracht, indem man die zu copirende Zeichnung behutsam anfeuchtet, sie sodann mit einem ebenfalls angefeuchteten Blatte weißen Papiers bedeckt, und beide zu-

Digitized by Google

gleich unter die Kupferdruckerpresse bringt. Durch dieses Verfahren erhält man einen, in der Ausführung zwar unvollkommnen, in den Umrissen aber doch ganz genauen Abdruck, dessen Uebertragung auf die Platte nach der oberwähnten Methode nun keiner weitern Schwierigkeit mehr unterworfen ist.

Calvarienberg, Golgatha, die Schädelstätte, der Richtplatz der alten Juden. Dieser in der evangelischen Geschichte berühmte Berg, der ehemals außerhalb der Stadt Jerusalem gelegen war, ist jetzt in deren Ringmauer eingeschlossen. Auf demselben steht die größte und vornehmste Kirche in Palästina, welche die heilige Helena, Kaiser Konstantin's Mutter, im 4. Jahrh. zu bauen angeordnet hat. In katholischen Ländern heißt jede Erhöhung, jede Kapelle, wo man ein Kreuz aufgepflanzt hat, und wohin man in der Fastenzeit, zur Feier und Darstellung des Leidens Christi wallfahrtet, Calvarienberg. Es sind oft wirkliche Berge, zu deren Spitze ein Pfad führt, der von Stelle zu Stelle mit Bildern oder Figuren, kleinen Capellen, Inschriften ꝛc. besetzt ist, welche die Hauptbegebenheiten des Lebens Jesu darstellen bis zur Kreuzigung, die oben durch drei wirkliche Kreuze, mit dem Heiland und den zwei Schächern, zuweilen auch mit den dazu gehörigen Gruppen, versinnlicht wird.

Calvart (Dionys), ein Mahler, geboren zu Antwerpen 1565. Er kam als Landschaftsmahler sehr jung nach Italien, wo er, um Figuren zeichnen zu lernen, die Schule Fontana's und Sabbatini's besuchte, auch an den Arbeiten im Vatican Theil nahm. Nachdem er einige Zeit nach Raphael gezeichnet hatte, eröffnete er eine Schule zu Bologna, aus der hundert sieben und dreißig Meister, und unter diesen Albano, Guido und Dominichino hervorgingen. Die Bologneser betrachten ihn als einen der Wiederhersteller ihrer Schule, besonders in Hinsicht des Colorits. Calvart verstand die Perspective, die Anatomie und die Architektur, aber seine Figuren sind zuweilen unedel und zu kühn gestellt. Er starb 1619 zu Bologna, dort sind auch seine besten Gemälde. Agostin Caracci und Sadeler haben einen Theil seiner Werke gestochen.

Calvin (Joh.), der zweite große Reformator des 16. Jahrh., war zu Noyon in der Picardie den 10. Juli 1509 geboren. Sein Vater, Gerard Calvin, war ein Böttcher und widmete ihn früh dem geistlichen Stande. Wir erfahren von Calvin selbst, in einem Briefe an Claude d'Hangest, Abt von St. Eloi zu Noyon, daß er der Familie dieses Prälaten seinen ersten Unterricht und eine anständige Erziehung verdankte. Kaum zwölf Jahre alt, erhielt er eine Pfründe bei dem Dom seiner Vaterstadt. Sechs Jahre darauf ward er zu einer Pfarre berufen, die er bald mit einer andern vertauschte. So hatte Calvin durch die Gunst seiner Gönner schon vor seinem zwanzigsten Jahre mehrere Pfründen und selbst den Titel und die Einkünfte einer Pfarre, während er noch in Paris seine Studien fortsetzte. Hier machte er die Bekanntschaft seines um einige Jahre ältern Landsmanns Pierre Robert Olivetan, von dem er die ersten Keime der neuen Lehre empfing, welche sich in Frankreich zu verbreiten begann. Er fand sich dadurch veranlaßt, der Theologie zu entsagen, um anfangs zu Orleans und später zu Bourges die Rechte zu studiren. Er machte schnelle Fortschritte darin, und lernte zugleich die griechische Sprache unter Melchior Volmar, einem Deutschen, der die von Olivetan in ihm geweckte Neigung zu Neuerungen verstärkte. 1532 kam er nach Paris zurück und legte seine Pfründen nieder. Er gab in demselben Jahre

einen lateiniſchen Commentar über die beiden Bücher des Seneca de clementia heraus, auf welchem er ſich lateiniſirt Johannes Calvinus nannte, und mußte 1533 aus Paris flüchten, da ſein Freund Michael Cop, Rector der Univerſität, wegen einer über die neue Lehre gehaltenen Rede in Unterſuchung verfiel, und er ſich der Theilnahme daran verdächtig gemacht hatte, und begab ſich zu Du Tillet, Canonicus zu Angoulême, bei welchem er ruhig ſeine Studien fortſetzte, und die Materialien zu ſeiner zwei Jahre nachher erſchienenen chriſtlichen Unterweiſung zu ſammeln anfing. Von da ging er nach Nerac, zur Königin Margarethe von Navarra, Franz I. Schweſter, die nicht ſowohl aus entſchiedener Neigung für die neue Lehre, als aus Liebe für die Wiſſenſchaften, mehrern Gelehrten, welche ihrer Meinungen wegen Frankreich verlaſſen ſollten, eine Zuflucht gewährte. Calvin ward von ihr ſehr wohl aufgenommen und lernte hier mehrere Männer kennen, die in der Folge ſeiner Partei nützlich wurden, kehrte nach Paris zurück, mußte aber 1534 auf's neue Frankreich verlaſſen. Jetzt ging er nach Baſel, wo er, als ein Glaubensbekenntniß der in Frankreich grauſam Verfolgten und zum Scheiterhaufen Verurtheilten, ſeine chriſtliche Unterweiſung herausgab, in welcher er die Abſicht hatte, ſie von der aus politiſchen Gründen verbreiteten Verläumdung zu befreien, daß ſie Aufrührer und Wiedertäufer ſeien, und mit der lutheriſchen Lehre nichts gemein hätten. Es würde ſich nicht in der Kürze darſtellen laſſen, wie er weiter ging, als Luther in der Lehre vom freien Willen, von der Zurechnung und dem Verdienſt guter Werke; leichter laſſen ſich die kühnen Folgerungen angeben, die er aus ſeinen Lehren zog. Er beſtritt nicht nur ebenfalls die Oberſtelle des Papſtes, ſondern ſelbſt das Anſehn der allgemeinen Kirchenverſammlungen; ein Biſchof oder Prieſter iſt ihm kein ſichtbares Haupt der Kirche; er läßt kein anderes Gelübde zu, als die Taufe; und keine andern Sacramente als die Taufe und das Abendmahl, und auch dieſe betrachtet er nicht als unerlaßlich nothwendig zur Seligkeit. Die Meſſe iſt ihm eine Entweihung und die Verehrung der Heiligen ein Götzendienſt. Dieſes Werk erſchien unter dem Titel: Institutio christianae religionis, anfangs lateiniſch, nachher aber franzöſiſch, und wurde faſt in jedem Jahre von ihm verbeſſert und vermehrt herausgegeben. Die vollſtändigſte Ausgabe beſorgte Robertus Stephanus 1559. Die vorangeſetzte Praefatio ad Christianissimum Regem, qua hic ei liber pro confessione fidei offertur, konnte indeß den Religionsverfolgungen in Frankreich kein Ende machen, da Franz I., von religiöſer Schwärmerei weit entfernt, durch politiſche Rückſichten dazu gedrungen wurde. Calvin ging hierauf nach Italien, um dort ſeine Lehren zu predigen, fand bei der Herzogin Renata von Frankreich, Tochter Ludwigs XII. und Gemahlin Herkules von Eſte, die in der Folge ſich zu ſeiner Lehre bekannte, günſtige Aufnahme, mußte ſich aber von Aoſta, wo man ihn entdeckte, durch ſchleunige Flucht retten, und kam um die Mitte des J. 1536 wieder nach Paris. Da er jedoch hier nicht mit Sicherheit leben konnte, beſchloß er nach Baſel zu gehen, und nahm den Weg über Genf, wo ſeit einem Jahre durch ein förmliches Decret der Regierung die neue Lehre eingeführt worden, und Farel für die Befeſtigung derſelben thätig war. Dieſer bewog ihn leicht, ſich mit ihm zu vereinigen. Calvin bekam bald darauf den Auftrag, theologiſchen Unterricht zu ertheilen, dem er ſich einzig widmete, während er Farel die Kanzel überließ. Aber ein nicht minder eifriger, jedoch weniger geſchickter

Geiſtlicher, mit dem ſie ſich verbunden hatten, zog ihnen eine Menge mächtiger Feinde zu, durch welche ſie endlich geſtürzt wurden. Der Anlaß dazu war folgender. Die genfer Kirche bediente ſich beim Abendmahl des geſäuerten Brotes, und hatte die Taufſteine aus den Kirchen entfernt; auch, außer dem Sonntag, alle Feſte abgeſchafft. Dieſe Neuerungen wurden von der lauſanner Synode nicht gebilligt; Der Magiſtrat von Genf verlangte von Farel und Calvin, daß ſie ſich nach dem Ausſpruche derſelben bequemen ſollten, und gab ihnen, da ſie ſich weigerten, den Befehl, die Stadt in drei Tagen zu verlaſſen. Dies geſchah im April 1538. Sie gingen nach Bern, und da die Bemühungen des berner Magiſtrats und der züricher Synode ihre Zurückberufung nicht bewirken konnten, begab ſich Calvin nach Straßburg, wo Luthers Lehre durch Bucer ſeit 10 Jahren Eingang gefunden hatte. Dieſer nahm ihn ſehr wohl auf, und ließ ihn zum Profeſſor der Theologie ernennen. Zugleich bekam er die Erlaubniß, eine franzöſiſche Kirche zu errichten, welche durch die große Menge aus Frankreich Geflüchteter ſehr bedeutend ward. Ungeachtet der großen Achtung, in der er hier ſtand, waren doch ſeine Blicke auf Genf gerichtet, deſſen Einwohner er in zwei Schreiben ermahnte, der neuen Lehre treu zu bleiben, als der Cardinal Sadolet ſie einlud, in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Hier gab Calvin auch 1540 ſeine Schrift über das Abendmahl heraus, in welcher er ſowohl Luther's, der dieſes Sacrament im Wortſinne nahm, als Zwingli's Meinung, der es bildlich verſtand, zu widerlegen ſuchte (ſ. d. Art.). Erſt in einer 1549 in Zürich gehaltenen Unterredung erklärte er ſich unbedingt für die Meinung des Letztern. Endlich 1541 gelang es ſeinen Freunden in Genf, ſeine Rückberufung zu bewirken; eine eigene Deputation erſuchte den Magiſtrat von Straßburg, ihn ſeiner alten Heerde wiederzugeben. Da aber Calvin zum Abgeordneten auf dem Reichstage zu Frankfurt ernannt worden, und nachher noch der Berathſchlagung zu Regensburg beiwohnen mußte, ſo konnte er erſt im Sept. d. J. wieder nach Genf kommen. Er legte jetzt dem Rath den Plan ſeiner Verordnungen über die Kirchenzucht vor, welche ſogleich angenommen und im November bekannt gemacht wurden. Zufolge einer dieſer Verordnungen wurde ein halb aus Geiſtlichen, halb aus Laien beſtehendes Conſiſtorium gebildet, „um über die Erhaltung der reinen Lehre" und die Sitten zu wachen. Daſſelbe zog Jedermann ohne Ausnahme über die geringſten Handlungen und Reden zur Rechenſchaft, und verwies die Fälle, wo Kirchenſtrafen nicht zureichten, mit einem Gutachten an den Rath. So machte ſich Calvin zum Herrn aller Handlungen wie aller Meinungen der Genfer. Sein Geiſt herrſchte ausſchließlich im Rath wie im Conſiſtorium, und die Richter nahmen nie Anſtand, Jeden zu beſtrafen, der ſich ihm widerſetzte. So ward eine Magiſtratsperſon entſetzt und zu zweimonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt, „weil der Lebenswandel dieſes Mannes unregelmäßig ſei, und er mit Calvin's Feinden in Verbindung ſtehe;" ſo wurde Jacob Gruet enthauptet, „weil er gottloſe Briefe und unſittliche Verſe geſchrieben, und die Kirchenordnungen zu ſtürzen geſucht habe." Mit gleicher Strenge wurden die Meinungen gerichtet. Es iſt bekannt, wie Michel Servet auf ſeiner Durchreiſe durch Genf 1553 verhaftet und auf Calvins Anklage lebendig verbrannt wurde, weil er das Geheimniß der Dreieinigkeit in einem zu Genf weder geſchriebenen noch gedruckten Buche angegriffen hatte. Noch zahlreiche ähnliche Beiſpiele ließen ſich anführen, um den blinden und wilden Schwärmer-Eifer zu

beweiſen, den er dem Magiſtrate von Genf für die Erhaltung der guten Sitten und der ſogenannten reinen Lehre eingeflößt hatte; und dadurch gelang es ihm, den Neuerungen und dem Unterſuchungsgeiſte Einhalt zu thun, und ſeine Anhänger zu ſtrengen und in gewiſſer Hinſicht untadelhaften Menſchen zu bilden. Auch in der bürgerlichen Geſetzgebung der Genfer und den Formen ihrer Regierung nahm er Aenderungen vor, wobei ihm einige geflüchtete Franzoſen behülflich waren. Zur Beförderung nützlicher Studien errichtete er die, von ſeinem Freunde Theodor Beza ſo glücklich geleitete Akademie. Lieſet man, was Calvin während ſeines Aufenthalts in Genf alles that, ſo kann man nicht begreifen, wie er ſo vielen Arbeiten nicht unterlag. Er predigte faſt täglich, ertheilte wöchentlich drei Mal theologiſchen Unterricht, wohnte allen Berathſchlagungen des Conſiſtoriums, allen Sitzungen der Predigergeſellſchaft bei, und war die Seele aller Beſchlüſſe. Eben ſo oft über juriſtiſche wie über theologiſche Gegenſtände befragt, antwortete er Allen. Dabei fand er noch Zeit für politiſche Verhandlungen im Namen der Republik, für eine Menge Schriften zur Vertheidigung ſeiner Meinungen, von denen ſeine Commentare über die Bibel die wichtigſten ſind, und für einen Briefwechſel durch ganz Europa, vornehmlich aber nach Frankreich, wo er auf alle Weiſe die neue Lehre zu verbreiten ſuchte. Außer ſeinen gedruckten Predigten beſitzt die genfer Bibliothek deren 2025 in der Handſchrift, und, wie auch die berner, mehrere ungedruckte theologiſche Abhandlungen. Wiewohl Calvin in weſentlichen Punkten von Luther abwich, ſo wurden doch ſeine Anhänger von den Lutheranern nicht unterſchieden, und in den Edicten Franz I. und Heinrichs II., und ſelbſt in dem Edict von Rouen im J. 1559 mit dieſem Namen bezeichnet. Sie ſelbſt betrachteten zwar Calvin als ihr Haupt, ohne ſich darum für verſchieden von den Anhängern Luther's zu halten. Dieſe förmliche Abſonderung geſchah erſt nach dem Colloquium (Unterredung) von Poiſſy 1561, wo ſie außer einigen andern, hauptſächlich den 10. Artikel der augsburgiſchen Confeſſion (Glaubensbekenntniß) ausdrücklich verwarfen, und den Namen Calviniſten annahmen. Calvin ſtarb den 27. Mai in ſeinem 55. Lebensjahre. Er war von ſehr ſchwachem Körper und litt an häufigen Krankheiten. In Straßburg hatte er ſich mit einer Witwe, Idelette de Burie, 1539 verheirathet; ein mit ihr gezeugter Sohn ſtarb früh; 1549 verlor er ſeine Gattin, worauf er ſich nicht wieder verheirathete. Er war nüchtern und ſtreng in ſeinen Sitten, aber von einer traurigen und unbeugſamen Gemüthsſtimmung. Er kannte nie die Süßigkeit der Freundſchaft, und hatte keine andere Leidenſchaft, als ſeinen Meinungen den Sieg zu verſchaffen. In Rückſicht der Uneigennützigkeit wird er wenige ſeines Gleichen haben. Er hatte einen Jahrgehalt von 150 Franken, funfzehn Maß Getreide und zwei Fäſſer Wein; nie nahm er ein Mehreres. Der Werth ſeines geſammten Nachlaſſes in Büchern, Möbeln, Geld u. ſ. w. überſtieg nicht 125 Thaler. Sein Charakter war unduldſam und ertrug keinen Widerſpruch. „Ich habe," ſchrieb er an Bucer, „keine härtern Kämpfe gegen meine Fehler, die groß und zahlreich ſind, als diejenigen, in denen ich meine Ungeduld zu beſiegen ſuche. Dieſes reißenden Thiers bin ich noch nicht Herr worden." Auch iſt der Ton ſeiner Streitſchriften faſt immer hart, und mit Bitterkeit und Verachtung gemiſcht. Es gelingt ihm nicht immer, das Gefühl, das er von ſeiner Ueberlegenheit hat, zu verbergen. Als Theolog ſtand Calvin keinem ſeiner Zeitgenoſſen nach an tiefen Kenntniſſen, Scharfſinn,

Digitized by Google

und, wie er sich dessen auch rühmt, in der Kunst, einen Gegenstand darzuthun; als Schriftsteller verdient er großes Lob. Seine lateinischen Schriften sind mit viel Methode, Würde und Correctheit geschrieben. Außerdem war er auch ein großer Rechtsgelehrter und ein geschickter Politiker. Aber alle diese ausgezeichneten Eigenschaften würden nicht hingereicht haben, ihn zum Oberhaupt einer besondern Religionspartei zu machen, wenn er nicht mit Kühnheit die Ausübung aller äußern Gebräuche verworfen hätte. Dadurch gewann er auf der einen Seite viele Gebildete, welche den Sinnenreiz für etwas Unwürdiges anzusehen geneigt waren, und gab auch den Ungebildeten ein leichtes Mittel an die Hand, ihre Trennung von der Gegenpartei zu bezeichnen, ohne auf die Sache selbst eingehen zu dürfen, wozu sie allerdings weder geneigt noch geschickt waren.

Calydon (Kalydon), eine uralte Stadt Aetoliens, berühmt durch den König Oeneus, den kalydonischen Eber, die Deïnaira und den Herkules. Als Oeneus, so erzählt die Mythengeschichte, einst allen Göttern ein feierliches Opfer gebracht, dabei aber Dianen vergessen hatte, sandte diese aus Rache einen furchtbaren Eber, der die Fluren und Gärten verwüstete. Um dieses Ungeheuer zu jagen und zu erlegen, berief Meleager, des Oeneus Sohn, die tapfersten Helden Griechenlands, den Theseus, Jason, Nestor u. A. Keiner konnte ihn tödten und mehrere kamen um. Endlich traf ihn Meleager, daß der Wurfspieß im Rücken stecken blieb, und verwundete ihn mit dem Fangeisen, worauf die Uebrigen ihn völlig erlegten. (Vergl. Meleager.)

Camaldulenser, Eremiten und Mönche des vom h. Romuald, einem Benedictiner adeligen Geschlechts aus Ravenna, im Thale Camaldoli bei Arezzo auf den Apenninen 1012 gestifteten und 1072 vom Papst Alexander III. bestätigten Ordens, gab es in Italien, Frankreich, Deutschland und Polen. Dieser anfangs blos zum Einsiedlerleben in abgesonderten Klausen bestimmte Orden, ging bei zunehmendem Reichthum und Anwachs großentheils zum gesellschaftlichen Klosterleben über, und theilte sich in Einsiedler, Observanten und Conventualen, welche zwar 1513 zu einem Ganzen vereinigt, dem Vorsteher des Stammsitzes Camaldoli untergeben, und durch Unterdrückung der ausgearteten Conventualen gereiniget wurden, aber durch das Streben neuer Stiftungen nach Unabhängigkeit wieder zerfielen. Im 18. Jahrh. bestanden fünf, von einander ganz unabhängige, unter eignen Generalen (majores) stehende Brüderschaften der Camaldulenser. 1) Die Mutter der übrigen, Camaldoli; 2) Kronenberg bei Perugia; 3) zu Turin; 4) zu Großbois bei Paris, und 5) zu Murano im Venetianischen. Zwölf andere Klöster der Camaldulenserinnen standen unmittelbar unter den Bischöfen ihrer Sprengel. Die weiße Kleidung und die verschärfte Benedictinerregel hatten alle mit einander gemein, die Einsiedler überdies noch Bärte und strengere Regeln im Fasten, Schweigen, Geißeln und andere Selbstquälereien. Bei diesem stets nur beschaulichen Leben konnte der, in der öffentlichen Meinung nie bedeutende, Camaldulenserorden auf keine Weise gemeinnützig und, nachdem er im Oesterreichischen unter Joseph II., in Frankreich während der Revolution, in Italien und Polen unter dem Einflusse der Franzosen erloschen war, auch nicht vermißt werden. E.

Camayeu, s. Grau in Grau.

Cambacérès (J. J. Regis de), Herzog von Parma, Prinz und gewesener Erzkanzler des französ. Reichs, Mitglied des Instituts ꝛc. ist 1753 zu Montpellier in einer unbegüterten Familie ange-

ſehener Rechtsgelehrten geboren. Sein Eifer und ſeine Talente erwarben ihm bald einen großen Ruf, und verſchafften ihm das Amt eines Raths an der Cour des comptes zu Montpellier. Nachdem er ſich zu Anfang der Revolution verſchiedenen Staatsgeſchäften unterzogen, ward er im Sept. 1792 zum Conventsmitgliede ernannt. Er arbeitete viel in den verſchiedenen Ausſchüſſen, und beſchäftigte ſich beſonders mit dem Gerichtsfache. Am 12. Dec. 1792 erhielt er den Auftrag, Ludwig XVI. zu fragen: wen er ſich zu ſeinem Beiſtande wählen wolle, und ließ beſchließen, daß die gewählten Rathgeber freien Zutritt zu dem Könige erhielten. Im Jan. 1793 erklärte er Ludwig für ſchuldig, machte aber dem Convent das Recht ſtreitig, ihn zu richten, und ſtimmte: einſtweiligen Verhaft, und im Fall eines feindlichen Einfalls, den Tod. Den 24. Jan. ward er zum Secretär ernannt. Als Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes zeigte er in der Sitzung vom 26. März die Verrätherei des Dumouriez an. Im Auguſt und Oct. 1793 legte er ſeinen erſten Plan zu einem bürgerlichen Geſetzbuche vor, in dem ſich die demokratiſchen Ideen des damaligen Zeitgeiſtes ausſprachen. Man fand in einem aufgefangenen Briefe von Antraigues die Worte: „Ich wundere mich gar nicht, daß Cambacérès unter denen iſt, welche die Rückkehr des Königthums wünſchen; ich kenne ihn ꝛc.“ Cambacérès wies die Beſchuldigung, welche daraus hätte gegen ihn geführt werden können, zurück. Die Verſammlung befahl, ſeine Rede drucken zu laſſen; aber ſein republikaniſcher Ruf hatte dennoch einen Stoß bekommen, und er ward aus dem Directorium, für das er aufgezeichnet war, zurückgewieſen. Er trat in den Rath der Fünfhundert, wo er einen neuen Plan zu einem bürgerlichen Geſetzbuche vorlegte. Den 20. Mai 1797 trat er aus dem Rathe; das Jahr darauf erſchien er unter den Wählern von Paris, und nach der Revolution vom 30. Prairial VII. (19. Juni 1799) ward er zum Juſtizminiſter erhoben. Den 18. Brumaire erhielt er die Stelle eines zweiten Conſuls, welche er im December antrat. Er ließ die Einrichtung der Gerichtsverwaltung den Hauptgegenſtand ſeiner Beſchäftigung ſein. Nach Napoleon's Thronbeſteigung ward er zum Reichserzkanzler und darauf zum Großofficier der Ehrenlegion ernannt, erhielt nach und nach faſt alle fremde große Orden, und ward 1808 Herzog von Parma. Er hat ſich ſtets durch vorzügliche Anhänglichkeit an Napoleon ausgezeichnet. Die vielen Senatus-Conſulte, die während deſſen Regierung erſchienen, ſind von ihm abgefaßt. Der Geiſt, in dem ſie geſchrieben, iſt noch in friſchem Andenken. Bei Annäherung der Verbündeten 1814 folgte er dem Gouvernement nach Blois, und ſandte von dort ſeine Zuſtimmung zu des Kaiſers Abſetzung. Als dieſer aber 1815 zurückkehrte, nahm er das Portefeuille des Juſtizminiſteriums. Nach Napoleon's zweitem Sturze traf ihn die Verbannungs-Verordnung Ludwigs XVIII.; er ging nach Brüſſel. Im Dec. 1818 erlaubte ihm der König die Rückkehr nach Paris, wo er ſeit dieſer Zeit privatiſirt.

Cambrai oder Camerich, eine große, ſtark befeſtigte Stadt mit einem Erzbisthume an der Schelde, im Königreiche der Niederlande. Von daher kommt die unter dem Namen Cambrai oder Cammertuch bekannte Leinwand. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 16,000. Ueber den Frieden zu Cambrai im J. 1529 ſ. Friedensſchlüſſe. 1507 wurde zu Cambrai ein berühmtes Bündniß gegen die Republik Venedig geſchloſſen, und 1724 zwiſchen Kaiſer

Carl VI. und Philipp V. ein Friedenscongreß eröffnet, der ſich aber durch den wiener Vergleich von 1725 zerſchlug.

Cambridge, die ſchlechtgebaute Hauptſtadt der gleichnamigen engl. Grafſchaft am Fluß Cam, berühmt wegen ihrer Univerſität, welche ſchon im J. 630 geſtiftet ſein ſoll, aber erſt 1280 ihre jetzige Einrichtung erhielt. Sie hat zwölf Collegia (ſ. Colleges), unter welchen das Trinity-College das wichtigſte iſt, und vier Hallen, wo die Studenten unter Aufſicht wohnen. Ihre Privilegien ſind bedeutend; ſie ſendet zwei Deputirte in's Parlament. Sehr beträchtlich ſind die Bibliotheken und einige andre wiſſenſchaftliche Sammlungen. Cromwell und Milton ſtudirten daſelbſt, und in dem Garten des Chriſt-College ſteht noch jetzt ein großer alter Maulbeerbaum, den der unſterbliche Sänger des verlornen Paradieſes gepflanzt haben ſoll. Er wird mit großer Sorgfalt gepflegt, und man hat den Stamm mit einem Ueberzuge von Blei bekleidet, um ihn vor dem Einfluſſe der Witterung zu ſchützen. Die Zahl der Studenten iſt gewöhnlich gegen 1500; die Einwohnerzahl aber gegen 11,000.

Cambridge (Adolphus Frederik von England, Herzog von), Graf von Tipperary, Baron von Culloden, Generalſtatthalter von Hannover, Kanzler der Univerſität von St. Andre und Feldmarſchall. Er iſt geboren den 24. Jan. 1774. Früh ſchon für den Waffendienſt beſtimmt, trat er mit dem 16. Jahre als Fähnrich ein, und bezog bald hernach die Univerſität Göttingen. Nachdem er ſich einen Winter am Hofe Friedrich Wilhelms II. aufgehalten hatte, reiſte er nach London zurück (1793), und wurde 1794 nach erlangter Volljährigkeit zum Oberſten und Herzog von Cambridge ernannt, und in die Pärskammer berufen. Bald trat er, wenigſtens dem Namen nach, auf die Seite der Oppoſition unter Fox, bis dieſe Partei, wegen ihrer revolutionären Geſinnungen verdächtig, ſich beinahe auflöſte. Er ſchloß ſich nun an die andre, dem Pitt entgegengeſetzte Partei des Grenville an, bis er 1803 ohne Armee zur Vertheidigung von Hannover abgeſandt wurde. Bald trat er aber den Oberbefehl an Wallmoden ab, und kehrte nach England zurück. Stets heftig gegen Buonaparte eifernd, ſchwankte er zwiſchen den Parteien der Lords Sidmouth, Grenville und der Oppoſition, und wurde bei der Wiedergewinnung von Hannover zum Generalſtatthalter dieſes Königreichs erhoben. Die Stadt Hannover verdankt ihm durch ſeine königl. Hofhaltung und durch den Schutz, den er manchen Künſten, namentlich der Schauſpielkunſt angedeihen läßt, gegenwärtig ſehr viel. Er vermählte ſich den 7. Mai 1818 mit Auguſte, der Tochter des Landgrafen Friedrich von Heſſen-Caſſel, die im März 1819 ihm einen Sohn geboren hat.

Cambyſes (Kambyſes), 1) Cyrus des Großen und der Kaſſandana Sohn, ward nach ſeines Vaters Tode König der Perſer und Meder im J. 530 vor Chr. Geb. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung machte er einen Angriff auf Aegypten, ſchlug den König dieſes Landes, Pſammenit, eroberte die Hauptſtadt Memphis und unterwarf binnen ſechs Monaten das ganze Land. Nunmehr wollte er eine Flotte gegen Karthago abſenden, Aethiopien erobern und ſich des Tempels des Jupiter Ammon bemächtigen. Die erſte dieſer Unternehmungen kam gar nicht zu Stande, da die mit Phöniciern bemannte Flotte ihm den Gehorſam verweigerte; das gegen die Ammoniten abgeſchickte Heer kam in den Sandwüſten um, und das Heer, an deſſen Spitze er ſelbſt gegen die Aethiopier aufgebrochen war, ward durch Hunger zum Rückzuge gezwungen. Jetzt übte er ſchonungslos die äußerſten Grauſam-

Digitized by Google

keiten aus. Als er bei seinem Eintritt in Memphis die Aegypter in der Feier eines Festes zu Ehren des wieder aufgefundenen Apis begriffen fand, glaubte er, man freue sich seiner Unfälle. Er ließ den heiligen Stier sich vorführen, und erstach ihn mit seinem Säbel; die Priester aber ließ er mit Ruthen peitschen. Seinen Kummer zu vergessen, überließ er sich dem unmäßigsten Genusse des Weins. Kein Verhältniß war dem stets Trunkenen heilig. Seinen Bruder Smerdis, über den ein Traum ihn beunruhigt hatte, ließ er umbringen; seine Schwester und Gemahlin Atossa, die des Smerdis Tod beweinte, tödtete er mit einem Fußtritt. Diese und andere Handlungen der unsinnigsten Wuth hatten die Gemüther von ihm entfernt. Ein Magier benutzte dies Mißvergnügen, und bemächtigte sich unter dem Namen des Smerdis, dessen Tod man verheimlicht hatte, des Throns. Kambyses war entschlossen, nach Susa zu gehen, um ihn zu bestrafen, als er sich beim Aufsteigen auf sein Pferd mit seinem Säbel in der Hüfte verwundete. Er starb an dieser Wunde bald darauf im J. 522 zu Ekbatana in Assyrien, ohne Kinder zu hinterlassen. 2) Ein Perser von niederer Abkunft, der Großvater des vorigen, den der König Astyages seiner Tochter Mandane zum Gemahl gab, um der Erfüllung eines Traums, nach welchem er durch seinen Tochtersohn die Krone verlieren sollte, vorzubeugen, indem er sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß seine Enkel, stets der ihrem Vater erzeigten Wohlthat eingedenk sein würden. Er entging aber dennoch seinem Schicksale nicht; denn Cyrus, der Mandane Sohn, entthronte ihn.

Camee, eigentlich ein geschnittener Stein, welcher zwei Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhobene Figur geworden, die andere aber der Grund derselben ist. Weil gemeiniglich Onyxe dazu genommen werden, so werden in weiterer Bedeutung erhoben geschnittene Onyxe, und in noch weiterer alle erhoben geschnittene, kostbare Steine Cameen genannt. Eine der berühmtesten ist die zu Paris befindliche Onyxcamee unter dem Namen: Apotheose des August; auch durch die besondern Schicksale, welche dieser Onyx gehabt hat, merkwürdig. (Vergl. Steinschneidekunst.)

Camenen (oder Camönen) werden die Musen genannt. Eigentlich war Camena eine Gottheit der ältesten Bewohner Italiens, die auch nachher Carmenta hieß, und das Symbol der höchsten göttlichen Weisheit ausdrückte. Numa weihete den Camenen einen Quell und Hain, und eben daher wurden sie mit den Musen verwechselt.

Cämentation heißt ein chemisches Verfahren, wodurch ein Metall (oft auch andre Körper) mit Substanzen, welche darauf wirken sollen, oft schichtweise (stratum super stratum) in verschlossenen Gefäßen in Verbindung gesetzt werden, damit nach Verschiedenheit des beabsichtigten Zwecks in einer erhöheten Temperatur, ersteres von Beimischungen getrennt oder verändert (oft auch oxydirt) werde. Das Gefäß heißt die Cämentirbüchse (Schmelztiegel); die Substanz, womit die Metalle oder andere Körper umgeben werden, das Cäment oder Cämentpulver. So wird Gold mit einem Gemenge von Ziegelmehl, Calcothar und Kochsalz cämentirt, Eisen mit Kohlenstaub und andern Substanzen cämentirt, und dadurch in Stahl verwandelt; Glas dagegen durch Cämentation mit Gyps, in reaumür'sches Porcellan. Kupfer entsteht durch Cämentation aus Eisen, das man in schwefelsaure Kupferauflösung legt, durch Entziehung des Sauerstoffs und der Säure u. s. w.

Digitized by Google

Camera clara (helle Kammer), ein vom Opticus Reinthaler erfundenes optisches Instrument, welches den Mängeln der Camera obscura abhilft, und den Vortheil hat, daß der abzubildende Gegenstand nicht von der Sonne beschienen zu werden braucht. Alle Gegenstände bilden sich darin mit großer Bestimmtheit und Schärfe ab, und sie ist bei hellem und trübem Wetter, bei Sonnen- und Mondschein gleich vortheilhaft zu gebrauchen. — Camera lucida ist die etwas unpassende Benennung eines in England erfundenen Instruments, welches mit der Camera obscura (s. unten) nur insofern Aehnlichkeit hat, daß es die gegenüber stehenden Gegenstände ganz der Natur getreu und in sehr verjüngtem Maßstabe darstellt. Die nähere Beschreibung desselben würde hier nicht an ihrem Platze sein. Der Hauptbestandtheil ist ein Prisma. Wenn der Beschauer sich diesem, nachdem es zuvor gehörig aufgestellt ist, mit dem Auge nähert, so erblickt er das Bild des davor befindlichen Gegenstandes in größter Klarheit und vollkommener Schärfe der Umrisse auf dem untergelegten Papierbogen, und kann denselben mit geringer Mühe darauf abzeichnen, während die Umstehenden nur seine Zeichnung auf dem Papiere entstehen sehen. — Camera obscura (finstere Kammer), nennt man entweder ein ganz verschlossenes Zimmer, in welches das Licht nur durch eine kleine runde Oeffnung fallen kann, oder einen nach den Regeln der Lichtlehre eingerichteten Kasten, in welchem sich die äußern Gegenstände verkleinert abbilden. Eine solche Camera obscura dient theils zur Unterhaltung, theils kann man sich ihrer auch zum Nachzeichnen von Landschaften und Gegenden bedienen, wiewohl dabei am Colorit, welches zwar treu, doch matter ist, eingebüßt wird, was man an Schnelligkeit und Leichtigkeit gewinnt.

Cameralwissenschaften, sind diejenigen Wissenschaften, welche lehren, wie der Aufwand eines Staats für sein Gemeinwesen, von den Bürgern zur Bestreitung der Regierungskosten, am leichtesten aufgebracht werden kann. In früheren Zeiten war der Staatsaufwand viel einfacher als jetzt. Man bestritt damals solche Ausgaben fast ganz aus Domainen, Zehnten, Regalien und von den Kaisern privilegirten Zöllen. In jener Periode befaßten die Cameralwissenschaften, nur die etwaige sparsamere, oder genauere Hebungsform in der Benutzung der Domainen, Regalien und mäßigen Zölle, so daß die Brutto-Einnahme von der Netto-Einnahme nicht gar zu weit abwich. Schon damals nahm man in den landesherrlichen Kammern eine menschenfreundliche Milde gewahr, welche die fast unerschwinglichen Hand- und Spanndienste der Meyer- und Lehnbarpflichtigen, früher sogar der Leibeigenen, möglichst umzuwandeln und erträglicher zu machen beflissen war. Schon damals zeigte sich unter den Finanzverwaltern des Staats ein williger Geist, bald den Eigenthümer oder Nutznießer des Bodens, bald die Unternehmer einer Industrie, welche eine neue Nahrungsquelle zu werden schien, am Gewinn aus den Regalien Theil nehmen zu lassen, wobei freilich auch wie recht und billig, die Finanzen des Staats bald mittelbar bald unmittelbar gewannen. Man schwankte in jener Zeitfrist zwischen der eigenen Regie und zwischen der Verpachtung, und in letzterer wiederum zwischen der General- u. Specialverpachtung, und wie das im Kampfe zum Besserwerden fast immer zu gehen pflegt, man ging fleißig von einem Systeme zum andern über, und vereinigte sich sehr schwer über das, was unter allen Umständen das Beste sei. — So wie die Staatsbedürfnisse wuchsen,

wurde das Studium der Cameralwissenschaften umfassender. Bei der großen Mediatisirung so vieler deutschen Fürstenhäuser, nahm man sogar aus der Acte des Rheinbundes die neue Lehre an, daß die Domänen und Domänialdienste, Zehnten, Bergwerke und bisweilen sogar Licent, Zölle und Regalien, ein Allodialeigenthum der, der Landeshoheit beraubter Fürsten wären. Hatten nun die Kammern mancher mediatisirten deutschen Fürsten, aus ihrem kleinen Staate zu allen Hof- und Regierungsausgaben kaum andre Einkünfte bezogen, als diejenigen die ihnen ungeschmälert verbleiben sollten: so entstand durch die Ausscheidung der bedeutendsten Einkünfte für den alten Souverain, eine Leere in den Cassen der Fürsten mit vielen Souveränetätslanden, welche die obendrein durch häufige Contingentstellungen kostbarer gewordne Souverainetät, durch neue Auflagen zu decken beflissen sein mußten. Dadurch, daß die Minister der neuen Souveräne so spät die klare Ueberzeugung gewannen, ohne sehr vermehrte Auflagen in den sogenannten Souveränetätslanden, durch die im Umfang der Oberfläche sehr erweiterte Landeshoheit an disponibeln Einkünften keineswegs gewonnen, wo nicht sogar verloren zu haben, entstand in manchen Staaten Deutschlands das Finanzdeficit und die Methode, in Erwartung besserer Zeiten und verminderter Pensionen solches jährlich durch Staatsanleihen zu decken. Daher mußten nach der Herstellung des allgemeinen Friedens in Europa fast allenthalben in Deutschland die festen Auflagen vermehrt werden, statt daß man Verminderung gehofft hatte. Wenigstens gewann durch dies unerfreuliche Resultat, das Studium der Cameralwissenschaften. Was die deutschen mediatisirten Fürsten von der alten Souveränetätsdotation aus der Kaiserperiode, nicht behalten hatten, das war gemeiniglich im Drange der Finanzverlegenheiten von den neuen Souverainen verpfändet oder veräußert worden, und doch mußte der jetzige größere Staat für unendlich kostbarere Institutionen Geld herbeischaffen, als wofür die Vorfahren zu sorgen gewöhnt gewesen waren. Für Landstraßen, Kanäle Universitäten, Unterrichtsanstalten, Elementarschulen, Armen- und Medicinalpflege sollte Geld da sein, wofür vormals der Staat selbst wenig verwandte. Auch das Militär und die Centralverwaltung war weit kostbarer geworden. Dabei entstanden lebhafte Discussionen über die Concurrenz der mediatfürstlichen Domänen, über die Concurrenz der Privilegirten aller Art; viel beschäftigte das die Finanzmänner, eben so sehr aber die Theoretiker. Freilich entstanden schwerere Abgaben; indeß bildete sich sichtbar die Finanzwissenschaft mehr aus. So nannte man die erweiterte alte Cameralwissenschaft, die sich meistentheils nur mit der alten Reichsdotation des Staatsbudget beschäftigt hatte, nach ihrer erweiterten Sphäre, Finanzwissenschaft. Folgende Resultate gab in der neuesten Zeitfrist, die tiefe Forschung der Theorie der Cameralwissenschaft für Theorie und Praxis. In Folge der niedrigen Productenpreise, fand man fast nirgends die Vermehrung der Grundabgaben möglich. Man setzte fast allenthalben das Princip der gleichen Besteuerung ohne Rücksichtnahme auf den Rang des Besitzers und auf seine verjährten Immunitäten durch, jedoch mit Ausnahme des Grundeigenthums der mediatisirten Fürsten. Aber der Deutsche ist ein Rechtsvolk und hat Ehrfurcht vor dem Alten, daher bewilligte man dem alten Realprivilegienthum bald eine mindere Besteuerung für die alten Lasten, bald eine solide Abkaufssumme als Entschädigung. Sehr ungern entschloß man sich zu hohen Verbrauchssteuern auf die unentbehrlichen Bedürfnisse Jedermanns. Frei-

Digitized by Google

lich ſind dieſe ſehr einträglich, grade weil ſie Jedermann treffen, aber koſtbar in der Erhebung, weil ſie ſehr viele Aufſicht wider die Contravenienten fordern und weil diejenigen am meiſten dazu beitragen, welche ohne große Entbehrung ihre Bedürfniſſe füglich nicht noch mehr einſchränken können. Auch bringen ſolche bei beträchtlicher Höhe, die Regierung von der einen und der Handelsſtand ſo wie die Armuth von der andern Seite gewiſſermaßen in feindliche Verhältniſſe zu einander. Hohe Zölle auf fremde Induſtrie und Luxusproducte, fand man im Wege der Retorſion häufig, jedoch nicht allgemein billig, da nur dieſe England, die Niederlande und Frankreich zu billiger Behandlung der deutſchen Induſtrie beſtimmen dürften. Am feindlichſten behandeln faſt die meiſten freien deutſchen Städte die nachbarliche Induſtrie und Production durch ihre Thorabgaben. Handelstractate u. freundnachbarliche Receſſe zur Verminderung des gegenſeitigen Smuggelhandels der Unterthanen exiſtiren bisher noch nicht, ſo ſehr ſie auch im Intereſſe des edlen Handelsſtandes und der Moralität überhaupt zu wünſchen wären. — Nur in wenigen deutſchen Bundesſtaaten (jedoch in Würtemberg, Baden und Schwarzburg-Rudelſtadt) entſchloß man ſich zu beträchtlichen allgemeinen Einkommenſteuern zur Deckung der ſehr gewachſenen Staatsbedürfniſſe. Es war ſehr edel, daß hier die reicheren Mitglieder des Staats die Nothwendigkeit fühlten, die bedrückteren Mitbürger zu erleichtern. Allenthalben faſt aber fehlen in Deutſchland ſtarke Erbſchaftsſteuern, die doch ſo billig ſind, wenn, wie wir erlebten, durch große Staatsanleihen, das Einkommen der Nachkommenſchaft von den Zeitgenoſſen anticipirt wurde. In ſolchem Falle müßte man weder Fideicommiſſe, noch Erbſchaften der As- oder Descendenten ausnehmen. Wer erbt, kann leichter zahlen, als derjenige, der erſt verdienen ſoll, und eben ſo billig ſcheint, daß derjenige Erbe, der viel erbte, leichter und mehr an Procenten zahlt, als derjenige, welcher wenig erbte. Die Staatsſchulden haben überdem das Vermögen ſo mancher Privaten direct durch Gewinn auf dieſe Staatsſchulden, indirect durch höhere Stellung des Zinsfußes, als ſonſt der Fall geweſen wäre — unmäßig vermehrt, und die Grundſtücke in kleinen Parcelen, die eine mäßige Familie anſtändig ernähren, ſind bei der wachſenden Bevölkerung und allem Fallen mancher Landesproducte neben vermehrten Staats- und Gemeindeabgaben, dennoch im ganzen nicht ſehr im Preiſe gewichen. Reich iſt unſre Literatur allerdings an allem Altwiſſenſchaftlichen, über die Finanzen der Griechen, Römer und über ihr Abgaben- und Münzweſen ꝛc. Dagegen verlautet über das Finanzweſen der jetzigen ſouverainen Staaten wenig, außer den Discuſſionen der Landtage und den in Folge der Staatsbedürfniſſe ergangenen Verordnungen. Doch iſt hierüber die reine wiſſenſchaftliche Kritik in Prüfung allgemeiner Grundſätze unverboten, und dürfte wiſſenswürdig ſein. Viele Schriften erſcheinen dagegen, welche die Abkaufung beim Zehnt- und Dienſtweſen der Landleute auch bei der Huth und Weide auf fremden Gründen, durch geſetzliche Beförderungsmittel, empfehlen. Im Großen wirkt hier keine Regierung edler und beſonnener als die königlich preußiſche. Folge davon ſind die großen Theilungen der Gemeinheiten, die nicht ſeltenen Abtrennungen entlegener Gutsparcelen, welche ſich dann in behauſete Familienſtellen verwandeln, die durch ihre Abfriedigung vom fremden Eigenthum der Nachkommenſchaft zur Spatencultur einen Weg bahnen, Ab- und Zuwäſſerungen oft nothwendig machen, und neue Straßen befördern. Allen deutſchen Staaten fehlt noch ein ganz vollſtändiges, zweckmäßiges Geſetz zur

Digitized by Google

Begünſtigung der kleinen Cultur in mäßigen Familienſtellen, und doch ſcheint der niedrige Kaufpreis mancher rohen Erzeugniſſe der großen Gutshöfe, deren Beſitzer zur Theilung und Vererbpachtung der nicht hoch genutzten Grundſtücke eigener Bewirthſchaftung, ſo wie die Geſetzgebung zur Beförderung und die Männer von Sachkenntniß zur ſchriftſtelleriſchen Mitwirkung einzuladen. Ein vortreffliches Werk über Finanzwiſſenſchaft iſt: von Jacob Handbuch der Finanzwiſſenſchaft. 2 Bände. gr. 8. 1822. Eine vollſtändige Literatur der Cameralwiſſenſchaft iſt in Erſch Literatur der Politik, Leipzig bei Brockhaus 1822 (Preis 1 Thlr. 16 Gr.) enthalten.

Camerarius (Joachim I.), einer der größten Literatoren und Polyhiſtoren Deutſchlands, der am meiſten zu den Fortſchritten der Künſte und Wiſſenſchaften im 16. Jahrh. beigetragen, theils durch die Ausgaben und Ueberſetzungen, die er, mit Commentaren verſehen, von vielen griechiſchen und lateiniſchen Autoren lieferte, theils durch verſchiedene Werke, von denen die meiſten lange claſſiſch geweſen und noch heut ſehr geſchätzt ſind; theils endlich dadurch, daß er den Univerſitäten Leipzig und Tübingen und dem akademiſchen Gymnaſium zu Nürnberg eine neue Geſtalt gab. Auch hatte er an den politiſchen und religiöſen Angelegenheiten ſeiner Zeit großen Antheil, und ward mit wichtigen Verhandlungen beauftragt. Der Umfang ſeiner Kenntniſſe, die Weisheit und Mäßigung ſeiner Grundſätze, die Kraft ſeines Charakters, ſeine ſanfte und überzeugende Beredſamkeit, erwarben ihm die Achtung aller ausgezeichneten Perſonen, und beſonders der Kaiſer Carls V., Ferdinands und Maximilians II. Er war 1500 zu Bamberg geboren. Sein alter Familienname war Liebhard; aber er wurde in Camerarius verwandelt, weil ſeine Vorfahren am Hofe Kammermeiſter geweſen. Er war erſt dreizehn Jahre alt, als ſein Vater ihn ſchon nach Leipzig ſchicken konnte. Hier ſtudirte er unter Richard Crocus die griechiſche Sprache, und vertrat in einem Alter von ſechzehn Jahren oft die Stelle ſeines Lehrers, wenn dieſer abweſend war. 1518 ging er nach Erfurt, wo er mit Eobanus in Verbindung trat, und im J. 1521 zog der Ruf Luther's und Melanchthon's ihn nach Wittenberg. Melanchthon ſchenkte ihm ſeine ganze Freundſchaft; Camerarius war 24 Jahr alt, als er ſein erſtes Werk, die lateiniſche Ueberſetzung einer Rede des Demoſthenes, herausgab. Ein Jahr darauf erſchienen ſeine Bemerkungen über die Tuſculanen des Cicero, wodurch er mit Erasmus in Briefwechſel kam. 1525 verließ er des Krieges wegen Wittenberg, und bereiſete Preußen. Im folgenden Jahre ward er zu Nürnberg als Lehrer der griechiſchen und lateiniſchen Sprache angeſtellt, und 1530 von dem Senat zum Abgeordneten am Reichstage zu Augsburg ernannt. Er nahm mit ſeinem Freunde Melanchthon großen Antheil an den Berathſchlagungen daſelbſt, in deren Folge beide die, unter dem Namen der Augsburgiſchen Confeſſion bekannte Acte abfaßten. Vier Jahre nachher wählte ihn der nürnberger Senat zum Secretär, welches ehrenvolle Amt er jedoch ablehnte. Der Herzog Ulrich von Würtemberg berief ihn auf die Univerſität Tübingen, und hier ſchrieb Camerarius ſeine Elemente der Rhetorik. Einige Zeit darauf trugen ihm Heinrich und Moritz von Sachſen auf, die Univerſität Leipzig neu zu organiſiren. Er verfaßte, gemeinſchaftlich mit Caſpar Borner, die Statuten derſelben. Lange ſtand er ihr als Rector und Decan vor. 1555 ging er aufs Neue als Abgeordneter zum Reichstage nach Augsburg und

Digitized by Google

von da mit Melanchthon nach Nürnberg, um hier über verschiedene Religionsgegenstände zu verhandeln. Im folgenden Jahre begleitete er diesen Gelehrten auf den Reichstag zu Regensburg. In der Folge gab er die, für die Zeitgeschichte so wichtigen Briefe Melanchthon's heraus, mit dem er 38 Jahre in Verbindung gestanden hatte.. Auch schrieb er ein Leben Melanchthon's, zugleich mit der Geschichte der Reformation. Camerarius war 68 Jahre alt, als Maximilian II. ihn nach Wien einlud, um sich über verschiedene kirchliche Angelegenheiten mit ihm zu berathen. Er kehrte mit reichen Geschenken zurück. In einem Alter von 74 Jahren befiel ihn eine Krankheit, die vom Stein herzurühren schien. Er wollte sich jedoch der Operation nicht unterwerfen, verbot auch die Section seines Körpers, und starb zu Leipzig im J. 1574. Unter seinen neun Kindern waren fünf Söhne, nämlich Johann, Herzogl. Preuß. Rath, der zu Königsberg starb; Joachim (s. unten); Philipp, Rechtsgelehrter und Rath zu Nürnberg; Ludwig, Arzt, und Gottfried, in Diensten des Pfalzgrafen Richard. Camerarius war von Natur ernst und einsylbig, selbst gegen seine Kinder. Der Lüge war er über alles feind, und duldete sie selbst im Scherze nicht. Seine Schriften belaufen sich auf 150, meistens Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. Auch hat man von ihm lateinische und griechische Gedichte und eilf Bücher vertrauter Briefe.

Camerarius (Joachim II.), des Vorigen Sohn, geboren zu Nürnberg 1534, einer der gelehrtesten Aerzte und größten Botaniker seiner Zeit. Nachdem er zu Wittenberg, Leipzig und Breslau die Medicin studirt hatte, bereisete er Italien, hörte hier noch die berühmtesten Professoren und promovirte zu Bologna. Als er 1564 nach Nürnberg zurückgekommen war, begann er seine Kunst mit großem Erfolg auszuüben. Er benutzte sein Ansehn, den Magistrat zur Stiftung einer medicinischen Lehranstalt zu vermögen, deren Decan er bis an seinen Tod war. Vor allem liebte er die Botanik, über die er mehrere große Werke herauszugeben sich vornahm. Er legte einen botanischen Garten an und sparte weder Mühe noch Kosten, um Materialien zu sammeln. So kaufte er von Caspar Wolf in Zürich die kostbare botanische Bibliothek und die Handschriften Conrad Geßner's um 150 Gulden. Es befand sich dabei eine Sammlung von 1500 in Holz geschnittenen Pflanzen, welche Camerarius zum Theil für seine Epitome utilissima Petri Andreae Matthioli u. s. w. benutzte. Eine kleine Zahl von Abbildungen hat er jedoch hinzugefügt, und zwar von seltenen Pflanzen, deren erste Kenntniß man ihm verdankt. Sämmtliche Abbildungen sind als die vollkommensten zu betrachten, die in Holz ausgeführt worden. Camerarius fügte seinem Werke die lateinische Uebersetzung von Calceolarius Reise nach dem Berge Baldo bei, deren deutsche Uebersetzung (von G. Handsch) unter dem Namen Kräuterbuch bekannt ist. Von seinen übrigen Werken nennen wir folgende: Hortus medicus et philosophicus; Sylva Hercynica (ein Catalog der Pflanzen seines Gartens); Electa georgica sive Opuscula de re rustica u. s. w. Er starb zu Nürnberg 1598. Noch nennen wir Johann Rudolph Camerarius und dessen Sohn Elias Rudolph, ferner dessen beide Söhne Elias und Rudolph Jacob und endlich des Letztern Sohn Alexander, welche sich sämmtlich um die Medicin, besonders aber um die Botanik bedeutende Verdienste erworben haben.

Digitized by Google

Camillus (Marcus Furius). Dieſer in der römiſchen Geſchichte ſo berühmte Held ward im J. R. 353 zum Volkstribun erwählt, und nahm Theil an der langen Belagerung von Veji. Drei Jahre ſpäter ward er mit derſelben Würde bekleidet, und zog wider die Falisker. Nachdem er Cenſor geworden, trug er auf ein Geſetz an, das den unverheiratheten Männern auferlegte, die Witwen der im Kriege Gebliebenen zu heirathen. Nach der Niederlage der Kriegstribunen L. Atilius und Cn. Genucius vor Veji durch die Tuſcier, ward Camillus mit der Dictatorwürde bekleidet. Er ſchlug die Falisker, Capenater und Tuſcier, rückte vor Veji, in das er ſich einen unterirdiſchen Weg bahnte, und bemeiſterte ſich ſo eines Platzes, der zehn Jahre lang der römiſchen Macht getrotzt hatte. Das Volk murrte, als man Camillus, auf einem prächtigen Wagen mit vier weißen Roſſen und das Geſicht geſchminkt, im Triumph einziehen ſah; denn das Eine wie das Andere gebührte nur den Göttern. Aber auf's Höchſte ſtieg die Unzufriedenheit der Bürger, als der Dictator den zehnten Theil der Beute von ihnen zurückfoderte, um ein dem Apollo, für den zu verleihenden Sieg gethanes Gelübde zu bezahlen. Nach langem Streite kam man überein, dem Gott eine goldene Schale zu weihen, wozu die römiſchen Frauen all ihr Geſchmeide in den öffentlichen Schatz liefern mußten. Nicht lange darnach ward Camillus zum Kriegstribun ernannt. Er belagerte Falerii, deſſen Einwohner ſich auf's Aeußerſte vertheidigten. Ein treuloſer Schulmeiſter überlieferte die Kinder der vornehmſten Falisker dem Camillus; dieſer aber ließ den Verräther mit gebundenen Händen unter Ruthenſtreichen von den Knaben zurückführen. Dieſe Großmuth bewog die Belagerten, ſich ihm zu ergeben. Der Senat erlaubte dem Camillus, das Schickſal der Beſiegten zu beſtimmen, und dieſer begnügte ſich damit, daß ſie ſeinen Soldaten den rückſtändigen Sold bezahlten, vermehrte aber dadurch nur die Zahl ſeiner Feinde. Schon früher hatte ſich Camillus dem Vorſchlage, mit der Hälfte der Bürger Roms Veji zu bevölkern, widerſetzt; er that es auch jetzt, als dieſer Vorſchlag erneuert wurde. Einige Zeit mit der Würde eines Interrex bekleidet, hatte er mit allen Verfolgungen des Haſſes zu kämpfen. Der Volkstribun Lucius Apulejus klagte ihn an, einen Theil der Beute unterſchlagen zu haben. Camillus, der ſeine Verurtheilung vorausſah, verbannte ſich freiwillig, obgleich ſeine Freunde ſich erboten, die ihm abgefoderte Summe zu bezahlen. Minder hochgeſinnt als Ariſtides im gleichen Fall, ſoll Camillus die Götter gebeten haben, bald ſein undankbares Vaterland zur Reue zu nöthigen. Dieſer Wunſch ward erhört. Brennus (ſ. d.) hatte ſich Roms mit Ausnahme des Capitols bemächtigt. Camillus, der in Ardea wohnte, bewog die Einwohner der Stadt zum Widerſtande, machte einen Ausfall auf die ſorglos gelagerten Gallier und ſchlug ſie. Die Römer, welche nach der Niederlage am Allia ſich nach Veji zurückgezogen hatten, foderten Camillus auf, ſich an ihre Spitze zu ſtellen; aber dieſer erklärte ſich nur auf den Fall bereit dazu, wenn das römiſche Volk, nach Centurien verſammelt, ihm den Oberbefehl übertragen würde; mit dem römiſchen Volke aber meinte er die Vertheidiger des Capitols. Pontius Cominius, ein junger Plebejer, hatte den Muth und das Glück, die Botſchaft auszuführen. Camillus, einmüthig zum Dictator ernannt, ſah ſich bald an der Spitze eines Heers von 40,000 Mann, mit dem er zum Entſatz des Capitols herbeieilte, das im Begriff war, ſich um tauſend Pfund Gold mit den Galliern zu vergleichen. Camillus

vernichtete der Vertrag. „Mit Eisen," rief er, „nicht mit Gold kauft sich Rom los!" Es kam zum Treffen; die geschlagenen Gallier verließen in der Nacht ihr Lager. Camillus holte sie am folgenden Tage ein, und trug den vollständigsten Sieg davon. Keiner entkam; triumphirend zog Camillus unter dem Zujauchzen des Volks und des Heers, die ihn mit den Namen Romulus, Vater des Vaterlandes und zweiter Gründer der Stadt begrüßten, in Rom ein. Aber die Stadt war in einen Schutthaufen verwandelt, und die Tribunen erneuerten den Vorschlag, nach Veji auszuwandern, indem sie zugleich dem Volke Besorgnisse über des Camillus Macht zu erregen suchten. Der Senat vereitelte jedoch ihre Absichten und Camillus behielt die Dictatur. Rom ward wieder aufgebaut. Die benachbarten Völker hielten den Augenblick für günstig, die Römer anzugreifen. Die Aequer, Volsker, Etrusker und selbst die Lateiner verbanden sich unter einander. Camillus, zum dritten Mal zum Dictator ernannt, bewaffnete Alles, und kam den von den Feinden eingeschlossenen Kriegstribunen zu Hülfe. Er steckte das feindliche Lager in Brand, und gab die Beute seinen Soldaten preis. Darauf nahm er Bola, die Hauptstadt der Aequer, ein, unterwarf die Volsker und zwang die Tuscier zum Rückzuge. Er triumphirte sodann zum dritten Mal, gab aus der Beute den Römerinnen zurück, was sie früher zur Erfüllung seines Gelübdes dargebracht hatten, und trat nach so großen Thaten ohne Widerwillen in den Privatstand zurück. Als aber bald darauf die Bewohner von Antium Rom angriffen, ward er zum Kriegstribun ernannt, erhielt von seinen Collegen den Oberbefehl, und nahm strenge Rache an den Feinden. Sein Ruhm reizte die Eifersucht des Manlius; der Senat, dadurch beunruhigt, wählte Camillus nochmals zum Kriegstribun. Manlius unterlag, aber das Volk, das anfangs bei seiner Hinrichtung gejauchzt hatte, ermangelte nicht, in kurzem Reue zu empfinden. Man beschloß, die Präneſtiner, Bundesgenossen der Volsker, anzugreifen; Camillus mußte ungeachtet seines hohen Alters den Oberbefehl übernehmen. Es schien ihm nicht thunlich, eine Schlacht zu wagen; da aber L. Furius, sein College, ihn drängte, auf den Feind loszugehen, ließ er diesen eine Schlacht liefern, und beschränkte sich auf die Führung eines Rückhalts. Seine Erscheinung rettete den hartbedrängten Furius; am folgenden Tage erfocht er, von diesem rühmlich unterstützt, einen vollständigen Sieg. Die Bewohner von Tusculum, gegen die er sofort aufbrach, unterwarfen sich ohne Widerstand, und erlangten so Roms verscherzte Freundschaft wieder. Zum vierten Male ward Camillus zum Dictator ernannt, als die von den Volkstribunen Licinius und Sextius angestifteten Unruhen Besorgnisse erregten; er entsagte jedoch bald wieder einer Würde, die er diesmal gegen Römer und nicht gegen ihre Feinde anwenden sollte. Er war bereits achtzig Jahre alt, als die Erscheinung eines neuen gallischen Heers Rom in Schrecken setzte. Er übernahm nochmals die Dictatur, überfiel die Gallier, zerstreute sie gänzlich, und erhielt die Ehre des Triumphs. Da neue Unruhen ausgebrochen waren, legte Camillus seine Würde nicht eher nieder, bis die Gährung gestillt war. Als er dies glücklich bewirkt hatte, ließ er neben dem Capitol der Eintracht einen Tempel erbauen, trat von dem öffentlichen Schauplatze ab, und starb, von allen seinen Mitbürgern betrauert, bald darauf im J. Roms 389 an der Pest, welche damals die Stadt heimsuchte.

Digitized by Google

Camiſarden nannte man diejenigen Reformirten in Frankreich (in den Sevennen), die ſich zu Anfang des 18. Jahrh. dem gewaltthätigen Verfahren der königlichen Befehlshaber widerſetzten. Die Steuereinnehmer wurden von den Mißvergnügten, welche, um unerkannt zu bleiben, im bloßen Hemde erſchienen, — daher ihr Name — bei Nacht überfallen, aus den Betten geholt, und mit den Steuerrollen um den Hals aufgehenkt. Die Regierung zog Truppen zuſammen, um die Ordnung wieder herzuſtellen und dieſe Gewaltthätigkeiten zu beſtrafen; aber ein gewiſſer Jean Cavalier, ein Bauer, den eine Wahrſagerin als den Befreier Iſraels bezeichnet hatte, trat an die Spitze der Camiſarden, und wußte theils durch ſein unbegrenztes Anſehn bei ſeinen Anhängern, theils durch ſeine Talente und ſeinen Muth den Maßregeln alter erfahrner Generale ſo kräftig zu begegnen, daß man den Weg der Unterhandlung vorzog. Der Marſchall Villars ſchloß einen Vergleich mit Cavalier, worin die Foderungen ſeiner Partei im Ganzen zugeſtanden wurden, und vermöge deſſen Cavalier ſelbſt als Oberſter in königliche Dienſte trat. Spätere Kränkungen bewogen ihn jedoch, Frankreich zu verlaſſen. Er ging nach England, wo die Königin Anna ihn ehrenvoll aufnahm und anſtellte. Voltaire, der ihn in London kennen lernte, gibt ihm die rühmlichſten Zeugniſſe. Cavalier ſtarb als General und Gouverneur der Inſel Jerſey.

Cammer (Kammer). Unter den vielen Bedeutungen des Worts wählen wir nur folgende: 1) eine Finanzbehörde entweder blos der Renten der Civilliſte und Chatoulle, oder aller Staatseinkünfte. Bisweilen übt dieſe Behörde auch die Polizeiinſpection. 2) Kämmerei, heißt die Finanzverwaltung von Gemeinden oder Körperſchaften. 3) Kammergericht hieß vormals die höchſte Juſtizbehörde des preußiſchen Staats. 4) Reichskammergericht zu Wezlar das 1806 mit dem deutſchen Reichskörper erloſchene, im J. 1495 vom Kaiſer Maximilian I. geſtiftete Reichsgericht (ſ. Reichshofrath). 5) Die Verſammlungen der Repräſentanten in den conſtitutionellen Staaten, worüber die Art. Staatsverfaſſung, Frankreich, England u. ſ. w. nachzuſehen.

Cammermuſik, im weiteſten Sinne, die im Zimmer, beſonders an fürſtlichen Höfen und Theatern aufgeführt wird. Der Styl dieſer Beiden, iſt dem Styl der Kirchenmuſik entgegengeſetzt. Der Erſteren pflegte man einen höheren Grad der Vollendung zu geben, als der Opernmuſik, von welcher man glaubte, daß ſie ihrer Natur nach, nur allgemein hingeworfene große Maſſen und keine in's Einzelne gehende Ausarbeitung zulaſſe. Der Kammerſtyl war folglich in der Ausübung ſchwieriger als der Theaterſtyl. Jetzt herrſcht gleiche Sorgfalt in beiden Stylen. Dagegen erkennt man jetzt eine Verſchiedenheit der Concert- und Theatermuſik an (ſ. Concert), und nennt Kammermuſik im engern Sinne, diejenigen Tonſtücke, welche zur Ausführung in Zimmern und Privatzirkeln, mithin für Stimmen oder Inſtrumente geſchrieben, berechnet und geeignet ſind z. B. Terzetten, Quartetten. — Kammermuſikus, Mitglied einer fürſtl. Capelle (ſ. d. Art.). — Kammerton, bezeichnet die gewöhnliche Stimmung der zur Kammermuſik erforderlichen Inſtrumente, welche aber immer noch einen ganzen Ton tiefer ſtimmt, als der Ton der ältern Orgeln zu ſein pflegt. Gewöhnlich muß man daher bei einer Kirchenmuſik, die Orgelſtimme um einen ganzen Ton tiefer ſpielen, als die begleitende Inſtrumentalmuſik. Wenn das Stück z. B. in C Dur

geſetzt iſt und die Inſtrumente auch wirklich aus dieſem Tone ſpielen, ſo muß die Orgelſtimme auf Gdur in Fdur transportirt und ſo ausgeführt werden. Dem Kammertone ſtand daher der Chorton entgegen, oder die um einen Ton höhere Stimmung der Inſtrumente in einer Kirche, welche ſich darauf gründete, daß die Kammermuſik, wegen des beſchränkten Raums nicht ſo ſcharf und durchdringend zu ſein brauchte. Jetzt bedient man ſich gewöhnlich nur einer Stimmung.

Camoens (Luis de), der berühmteſte Dichter der Portugieſen iſt einer von den unglücklichen großen Männern, deren Verdienſte erſt der Nachwelt einleuchteten, während ihr Zeitalter ſie verhungern ließ. Er war zu Liſſabon wahrſcheinlich 1524 geboren, denn aus einem Verzeichniß der 1550 nach Oſtindien ſchiffenden Perſonen erhellt, daß Camoens damals 25 Jahr alt war, als er ſich zu dem Feldzuge meldete. Sein Vater Simon Vaz de Camoens war Schiffscapitain und kam durch Schiffbruch an der Küſte von Goa 1556 um. Camoens ſtudirte zu Coimbra. In jenen Zeiten ſchätzte man nur die Nachahmung der Alten. Camoens Seele war von der Geſchichte ſeines Landes, von den Sitten ſeiner Zeit begeiſtert; ſeine lyriſchen Gedichte vornehmlich gehören, wie die Werke des Dante, Petrarca, Arioſt und Taſſo, der durch das Chriſtenthum wiedererweckten Literatur und dem Rittergeiſte viel mehr, als der rein claſſiſchen Literatur an. Nach Beendigung ſeiner Studien kam er nach Liſſabon zurück; eine Palaſtdame, Catharine von Attayde, flößte ihm die feurigſte Liebe ein. Oft ſind heftige Leidenſchaften mit großen Naturgaben gepaart; Camoens war mit beiden ausgeſtattet. Er ward nach Santarem verwieſen, als ſeine Liebe für Catharina ihn in Streitigkeiten verwickelte. Voll Verzweiflung über ſeine Lage, ward er Soldat, und diente auf der Flotte, welche die Portugieſen gegen Marocco ausſandten. Er dichtete in der Mitte der Schlacht, und wie die Gefahr ſeinen Genius entflammte, entflammte ſein Genius wieder ſeinen Muth. Ein Pfeil raubte ihm das rechte Auge vor Ceuta, und er hoffte, man werde wenigſtens ſeine Wunden vergelten, wenn man auch ſein Talent verkenne; aber den doppelten Anſprüchen, die er hatte, ſtellte der Neid ſich entgegen. In gerechtem Unwillen ſich vergeſſen zu ſehen, ſchiffte er ſich 1550 nach Indien ein. Er erreichte Goa, ſeine Einbildungskraft ward erregt durch die Heldenthaten ſeiner Landsleute in dieſem Lande, und, ob er ſich über ſie zu beklagen hatte, widerſtand er doch nicht dem Antriebe, ihren Ruhm in einem Epos zu verherrlichen. Aber dieſe Lebhaftigkeit des Geiſtes, die den Dichter macht, iſt ſchwer vereinbar mit der Mäßigung, die eine abhängige Lage erfodert. Camoens ward entrüſtet durch die Mißbräuche der Regierung in Indien, und ſchrieb eine Satyre, welche ihm die Verweiſung nach Macao zuzog. Hier lebte er mehrere Jahre in keiner andern Geſellſchaft, als der mit allen Reizen des Orients im Ueberſchwange ausgeſtatteten Natur. Er dichtete hier ſeine Luſiade. Vasco da Gama's Unternehmung nach Indien, die Kühnheit dieſer noch nie zuvor verſuchten Seefahrt iſt ihr Gegenſtand; am bekannteſten ſind aus derſelben die Epiſode der Ines de Caſtro und die Erſcheinung Adamaſtors, der, Kraft ſeiner Herrſchaft über die Stürme Gama's Reiſe aufhalten will, als er im Begriff iſt, das Cap zu umſchiffen. Im damaligen Zeitgeſchmack verband in ſeinem Gedicht der Luſiade Camoens die Erzählungen der portugieſiſchen Geſchichte mit dem Glanze der Dichtkunſt und das Chriſtenthum mit den Fabeln der Mythologie. Er gefiel ſich, den Urſprung der Portugieſen von den Römern abzuleiten,

Digitized by Google

für deren Stammeltern und Schutzgötter Mars und Venus galten. Da die Fabel dem Bacchus die erſte Eroberung Indiens zuſchreibt, war es natürlich, dieſen als eiferſüchtig auf die Unternehmung der Portugieſen darzuſtellen. Hat indeß dieſe Nachahmung der Werke des claſſiſchen Alterthums einen Nachtheil hervorgebracht, ſo beſteht er vielleicht darin, daß der Originalität der Gemählde Abbruch geſchah, die man in einem Werke zu ſuchen berechtigt iſt, in welchem Indien und Afrika von einem Augenzeugen beſchrieben werden. Die Verſification der Luſiade hat etwas ſo Reizendes und Prachtvolles, daß nicht nur der Gebildete, ſondern auch das Volk von dem Zauber derſelben entzückt iſt, und die herrlichen Stanzen auswendig lernt und ſingt. Das allgemeine Intereſſe des Gedichts beſteht vorzüglich in dem patriotiſchen Gefühle, von welchem es durchdrungen iſt. Der Nationalruhm der Portugieſen erſcheint hier in allen Formen, welche die Erfindung ihm leihen kann; und ſo mußten es natürlich Camoens Landsleute noch mehr bewundern, als Ausländer. Die entzückenden Epiſoden, welche das befreite Jeruſalem zieren, ſichern demſelben einen allgemeinen Beifall, und wäre es auch wahr, wie einige Kritiker behaupten, daß in der Luſiade ein kräftigeres und reineres hiſtoriſches Colorit, als im Taſſo, gefunden wird: ſo werden doch die Dichtungen des italieniſchen Meiſters gefälliger und einſchmeichelnder erſcheinen. Camoens ward endlich aus ſeiner Verbannung zurückgerufen; an der Mündung des Fluſſes Macon in Cochinchina litt er Schiffbruch und rettete ſich ſchwimmend, in der einen Hand die Rolle ſeines Gedichts über den Fluthen emporhaltend, den einzigen Schatz, den er den Wellen entriß, und der ihm theurer war, als ſein Leben. In Goa hatte er neue Verfolgungen zu erdulden; er ward wegen Schulden ins Gefängniß geſetzt, und nur auf die Bürgſchaft einiger Freunde durfte er ſich 1569 einſchiffen, um nach Liſſabon zurückzukehren. König Sebaſtian, kaum der Kindheit entwachſen, gewann Camoens lieb. Er nahm die Zueignung ſeines epiſchen Gedichts wohl auf, und gerüſtet zu ſeinem Zuge gegen die Mauren in Afrika, fühlte er tiefer als ein Anderer das Genie des Dichters, der, wie er, die Gefahren liebte, wenn ſie zum Ruhme führen; aber man könnte ſagen, daß das Mißgeſchick, welches Camoens verfolgte, ſelbſt ſein Vaterland umſtürzte, um ihn unter deſto ſchrecklichern Trümmern zu vernichten. Sebaſtian blieb 1578 in der Schlacht von Alcaçar. Mit ihm erloſch der königliche Stamm, und Portugal verlor ſeine Unabhängigkeit. Alle Hülfsquellen, wie alle Hoffnungen waren damit für Camoens verloren. So groß war ſeine Armuth, daß Nachts ein Sclave, den er aus Indien mit ſich genommen, in den Straßen bettelte, das Leben ſeines Herrn zu friſten. In dieſem Elend verfertigte er noch lyriſche Gedichte, welche zum Theil die rührendſten Klagen enthalten. So ſchöpfte ſein Geiſt ſelbſt Begeiſterung aus den Leiden, vor denen ſonſt der Farbenglanz der Poeſie zu ſchwinden pflegt! Endlich ſtarb dieſer Heros der portugieſiſchen Literatur, die Zierde ſeines Vaterlandes und Europa's, 62 Jahre alt, 1579 zu Liſſabon im Hoſpital; funfzehn Jahre nachher prangte zu ſeinem Andenken ein prächtiges Denkmal. Camoens Werke beſtehn außer der Luſiade in Sonetten, Canzonen, Seſtinen, Oden, Elegien, Eclogen, Stanzen, Redondillen, Epigrammen, Satyren, Briefen und zwei Comödien (Amphitruo nach Plautus und die Liebe des Philodem). (Vergl. Portug. Sprache und Literatur.)

Campagna di Roma nennt man den Landſtrich Italiens, der den größten Theil des alten Latiums umfaßt. Er iſt ein Theil des Kirchenſtaats, ungefähr 15 deutſche Meilen breit und 50 lang. Gewöhnlich verſteht man darunter die wüſte Ebene, welche bei Ronciglione, oder ſchon bei Viterbo, anfängt, und ſich mit Inbegriff der pontiniſchen Sümpfe (ſ. d. Art.) bis Terracina erſtreckt, in deren Mitte ſelbſt halb verödet die alte Hauptſtadt der Welt liegt. Der Boden dieſer Gegend iſt faſt durchaus vulkaniſch, hat aber nur wenig Erhöhungen. Die Seen der Campagna ſind offenbar ehemals Krater feuerſpeiender Berge geweſen. So liegt der See Regillus (oberhalb Frascati's) in der Tiefe eines umgekehrten Kegels harter ſchwarzer Lava, welcher 40 bis 60 Fuß hoch iſt und nackte wilde Felſen bildet. Die Krater von Albano und Nemi, welche 4 bis 500 Fuß höher als der Regillus liegen, haben eine ſehr regelmäßige Kegelform, und ſind ſo hoch, daß man eine halbe Stunde braucht, um von den Seen bis an den Rand des Kegels zu gelangen. Höchſt merkwürdig iſt der Albanerſee überdies durch ſeinen Ableitungskanal oder Emiſſar, eins der älteſten und trefflichſten Römerwerke, welches dem Waſſer des Sees einen Abfluß jenſeits der Berge verſchafft. Während der Belagerung von Veji war der See ſo hoch angeſchwollen, daß er ſein hohes Ufer zu überſteigen und ſogar Rom zu überſchwemmen drohte. Auf den Ausſpruch des delphiſchen Orakels, daß die Eroberung Veji's nicht eher möglich ſei, bis man dem See eine Ableitung gegeben, wurde im J. 393 v. C. binnen Jahresfriſt der Canal, deſſen Länge über eine halbe Stunde beträgt, durch die vulkaniſchen Felſen gehauen, und auf dieſe Weiſe das Waſſer in die Ebene dem Meere zugeleitet. Noch heute erfüllt das Werk ſeine Beſtimmung. Auch Schwefelquellen kommen häufig vor, beſonders zwiſchen Rom und Tivoli, wo das Waſſer faſt ſiedendheiß aus der Erde quillt, und den See der Solfatara bildet. Alles was hinein geräth, wird bald von einer kalkartigen Maſſe überzogen und zu Körpern verdichtet, die auf dem Waſſer ſich hin und her bewegen, ja öfters Menſchen tragen, und ſchwimmende Inſeln genannt werden. Der aus dieſem See entſpringende kleine Fluß (die Albula der Alten) beſitzt dieſelbe Eigenſchaft, und ſtößt Rauch und Schwefeldämpfe aus, bis er in den Teverone (Anio) fällt. Von den Alten wurde ſein Waſſer als vorzüglich heilkräftig geſchätzt; neben dem See ſtanden die Thermen des M. Agrippa, deren Spuren noch vorhanden ſind. Der Boden der Campagna iſt im Allgemeinen trocken aber in ſeinen Niederungen höchſt fruchtbar, doch wird aller Anbau hier ſehr vernachläſſigt. Nur bei Monteroſi ſtehen noch immergrüne Eichen in Menge; von hier bis an die Albaner Berge ſieht man ſehr ſelten einen Baum. Alle Bemühungen der Franzoſen, durch Anpflanzungen von Bäumen die ungeſunde Luft in dieſen Gegenden zu verbeſſern, ſind geſcheitert. (I. F. Koreff de regionibus Italiae aëre pernicioso contaminatis, Berol. 1817.) Dörfer und Flecken gibt es in der Campagna nicht; hie und da trifft man einzelne jämmerliche Hütten, an die Trümmer irgend eines alten Thurmes oder Tempels gelehnt, und aus den Bruchſtücken dieſer alten Gebäude zuſammengeſtoppelt, die man dort Caſali nennt. In der Mitte des Sommers, wenn bösartige Fieber die Campagna ſo gefährlich machen, ſind jedoch die unglücklichen Landleute genöthigt, in die benachbarten Städtchen oder nach Rom zu flüchten, wo ſie unter den Säulenhallen der Kirchen und Paläſte ein Nachtlager ſuchen. Verweilen ſie zu lange im Felde, ſo unterliegen ſie den Fiebern, und die große Menge von

Kranken, welche während der Monate Julius, Auguſt und September die römiſchen Spitäler anfüllt, beſteht meiſtens aus Landbewohnern. Außer den Caſali zeigen ſich in der Campagna noch unzählige Ruinen von Tempeln, Rennbahnen, Grabmählern (vorzüglich auf der Via Appia) und die langen Reihen zerſtörter oder noch erhaltener Waſſerleitungen von Epheu und anderem Geſträuch maleriſch umrankt. Im Winter weiden Schafheerden in dieſen Einöden; während des Sommers, wenn Trockenheit des Bodens und die Gefahr des Fiebers droht, werden ſie auf die Apenninen getrieben; halb wilde Rinderheerden bleiben das ganze Jahr hindurch in der Campagna. Die Hirten derſelben werden aber auch bald ein Raub des Todes, oder verfallen in ein Siechthum, welches allmählig ihrem elenden Leben ein Ende macht. Sie ſtammen meiſtens aus dem Gebirge, und verdingen ſich für geringen Lohn an die Eigenthümer der Heerde, mit welcher ſie ein Nomadenleben führen. Die eigentliche Viehzucht iſt völlig vernachläſſigt; Bonſtetten ſah zu Torre Paterno, kaum vier Meilen von Rom, eine Heerde von einigen Hundert Kühen, deren Beſitzer es nicht der Mühe werth hielt, ſie zu melken, obſchon die Milch in Rom ſo theuer als in andern großen Städten iſt. (Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Enéide, Genève, 1805.) Das Ausſehen der Hirten läßt den ſtaunenden Wanderer eher an die Steppen der Tartarei, als an die Nähe Roms denken. Es begegnet oft genug, daß man Schäfer, ganz in Felle gekleidet, mit blutigen Händen aus einer der unzähligen Höhlen treten ſieht, worin ſie eben ein Lamm geſchlachtet haben. Die Rinderhirten ſind beritten und mit großen Lanzen bewaffnet, womit ſie ihre Heerde ſehr geſchickt im Zaume zu halten wiſſen. Nicht unähnlich den Koſaken ſieht man ſie öfters in Rom erſcheinen, wo Alles ängſtlich von den Straßen weicht, ſobald eine Heerde von Rindern oder gar Büffeln durchgetrieben wird. Kaum der neunte Theil der Campagna iſt angebaut; alles Uebrige dient zur Weide. Und eben dieſe traurige Wüſtenei gewährte zu den Zeiten der alten Römer ein lachendes Bild der Fülle, Macht und Fruchtbarkeit. Saatfelder, Haine, Landhäuſer, Denkmäler wechſelten reizend mit einander ab, und nach den Verſicherungen eines Strabo, Varro und Plinius herrſchte hier die geſundeſte Luft, einige ſumpfige Landſtriche an den Küſten ausgenommen. Woher nun dieſe unſelige immer weiter greifende Verderbniß des Klima's? Sie entſtand bereits im 6. Jahrh., angeblich nach großen Ueberſchwemmungen der Tiber. Allein noch jetzt finden dieſe zuweilen Statt, ohne das Uebel zu vermehren; dagegen iſt in der heißen und trockenen Jahreszeit die ungeſunde Luft, jene in Italien ſo berüchtigte *Aria cattiva*, am furchtbarſten. Wahrſcheinlicher iſt es, daß ſie durch die Verheerungen, welche Rom und ſein Gebiet in den Zeiten der Völkerwanderung heimſuchten und entvölkerten, indem ſie die kleinen Eigenthumsſtellen in große verwandelten, begründet wurde. Der Feldbau gerieth in Verfall, weil es an Menſchen fehlte; ausgetretenes Waſſer wurde ſtockend und erzeugte Sümpfe, weil man ihm keinen Abfluß verſchaffte. Was menſchlicher Kunſtfleiß der Natur abverdient hatte, fiel ihr wieder anheim, und ſeit Jahrhunderten in ihrem, ſich immer feindſeliger geſtaltenden, Wirken nicht unterbrochen, ſcheint ſie durch eine langſame aber unaufhaltſame Zerſtörung des Menſchen und ſeiner Werke in dem begünſtigtſten Lande der Welt für alle Vernachläſſigung ſich rächen zu wollen. Daher ſind ſelbſt die kräftigſten Maßregeln, den Zuſtand der Campagna und die Schädlichkeit des Klima's zu verbeſſern,

Digitized by Google

bis auf dieſe Stunde vergeblich geblieben, und ſelbſt die Strenge der Regierung iſt nicht im Stande, den gröbſten Mißbräuchen, die wir geſchildert, abzuhelfen, weil ihr zwei mächtige Feinde, Vorurtheil und Trägheit des Volkes, im Wege ſind. So ſchreitet das Verderben immer weiter; ſchon findet man ſelbſt einzelne Theile Roms, welche die Aria cattiva verpeſtet, im Sommer öde und verlaſſen, und dieſe Luft, in deren ſüßem Schmeichelwehn Niemand Verrath und Tücke ahnen ſollte, droht nach und nach ſich in den vollen Beſitz der ſieben Hügel zu ſetzen, und Rom aus Rom zu verdrängen, bis ein Vulkan ſich in dieſer Gegend wieder öffnen, und dadurch dem, an Schwefel und Salpeter zu reichen Boden, Luft machen wird. F—r.

Campanien, der alte Name einer Landſchaft Italiens im jetzigen Königreich Neapel, welche theils durch die Merkwürdigkeiten der Natur, wohin der Veſuv, die phlegräiſchen Felder, der Avernusſee gehörten, theils durch eine ungemeine Fruchtbarkeit einen beſondern Reiz für die vornehmen Römer hatte, ſo daß ſie die herrlichſten Landhäuſer, Zeugen ihrer Verſchwendungsſucht, daſelbſt erbauten. Cumä, Puteoli, Neapel, Herculanum, Pompeji, Capreä, Salernum, endlich Capua, die Hauptſtadt Campaniens, ſind Namen, an welche die wichtigſten Erinnerungen geknüpft ſind. Die appiſche und lateiniſche Straße führten in das Innere dieſer Landſchaft, welche den reizendſten, verführeriſchen Aufenthalt darbot. Auch jetzt noch iſt Campania oder Terra di Lavoro, die ſchönſte und fruchtbarſte Gegend von ganz Italien.

Campbell (Thomas), ein berühmter engliſcher Dichter, geb. 1777 zu Glasgow, wo er auch ſeine Studien begann. Von dieſer Univerſität zog er nach Edinburg, und gab ſchon 1799 hier ſein erſtes Gedicht in 2 Geſängen „die Freuden der Hoffnung" heraus, welches die größten Erwartungen von ihm erregte, ſeine claſſiſche Bildung beurkundete, und ſelbſt feſtere philoſophiſche und politiſche Anſichten in ihm bewährte. Durch einige Artikel in mehrern Journalen, welche für Lord Grenville eifrig ſprechen, erwarb er ſich deſſen Gunſt und eine Penſion, die er noch jetzt genießt. 1808 erſchienen von ihm, aber ohne Namen: Annalen von Großbritannien von der Thronbeſteigung Georgs III. bis zum Frieden von Amiens. 3 Bände. 8. und 1809: Gertrude von Wyoming, eine Penſylvaniſche Geſchichte, mit einem Anhang andrer Gedichte. Seine Werke ſind reich an lieblichen Gemälden aus dem Gebiete ſüßer und zarter Gefühle; im Erhabenen geräth er oft durch geſuchte Kraft und Kürze in's Dunkle. Von allen engliſchen Dichtern ſcheint er am meiſten mit Spencer und Thomſon verwandt zu ſein.

Campe (Joach. Heinr.), aus einer, durch ſogenannte Mißheirath geſtifteten Nebenlinie des altadeligen, im Fürſtenth. Braunſchweig-Wolfenbüttel anſäſſigen Geſchlechts der v. Campe, wurde 1746 zu Dreuſen im Braunſchweig'ſchen geboren. Dieſer als philoſophiſcher, beſonders aber als pädagogiſcher Schriftſteller und Sprachforſcher ſo berühmte Deutſche, erhielt ſeine frühere Bildung auf der Schule zu Holzminden, und ſtudirte dann zu Halle Theologie. 1773 ward er Feldprediger bei dem Regimente des damaligen Prinzen von Preußen zu Potsdam, aber ſein Herz, das durch den Anblick des menſchlichen Elends tief erſchüttert wurde, lenkte ſeine Neigung auf die Erziehung hin, wo er hoffen konnte, durch eine beſſere Bildung jugendlicher Seelen die Hauptquelle des menſchlichen Elends zu verſtopfen. Seine Abſicht wurde ſehr befördert, als er 1777 fürſtlich an-

halt-deſſauiſcher Educationsrath, und nach Baſedow's Abgange Vorſteher des Philanthropins zu Deſſau wurde. Er zog ſich jedoch von dieſem Poſten bald wieder zurück, und legte eine Privaterziehungsanſtalt zu Hamburg an, die er wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit und abnehmenden Geiſtesmunterkeit 1783 dem Profeſſor Trapp überließ. 1787 ward er herzogl. braunſchweig'ſcher Schulrath und Eigenthümer einer, bis dahin mit dem großen Waiſenhauſe zu Braunſchweig verbunden geweſenen Buchhandlung, die unter der Firma der braunſchweig'ſchen Schulbuchhandlung bekannt iſt, und vorzüglich durch den Verlag ſeiner eigenen Schriften ſich zu einer der angeſehenſten in Deutſchland emporſchwang. Späterhin übergab er dieſelbe dem Buchhändler Vieweg aus Berlin, dem Gemahl ſeiner einzigen Tochter, der eine Buchdruckerei und Schriftgießerei, auch eine Spielkartenfabrik damit verbunden hat, und deſſen Officin jetzt in jeder Hinſicht eine der berühmteſten in Deutſchland iſt. Im J. 1809 ertheilte die theologiſche Facultät zu Helmſtädt Campe'n das Diplom eines Doctors der Gottesgelehrſamkeit. Tiefgreifender Kummer über die Leiden ſeines geliebten Vaterlandes, und dadurch beförderte Altersſchwäche hatten ſeinen Geiſt gelähmt; die letzten Jahre ſeines gemeinnützigen Lebens verbrachte er geſchäftslos in dem engern Kreiſe ſeiner zahlreichen liebenswürdigen Enkel, und ſtarb am 22. Oct. 1818, in einem Alter von 72 Jahren. Die Zahl ſeiner Schriften iſt überaus groß; in ſeinen philoſophiſchen und pädagogiſchen Werken erſcheint er ſtets als ein Mann von dem menſchenfreundlichſten Herzen und edelſten Gemeinſinne; aus allen leuchten edle, patriotiſche Zwecke hervor. Beſſerung der Sitten und Bereicherung des Geiſtes, eine Umwandlung unſers geſammten Erziehungsweſens, und die daraus folgende beſſere Bildung jugendlicher Seelen, waren das Ziel ſeines aufgeklärten nnd thätigen Strebens. Seine Verdienſte um das Erziehungsweſen ſind mit dem lauteſten Beifall anerkannt worden, wiewohl ſeine voreiligen Urtheile über das claſſiſche Alterthum, ſein Parteinehmen für den Philanthropismus, und die damit zuſammenhängende überpraktiſche Richtung, zu tadeln ſind. Seine Erziehungsſchriften ſind die geleſenſten und geſchätzteſten. Sein Styl iſt rein und fließend, frei von den Künſten der Schule, lebhaft, ſanft. In der vertraulichen und rührenden Schreibart iſt er Muſter. Vorzüglich beſaß er eine ſeltene Gabe, ſich zu dem Faſſungsvermögen der Jugend, die er unterrichten will, herabzulaſſen. Als Philoſoph weiß er ſehr gut, von trocknen ſpeculativen Betrachtungen zu faßlicher Moral, vom weiſen Ernſte zu den leichten Spielen der Jugend überzugehen. Sein Herz wird immer gleich erwärmt. Obſchon ſeine Bemühungen um „die Reinigung und Bereicherung der deutſchen Sprache" oft die Geſtalt des Sonderbaren angenommen haben: ſo hat er doch auch hierin ſich ein bleibendes Verdienſt erworben. Seine Erziehungsſchriften hat er vereinigt unter dem Titel: „Sämmtliche Kinder- und Jugendſchriften von Joachim Heinrich Campe." Braunſchweig 1807. 12. (30 Bändchen, 19 Thlr. 4 Gr.) mit vielen Kupfern, herausgegeben. Unter dieſen iſt, ſein Leſebuch „Robinſon der jüngere" in alle europäiſche Sprachen von Cadix bis Petersburg, ſogar in die neugriechiſche überſetzt worden. Faſt eben ſo verbreitet und vielfach überſetzt iſt ſein „Theophron, oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend." Ein ausgezeichnetes Verdienſt um unſere Sprache erwarb ſich Campe durch ein „Wörterbuch der deutſchen Sprache," 5 Bde. 4. 1807—11, und das damit nothwendig verbundene „Verdeutſchungs-Wörterbuch," 1. Bd. 4.

1813. (6 Bde. 35 Thlr.), welches er von Theodor Bernd ausarbeiten ließ, und welches einen fast drei Mal größern Schatz von Wörtern enthält, als das Adelungische. Dieses schätzbare Werk erwartet noch Erweiterungen von Vater. Campe befand sich 1789 in Paris, und wurde damals ein feuriger Lobredner der französischen Revolution. Seine aus Paris geschriebenen Briefe erschienen zuerst im braunschweigischen Journale, und erregten viele Aufmerksamkeit. Sie kamen 1790 gesammelt heraus. Campe wurde dieser Briefe wegen häufig mit Ernst und Spott angegriffen, und in der That sind sie sehr freimüthig und kühn, mit Beredtsamkeit, Wärme und Malerei geschrieben, enthalten aber freilich auch Uebertreibungen, die sich bei einem sonst so ruhigen Denker wie Campe, nur mit dem damaligen, fast allgemeinen Enthusiasmus für die Revolution erklären lassen.

Campecheholz, das Holz eines Baumes der an der Nordküste des mexikanischen Meerbusens in Amerika wächst, und das zum Violettfärben, seit einiger Zeit auch gegen die Ruhr, gebraucht wird.

Camper (Peter), geboren zu Leyden 1722, gestorben im Haag 1789, war unstreitig einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Aerzte und Anatomen des 18. Jahrh. Doch kennt man ihn erst von Einer Seite, wenn man nur seine Verdienste um Anatomie, Chirurgie, Entbindungskunst und gerichtliche Arzneiwissenschaft kennt; auch für die Kenntniß des Schönen hat er nicht Unbedeutendes geleistet. Er zeichnete selbst ungemein fertig mit der Feder, mahlte in Oel, bossirte, und verstand den Bildhauermeißel zu führen. Dies Alles aber geschah von ihm mit wirklicher Kunsteinsicht. Der genau und scharf beobachtende Anatom mußte nothwendig Einfluß auf den Mann haben, den Neigung und Talent zur Beschäftigung mit der schönen Kunst hinzog; welchen Gewinn aber durfte sich vornehmlich die Theorie der bildenden Kunst von der Vereinigung dieser beiden Beschäftigungen in einem solchen Manne versprechen! Schon die Aufstellung seiner Gesichtslinie ist nicht unwichtig. Diese besteht in einer geraden, durch die Höhlen des Ohrs bis auf den Boden der Nase gezogenen, und in einer andern gleichmäßig geraden Linie, welche die Hervorragung des Stirnbeins oberhalb der Nase berührt, und bis auf den am meisten hervorragenden Theil des Kinnbackenknochens gezogen wird, wobei man die Köpfe in Profil betrachtet. In dem Winkel nun, den diese beiden Linien beschreiben, besteht nach Camper, nicht allein der Unterschied der Thiere, sondern auch der verschiedenen Nationen, und man würde sagen können, die Natur habe sich gleichsam dieser Winkel bedient, um alle Verschiedenheiten der thierischen Gesichtsbildung zu bestimmen, und sie gleichsam stufenweise bis zum schönsten Menschenantlitz hinaufsteigen zu lassen. Die Vögel beschreiben die kleinsten Winkel, und diese Winkel werden größer, je nachdem ein Thier sich mehr der menschlichen Gestalt annähert, wie aus den Affenköpfen erhellt, von denen einige Arten einen Winkel von 42°, die dem Menschen ähnlichsten aber einen Winkel von 50° beschreiben. Der Kopf eines afrikanischen Mohren, so wie der eines Kalmüken, bildet einen Winkel von 70, der eines Europäers von 80 Graden. („Kl. Schrift. die Arzneik. und Naturgesch. betr." I. 15. Schade, daß die Abhandlung nicht vollendet ist, und die zwei Kupfertafeln fehlen.) Wenn man bedenkt, daß die Griechen ihr Ideal von 90 zu 100 Graden verschönert haben, und daß, was über diese Linie fällt, ein Ungeheuer wird; so wird man jene feine Bemerkung des vergleichenden Anatomen für die bildende Kunst eben so wichtig finden, als sie es, zumal

nach Blumenbach's und Herder's Zuſätzen, für die Naturgeſchichte iſt, welche Camper übrigens auch durch ſeine Affenzergliederung bereichert hat. Seine Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen, worin er darthut, daß dem menſchenähnlichſten Affen die Rede durch einige Seitenſäcke, welche die Natur an ſeine Luftröhre hing, gleichſam abſichtlich verſagt ſei, beſeitigte die meiſten der bis dahin über menſchliche Beſtimmung gehegten, nicht unerheblichen Zweifel. Man ſieht ſchon aus jener Aufſtellung der Geſichtslinie, daß Camper auf Schönheit der Formen ein vorzügliches Augenmerk müſſe gerichtet haben. Merkwürdig iſt hierüber eine eigene Abhandlung von ihm, die er in der Zeichenſchule zu Amſterdam 1790 vorlas. Bedeutend für die Theorie der bildenden Kunſt iſt auch ſeine Schrift über Verbindung der Anatomie mit den zeichnenden Künſten, welche man am beſten in der engliſchen Ueberſetzung von Cogan zur Hand nimt, durch deſſen Zuſätze und Veränderungen dies wichtige Werk noch ſehr gewonnen hat. Es enthält eine Unterſuchung über die natürliche Verſchiedenheit der Geſichter bei Perſonen aus verſchiedenen Ländern und Lebensperioden, über die Schönheit in der alten Schnitzbildnerei, nebſt einer neuen Methode, Köpfe, natürliche Geſtalten und Bildniſſe einzelner Perſonen richtig zu ſkizziren. So vielfache Verdienſte, als Camper hatte (er ſchrieb zudem in vier Sprachen, und erhielt bei verſchiedenen Akademien zehn Mal den Preis), blieben nicht ohne Anerkennung. Nachdem er ſeine Studien zu Leyden vollendet hatte, und auf Reiſen gegangen war, erhielt er zu Genf den Ruf als Profeſſor der Philoſophie, Medicin und Chirurgie in Franeker. Nach einigen Jahren lehrte er dieſelben Wiſſenſchaften zu Amſterdam, dann zu Gröningen. Hierauf privatiſirte er zu Franeker, erhielt ſeit 1787 Sitz im Staatsrath, und zog deshalb nach dem Haag, wo er ſtarb. In der Peterskirche zu Leyden ſteht ſein einfaches Denkmahl aus Marmor.

Campetti, ſ. Wünſchelruthe.

Campher, iſt ein eigenthümlicher, den ätheriſchen Oelen und Harzen verwandter, näherer Beſtandtheil einer ſehr großen Anzahl von Wurzeln, Rinden, Blüthen und Blättern und überhaupt der meiſten lippenförmigen Blumen, welche ihn bei der Deſtillation zugleich mit dem ätheriſchen Oel liefern. In größerer Menge iſt er in dem, in Japan wachſenden Baum (Laurus camphora) vorhanden, deſſen geſammte Theile in China und Japan in einer Blaſe mit Waſſer deſtillirt werden, wobei ſich der rohe Campher in kleinen Körnern im thönernen Helme, der mit Stroh verſehen iſt, ſublimirt. Mit einigem Zuſatz von Kalk wird er hernach in Europa durch Sublimation gereinigt, und gelangt in Form conver-concaver Kuchen in den Handel. — Aus dem Laurus sumatrensis, der auf Sumatra, Malacca und Borneo, alſo grade unter der Linie wächſt, quillt freiwillig der Campher von Barros; er iſt zwiſchen dem Holze und der Rinde völlig ausgebildet, der aber bisher kein Ausfuhrartikel nach Europa iſt. Die Wurzeln des Zimmtbaums (Laurus cimmamomum), auch ein Gewächs der heißeſten Tropen, liefern ebenfalls Campher. Der gereinigte Campher iſt weiß, durchſichtig, criſtalliſirt in Nadeln von durchdringendem, eigenthümlichen Geruche, von brennendem, hinterher Kälte verurſachenden Geſchmack. Er iſt etwas zähe und verflüchtigt ſich nach und nach an der Luft, iſt auflöslich in Alcohol, Aether, ätheriſchen und fetten Oelen, und wird durch Waſſer daraus gefället. Concentrirte Schwefelſäure löſet ihn in der Kälte unzerſetzt auf. Mit

Schwefel und Phosphor geht er Verbindung ein. Bei 300 Grad F. fließt er gleich dem Oel und sublimirt sich unverändert. Seine Bestandtheile sind Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, ohne ausgemitteltes Verhältniß dieser Stoffe zu einander. Die Sublimation mit Kalk erhöht den Geruch und Geschmack.

Campidoglio, Capitol (s. d. Art.)

Campistron, ein franz. dramatischer Dichter und Zeitgenosse von Racine, dessen Trauerspiele bei ihrem Erscheinen außerordentlichen Beifall fanden, der sich aber nicht erhalten hat, so daß auch nur zwei Stücke von ihm, die Tragödie Andronicus welche die Geschichte des Don Carlos unter andern Namen darstellt und das Lustspiel le Jaloux desabusé in der Sammlung des Théâtre françois des auteurs du second ordre aufgenommen sind. Campistron war 1656 in Toulouse geboren; er starb eben da im J. 1723. Laharpe sagt von ihm: „Man hat die Verständigkeit seiner Plane gepriesen; das sind sie auch, aber nicht minder eben so schwach angelegt als schlecht ausgeführt."

Campo Formido, unrichtig Campo Formio, ein kleines Castell bei (oder vielmehr eine Vorstadt von) Udine, in der venetianischen Delegation Friaul, merkwürdig durch den in der Nacht vom 17. auf den 18. Oct. 1797 zwischen Oesterreich und Frankreich, und zwar von Seiten Oesterreichs von den Gesandten Cobenzl, Merveld, Degelmann und Marchese di Gallo, von Seiten Frankreichs vom General Buonaparte daselbst unterzeichneten Frieden. S. d. Art. Friedensschlüsse.

Campomanes (D. Petro Rodriguez, Graf von). Dieser berühmte spanische Minister, Director der von Philipp V. im Jahre 1738 gestifteten königlichen Akademie und Großkreuz des Ordens Carls III., war in Asturien zu Anfange des 18. Jahrh. geboren, und nützte seinem Vaterlande und verherrlichte es durch seine Talente und seine Gelehrsamkeit, durch seine erhabenen Ansichten von Staatsverwaltung und Politik, während seine Schriften durch ganz Europa seinen Ruf verbreiteten, und ihn unter die vorzüglichsten Schriftsteller seiner Nation stellten. Die Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris ernannte ihn zu ihrem Correspondenten, so wie die philosophische Gesellschaft zu Philadelphia, auf Franklin's Empfehlung, zu ihrem Mitgliede. Die spanischen Schriftsteller erheben wetteifernd seine Talente, seine Rechtschaffenheit und seine Wohlthätigkeit. Campomanes stieg durch eigenes Verdienst. Er hatte sich den Ruf des geschicktesten und uneigennützigsten Rechtsgelehrten von ganz Spanien erworben, als Carl III ihn 1765 zum Fiscal des königlichen und hohen Raths von Castilien ernannt, auf dessen Befehl er unter andern seinen Discurso sobre el fomento de la industria popular (1774) und sobre la educacion popular de la Artisanos y su fomento (1775) herausgab, worin er Alles, was innere Polizei, Abgaben, Ackerbau, Manufacturen und Handel betrifft, erörtert und abhandelt. Den Grafen Aranda unterstützte er bei dem schwierigen Unternehmen, die Jesuiten aus Spanien zu vertreiben. Auch hatte er durch eine Abhandlung die Freigebung des Getreidehandels bewirkt. Er suchte das Gauner- und Bettlerwesen zu vernichten, indem er über die Zigeuner schrieb, und überhaupt Mittel an die Hand gab, wie man die heimathlosen Müßiggänger nützlich gebrauchen könne. Bei dem Regierungsantritte Carl's IV. 1788 wurde Campomanes zum Präsidenten des Raths von Castilien und darauf zum Staats-

miniſter ernannt. Zu dieſer Zeit führte er den Vorſitz unter den Cortes des Reichs, und ſein Anſehen ſchien auf unerſchütterlichen Grundfeſten zu ruhen; aber als der Graf Florida Bianca die Gunſt des Königs erwarb, wurde Campomanes aus dem Rathe entfernt und verlor alle ſeine Aemter. Er ertrug dieſe Ungnade mit Muth und Würde, und ſtarb in den erſten Jahren des 19. Jahrh. Unter ſeinen zahlreichen, meiſtens hiſtoriſchen und geographiſchen Schriften, befinden ſich zwei mit Caſiri gemeinſchaftlich aus dem Arabiſchen überſetzte Capitel des Ebn al Avam über den Ackerbau; alle ſind geſchätzt, aber die ſtaatsökonomiſchen am meiſten.

Canaan, ſ. Paläſtina.

Canada, ſ. Amerika und Nordamerika.

Canal, Pas de Calais, ſ. Calais.

Canäle ſind durch Kunſt hervorgebrachte Flüſſe. Faſt alle größeren und reicheren Staaten Europa's haben ſich die Anlegung von Canälen zu Beförderung der inneren Waſſerverbindung angelegen ſein laſſen, da ſie für den Handel und Verkehr die entſchiedenſten Vortheile gewähren, und durch einen angemeſſenen Zoll das darauf verwendete Capital reichlich verzinſen. In Bezug auf die engliſchen Canäle ſagt Nemnich: „Der Ruhm, einen Plan von dem ausgebreitetſten Umfange und Nutzen zuerſt in Ausführung gebracht zu haben, gebührt dem Herzoge von Bridgewater. Sieben Meilen von Manchester beſaß er die reichſten Kohlenminen, welche ihm aber, wegen des beſchwerlichen Landtransports, von keinem Vortheil waren. Er faßte daher die Idee, von ſeinen Minen einen Canal nach Mancheſter zu leiten, wozu er 1758 vom Gouvernement Erlaubniß erhielt, und gleich darauf den Anfang machte. Dabei hatte er das Glück, die Ausführung ſeines Projects dem größten mechaniſchen Genie, das England je hervorgebracht hat, anvertrauen zu können. Dies war Brindley; zwar ein Mann von ſehr verwahrloſter Erziehung und von Profeſſion ein Mühlenbauer, der weder ſchreiben noch leſen konnte, aber die verwickeltſten Plane und Berechnungen ohne Feder und Papier im Kopfe zu Stande brachte, und für die ſchwierigſten Fälle jedesmal die beſten und ſicherſten Mittel fand. Als der Canal bis dahin vollendet war, wo der Fluß Irwall für große Fahrzeuge ſchiffbar iſt, ließ ihn Brindley mittelſt eines Aquäducts 39 Fuß über die Oberfläche des Waſſers weiter leiten. Außer dieſem Aquäduct bewundert man ein anderes Meiſterſtück von Brindley, nämlich die Leitung des Canals unter einen Berg, faſt eine Meile bis zu den Kohlenminen. Kaum war der Canal von Morsley-Mill bis Mancheſter zu Stande, ſo extendirte der Herzog einen andern auf 29 Meilen, wodurch die Verbindung mit Liverpool bewirkt wurde. Brindley hatte den großen Plan, eine ſchiffbare Verbindung zwiſchen London, Briſtol, Liverpool und Hull zu unternehmen, und andere Städte und Fabrikplätze durch Zweige mit jenen Haupthäfen in Communication zu ſetzen. Er erlebte zum Theil noch die Ausführung deſſelben. Denn im J. 1766 begann der Herzog die ſogenannte Great Trunk Navigation, wodurch die Flüſſe Trent und Merſey, und mithin Liverpool und Hull in Verbindung kamen. Dieſer Canal iſt 99 engliſche Meilen lang und wurde 1777 vollendet. Gleich beim Anfange des Great Trunk leitete Brindley von dieſem Canal einen andern nach dem Fluſſe Severn, wodurch die Schifffahrt zwiſchen Briſtol, Hull und Liverpool glücklich erreicht wurde. Dieſer Zweig iſt 46 engliſche Meilen lang und wurde 1772 fertig. In demſelben Jahre ſtarb

Brindley. Verſchiedene Haupt- und viele Nebencanäle wurden in der Folge zu Stande gebracht. Bis 1802 zählte man 2896¼ engliſche Meilen Länge von Canälen durchſchnitten, welche über 13 Millionen Pf. St. gekoſtet hatten. In dieſer Angabe ſind 43 Canäle als Privateigenthum, wohin auch der von Bridgewater und andere große Canäle gehören, nicht mit begriffen. Der Grand Junction-Canal iſt erſt im Dec. 1805 vollendet worden. Er vereinigt viele Canäle der Centralprovinzen, und bildet von da eine Communication zwiſchen der Temſe, Severn, Merſey und Trent." Ein andrer ſehr wichtiger Canal iſt der Caledoniſche, welcher die weſtlichen und öſtlichen Küſten von Schottland verbindet; wodurch die gefährliche Schifffahrt durch, oder um die Orkneys und ſhetländiſchen Inſeln, ſo wie um die Hebriden herum, vermieden wird. Kürzlich hat man eine Dampfmaſchine eingerichtet, zum Ziehen der Schiffe, welche wenigſtens in der weſtlichen Hälfte des Canals ſchon ſehr gute Dienſte thut. Die Länge des letzten beträgt ungefähr 13 deutſche Meilen, wovon aber nur ungefähr 5 Meilen gegraben zu werden brauchten; die übrigen acht nimmt die Länge der Seen oder der Lochs ein. Es ſind im Ganzen 8 Hauptſchleuſen. — Nächſt England hat Frankreich die bedeutendſten Canäle aufzuweiſen. Der Canal du Midi, Südcanal, ſonſt Canal von Languedoc, auch der königliche Canal, ward nach Andréoſſy's Plan durch Riquet von 1666 bis 1681 mit einem Koſtenaufwand von 17½ Mill. Livr. (die jetzt vielleicht das Dreifache ausmachen würden) angelegt, und geht vom Hafen Cette am mittelländiſchen Meere bis nach Toulouſe, wo er ſich mit der Garonne verbindet, ſo daß auf ihm Schiffe in 11 Tagen aus dem Ocean in das mittelländiſche Meer kommen. Er iſt 45 franz. Meilen lang, oben 60 Fuß, unten 32 breit und wenigſtens ſechs Fuß tief; die darauf fahrenden Barken gehen nicht fünf Fuß Waſſer, wenn ſie auch 2000 Centner tragen. Längs den Ufern ſind Wege zum Ziehen, der eine neun, der andere ſechs Fuß breit. Der Canal hat 62 Schleuſen; er geht 85 Toiſen lang und 19 Fuß breit durch den Berg von Malpas, und führt, mittelſt 55 mit Einfaſſungen an der Seite zu Waſſerleitungen eingerichteter Brücken, über verſchiedene Flüſſe hinweg. Außerdem gehen 29 Brücken für Landſtraßen über denſelben. Sein Waſſer erhält er aus einem großen, zu St. Ferrol zwiſchen zwei Bergen und einer 36 Toiſen dicken Mauer angelegten Becken, 1200 Toiſen lang, 300 breit und 20 tief, welches bei ſeiner vollſtändigen Füllung gegen eine Million Kubik-Toiſen Waſſer enthält, und mit drei großen kupfernen Hähnen zum Ablaſſen des Waſſers verſehen iſt. Die Unterhaltung koſtet jährlich 300,000 Franken, und der reine Ertrag beläuft ſich eben ſo hoch. Unter Ludwig XVI. wurde der Canal des Mittelpunkts 1782 angefangen und 1791 beendigt. Er nimt ſeinen Anfang bei Digoin und mündet in die Saone bei Chalons. Er hat 81 Schleuſen und dient dem Handel der mittäglichen Provinzen mit der Hauptſtadt durch die Rhone, Saone, Loire, den Canal von Briare und die Seine. — Der Canal von St. Quentin, den bereits 1724 eine Geſellſchaft begann, ward erſt 1809 vollendet. Er iſt ſechs Meilen lang, fängt bei der Stadt le Chatelet, unweit des Urſprungs der Schelde an, iſt auf dem offenen Profil 24 Fuß breit, ſteigt von St. Quentin bis Tronquoy 40 Fuß durch ſechs Schleuſen, und fällt von Macquincourt bis Cambray 130 Fuß durch 18 Schleuſen. Er wird durch die Quellen der Schelde geſpeiſet, und iſt an zwei Stellen unter der Erde durchgeführt, bei Tronquoy 700, und bei Bellicourt 4100 Toiſen.

Digitized by Google

Durch ihn, die Oiſe, Seine und den Canal von Briare iſt eine Verbindung der Nordſee und der Straße von Calais mit dem mittelländiſchen Meere eröffnet worden. Viel iſt in der neueſten Zeit für die Waſſerverbindungen in Frankreich geſchehen. Wir nennen aus dieſer Periode die Canäle von Jemappes, Sedan, Burgund, Arles, Beaucaire, Carcaſſonne, des Ourcq, der Salzwerke, der Haiden, die Canäle in der ſonſtigen Bretagne, die Canäle der Ille und Rance, der Blavet, den Canal von Nantes nach Breſt und den ehemaligen Napoleonscanal, welche zum Theil noch unbeendigt ſind. Die Sorgfalt der franz. Regierung für die Beförderung der innern Verbindung durch Canäle hat ſich auch unter den Bourbonen nicht verringert, und in der Sitzung der Kammern von 1822 wurden eine Anzahl von Unternehmungen dieſer Art, die auf an hundert Millionen Franken taxirt waren, gegen gewiſſe Conceſſionen an verſchiedene Compagnien zur Ausführung überlaſſen. — In Holſtein vereinigt der berühmte Eidercanal die Oſt- und Nordſee. Er wurde von 1777 bis 1784 ausgeführt, und koſtete 2½ Millionen Thaler. Er iſt 4¾ Meilen lang, auf der Oberfläche 100 Fuß breit, 10 Fuß tief, und hat ſechs Schleuſen. Preußen hat den Bromberg'ſchen, den Finow-, den Friedrich Wilhelmscanal u. a., die jedoch an Kunſt und Aufwand mit den genannten nicht zu vergleichen ſind. In Rußland bemerken wir den Ladoga'ſchen Canal, welchen Peter der Große wegen der gefährlichen Schifffahrt auf dem Ladogaſee ziehen ließ. Er geht von Schlüſſelburg bis Neuladoga in den Fluß Wolchow, iſt 15 deutſche Meilen lang, 17 Schuh breit und hat 32 Schleuſen. Vollendet ward er 1732. Da die Wolchow mit der Wolga vereinigt worden iſt: ſo hängt durch ihn die Oſtſee mit dem caſpiſchen Meere zuſammen. In Spanien iſt der aragon'ſche Kaiſercanal, der ſein Waſſer aus dem Ebro erhält, der vornehmſte Andere wichtige Canäle, z. B. der von Trollhätta, werden unter ihren Rubriken aufgeführt. Vergl. auch d. Art. Waſſerſtraßen.

Canariſche Inſeln, eine Gruppe von 20 Eilanden (151 Q. M. mit 174,000 Einw.), an der weſtlichen Küſte von Afrika, ungefähr 18 Meilen vom Lande entfernt. Canaria, Teneriffa, Ferro, Palma, Fortaventura, Lancerota und Gomera ſind die Namen der wichtigſten. Vom 29. bis jenſeits des 28. Grades nördl. Br. erſtrecken ſie ſich von Oſten nach Weſten, ſind vulkaniſchen Urſprungs, und haben ein ſo herrliches Klima und einen ſo fruchtbaren Boden, daß der Name der glücklichen Inſeln, der ihnen von den Alten beigelegt wurde, wohl gerechtfertigt werden kann. Von ihrer älteren Geſchichte wiſſen wir nur, daß Juba II., König beider Mauritanien, ſie zuerſt genauer beſchrieben. Von Julius Cäſar im Triumphe aufgeführt, ward er in allen Künſten und Wiſſenſchaften der Römer unterrichtet, und bildete ſich zu einem der gelehrteſten Fürſten. Seine Beſchreibung dieſer Inſeln hatte Plinius vor Augen. Juba nannte die eigentlichen Canarien fortunatas, Madera hingegen und Puertoſanto purpureas. Die Inſel Ferro kommt bei ihm unter dem Namen Ombrios vor, und er erzählt intereſſante Merkwürdigkeiten aus der Naturgeſchichte jener Eilande. Der Verluſt dieſer Schrift des mauritaniſchen Königs iſt um ſo mehr zu bedauern, da wir gewiß hoffen könnten, Nachrichten von jener alten röthſelhaften Völkerſchaft darin zu finden, welche ehedem dieſe Inſeln bewohnte. Dieſe Völker verſtanden die Kunſt, die Leichen einzubalſamiren, und näheten ſie dann in Ziegenhäute, worauf ſie in Särge, aus Einem Stück Holz gemacht, gelegt, und

Digitized by Google

in Grotten beigeſetzt wurden. Dieſe Mumien werden noch heut zu Tage gefunden. Sie riechen angenehm, aber wenn man ſie aus ihren Ziegenhäuten herausnimmt, zerfallen ſie in Staub. Die Spanier erzählen wunderbare Dinge von der Cultur dieſer Völker, Guanches genannt, von ihrer Achtung des weiblichen Geſchlechts, von ihren reinen Sitten und von ihrer ariſtokratiſchen Verfaſſung. Die Sprache dieſer Völker ſtimmte zwar einigermaßen mit der überein, welche die Völker des benachbarten feſten Landes reden; indeſſen wiſſen wir zu wenig von ihr, als daß man darüber urtheilen könnte. Von 1316—1334 entdeckten und eroberten die Spanier, von den Mauren gedrängt, dieſe Inſeln, und man findet ſie ſchon in der alten Landcharte, die Andreas Bianco in Venedig 1436 verfertigte, genau angegeben. Indeſſen ſcheinen die Spanier dieſe Beſitzungen nicht geachtet zu haben; denn der berühmte Infant von Portugal, Heinrich Navigator, ließ ſie 1456 in Beſitz nehmen, und verfolgte von da aus die Entdeckungen bis nach der Küſte von Guinea. Allein 1478 unternahmen die Spanier auf's neue die Eroberung der Canarien, und vollendeten ſie am Ende des 15. Jahrh., indem ſie die urſprünglichen Einwohner unterjochten, und in der Folge ganz vertilgten. Jetzt ſind dieſe Inſeln faſt von lauter Spaniern und nur wenigen Portugieſen bevölkert. Teneriffa als die größte (73 Q. M.) hat 70,000, Canaria 50,000, Palma 22,600, die übrigen haben weit weniger Einwohner. Teneriffa iſt beſonders ausgezeichnet durch einen 13,278 Fuß hohen Vulcan, den man den Pic nennt. Er iſt wegen ſeiner Steilheit, und weil die Spitze ganz mit Bimſtein und vulcaniſcher Aſche bedeckt iſt, äußerſt ſchwer zu beſteigen. Rings um den Krater, der genau auf der Spitze ſich befindet, iſt ein ſo ſchmaler kreisförmiger Wall von Lava, daß man kaum Platz zum Sitzen hat. Natürlich ſieht man von der Spitze dieſes Coloſſes die Inſel, die ſeine Grundlage iſt, mit allen ihren lieblichen Landſchaften auf das deutlichſte zu ſeinen Füßen, weil die Luft in jenen Breiten viel durchſichtiger iſt, als bei uns. Man ſieht aber auch die übrigen Inſeln, das Meer in unermeßlicher Ferne, und ſelbſt die Küſten Afrika's, mit ihren unendlichen Waldungen und jenſeits derſelben die Spuren der traurigen Sandwüſten. Die Hauptſtadt von Teneriffa, Santa Cruz, mit 8000 Einw., iſt der Sitz des Gouverneurs, und hat auf der öſtlichen Seite der Inſel einen trefflichen Hafen, worin die engliſchen Schiffe anlegen, um Lebensmittel und friſches Waſſer einzunehmen; doch muß man jene, wegen Unfruchtbarkeit des Bodens, größtentheils aus Canaria holen. Eine andere Stadt, Laguna, iſt volkreicher und weit ſchöner gelegen, als Santa Cruz. Canaria iſt wenig unterſucht, jedoch fruchtbarer als Teneriffa. Die Hauptſtadt, Palmenſtadt, hat 9000 Einw. und iſt der Sitz der oberſten geiſtlichen Behörden der Inſeln. Das vorzüglichſte Erzeugniß dieſer Eilande iſt ein weißer und ſüßer Wein, der ſogenannte Canarienſect; man rechnet, daß jährlich ungefähr 40,000 Ohm ausgeführt werden, meiſtens nach Amerika und England. Auch Weingeiſt, rohe Seide, Soda und Früchte werden ausgeführt. Der Betrag der Ausfuhr beläuft ſich auf 242,000 Piaſter. Sie ſind das Vaterland der Canarienvögel, zum Finkengeſchlechte gehörend, urſprünglich mit weißlich gelbem Gefieder und grünlichen Schwanz- und Schwungfedern, welche Farbe durch Vermiſchung mit Stieglitzen, Hänflingen und Zeiſigen aber viele Abänderungen leidet (fringilla canaria L.). Dieſe Vögel ſind erſt ſeit dem 15. Jahrh. in Europa bekannt. Jetzt werden ſie in Menge aus Tyrol, dem Schwarzwalde

Digitized by Google

u. ſ. w. durch eigene Träger nach England, Rußland und insbeſondere nach Conſtantinopel gebracht.

Canaſter, ſ. Tabak.

Candia (Kandia), in den älteſten Zeiten Idaea vom Berge Ida, jetzt Ikriti die größte griechiſche Inſel im Mittelmeer. Ein Hochgebirge durchſchneidet die Inſel deren weſtl. Theil die Venetianer Monte di Sphachia (vorhin Leuke), den öſtlichen Lasthi oder Sethia (vorhin Dikte) nannten. Die Thäler und die Seeküſte ſind ſehr fruchtbar, und wo ſie nicht geſund ſind, rührt das von der Verwahrloſung aller Stagnationen unter türkiſcher Regierung her. Getreide, Wein, Oel, Obſt, Flachs, Hanf, Baumwolle, Tabak, Wachs, Honig, Mohn, gedeihen hier trefflich. Die Viehzucht erlaubt in dieſer menſchenarmen Provinz dem Vieh Sommerweide im Gebirge und im Winter Thalweide. Nach der trojaniſche Sage ſchiffte der König Idomeneus mit 80 Schiffen nach Ilium. Die griechiſche Mythologie verſetzte viele Götter- und Heldengeſchichten nach dieſer, Kreta genannten, Inſel. Hier regierte Saturn und ſpäter Minos als König 1300 J. vor der chriſtl. Zeitrechnung. Eine Zeitlang war Kreta nach Verbannung der Könige eine Republik und hernach ein Sitz der ciliciſchen Seeräuber, bis die Römer ſie unterjochten. Sie verblieb dem oſtrömiſchen Reiche bis die Saracenen ſolche 823 eroberten, welche die Feſtung und Stadt Kandia erbaueten. 962 nahm ſie ihnen Nicephorus Phoces wieder. Ein Markgraf von Montferrat erhielt ſolche in der Theilung des byzantiniſchen Reichs durch die Lateiner und 1204 Venedig durch Kauf. Nach einem 24jährigen Kriege mußte dieſes die herrliche Inſel an die Türken abtreten. Die Türken hatten hier 3 Paſchen zu Kandia, Canna und Retino. Wegen der Fehden dieſer Paſchen unter einander gelang es den Weſtgebirgsleuten im Agelick Sphachia ſich unter türkiſchem Schutze ſelbſt zu regieren. Da man aber dieſen Bergleuten oft die Verträge nicht hielt, ſo pflegten ſie dann jedesmal zu den Waffen zu greifen, wurden oft geſchlagen, aber niemals in ihren Bergen ganz unterjocht. Sie waren es, von denen die Paſchen Geißeln (1821) verlangten und die dadurch aufgebracht der Inſurrection der Griechen beitraten. Sie war einſt ſehr volkreich. Ihre Berge voll Höhlen, alſo kalkigt, ſind noch nicht unterſucht. Die Häfen ſind trefflich. Unter der venetianiſchen Regierung waren die Kandioten ſchon im Ruf, keinen Bruch ihrer Privilegien zu dulden, und ließen nicht zu, daß die Venetianer, wie in andern Diſtricten Griechenlands, einen Landesadel degli possidenti gründeten, und dadurch den übrigen Theil der Einwohner unter das Joch der Podeſtas hielten. Hätte man die Bergbauern bewaffnet als die Türken zuerſt dort landeten: ſo würde wahrſcheinlich den Türken unmöglich geworden ſeyn, ſich auf Kandia zu behaupten. Die Sphachiaten ſpielen in der Geſchichte Kandia's die nämliche Rolle, als die Mainotten auf Morea nur entgingen ſie dem Tribut des Kopfſchatzes nicht.

Candidat, wörtlich ein Weißgekleideter, weil bei den Römern diejenigen, die ſich um ein Amt bewarben, in glänzend weißer Kleidung erſchienen. Außerdem trugen die Candidati der Römer keine Tunica oder Unterkleid, entweder zum Zeichen der Demuth, oder um ihre auf der Bruſt empfangenen Wunden vorzeigen zu können. Jetzt nennt man in der proteſtantiſchen Kirche Candidat einen Theologen, welcher ſeine Studien auf der Univerſität beendet, und durch eine Prüfung die Befugniß zu predigen, und die Anwartſchaft auf eine Pfarre erhalten hat.

Digitized by Google

Candirte Sachen heißen mit geläutertem und abgeklärten Zucker überzogene Früchte, Blüthen, Gewürze, Wurzeln u. ſ. w. In Italien und dem ſüdlichen Frankreich ſind ſie ein Gegenſtand des größern Handels und der Ausfuhr. In Genua ſind z. B. die daſelbſt candirten Citronate, kleinen grünen Pomeranzen u. ſ. w. berühmt. In Frankreich liefern Montpellier, Tours und Nancy die ſchönſten candirten Früchte. Candis iſt der bekannte Zucker in großen Kryſtallen, welcher in ſcharfkantigen Stücken bricht. Man läßt, um ihn zu erhalten, den Zuckerſaft in Gefäßen an Zwirnsfäden kryſtalliſiren. An dieſen Fäden bilden ſich die größten Kryſtalle, die kleineren ſchießen an den Seiten und an dem Boden der Gefäße an.

Canitz (Friedr. Rud. Ludewig Freiherr von), geb. zu Berlin 1654, verdient als deutſcher Dichter und als Herſteller eines richtigen Geſchmacks, einer dankbaren Erwähnung. Er verlor ſeinen Vater Ludwig, der Landrath und Hauptmann war, vor der Geburt. Die Großmutter ſorgte für ſeine Erziehung, 1671 bezog er die Univerſität Leipzig. Hier ſchon äußerte er Liebe zur Poeſie, ſchrieb 1674 eine Inauguraldiſſertation von der nöthigen Vorſicht der Fürſten bei ihren Zuſammenkünften und Unterredungen, 1675 kehrte er nach Berlin zurück, beſuchte Italien und Frankreich, wurde nach einander Kammerjunker, Legationsrath und geheimer Staatsrath. Kaiſer Leopold erhob ihn 1698 zum Reichsfreiherrn. Als Geſchäftsmann wurde er in auswärtigen Angelegenheiten unter dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm und deſſen Nachfolger gebraucht. Jene mit Reiſen verbundenen Geſchäfte, welche ihn mit dem Auslande bekannt machten, hatten einen nicht zu verkennenden Einfluß auf ſeine Bildung und ſeinen Geſchmack; und ſo brachte er es bei ſeinen vorzüglichſten Talenten auch zu einem bedeutenden Grade in der Dichtkunſt, obgleich er weder eine ſo reiche Einbildungskraft, noch einen ſo glänzenden Witz beſaß, als die Muſter, die er nachzubilden ſtrebte. Reinheit und Richtigkeit der Sprache und Harmonie, verbunden mit Leichtigkeit und Grazie im Versbau, ſind die Hauptverdienſte ſeiner Gedichte, unter welchen ohne Zweifel ſeine Satyren den erſten Platz behaupten, wiewohl auch hier eine unſchmackhafte Weitſchweifigkeit im Styl den Inhalt verwäſſert. Er ſtarb 1699, und erſt nach ſeinem Tode kamen ſeine poetiſchen Arbeiten in einem mäßigen Octavbande heraus, und fanden ſo großen Beifall, daß davon 1770 die 14te Auflage zu Bern erſchien.

Cannä eine Stadt in der neapolitaniſchen Provinz Puglia an der Mündung des Aufidus am adriatiſchen Meere, iſt noch jetzt berühmt durch die große Schlacht, welche hier die Römer gegen Hannibal und die Carthaginenſer verloren. Folgendes war die Veranlaſſung der Niederlage der Römer. Gleich den Vorgängern im Oberbefehl des römiſchen Heers wider die Carthaginenſer beobachteten die Conſuls Aemilius Paulus und Terentius Varro den Defenſivplan wider Hannibal, der immer dahin ſtrebte durch einen entſcheidenden Schlag Roms Schickſal in dieſem Kriege raſch zu beſtimmen, weil aber der römiſche Senat unterrichtet war, daß das römiſche Heer 87,000 Mann betrug, und daß jenes ihres Gegners nur 50,000 Mann und darunter 10,000 Reuterei enthielt und jenem dabei bekannt war, daß Hannibal weder Verbündete noch einen Stützpunkt für ein etwa geſchlagenes Heer habe, deſſen Ernährung aus einem verheerten Lande im Rücken immer ſchwieriger wurde: ſo ertheilte der Senat Befehl an die Conſuls durch eine Hauptſchlacht den langen Krieg zu beendigen. Hannibal entdeckte bald die Veränderung in den Operationen

seiner Gegner, und um die Römer zu verleiten eine Hauptschlacht zu wagen, gönnte er dem Consul Terentius Varro die Freude in leichten Treffen der Reuterei Sieger zu heißen, indem die carthaginensische Reuterei sich jedesmal rasch nach dem Hauptquartier Hannibals zu Cannä, das schon im J. zuvor abgebrannt worden war zurückzog. Von der andern Seite gaben die Römer ihre feste Stellung zu Canusium auf, und schlugen östlicher ein paar Meilen, um Hannibal noch mehr einzuengen, ein neues Lager auf und zwar an beiden Ufern des Aufidus. Endlich fanden die Römer das Schlachtfeld am rechten Ufer des Aufidus zu enge und gingen deshalb auf das linke Ufer mit dem ganzen Heere hinüber. Der Consul Varro lehnte seinen rechten Flügel an den Fluß und breitete sich weit in die Ebene aus. Zur nämlichen Zeit überschritt bei einer Furth Hannibal den Aufidus und stellte sein kleineres Heer dem römischen Kriegern entgegen. Das römische Heer hatte auf dem rechten Flügel die römische, auf dem linken die verbündete Reiterei und alles Fußvolk in der Mitte in gewohnter Schlachtordnung der Legionen dieses Volks. Schlau stellte Hannibal die numidische Reuterei derjenigen der römischen Verbündeten und die Spanier und Gallier den Römern gegenüber. Seine Infanterie aus Afrika, theilte er in zwei Massen, jede der beiden Massen stand nahe bei der Reiterei. Gesondert von beiden Flügeln durch einen freien Raum standen in der Mitte im stumpfen Winkel die Spanier und Gallier zu Fuße, und hinter solchen noch ein starkes Corps. In der Mitte übernahm Hannibal selbst das Commando. Berechnet hatte er, daß der Wind Volturnus, der in Apulien in damaliger Jahreszeit in gewissen Stunden in einer bekannten Richtung wehet, in der Periode des Angriffs Staub und Sand den Römern entgegen streuen und sie verhindern würde, seine Evolutionen zu errathen, ehe sie entschieden. Die leichten Truppen beider Heere begannen das Treffen, die Römer mit Wurfspießen, die Gegner mit balearischen Schleuderern, deren einer gleich anfangs den Consul Paulus Aemilius verwundete, indem er die erste Unordnung herstellen wollte. Heftig war das erste Anprellen der römischen Reuterei auf diejenige aus Spanien und Gallien, und als der Kampf lange dauerte, verließen die Kämpfer ihre Rosse und griffen einander zu Fuße an. Die gewandteren Gallier und Spanier warfen aber schnell die römische Reuterei, die ihre Pferde verlassen hatte und hieben Alles, was floh, nieder. Das römische Fußvolk wollte seine Reiterei retten, und zog sich nach dem Flügel im Bogen hin, in welchem es mit vielem Nachtheile focht, und fiel das spanische und gallische Fußvolk an, daß sich in guter Ordnung nach Hannibal's Befehl in die großen leeren Räume zwischen der Mitte und den Linien, fechtend immer weiter zurückzog. Dies veranlaßte nun schnell, daß Hannibal vom Mittelpunkte aus, den unvorsichtig vordringenden und eingeengten Römern mit eben der afrikanischen Infanterie, die er für diese Benutzung geschont hatte, in die Flanke fiel. Nun schwankte der Kampf nicht länger zwischen den Kriegern und überall fielen die eingedrängten Römer, unter ihnen der Consul Paulus Aemilius und beide Proconsuls Servilius und Atilius. Was vom Schlachtfelde floh, hieb in der Ebene die numidische Reuterei nieder. Nur 13,000 Gefangene gelangten in die Disposition der Sieger. Der Römer Verlust betrug nach ihren eigenen niedrigsten Angaben 45,000, nach den höchsten sogar 70,000 Mann. Von den gefallenen Rittern der Römer, ließ Hannibal die Goldringe sammlen und schickte davon einige Scheffel zum Zeichen des Siegs nach Carthago. Geschwächt hatte

aber auch der Sieg das Heer Hannibals. Vorsichtig drang er bis Rom vor, hoffte vergebens Insurrection in der Stadt und Abfall der italienischen Verbündeten. Geld fehlte dem carthagischen Feldherrn immer und daher die Recrutirung. Dieser Mangel und nicht das kurze Wohlleben des Winterquartiers in Capua, war der wahre Grund, warum er nach 17 Feldzügen immer mehr geschwächt, endlich Italien aufgeben mußte. Man vergl. den Art. Hannibal.

Canneliren heißt in der Baukunst aushöhlen oder auskehlen. — Cannelirt, gereift, mit Reifen versehen, z. B. cannelirte Säulen. — Cannelirung, Hohlkehlung, ringenförmige Vertiefung.

Cannibalen, Cannibaleninseln, s. Caraiben.

Canning (George), einer der ausgezeichnetsten engl. Staatsmänner unserer Zeit, britt. Staats- und Cabinetsminister für die ostindischen Angelegenheiten und Parlamentsglied, aus einer ursprünglich irländischen Familie, wurde 1770 in London geboren. Er studirte in Eton und Oxford. Schon in Eton gab er mit den beiden Brüdern J. und X. Smith und mit Frere die Zeitschrift Microcosmus heraus, die sich sehr bemerkbar machte. In Cambridge veranlaßte er mit Frere und Ellis 1792 den nicht minder bekannt gewordenen Anti-Jacobin oder den wöchentlichen Untersucher (the weekly Examiner). Er wollte sich nach seinen Universitätsjahren den Rechten widmen, aber die Politik zog ihn bald ganz an sich. Schon 1793 ward er Parlamentsmitglied für Newport auf der Insel Wight, und 1796 Unter-Staatssecretär. Er war in dieser Zeit eine der Hauptstützen der Pitt'schen Verwaltung. Als Pitt, um den Frieden von Amiens möglich zu machen, sich vom Staatsruder entfernte, trat auch Canning zurück. Nach dem Bruche des Friedens aber, als Pitt wieder die höchste Leitung der Staatsangelegenheiten übernahm, erhielt Canning ebenfalls einen bedeutenden Posten. Mit Pitt's Tode (1806 ging Canning's Einfluß wieder verloren. Fox wurde erster Minister und Canning trat in die neue Opposition. Als Percival an Fox's Stelle kam, wurde Canning 1807 wieder Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Wegen der verunglückten Unternehmnng auf Walchern im J. 1809 aber veruneinigten sich beide Freunde, daß sie sich zum Zweikampf foderten, in welchem Canning leicht verwundet wurde. Er trat jetzt aus dem Ministerium, ohne im Parlament entschieden zur Opposition überzugehen. Ihm widerfuhr dagegen 1812 die große Ehre, von Liverpool zum Parlamentsmitgliede erwählt zu werden. 1813 wurde ihm der unbedeutende Gesandtschaftsposten in Lissabon übertragen, worüber er viel von dem Muthwillen der londoner Blätter u. Zerrbilder leiden mußte. Er behielt ihn aber nicht lange, sondern kam 1817 wieder in das Ministerium; auch ward er von Liverpool zum Parlamentsgliede erwählt. Im J. 1819 und 1820 reiste er nach Italien, um gegen die Königin Beweismittel zu sammeln, welches freilich erklären würde, warum er Bedenken trug, als Minister und Parlamentsglied bei den Debatten des Parlaments über die Schuld oder Unschuld der Königin Theil zu nehmen. Schon im J. 1800 hatte er die Tochter des bekannten General Scott geheirathet, die ihm ein großes Vermögen zubrachte. Als Parlamentsredner behauptet Canning einen ausgezeichneten Rang. Er besitzt ein nicht gewöhnliches Maß von Scharfsinn, einen unerschöpflichen Reichthum an sinnreichen Wendungen, eine große Gewandtheit in der Sprache. Die Streiche seines Witzes verfehlen ihres Gegenstandes nicht, und keine Blöße seines Gegners entgeht ihm. Aber Burke, Pitt und Fox wa-

ren ihm dennoch überlegen. Er begeistert und überwältigt nicht wie Burke; er imponirt und zermalmt nicht wie Pitt; er reißt nicht mit sich fort wie Fox. Nach des Marquis von Londonderry's Selbstentleibung trat Canning im Sept. 1822 als Minister der auswärtigen Angelegenheiten in's Ministerium.

Cano (Alonzo oder Alexis), einer der größten Künstler Spaniens; zugleich Maler, Bildhauer und Architekt, so daß die Mannichfaltigkeit seiner Talente, und besonders ihr Umfang ihn zum Michel Angelo Spaniens machen, mit dem er in Hinsicht auf den Charakter viel Aehnlichkeit hatte. Er war 1608 zu Granada geboren. Sein Vater, Michel Cano, ein Architekt, gab ihm den ersten Unterricht in seiner Kunst. Angezogen durch den Reiz der Malerei studirte der junge Cano zu Sevilla unter dem geschätzten, auch als Schriftsteller bekannten Maler Pacheco, vervollkommnete sich in der Schule von Juan del Castillo oder Herrera, übte sich zugleich in der Bildhauerei, und machte sich dann zuerst durch drei Statuen für die große Kirche von Lebrija, bekannt. Er war erst 24 Jahre alt, als er in die Reihe der großen Künstler trat. 1638 ernannte ihn der König zu seinem Hofmaler. Sein Ruf verschaffte ihm viele Arbeiten, auch als Architekt. Als Maler führte er mehrere berühmte Gemälde aus, und war auf dem Gipfel seines Ruhms, als ein schreckliches Ereigniß eine Menge von Unglücksfällen für ihn herbeizog. Er fand, als er einst in seine Wohnung trat, seine Gattin ermordet und sein Haus beraubt. Ein italienischer Bedienter, auf den der nächste Verdacht fiel, war entflohen. Die Richter entdeckten bei ihrer Nachforschung, daß Cano auf diesen Italiener eifersüchtig gewesen sei, und mit einer andern Frau ein Verständniß gehabt habe. Sie sprachen den Flüchtling frei und verurtheilten den Gatten. Dies nöthigte Cano, Madrid zu verlassen. Er verbreitete das Gerücht, nach Portugal entflohen zu sein, und ging nach Valencia, wo er, als seine Kunst ihn verrathen hatte, in einem Cartheuserkloster Zuflucht fand. Er trat aber bald aus seiner Verborgenheit heraus, und kehrte sogar nach Madrid zurück, wo er sich zwar anfangs verborgen hielt, aber bald des Zwangs müde ward und sich verhaften ließ, indem er sagte: Excellens in arte non debet mori. Er ward auf die Folter gebracht, erhielt jedoch als ein Zeichen der Achtung für sein Talent die Vergünstigung, daß die Henker seinen rechten Arm verschonten. Standhaft ertrug er die Martern, ohne ein Wort auszustoßen, auf welches man ihn hätte verurtheilen können. Der König, dem davon Nachricht gegeben wurde, nahm ihn wieder in seine Gunst auf, und ernannte ihn, da er Priester geworden war, zum Racionero (Residenten) von Granada. Cano führte als solcher ein frommes und musterhaftes Leben und starb 1676. Als eine Eigenthümlichkeit verdient seine unbegrenzte Abneigung gegen die Juden, deren Berührung und Nähe er selbst nicht ertragen konnte, angeführt zu werden. Er weigerte sich auf dem Sterbebette, das Abendmahl von einem Priester zu nehmen, der es auch bekehrten Juden gegeben hatte.

Canon, griechisch, eigentlich ein Maß, eine Regel, eine Richtschnur; daher das in dem christlichen Alterthum verfertigte Verzeichniß der biblischen Bücher, und diese Sammlung biblischer Bücher selbst, unter denen diejenigen canonische Bücher heißen, deren göttlichen Ursprung die Kirche anerkennt. Ferner die Gebete, welche der katholische Meßpriester kurz vor, bei und nach Weihung der Hostie verrichtet. In der kritischen Philosophie bedeutet Canon die Wissen-

ſchaft vom richtigen Gebrauche des Erkenntnißvermögens. In der Arithmetik, Algebra ꝛc. heißt Canon eine Formel, die am Ende der Auflöſung einer Aufgabe herauskömmt, und die Regel enthält, wonach alle beſonderen, unter der allgemeinen Aufgabe begriffenen Exempel ausgerechnet werden müſſen. Canon (canoniſche Fuge, Kreisfuge, ital. Fuga di conseguenza, lat. canon perpetuus) bedeutete in der Muſik der alten Griechen dasjenige, was wir jetzt Monochord nennen (ſ. d.). Gegenwärtig bedeutet Canon ein ſolches Tonſtück, bei welchem die Stimmen, woraus es beſteht, nach einander anfangen, und wobei jede nachfolgende Stimme die vorhergehende ununterbrochen nachahmt. Zuweilen geſchieht dies in demſelben Tone, zuweilen auch höher oder tiefer, als der Ton der Stimme iſt, welche anfängt. Ein ſolcher Geſang kommt entweder nie zu Ende; ſondern wird ſo lange fortgeſetzt, als man will, und heißt dann ein unendlicher oder immerwährender Canon (canon infinitus); oder der Satz iſt mit einem Anhange verſehen, vermittelſt deſſen ſich alle Stimmen zu einem gemeinſchaftlichen Schluſſe neigen, und dann wird er ein endlicher Canon (canon finitus) genannt. Da er zwei-, drei-, vier- oder mehrſtimmig ſein kann: ſo bekommt er von der Anzahl der Stimmen den Namen eines zwei-, drei-, vier- oder mehrſtimmigen Canons. Man pflegt gemeiniglich den Canon nur vermittelſt einer einzigen Stimme darzuſtellen, geſchloſſener Canon, und in derſelben durch Zeichen zu bemerken, wo die folgenden Stimmen den Satz anfangen ſollen. Bei dem mehrſtimmigen Canon werden entweder eben ſo viele Eintrittszeichen bemerkt, als Stimmen nachfolgen ſollen, oder es wird gleich zu Anfange vermittelſt einer Zahl angezeigt, wie viele Stimmen den Canon ausführen ſollen, z. B. Canon à 4, Canon à 6 u. ſ. w. Sind hingegen alle Stimmen entweder beſonders ausgeſchrieben, oder in Partitur geſetzt: ſo heißt er ein offener Canon. Wenn in einem Tonſtücke einzelne Stellen dieſer Art vorkommen, da nämlich eine Stimme nur eine kurze Stelle einer andern Stimme wiederholt: ſo gibt man auch ſolchen einzelnen Stellen den Namen Canon, oder nennt ſie canoniſche Nachahmungen. Der Canon wird auch ſo gemacht, daß jede Stimme bei jeder Wiederholung des Satzes denſelben um ein gewiſſes Intervall höher nimt. Man hat z. B. ſolche, wo das Thema zwölf Mal wiederholt wird, und zwar jedesmal den nächſten halben Ton der Tonleiter ſeines Grundtons höher, ſo, daß das Thema durch alle zwölf Töne ſeiner Tonart geht. Ein ſolcher Canon heißt Canon per tonos oder Cirkel-Canon. Wenn endlich der Canon verſchiedener Auflöſungen fähig, das heißt, ſo beſchaffen iſt, daß er ſowohl in verſchiedenen Intervallen, als in verſchiedenen Akten der Bewegung nachgeahmt, und die Nachahmung bald an dieſer, bald an jener Stelle des Satzes angefangen werden kann, ſo heißt er canon polymorphus, oder ein Canon von vielerlei Geſtalt. Man hat auch ſeit einiger Zeit angefangen, dem Duette, Terzette ꝛc. zuweilen eine ſolche Form zu geben, daß, nachdem die eine Singſtimme zuerſt die Hauptmelodie allein vorgetragen hat, dieſe Melodie von der folgenden Singſtimme unverändert wiederholt wird, wobei ſich die vorhergehende Stimme mit dieſer durch eine Nebenmelodie vereinigt. Ein Singſtück von dieſer Form wird jetzt ebenfalls mit dem Namen Canon bezeichnet. Canones per diminutionem und Canones per augmentationem ſind ſolche; wenn die nachahmenden Stimmen die Gattung der Noten im Thema ändern, und z. B. aus Vierteln Achtel oder halbe Noten machen. Bewegen ſich jedoch die nachahmenden

Stimmen der führenden entgegen: so heißt dies ein Canon in motu contrario. Man hat auch Canons, wo die nachahmende Stimme das Thema rückwärts singt, indem die führende Stimme ordentlich fortschreitet, oder solche, wo eine Stimme ihren Gesang führt, wie er auf dem Papier geschrieben ist, während die zweite denselben vorträgt, wie die Noten liegen würden, wenn man das Papier umkehrte. Canon, in juristischer und ökonomischer Bedeutung, ist die jährliche Geldabgabe, mit welcher (als Anerkennungszeichen des fortwährenden Obereigenthums) gemeiniglich Güter, Grundstücke und Häuser, belegt werden, welche Herrschaften an Unterthanen verkaufen. Es ist soviel, als: Erbzins, Grundzins, Gült. Canon ist in Schriftgießereien und Buchdruckereien der Name zweier der größten Schriften, weil ehedem der Meßcanon damit gedruckt wurde. Endlich heißt, in den Reitschulen, Canon die Biegung vom Knie bis zur Köthe am Vorderbeine des Pferdes; auch ein besonderes Gebiß oder Mundstück am Zaume.

Canonen (Kanonen, Schießröhre), gewöhnlich die Kanone, in der Artilleriesprache aber das Kanon: ein schweres metallenes, und durch vereinte Kräfte von Menschen und Pferden zu bewegendes Geschütz, welches auf einer Unterlage ruht, und aus welchem eiserne (ehemals auch steinerne und bleierne) Kugeln durch Schießpulver in die Weite getrieben werden. Der ganze innere Raum des Rohrs, d. i. Laufes, heißt die Seele. Der hinterste stärkere Theil der Kanone heißt die Verstärkung des Bodens und endigt mit einem kugelförmigen Vorsatz, der Traube. Sie, so wie die Delphine, d. i. die Handhaben der schweren Caliber, führen diesen Namen, weil man sie ehemals diesen Dingen ähnlich bildete. Die Oeffnung, durch welche die Flamme in die Seele dringt und die Ladung zündet, wird das Zündloch, und ein kleiner blecherner, jetzt auch hölzerner Trichter, welcher das Zündpulver (Zündkraut) enthält, und vor dem Schuß in das Zündloch gesteckt wird, die Schlagröhre genannt. Die Unterlagen, welche Laffeten heißen, sind entweder stehende, für die Schiffs-, auch einige Wall-Kanonen, oder durch zwei Räder bewegliche, für die Feldstücke. Wenn die Kanone gefahren werden soll, wird an die Laffete noch ein zweirädriges Gestell, die Protze oder der Protzwagen genannt, befestigt, und dies heißt aufprotzen. Soll geschossen werden, wird abgeprotzt, d. i. die Protze wieder fortgenommen. Die Ladung, welche in einen Beutel genäht ist, heißt Cartouche. Das Abfeuern geschieht vermöge der Lunte, d. i. eines um ein Stöckchen gewundenen glimmenden Wergfadens. Auf den meisten englischen Schiffen hat man auch Kanonen, die durch ein Schloß losgebrennt werden. Alle, die Kanone (und jedes Geschütz) betreffenden Geschäfte verrichten, heißt das Kanon (Geschütz) bedienen. Nach dem Gewichte der daraus geschossenen Kugeln, welche von 3 bis 48 Pfund sind, werden sie 3-, 4-, 6-, 12-, 18-, 24-, 36-, 42-, 48pfünder genannt. Sie wurden sonst in Carthaunen (s. d. A.) und Schlangen eingetheilt, jene sind kürzer, diese länger. Acht Fuß lange, achtpfündige Kanonen, die jetzt nicht mehr üblich, nennt man Batarden oder Bastarden. Die Länge des Rohrs wird nach dem Caliber (s. d. A.) gemessen und angegeben. Es gibt ferner Mortier-Kanonen, woraus man Feuerkugeln, wie aus Wurfgeschütz, werfen kann. Aus den Kanonen schießt man auch, wie aus den Haubitzen, häufig Kartätschen. Die Kanonen sollen ihren Namen von dem franzöſ. Worte Canne (Rohr) erhalten haben. Vor ihrer Erfindung bediente man sich der Wurfmaschinen,

Digitized by Google

die man von den Arabern kennen lernte und Ingenia genannt haben soll (daher Ingenieur). Die ersten Kanonen waren aus Holz verfertigt, und mit vielfach zusammengelegter, mit eisernen Reifen wohl befestigter Leinwand umwunden, sich kegelförmig nach vorn zu erweiternd. Nachher erhielten sie die Cylinder- oder Walzenform. Dann setzte man sie aus eisernen Stäben zusammen, und befestigte diese wie ein Faß, mit eisernen Reifen. Endlich in der 2. Hälfte des 14. Jahrh. nahm man dazu eine Mischung von Kupfer und Zinn, und dann noch andere Metalle. Solche Metallmischung heißt Kanonengut, Kanonenspeise. Einige machen die Chinesen zu Erfindern der Kanonen und sagen, daß man noch jetzt in China Geschütze finde, die 80 Jahre nach Chr. Geb. verfertigt worden. Von den Chinesen sollen dann die Saracenen die Kunst, sie zu verfertigen, erlernt, und ein Ueberläufer, Kallinikus aus Heliopolis in Phönicien, sie 670 (676) dem griechischen Kaiser Constantinus Pogonatus bekannt gemacht haben. Nach Andern soll Albert der Große, Bischof zu Regensburg († 1280), dann auch ein Deutscher, Berthold Schwarz, der Erfinder des Pulvers sein. Von Letzterem kann man weder bestimmen, wann, noch wo er lebte; Viele halten ihn für eine erdichtete Person. Nach den Akten der Ober-Rechenkammer in Frankreich waren die Bombarden oder Donnerbüchsen daselbst schon 1338 im Gebrauche, und nach einer andern, doch weniger sichern Angabe, soll der ungarische König Salomon sich schon 1073 bei der Belagerung Belgrads derselben bedient haben. Aus allen diesen widersprechenden Nachrichten erhellet, daß die wahre Zeit der Erfindung der Kanonen bisher noch nicht hat ausgemittelt werden können; gewiß ist indeß, daß ihr wirklicher Gebrauch ungefähr in die Mitte des 14. Jahrh. fällt. 1370 schossen die Augsburger bereits aus gegossenen Kanonen. Zu Anfange des 15 Jahrh. waren fast alle Länder Europa's, Rußland ausgenommen, wo man erst 1475 Kanonen gießen lernte, damit versehen. Die ledernen Kanonen, welche die Schweden im 30jährigen Kriege, zwischen 1620 und 1632 erfanden und gebrauchten, waren inwendig mit einer hölzernen oder auch kupfernen Röhre gefüttert, und von außen mit eisernen Ringen befestigt. Die Kunst, mit glühenden Kugeln aus Kanonen zu schießen, erfand der kurbrandenburgische Generalmajor Weiler. Zu Anfange des 16. Jahrh. erfand der Schweizer Mariz die Kunst, Kanonen aus dem Ganzen zu gießen, und so auszubohren, daß der Kern als ein ganzes Stück herausgenommen wird. Die Geschwindstücke, welche man von hinten lud, und dann die Ladung mit einem Keil verschloß, wurden durch Daniel Spekle (st. 1589) und Uffanus eingeführt. Carl Millon erfand eine Art aerisch-pneumatischer Kanonen, 2 Fuß lang, 3 Zoll Durchmesser im dicksten Theile, 12 Linien Caliber, die mit entzündbarer Luft geladen, mit einer Kleistischen (Leydener) Flasche oder einem Stückchen Katzenfell abgeschossen wird, und in einer Minute 12 Schüsse thut. Sie steht auf einem Gestelle von Glas, und kann nach allen Gegenden gerichtet werden. 1740 verfertigte man zu Petersburg Kanonen von Eis, und schoß Kugeln von mehreren Pfunden daraus, ohne daß sie dadurch beschädigt wurden. Ein Ungenannter hat in dem Mars, einer allgem. Zeit. f. Milit. Pers. Berl. 1805. Bd. 2. Heft 1. S. 81 – 86 schwimmende Kanonen in Vorschlag gebracht. Alles dieses gehört unter die militärischen Spielereien. Kanonenboot, s. Chaloupe. Kanonenkeller, s. Kasematten. Kanonenschlag ist ein viereckiges papnes, mit geleimtem Bindfaden stark umwundenes Kästchen, das bei Lustfeuerwerken und bei andern Gele-

genheiten, den Knall eines Kanonenschusses nachahmen soll. Kanonenuhr ist eine, von einem gewissen Rousseau erfundene, und in den Gärten des Palais Royal und des Palais Luxemburg in Paris angebrachte Vorrichtung. Ein Brennglas ist über dem Zündloch einer Kanone so angebracht, daß die Sonnenstrahlen im Augenblicke der Culmination durch das Glas auf das Zündkraut fallen, und die Kanone abfeuern. Das Brennglas wird zu diesem Zwecke monatlich gestellt.

Canonikus, s. Stift.

Canonik ist der eigentliche Kunstname der mathematischen Klanglehre, oder derjenigen Wissenschaft, in welcher die Töne als Größen betrachtet und mit einander verglichen werden, oder sie ist die Eintheilungslehre der Klänge nach ihrem äußern Maße und Verhältnisse. Den ersten Grund zu dieser Wissenschaft legte Pythagoras. (S. Geschichte der Musik.)

Canonische Bücher, s. Apokryphische Bücher und Canon.

Canonisation hat zuerst Alexander III. die Heiligsprechung genannt, da er sie 1170 für ein ausschließliches Vorrecht des päpstlichen Stuhles erklärte. Diese Handlung ist eine der feierlichsten in der römischen Kirche. Der Papst läßt eine förmliche Untersuchung über die Würdigkeit des zur Canonisation empfohlenen Verstorbenen anstellen, wobei sein Lebenswandel und die Echtheit der ihm zugeschriebenen Wunder geprüft, und, um auch dem Erbfeind alles Guten nichts zu vergeben, ein sogenannter Teufelsadvokat zugelassen wird, der die Frömmigkeit des gefeierten Todten auf alle Weise verdächtig machen darf, aber seinen Prozeß natürlich allemal verliert. Hierauf spricht der Papst den würdig Befundenen vorher zunächst selig (s. Beatification); die eigentliche Heiligsprechung erfolgt aber, um neue Beweise der Würdigkeit des Heiligen, z. B. Wunder durch seine Reliquien zu sammeln, gewöhnlich erst viele Jahre später, und dann wird ein Tag, meistens der Todestag des neuen Heiligen, zu seiner Verehrung angesetzt, sein Name in den Canon oder die Litanei der Heiligen in der Messe (daher Canonisation) aufgenommen, Kirchen u. Altäre werden ihm geweiht, und die Reste seines Körpers als heilige Reliquien aufbewahrt. Das letzte Beispiel einer Canonisation wurde 1803 gegeben. Vergl. d. Art. Heilige. E.

Canonisches oder Kirchenrecht heißt im weitern Sinne der Inbegriff der Gesetze, welche die christliche Kirche angehen; im engern die in dem Corpus Juris Canonici enthaltenen Gesetze. Dieses letztere besteht aus der Sammlung von alten Canons, Kirchenordnungen, Schlüssen der Concilien, Verordnungen der Päpste u. Aufsätzen der Kirchenväter. Man darf jedoch nicht glauben, daß dieses Recht, welches sich auch auf bürgerliche Materien erstreckt, ein reines Recht sei; vielmehr ist vieles aus dem römischen und deutschen in dasselbe übergegangen. Es ist theils ausdrücklich, theils stillschweigend, wie das römische, als ein deutsches Hülfsrecht angenommen worden. In den ersten Jahrh. nach der Einführung des Christenthums waren die Diener der Kirche der weltlichen Gerichtsbarkeit und den bürgerlichen Gesetzen unterworfen, mithin hatte man damals noch kein Kirchenrecht im heutigen Sinne. Da aber späterhin das Ansehen der Geistlichkeit ungemein zunahm, und dieselbe anfing, einen Staat im Staate zu bilden: so war man sehr sorgfältig darauf bedacht, die Schlüsse der ältern Kirchenversammlungen zusammenzutragen, um sich ihrer als einer gesetzlichen Quelle zu bedienen, auf

die man ſich nöthigenfalls zum Beweiſe ſeines Anſehns berufen konnte. Beſonders ſorgten die Päpſte für die Erhaltung der Verordnungen ihrer Vorfahren, die ihnen in Begründung der Hierarchie ſo trefflich vorgearbeitet hatten; und ſo entſtand nach und nach das ſogenannte canoniſche Recht, von dem man mehrere Sammlungen kennt. Diejenige, welche noch jetzt in katholiſchen Ländern die vorzüglichſte Entſcheidungsquelle für kirchliche Angelegenheiten iſt, und ſelbſt bei den Proteſtanten in vielen Fällen zu Rathe gezogen wird, wurde in den finſtern Zeiten des Mittelalters, im 12. bis 14. Jahrh., in Italien zuſammengetragen. Sie hat mehrere Theile, worunter ſich beſonders zwei auszeichnen, nämlich das ſogenannte Decret des Gratian, d. h. eine Sammlung von kirchlichen Geſetzen, welche der Mönch Gratian aus Concilienſchlüſſen uud andern ältern Werken entlehnte, und 1151 zu Bologna bekannt machte; und die Decretalen, oder die geſammelten Verordnungen der römiſchen Päpſte. Canoniſten werden die Lehrer und Bearbeiter dieſes Kirchenrechts genannt. (S. Decretalen.)

Canoſſa, unweit Reggio im Herzogthum Modena, ein jetzt in Trümmern liegendes Bergſchloß, im 11. Jahrh. eine Beſitzung der bekannten Markgräfin Mathilde von Toscana, und berüchtigt wegen der harten Buße, welcher Papſt Gregor VII. daſelbſt den von ihm in den Bann gethanen Kaiſer Heinrich IV. (ſ. d.) unterwarf.

Canova (Ritter Antonio), iſt der dritte Bildhauer, der in neuerer Zeit eine Epoche für ſeine Kunſt gründete. Michel Angelo Buonaroti war der erſte, Bernini, der zweite. Canova kann als Wiedererwecker des reinen Schönheitsſinnes und des lieblich reizenden Styls anerkannt werden, ſo wie als Stifter einer neuen Schule in Anſehung der weichen, zarten Ausführung und vortrefflichen Behandlung des Marmors. Canova wurde zu Poſſagno im Venetianiſchen, einem Dorfe des Nobile Falieri, 1757 geboren. Schon früher äußerte ſich die künſtleriſche Neigung des Knaben zum Modelliren. Die Edlen Falieri, Vater und Sohn, nahmen ſich ſeiner an, und thaten ihn zu einem Bildhauer in Baſſano in die Lehre, wo er ſich handwerksmäßig übte. Die erſte eigene Arbeit Canova's in ſeinem 17. Jahre war eine Eurydice in weichem Marmor in halber Lebensgröße. Er wurde nun auf die Akademie nach Venedig geſchickt, wo ſein eigentliches Kunſtſtudium erſt begann. Er gewann mehrere Preiſe, und ſeine Uebungsſtücke erregten Erwartungen, die er ſpäter weit übertraf. Die erſte Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, war die Statue des Marcheſe Poleni, in Lebensgröße, für Padua. Im 25. Jahre vollendete er die Gruppe Dädalus und Ikarus in Lebensgröße in cararíſchem Marmor; ſie iſt merkwürdig als Jugendarbeit, aber ſie hat noch keine Spur von Form und Styl, und iſt dürftig treue Nachbildung gemeiner Natur. Indeß ſandte der Senat von Venedig ihn 1779 mit einem Jahrgehalt von 300 Ducati nach Rom. Hier begann eine neue Epoche ſeines Studiums. Die erſte Frucht derſelben war ein Apollo, der ſich eine Lorbeerkrone aufſetzt, drei Palmen hoch in Marmor; er iſt noch ſchwach und charakterlos, doch verließ der Künſtler dabei ſchon die Nachahmung der gemeinen Modellnatur, und dieſe Statue iſt als ſein Uebergang zum Idealiſchen zu betrachten. Eine Gruppe in Lebensgröße, Theſeus auf dem erſchlagenen Minotaur ſitzend, war das erſte große Werk, womit ſich Canova 1783 in Rom bekannt machte. Es gehört jetzt noch zu den vorzüglichſten ſeiner Werke. Theſeus hat Heldencharakter und die Formen zeigen Studium und Styl der Antike. Es wurde mit ungetheiltem

Beifall aufgenommen, und Graf Fries in Wien kaufte es. 1783 wurde Canova die Verfertigung eines Grabmals für den Papst Clemens XIV. in der Kirche degli Apostoli aufgetragen. Er blieb bei dem Herkömmlichen und verbesserte nur den durch Bernini's Schule ganz gesunkenen Geschmack. Canova bildete zunächst eine Gruppe von Amor und Psyche, worin er zuerst seinen ganz eigenen Weg betrat, der sich entschieden zum Reizenden und Lieblichen neigt. Die Gestalten sind ungemein zart und anmuthig; doch sucht man vergebens eine Ansicht, von wo man beide Physiognomien zugleich erblicken könnte; überdies ragen Amors Flügel auf eine mißfällige Art über die, zu viele Durchsichten darbietende, Gruppe hervor. Das Porträt des jungen Prinzen Czartoriski als Liebesgott fällt in diese Zeit. Ein zweites öffentliches Monument wurde Canova von seinem Gönner, dem Prinzen Rezzonico, aufgetragen, nämlich das Grabmahl des Papstes Clemens XIII. in der Peterskirche. Seit 1792 ist es daselbst aufgestellt, und zeichnet sich durch kolossale Größe und einfachen Styl aus. Raphael Morghen lieferte einen schönen Kupferstich davon. Der Figur der Religion wirft man etwas geistlos Starres vor, die langen Strahlen, das ungeheure Kreuz und die kleinlichen Falten des Untergewandes geben ihr ein geschmackloses Ansehen; der Genius hat mehr schmeichelnden Reiz, als tiefe Bedeutung. Doch nahm der Ruhm des Künstlers immer zu. Er errichtete in dem Palast des venetianischen Gesandten eine Schule zum Besten der jungen Venetianer. Seine nächsten Arbeiten waren ein stehender geflügelter Amor; eine Wiederholung der Gruppe Amor und Psyche; eine stehende Gruppe, Venus und Adonis, wo der Adonis besonders schön ist, für den Marchese Berio in Neapel; ein Denkmahl des venetianischen Admirals Emo, für die Republik Venedig; dies ist eine Zusammensetzung von runder und erhobener Arbeit. Ferner bildete Canova eine sehr liebliche Psyche, stehend, halb bekleidet, mit der Rechten einen Schmetterling an den Flügeln haltend auf der offenen linken Hand, und ihn mit ruhig heiterer Miene betrachtend. Außerdem bildete er in dieser Zeit viele Basreliefs, meist Scenen aus dem Leben des Sokrates, aus der alten Fabel und Geschichte, die jedoch nicht alle als gelungen anzusehen sind. Nur eines, das vorzüglichste derselben, die Stadt Padua als weibliche Figur in sitzender Stellung, führte er in Marmor aus. Eine büßende Magdalena in natürlicher Größe gehört zu den Marmorwerken, in denen er das Verschmolzene und Mürbe am weitesten getrieben hat. Der erschlaffende Affect der Reue ist sprechend ausgedrückt. Fröhlichere Empfindungen weckt das liebliche Bild einer Hebe. Hier ist der Künstler in seiner Sphäre des Gefälligen und Reizenden. In leichter lebendiger Bewegung schwebt die holde Jugendgöttin auf einer Wolke; mit aufgehobener Rechten gießt sie aus einem Gefäß Nektar in eine Schale, die sie in der Linken hält. Beide Gefäße, so wie Hebe's Stirnbinde und der Saum ihres Gürtels sind vergoldet; Canova liebt die Verschiedenheit des Stoffes und strebt oft darnach mit dem Marmor zu malen. Er wiederholte diese und die vorige Statue. Jetzt wollte er sein Talent im Tragischen versuchen, und bildete den rasenden Herkules, der den Lichas in's Meer schleudert. Die Gruppe ist kolossal, und der Herkules noch etwas größer, als der farnesische, macht aber einen widrigen Eindruck, welcher beweist, daß diese Gattung nicht zum Beruf unsers Künstlers gehört. Weit gelungener ist seine Darstellung der beiden Faustkämpfer, Kreugas und Damoxenos. Eine stehende Gruppe des

Digitized by Google

Amor und der Psyche, welche auch öfter wiederholt ist, wurde Canova's Triumph. Die Psyche mit dem Schmetterling ist hier mit einem Amor zur reizendsten Gruppe verbunden. Ein Palamedes wurde später von Canova in Marmor ausgeführt, ward aber im Winter 1805 durch eine Ueberschwemmung umgestürzt und zertrümmert. 1796 und 97 verfertigte Canova das Modell zu dem berühmten Grabmahle der verstorbenen Erzherzogin Christina von Oesterreich, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen Teschen, welches 1805 von dem Künstler selbst in der Augustinerkirche in Wien aufgestellt wurde. Dies herrliche Werk ist oft ausführlich beschrieben worden. Die Erfindung desselben ist neu, und zum erstenmal wagte es hier der große Künstler, die Bahn des Herkömmlichen bei solchen Denkmählern zu verlassen. 1797 bildete Canova das kolossale Modell zu einer Statue des Königs von Neapel, einer seiner schönsten Arbeiten. Er war bei der ausbrechenden Revolution in großer Gefahr, dem bilderstürmenden Jacobinismus zu erliegen, doch die lieblichen Psychen, Heben und Amors sänftigten die rohe Volkswuth, sie allein schützte damals ihres Meisters Werkstatt, und der königliche Koloß verbarg sich in einem der hintern Studiensäle. Diese Statue, die 15 Palmen Höhe hat, wurde 1803 in Marmor ausgeführt. Während der Revolution 1798 u. 99, begleitete Canova den Senator Prinzen Rezzonico auf einer Reise durch Deutschland. Nach seiner Rückkehr hielt er sich einige Zeit im Venetianischen auf, und malte für die Kirche seines Geburtsortes Possagno ein Altarblatt, auf welchem der todte Christ, die Marien, Nicodemus und Joseph, und oben Gott Vater in einer Glorie, abgebildet sind. Dann verfertigte er in Rom seinen Perseus mit dem Haupte der Medusa, der während der Zeit, wo der Apollo vom Belvedere aus Italien entführt war, auf dessen Platz und Fußgestell stand. Diese Statue erhöhte und verbreitete Canova's Ruhm mehr, als alle vorhergehende Werke. Doch ist Perseus ohne Einheit und bestimmten Charakter, eine Nachahmung des Apollo ohne tiefere Bedeutung. Aber von ungemeiner Schönheit sind alle einzelnen Theile desselben, in den Formen sowohl als in der ganz meisterhaften zarten Bearbeitung. Dieser magische Reiz der Vollendung in dem blendend reinen Stoff fesselt Augen und Sinne, und läßt die strengeren Kunstformen oft vergessen. Weit weniger gelungen ist der in gleicher Größe gearbeitete Mars pacifer. 1802 wurde Canova von Pius VII. zum Oberaufseher aller römischen Kunstsachen und aller Kunstunternehmungen im ganzen Kirchenstaate ernannt, und zum Ritter des goldenen Spornes erhoben. In demselben Jahre wurde er von Buonaparte nach Paris berufen, um das Modell zu einer kolossalen Bildsäule desselben zu machen. Im Anfange des J. 1803 sah man das Modell der Büste, und später auch das der kolossalen Statue des Kaisers in der Werkstatt des Künstlers. Es ist unmöglich, ein Porträt charaktervoller aufzufassen, und es zugleich reiner im antiken Heldensinn zu idealisiren. Es gibt in dieser Art nichts Gelungeneres, als diese Büste; die Figur der Statue ist bei weitem nicht so trefflich. Der Prinz-Regent hat sie seit der Zeit dem Herzog von Wellington geschenkt. Die Statue der Madame Lätitia Buonaparte erstand 1819 in Paris der Herzog von Devonshire für 36,000 Franken. Spätere Werke des fleißigen Künstlers sind: eine Nachbildung der Mediceischen Venus, eine dem Bade entstiegene Venus, eine Porträtstatue, halb nackt auf dem Ruhebett liegend, die Büsten Pius VII. und Kaisers Franz II., ein Monument für den verstorbenen Kupferstecher

Volpato, die kolossale Gruppe des Theseus, der den Centauren erlegt, welche die frühern Werke im Heldencharakter weit übertrifft; Alfieri's Grabmahl, für die Gräfin Stolberg in Florenz und daselbst aufgestellt, woran man die weinende Italia, eine Kolossalstatue in Marmor, besonders bewundert; die aus dem Bade steigenden Charitinnen; das Grabmahl der Gräfin S. Croce, ein großes Basrelief in Marmor; eine Venus, eine Tänzerin, mit fast durchsichtigem Gewand, die Porträtstatue der Gemahlin Lucian Buonaparte's, mit der Lyra im Arm, eine große, schön bekleidete Marmorstatue; ein kolossaler Hektor, ein ruhender Paris, eine Muse über Lebensgröße, ein Modell zu einem kolossalen Ajax, und das Modell einer sitzenden, mit reichem Gewand umgebenen Statue der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich. Nach Napoleon's zweitem Sturze (1815) foderte Canova, im Auftrage des Papstes, die aus Rom entführten Kunstwerke zurück, ging dann nach London, und kam 1816 nach Rom zurück, wo Pius VII., durch Eintragung seines Namens in das goldene Buch des Capitols und ein ihm eingehändigtes Sendschreiben, ihn für „hochverdient um die Stadt Rom" erklärte, und ihn zum Marchese von Ischia mit 3000 Scudi jährl. Einkommens ernannte. In der Art, wie Canova den Marmor behandelt, ist ein besonderes Streben sichtbar, den Reiz des weichsten Schmelzes hervorzubringen. Nicht zufrieden, der Oberfläche des Marmors durch Feile und Bimstein die zarteste Bestimmtheit und einen milden, matten Glanz gegeben zu haben, hat er eine in's Gelbliche spielende Beize erfunden, die aus Ofenruß zubereitet ist, und welche er nach der letzten, glänzenden Politur aufträgt, um das blendende Weiß des Marmors zu brechen, und demselben das Weiche, Mürbe des Elfenbeines oder Wachses zu geben. Dies Verblasene ist für Kunstliebhaber anziehender, als für echte Kenner. Canova pflegt die Modelle seiner Erfindungen zuerst klein in Wachs zu verfertigen, dann in Thon von derselben Größe, die das Werk haben soll; das Uebertragen des in Gyps abgeformten Modells auf den Marmor, so wie das Aushauen des Bildes aus dem Groben, überläßt er geschickten Arbeitern bis auf den Punkt, wo er selbst wieder die vollendende Hand anlegt. Als Künstler kann man Canova wohl am treffendsten mit Mengs vergleichen. Beide waren Erwecker ihrer Kunst aus der Ohnmacht, worein sie durch verdorbenen Geschmack gesunken war; beide wurde von gleichem Streben beseelt, nur ist das Talent des italienischen Bildhauers ergiebiger, geschmeidiger und fühlender. Als Mensch ist Canova unaussprechlich achtungs- und liebenswerth. Er ist rastlos thätig, offen, mild, gefällig und gütig gegen jedermann, er kennt weder Künstlerstolz noch Mißgunst, sein Selbstgefühl ist höchst bescheiden, ungeachtet seines über ganz Europa verbreiteten Ruhms; er ist nicht allein völlig uneigennützig; sondern auch von der edelsten Wohlthätigkeit beseelt, er unterstützt alle jungen Kunsttalente kräftig, und setzt Preise aus, um die Künstler aufzumuntern; kurz, sein sittlicher Charakter ist so trefflich, daß selbst unter seinen vielen Neidern über seinen Werth als Mensch nur noch Eine Stimme ist. Seine jetzige neueste Arbeit ist eine große Gruppe, deren Hauptfigur die Religion als Siegerin darstellt; sie soll als Denkmahl der neuesten Zeitereignisse in Rom aufgestellt werden, auf Kosten einer in England dazu gemachten Unterzeichnung; ferner die Grabmähler des Cardinals von York u. Pius VI. und die Statue von Washington. Canova ist auch lieblicher Maler, aber seltsam genug, mehr trefflicher Colorist, als strenger Zeichner. VI.

Digitized by Google

Canſtein (Carl Hildebrand von), der berühmte Stifter der nach ihm benannten Bibelanſtalt, war 1667 zu Lindenberg geboren, ſtudirte zu Frankfurt an der Oder, 1687 durchreiſte er Holland, England, Italien und Deutſchland, kam 1688 nach Berlin zurück, wurde Kammerjunker des Kurfürſten von Brandenburg, und diente als Freiwilliger in den Niederlanden. Eine gefährliche Krankheit nöthigte ihn, den Kriegsdienſt zu verlaſſen. Er begab ſich nach Halle, wo er in vertrauten Umgang mit Spener trat, und ſein Leben einer frommen Thätigkeit widmete. Der Wunſch, ſeine religiöſen Geſinnungen unter der ärmern Klaſſe zu verbreiten, führte ihn auf den Gedanken, die Bibel mit ſtehenden Lettern zu drucken. Er eröffnete eine Unterzeichnung und legte Hand an's Werk. So entſtand jene berühmte Bibelanſtalt, von der bei den Frank'ſchen Stiftungen (Bd. III.) die Rede iſt. Canſtein hat auch eine Harmonie der vier Evangelien (Halle 1718) und das Leben Spener's geſchrieben. Er ſtarb zu Halle 1719, und hinterließ dem Waiſenhauſe ſeine Bücherſammlung und einen Theil ſeines Vermögens.

Cantabile (ſangbar), wird in mehrfacher Bedeutung gebraucht. Im Allgemeinen bezeichnet es 1) das Faßliche und Zuſammenhängende, Leichte und Fließende der Melodie, wodurch ſie ſangbarer wird; 2) die ſanfteren Stellen eines Tonſtücks, im Gegenſatze der mehr rauſchenden; einen Satz von langſamer Bewegung, deſſen Melodie in hohem Grade ſangbar iſt. dd.

Cantate (vom ital. cantare, ſingen), ein Singſtück mit Inſtrumentalbegleitung, nebſt dem ihm zum Grunde liegenden lyriſchen Gedichte, in welchem Betrachtungen und Gefühle über einen Gegenſtand in verſchiedenen abwechſelnden Sätzen der muſikaliſchen Darſtellung angemeſſen entwickelt werden. Der Gegenſtand iſt eine anziehende Scene aus der Natur, aus dem menſchlichen Leben, aus der Moral, Geſchichte oder Religion. Eine Cantate kann daher auch erzählend, belehrend, betrachtend, oder lyriſch ſein, weswegen der Tonſetzer ſich aller verſchiedenen Arten Geſangſtücke (Recitative, Arien, Duetten, Terzetten, Chöre ꝛc.) in derſelben bedienen kann. Diejenigen, welche einen geiſtlichen Stoff haben, werden geiſtliche Cantaten genannt, die andern heißen weltliche. Da nun die Cantate keine eigentliche Handlung in ſich faßt, wie das Drama, ſondern mehr Betrachtung über einen gewiſſen Gegenſtand iſt: ſo folgt daraus, daß ſie von keinem allzugroßen Umfange ſein müſſe. (S. von Moſel über den Umfang der Cantaten und Oratorien ꝛc. im Leipziger Kunſtblatt 4. Heft.) Der Dichter ſoll daher nicht Alles, was ſich über ſeinen Gegenſtand ſagen läßt, ſondern nur das, was im Stande iſt, Herz und Verſtand zu rühren, darzuſtellen ſuchen, wobei das Einfache natürlich dem Verwickelten vorgezogen werden muß; auch iſt es unzweckmäßig, verſchiedene beſtimmte Perſonen in derſelben als handelnd einzuführen; wenigſtens wird dadurch der beabſichtigte Endzweck nicht vollkommner erreicht, als wenn die Cantate ohne eigentliche Namen und Perſonen dargeſtellt wird. Werden nun gar etwa allegoriſche Perſonen zu Hülfe genommen: ſo iſt es ganz natürlich, daß dadurch der Zweck oft ganz verfehlt und die Darſtellung froſtig wird. Ueberhaupt hat der Dichter ſich bei der Cantate ſo viel möglich aller moraliſchen Anmerkungen, Lehren u. dergl. zu enthalten, da ſie überall die Wirkung ſtören, indem ſie der Lebhaftigkeit der Empfindungen Einhalt thun, und dem Tonſetzer nicht Gelegenheit genug geben, ſich kräftig und rührend auszudrücken. Findet der Dichter übrigens nöthig, dem Zu-

Digitized by Google

hörer historische Ereignisse darzustellen: so ist ihm anzurathen, daß er dies auf eine wirksamere Art thue, als es durch bloße Erzählungen geschehen dürfte. Er kann nämlich die Sache, als sich eben in dem Augenblicke ereignend und so darstellen, als wäre er selbst Zuschauer derselben. So hat es, unter andern, Rolli in der schönen Cantate Acis und Galathea gethan, bei der Stelle, die sich mit den Worten anfängt: Ma gorgogliar la placida marina già sento. Ueber die Poesie der Cantaten überhaupt siehe Krause von der musikal. Poesie. Die größern geistlichen Cantaten werden, besonders wenn sie die Leidensgeschichte Jesu vorstellen, Oratorien genannt. Bei letztern hat der Tonsetzer alle diejenigen Regeln zu beobachten, welche wir im Art. Kirchenmusik aufstellen. Als Dichter der Cantaten und Oratorien sind Ramler, Gerstenberg, Niemeyer, Jacobi, Bürde, van Swieten, Meißner (Lob der Musik), als Componisten Händel, Rolle, Wolf, Schuster, Jos. Haydn (Schöpfung, Jahreszeiten), B. A. Weber, C. M. v. Weber (Sieg u. Kampf), A. Romberg ꝛc. zu den vorzüglichsten zu zählen. — Cantate heißt auch der vierte Sonntag nach Ostern, weil man vormals den Gottesdienst mit den aus dem ersten Verse des Psalm 98 genommenen Worten: Cantate domino, canticum novum, anfängt.

Cantemir (Demetrius), Hospodar der Moldau, geb. 1673, leitete sein, in der Moldau ansäßiges Geschlecht griechischer Religion von Tamerlan her. Wenigen Griechen hat die Pforte jemals soviel Zutrauen bewiesen, als diesem Manne. Sie versprach ihm 1710 Erlassung alles Tributs, und künftig mit Beibehaltung der Würde in der Moldau auch die Hospodarschaft der Wallachei, um bei den oft mißlichen Freundschaftsverhältnissen mit Oesterreich, Polen und Rußland auf ihn ganz zählen zu können. Als aber nach einer Veränderung im Divan dieser weder Wort hielt, noch Zutrauen zu beweisen fortfuhr, trat er mit Peter dem Großen in Unterhandlung, welcher ihm den Besitz der Moldau als ein souveraines, in Cantemir's Familie erbliches, Fürstenthum unter russischem Schutz versprach. Allein als der türkische Krieg für Rußland höchst unglücklich ausfiel, folgte er seinem Beschützer nach Rußland, wurde russischer Fürst und Geheimerrath, beförderte die Gründung einer Akademie in St. Petersburg, und starb 1723 in der Ukraine auf seinen Gütern. In latein. Sprache schrieb er seine Geschichte des Wachsthums und des Sinkens des osmannischen Reichs, die Nicol. Tindal in's Englische übersetzt, 1734 in 2 Folianten in London herausgab. Diese Geschichte befaßt den türkischen Staat vom J. 1300—1711. Schmidt übersetzte solche 1745 in's Deutsche. Sie hat noch jetzt als treues Gemälde des anarchischen Staats großen Werth. Auch sein Sohn Antiochus oder Constantin Demetrius war als Hofmann, Diplomatiker und Gelehrter gleich berühmt. Er wurde 1709 in Konstantinopel geboren. Der Vater und geschickte Lehrer bildeten den Jüngling, der als Lieutenant der kaiserl. Cavaliergarde ein Hauptwerkzeug des Sturzes der Familie Dolgorucky wurde. Der 23jährige Jüngling wurde russ. Gesandter am londoner Hofe, liebte die große Welt, die schönen Künste u. Gelehrten, schnell faßte er mehrere lebende Sprachen, als er im J. 1736 in Gefahr des Erblindens gerieth. Er wurde in Paris geheilt, und ging nun ganz zu den ernsten Wissenschaften über, besonders zur Algebra und zur Naturlehre, worüber er außer seinen geschätzten Satyren Tractate in russ. Sprache schrieb. Er kränkelte an Nierenschmerzen und Husten ein sieches Leben fort, suchte Herstellung in

Italiens wärmerer Zone vergebens, und ſtarb dort 1744. Seine Satyren wurden in's Deutſche überſetzt, und fanden damals Beifall.

Canterbury (Anſelm, Biſchof von), zu Aoſta in Piemont 1034 geboren. 1060 wurde er Mönch, einige Jahre darauf Prior, 1078 Abt des Kloſters Bec in der Normandie, und 1093 Erzbiſchof von Canterbury in England, welche Stelle er bis an ſeinen Tod behauptete. Scharfſinn und Frömmigkeit zeichnen ſeine Schriften auf gleiche Weiſe aus. Mit großem Eifer ſuchte er nach einem gründlichen Beweiſe für das Daſein Gottes, den er endlich in dem nachher ſogenannten ontologiſchen Beweiſe gefunden zu haben glaubte, deſſen Erfinder er genannt wird. Er ſchloß hier nämlich von dem Begriffe eines höchſten und vollkommenſten Weſens auf deſſen Exiſtenz. Ungeachtet der Unzulänglichkeit dieſes Beweiſes, der ſchon damals in Gaunilo (Mönch zu Marmontier) einen Gegner fand, iſt Anſelm's Beſtreben, eine natürliche Theologie oder Religionsphiloſophie zu gründen, für die damalige Zeit ſehr wichtig. Ob nun gleich der Einfluß der Kirche und ihrer Lehrer, namentlich des geiſtesverwandten Auguſtinus auf ſeine philoſophiſche Denkweiſe nicht zu verkennen iſt: ſo gebührt ihm doch der Ruhm, die Grundſätze ſeiner Religionsphiloſophie in beſtimmterer dialektiſcher Form, mit Scharfſinn und Leben entwikkelt, und dadurch zugleich den eigentlichen Grund zur ſcholaſtiſchen Philoſophie gelegt zu haben. Er ſtarb 1099, und hinterließ vorzüglich durch ſeine Schriften de Veritate, de Libertate Arbitrii, durch ſein Monologium und Prologium, in welcher letztern Schrift er jenen Beweis aufgeſtellt hat, einen fortdauernden Ruhm.

Cantharіden, ſ. Fliege.

Canton, die Hauptſtadt der chineſiſchen Provinz gleiches Namens, ſonſt auch Quang-tong oder Koanton genannt, liegt unter 23° 30′ nördl. Br. und 113° 20′ öſtl. Länge, an den Ufern des hier ſehr breiten Fluſſes Taho. Sie iſt eine, wegen ihrer Größe, Reichthümer und ſehr zahlreichen Bevölkerung merkwürdige Stadt, der einzige See- und Handelsplatz, der den Europäern in China offen ſteht. Die Angabe der Miſſionarien, daß die Volksmenge eine Million betrage, iſt ſehr übertrieben; die Zahl von 75,000 für die Stadt möchte der Wahrheit am nächſten kommen. Der Umfang der ziemlich hohen Stadtmauern beträgt beinahe zwei deutſche Meilen, jedoch iſt nur ein Drittheil davon mit Gebäuden, das Uebrige mit Luſtgärten und Fiſchteichen beſetzt. Die Umgegend iſt äußerſt reizend, gegen Morgen hügelicht, und gewährt dort eine liebliche Ausſicht. Die meiſten Häuſer haben nur ein Stockwerk, doch ſind die der Mandarinen und vornehmeren Kaufleute hoch und gut gebaut. Allenthalben ſieht man in der Stadt und den Vorſtädten Tempel und Pagoden mit den Bildern der chineſiſchen Gottheiten. Die ſehr volkreichen Straßen ſind lang und enge, mit flachen Steinen gepflaſtert, und in Zwiſchenräumen mit Triumphbogen geziert. Zu beiden Seiten ſieht man Waarenladen und ein fortlaufendes Vordach ſchützt Fußgänger und Hausbewohner vor den Sonnenſtrahlen. Die Zugänge aller Straßen werden Abends mittelſt eines Schlagbaumes zugleich mit den Stadtthoren geſchloſſen. Die hieſigen Kaufleute, welche ſich in den gangbarſten europäiſchen Sprachen mit hinreichender Verſtändlichkeit ausdrücken, treiben ihren Handel mit Porcellan, lackirten Waaren u. dgl. faſt allein mit Europäern. Den bei weitem wichtigſten Handel treiben hier die nordamerikaniſchen Freiſtaaten, und nach dieſen die Britten. Das meiſte Silber, das aus Amerika nach Europa gelangt, ſtrömt über Canton

und Batavia, wohin die Chineſen viele Landesproducte bringen, nach China. Die Hauptausfuhren ſind Thee, Tuſche, Firniſſe, Porcellan, Rhabarber, Seide und Nankeen. Auch gibt es hier eine von der chineſiſchen Regierung ernannte Geſellſchaft von 12 bis 13 Kaufleuten, der Cohong genannt, ausſchließlich bevorrechtet, die Ladungen fremder Schiffe zu kaufen und ihnen ihre Rückfrachten an Thee, grober Seide ꝛc. zu liefern; eine Einrichtung, die zwar den Privathandel beeinträchtigt, dagegen aber die Sicherheit der mit den Mitgliedern dieſer Körperſchaft handelnden Ausländer außer alle Gefahr ſtellt, weil jene ſolidariſch für einander haften. Fuhrwerke gibt es hier nicht, ſondern alle Laſten werden von Trägern quer über den Schultern auf Bambusröhren getragen. Alle vornehmeren Einwohner bedienen ſich der Sänften. Nie ſieht man chineſiſche und ſelten tatariſche Frauenzimmer auf den Straßen. Die europäiſchen Factoreien, namentlich die holländiſche, franzöſiſche, ſchwediſche, däniſche und engliſche, liegen auf dem ſehr bequemen und angenehmen Kai am Ufer des Fluſſes. Hier wohnen die Supercargos der Handelsgeſellſchaften, beauftragt, die eingeführten Ladungen zum Verkauf auszubieten, Rückfrachten zu beſorgen u. ſ. w. Unter den Mitgliedeen der verſchiedenen Factoreien herrſcht die vollkommenſte Einigkeit und ein angenehmer, geſelliger Ton. Zunächſt der Stadt iſt der Fluß mit Böten (angeblich 40,000) bedeckt, welche einen gleichſam in Straßen abgetheilten ſchwimmenden Wohnort der ärmern Claſſe der Chineſen tatariſcher Abkunft bilden. Mehrere Tauſende leben hier familienweiſe, dürfen nie das Land betreten und nähren ſich vom Verdienſte, wozu ihnen die lebhafte Schifffahrt auf dem Fluſſe Gelegenheit gibt. Die hieſigen Fabrikarbeiten werden größtentheils in den Vorſtädten getrieben. Kein Europäer darf das Innere der Stadt betreten. Zu Wampo, einem großen bequemen Ankerplatze, drei Meilen von der Stadt, müſſen die europäiſchen Schiffe ausladen, ihre Frachtwaaren auf Lichterſchiffen bis an die Factorei bringen laſſen, und werden auch auf die nämliche Weiſe wieder beladen. Zwiſchen Wampo und der Stadt liegen drei Hoppo's oder Zollhäuſer, wo Ladungen und Paſſagiere auf's ſtrengſte unterſucht werden. In Canton iſt es im Sommer ſehr heiß, im December, Januar und Februar hingegen kalt; übrigens iſt der dortige Aufenthalt geſund und angenehm, wozu die Fülle und Wohlfeilheit der Lebensmittel und ſelbſt der Leckereien nicht wenig beiträgt.

Canton heißt überhaupt ein Bezirk. So war im Preußiſchen jedem Regiment ein Canton angewieſen, aus dem es ſeine Rekruten zog, und cantonpflichtig hieß ſo viel als militärpflichtig. Insbeſondere werden die ſchweizeriſchen Republiken, ſowohl zuſammen als auch einzeln, Cantons genannt, jedoch nur bei den Ausländern. Cantoniren heißt in der Militärſprache, wenn die Kriegsvölker in einzelnen Orten nahe beiſammen liegen, um nöthigenfalls ſich bald wieder verſammeln zu können.

Canut I., König von England und Dänemark, beſtieg beide vereinigte Throne im J. 1015. Den Namen des Großen erhielt er wegen ſeiner Macht, wie Alfred ihn wegen ſeiner Tugenden erhalten hatte. Die von den Dänen in England begangenen Barbareien hatten ihnen eine noch barbariſchere Rache zugezogen. Ethelred II., der zwölfte König aus dem ſächſiſchen Stamme, hatte die Vertilgung dieſer Fremdlinge beſchloſſen, und ließ wirklich an Einem Tage alle Männer, Weiber und Kinder (im J. 1002) niedermetzeln. Der Schweſter des damals in Dänemark regierenden Königs Sveno hatte er in

Digitized by Google

ſeiner Gegenwart den Kopf abſchlagen laſſen. Dieſen Greuel zu rächen, war Sveno in England gelandet, und hatte Ethelred gezwungen, ſich nach der Normandie zu flüchten. Er verwüſtete das Land mit Feuer und Schwert, in gleichem Maße Treuloſigkeit wie Gewalt übend, und ſtarb 1014, noch ehe er ſeine Macht hatte befeſtigen können. Dies vollbrachte ſein Sohn und Nachfolger Canut. Er begann ſeine Herrſchaft damit, daß er die ganze Oſtküſte ſeines neuen Reichs verwüſtete, und die ſeinem Vater als Geißeln übergebenen Engländer, nachdem er ihnen Naſe und Hände abhauen laſſen, zu Sandwich erſäufen ließ. Dann holte er Verſtärkung aus Dänemark, und ſetzte ſeine Verwüſtungen im mittäglichen England fort. Der tapfere Edmund zog ihm mit einem Heere entgegen, und wiewohl er jedesmal durch die Treuloſigkeit Edrich's, ſeines Schwagers, geſchlagen ward: ſo wußte er doch ſo wohl ſich gegen Canut zu behaupten, daß die engliſchen und däniſchen Edeln, des langen Kampfes müde, eine Theilung Englands zwiſchen beiden Fürſten verlangten. Ein feierlicher Vertrag ſicherte Canut den Norden, Edmund den Süden von England zu; aber einen Monat nach dem Vertrage ermordeten zwei von Edrich erkaufte Kämmerlinge Edmund, und ganz England fiel an Canut, der vor einer Reichsverſammlung durch falſche Zeugen beſchwören ließ, Edmund habe, mit Uebergehung ſeiner beiden noch unmündigen Kinder, ihn zum Erben ſeiner Krone eingeſetzt. Nachdem der Reichstag dieſe Abtretung beſtätigt hatte, ſandte Canut die beiden jungen Prinzen dem Könige von Schweden mit dem Auftrage, ſie zu tödten; dieſer aber ſchickte ſie nach Ungarn, wo ſie die großmüthigſte Aufnahme fanden. Canut, der ſeine Regierung mit Grauſamkeiten und Verbrechen begonnen hatte, ward in der Folge billig und menſchlich und zuletzt fromm und abergläubiſch. Den Uebergang zu einer mildern Regierung machte er dadurch, daß er die Engländer, welche ihren König verrathen hatten, beſtrafte, und den ehrloſen Edrich hängen und nachher in die Themſe werfen ließ. Als er aber auf einer Reichsverſammlung die ſächſiſchen Sitten wieder herſtellte, und Dänen und Engländern gleiche Rechte und gleichen Schutz der Perſon und des Eigenthums zuſicherte, verwandelte ſich der Abſcheu, den ſeine Tyrannei erweckt hatte, in Hochachtung und Segenswünſche. Völlig befeſtigte er ſeine Macht durch ſeine Vermählung mit Emma, der Witwe Ethelred's. Jetzt, da er ſich ohne Furcht aus England entfernen konnte, ging er zwei Mal nach dem feſten Lande; das erſte Mal, um Schweden zu beſiegen, das zweite Mal, um Norwegen zu erobern. Aber nachdem er der mächtigſte Fürſt ſeiner Zeit geworden war, ergriff und durchdrang ihn das Gefühl der Nichtigkeit irdiſcher Majeſtät, und trieb ihn an, ſich in die Arme der Religion zu werfen. Er erbaute Kirchen und Klöſter, und machte ſelbſt eine Wallfahrt nach Rom, wo er große Freiheiten für die engliſchen Schulen erhielt. Dieſer Geiſt der Frömmigkeit beſeelte ihn auch, als er einſt, ſeine Schmeichler zu verwirren, ſich an den Meeresrand ſetzte, und bei zunehmender Fluth dem Meere Stillſtand gebot, da es aber dennoch anſchwellend ſeine Füße benetzte, mit den Worten aufſtand, daß nur der allmächtig ſei, dem der Ocean gehorcht habe, als er ihm geboten: „Bis hieher und nicht weiter!" Seine letzte Unternehmung war gegen Malcolm, König von Schottland. Vier Jahre ſpäter ſtarb er 1036 zu Shaftsbury. Sein Teſtament beſtimmte ſeinem älteſten Sohne, Sweyn, Norwegen; dem zweiten, Harold, England; dem dritten, Hardi-Canut, Dänemark.

Digitized by Google

Canzone, eine lyrische Dichtart, provenzalischen Ursprungs. Schon bei den frühen italienischen Dichtern des 13. Jahrh. findet man sie, anfangs freier und ungebundner, von Petrarca aber zu bestimmten und regelmäßigen Formen ausgebildet. Daher Canzone Petrarchesca, aber auch Canzone Toscana, weil sie von Toscanern ausgebildet wurde. Sie ist in mehrere Stanzen abgetheilt, in welchen sowohl die Art und Vertheilung der Verse (eilf- und siebensylbige), als die Stellung der Reime gleichförmig ist. Gewöhnlich schließt die Canzone mit einer Stanze, welche kleiner als die übrigen ist, und ripresa, congedo, comiato, Abschied genannt wird. Bei Petrarca fehlt sie fast nie, bei ältern Dichtern öfters. Meist enthält sie eine Apostrophe des Dichters an seinen Gesang, worin er von ihm Abschied nimt, ihm Aufträge gibt u. s. w. Uebrigens gibt es verschiedene Arten und Namen der Canzonen, so wie verschiedene Benennungen der einzelnen Theile derselben. Zwei Arten sind den Dichtern des Alterthums nachgebildet, die Canzone Anacreontica und Pindarica. Jene ist in kleinere Stanzen, aus kürzern Versen bestehend, abgetheilt, mit gleichförmiger Reimstellung durch alle Stanzen, aber unbeschränkter Wahl der Verse und Stellung der Reime. Nicht blos, wie Anakreon's Name erwarten ließe, leichte, anmuthige Lieder der Freude, der Liebe, des Scherzes findet man hierunter; sondern auch Gedichte von feierlichem, erhabenem Inhalte und prächtigem, dithyrambischen Schwunge. Dieser Inhalt und Schwung eignet sonst der Pindar'schen Canzone, welche Luigi Alamanni im 16. Jahrh. zuerst in die italienische Poesie eingeführt, Chiabrera hauptsächlich ausgebildet hat. Sie unterscheidet sich von der Petrarchischen durch höheren, kühneren Schwung, erhabnere Ideen, größere Freiheit in der Wahl der Versarten und Stellung der Verse, und durch die Form ihrer Stanzen, die von den griechischen Chören entlehnt ist. Wie diese in Strophe, Antistrophe und Epode bearbeitet sind: so auch die Pindar'schen Canzonen, die wohl auch Canzoni alla Greca heißen. Diese Theile heißen zwar auch Ballata, Contraballata und Stanza, oder Volta, Rivolta und Stanza, welches Alles fast mit dem Griechischen übereinstimmt, doch ist auch hier die griechische Benennung die üblichste geblieben. Noch sind zu bemerken die Canzone a ballo, eine sehr alte italienische Dichtart, ursprünglich bestimmt, zum Tanze (ballo) gesungen zu werden. Man nannte sie auch Ballata. Seit dem 16. Jahrh. kommt diese Art bei den italienischen Dichtern nicht mehr vor. dd.

Canzonetta (Poesie und Musik). 1) In der italienischen Poesie eine Canzone aus kurzen Versen, wie bei den Dichtern des 15. Jahrh. sehr im Gebrauche waren. Rinuccini und nach ihm Chiabrera haben deren in neuerer Zeit gedichtet, und ihnen mehr Anmuth eingehaucht. Meist sind es Lieder mit dem Ausdrucke zärtlicher Empfindung. In der Musik versteht man deshalb gemeiniglich darunter 2) kleine italienische Lieder, aber auch 3) kleine Melodien ohne Text, über welche Variationen gesetzt werden. dd.

Cap nennt man jedes sich in's Meer erstreckende Vorgebirge. Eins der wichtigsten in der Erdbeschreibung ist das Cap der guten Hoffnung an der Südspitze von Afrika. Der Portugiese Bartholomeo Diaz entdeckte solches 1493. 1497 umschiffte solches der Portugiese Vasco di Gama. Aber erst im J. 1600 lernten die Holländer diese Landspitze als einen wichtigen Schifffahrtspunkt betrachten, um hier auf der Seereise von Holland nach dem asiatischen Archipel und rückwärts

neue Lebensmittel und frisches Wasser an Bord zu nehmen, auch die Kranken in's Hospital zu bringen, die keinen weiteren Transport ertragen konnten. Sie hatten nur die Absicht, dort so viel Schiffsprovision zu produciren, als die dort anlandenden Schiffe bedürften, und die Kolonie niemals ordentlich als einen, gegen starke Militärangriffe von Seiten der Wilden im Innern und gegen Angriffe von der Meerseite haltbaren Punkt in tüchtigen Vertheidigungsstand gesetzt, und doch eignete sich das mildeste Klima in ganz Afrika in und um das Cap, und ein Gebiet geschützt durch drei Gebirgsketten gegen das innere Afrika, die sich nach der Capstadt hin abdachen, allerdings dazu, eine wichtige Kolonie einmal zu begründen, wenn auch von dem jetzigen Territorialgebiete wirklich $\frac{7}{10}$ wegen dürrer Ebenen (Karroo) und Sandsteingebirge unbewohnbar sein sollte. Der Nordostwind herrscht hier im Winter vom Mai bis September. In der Regel ist die Witterung dann milde und nur bisweilen regnigt, stürmisch und kalt. In den übrigen Monaten herrscht der Südostwind mit großer Heftigkeit. Der Sommer ist sehr heiß, außer in den Stunden des Seewindes, aber darum nicht ungesund. Die europäischen Bäume werfen nur auf ein Paar Monate ihre Blätter ab, die afrikanischen sind immer grün. Die Rechte der Priester nimt sich in der ganzen Kolonie Jedermann. Im Mobiliar, außer in Kupferstichen und Gemälden, ist der Luxus mäßig, in der Tafel und in der Kleidung groß. Wer frei ist, will hier nicht dienen, und kaum für andre arbeiten. Ein guter Schütze ist fast jeder geborne Afrikaner. Handwerker (meist geborne Deutsche) in der Capstadt und Bauern auf dem Lande, obgleich oft im Kriege mit wilden Caffern, Hottentotten und Buschmännern, fanden hier dennoch bei einigem Gewerbsfleiße guten Wohlstand und ein bequemes Leben. Als Ludwig XIV. der Republik der Niederlande 1672 den Untergang drohte, war es der Republikaner Wille, im schlimmsten Falle lieber nach dem Cap und nach Batavia auszuwandern, als Frankreichs Joch zu tragen. Das spätere Waffenunglück des angreifenden Heers ersparte jenen die wirkliche Vollziehung dieses Entschlusses. Vom J. 1600, wo die Holländer die Capstadt gründeten, bis 1806 wo sie solche mit der Kolonie an die Britten verloren, und im Frieden von 1814 letzteren abtraten, vermehrte sich zwar der Wohlstand der Capstadt von 16,000 Einwohnern, unter denen sich 10,000 Sclaven befinden, aber an große Kolonialverbesserungen hatten die holländischen Statthalter niemals gedacht. Ganz andere Plane umfaßt seitdem in dieser Kolonie die brittische Regierung, und die wichtigsten Veränderungen sind hier bereits erfolgt. Die Stadt ist der Hauptpunkt der Kolonialregierung, und Waffenplatz für ein Land- und Seemilitär von wenigstens 5000 Mann. Die brittische Regierung erweiterte nach dem Fischflusse das Gebiet, durch Ansiedlung einer bewaffneten Kolonie von Europäern, die Linientruppen decken, und hat Arbeiter, Handwerker und Culturunternehmer aus dem Mutterlande eingeladen, daselbst Gewerbe und Landwirthschaft zu ergreifen. Sie fürchtet nicht den Krieg mit Afrika's Wilden, selbst nicht mit den Caffern; sondern schreibt solchen vielmehr Gesetze vor, nach denen sie ihnen Frieden und Handel anbietet, und die Schiedsrichterin ihrer Streitigkeiten sein will. Sie hat dort an Linientruppen ein beträchtliches Corps eingeborner Hottentotten und ostindische Seapoys stationirt, die die Strapatzen eines Kriegs mit den Wilden besser als Europäer ertragen. Bekanntlich gab die Regierung der Britten den Franzosen die Insel Bourbon zurück, behielt aber dagegen Mauritius. Als Rheedeplatz u.

Vertheidigungspunkt iſt Mauritius viel wichtiger als Bourbon, aber es producirt an nothwendigem Bedarf weniger als Bourbon, und dieſen Mangel kann das Cap erſetzen, wenn das der Kolonie Mauritius nützlicher ſcheint, als die Verproviantirung von Madagascar, woſelbſt man ohnedem keine Getreidearten bauet, an denen die Capkolonie bei aller Trägheit der Capbauern ſo reich ſein könnte, wenn nur nicht die Menſchenhand fehlte. Doch wird jährlich viel Waitzen nach England zur Saat verſchifft. Nach den Gewäſſern des großen auſtraliſchen Continents und ſelbſt nach den äußerſten Küſten des eiſigen Südpols, hat England ein großes Intereſſe vom Cap aus Wallfiſchfangsexpeditionen anzuordnen, eine Idee, die die Holländer während ihres Beſitzes nicht aufgefaßt hatten. An ſich iſt die Rheede der Capſtadt nicht einmal ganz ſicher, aber die Kolonie hat die Saldanhabai, die Falſebai, Tafelbai, Limonsbai, Woodsbai. Weil hier Paſſatwinde wehen: ſo iſt bald die eine, bald die andere Bai an der weſtlichen oder öſtlichen Küſte die ſicherere, nach der verſchiedenen Ankunft und dem verſchiedenen Aufenthalt der Schiffe. Uebrigens fehlen noch allen dieſen Baien ſichere Molo's, ſelbſt nahes Quellwaſſer hie und da. Die jetzige Regierung fängt aber an, jedem ſolchen Mangel allmälig zu abzuhelfen. Den höchſtvernachläſſigten Weinbau hat die Regierung durch den mäßigen Einfuhrzoll in England und den beginnenden Verbrauch in Oſtindien, ſo wie durch polizeiliche Aufſicht auf die Behandlung der Reben und des Kelterns, wenigſtens ſchon verzehnfacht. Trefflich gedeiht dort ferner Tabak und die edle Schafzucht, die einzige zahme Thierart, die auch in den Karroos wenigſtens an der Grenze Weide finden kann. Sogar hat das Cap an einigen ſchlecht bewohnten Punkten Schiffsbauholz, und an ſeiner höchſten Gebietsbreite nur eine Länge von kaum 3 Graden. Die brittiſche Induſtrie iſt ſehr thätig, dort alle Producte Afrika's und Oſtindiens zu acklimatiſiren. Auch wollte man Malayen und Chineſen daſelbſt koloniſiren. Geſchieht ſolches mehr im Großen als bisher: ſo unterlaſſen dieſe gewiß nicht ſorgfältige Verſuche zu machen, auf dem Cap ſich die Producte ihres vaterländiſchen Klima's dort zu verſchaffen. Die Kolonie befindet ſich im Ganzen beſſer unter der umſichtigen brittiſchen Regierung, als unter der holländiſchen, und die Bewohner ſollen nach dem britt. Kolonialſyſtem auch gewiſſe beſchränkte politiſche Rechte erhalten. Die Eintheilung in 4 Landvogteien hat die Regierung beibehalten, weicht aber darin durchaus von der holländiſchen Verwaltung ab, daß ſie auch die Anſiedlung kleiner Landſtellen begünſtigt, und die unmäßigen Weiderechte der zuerſt ſeßhaft gewordenen afrikaniſchen Bauern beſchränkt, und durch Anlegung ordentlicher Erdbücher, das Grundeigenthum nach brittiſchem Kolonialrechte feſtſtellt.

Capacität bedeutet in der Geometrie die Inhaltsfähigkeit eines gehöhlten Körpers. Daher man von der Capacität eines Schiffes, eines Gemäßes ꝛc. ſpricht. In der neuern Theorie von der Wärme bedeutet Capacität die verhältnißmäßige Fähigkeit einer gegebenen Maſſe irgend eines Stoffes, den Wärmeſtoff einzunehmen und zu behalten, oder die Eigenſchaft oder Neigung, nach welcher die Körper mehr oder weniger Wärmeſtoff bedürfen, um einen gegebenen Wärmegrad in einer gegebenen Maſſe zu erzeugen.

Capellen heißen urſprünglich kleine geiſtliche, entweder ſelbſtſtändige (z. B. auf Kirchhöfen außer den Städten) oder in Kirchen und Privathäuſern ſelbſt angebrachte Gebäude ohne Taufſtein, in welchem jedoch nur gewiſſe gottesdienſtliche Handlungen begangen werden.

Digitized by Google

Da nun in diesen kirchlichen Kapellen auch bisweilen geistliche Musiken aufgeführt wurden: so belegte man die Gesellschaft der dazu beauftragten Tonkünstler mit demselben Namen, und überhaupt die Tonkünstlervereine vornehmer Personen oder Regenten. (S. den Art. Orchester.) Die schwächste Besetzung einer solchen Kapelle kann nicht weniger als 4 Ausüber für die erste und zweite Geige, zwei für die Bratsche, vier für die Bässe und zwei für jedes erste und zweite Blasinstrument in sich fassen. Denn die Geigeninstrumente müssen, wenn sie gegen einfach besetzte Blaseinstrumente die gehörige Wirkung machen sollen, vierfach besetzt sein. Im Allgemeinen werden alle diese Musiker nur zum Begleiten oder Ripien zu spielen gebraucht, und brauchen keine Solospieler zu sein. Concertspieler nennt man diejenigen Musiker der Kapelle, welche Solo zu spielen vermögen. Außer den Instrumentalisten, hat eine Kapelle auch Sänger, als erste und zweite Sopransängerinnen, deren Stelle auch die Castraten einnehmen, Tenoristen und Bassisten. Sie können gleich den Instrumentalisten, entweder bloße Chorsänger oder auch Solosänger sein. An der Spitze steht der Kapellmeister (maestro di capella), dessen Amt es ist, für das Bedürfniß der aufzuführenden Musiken zu sorgen, sie richtig zu besetzen, das Einstudiren derselben zu leiten, und bei der Aufführung selbst die Direction zu übernehmen. Der Kapellmeister muß außer der umfassendsten Harmoniekenntniß auch jedes einzelne Orchesterinstrument wenigstens theoretisch kennen, und in den Stimmen vorkommende Fehler anzugeben oder zu verbessern verstehen. Er leitet seine Kapelle bei Kirchenmusiken mit der Orgel, bei Theater- u. Kammermusiken mit dem Flügel, bei kleineren Musiken und schwacher Besetzung auch wohl mit der Geige. In der neueren Zeit haben die Kapellmeister angefangen, ohne Instrument mit dem Tactstocke aufzuführen, oder durch das Instrument wenigstens nur nachzuhelfen. Der Kapellmeister hat die Partitur vor sich (s. d. Art.). Aus dieser leitet er insbesondere den Gesang, und überläßt die Führung der Kapelle selbst meistens dem Concertmeister, der an der Spitze der Geige steht. In Italien wird jeder bei einer großen Kirche, bei einem Theater, oder bei einem Conservatorium angestellte Tonsetzer Concertmeister genannt.

Capello (Bianca), aus einer der angesehensten adeligen Familien Venedigs, ward durch die Verwickelung ungewöhnlicher Ereignisse die zweite Gemahlin Francesco's II. von Medici, Großherzogs von Toscana. Ein junger Florentiner, Namens Pietro Buonaventuri, der in dem Hause der Salviati, mit denen er verwandt war, die Handlung erlernte, knüpfte 1563 eine Liebschaft mit Bianca an, welche sich um so leichter ihrer Neigung überließ, als Buonaventuri sich ihr als einen Verwandten und Handelsgesellschafter der Salviati ankündigte. Die beiden Liebenden flohen, da sie entdeckt zu sein fürchteten, noch in demselben Jahre aus Venedig, und nahmen die kostbarsten Juwelen des Hauses Capello mit sich. Dieser Raub setzte Bianca's Verwandte in die äußerste Wuth. Sie behaupteten, der ganze venetianische Adel sei durch sie beleidigt worden, und wirkten vom Senat einen Befehl aus, Pietro zu verfolgen, mit einem Preis für denjenigen, der ihn tödten würde. Sie schickten ihm sogar Meuchelmörder nach, die ihn bis nach Florenz verfolgten, wohin er sich mit seiner Geliebten begeben hatte. Um diese Zeit lebte noch Cosmo I.; allein der Regierung überdrüßig, hatte er alle Geschäfte derselben seinem Sohne Francesco übergeben, dessen Charakter noch finsterer und grau-

ſamer als der ſeinige war. Francesco ſollte ſich mit der Erzherzogin Johanna von Oeſterreich vermählen, allein ihr Stolz und ihre Kälte vermochten ihm keine Liebe einzuflößen. Buonaventuri begab ſich gleich nach ſeiner Ankunft unter den Schutz Francesco's, und duldete die engſte Verbindung zwiſchen dieſem Fürſten und ſeiner Gattin. Bis zu ſeiner Vermählung mit der Erzherzogin 1565 hatte Francesco dieſe Verbindung geheim gehalten; nach ſeiner Vermählung glaubte er dieſe Rückſichten nicht mehr nehmen zu dürfen. Er führte Bianca in ſeinen Palaſt ein, indem er Buonaventuri zu ſeinen Intendanten ernannte. Als aber die Anmaßungen deſſelben unerträglich wurden, ließ Francesco ihn 1570 ermorden. Bianca wußte den Großherzog immer mehr zu feſſeln. Sein Entzücken erreichte den Gipfel, als ſie ihm, der mit ſeiner rechtmäßigen Gemahlin nur Töchter hatte, einen Sohn darbrachte, den ſie fälſchlich als ihr gemeinſchaftlich erzeugtes Kind untergeſchoben hatte. Faſt alle Mitwiſſer dieſes Betrugs ließ Bianca umbringen. Aber wider Erwarten gebar die Erzherzogin im folgenden Jahre ihrem Gemahl einen Sohn, und ſtarb 1578 bei der Niederkunft mit einem andern Kinde. Erſchüttert durch den Tod ſeiner Gattin und die Vorſtellung ſeiner Brüder, verließ Francesco Florenz, in der Abſicht, mit Bianca zu brechen. Dieſe dagegen ſetzte ihre ganze Geſchicklichkeit und alle Mittel der Verführung in Bewegung; ſie gewann den Beichtvater des Großherzogs, und noch nicht zwei Monate nach der Erzherzogin Tode ward ſie insgeheim Francesco's wirkliche Gemahlin. Aber eine geheime Ehe genügte weder dem Ehrgeize Bianca's, noch den Hoffnungen des Großherzogs, der nach dem frühen Tode ſeines, mit der Erzherzogin erzeugten Sohnes einen andern von ſeiner zweiten Gemahlin erwartete. Er gab zuerſt Philipp II. von Spanien Nachricht von ſeiner Verbindung, und da dieſer ſie billigte, beſchloß er, ſie öffentlich bekannt zu machen. Er ließ der Republik Venedig erklären, daß er Willens ſei, ſich auf das innigſte mit ihr zu verbinden, indem er eine Tochter von St. Marcus zur Gemahlin nehme; und derſelbe Senat, der Bianca Capello öffentlich beſchimpft, und auf ihres Gatten Kopf einen Preis geſetzt hatte, überhäufte ſie jetzt mit Ehrenbezeigungen. Eine Erklärung der Pregadi ernannte ſie zu einer wahren und eigentlichen Tochter der Republik; zwei Geſandte, begleitet von neunzig Nobili, erſchienen von Seiten Venedigs in Florenz, um der Adoption und der Vermählung beizuwohnen. Beide Feierlichkeiten wurden im Oct. 1579 mit großer Pracht vollzogen. Durch die Anmaßungen Bianca's und ihres Bruders, der einige Zeit Miniſter war, wurde Francesco's Regierung dem Volke täglich verhaßter. Da Bianca einſah, daß ſie weder den früher untergeſchobenen Sohn zur Thronfolge bringen, noch, wie ſie zwei Mal entſchloſſen war, dieſen Betrug ohne Gefahr wiederholen könne, wünſchte ſie aufrichtig, ſich mit dem Cardinal Fernando von Medici, dem nächſten Thronerben, auszuſöhnen. Wirklich hatte derſelbe 1587 mit ſeinem Bruder und deſſen Gemahlin eine Zuſammenkunft auf dem Poggio von Cajano. Man ſchien gegenſeitig ohne allen Groll zu ſein, aber wenige Tage nachher erkrankten plötzlich der Herzog und Bianca, und beide ſtarben am 19. October. Fernando legte ſeine geiſtlichen Würden nieder und trat die Regierung an. Allein was er auch gethan, um den Verdacht einer Vergiftung von ſich zu entfernen, ſein Andenken iſt damit befleckt geblieben.

Caper (Kaper), ein Schiff, welches in Kriegszeiten von einem oder mehreren Privaten (armateurs), oder auch auf Actien ausgerüſtet

wird, um Schiffe, die feindlicher Unterthanen Eigenthum sind, oder neutrale Schiffe die dem Feinde Kriegsvorräthe zuführen, oder wider erklärte Blokadegesetze der feindlichen Häfen, nach diesen oder aus diesen Handel treiben, wegzunehmen. Die dazu als Förmlichkeit nöthige Autorisation (Lettres de marque), ertheilt gemeiniglich die Admiralität des Landes. Ohne solche Kaperbriefe betrachtet man solche Kaperunternehmungen als Seeraub, und straft deren Capitäne und selbst deren Matrosen als Seeräuber.

Capet, Capetinger, s. Frankreich.

Capi Aga (Kapi Aga) ist am türkischen Hofe der Vorsteher der Verschnittenen. Er meldet zugleich Alle, welche den Großvezier sprechen wollen, und führt die fremden Gesandten zur Audienz. — Kapigi (Kapidschi), heißen die Wächter oder Thorhüter des Serails, gegen 400 an der Zahl. Ihr Vorsteher heißt Kapigi Baschi. Auch dienen sie dazu, die Befehle des Sultans (unter andern auch denen, welche erdrosselt werden sollen, die Schnur) zu überbringen.

Capillargefäße, s. Haargefäße.

Capitän, der Befehlshaber einer Compagnie. Im Mittelalter bedeutete es einen Feldherrn oder Feldhauptmann. Ein Schiffscapitän hat ein Schiff zu befehligen. Generalcapitän ist in Spanien der höchste Befehlshaber über die Landtruppen. In den Kolonien auch der General-Gouverneur.

Capital, s. Kapital.

Capitälchen werden in der Sprache der Buchdrucker die lateinischen Buchstaben genannt, die nach der Figur (Schnitt) der großen, aber nur in gleicher Größe mit dem Körper der kleinen gegossen sind. Z. B. AAa, MMm.

Capitel (Kapitel), Hauptstück, Abtheilung eines Buchs, daher auch Gegenstand eines Gesprächs. Da die Regeln und Statuten der geistl. Orden und Stifter in Kapitel eingetheilt waren, wurde auch bald die Versammlung der Ordensglieder und Stiftsherren, weil man dabei alle oder einige Kapitel dieser Regeln vorlas, und der Ort, wo sie zusammen kamen, ja auch der Verweis, den ein straffälliges Mitglied bei Vorlesung des übertretenen Kapitels der Regeln erhielt, Kapitel genannt. Die Ritterorden, welche ursprünglich viel von der Verfassung der geistlichen angenommen haben, bedienen sich desselben Ausdrucks von den Versammlungen ihrer Glieder, und selbst einige Innungen nennen ihre Zunftversammlungen Kapitel. In der Bedeutung, daß man die Glieder einer Gesellschaft als ein Ganzes betrachtet darunter versteht, heißt nur das Collegium der stimmfähigen Domherren Kapitel, und diese nennen sich zum Unterschiede von den nicht stimmfähigen jüngern Canonicis Capitularen. Mehr hierüber siehe in dem Art. Stift. E.

Capitolium, diese berühmte Burg des alten Roms, von deren Höhe herab sich die Römer als Herrscher der Welt erblickten, war auf dem capitolinischen Berge, dem kleinsten von den sieben Hügeln Roms, erbaut, welcher in den frühern Zeiten der saturninische, auch tarpejische hieß. Der erste Grund dazu wurde im Jahre Roms 140 von Tarquinius Priscus gelegt, vollendet aber ward es erst nach der Vertreibung der Könige. Zur Zeit der bürgerlichen Unruhen unter Sylla ging es in Flammen auf, wurde aber vom Senate wieder aufgebaut. Das nämliche Schicksal hatte es noch zweimal, und Vespasian und Domitian waren die Wiederhersteller desselben; der letztere ließ es vorzüglich prächtig wieder aufrichten, und verordnete die ca-

pitoliniſchen Spiele daſelbſt. Nach des Dionyſius Beſchreibung war der Tempel mit den außenſtehenden Säulen 200 Fuß lang und 185 breit. Eigentlich beſtand das ganze Gebäude aus drei Tempeln, welche dem Jupiter, der Juno und der Minerva gewidmet, und durch Mauern von einander abgeſondert waren. In dem weiten Porticus wurden dem Volke die Triumphmahlzeiten gegeben. Die Statue Jupiter's war ſitzend auf einem Seſſel von Gold und Elfenbein abgebildet, und beſtand in den älteſten Zeiten aus roth gefärbtem Thon. Unter Trajan ward ſie von Gold verfertigt. Das Dach des Tempels beſtand aus Erz; Q. Catulus ließ es vergolden. Von eben der Beſchaffenheit war auch die Pforte. Ueberhaupt war an dem ganzen Gebäude Pracht und Koſtbarkeit verſchwendet. Die Vergoldung allein ſoll 12,000 Talente (gegen 12 Millionen Thaler) gekoſtet haben, weswegen die Römer das Gebäude auch das goldene nannten. Auf dem Giebel ſtand eine Quadriga (ein Viergeſpann), anfangs von Thon, hernach von vergoldetem Erz. Der Tempel ſelbſt enthielt eine unermeßliche Menge der prächtigſten Geſchenke. Die wichtigſten Staatsacten, desgleichen die ſibylliniſchen Bücher wurden in demſelben aufbewahrt. Das heutige Capitolium (Campidoglio), welches auf dem Platze und zum Theil auf dem Grunde des alten Capitoliums ſteht, iſt ein neues Gebäude nach dem Riſſe des Michel Angelo. Der Hauptzugang auf daſſelbe bietet einen prächtigen Anblick dar; aber die Gebäude gehören, nach dem Urtheil der Kenner, unter Michel Angelo's minder vorzügliche Arbeiten. Es beſteht das neue Capitol aus drei Hauptgebäuden (in dem vorzüglichſten wohnt der Senator von Rom), welche den capitoliniſchen Berg nicht ganz bedecken. Auf den Ruinen des ehemaligen Tempels des Jupiter Capitolinus, von welchem man noch einige Säulen findet, ſteht jetzt eine Franciscanerkirche.

Capitulation (von Capita, Punkte, der Inbegriff gewiſſer Punkte), Wahlcapitulation, eine Uebereinkunft zwiſchen den Regierten (Volk) und dem von ihnen erwählten Regenten über die Rechte und Befugniſſe, welche dem letztern zugeſtanden werden, und über das Benehmen, das er gegen die Regierten zu beobachten hat. In monarchiſchen Staaten, wo eine uneingeſchränkte Regierungsform eingeführt und die Erbfolge vorher beſtimmt iſt, kann eine ſolche Uebereinkunft nicht Statt finden. Aber in den Ländern, wo ehemals die Wahl des Regenten von dem Volke oder deſſen Stellvertretern abhing, konnten dieſe den neuerwählten Regenten zu gewiſſen Bedingungen verbinden, deren Beobachtung er beſchwören mußte. Dieſe Bedingungen nannte man Wahlvertrag, Wahlcapitulation, die als ein Reichsgrundgeſetz angenommen wurde. In Deutſchland wurde, bei der ehemaligen Verfaſſung des Reichs, dem neuerwählten Kaiſer eine Wahlcapitulation vorgelegt, die er noch vor ſeiner Krönung beſchwören mußte. Schon unter den Carolingern, wurden zwiſchen dem Könige, der den Thron beſtieg, und dem Volke gewiſſe Verträge gemacht, in welchen jener die Rechte des Volks und der Kirche zu beſchützen verſprach. In der Folge eigneten die Kurfürſten ſich ausſchließlich das Recht zu, den von ihnen gewählten deutſchen Königen gewiſſe Bedingungen vorzuſchreiben. (S. Churfürſten u. Deutſches Reich. Allen geiſtlichen vormaligen Wahlcapitulationen war gewöhnlich die Bedingung beigefügt, daß, wenn der Erwählte dawider handelte, das, worin er dawider gehandelt hätte, ungültig ſein ſollte. (S. auch Polen und Schweden.) Capitulation heißt auch ein Vertrag, kraft deſſen ſich unter den darin enthaltenen Bedingungen eine belagerte Stadt, oder

ein eingeschlossenes Truppencorps an den Feind ergibt; ferner die Zeit, auf welche ein Mann sich verpflichtet, als Soldat zu dienen.

Capo d'Istrias (Joh., Graf v.), russischer Staatssecretär und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er ist zu Corfu geboren, trat früh in russische Dienste, und erhob sich zum Staatsrath und Staatssecretär, ward Großkreuz des Wladimir-, Ritter des St. Annen-, Großkreuz des k. österreich. Leopold- und des k. preuß. rothen Adlerordens, und zeichnete sich besonders in der neuesten Zeit als Diplomat aus. 1813 war er russ. Gesandter bei der Schweiz, unterhandelte mit dem österr. Gesandten über die neuen innern und äußern Verhältnisse dieser Republik, und verfügte sich Sept. 1814 als russ. Bevollmächtigter zum Congreß nach Wien, von wo ihn Napoleon's neuer Einfall 1815 wieder in's Hauptquartier der Verbündeten nach Frankreich rief. Er unterzeichnete als k. russ. Bevollmächtigter den zweiten pariser Frieden am 20. Nov. 1815, und kehrte alsdann mit seinem Monarchen nach Petersburg zurück, um an den Geschäften des Staatsraths den thätigsten Antheil zu nehmen. Vorzüglich zeichnen ihn aus seine Bemühungen für Befreiung seiner griechischen Landsleute vom türkischen Joch, für die Aufrechthaltung der Staatsreligion gegen die Ränke der Jesuiten, und für die Wiederherstellung der Republik der ionischen Inseln.

Cappadocien (Kappadocien) hieß im Alterthum eine der ansehnl. Provinzen Asiens, die einst ein berühmtes Königreich war, und westlich an Lykaonien, südlich an Cilicien und Syrien, östlich an Armenien, nördlich an den Pontus grenzte. Im persischen Zeitalter war der Name Kappadocien noch ausgedehnter, und begriff alle Länder zwischen dem Halys und Euphrat. Durch erstern Fluß wurde es von Phrygien und Paphlagonien, durch letztern von Armenien getrennt. Mithin war auch das nachherige Pontus darunter begriffen. Die Perser hatten es (nach Strabo) in zwei Satrapien getheilt, welche den Namen Groß-Kappadocien (das nachherige eigentliche Kappadocien), und Klein-Kappadocien (das nachherige Pontus) führten. Diese Eintheilung wurde jedoch nicht immer streng beobachtet. Die persischen Satrapen (Statthalter) regierten späterhin unter dem Titel von Königen, und machten sich zuweilen unabhängig. Als Xenophon seinen berühmten Rückzug unternahm, standen, wie es scheint, beide Kappadocien unter dem Mithridates, der an des jüngern Cyrus Empörung Theil genommen hatte, aber sein Land behielt, und nach der Niederlage des Cyrus wieder abhängig von dem persischen Könige ward. Groß-Kappadocien war ein schlecht angebautes, von der Natur wenig begünstigtes Land, dessen Steppen meist nur zu Weiden für die Schafe taugten. Das Klima war rauh, und da es an Holz fehlte, so waren die Wohnungen der Einwohner niedrig und schlecht. Selbst die Hauptstadt Mazaka glich mehr einem Lager, als einer Stadt. Die Kappadocier, welche zum Unterschied von den Syrern, mit denen sie eine ähnliche Sprache hatten, auch Leukosyri (die weißen Syrer) hießen, galten für dumm und tückisch.

Capri, eine kleine Insel im toscanischen Meere, am Eingange des Golfo von Neapel, von etwa 4000 Einwohnern bewohnt, und zwar felsig, aber ergiebig an Oel und Wein. Bei den Römern hieß sie Capreä. August tauschte sie von den Neapolitanern ein, und ließ sie zu einem Ort des Vergnügens, der Erholung und der Ruhe einrichten, ohne jedoch Gebrauch davon zu machen. Tiberius aber brachte

die ganzen letzten sieben Jahre seines Lebens in schändlicher Zügellosigkeit hier zu. Die Ruinen seines Palastes sind noch vorhanden.

Capriccio, Caprice, ist eine Art von Tonstück, in welchem der Componist sich nicht genau an die gewöhnliche Ordnung oder Folge der Ausweichung bindet, und dessen Veranlassung man nicht immer im Gebiet der Empfindung zu suchen hat. Man gibt die Benennung Capriccio öfters denjenigen Stücken, die bloß zur Uebung geschrieben sind, und dann bestehen sie aus einer gewissen figurirten Notenfolge, die auf eine oder die andere Art modulirt ist.

Caprification, eine in Malta und im Archipel gebräuchliche Methode, die Feigen, um ihr Wachsthum und ihre Zeitigung zu befördern, von einer Art Gallwespen (cyneps psenes) stechen zu lassen. Vergl. Feigen.

Capua, 1) das neue Capua, befestigte Hauptstadt in Terra di Lavoro in Neapel, am Volturno, mit 7800 Einw. zwei Meilen von dem alten Capua, aus dessen Trümmern sie zum Theil im 9. Jahrh. aufgeführt wurde. 2) Dieses alte Capua war eine der schönsten und angenehmsten Städte in Italien, und zugleich so beträchtlich, daß man sie mit Rom und Carthago verglich. Sie ist vorzüglich dadurch berühmt, daß sich Hannibal nach der Schlacht bei Cannä daselbst aufhielt, und dadurch, wie man, jedoch ohne Grund, glaubt, den Muth seiner Soldaten erschlaffte. Hannibal versprach ihr, sie zur Hauptstadt von Italien zu erheben; sie verband sich daher mit ihm wider die Römer, welche sie aber nach fünf Jahren eroberten. Die Vandalen verwüsteten sie; Narses stellte sie wieder her; allein sie wurde durch die Longobarden abermals zerstört. Man sieht noch Reste alter Gebäude daselbst.

Capuciner, s. Franziscaner.

Caput-Mortuum (wörtlich: Todtenkopf), ein technischer Ausdruck in der Chemie, für den Rückstand in der Retorte, welchen man bei trocknen Destillationen erhält; weil er bei Fortsetzung derselben keine flüchtige Substanzen mehr gewährt.

Caracalla (M. Aurelius Antonius Pius Bassianus Britannicus). Dieser gekrönte Tyrann, der älteste Sohn des Kaisers Severus, wurde im J. 188 zu Lyon geboren. Sein Vater nahm ihn schon im 13. Jahre zum Reichsgehülfen an. Nach Severus Tode 211 folgte ihm Caracalla gemeinschaftlich mit Geta. Beide Brüder haßten sich seit ihrer frühesten Kindheit. Sie herrschten indeß einige Zeit gemeinschaftlich. Caracalla führte Geta zu einer Unternehmung gegen die Caledonier. Nach einem ziemlich schimpflichen Frieden kehrten sie zurück, und hielten ihren feierlichen Einzug in Rom. Beide trugen darauf an, ihren Vater unter die Götter zu versetzen. Dennoch suchten sie einander zu stürzen. Sie hatten einen Augenblick den Plan, das Reich unter sich zu theilen, dem sich aber ihre Mutter Julia und die Großen des Reichs widersetzten. Jetzt dachte Caracalla nur darauf, sich seines Bruders durch Meuchelmord zu entledigen. Nach einigen mißlungenen Versuchen heuchelte er das Verlangen, sich zu versöhnen, und bat seine Mutter, ihm eine Zusammenkunft in seinem Zimmer mit seinem Bruder zu verschaffen. Geta erschien, und ward von mehrern dazu bestellten Centurionen in den Armen seiner Mutter durchbohrt, welche seinen Tod nicht nur nicht beweinen durfte; sondern sogar erfreut darüber scheinen mußte. Reiche Geschenke vermochten die Prätorianer, Caracalla als alleinigen Kaiser auszurufen, und Geta für einen Feind des Staats zu erklären. Von nun an war Ca-

racalla's Leben eine Kette von Grauſamkeiten und Thorheiten. Geta's Kinder und Alle, die irgend eine Gemeinſchaft mit ihm gehabt, ließ er umbringen. Dio gibt die Zahl der Schlachtopfer auf 20,000 an. Aber auch viele von den Mördern ſeines Bruders ließ er hinrichten, und ihn ſelbſt unter die Götter verſetzen. Er ſchien ſogar ihn oft zu beweinen. Sylla war ſein Vorbild; er ließ das Grab deſſelben aufſuchen und wieder herſtellen. Gleich dieſem Dictator bezahlte oder bereicherte er die Soldaten mit unbegrenzter Freigebigkeit, und eben ſo unbegrenzt waren zu dieſem Ende ſeine Erpreſſungen und Räubereien. Grauſam wie Caligula und Nero, aber thörichter als Beide, betrachtete er den Senat und das Volk mit gleichem Haß und gleicher Verachtung. Er gab allen freien Männern des Reichs das römiſche Bürgerrecht, und nahm zuerſt Aegypter in den Senat auf. Aber die größte aller ſeiner Thorheiten war ſeine Leidenſchaft für Alexander, den er in vielen äußern Dingen nachahmte. Auch Achilles war ein Gegenſtand ſeiner thörichten Verehrung. Er begab ſich nach Ilium, um das Grab dieſes Helden zu ehren, und vergiftete ſeinen liebſten Freigelaſſenen Feſtus, um den Achill in ſeinem Schmerz um Patroclus nachzuahmen. Noch unſinniger erſcheint Caracalla auf ſeinen Kriegszügen. Zuerſt ging er nach Gallien, wo er Grauſamkeiten aller Art beging. Darauf trug er ſeine Waffen über den Rhein gegen die Katten und Alemannen. Die Katten kämpften mit Muth, beſiegten ihn, und ließen ihn nur gegen eine anſehnliche Summe Goldes über den Fluß zurückgehen. Das Land der Alemannen betrat er als Freund und Bundesgenoſſe, und ließ Feſtungen darin erbauen, ohne daß ſich das Volk darüber beunruhigte. Sodann berief er die ganze junge Mannſchaft zuſammen, als wollte er ſie in ſeinen Sold nehmen, und ließ ſie von ſeinen Truppen, mit denen er ſie umringt hatte, niederhauen. Wegen dieſer Großthat nahm er den Namen Alemannicus an. In Dacien erfocht er einige Vortheile über die Gothen. Mit dem Partherkönige Artabanus, der in ſeine Foderungen willigte, ſchloß er Frieden zu Antiochien. Abgares, König v. Edeſſa, war ein Bundesgenoſſe der Römer. Caracalla lud ihn nach Antiochien ein, ließ ihn mit Ketten belaſten, und bemächtigte ſich ſeiner Staaten. Als er dieſelbe Treuloſigkeit an Vologeſes, König von Armenien, ausgeübt, griffen die Armenier zu den Waffen und ſchlugen die Römer zurück. Caracalla ging hierauf nach Alexandrien, um die Einwohner für die Spöttereien zu ſtrafen, die ſie ſich gegen ihn erlaubt hatten. Während der Vorbereitungen zu einem großen Blutbade, brachte er dem Serapis Hekatomben, und beſuchte Alexander's Grab, auf welchem er ſeinen kaiſerlichen Schmuck als Opfer zurückließ. Mehrere Tage und Nächte gab er ſodann die Einwohner der Metzelung und Plünderung preis, und ſah dieſem ſchrecklichen Schauſpiele von der Höhe des Serapistempels zu, in welchem er zuletzt den Dolch niederlegte, den er einige Jahre vorher auf ſeinen Bruder gezückt hatte. Der Wunſch, über die Parther zu triumphiren, bewog ihn, unter dem Vorwande, daß Artabanus ihm ſeine Tochter zur Ehe verſagt habe, den Frieden zu brechen. Er fand das Land ohne Vertheidigung, plünderte es aus, durchzog Medien und näherte ſich der Hauptſtadt. Die Parther, welche über den Tigris in die Gebirge zurückgegangen waren, rüſteten ſich, mit allen ihren Kräften im folgenden Jahre über die Römer herzufallen. Caracalla erwartete ſie nicht; ſondern ging nach Meſopotamien zurück, ohne ein parthiſches Heer geſehen zu haben. Der Senat, dem er die Unterwerfung des

Orients meldete, erkannte ihm einen Triumph und den Beinamen Parthicus zu. Unterrichtet von den Rüstungen der Parther, wollte er den Krieg gegen sie auf's neue beginnen, als der Präfect der Prätorianer, Macrin, den er beleidigt hatte, ihn zu Edessa auf dem Wege zum Tempel des Lunus (217) ermordete. Uebrigens errichtete er in Rom große Denkmähler, prächtige Bäder, die seinen Namen trugen, und einen Triumphbogen, welcher die Thaten des Severus verherrlicht. Trotz seiner Verbrechen ward Caracalla unter die Götter versetzt.

Caraccas, oder Venezuela, ein großes Land im nördlichen Südamerika, bis 1811 ein spanisches Generalcapitäniat. Es liegt an der Nordküste, und grenzt östlich an das atlantische Meer (12° bis 8° N. B.), nördlich an das caraibische Meer, westlich an Neu-Granada (Santa Fé) südlich an Brasilien. Auf 28,242 Q. M. enthielt es, vor dem jetzigen Freiheitskriege, 900,000 Einwohner, theils Urbewohner, wie Caraiben, Otomaken u. a. m., theils über 218,000 Neger. Das Klima ist, ungeachtet das Land fast bis unter den Aequator sich erstreckt, nichts weniger als unerträglich heiß; denn es zieht sich durch dasselbe von Westen nach Osten, in einer Breite von 10 bis 20 Meilen, ein Arm der Anden, die Sierra de Merida, welche von 4000 bis 14,790 Fuß hoch ansteigt, und sich endlich der Insel Trinidad gegenüber verflächt. Die Hauptstadt Caraccas (mit 50,000 Einw. und einer Universität) liegt 6 Stunden vom Meere, am Fuße des 8400 Fuß hohen Berges, la Silla, am Fluß Guayra (der sich durch den Hafen La Guayra [Goayre] ausmündet), in einer Höhe von 2760 Fuß. Daher kömmt die stete, angenehme Temperatur, welche selten in unerträgliche Hitze ausartet. Das ganze Jahr hindurch steht das Thermometer 76 bis 85° Fahrenh., selten sinkt es im Winter auf 52°. Nach Süden hin verlaufen sich die Berge in ungemessene Ebenen, Llanos genannt; treffliche Weiden für die zahlreichen, fast wilden Herden, die den Stadtbewohnern gehören. Der Winter in Caraccas ist die sogenannte Regenzeit vom April bis in den November. Dann regnet es jeden Tag im Durchschnitt 3 Stunden, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß alle Ströme (der Orinoko mit seinen Nebenflüssen) das Land weit umher überschwemmen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist außerordentlich groß. Der undurchdringliche Wald auf der Ostseite liefert zwar überflüssiges Bauholz; allein man kann es nicht ausführen; weil man es nicht über die Berge und noch weniger über die Flüsse zu schaffen vermag. Die köstlichsten Hölzer, die zu Tischlerarbeiten und zu feinerem Hausgeräthe ungemein brauchbar sind, werden in geringer Menge ausgeführt. Vanille, Cochenille, und eine unzählige Menge Arzeneien, Harze und Balsame, erzeugen die Wälder; aber die Europäer wissen kaum den Namen der Bäume, die diese Substanzen liefern, und die Einwohner bekümmerten sich bisher fast gar nicht um die Reichthümer ihres Bodens. Man fing zwar an, Kaffee, Baumwolle, Kakao, Indigo, Zucker und Tabak zu bauen, und der Varinas- und Maracaibokanaster sind bekannt; aber auch diese Cultur ist wieder vernachlässigt worden, so wie die Perlenfischerei, die im 16. Jahrh. jährlich 800,000 Piaster eintrug. Den wichtigsten Handel hat die Hauptstadt Caraccas, mit dem Hafen La Guayra. Der bessere Hafen Porto Cavallo liegt in einer ungesunden, sumpfigen Gegend. Von 1793 bis 1800 hatte sich die Ausfuhr (vorzüglich Tabak, Kakao, Indigo, Baumwolle, Kaffee, Maulesel, Häute, Pferde, Kupfer u. Perlen) fast um 6 Mill. Dollar vermindert, woran

die ſchlechte Verwaltung der Kolonien und der Krieg zwiſchen Großbritannien und Spanien, ſo wie der ſpäter zwiſchen der Kolonie und dem Mutterlande Schuld waren. Denn am 5. Juli 1811 erklärte ſich das Land unter dem Namen der Vereinigten Provinzen von Venezuela für unabhängig. Der Freiſtaat beſteht aus 7 Provinzen: Caraccas (3845 Q. M. mit 500,000 Einw.), Cumana (mit der St. gl. N., die 24,000 Einw. hat), Barinas, die Inſel Margaretha, Barcellona, Truxillo und Merida. Die Hauptſtadt der Inſurgenten iſt Angoſtura. Vergl. d. Art. Weſtindien.

Caraccioli (L. Ant. de), wurde 1721 zu Paris geboren, und ſtammte von der berühmten neapolitaniſchen Familie dieſes Namens ab. Seine höchſt liebenswürdigen geſellſchaftlichen Talente bereiteten ihm in Italien, wohin er nach Vollendung ſeiner Studien, zuerſt reiſete, eine glänzende Aufnahme, insbeſondere bei Benedict XIV. und Clemens XIII. Er wendete ſich nachher nach Deutſchland und nach Polen, wo er die Stelle eines Hofmeiſters der Kinder des Prinzen Rewski (Rzewuski) eines der erſten Kronbeamten, erhielt. Nach vollendeter Erziehung derſelben kehrte C. nach Paris zurück, wo er ſich durch ſeine Unterhaltungsgabe ſehr beliebt machte, u. ſich übrigens mit Schriftſtellerei beſchäftigte. Mit ſeinen Briefen von Clemens XIV. (Ganganelli), die eine milde Philoſophie, ſanfte Moral, verſtändige Grundſätze über mancherlei Lebensverhältniſſe, und einen feinen Geſchmack verrathen, myſtificirte er nicht bloß Frankreich, ſondern ganz Europa; da ſie lange Zeit für ächt gehalten wurden, und dadurch das höchſte Intereſſe in Anſpruch nahmen. Die erſte Ausgabe derſelben erſchien im J. 1775. Die franz. Revolution beraubte ihn aller ſeiner Hülfsmittel, und erſt im J. 1795 erhielt er vom Convent eine Penſion von 2000 Livr., die ihn bis zu ſeinem im J. 1803 erfolgten Tode vor Mangel ſchützte. — Ein anderer Caraccioli, der ſich durch ſeine Verbindungen mit den Encyklopädiſten, insbeſondere mit Marmontel und Dalembert ſehr bekannt gemacht hat, war gegen die Mitte des 18. Jahrh. neapolitaniſcher Geſandter in London und Paris. Hier galt derſelbe für einen der feinſten Köpfe, und eine Zierde der damaligen ſo hoch ausgebildeten pariſer Geſellſchaft. Man findet ſeiner in allen Memoiren aus dieſer Zeit gedacht. Er wurde ſpäterhin zum Vicekönig von Sicilien ernannt und ſtarb 178.. in Palermo.

Caracten, Masken, die nicht im Domino, ſondern in nachgeahmter gewöhnlicher Kleidung gewiſſer Stände erſcheinen. In der Converſation werden ſie auch häufig Charaktermasken genannt.

Caraibiſche Inſeln oder kleine Antillen, ſ. Antillen. Den Namen Caraiben haben ſie von ihren Urbewohnern, den Caraiben, erhalten, die aus Nordamerika in der Nähe von Florida, durch innerliche Kriege vertrieben, auf dieſe Inſeln und auch nach Guiana in Südamerika wanderten, wo ſie, durch flüchtige Negerſclaven verſtärkt, noch in Freiheit und öfters im Kriege mit den europäiſchen Koloniſten leben. Von den Inſeln aber wurden ſie im 18. Jahrh. meiſtens verdrängt; nur auf St. Vincent findet man noch 100 und auf Dominica 30 Familien von rothen Caraiben. Ihre Farbe iſt olivenbraun, ſie bemalen ſich aber mit Orlean, um ſich gegen Inſektenſtiche zu ſichern. Sie ſind tapfer und leben ohne Verfaſſung. Auf der Inſel St. Vincent ſind auch ſchwarze Caraiben, aus einer Vermiſchung von Negerſclaven mit caraibiſchen Weibern entſtanden. Ihre Anzahl ſteigt auf 2000 Familien. Sie ſind braunſchwarz und haben

sich, aller Anstrengung der Engländer ungeachtet, mit Gewalt der Waffen im freien Besitz ihres Antheils an der Insel erhalten. Das caraibische Meer grenzt in Norden und Osten an die Antillen, in Süden an das feste Land von Amerika, wo der Golf von Venezuela ist.

Caraiten oder Caräer heißen bei den Juden diejenigen, welche die Tradition des Talmud verwerfen, und sich bloß an den Buchstaben der Schrift halten, im Gegensatz der Rabbaniten (s. d.).

Caravaggio (Michel Angelo Amerighi oder Morigi, genannt Michel Angelo di), ein berühmter Maler, geboren zu Caravaggio im Mailändischen 1569. Er war anfänglich Maurergeselle, legte sich auf das Studium der Malerei und zeichnete sich bald aus. Man kann ihn als den Erfinder einer neuen Manier ansehen, die eine Menge Nachahmer fand. Mit der Kraft und Wahrheit des Halbdunkels verbindet er die des Colorits, und dies charakterisirt ihn. Um die Wirkung hervorzubringen, beleuchtete er die Gegenstände gern von oben mit geraden Lichtern. Er gab der Natur, welche er nachahmte, breite und kräftige Schattenmassen, wodurch das Licht sehr gehoben und eine große Wirkung hervorgebracht wird. Im Nackten war er Meister. Aber auch seine Fehler sind nicht zu verkennen. Nachahmung der Natur war sein höchstes Ziel. Er ahnete nicht, welchen Ruhm ein Meister erwirbt, der mit diesem ersten Erfolg Hoheit der Ideen und eine verständige Anordnung zu verbinden weiß. Hannibal Caracci und Dominichino glänzten vielleicht bei ihren Lebzeiten weniger als Caravaggio, aber nach ihrem Tode erhielten sie einen ausgezeichnetern Platz, weil sie, ohne das Colorit und das Studium der Natur zu vernachlässigen, nach Richtigkeit der Zeichnung und Erhabenheit der Gedanken strebten. Er starb schon 1609 an einem heftigen Fieber. Die Maler, die ihm am meisten nachgeahmt haben, sind Manfredi, Valentin und Ribeira mit dem Beinamen Espagnolet.

Caravaggio, s. Calbara.

Caravanen (Karavanen), ein ursprünglich persisches Wort, sind große Reisegesellschaften in der Levante und in Afrika, die sich, um vor Räubern gesichert zu sein, zusammenbegeben, und hauptsächlich die Handlung oder Pilgerfahrten zur Absicht haben. Eine solche Gesellschaft hat oft mehr als tausend Kameele bei sich, welche das Gepäck und die Waaren tragen, und welche einzeln hinter einander gehen, so daß ein solcher Zug bisweilen eine Meile lang ist. Sie reisen der Hitze wegen meistens nur sehr frühe. Da jeder Mohammedaner in seinem Leben wenigstens einmal das Grab Mohammed's besuchen muß: so gehen alljährlich von mehreren Sammelplätzen Karavanen nach Mekka. Der Anführer einer solchen Mekka-Karavane, der einiges Geschütz zur Bedeckung mit sich führt, wird Emir Adge genannt. Handlungs-Karavanen erwählen sich aus ihrer Mitte einen Oberbefehlshaber, welchen sie Karavan-Baschi nennen. Karavanen-Thee, s. Thee.

Caravanserais (Karavanserais) sind im Orient eine Art von Gasthäusern, welche auf allen Landstraßen und in Gegenden, wo in einer beträchtlichen Strecke keine Städte und Dörfer gefunden werden, angelegt sind, um den Reisenden ein Obdach zu gewähren. Sie sind zum Theil sehr prachtvoll erbaut, enthalten aber gewöhnlich kein Hausgeräth, daher der Reisende Bett und Teppich mitbringen muß. In vielen geschieht die Aufnahme unentgeldlich.

Carbonari (wörtlich: Köhler), der Name einer politischen, weit ausgebreiteten, geheimen Gesellschaft in Italien, welche, soviel

bekannt geworden iſt, den Zweck hatte, alle italieniſchen Staaten in einen Bund, als Republik oder als conſtitutionelle Monarchie, zu vereinigen, und vom fremden Einfluſſe zu befreien. Dieſe Geſellſchaft ſoll anfangs gegen die franzöſiſche Oberherrſchaft gerichtet geweſen, und ſelbſt von England unterſtützt worden ſein. In der Folge ſcheint die Abſicht der Geſellſchaft eine andere Richtung genommen zu haben. Beſonders hatten unläugbar viele aus der Hefe des Volks aufgenommene Menſchen weniger die Befreiung ihres Vaterlandes zum Zweck, als die Umkehrung der bürgerlichen Ordnung, wobei ſie im Trüben zu fiſchen hofften. Mürat ſchien bei ſeinem abenteuerlichen Vorrücken gegen die Lombardei auf ihren Beiſtand zu zählen. 1814 wurden in Mailand mehrere vornehme Militärs als Theilnehmer dieſer Verbindung eingezogen. Im Oct. 1818 wurden zehn Mitglieder des Bundes, worunter ein Graf Gallo d'Oſino, zum Tode, fünf zu lebenslänglicher, und zwei zu ſiebenjähriger Galeerenſtrafe verurtheilt. Der Papſt verwandelte jedoch die Strafe der erſtern in lebenswierige Galeerenſtrafe, und die der letztern in verhältnißmäßigen Feſtungsarreſt. Mehrere andere auf der Engelsburg ſitzende Theilnehmer ſehen ihrem Urtheile noch entgegen. Glaubhafte Nachrichten über die Häupter dieſer Geſellſchaft, über ihre Organiſation ꝛc. ſind nicht bekannt geworden. Im Febr. 1819 ſcheinen jedoch wichtige Entdeckungen in Bezug hierauf gemacht worden zu ſein. Die öſterreichiſche Regierung hat ſie 1820 ſämmtlich für Hochverräther erklärt. In Neapel bewirkten ſie die von den Truppen erzwungene Annahme der ſpaniſchen Conſtitution im Juli 1820.

Carbunkel, auch Karfunkel, Rubin. Die erſtere Schreibart iſt nach dem Lateiniſchen gebildet. Die ältern Schriftſteller haben über die beſondern Eigenſchaften dieſes Edelſteins viel gefabelt. Die Myſtiker Paracelſus und Jacob Böhme ſetzten einen hohen Werth in den Karfunkel. Verſchiedne unſrer neuen Dichter ſind ihnen darin gefolgt, haben aber auch vielen Spott erfahren, z. B. die Karfunkelweihe, romantiſches Trauerſpiel von Till Balliſtarius, 1817. Der Karbunkel des Auges iſt eine kleine brennende dunkelrothe Geſchwulſt im Weißen des Auges, oder auf der Hornhaut, welche in eine Brandkruſte übergeht und Blindheit, Brand des ganzen Augapfels und oft den Tod ſelbſt zur Folge hat (Carbunculus oculi).

Carcaſſe, ein Kopfzeug, eigentlich das dazu erforderliche Gerippe von Draht; auch eine Brandkugel, die aus vielen durch einzelne Bänder zu einer einzigen Kugel vereinigten Handgranaten, Piſtolenläufen und allerlei Feuerkugelzeuge beſteht; endlich das Gerippe eines Schiffs, wenn es noch ohne Wände, Verdecke, Maſten und Segel auf dem Stapel liegt.

Cardano (Geronimo). Dieſer berühmte Arzt und Geometer war 1501 zu Pavia geboren. Er ward in dem Hauſe ſeines Vaters, der als Arzt und Rechtsgelehrter wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Rechtlichkeit berühmt war, mit Sorgfalt auferzogen. Zwanzig Jahre alt ging er nach Pavia, um ſeine Studien zu vollenden, und ſchon 2 Jahre darauf erklärte er den Euklides. Mit ſeinem 33. Jahre fing er an zu Mailand die Mathematik, ſodann die Medicin zu lehren. Er kehrte ſpäter nach Pavia zurück, lehrte einige Zeit zu Bologna, und da er ſich hier Streitigkeiten zugezogen, begab er ſich nach Rom. Hier ward er in das mediciniſche Collegium aufgenommen und erhielt eine Penſion vom Papſte. Die Einladungen des Königs von Dänemark nahm er in Rückſicht auf das Klima und die Religion des Lan-

des nicht an. Der letztere Grund ſeiner Weigerung ſcheint ſonderbar, da er der Irreligion angeklagt ward; aber die Biographen ſind in Anſehung ſeiner wahren Religionsmeinungen nicht einig. Sie führen widerſprechende Stellen an, die nicht befremden dürfen von einem Manne, der ſich in kabbaliſtiſchen Träumereien verlor, der einen Dämon familiaris zu haben vorgab, von dem er Warnungen erhielte u. ſ. w. Durch alles dieſes reizte er die Theologen gegen ſich, welche lebhaft ſeine Rechtgläubigkeit angriffen; man ſetzte ihn ſogar in die Zahl der Atheiſten. Damit that man ihm gewiß Unrecht. Nach unſerer Meinung war Cardano abergläubiſch und hegte Hirngeſpinnſte, die mit den herrſchenden Meinungen nicht übereinſtimmten. Er glaubte ſo feſt an die Aſtrologie, daß er mehrere Male das Horoſcop ſeines Lebens zog, und die Falſchheit ſeiner Vorausſagungen nicht der Unſicherheit der Kunſt, ſondern ſeiner Unwiſſenheit zuſchrieb. Seine zwei Schriften: De subtilitate und De rerum varietate, enthalten das Ganze ſeiner Phyſik, ſeiner Metaphyſik und ſeiner naturhiſtoriſchen Kenntniſſe, und können als intereſſante Beweiſe gelten, auf welche Abwege der menſchliche Geiſt gerathen kann. Cardano ſchrieb auch über die Medicin, und gab unter vielem Wuſt einige glückliche Ideen an. Sein Ruf als Arzt war ſo groß, daß der Primas von Schottland, der ſeit 10 Jahren krank war, und die Aerzte des Königs von Frankreich und des Kaiſers umſonſt zu Rathe gezogen hatte, ihn zu ſich berief. Und wirklich ſtellte Cardano die Geſundheit dieſes Prälaten her. Hat er indeß wirklich Anſprüche auf die Dankbarkeit der Gelehrten, ſo iſt es in der Mathematik. Die Algebra, welche ſeit ihrer Entſtehung nur in Italien bearbeitet worden war, reizte den Wetteifer der Mathematiker, die ihre Entdeckungen ſorgfältig geheim hielten, um ſich bei ihren öffentlichen Wettſtreiten damit den Rang abzugewinnen. Cardano erfuhr, wie geſagt wird, daß Tartalea die Auflöſung der Gleichungen des 3. Grades gefunden habe, entlockte ihm deren Mittheilung durch Liſt und unter dem Verſprechen der Verſchwiegenheit, machte dieſe Methode aber dennoch 1545 in ſeiner Ars magna bekannt. Es erhob ſich ein heftiger Streit darüber, der jetzt nicht mit Sicherheit entſchieden werden kann. Die Ehre, der Erfindung ſeinen Namen zu geben, blieb demjenigen, der ſie zuerſt bekannt machte, und noch jetzt nennt man ſie die Formel Cardano's. Man glaubt einſtimmig, daß Cardano einige neue Fälle erfand, die in Tartalea's Regel nicht begriffen ſein mochten, daß er die Vervielfältigung der Wurzeln der höhern Gleichungen und endlich das Daſein negativer Wurzeln, deren Gebrauch er jedoch nicht kannte, auffand. Cardano's Leben ward vielfältig beunruhigt, nicht nur durch die Angriffe ſeiner Feinde, ſondern auch durch ſeine eigenen Laſter, die man aus dem Bilde kennen lernt, welches er ſelbſt in dem Werke De vita propria von ſich entwirft. Die Freimüthigkeit darin geht ſo weit, daß diejenigen, die ihn mit Nachſicht beurtheilt haben, genöthigt geweſen ſind, anzunehmen, daß er Anfälle von Tollheit gehabt habe. Er ſtarb wahrſcheinlich im J. 1576, wie Einige ſagen, eines freiwilligen Hungertodes, um ſein vorhergeſagtes Sterbejahr nicht zu überleben. Seine ſämmtlichen Werke, deren Anzahl ſich auf mehr als funfzig beläuft, ſind zu Lyon 1663 in 10 Foliobänden geſammelt erſchienen.

Carden, (Karden) Weberdiſteln, erhält man von einem Gewächs (dipsacus vel carduus fullonum), das viele Aehnlichkeit mit einem Diſtelkopfe hat, wild wächſt und durch Anbau veredelt wird. Die Tuch-

bereiter brauchen sie zum Rauhen oder Auflockern des gewalkten Tuches. In Italien werden sie aus Bologna, in Frankreich aus Rouen und Sedan, in Deutschland aus Nürnberg, Bamberg und andern Orten bezogen.

Cardinal (Kardinal) ist der Name eines Geistlichen in der kathol. Kirche, der das Recht hat, bei der Papstwahl mitzustimmen. Die Kardinäle folgen dem Range nach unmittelbar auf den Papst, behaupten fürstl. Rang und führen seit 1631 den Titel Eminenz. Wie der Ursprung der Kardinalswürde in Dunkel gehüllt ist, so haben auch über die Abstammung des Namens verschiedene Meinungen geherrscht; und doch scheint nichts einfacher, als ihn von dem Worte cardinalis (vorzüglich, vornehm) abzuleiten, womit unter dem Kaiser Theodosius auch die höchsten Civilposten im Staate bezeichnet wurden. Bis zum 11. Jahrh. war der Titel Kardinal allen Geistlichen, die als wirkliche Priester bei irgend einer Kirche angestellt waren, gemein. Von dieser Zeit an aber bildeten sich die mächtiger gewordenen Päpste ein Collegium, einen geheimen Rath von Geistlichen höhern Ranges, denen bald der Kardinals-Titel vorzugsweise verblieb, und die 1160, unter Alexander III. auch das ausschließliche Recht der Papstwahl erhielten. Innocenz IV. (reg. v. 1243—1254) gab ihnen den Rang vor den Bischöfen und den rothen Hut, und Bonifaz VIII. den Fürstenmantel. Sie bilden mit dem Papst das heilige Collegium, und haben drei Rangordnungen, Diaconen, Presbyter und Bischöfe. Ihre Zahl ward endlich 1526 von Sixtus V. auf Siebenzig festgesetzt, wovon 14 Diaconen, 50 Presbyter und 60 Bischöfe. Die Wahl der Kardinäle hängt allein vom Papst ab. Die Namen derer, welche er dazu bestimmt, läßt er in dem Consistorium mit der Formel Fratres habebitis (Ihr sollt zu Brüdern erhalten ꝛc.) vorlesen. Den Gewählten wird ihre Wahl mit Uebersendung des rothen Kardinalshuts bekannt gemacht. Ihre Kleidung besteht in einem Chorrock mit kurzem Purpurmantel, und in einem Käppchen, über welchem sie einen Hut mit seidenen herabhangenden Schnüren, an deren Enden Quasten sind, tragen. Die Farbe ist entweder roth oder violett. — Kardinal wird auch ein aus weißem Wein, bittern Pomeranzen und Zucker bereitetes Getränke genannt.

Cardinoïde (Kardinoïde), ist in der höhern Geometrie eine krumme Linie von einer herzförmigen Gestalt.

Carga heißt das Verzeichniß der Kaufmannsgüter, die in ein Schiff geladen werden, auch zuweilen die Ladung selbst. Cargador, ein Mäkler, der für einen Schiffer Ladung sucht, ihm auch die Ankunft geladener Waaren anzeigt. Cargo, der Geschäftsmann, welcher von den Eigenthümern der Ladung angenommen wird, um die Leitung des Verkaufs der ursprünglichen Ladung und die Einnehmung der neuen Ladung am Orte der Bestimmung des Schiffs zu führen; daher Super-Cargo, Unter-Cargo. Cargaison, eine Schiffsladung, die ein Kaufmann in fremde Länder schickt, um sie zu verkaufen.

Carikatur (Zerrbild), ein aus dem Italienischen entlehnter Kunstausdruck, von caricare, überladen, übertreiben (charger bei den Franzosen; daher auf dem Theater chargirte Rollen). Carikatur ist demnach eine Darstellung, worin Theile, Eigenschaften, Merkmale, durch Menge oder Größe übertrieben worden sind, die Aehnlichkeit aber dennoch unverkennbar bleibt. Durch den Gegensatz, welcher sich dem Betrachtenden dabei unfehlbar aufdringt, werden sie meist lächerlich, und daher kommt es, daß man gewöhnlich, wiewohl

unrichtig, bei der Carikatur zunächst und hauptsächlich an das Lächerliche denkt. Es gibt aber nicht bloß lächerliche, es gibt auch schreckliche Carikaturen. Entwickelt man sich die Ursache jenes Gegensatzes, so findet man den Grund. Jener Gegensatz geht hervor aus einer Vergleichung des angeschauten Individuellen mit dem Musterbilde, welches der Einbildungskraft von der Gattung vorschwebt. Dieses Urbild kann nie ganz verloren gehen; weil sonst das dargestellte Wesen aufhören würde, der Gattung anzugehören. Indem nun ein Theil nach diesem unaufgeblichen Urbilde gearbeitet ist, die übrigen aber entweder in's Zwergartige oder in's Riesenhafte ausarten, geht jener Gegensatz hervor, den man nicht gewahr werden kann, ohne das gegegebene Mißverhältniß nach Ursache und Wirkung zu beurtheilen. Was in der Carikatur der allgemeinen Gattungsregel gemäß ist, wird für die Ursache, das Uebrige für die Wirkung genommen, die nun entweder als zu groß, oder als zu klein erscheint. Das Erste gibt die schreckliche, das Zweite die lächerliche Art der Carikatur. Mit Recht sagt daher Bendavid: „ein Kind von gehöriger Größe mit einem kolossalen Kopfe, kolossalen Armen u. s. w. ist eine fürchterliche Carikatur; ein erwachsener Mensch mit einem kleinen Näschen, kleinen Mündchen und einem süßen Stimmchen ist ein putziger, schnurriger Kerl, eine lächerliche Carikatur." Es kann aber auch Carikaturen geben, in welchen beides gemischt ist, z. B. der Bramarbas, der sich ein martialisches Ansehn dadurch zu geben sucht, daß er außerwesentliche Theile über die Normalidee unmäßig vergrößert, als den Schnurrbart, Haarzopf, Stiefeln, Sporn, Hut, Säbel ꝛc., wobei das Lächerliche dieser Furchtbarkeiten stets wieder um so mehr hervorleuchten wird, je mehr es etwa mit der kleinen Figur des Bramarbas absticht. Das furchtbar sein Sollende wird aber hier aus keinem andern Grunde lächerlich, als weil die menschliche Willkühr in's Spiel trit. Fürchterliche Carikaturen, bei denen dies nicht der Fall ist, sind als bloße Mißgestalten zu betrachten, die durchaus kein Gegenstand für die schöne Kunst sein können. Sie sind unverschuldetes Unglück, welches nur unser Mitleid in Anspruch nehmen kann, wenn sie nicht geradezu Entsetzen und Abscheu erregen. Deshalb sind Alle, die, um Carikaturen darzustellen, sich in Aufstellung unverschuldeter körperlicher Gebrechen erschöpfen, welche nur kindlicher oder bübischer Muthwille zum Gegenstande der Verspottung nehmen kann, vom Wesen der Carikatur eben so schlecht, als vom Zwecke der schönen Kunst unterrichtet. Freilich ist's wahr, wer nur die obige Erklärung von Carikatur kennt — und auf sie läuft meist hinaus, was darüber gesagt worden ist — der kann leicht zu jenem Irrthum verleitet werden. Desto nothwendiger aber ist es, bei jener Erklärung nicht stehen zu bleiben. Die andere liegt ganz nahe. Wenn nämlich Darstellung unverschuldeter körperlicher Gebrechen hier nicht Statt finden soll: so werden im Gegentheil die verschuldeten ganz eigentlich hieher gehören. Diese, Abdrücke der innern Häßlichkeit, geben sich theils in der ganzen körperlichen Beschaffenheit, theils und vornehmlich in den beweglichen Zügen des Gesichts zu erkennen. Der ganze Körper wird vollkommen deutliche Erscheinung einer mißgebildeten Seele, Ausdruck des geistig oder moralisch fehlerhaft Charakteristischen in einem menschlichen Einzelwesen oder einer Gesammtheit solcher, z. B. eines Standes, einer Sekte u. s. w. In diesem Sinne hat der ernste Leonardo da Vinci seine Carikaturen gezeichnet. Hier sieht man den Zänkischen, den Mürrischen, den Prahler, den Faullenzer, die Feistheit

des Gefräßigen, die Ausschweifung des Wollüstlings, die Plumpheit des Ungebildeten, das Lachen der Dummheit u. s. w. mit charakteristischer Treue dargestellt, und die sonst weniger bemerkbaren Züge nur stärker hervorgehoben. Allerdings findet sich da Abweichung von dem Ideal der Wohlgestalt des innern und äußern Menschen, dessen Neigungen und Leidenschaften mit der Vernunft in schöne Harmonie gesetzt worden sind; an eigentliche Uebertreibung des fehlerhaften Charakteristischen ist aber noch nicht zu denken. Diese entsteht erst durch Idealisirung. Man denke hierbei nur nicht an Verschönerung, denn wie es eine Idealisirung in's Schönere gibt, so gibt es auch eine in's Häßliche (s. Ideal); dort und hier wird das jedesmalige Charakteristische bis zu dem Punkte der möglichen Vollkommenheit gesteigert. Die Vollkommenheit im Schlechten wird natürlicher Weise, je mehr sie erreicht worden ist, nur um so sichtbarere Unvollkommenheit in moralischer und ästhetischer Hinsicht; diese Unvollkommenheiten aber ironisch als Ideale aufgestellt, sind die eigentlichen Carikaturen, die man deshalb erklären kann, als: Idealer geistiger Mißbildungen im angemessenen Ausdruck und entsprechender Gestaltung des Körpers, wenn man vornehmlich auf bildende Kunst sieht; oder Handlungsweisen, die nach der zum Grunde liegenden Denkart und Gesinnung Ideale geistiger Mißbildung beurkunden, wenn man die Poesie berücksichtigt. Nach dieser Erklärung kann es nicht schwer fallen, den bisher noch unausgemachten Streit der Aesthetiker, ob und in wiefern Darstellungen von Carikaturen in der schönen Kunst zulässig seien, zu entscheiden. Vollkommen zweckmäßige Darstellung der verschuldeten geistigen Gebrechen der Menschen ist der Gegenstand der Satyre; Carikaturen sind deshalb die Ideale des Satyrikers. So lange man noch dessen Ansprüche auf einen, und zwar ehrenvollen, Platz auf dem Parnaß nicht abgewiesen hat, was mit allen Sophistenkünsten nie erreicht werden wird, so lange darf man auch die Carikaturen nicht als Gegenstände ästhetischer Darstellung verwerfen. Und zwar weder die schrecklichen, noch die lächerlichen, denn beide fallen in das Gebiet des Satyrikers, der entweder mit erhabenem Ernste die Bösewichter, oder mit komischer Laune die Narren des menschlichen Geschlechts darstellt. Dorthin gehören die selbstverschuldeten moralischen Gebrechen, welche die schrecklichen, hieher die selbstverschuldeten Geistes-Gebrechen, welche die lächerlichen Carikaturen geben. Jene sind Gegenstand der pathetischen, diese der komischen Satyre. So müßte man sie nun schon in der Poesie, der Satyre und Comödie lassen; allein es fragt sich, ob auch in der bildenden Kunst? Wahr ist es, daß hier die Carikaturen dem gebildeten Geschmack anstößig, und der Bildung desselben hinderlich sind. Immer haben sie etwas Widriges, welches hier, wo der Gegenstand unmittelbar vor den äußern Sinn gebracht wird, weniger gemildert als in poetischen Darstellungen ist, und man darf daher ein Zeitalter mit vorherrschender Neigung für Carikaturen als ein Zeitalter des Ungeschmacks annehmen. Damit ist nun aber noch keinesweges ihr völliges Verbannungsurtheil ausgesprochen, welches nur von der Entscheidung einer andern Frage abhängen kann; ob nämlich der Zweck der bildenden Kunst Schönheit oder Charakteristik sei? Ist das Erste, so sind sie verwiesen; ist das Zweite, so erhalten sie sich. Ohne uns in jene verwickelte Frage hier tiefer einzulassen, deuten wir einstweilen blos einen Ausweg an. Wie man die italienische von der niederländ. Schule, eine Madonna della Sedia von einem Kopfe Denner's unterscheidet, die letzteren aber, um vieler Trefflichkeiten

willen, gern bestehen läßt, wiewohl hinter den ersten: so kann man überhaupt die Charakteristiker neben jenen bestehen lassen, welche die reine Schönheit erstreben und darstellen. Wie diese ganz in der Poesie sind, so nähern sich jene der Prosa; es gibt auch in der Poesie Gattungen, die näher an die Prosa grenzen, hauptsächlich jene, die sich in der Moral begegnen. Unter den Werken dieser Art gibt es treffliche, obgleich sie nicht reinpoetisch genannt werden dürfen. Setzen wir in der bildenden Kunst etwas Aehnliches: so lassen sich Darstellungen von Carikaturen in ihr, wofern sie rechter Art sind, retten; sie entsprechen der Satyre und Groteske in der Poesie, und so werden sie auch schon von den Alten gebraucht, die unter ihren Masken eine Menge Carikaturen hatten. Mehrere herkulanische Gemälde beweisen dasselbe. Allein sie lassen sich auch wirklich nur retten, wofern sie rechter Art sind, d. h. wofern die Idee derselben in der That poetisch, das Dargestellte in der angegebenen Art charakteristisch und der Zweck moralisch (im weitern Sinn) ist. Musterhaft in dieser Art ist Hogarth. Eine rühmliche Erwähnung verdienen indeß auch: Annibale Caracci, Ghezzi, Callot, und unter unsern Landsleuten vornehmlich Ramberg (s. d. Art.). Ungleich fratzenhafter sind mehrere politische Carikaturen, die hauptsächlich in London in so großer Menge erschienen sind, daß man dicke Bände damit anfüllen könnte. Die Engländer scheinen sich besonders zu diesem Geschmacke hingeneigt zu haben, vielleicht mehr, weil er ihrer politischen Freiheit, als weil er ihrem Schönheitssinne zusagte. Die Freiheit geht hier aber nicht selten bis zur zügellosen Frechheit, indem das Heiligste und Erhabenste dem Spott und der Verachtung Preis gegeben wird. Die englischen Gesetze verbieten bei Strafe alle Schmähschriften; allein der Gesetzgeber vergaß, daß der Künstler eben so gut schmähen kann, als der Schriftsteller. Gilray und Bunbury sind es hauptsächlich, von denen die neuen brittischen Carikaturen stammen. Den letztern hat man öfters den neuen Hogarth genannt, und er verdient diesen Namen insofern, als er sein glückliches Talent öfters zu moralischen Zwecken benutzt hat. Bei so viel Vorliebe der Engländer für Carikaturen ist es nicht zu verwundern, wenn wir nur von einem Engländer (Grooſe, Lond. 1788. übers. v. J. G. Grohmann, Leipz. 1799) eine Theorie derselben erhalten haben, die jedoch vielerlei zu wünschen übrig läßt. Ueberhaupt dürfte es unthunlich sein, da Regeln vorschreiben zu wollen, wo dem Witze und der genialen Laune so Vieles überlassen werden muß. dd.

Carl der Große. Mehr als je ein Völkerbeherrscher verdient dieser Frankenkönig den Beinamen des Großen, den die Geschichte ihm beigelegt hat. Denn groß war er nicht nur in dem, was sein Zeitalter schätzte, ehrte und suchte, in kriegerischer Wirksamkeit, in kühne Bewunderung und Staunen erregenden Unternehmungen; sondern auch in dem, was es kaum kannte, nicht achtete, am wenigsten suchte und liebte, in Bildung des Geistes und Gründung des Glückes seiner Völker durch dieselbe. Hier ein kurzer Umriß seines thatenreichen Lebens. Carl, König der Franken und späterhin Kaiser des Occident, wurde geb. 742 auf dem Schlosse Salzburg in Oberbaiern. Andere geben das Schloß Ingelheim bei Mainz, noch andre Aachen als seinen Geburtsort an. Sein Vater war Pipin der Kleine oder Kurze, König der Franken, ein Sohn Carl Martel's. Nach dem Tode des Vaters, 768, wurde er als König gekrönt und theilte, nach dessen Willen, Frankreich mit seinem jüngern Bruder Carlmann; allein die Bedin-

gungen dieſer Theilung wurden mehrmals geändert, ohne daß ſie jedoch die Zufriedenheit der Theilenden begründen konnten. Dieſe Unzufriedenheit wurde vornehmlich durch den König der Longobarden, Deſiderius, den Schwiegervater der beiden Prinzen, unterhalten, weil Carl ſeine Gemahlin verſtoßen hatte. Deſiderius ſuchte ſich, wegen der Verſtoßung ſeiner Tochter, dadurch zu rächen, daß er in Frankreich Unruhen anſtiftete und nährte, was ihm um ſo leichter wurde, da die Großen des Reichs eine große Liebe zur Unabhängigkeit offenbarten. Die Völker Aquitaniens waren die erſten, welche ſich unabhängig zu machen ſuchten. Carl zog gegen ſie mit einem nicht ſehr zahlreichen Heere, allein er rechnete auf ſeinen Bruder Carlmann, dem damals ein Theil Aquitaniens gehörte. Dieſer erſchien auch wirklich im Felde, allein im entſcheidenden Augenblicke verließ er ſeinen Bruder in der Gefahr, der nun allein den ungleichen Kampf zu beſtehen hatte. Mit großer Klugheit und Tapferkeit wußte er ſich den lange zweifelhaften Sieg zu erringen (770), und die Aufrührer unterwarfen ſich. In dieſem Feldzuge hatte der jugendliche Held ſo ausgezeichnete kriegeriſche Talente entwickelt, daß die Furcht ſeines Namens ſelbſt den muthigſten Freiheitsſinn ſeiner Vaſallen bändigte. Allein Carl hatte in dieſen Kämpfen ſich doch auch von der Nothwendigkeit überzeugt, die Großen des Reichs niederzuhalten, und ſie immerfort in bedeutenden Unternehmungen zu beſchäftigen, um ihre Aufmerkſamkeit von den innern Angelegenheiten des Reichs abzulenken. Hätte daher Carln auch nicht die eigene Neigung zu Eroberungen und Kriegen geführt, wo ſich ſeine Talente im vollen Glanze zeigen konnten: ſo würde ihn ſchon die innere Lage des Reichs dazu verleitet haben. Als Carlmann 771 geſtorben, und ſeine Wittwe mit ihren beiden Söhnen nach Italien zu ihrem Vater geflohen war, bemächtigte Carl ſich des ganzen Reichs, deſſen Umfang jetzt ſchon bedeutend genug war, indem außer ganz Frankreich ein großer Theil von Deutſchland dazu gehörte. Jetzt bildete er den Plan, die Sachſen zu unterwerfen, wobei ihm noch überdies ſein Eifer für das Chriſtenthum und deſſen Ausbreitung zur erträglichen Ausrede diente. Die Sachſen, ein damals noch heidniſches Volk, hatten einen anſehnlichen Theil v. Deutſchland, beſonders die Gegenden Weſtphalens zwiſchen der Weſer u. Elbe u. Holſteins, inne, und zogen, wie alle barbar. Völker, für welche Unabhängigkeit das erſte Gut des Lebens iſt, die Plünderung friedlichen Gewerben, das Umherſchweifen den feſten Wohnſitzen vor. Sie hatten mehrere Anführer, und bildeten verſchiedene Stämme, welche ſelten geneigt waren, ſich zu einem gemeinſamen Zwecke zu vereinigen. Carl begann den Krieg mit ihnen 772 *) und erſt im J. 804 gelang es ihm, ſie ganz zu unterwerfen. Zwei und dreißig Jahre widerſtanden ſie einem Sieger, der, zuweilen nachſichtig bis zur Unklugheit, oft ſtreng bis zur Grauſamkeit, eben ſo eifrig beſtrebt, ſie zu

*) Ein Einfall der Sachſen in das Gebiet der Franken war der Vorwand zu dem erſten Kriege, den Carl gegen ſie führte. Die andern Kriege wurden durch Empörungen dieſes kriegeriſchen Volkes erzeugt, das, obgleich überwunden, doch nie ganz unterworfen, erſt nachdem es das Chriſtenthum angenommen, völlig beruhigt wurde. Einen Theil der Sachſen verſetzte Carl nach Flandern und in die Schweiz, und ihre Wohnſitze wurden von den Obotriten, einem vandaliſchen Völkerſtamme im Mecklenburgiſchen, eingenommen. Auch die bekannte Irmenſäule wurde als ein Denkmal des Götzendienſtes von Carl zerſtört.

bekehren, als zu unterjochen, nur erſt dann Herr ihres Landes wurde, als er es faſt gänzlich in eine Einöde verwandelt hatte. Sicherlich würden ſich die Sachſen ſelbſt gegen Carls Macht und großes Genie behauptet haben, wenn ſie nicht in ſich ſelbſt zerſpalten geweſen wären, und einen einzigen Führer gehabt hätten. Der, welcher den meiſten Ruhm in jenen Kämpfen erwarb, war Wittekind, und nächſt ihm Alboin, welche aber endlich das Chriſtenthum annahmen (783). Um den langen Widerſtand der Sachſen begreiflich zu finden, darf man nicht vergeſſen, daß die Art, wie die Heere jener Zeit gebildet waren, jedes Jahr einen Stillſtand herbeiführte, indem der Heerbann nur für einen Feldzug galt, und Carl zu gleicher Zeit auch gegen die Longobarden, die Hunnen, die Saracenen, die Britannier und die Dänen Krieg zu führen hatte, und daß die Größe ſeiner Staaten die Empörungen der Vaſallen erleichterte, weshalb er oft genug zu thun hatte, nur den Frieden im Innern aufrecht zu halten, und ſich in ſeinem Anſehen zu behaupten. Seine Kriege mit den Sachſen wurden oft mit unbeſchreiblicher Grauſamkeit geführt, allein oft verſtand er ſich zu einer Art von Waffenſtillſtand und friedlicher Ausgleichung, wenn er durch andere Sorgen gedrängt wurde. So rief, indeß ſich eben Carl an den Ufern der Weſer mit den Sachſen ſchlug, der Papſt Hadrian ſeine Hülfe an, als Deſiderius ihm das Exarchat von Ravenna, das Pipin der Kurze dem heil. Stuhle geſchenkt hatte, wieder entriß, und in ihn drang, Carls Brudersſöhne zu krönen, damit Carl als Thronräuber erſcheinen und ſein Volk ſich von ihm wenden möchte. Die Gefahr war dringend. Schnell verließ Carl Deutſchland und zog mit ſeinem Heere nach Italien. Deſiderius hatte ſich nach Pavia geflüchtet, welches von den Longobarden muthig und mit Glück vertheidigt wurde. Endlich aber fiel die Stadt und Deſiderius, ſo wie die Wittwe Carlmann's nebſt ihren Söhnen, wurden gefangen nach Frankreich abgeführt. Deſiderius endigte ſein Leben in einem Kloſter, und über das Schickſal der Andern ſchweigt die Geſchichte. Carl ließ ſich im J. 774 mit der bekannten eiſernen Krone zum Könige von Italien krönen. Obgleich nun das eigentliche Königreich der Lombarden aufhörte: ſo behielten doch die Provinzen, aus denen es beſtanden hatte, ihre bisherigen Geſetze und Verfaſſungen, ſo wie es überhaupt eine Hauptanſicht des großen Monarchen war, den beſiegten Völkern nicht ganz ihr Herkommen und ihre Geſetze zu entziehen, auch ſie nicht nach Einer Form regieren zu wollen. Er folgte hier klüglich den Winken der Politik, die in einer ſo bewegten Zeit ſich ſehr hüten mußte, durch eine Vereinigung aller ſeiner Vaſallen zu einem Staatskörper mit gleichem Rechte jedes derſelben, ihnen eine allgemeine Vereinigung wider ihren Regenten möglich zu machen. Im J. 778 begab ſich Carl nach Spanien zur Unterſtützung eines mauriſchen oder ſaraceniſchen Fürſten. Er eroberte Pampeluna, machte ſich zum Herrn der Grafſchaft Barcelona, und verbreitete überall unter den Feinden den Schrecken ſeines Namens. Allein bei der Rückkehr wurden ſeine Truppen im Thale Ronceval von den Saracenen in Verbindung mit den Gebirgsbewohnern Gasconiens überfallen, und erlitten eine bedeutende Niederlage, welche dadurch beſonders merkwürdig wurde, daß einer von den berühmteſten Kriegern jener Zeit, der von Vielen für eine fabelhafte Perſon gehaltene Roland, in der Schlacht blieb. Die üble Stimmung der Völkerſchaften Aquitaniens beſtimmte Carln, ihnen einen beſondern Beherrſcher zu geben, und wählte dazu den jüngſten ſeiner Söhne, Lud-

wig, der unter dem Namen der Fromme (le débonnaire) bekannt ist. Die Lombarden waren nicht minder unruhig, und die Griechen machten immerwährende Versuche, Italien wieder zu erobern; auch die Großen, denen er hier einen Theil der obersten Gewalt anvertraut hatte, zeigten wenig Treue; daher gab er ihnen seinen zweiten Sohn, Pipin, zum Regenten, indeß der älteste Sohn Carl stets bei ihm blieb, und ihn bei seinen mannichfachen Unternehmungen unterstützte. Er hatte zwar noch einen Sohn, auch Pipin genannt, der unter allen seinen Kindern das älteste war, und zwar von seiner verstoßenen Gemahlin, allein dies eben mochte ihm einen Widerwillen gegen denselben eingeflößt haben, und so erhielt dieser keinen Theil an der Regierung des Reichs. Er zettelte daher eine Verschwörung gegen den Vater an, und endigte sein Leben in einem Kloster. Nach seiner Rückkehr aus Spanien mußte Carl abermals gegen die Sachsen zu Felde ziehen, und diese Feldzüge wurden jedes Jahr nothwendig. Carl fehlte offenbar darin, daß er zu grausam verfuhr, denn so ließ er einst 4500 derselben niederhauen, um seinen Zorn zu kühlen; eine Maßregel, welche den Haß des Volkes bis zur Wuth steigerte. Von hier zog er nach Rom (780), um seine beiden Söhne, Pipin und Ludwig, von dem Papste krönen zu lassen, dem er stets die höchste Ehrfurcht bewies; und dadurch befestigte er den Glauben seiner Völker, daß der Fürst der Kirche allein die königliche Gewalt verleihen könne, eine Meinung, welche die Päpste auf alle Weise zu erhalten bemüht waren. Das Jahr 790, das 22. seiner Regierung, war das einzige, das er nicht unter den Waffen zubrachte. Je mehr sich seine Macht ausbreitete, um so mehr dachte er darauf, den von seinem Vorfahren, Carl Martell, gehegten Plan der Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums auszuführen. Die Kaiserin Irene, welche damals zu Konstantinopel herrschte, ließ, um die Theilung des Reichs zu hindern, Carln den Vorschlag thun, ihre Kinder zu vermählen, wodurch denn die Welt von Neuem unter Eine Herrschaft gekommen wäre. Ihr Vorschlag ward angenommen; und als Irenen's Ehrsucht sie so weit geführt hatte, ihren eignen Sohn zu entthronen, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen, und ihre Hand Carln selbst antragen zu lassen, war er auch dieser seltsamen Verbindung gar nicht abgeneigt, die der Welt ein ganz neues Schauspiel gewährt haben würde, wenn Irene nicht selbst vom Throne gestoßen worden wäre. Carl ließ sich hierauf im Jahre 800 vom Papste Leo III. zum Kaiser des Occidents (Abendlandes) krönen, und obgleich seine Reise nach Rom wahrscheinlich keinen andern Zweck gehabt hatte, stellte er sich doch sehr überrascht durch diese Feierlichkeit, die er nicht erwartet zu haben scheinen wollte. Sie fand Statt am Weihnachtstage in Gegenwart einer ungeheuern Volksmenge. Carl wurde zum Cäsar und Augustus ausgerufen; man bewilligte ihm den Schmuck der alten römischen Kaiser, und vergaß bloß, daß das Kaiserthum sich nicht erhalten konnte in einer Familie, wo die Gewalt sich unter die Kinder des verstorbenen Monarchen gesetzlich theilte. Nachdem Carl einen seiner Söhne zum Mönch gemacht hatte, verlor er 810 Pipin, den König von Italien, und das folgende Jahr folgte diesem im Tode Carl der älteste. So blieb ihm von seinen rechtmäßigen Söhnen nur noch einer, Ludwig, König von Aquitanien, übrig, den er im J. 813 zum Mitregenten annahm, da ihn sein Alter und seine zunehmende Schwäche ahnen ließen, daß das Ende seines Lebens nicht so gar fern mehr sein könne. In der That starb er auch im J. 814 den 28. Jan., im 71. Jahre

ſeines Lebens und 47. ſeiner Regierung, mit Ahnungen und Furcht, daß ſein Reich dem Andrange fremder Feinde nicht lange widerſtehen würde, eine Furcht, welche ſich in der Folge beſtätigte. Er fühlte zu ſpät, daß dieſelben Sachſen, die er zum Theil in rauhere Landſchaften zurückgedrängt hatte, einſt an ſeinem Reiche Rache nehmen, und in ihrem Gefolge noch andere Barbaren mitbringen, würden. Die Verehrung, welche Carl ſich erworben, war allgemein; aber unglücklicher Weiſe war er der letzte Held ſeines Stammes. Er wurde, wie Eginhard meldet, zu Aachen, wo er gern und gewöhnlich ſich aufhielt, begraben. Man ließ ihn in ein Gewölbe hinab, wo er auf einen Thron von Gold in vollem kaiſerl. Prachtgewand geſetzt wurde. Auf dem Haupte trug er die Krone, in der Hand hielt er einen Kelch, an der Seite hatte er das Schwert, auf ſeinen Knien lag das Evangelienbuch, zu den Füßen Scepter und Schild. Man verſiegelte die Gruft, und errichtete über derſelben eine Art von Triumphbogen, worauf die Worte ſtanden: „Hier ruht der Körper Carls, des großen und rechtgläubigen Kaiſers, der das Reich der Franken glorreich erweiterte und 47 Jahr glücklich regierte.“ Carl war ein Freund geiſtiger Bildung, und verdiente ganz den Namen des Wiederherſtellers der Wiſſenſchaften und Lehrers ſeiner Völker. Durch ſeine freiſinnige Denkungsart zog er die ausgezeichnetſten Gelehrten an ſeinen Hof, unter andern Alcuin aus England, den er zu ſeinem eigenen Lehrer wählte, ferner Peter von Piſa, der den Titel ſeines Grammatikers erhielt, und Paul Warnefried, bekannter unter dem Namen Paul Diaconus, der dem Kaiſer in der griechiſchen und lateiniſchen Literatur Unterricht ertheilte. Auf Alcuin's Rath legte Carl in ſeinem Palaſte zu Aachen eine Akademie an; den Sitzungen derſelben wohnte er mit allen Gelehrten und ſchönen Geiſtern ſeines Hofes, dem Leidrades, Theodulph, den Erzbiſchöfen von Trier und Mainz, und dem Abte von Corvey bei. Alle Mitglieder dieſer Akademie hatten beſondere, ihren Talenten oder Neigungen entſprechende Namen angenommen; einer hieß Damötas, einer Homer, ein anderer Candidus; Carl ſelbſt nannte ſich David. Aus Italien zog er Lehrer in Sprachen und der Mathematik herbei, und ſtellte ſie in den vornehmſten Städten ſeines Reiches an. Bei den Domſtiftern und Klöſtern errichtete er Schulen für Theologie und humaniſtiſche Wiſſenſchaften. Er ſelbſt beſtrebte ſich unabläſſig, durch den Umgang mit Gelehrten ſeinen Geiſt auszubilden und ſein Wiſſen zu bereichern, und ſeine einzige und liebſte Unterhaltung blieb bis an ſeinen Tod dieſer Umgang. Er ſprach mehrere Sprachen recht fertig, beſonders lateiniſch. Weniger gelang ihm das Schreiben, weil er ſich erſt in höhern Jahren darauf gelegt hatte. Im Winter las er viel und ließ ſich ſelbſt bei Tiſche vorleſen. Die kirchliche Liturgie zu verbeſſern, ließ er ſich ſehr angelegen ſein. Er wollte gern die römiſche in ſeinen Staaten einführen, allein die Geiſtlichkeit, die an alten Gebräuchen hing, leiſtete einigen Widerſtand; indeß fügten ſich mehrere Kirchen dem Wunſche des Monarchen und andere vermiſchten die römiſche und gallicaniſche. Auch dem Kirchengeſange ließ er eine Verbeſſerung angedeihen. Er wünſchte Gleichheit des Maßes und Gewichtes, konnte aber nicht damit durchdringen. Ein anderer großer Plan ſeiner Regierung war die Verbindung des Rheins mit der Donau, und dadurch des atlantiſchen Oceans mit dem ſchwarzen Meere, vermittelſt eines Kanals. Das ganze Heer mußte daran arbeiten, aber er konnte nicht ausgeführt werden, weil es in jener Zeit noch an Kenntniſſen im Waſſer-

Digitized by Google

bau fehlte, die ſich erſt eine ſpätere Zeit erwarb. Allein dafür errichteten die von ihm beſchützten Künſte andere köſtliche Denkmähler für die Nachwelt. Die Stadt Aachen wurde beſonders von ihm ausgeſchmückt. Sie erhielt ihren franzöſ. Namen (Aix-la-Chapelle) von einer prächtigen Kapelle, die er aus dem ſchönſten italieniſchen Marmor erbauen ließ. Die Pforten dieſes Tempels waren von Bronze, und ſein Dom trug eine maſſiv goldene Kuppel. Der kaiſerliche Palaſt war äußerſt prachtvoll. Auch ließ Carl Bäder erbauen, in denen mehr als hundert Perſonen in warmem Waſſer ſchwimmen konnten. Er ſelbſt liebte das Schwimmen ſehr, und benutzte oft dieſe Bäder mit allen Großen ſeines Hofes, ſelbſt mit ſeinen Soldaten. Zu Seltz im Elſaß hatte er einen nicht minder prächtigen Palaſt. Carln verdankt Frankreich die erſten Fortſchritte des Seeweſens. Er baute den Leuchtthurm zu Boulogne wieder, und ließ verſchiedene Häfen anlegen. Er begünſtigte den Ackerbau und machte ſich durch die Weisheit ſeiner Geſetze unſterblich, wie denn ſein Geſetz über die Meiereien (de Villis) als ein bewunderungswürdiges Denkmal ſeiner Einſichten in die Landwirthſchaft geprieſen wird, und Menzel, in ſeinen Geſchichten der Deutſchen, ſagt von ihm: „Das iſt der größere Ruhm ſeines Andenkens, daß durch ihn der gänzliche Verfall der Wiſſenſchaften im Abendlande verhindert, und ihrem ſchon erlöſchenden Lichte neue Nahrung verſchafft wurde; daß er die Bildung der Völker für eben ſo bedeutend als ihre Vereinigung und Unterjochung hielt. Noch höher iſt dieſer Sinn für das Geiſtige bei einem Fürſten anzuſchlagen, der unter Waffenübung und Jagd hinangewachſen, aus dem Strudel der Kriege ſein ganzes Leben lang nicht herauskam, und in einer Zeit, wo nicht der Reiz ſchöner Muſter geiſtige Beſchäftigung zum Genuß machte, ſondern Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, ohne Anmuth in ſchwerfälligen Formen einherſchreitend, eher zurückſchreckte, als einlud.“ Sein Ruhm erfüllte auch den Orient. Er empfing Geſandten vom Patriarchen zu Jeruſalem, von den Kaiſern Nicephorus und Michael, und zweimal ließ ihn der berühmte Harun Al-Raſchid durch Geſandtſchaften begrüßen, die er ſämmtlich mit einer Pracht empfing, die man ſelbſt im Oriente nicht geſehen hatte. Er verſammelte Concilien, Parlamente, machte die Capitularien und caroliniſchen Bücher bekannt, ſchrieb viele Briefe, von denen mehrere noch vorhanden ſind, auch eine Grammatik, ſo wie verſchiedene lateiniſche Gedichte. Sein Reich begriff ganz Frankreich, den größten Theil von Catalonien, Navarra und Arragonien; dann die Niederlande, Deutſchland bis an die Elbe und Eyder, Ober- und Mittelitalien, Iſtrien und einen Theil Slavoniens. In ſeinem Privatleben war Carl ſehr liebenswürdig, ein gütiger Vater, zärtlicher Gatte und großmüthiger Freund. Sein inneres Hausweſen war ein Muſter von Sparſamkeit, ſeine Perſon ein ſeltenes Beiſpiel von Einfachheit und Größe. Am meiſten haßte er Kleiderpracht bei Männern, doch zeigte er ſich bei feierlichen Gelegenheiten in aller Pracht der Majeſtät. Seine Tafel war höchſt frugal. Seine einzige Ausſchweifung beging er in der Liebe zum andern Geſchlechte, die bisweilen ſeine Geſundheit in Gefahr brachte. Von Geſtalt war er groß und ſtark; ſeine Länge betrug, nach Eginhard, ſieben ſeiner Füße. Sein Scheitel war rund, ſein Auge groß und lebhaft, die Naſe hatte mehr als gewöhnliche Größe; im Geſicht hatte er einen angenehmen Ausdruck von Heiterkeit. Sein Gang war feſt, die Haltung ſeines Körpers männlich. Er genoß einer ſteten Geſundheit, nur in den vier letzten Jahren vor ſeinem Tode wurde er

Digitized by Google

oft von Fiebern befallen und fing an zu hinken. Im Sommer pflegte er nach dem Mittagsessen zwei Stunden zu ruhen, und dabei sich auszukleiden, allein des Nachts schlief er unruhig. Seine Kleidung war die vaterländische; am Leibe trug er ein leinenes Hemd, darüber einen Rock mit seidener Borde eingefaßt und lange Beinkleider. Als Oberkleid trug er einen Mantel und stets das Schwert, dessen Griff und Wehrgehäng von Gold oder Silber war. Er besaß eine eindringende natürliche Beredsamkeit, und in dem Ausdruck seines Aeußern lag etwas Ehrfurcht erweckendes, verbunden mit Milde und Wohlwollen.

Carl IV., deutscher Kaiser, aus dem Hause Luxemburg, war 1316 geboren. Sein Vater, Johann von Luxemburg, König von Böhmen, ist berühmt in der Geschichte durch seinen ritterlichen Geist, dessen Opfer er in der Schlacht von Crecy wurde. Die Streitigkeiten Kaiser Ludwigs V. mit dem Könige von Böhmen, dem Vater Carls, die Wahl des Letztern an die Stelle des von Clemens VI. excommunicirten Kaisers, der Sieg, den der an Macht und Talenten weit überlegene Ludwig über seinen Nebenbuhler davon trug, und sein plötzlicher Tod mitten unter seinen Erfolgen können hier nur flüchtig erwähnt werden. Nachdem Ludwig am 21. Oct. 1347 umgekommen war, konnte Carl von Luxemburg, der das Königreich Böhmen geerbt, und den 1346 fünf Kurfürsten zum Kaiser erwählt hatten, sich schmeicheln, ohne Hindernisse einen Thron zu besitzen, den ihm das Schicksal zu verleihen schien; aber die Mittel selbst, die ihn auf den Thron gehoben hatten, erweckten ihm Gegner. Die Reichsfürsten sahen in ihm nur ein niedriges Werkzeug, einen Diener des Papstes. Noch waren nicht zehn Jahre verflossen, seit Deutschland auf dem Reichstage zu Rense die kräftigsten Maßregeln gegen die Ansprüche des heiligen Stuhls genommen hatte. Carls IV. Wahl war der erste Eingriff in die berühmte Constitution von 1338, welche dieser Fürst durch seine erste Regierungshandlung unter die Füße trat. Demnach vereinigten sich der Erzbischof von Mainz, den Clemens IV. abgesetzt hatte, die Kurfürsten von Brandenburg und der Pfalz, der Herzog von Sachsen-Lauenburg, der sich eine Wahlstimme anmaßte, zu Lahnstein, erklärten Carls Wahl für null und nichtig, und wählten Eduard III. von England, des letzten Kaisers Schwager; aber dieser Monarch, damals mit Frankreich in Krieg, benutzte das Anerbieten der Kurfürsten nur, um sich der Neutralität des Königs von Böhmen zu versichern, und schlug die ihm angebotene Krone aus. Eben so fruchtlos war die Wahl des Landgrafen von Meißen, Friedrichs des Strengen, worauf Carls Feinde den tugendhaften und heldenmüthigen Grafen Günther von Schwarzburg wählten, dessen Carl, wie einige Schriftsteller, jedoch ohne hinlänglichen Beweis angeben, sich nur durch Gift zu entledigen wußte. Diejenigen, die Günther'n in seinen letzten Augenblicken umgaben, entrissen ihm eine Entsagung, welche Carl ihnen theuer bezahlte, der eben so freigebig war, wenn es der Sättigung seines Ehrgeizes galt, als ungerecht und raubsüchtig, wenn er seiner Habsucht genügen konnte. Carl strebte jetzt mit allen Kräften, seine Feinde zu versöhnen. Er vermählte sich mit der Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, belehnte den Kurfürsten von Brandenburg mit Tyrol, und brachte es dahin, daß er einstimmig zum Kaiser gewählt und zu Aachen gesalbt wurde. Kaum aber war er gekrönt, so bemächtigte er sich der Reichsinsignien und ließ sie gegen sein ausdrückliches Versprechen nach Böhmen bringen. Seinen Schwiegervater,

den Kurfürsten von der Pfalz, bewog er, einen großen Theil der Oberpfalz dem Lehnhofe von Böhmen zu unterwerfen. Dieser Gerichtshof, den er als das passendste Werkzeug zur Unterjochung Deutschlands betrachtete, dehnte seine Gerichtsbarkeit immer weiter aus. 1354 begab sich der Kaiser nach Italien, um sich von dem Papste krönen zu lassen; aber auch diese Gunst erkaufte er durch Bedingungen, die ihn dem Spott und der Verachtung preis gaben. Er verpflichtete sich, ohne Heeresmacht zu erscheinen. Nachdem er zu Mailand zum Könige von Italien geweiht worden, bestätigte er die Visconti im Genuß aller Usurpationen, die er ihnen zu nehmen versprochen hatte. Er vernichtete alle Verfügungen seines Großvaters, Heinrichs VII., gegen Florenz, und durch einen zu Padua geschlossenen Vertrag trat er letztere Stadt, nebst Verona und Vicenza, an Venedig ab. So seine Rechte verhandelnd und vertauschend, kam er nach Rom, ward von einem Abgeordneten des Papstes gekrönt, wagte aber nicht, nur einen einzigen Tag hier zu verweilen. Die Bitten einiger Römer, im Namen des Reichs die Stadt als sein Eigenthum zurückzufodern, lehnte er ab, und entsagte in einem eigenen Vertrag jeder Oberherrschaft über Rom, den Kirchenstaat, Ferrara, Neapel, Sicilien, Sardinien und Korsica, ja er versprach eidlich, nicht ohne des Papstes Erlaubniß wieder nach Italien zu kommen. Von den Guelphen verspottet, verwünscht von den Gibellinen, kehrte Carl nach Deutschland zurück, wo er die berühmte goldene Bulle erließ, die bis auf die neuesten Zeiten ein Grundgesetz des deutschen Reichs war (s. Bulle). Er erwarb sich dadurch einige Ansprüche auf die öffentliche Dankbarkeit; diese Ansprüche wurden aber bald ausgelöscht durch den allgemeinen Unwillen, den die, mit seiner Bewilligung von dem päpstlichen Nuntius gemachten Anträge erregten, zum Vortheile des Papstes eine Abgabe einzuführen, deren Betrag dem zehnten Theil der Einkünfte aller geistlichen Güter gleichkäme. Alle Mitglieder des Reichstags widersetzten sich nachdrücklich; und Carl wurde durch seine Aengstlichkeit, die Reichsfürsten zu besänftigen, so weit fortgerissen, daß er ankündigte, er wolle der Versammlung vorschlagen, sich mit einer Reform der deutschen Geistlichkeit zu beschäftigen. Der Papst, erzürnt über diese Kühnheit des Kaisers, foderte die Kurfürsten auf, ihn abzusetzen. Sogleich kehrte Carl zur gewohnten Unterwürfigkeit zurück, und gab nicht nur alle Verbesserungen auf, sondern bestätigte sogar 1359 alle Freiheiten der Geistlichkeit, alle ihre gegenwärtigen und zukünftigen Besitzungen und machte sie von jeder weltlichen Macht unabhängig. Ein so schwankendes Benehmen zog ihm die Verachtung beider Theile zu. Noch vor dem Schlusse des nämlichen Reichstags, welcher zu Mainz gehalten wurde, bekam er davon den Beweis. Verschiedene Fürsten hatten nach und nach viele ehemalige Reichslehen an sich gerissen; Carl wollte sie wieder mit dem Reiche vereinigen; aber die Unzufriedenheit, welche sich darüber äußerte, vereitelte auch diesen Plan des schwachen Kaisers, welcher sich dadurch entschädigte, daß er dem Könige von Polen die Souveränetätsrechte verkaufte, die über einige seiner Provinzen bisher ausgeübt worden waren. Es ist leicht begreiflich, daß unter einem solchen Kaiser Deutschland in seinem Innern nicht ruhig war. Räuberbanden plünderten es allenthalben; der Kaiser zog gegen sie aus, ohne jedoch etwas zu unternehmen, und überließ endlich den Fürsten und Städten, sich durch Bündnisse unter einander so gut wie möglich zu schützen. Italiens Zustand war nicht minder betrübt. Toscana seufzte unter der Anarchie; die Lombardei

ward von Bürgerkriegen zerfleiſcht; die Viſconti hatten ſich ſogar des Mailändiſchen bemächtigt. Der Kaiſer, treu ſeinem Grundſatze, die Macht allenthalben, wo er ſie fand, gut zu heißen, ernannte dieſe Uſurpatoren zu ſeinen Generalvicarien in der Lombardei. Dadurch kühn gemacht, drohte Barnaba Viſconti, ganz Italien ſeinem Joche zu unterwerfen. Papſt Urban V., durch die Gefahr beunruhigt, lud Carl zu ſich ein, eilte von Avignon nach Rom, ſchloß verſchiedene Bündniſſe, hob Truppen aus, und erwartete den Kaiſer, der wirklich mit einer anſehnlichen Heeresmacht erſchien, ſo daß Italien ſich einen Augenblick für gerettet hielt. Carl benutzte die Stimmung des Papſtes, um ſeine vierte Gemahlin, Eliſabeth von Pommern, zu Rom krönen zu laſſen, und übernahm dagegen die beſtimmteſten Verbindlichkeiten. Dennoch unterhandelte er auf's Neue mit den Viſconti, und verkaufte ihnen eine förmliche Beſtätigung aller ihrer Uſurpationen. Auf ähnliche Weiſe verkaufte er während ſeines Aufenthalts in Italien Staaten und Städte den Meiſtbietenden, oder machte ſie, wenn ſie mehr bezahlten, zu unabhängigen Republiken. Mit großen Schätzen, aber auch verachtet von ſeinen Feinden und verwünſcht von ſeinen Bundesgenoſſen, kehrte er nach Deutſchland zurück. Nachdem Gregor XI. ihn ermächtiget hatte, ſeinen Sohn Wenzel zum römiſchen König wählen zu laſſen, erkaufte er mit jenen Reichthümern die Stimmen der Kurfürſten, die über das Benehmen des Papſtes erzürnt ſein mußten, theilte ihnen überdies Beſitzungen am Rhein und mehrere Reichsſtädte zu, und erlangte dadurch ſeinen Zweck. Um ihre Rechte gegen die Willkür des Kaiſers aufrecht zu erhalten, ſchloſſen die Reichsſtädte in Schwaben den ſogenannten ſchwäbiſchen Bund, dem ſich Carl umſonſt widerſetzte. Dem Papſte bewies er ſeine Dankbarkeit dadurch, daß er der Geiſtlichkeit noch größere Rechte einräumte. Das Reich war ſeinem Untergange nahe, als Carl 1378 zu Prag ſtarb. Er hinterließ ſeinem älteſten Sohne Wenzel Böhmen und Schleſien, dem zweiten, Sigismund, das Kurfürſtenthum Brandenburg, und dem dritten die Lauſitz. Seine Regierung iſt für die Wiſſenſchaften durch die Stiftung der Univerſitäten zu Prag und Wien, für die Religionsgeſchichte durch eine ſchreckliche Judenverfolgung, und in der Geſchichte des deutſchen Adels dadurch merkwürdig, daß dieſer Fürſt zuerſt Adelsbriefe ertheilte und verkaufte.

Carl V., deutſcher Kaiſer und König von Spanien, der älteſte Sohn Philipps, Erzherzogs von Oeſterreich, und Johanna's, der Tochter Ferdinands und Iſabellens von Spanien, war zu Gent den 24. Febr. 1500 geboren. Philipps Aeltern waren Kaiſer Maximilian und Maria, die einzige Tochter Carls des Kühnen, letzten Herzogs von Burgund. Carl hatte mithin vermöge ſeiner Geburt Rechte auf die ſchönſten Länder Europa's. Er wurde in den Niederlanden erzogen; man vertraute ihn der Obhut Wilhelms von Croy, Herrn von Chièvres. Carl zog die militäriſchen Uebungen den Studien vor. Chièvres, ohne ihn von ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen abzuziehen, lehrte ihn die Geſchichte, bildete ihn für die Geſchäfte des Staats, und pflanzte ihm jene ernſte Würde ein, die ihm für ſein ganzes Leben eigen war. Nach dem Tode Ferdinands, ſeines Großvaters, 1516, nahm Carl den Titel eines Königs von Spanien an. Die Leitung der Angelegenheiten in dieſem Reiche wurde dem berühmten Ximenes anvertraut, der durch ſein Genie die glorreiche Herrſchaft Carls V. vorbereitete. 1519 ſtarb auch Maximilian, und jetzt wurde Carl zum Kaiſer erwählt. Er verließ Spanien, um von einer Würde Beſitz zu

nehmen, die ihm von Franz I. ſtreitig gemacht worden war, und ließ ſich in Aachen mit außerordentlicher Pracht krönen. Die von ſeinen Geſandten unterzeichnete Wahlcapitulation beſtätigte er ohne Zögern. Die Fortſchritte der Kirchenverbeſſerung in Deutſchland erfoderten die Sorgfalt des neuen Kaiſers, welcher einen Reichstag zu Worms hielt. Luther, der hier mit einem Freibrief Carls erſchien, ſprach für ſeine Sache mit Kraft und Freimüthigkeit. Der Kaiſer ließ von ſeiner Meinung nichts merken, aber nach der Abreiſe Luther's erſchien wider ihn ein ſtrenges Edict im Namen des Kaiſers, dem es ſeinem Vortheile angemeſſen ſchien, ſich als Beſchützer der römiſchen Kirche zu zeigen. Die Anſprüche, welche Franz I. auf das Reich gemacht hatte, und die er noch auf Italien, die Niederlande und Navarra machte, ließen den Krieg als unvermeidlich erſcheinen. Carl V. bereitete ſich darauf durch ein Bündniß mit dem Papſte vor. Die Feindſeligkeiten brachen 1521 aus. Die Franzoſen ſiegreich jenſeit der Pyrenäen, waren unglücklich in den Niederlanden. Ein zu Calais gehaltener Friedenscongreß erhitzte die Gemüther nur mehr, und gab Heinrich VIII. einen Vorwand, ſich für Carl V. zu erklären, deſſen Partei täglich ſtärker ward. Ein ernſthafter Aufruhr in Spanien ward glücklich gedämpft. Die Niederlagen Bonnivet's im Mailändiſchen, und der Uebertritt des Connetable von Bourbon tröſteten Carl V. dafür, daß ſein Einfall in die Provence fehlgeſchlagen war. Bald verlieh das Glück ſeinen Waffen einen noch größern Erfolg. Franz, welcher Pavia belagerte, wurde von den Kaiſerlichen in einer Schlacht bezwungen und gefangen genommen (1525). Bei dieſem außerordentlichen Ereigniſſe heuchelte Carl die Mäßigung eines chriſtlichen Helden. Statt die errungenen Vortheile zu verfolgen, blieb er müßig in Spanien. Aber er dachte ſeinen Zweck auf anderm Wege zu erreichen. Er ſchlug Franz I. ſo harte Bedingungen vor, daß dieſer unglückliche Fürſt ſchwur, er wolle lieber in der Gefangenſchaft ſterben, als ſie eingehen. Inzwiſchen brachte man ihn nach Spanien und behandelte ihn mit ſcheinbarer Ehrbietung. Carl aber beſuchte ihn erſt, als er vernahm, daß ſein Leben in Gefahr ſei. Die Zuſammenkunft war kurz; Carl verſprach dem Könige eine baldige Freilaſſung; aber er gab dies Verſprechen nur, um den Kummer des Gefangenen zu mindern, und nicht vielleicht durch den Tod die Frucht ſeiner Siege zu verlieren. Endlich kam im Jan. 1526 der Vertrag von Madrid zu Stande. Die Macht Carls beunruhigte die meiſten Fürſten Europa's. Papſt Clemens VII. ſtellte ſich an die Spitze eines Bündniſſes der Hauptſtaaten Italiens, aber die übel geleiteten Anſtrengungen führten neue Unfälle herbei. Rom wurde von den Truppen des Connetable mit Sturm genommen, geplündert und der Papſt ſelbſt gefangen. Carl V. mißbilligte öffentlich das Unternehmen des Connetable, nahm mit ſeinem Hofe Trauerkleider und trieb die Heuchelei ſo weit, Gebete für die Befreiung des Papſtes anzuordnen. Als er dem heiligen Vater die Freiheit wiedergab, foderte er ein Löſegeld von 400,000 Goldthalern, begnügte ſich aber mit einem Viertel. Auch gab er gegen 2 Millionen die franzöſiſchen Prinzen frei, die er zum Unterpfand erhalten hatte. Heinrich VIII., der durch ſeinen Geſandten mehrmals um Franz I. Freilaſſung angehalten hatte, verband ſich mit dem franzöſiſchen Monarchen, um Carl V. den Krieg zu erklären. Dieſer beſchuldigte Franz I., ſein als Edelmann gegebenes Wort gebrochen zu haben. Der Streit führte zu einer Ausfoderung zum Zweikampfe, die jedoch keine Wirkung hatte. Der Krieg, welcher

erfolgte, endigte 1529 durch den Frieden von Cambrai zum Vortheil des Kaisers. Bald darauf verließ Carl Spanien, und ließ sich zu Bologna zum König der Lombardei und römischen Kaiser krönen. Bei dieser Feierlichkeit küßte der stolze Carl demselben Papste, den er gefangen gehalten, die Füße. 1530 schien er auf dem Reichstage zu Augsburg die verschiedenen Parteien aussöhnen zu wollen; da er aber nicht damit zu Stande kam, erließ er ein Decret gegen die Protestanten, welchem diese durch den schmalkaldischen Bund begegneten. Hier auch publicirte er 1532 die Halsgerichtsordnung (s. d. Art.). Ungeachtet seiner Unternehmungen zu Gunsten der katholischen Religion, zeigte Carl sich jedesmal, wo sein Vortheil Duldung zuließ, gemäßigt gegen die Protestanten. Auch zögerten die protestantischen Fürsten nicht, ihre Contingente zu stellen, als er ein Heer gegen die Türken versammelte. Nachdem er Soliman zum Rückzug genöthigt hatte, unternahm er 1535 einen Zug gegen Tunis, setzte den Dey daselbst wieder ein und befreite zwanzigtausend Christensclaven. Dieser Erfolg gab seinem Charakter eine ritterliche Wendung, die ihn der Christenheit werth machte und den Planen seiner Politik nützen konnte. Er zeigte diesen Rittergeist noch mehr in einer Rede, die er zu Rom vor dem Papste und den Kardinälen hielt, als sich in Italien die Feindseligkeiten gegen Frankreich erneuerten. Er schlug darin einen Zweikampf vor, in welchem einer Seits das Herzogthum Burgund, anderer Seits das Herzogthum Mailand der Preis sein sollte; aber am folgenden Tage erklärte er sich gegen den französischen Gesandten auf eine Weise, welche vermuthen ließ, daß seine Ausfoderung nur eine Redefigur gewesen sei. Seine Unternehmungen sowohl in der Provence als in der Picardie waren indeß wenig glücklich; man schloß 1537 einen Waffenstillstand und verlängerte ihn 1538 auf zehn Jahre. Beide Monarchen hatten eine persönliche Zusammenkunft, worin sie viel von gegenseitiger Achtung und Zuneigung sprachen. Bald darauf reisete Carl, der in Spanien war, wo er die alte Constitution der Cortes vernichtet hatte, über Frankreich nach den Niederlanden. Er brachte fünf Tage bei Franz I. in Paris zu; beide Fürsten erschienen an allen öffentlichen Orten zusammen, wie zwei Brüder. Es fehlte nicht an Hofleuten, welche dem Könige von Frankreich riethen, seinen Gast nicht abreisen zu lassen, bevor derselbe nicht den madrider Vertrag widerrufen habe; allein Franz dachte zu edel, um darauf zu achten, und begnügte sich mit Versprechungen, die Carl schnell genug vergaß. Dieser beschloß, nachdem er die Unruhen in den Niederlanden gestillt hatte, seinen Ruhm durch die Eroberung von Algier zu krönen. (1541). Er ging gegen Doria's Rath in der stürmischsten Jahreszeit in See, und verlor ohne Nutzen einen Theil seiner Flotte und seines Heers. Nach seiner Rückkehr von dieser gefahrvollen Unternehmung verwickelte ihn die Weigerung, den König von Frankreich mit dem mailändischen Gebiete zu belehnen, in einen neuen Krieg, in welchem der König von England auf seine Seite trat. Carls Heer wurde bei Cerisoles geschlagen, aber auf der andern Seite drang er bis in das Herz der Champagne vor. Die in Deutschland wegen der Reformation ausgebrochenen Unruhen bestimmten den Kaiser, im J. 1545 den Frieden von Crespy zu unterzeichnen. Carl V. suchte die Gemüther zu versöhnen, und wandte bei den Protestanten wechselsweise Drohungen und Versprechungen an. Nach einigen Verhandlungen, bei denen man sich gegenseitig nur zu betrügen suchte, erhoben die protestantischen Fürsten die Fahne des Krieges. Der Kaiser, der einen Reichs-

tag zu Regensburg hielt, erklärte das Oberhaupt derſelben in die Reichsacht, entzweite die Verbündeten, verſammelte in der Eil ein Heer und trug mehrere Vortheile über ſeine Feinde davon. Der Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, ward in der Schlacht von Mühlberg (1547) gefangen. Carl empfing ihn mit Härte, und übergab ihn einem, aus Italienern und Spaniern beſtehenden Kriegsgerichte unter Alba's Vorſitz, welche ihn zum Tode verurtheilte. Nur durch Annahme der demüthigſten Bedingungen rettete der Kurfürſt ſein Leben, blieb aber Gefangener. Indeß ſtellte ſich der Kaiſer einigermaßen gemäßigt gegen die beſiegte Partei. Als er nach Wittenberg kam, wunderte er ſich, daß man die Ausübung des lutheriſchen Gottesdienſtes eingeſtellt habe. Er beſuchte das Grab Luther's, und ſprach: „Ich bekriege nicht die Todten, er ruhe in Frieden, er iſt ſchon vor ſeinem Richter.“ Der Landgraf von Heſſen-Caſſel, eins von den Häuptern der Proteſtanten, war genöthigt, die Waffen niederzulegen und um Gnade zu bitten; Carl beraubte ihn, trotz der geſhanen Verſprechungen, ſeiner Freiheit. Nach Vernichtung des ſchmalkaldiſchen Bundes beſchäftigte ſich der Kaiſer auf's Neue mit dem Plane, die Religionsparteien wieder zu vereinigen, und erließ zu dem Ende das ſogenannte Interim (ſ. d.), das aber eben ſo fruchtlos war, als die von ihm auf dem Reichstage zu Augsburg vorgeſchlagenen Maßregeln. Auch gelang es ihm nicht, die kaiſerliche Krone ſeinem Sohne zu ſichern. Die Zwietracht bewegte ſtets die Gemüther, und als Carl Herr zu ſein glaubte, brach ein neuer Krieg gegen ihn aus. Moritz von Sachſen, den er mit der Kurwürde belehnt hatte, bildete ein Bündniß, dem Heinrich II., Franzens Nachfolger, beitrat. Die Vorbereitungen wurden in der größten Stille gemacht. Carl war zu Inſpruck, wo er die Berathſchlagungen der Kirchenverſammlung zu Trident leitete, und große Plane gegen Frankreich und die Türkei im Sinne führte. Er erwartete Moritz als Bundesgenoſſen, als dieſer die Maske abwarf, plötzlich an der Spitze eines Heers erſchien und (1552) in Tyrol einrückte, während Heinrich II. in Lothringen einfiel. Carl wäre faſt in Inſpruck in einer ſtürmiſchen Nacht überfallen worden. Gequält von Gichtſchmerzen, entfloh er allein in einer Sänfte auf ungebahnten Wegen. Moritz gab das kaiſerliche Schloß der Plünderung Preis, das tridentiniſche Concilium löſete ſich auf, und die Proteſtanten dictirten die Bedingungen des paſſauer Vertrags (1552). Carl war in Lothringen nicht glücklicher; er konnte Metz, das der Herzog von Guiſe vertheidigte, nicht wiedernehmen. In Italien verlor er Siena durch einen Aufſtand. Er ging nach Brüſſel; bedrängt von ſeinen Feinden, und mit der Gicht kämpfend, ward er finſter und ſchwermüthig, und entzog ſich dergeſtalt Aller Blicken mehrere Monate lang, ſo daß ſich in Europa das Gerücht von ſeinem Tode verbreitete. Seine letzten Anſtrengungen waren noch gegen Frankreich gerichtet, das ſtets ſeine Angriffe zurückſchlug. Der Reichstag zu Augsburg 1555 beſtätigte den paſſauer Vertrag, und gab den Proteſtanten gleiche Rechte mit den Katholiken. Carl ſah alle ſeine Plane fehlgeſchlagen und die Zahl ſeiner Feinde ſich mehren. Er beſchloß, ſeine Erbſtaaten auf ſeinen Sohn Philipp zu übertragen. Nachdem er die niederländiſchen Stände zu Löwen 1555 verſammelt hatte, legte er denſelben die Gründe ſeines Entſchluſſes dar, ſagte, daß er ſich aufgeopfert habe für das Beſte der Religion und ſeiner Unterthanen, daß ihm aber zu fernerer Thätigkeit die Kräfte mangelten und er den Reſt ſeiner Tage Gott widmen wolle. Dann wandte er ſich gegen

Philipp, der ſich auf die Knie geworfen hatte und die Hand ſeines Vaters küßte, erinnerte ihn an ſeine Pflichten, und beſchwor ihn, unabläſſig für das Wohl der Völker zu arbeiten. Darauf gab er ihm ſeinen Segen, drückte ihn an ſeine Brnſt, und ſank erſchöpft auf ſeinen Seſſel zurück. Damals übertrug Carl auf Philipp nur die Souveränetät der Niederlande; am 15. Jan. 1556 übergab er ihm auf gleiche Weiſe die ſpaniſche Krone, und behielt ſich nichts als ein Jahrgeld von 100,000 Ducaten vor. Da er beſchloſſen hatte, ſeine übrige Lebenszeit in Spanien zuzubringen, wartete er nur auf günſtige Winde, dahin abzureiſen. Die Zeit, die er noch in den Niederlanden blieb, wandte er an, ſeinen Sohn und Frankreich zu verſöhnen und bewirkte die Abſchließung eines Waffenſtillſtandes. Nachdem er bei Ferdinand einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, die Kaiſerkrone auf ſeines Sohnes Haupt zu bringen, ſchickte er eine feierliche Geſandtſchaft nach Deutſchland, um den Kurfürſten ſeine Abſagung anzukündigen; darauf ſchiffte er ſich nach Seeland ein und landete an den Küſten von Biscaja. Man ſagt, er habe beim Ausſteigen ſich auf die Erde geworfen, ſie geküßt und dabei ausgerufen: „Nackt bin ich aus dem Schooße meiner Mutter gekommen, und nackt kehre ich zu dir, allgemeine Mutter der Menſchen, zurück!“ Er hatte zu ſeinem Aufenthalte das Kloſter St. Juſt bei Placencia in Eſtremadura gewählt, und hier vertauſchte er die Hoheit, Herrſchaft und Pracht mit der Stille und Einſamkeit des Kloſterlebens. Seine Vergnügungen beſchränkten ſich auf kleine Spazierritte, auf die Beſtellung eines Gartens und auf mechaniſche Arbeiten. Er verfertigte hölzerne Uhren, und als er wahrnahm, daß es unmöglich ſei, zwei Uhren von ganz übereinſtimmendem Gange zu machen, ſoll er ſich dabei ſeines Beſtrebens, eine Menge Menſchen zu einerlei Geſinnung zu bringen, als einer Thorheit erinnert haben. Er wohnte zweimal täglich dem Gottesdienſte bei, las Erbauungsbücher, und verſank nach und nach in eine ſolche Schwermuth, daß ſeine Geiſteskräfte dadurch zu leiden ſchienen. Er entſagte den unſchuldigſten Vergnügungen, und übte die Vorſchriften des Mönchslebens in ihrer ganzen Strenge aus. Um eine außerordentliche Handlung der Frömmigkeit auszuüben, beſchloß er endlich, ſeine eigene Todtenfeier zu begehen. In ein Sterbekleid gehüllt und von ſeiner Dienerſchaft umgeben, legte er ſich in einen Sarg, der in der Mitte der Kirche ſtand. Man hielt das Todtenamt und der Monarch miſchte ſeine Stimme mit dem Geſange der Geiſtlichen, die für ihn beteten. Nach der letzten Beſprengung entfernten ſich Alle und die Thüren wurden geſchloſſen. Er blieb noch einige Zeit in dem Sarg; dann erhob er ſich, warf ſich vor dem Altare nieder, und kehrte in ſeine Zelle zurück, wo er die Nacht im tiefem Nachdenken zubrachte. Dieſe Ceremonie beſchleunigte das Ende ſeiner Tage; ein Fieber befiel ihn, an welchem er am 21. Sept. 1558, in einem Alter von 59 Jahren ſtarb. Carl war von edlem Betragen, feinen Sitten; er ſprach wenig und lächelte ſelten. Von ausdauernder Feſtigkeit, langſam im Beſchließen, ſchnell im Ausführen, eben ſo reich an Hülfsmitteln als ſcharfſinnig in ihrer Wahl, begabt mit einem kalten Urtheil, ſtets Herr ſeiner ſelbſt, folgte er ganz ſeinem Ehrgeize und ſiegte leicht über Hinderniſſe. Die Verhältniſſe entwickelten ſein Genie und machten ihn zu einem großen Mann. Obgleich ſeine Falſchheit bekannt war, hinterging er doch unter dem Scheine der Großmuth und Aufrichtigkeit ſelbſt diejenigen, die ſeine Ränke ſchon erfahren hatten. Er kannte die Menſchen und wußte ſie zu

Digitized by Google

ſeinen Zwecken zu gebrauchen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er eine Zeit lang darnach geſtrebt, eine Univerſalmonarchie zu errichten. Im Unglücke erſcheint er größer, als im Glücke. Sein Betragen gegen Franz I., den Kurfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen-Caſſel befleckt ſein Andenken. Obgleich er die Künſte und Wiſſenſchaften wenig kannte, beſchützte und begünſtigte er doch Künſtler und Gelehrte, um von ihnen verherrlicht zu werden. Mit ſeiner Gemahlin, Eleonora, der Tochter des Königs Emanuel von Portugal, hatte er einen Sohn, den nachmaligen Philipp II., und zwei Töchter. Außerdem hatte er mehrere natürliche Kinder. Von den Geſchichtſchreibern Carls V. begnügen wir uns, Robertſon anzuführen.

Carl VI., der zweite Sohn Leopold I., war am 1. Oct. 1685 geboren. Bei der langjährigen Geiſtes- und Körperſchwäche des kinderloſen Königs Carls II. von Spanien, hatten franzöſiſche Ränke es dahin gebracht, daß Carl mit Uebergehung des Hauſes Oeſterreich, deſſen Näherrecht auf den ſpaniſchen Thron keinem Zweifel unterworfen war, den Herzog Philipp von Anjou, zweiten Enkel Ludwigs XIV. durch ein förmliches Teſtament zum alleinigen Erben der ſpaniſchen Monarchie einſetzte, und nach dem, 1. Nov. 1700 erfolgten Tode Carls, hatte auch Philipp ohne Widerſtand von dem erledigten Reiche Beſitz genommen. Aber Oeſterreich war nicht geneigt, ſeine Anſprüche aufzugeben, und auch England und Holland war es nicht gleichgültig, Frankreich und Spanien auf dieſe Art vereiniget zu ſehen. Um auch ihrer Seits keinen gleichen Anlaß zur Eiferſucht zu geben, traten nun ſowohl der Kaiſer Leopold als der römiſche König Joſeph ihr Erbrecht auf Spanien ihrem jüngern Sohn und Bruder, dem Erzherzog Carl ab, und ſchloſſen nun mit den beiden Seemächten ein Bündniß gegen Frankreich, dem bald auch das deutſche Reich, Portugal und Savoyen beitraten. Nachdem nun Carl 1703 zu Wien als König von Spanien ausgerufen worden, begab er ſich über Holland nach England, und ging von dort im Jan. 1704 mit einem anſehnlichen Truppencorps nach Spanien ab, das faſt ganz von den Franzoſen beſetzt war. Der Sturm warf ſeine Flotte an die engliſchen Küſten zurück, und erſt nach mehrerern vergeblichen Verſuchen landete er in Katalonien mit 12,000 Mann. Obgleich er anfangs von Seiten der Einwohner nicht die erwartete Unterſtützung fand, gelang es ihm doch, ſich Barcelona's zu bemächtigen. Bald aber wurde er hier von ſeinem Mitbewerber Philipp V. perſönlich belagert. Schon hatten die Franzoſen Mont-Joui weggenommen, die Breſche war gangbar, man rüſtete ſich zu einem Sturm, und Carl ſchien der Gefangenſchaft nicht entgehen zu können. Dennoch that er an der Spitze der Garniſon von kaum 2000 Mann den hartnäckigſten Widerſtand, bis die längſt erwartete engliſche Flotte erſchien, die zwölf franzöſiſche Schiffe, welche den Hafen blockirten, in die Flucht jagte, und ein Truppencorps landete, das die Franzoſen zur ſchleunigen Aufhebung der Belagerung nöthigte. Dieſer Begebenheit folgten abwechſelnd Unfälle und glückliche Ereigniſſe. Zwei Mal drang Carl bis Madrid vor, und zwei Mal ward er daraus wieder vertrieben. Das erſte Mal (1706) ließ er ſich in der Hauptſtadt als König unter dem Namen Carl III. ausrufen. Er war genöthigt geweſen, ſich zum zweiten Mal in die Mauern von Barcelona zu flüchten, als er den Tod ſeines Bruders, Joſeph I., erfuhr. Dem Teſtament Leopolds zufolge ſetzte dieſes Ereigniß die doppelte Krone Carls V. auf ſein Haupt; es fügte zu ſeinen ungewiſſen Rechten auf Spanien den viel ſicherern Beſitz der

österreichischen Erbstaaten, aber es mußte zugleich die Gesinnungen der Verbündeten ändern, welche nicht so viel Macht in denselben Händen vereinigt sehen wollten. Carl begab sich eiligst über Italien nach Deutschland, und erfuhr bei seiner Ankunft, daß er auf Eugens Antrieb auch zum Kaiser erwählt worden sei. Er ward im Dec. 1711 zu Frankfurt gekrönt, und erhielt im folgenden Jahre zu Preßburg die ungarische Krone. Dabei behielt er noch den leeren Titel eines Königs von Spanien. Den Krieg, welcher der spanische Erbfolgekrieg genannt wird, und den sein Bruder mit so vielem Glück in den Niederlanden geführt hatte, setzte er unter der Anführung Eugens fort; aber als Marlborough's Ungnade und der Rückzug des englischen Heers die Niederlage von Denain herbeigeführt hatten, schlossen die Verbündeten 1713 zu Utrecht Frieden mit Frankreich, ohne daß der Kaiser sie daran hindern konnte. Er selbst war genöthigt, im folgenden Jahre den Vertrag von Rastadt zu unterzeichnen, durch welchen ihm der Besitz von Mailand, Mantua, Sardinien und den Niederlanden gesichert wurde. Carls Unterthanen gelangten indeß durch diesen Frieden nicht zur Ruhe. Im Juni 1715 hatten die Türken den Venetianern den Krieg erklärt. Der Kaiser übernahm die Vertheidigung dieser Republik. Seine tapfern Heere, geführt von Eugen, erfochten entscheidende Siege bei Peterwardein und Belgrad; da aber die Spanier Italien bedrohten, schloß Carl 1718 den Frieden von Passarowicz ab, in welchem er das nördliche Servien und Temeswar erwarb. Die Plane des Cardinals Alberoni, der das madrider Cabinet leitete, verwickelte Oesterreich in einen neuen Krieg. Den ehrgeizigen Planen Alberoni's zu begegnen, wurde 1718 zu London eine Quadrupelallianz geschlossen; indeß endigte der Krieg schon 1720 mit der Entsetzung dieses Ministers. Um bei dem Mangel männlicher Erben die Nachfolge in seinen Staaten seiner Tochter Maria Theresia zu sichern, bemühte er sich, bei den verschiedenen Mächten die Annahme der pragmatischen Sanction zu bewirken, welche diesen Gegenstand festsetzte. Er war so glücklich, nach und nach alle europäischen Mächte für diese Absicht zu gewinnen. Eine kurze Periode des Friedens benutzte der Kaiser, um verschiedene, für den Handel nützliche Anstalten zu gründen, unter andern eine levantische Handelsgesellschaft. Er besuchte in Person die Küsten Istriens, und ließ daselbst Landstraßen und Häfen anlegen und Schiffe erbauen. Seine Plane für den indischen Handel in den Niederlanden hatten nicht denselben Erfolg, und er war genöthigt, sie den Ansprüchen der Seemächte aufzuopfern. Die Regierung dieses, an sich so friedliebenden Fürstens sollte mit fast beständigen Unruhen bezeichnet werden. Die polnische Thronfolge beunruhigte Europa nach dem Tode Augusts II., 1733. Carl unterstützte mit Rußland den Sohn dieses Fürsten; aber Frankreich und Spanien erklärten sich für Stanislaus Lesczinski. Darüber entstand ein blutiger Krieg, welcher 1735 mit dem Verluste Siciliens, Mailands und verschiedener Plätze am Rhein endigte. Kaum hatte Carl diesen unglücklichen Krieg beendigt, als seine Verbindung mit Rußland ihn nöthigte, wieder die Türken anzugreifen. 1737 rückten seine Truppen unter dem Feldmarschall von Seckendorf ohne Kriegserklärung in Serbien ein, und besetzten Nizza. Aber dieser Triumph war von kurzer Dauer. Die Türken erneuerten ihre Angriffe stets mit überlegener Macht, und zwangen den Kaiser nach drei unglücklichen Feldzügen, ihnen im Frieden von 1739 die Wallachei, den österreichischen Theil von Servien abzutreten. Carl überlebte diese Unfälle nicht lange. Er starb am 20. Oct.

1740 in dem Augenblicke, wo er mit Wiederherſtellung ſeiner zerrütteten Finanzen beſchäftigt war, und die letzte Hand an die pragmatiſche Sanction legen wollte, indem er den Großherzog von Toscana, ſeinen Schwiegerſohn, zum römiſchen König erwählen ließ

Carl VII. (eigentlich Carl Albrecht), geboren zu Brüſſel im J. 1697, war der Sohn Maximilian Emanuels, Kurfürſten von Baiern, damaligen Statthalters der ſpaniſchen Niederlande. In ſeiner Jugend befand er ſich am kaiſerlichen Hofe und befehligte im Kriege gegen die Türken das, von ſeinem Vater geſandte Hülfsheer. 1722 vermählte er ſich mit der Tochter Joſephs I., nachdem er zuvor allen Rechten entſagt hatte, welche dieſe Ehe ihm auf die Thronfolge in die öſterreichiſchen Erblande geben könnte. 1726 folgte er ſeinem Vater als Kurfürſt von Baiern. Er war einer von den Fürſten, welche gegen die 1732 vom Reichstage zu Regensburg gewährleiſtete pragmatiſche Sanction ſich verwahrten, und ſchloß dem zufolge ein Schutzbündniß mit Sachſen. Nach dem Tode Carls VI., 1740, weigerte er ſich, Maria Thereſia als Erbin anzuerkennen, indem er ſeine Anſprüche auf die Thronfolge auf ein Teſtament Ferdinands I. gründete. Ihn unterſtützte der König von Frankreich mit einem bedeutenden Truppencorps. 1741 ward er zu Linz als Erzherzog von Oeſterreich anerkannt. Die Hinderniſſe, die ihm der Kardinal Fleury in den Weg legte, indem derſelbe die öſtreichiſche Monarchie nicht zerſtückeln laſſen wollte, ſo wie der Mangel an Geſchütz u. Kriegsvorräthen, hielten ihn von Wien zurück. Dagegen nahm er Prag, und ließ ſich daſelbſt als König von Böhmen krönen und ausrufen. 1742 ward er einſtimmig zum römiſchen König erwählt; er hielt einen feierlichen Einzug in Frankfurt, und ward von ſeinem Bruder, dem Kurfürſten von Cölln, gekrönt. Bald aber verließ ihn das Glück. Die Heere Maria Thereſiens eroberten ganz Ober-Oeſterreich wieder, und überſchwemmten Baiern; Böhmen mußte geräumt werden. Carl floh nach Frankfurt, und berief einen Reichstag, als ein Seitenangriff des Königs von Preußen ihm verſtattete 1744 nach München zurückzukehren, wo er ſchon im Jan. 1745 ſtarb, erſchöpft durch Kummer und Krankheit. Ihm folgte im Kurfürſtenthum ſein Sohn, Maximilian Joſeph, in der Kaiſerwürde Franz I., Maria Thereſiens Gemahl.

Carl der Kühne. Dieſer Fürſt, Herzog von Burgund, Sohn Philipp des Guten und der Iſabelle von Portugal, wurde geboren zu Dijon den 10. Nov. 1435, und führte Anfangs den Namen eines Grafen von Charolais, unter dem er ſich in den Schlachten von Rüpelmonde 1452 und von Morbeque 1453 auszeichnete. Er war von heftiger, ſtürmiſcher Gemüthsart, und es regte ſich früh in ihm jener unglückliche Ehrgeiz, der die Quelle ſeiner Verirrungen und ſeines Unglücks wurde. Sein Widerwille gegen die Großen des Hauſes de Croi, die Günſtlinge ſeines Vaters, war unüberwindlich, und da er ſie nicht verdrängen konnte, entfernte er ſich vom Hofe und begab ſich nach Holland. Er verſöhnte ſich jedoch wieder mit ſeinem Vater, und flößte ihm ſeinen Haß gegen Ludwig XI. ein. Ja er ſtellte ſich an die Spitze einer, gegen dieſen Monarchen ſich bildenden Partei. Nachdem er Flandern und Artois durchzogen hatte, ging er an der Spitze von 26,000 Mann über die Somme, und ſtand vor Paris. Der König ſandte den Biſchof der Stadt, Alain Chartier, an ihn ab, um ihm das Unrecht des Krieges gegen ſeinen Monarchen vorzuſtellen. Allein der Erbe von Burgund antwortete: „Saget eurem Herrn,

daß man gegen einen Fürſten, der ſich des Schwertes und des Giftes zu bedienen pflegt, immer hinreichende Gründe hat, und daß man, wenn man gegen ihn in Kampf zieht, gewiß ſein darf, unterwegs einen zahlreichen Anhang zu finden. Uebrigens habe ich die Waffen nur auf dringendes Bitten des Volks, des Adels und der Fürſten ergriffen, dieſe ſind meine Mitſchuldigen!" — Ludwig traf mit ihm bei Montlheri zuſammen; Carl durchbrach einen Flügel des königlichen Heeres, und ließ ſich bei der Verfolgung der Fliehenden zu weit fortreißen. Von funfzehn Gendarmen umgeben, welche bereits ſeinen Stallmeiſter getödtet hatten, wurde er verwundet, und gerieth in Gefahr, gefangen zu werden; allein er wollte ſich nicht ergeben, that Wunder der Tapferkeit, und gab dadurch ſeinen Soldaten Zeit, ihn zu befreien. Von nun an faßte Carl von ſeinen Talenten für den Krieg eine ſo hohe Meinung, daß ihn das größte Unglück nicht davon zurückbringen konnte. Er folgte ſeinem Vater 1467 und bekam ſogleich Krieg mit den Lüttichern, die er beſiegte und mit der äußerſten Strenge behandelte. Vor dieſem Unternehmen hatte er den Gentern die Freiheiten zurückgeben müſſen, welche ihnen von Philipp dem Guten entriſſen worden waren. Jetzt nahm er ihnen das ihm Abgezwungene wieder, ließ die Häupter des Aufſtandes hinrichten, und legte der Stadt eine anſehnliche Geldbuße auf. 1468 vermählte er ſich mit Margarethe von York, der Schweſter des Königs von England, und beſchloß ſogleich den Bürgerkrieg in Frankreich zu erneuern; allein Ludwig entwaffnete ihn dadurch, daß er ihm 120,000 goldene Thaler gab. Den 3. Oct. d. J. hatten der Monarch und der Herzog eine Zuſammenkunft zu Peronne, um ihre Angelegenheit ganz auszugleichen. Hier erfuhr der Herzog, daß die Lütticher, von dem Könige aufgereizt, von Neuem ſich empört und ſich Tongres bemächtigt hatten. Carl wurde wüthend. Umſonſt betheuerte Ludwig eidlich ſeine Unſchuld, er wurde verhaftet und ſtreng bewacht. Nachdem der Herzog lange zwiſchen den heftigſten Maßregeln geſchwankt hatte, nöthigte er endlich Ludwig, einen Vertrag zu unterſchreiben, deſſen erniedrigendſte Bedingung die war, daß er mit Carl gegen dieſelben Lütticher ziehen mußte, die er gegen dieſen aufgeregt hatte. Carl kam vor Lüttich in Begleitung des Königs an; die Stadt wurde mit Sturm genommen, und der Wuth der Soldaten preis gegeben. Solches Glück verhärtete das Gemüth des Herzogs gänzlich, und bildete die letzten Züge jenes unbeugſamen, blutdürſtigen Charakters aus, der ihn zur Geißel ſeiner Nachbaren machte, und ſeinen eigenen Untergang vorbereitete. Eduard IV. ſandte ihm 1470 den Orden des Hoſenbandes. Kurz darauf empfing er Eduard ſelbſt in Flandern, wo dieſer eine Zuflucht bei ihm ſuchte. Carl gab ihm Geld und Schiffe, um wieder nach England zurück zu gehen. Gegen Ende des nämlichen Jahres begann der Krieg zwiſchen dem König von Frankreich und dem Herzog von Burgund, und nie verdiente Carl mehr den Namen des Kühnen oder Verwegenen, als in dieſem Kriege. Gezwungen, um einen Waffenſtillſtand zu bitten, ergreift er doch bald die Waffen von Neuem, beſchuldigt den König öffentlich der Zauberei und Vergiftung, geht an der Spitze von 24,000 Mann über die Somme, nimt die Stadt Nesle mit Sturm, ſteckt ſie in Brand und ſagt, indem er ſie brennen ſieht, mit barbariſcher Ruhe: „ſolche Früchte trägt der Kriegsbaum!" Ein Feind der Ruhe, unempfindlich gegen Vergnügen, nur Zerſtörung und Blutvergießen liebend, die Völker zertretend, um die Großen zu bereichern, und trotz ſeines Stolzes Meiſter in der

Kunst sich Verbündete zu schaffen, sah Carl, der sich Ludwig XI. an Macht gleich hielt, nur mit Verdruß sich an Würde und Rang unter ihm. Er faßte nun den Plan, seine Herrschaft am Rheine zu erweitern, und seine Staaten zu einem Königreiche, unter dem Namen des Gallisch-Belgischen zu machen. Er besuchte den Kaiser Friedrich III. zu Trier, um den Titel eines Königs und Generalvicars des Reichs zu erhalten, den ihm dieser versprochen hatte, unter der Bedingung, daß er seine Tochter Maria dem Erzherzog zur Gemahlin geben sollte; allein da sich keiner von beiden zuerst verbindlich machen wollte, trennten sie sich in Unzufriedenheit, und die Unterhandlung wurde abgebrochen. Unterdessen verwickelte Ludwig Carln in neue Verlegenheiten, indem er Oesterreich und die Schweizer gegen ihn aufregte. Nun faßte Carl den Entschluß, ihn zu entthronen, und verband sich deshalb mit dem Könige von England; allein genöthigt, dem Bischof von Kölln, seinem Anverwandten, zu Hülfe zu eilen, verlor er zehn Monate vor Neuß, welches er vergeblich belagerte, und eilte dann nach Lothringen, um sich an dem Herzoge René zu rächen, der, von Frankreich aufgeregt, ihm den Krieg erklärt hatte. Nachdem er die Eroberung Lothringens durch die Einnahme von Nancy vollendet hatte, wo er 1475 als Sieger einzog, wandte er seine Waffen gegen die Schweizer, und trotz der Vorstellungen dieser friedlichen Bergbewohner, welche ihm sagten, daß Alles, was er bei ihnen finden könnte, nicht so viel werth sei, als die Sporen seiner Ritter, eroberte er die Stadt Granson, und ließ 800 Mann, die sie beschützten, über die Klinge springen; allein diese Grausamkeit wurde bald durch einen glänzenden Sieg gerächt, den die Schweizer bei derselben Stadt über ihn erfochten (3. März 1476). Der Verlust dieser Schlacht stürzte ihn in eine düstre Schwermuth, welche seinen Geist und seine Gesundheit zerrüttete. Mit einem neuen Heere kehrte er in die Schweiz zurück, und verlor durch dieselben Fehler den 22. Juni die Schlacht bei Murten. Der Herzog von Lothringen, der in dem Heere der Schweizer gefochten hatte, führte die Sieger vor Nancy, welches sich den 6. Oct. ergab. Bei der ersten Nachricht von dieser Belagerung versammelte Carl seine Truppen und begab sich nach Lothringen, um dem Herzoge René die Stadt Nancy, die er schon einmal genommen hatte, zu entreißen. Er trug dem Grafen von Campobasso den ersten Angriff auf, und als er erfuhr, daß dieser Offizier ihn verrathe, betrachtete er diese Nachricht als eine Schlinge. Campobasso ließ die Belagerung in die Länge ziehen, und gab dadurch dem René Zeit, mit 20,000 Mann heranzurücken. Bei Annäherung dieses Heeres ging er mit seinen Truppen zum Feinde über, so daß Carls Heer nur noch aus 4000 Mann bestand. Gegen den Ausspruch seines Rathes wollte Carl dennoch mit ungleichen Kräften den Kampf wagen. Den 5. oder 6. Jan. 1477 (Joh. v. Müller selbst ist über den Tag in Zweifel) trafen beide Heere auf einander; die Flügel des burgundischen wurden durchbrochen und zerstreut, und das Mittel, von dem Herzog in Person befehligt, wurde nun von vorn und auf den Flanken angegriffen. Carl setzte seinen Helm auf, und da er den vergoldeten Löwen, der ihm zur Zierde diente, vor sich zur Erde fallen sallen sah, rief er mit Erstaunen: Ecce magnum signum Dei! Er wurde geschlagen und von den Fliehenden fortgerissen, fiel er mit dem Pferde in einen Graben, wo er durch einen Lanzenstich getödtet wurde. Er starb im 44. Jahre seines Alters, und bezahlte, wie ein Geschichtschreiber sagt, mit seinem Blute den Beinamen des Kühnen, den ihm die Nachwelt

gegeben hat. Sein Leichnam, mit Blut und Koth bedeckt, der Kopf im Eise steckend, wurde erst zwei Tage nach der Schlacht gefunden, und zwar so entstellt, daß ihn einige Zeit selbst seine eigenen Brüder nicht erkannten. Endlich erkannte man ihn an der Länge seines Bartes und seiner Nägel, die er seit der Niederlage bei Murten hatte wachsen lassen, so wie an der Narbe eines Säbelhiebes, den er in der Schlacht bei Montlheri empfangen hatte. Der Tod dieses Fürsten bildet eine merkwürdige Epoche in der Geschichte Frankreichs, denn mit ihm erlosch die Feudalregierung. Carl war indessen nicht ohne einige gute Eigenschaften. In der Regierung seiner Völker spürte man nichts von der Strenge und Härte, womit er sich selbst behandelte, und seine natürliche Gradheit ließ ihn ein aufmerksames Auge auf die Verwaltung der Gerechtigkeit haben. Er wurde auf Befehl des Herzogs von Lothringen zu Nancy beerdigt, und 1550 ließ Carl V., sein Enkelsohn, seine Ueberreste nach Brügge bringen. Aus seiner dreifachen Ehe hinterließ er blos eine Tochter, geboren von Isabelle von Bourbon, seiner zweiten Gemahlin.

Carl VII., König von Frankreich, s. Frankreich und Jeanne d'Arc.

Carl IX., König von Frankreich, war der Sohn Heinrichs II. und Catharinens von Medici, 1550 zu St. Germain en Laye geboren, und bestieg in einem Alter von zehn Jahren, nach seines Bruders, Franz II., Tode, den Thron. Ohne eine Regentschaft einzusetzen, begnügte man sich, durch den jungen Fürsten dem Parlamente schreiben zu lassen, daß er seine Mutter gebeten habe, die Verwaltung der Staatsgeschäfte zu übernehmen; und das Parlament billigte diesen Entschluß, um nicht auf's neue den Streit zwischen den Guisen und den Prinzen vom Geblüt zu wecken. Catharina erlaubte, daß der König von Navarra zum Generalstatthalter des Reichs ernannt wurde; da sie die Schwäche seines Charakters zu wohl kannte, um ihn zu fürchten. Sie nahm sich vor, Alles zu verwirren, um Alles zu vernichten. Die Guisen sahen bald ein, daß sie den politischen Verbindungen der Calvinisten ein katholisches Bündniß entgegen setzen mußten. In der zu Orleans gehaltenen Ständeversammlung versuchten gegenseitig die Parteien ihre Kräfte. Der Connetable von Montmorenci, der Herzog von Guise und der Marschall St. André schlossen ein Bündniß, das die Hugenotten mit dem Namen des Triumvirats belegten. Da die Gemüther sich immer mehr erhitzten, glaubte Catharina im Monat Mai die Versammlung vertagen zu müssen. Dagegen berief man das Parlament. Um die Religionsstreitigkeiten zu endigen, ohne die Religion zu nennen (weil Entscheidungen darüber eigentlich vor eine Kirchenversammlung gehörten), wählte man den Ausweg, daß man alle aufrührerische Versammlungen verbot, und die Vollziehung der früher gegen die Calvinisten angeordneten Maßregeln aufschob. Auf diesen Grund ward zu St. Germain das Edict vom Julius abgefaßt, das beiden Parteien mißfiel, den Katholiken, weil es sie nicht rächte, und den Calvinisten, weil sie sich mit der bloßen Duldung nicht mehr begnügen wollten. Catharina hatte ohne Zuziehung des Papstes, das Colloquium zu Poissi veranstaltet, auf welchem beide Parteien disputirten, ohne sich zu vereinigen. Indeß empörten die Vorschläge der Calvinisten den König von Navarra, der sich mit den Guisen verband. Die Königin, erschrocken, sich von dem ersten Prinzen von Geblüt verlassen zu sehen, warf sich in die Arme des Prinzen Condé und des Admirals Coligni, und bewilligte das den Calvi-

niſten ſo günſtige Edict vom Jan. 1562. Sie fühlte aber nur zu bald, daß ihr ſchwankendes Betragen ſie ihres Anſehns in den Augen Aller beraubt habe. Der Herzog von Guiſe ſah ſich ſowohl vom Hofe, der ihn fürchtete, als von den Pariſern, die eines Vertheidigers bedurften, geſucht; er begab ſich nach Paris. Auf ſeiner Reiſe dahin fiel das Blutbad bei Waſſi vor, die Looſung zum Bürgerkriege. Der Herzog von Guiſe wurde in der Hauptſtadt mit unausſprechlicher Freude aufgenommen. Es gelang ihm, ſich des Königs zu verſichern. Condé, der die Gelegenheit dazu verſäumt hatte, konnte jetzt nicht die Waffen ergreifen, ohne der Rebellion angeklagt zu werden. Während er noch berathſchlagte, erhoben ſich die Calviniſten von allen Seiten, und der Krieg brach aus. Die Hugenotten wurden bei Dreux geſchlagen, ohne zu unterliegen. Dieſe Schlacht hatte das Eigenthümliche, daß beide gegenſeitige Anführer, der Prinz von Condé, und der Connetable in Gefangenſchaft geriethen. Der Herzog von Guiſe ward vor Orleans im Febr 1563 von einem calviniſtiſchen Edelmanne, Poltrot, meuchelmörderiſch mit vergifteten Kugeln erſchoſſen. Er rieth in ſeinen letzten Augenblicken dem König und der Königin Mutter, mit den Parteien zu unterhandeln. Man folgte dieſem Rath, unterzeichnete am 19. März einen Vertrag, und entriß am 27. Juli Havre den Engländern. Der König, der in demſelben Jahre für mündig erklärt worden, beſuchte in Begleitung ſeiner Mutter die Provinzen. Zu Bayonne hatte er eine Zuſammenkunft mit ſeiner Schweſter Iſabelle, der Gemahlin Philipps II. von Spanien. Die Calviniſten ſchöpften darüber ſo großen Argwohn, daß ſie die Waffen ergriffen und ſogar den Plan faßten, den König auf ſeinem Rückwege nach Paris aufzuheben. Gewarnt entging er der Gefahr; aber dieſer Anſchlag mußte den Haß des von Natur ſtolzen Carls wecken, der alle Eigenſchaften eines großen Fürſten zeigte, und wegen ſeines zu großen Vertrauens auf ſeine ränkevolle Mutter mehr zu bedauern als zu tadeln war. Nach der Schlacht von St. Denis, 1567, deren Gewinn der Connetable von Montmorenci mit dem Leben bezahlte, unterhandelte Catharina, ſtatt die Calviniſten zu verfolgen, und der Friede kam zu Stande. Die Calviniſten, pochend auf die Nachgiebigkeit, welche der Hof für ſie zeigte, hielten einen Theil der Plätze, welche ſie räumen ſollten, zurück, und fuhren fort, mit England und den deutſchen Fürſten Einverſtändniſſe zu unterhalten. Die Händel zwiſchen ihnen und den Katholiken fingen wieder an, und bald brach ein neuer Bürgerkrieg aus. Der Eiferſucht Carls ungeachtet, ſtellte Catharina den Herzog von Anjou an die Spitze des königlichen Heers. Der Prinz Condé blieb 1569 in der Schlacht von Jarnac und der Admiral Coligni ward zu Montcontour in demſelben Jahre geſchlagen. Jetzt benutzte Catharina die Eiferſucht des Königs, um ihn auf's neue mit den Calviniſten unterhandeln zu laſſen. Der Friede ward 1570 unter Bedingungen geſchloſſen, die ſo günſtig für die Calviniſten waren, daß dieſe ſelbſt Verrätherei darunter geargwohnt zu haben ſcheinen. Die Häupter derſelben erſchienen daher nicht ſämmtlich am Hofe, als Carl ſeine Vermählung mit Eliſabeth, der Tochter Kaiſers Maximilian II., feierte. Nach und nach erſt ſchwand dies Mißtrauen. Coligni fand ſich geſchmeichelt durch den Schein, die Rathſchlüſſe des Königs zu lenken, und die Vermählung des jungen Königs von Navarra (nachmals Heinrichs IV.) mit Carls IX. Schweſter, Margaretha, ſchien jeden Argwohn zu verbannen. Dieſe Vermählung hatte am 18. Aug. 1572 Statt; am 22. geſchah der erſte Mordverſuch ge-

gen Coligni, und am 24. begann jenes Blutbad, das unter dem Namen der Bartholomäusnacht (vergl. d. Art.) oder pariser Bluthochzeit bekannt ist. Der Bürgerkrieg brach zum vierten Mal aus, und Catharina sah jetzt das Unstatthafte ihrer Politik ein. Carl konnte seine Abneigung gegen sie nicht mehr verbergen, und war im Begriff, selbst mit kräftiger Hand die Zügel der Herrschaft zu ergreifen, als er 1574 kinderlos starb. Carl hatte von Kindheit auf große Eigenschaften angekündigt, war tapfer, unermüdlich, ruhmliebend, von lebhaftem, durchdringendem Geiste und liebte die Wissenschaften. Weniger ihm, als seiner Mutter fallen die Greuel zur Last, welche seine Regierung beflecken.

Carl I., aus dem Hause Stuart, König von England, war 1600 zu Dumferling in Schottland geboren. Sein Vater, damals Jacob VI. von Schottland, bestieg 1603, nach Elisabeths Tode, unter dem Namen Jacob I. den englischen Thron; Carl aber ward durch den Tod seiner beiden ältern Brüder 1616 Prinz von Wallis. Ausgestattet mit einem empfänglichen, lernbegierigen Geiste, einem bescheidenen, aufrichtigen und gütigen Herzen und dem gefälligsten Aeußern, schien er sich eine glückliche Zukunft versprechen zu dürfen. Sein erstes Unglück, aus dem alle andern entsprangen, war die genaue Verbindung mit Buckingham (s. d.), in welche dieser ränkevolle Günstling Jacobs I. ihn zu ziehen wußte. Buckingham verleitete ihn, sich persönlich zu Madrid um die Hand der Infantin zu bewerben, und ward Ursache, daß England, statt sich durch eine Vermählung mit Spanien zu verbinden, mit diesem Reiche in Krieg gerieth. Indeß hatte Jacob noch die Beruhigung, die Vermählung seines Sohnes mit Henriette von Frankreich, Heinrichs IV. Tochter, festgesetzt zu sehen, als er im April 1625 starb. Carl bestieg jetzt den Thron, ward aber mehr als je von Buckingham beherrscht. Wenige Tage nach seiner Vermählung eröffnete Carl sein erstes Parlament. Mit Ungeduld hatte er dem Augenblick entgegengesehen, wo er die Stellvertreter seines Volks um sich versammeln würde, und mit edler Freimüthigkeit eröffnete er ihnen seine Gesinnungen und seine Foderungen. Um so bitterer mußte er sich getäuscht sehen, da er allenthalben Widerstand und Widerspruch fand. Was allen seinen Vorgängern für ihre Lebensdauer war bewilligt worden, erhielt er nur auf ein Jahr, und statt 700,000 Pfund, die zur Fortsetzung des Krieges und zur Deckung der Staatsschuld unumgänglich nöthig waren, bewilligte man nur 120,000 Pfund. Der wahre Grund dieser Nationalsparsamkeit war der Haß des Günstlings Buckingham im Volke, den der Monarch dennoch nicht entlassen wollte. Nachdem Carl vergeblich seine Rechte vertheidigt und sich überzeugt hatte, daß er von einer solchen Versammlung keine Hülfe erwarten dürfte, löfete er sie auf. Da er sich mitten in einem Kriege verlassen sah, den sein Vater zwar durch Buckingham's Schuld, aber doch auf besonderes Verlangen des Parlaments, begonnen hatte: so nahm er zu allen denjenigen Gelderhebungen seine Zuflucht, welche durch den beständigen Gebrauch der vorhergehenden Regierungen mit Bewilligung des Parlaments ausgeschrieben worden waren. Es ist demnach ausgemacht, daß in dem Streite, der sich mit Carls Thronbesteigung erhob, das erste Mißtrauen auf Seiten des ersten Parlaments war. Nicht derselbe Fall war es mit dem zweiten, das er im folgenden Jahre (1626) zusammenrief, als die englische Escadre statt der Gallionen Schimpf und Verlust von Cadix zurückbrachte. Das neue Parlament verband Be-

willigungen und Beschwerden. Diese Beschwerden waren gegen den Günstling gerichtet, der sich durch sein Verfahren allgemein verhaßt gemacht hatte. Das Unterhaus und der König hatten sich gegenseitig das unbestimmte Versprechen gegeben, jenes, die nöthigen Gelder zu bewilligen, wenn die Beschwerden abgestellt würden, dieser, die Beschwerden abzustellen, wenn die Gelder bewilligt würden. Darüber aber erbitterte man sich von beiden Seiten; das Unterhaus bewilligte eine Summe mit dem obigen Vorbehalt; Carl dagegen erklärte, daß er die Sitzung schließen werde, wenn nicht bis Ende der Woche größere Bewilligungen unbedingt zugestanden würden. Wirklich löste der König das Parlament auf und erließ am folgenden Tage ein Manifest; von der andern Seite setzte man den Entwurf einer Gegenvorstellung in Umlauf. So wandten sich beide Theile an die Nation, die in demselben Augenblick, wo das Parlament aufgelöst worden war, den Lord Arundel und den Grafen Bristol die beiden Hauptgegner Buckingham's, erstern auf sein Landgut verbannt, letztern verhaftet, und den verhaßten Günstling an der Spitze des Heers sah. In Ermangelung gesetzlicher Gelderhebungen nahm man anfangs zur ferneren Erhebung der gewöhnlichen Taxen seine Zuflucht; später aber verfügte ein Geheimerathsbeschluß eine allgemeine gezwungene Anleihe, welche in allen Provinzen mit größter Strenge eingetrieben wurde. Viele unterwarfen sich aus Furcht, Andere vertheidigten die öffentliche Freiheit, mit Gefahr ihrer persönlichen. Unter letztern nennen wir Thomas Wentworth (so berühmt unter seinem späterm Namen Graf Strafford) und Hampden. Der König fühlte zu wohl sein Unrecht, um diesen Männern seinen Beifall versagen zu können. Alle Gefangenen, die sich unmittelbar an ihn wendeten, erhielten ihre Freiheit. Buckingham dagegen fuhr fort, das Reich mit willkürlichen Verordnungen zu überschwemmen, neue Lasten und neue Beschwerden kamen zu den schon vorhandenen. In dieser Zeit der Bedrängniß verleitete Buckingham aus Privatrücksichten den König, der dem Kriege gegen Spanien nicht gewachsen war, auch noch Frankreich den Krieg zu erklären. Das Ergebniß desselben war die schimpfliche und ganz verunglückte Unternehmung auf die Insel Ré. Die Nation, so wie der König fühlten das Bedürfniß eines Parlaments, das auch zusammenberufen und im März 1627 eröffnet wurde. Bewundernswürdig war die Weisheit und Mäßigung, welche man anfangs zeigte. Beide Häuser traten in einen Ausschuß zusammen, dessen Ergebniß (27. März 1628) die berühmte Petition of Rights war, durch welche, den Grundsätzen der Magna Charta gemäß, der Grundvertrag zwischen König und Volk erneuert werden sollte. Der König schwankte einige Zeit, ob er sie bestätigen sollte; endlich erschien auf Buckingham's Antrieb eine königliche Botschaft, welche dem Hause befahl, sich, statt aller Staatsangelegenheiten, mit den Geldbewilligungen zu beschäftigen. Je unerwarteter diese Maßregel war, um so heftiger waren die Ausbrüche, welche ihr folgten. Man beschloß, die Anklage gegen Buckingham wieder vorzunehmen; der König, für seinen Günstling besorgt, gab jetzt die Bestätigung, die er unkluger Weise versagt hatte, ohne an die Folgen dieses, dem Parlamente zugestandenen Triumphs zu denken. Die anfängliche Freude ging schnell vorüber; man sprach auf's neue von Beschwerden, nannte Buckingham den Urheber aller Uebel, und bat den König, ihn aus seinem Rathe zu entfernen. Man beschloß eine neue dringende Vorstellung wegen der Beschwerden, deren Abstellung man erhalten hatte, und schlug vor, das Tonnengeld abzu-

Digitized by Google

ſchaffen, gleichſam als bereue man es, Subſidien bewilligt zu haben. Der König prorogirte das Parlament, in der Hoffnung, inzwiſchen die Ehre ſeiner Waffen wiederherzuſtellen. Aber Denbigh's Angriff auf Rochelle mißlang durch ſeine Nachläſſigkeit, und Buckingham, der die Ausrüſtung einer vierten Flotte zu gleichem Zwecke in Portsmouth betrieb, fiel durch den Dolch eines Meuchelmörders; die Unternehmung, die er befehligen ſollte, ſchlug fehl. Das wiederverſammelte Parlament zeigte ſich ſtreitſüchtiger als je; politiſche und religiöſe Schwärmer leiteten die Verhandlungen. Ihnen Einhalt zu thun, befahl der König dem Sprecher, die Sitzungen zu vertagen. Der Sprecher gehorchte; ein gewaltiger Aufruhr entſtand. Man erklärte den für einen Feind des Vaterlandes, für einen Papiſten, der fortan das Tonnengeld bezahlen würde. Der König erſchien, löſete das Parlament auf und zog die Anführer des Aufruhrs zur Strafe. Darauf gab er der Nation Rechenſchaft von ſeinem Betragen, und erklärte, daß er künftig ohne Miniſter und ohne Parlament regieren wolle. Die erſte Handlung der blos königl. Regierung war ein ehrenvoller Friede mit Spanien und Frankreich. Carl machte einen heilſamen Gebrauch von ſeiner Gewalt, und England genoß des Friedens und der Wohlfahrt zwölf Jahre hindurch. Zwar zeigten einzelne Auftritte deutlich genug, daß man dieſes Glücks mehr ſatt als froh ſei, und daß dem Engländer ſeine Freiheit höher gelte, als ſelbſt ſein Wohlbefinden; doch würde in England die Ruhe nicht geſtört worden ſein, wäre Schottland nicht vorangegangen. Schon Jacob hatte die engliſche und ſchottiſche Kirche vereinigen wollen; Carl, von dem Biſchofe von London, Laud, in dieſer Angelegenheit geleitet, nahm dieſen Plan auf's neue vor. Er hatte 1633 Schottland beſucht, die Anerkennung ſeiner geiſtlichen Obergewalt erlangt, ein Bisthum in Edinburgh errichtet, und mehrere Prälaten theils in den Staatsrath gezogen, theils an die Spitze der Gerichtshöfe geſtellt. Statt aber gleich damals ſein ganzes Vorhaben auszuführen, hatte er ſich begnügt, einen Ausſchuß ſchottiſcher Biſchöfe mit der Feſtſetzung einer neuen Liturgie zu beauftragen. Die Arbeit zog ſich in die Länge, als plötzlich 1637 ein königlicher Befehl in Schottland erſchien, in allen Kirchen die neue Liturgie zu befolgen. Darüber entſtand in dem Dome von Edinburgh ein Aufſtand, in welchem der Decan des Capitels faſt das Leben verlor. Männer von Anſehn ſtellten indeß die Ruhe des Volks wieder her; man erſuchte den König ehrerbietig, die neue Liturgie zurückzunehmen. Laud verſtattete nur Aufſchub. Dies genügte nicht. Die Empörung bildete ſich aus, und es erſchien jener Vertrag (Covenant), vom Himmel ſelbſt beſiegelt, den man heutiges Tages nicht ohne Unwillen leſen kann. Der edle Wentworth rieth, ſich unverzüglich zum Kriege zu rüſten, oder Alles aufzubieten, ihn zu vermeiden. Statt dieſem erleuchteten Rath zu folgen, nahm Carl ſeine Liturgie zurück, und begnügte ſich, jenem Vertrage einen andern entgegenzuſetzen. Er berief ſogleich eine allgemeine Verſammlung der presbyterianiſchen Kirche nach Glasgow, welche damit anfing, alle Biſchöfe anzuklagen. Der königliche Commiſſär erklärte ſie für aufgelöſet; ſie blieb desungeachtet beiſammen, und ſetzte ihre gewaltſamen Beſchlüſſe fort, während ſich ein Heer von Aufrührern unter Leſly verſammelte und England bedrohte. Der König verſammelte ſeine Macht zu York; viele Freiwillige ſtrömten ſeinen Fahnen zu. Wentworth, der als Vicekönig in Irland war, opferte ſein ganzes Vermögen freiwillig dem Vaterlande; drei Cavallerieregimenter, von ihm geworben und ausgerüſtet, zogen in York ein. Außerdem verſammelte er ein Heer in Ir-

land, mit dem er die westlichen Küsten Schottlands bedrohte. Es bedurfte nur des festen Willens, um die Aufrührer zu vernichten; statt dessen wählte Carl den Weg der Unterhandlung; man versprach gegenseitig, die Waffen niederzulegen. Aber kaum hatte der König sein Heer entlassen, als die Unzufriedenen sich auf's neue rüsteten. Der König berief Wentworth zu sich. Die ersten Worte dieses treuen Dieners waren: „Krieg den Schotten, ein Parlament den Engländern." Carl genehmigte beides. Wentworth schlug eine freiwillige Unterzeichnung vor, und gab selbst 20,000 Pfund. Zum Grafen Strafford erhoben, eilte er nach Irland, bewirkte Geldbewilligungen vom Parlamente und der Geistlichkeit, sammelte 11,000 Mann und eilte zum König zurück. Zum Unglück befiel ihn zu Chester eine Krankheit, und der Großsiegelbewahrer Conventry, nach ihm der fähigste Mann, starb. Der König stand allein zwischen seiner Gutmüthigkeit und seinen schwachen oder verrätherischen Rathgebern. Indessen hatte sich das englische Parlament versammelt, und war schon in mehrere Parteien getheilt, als Strafford nach London kam, und eine Botschaft vorschlug, welche alle Gemüther vereinigte. Man war im Begriff, im Allgemeinen Subsidien zu bewilligen, als der Staatssecretär Henry Vane, ganz gegen den Auftrag des Königs, erklärte, daß dieser zwölf Subsidien verlange oder nichts. Diese Foderung weckte die puritanische Opposition wieder; man verschob die Sache auf den folgenden Tag. Während dessen bewog derselbe Verräther den König durch die falsche Nachricht, daß das Unterhaus alle bestehenden Taxen für ungesetzlich und den Krieg gegen Schottland für ungerecht erklären wolle, am folgenden Morgen das Parlament aufzulösen. Noch an demselben Tage erfuhr er die wahre Lage der Sachen; er bereute jetzt seine Uebereilung, aber es war zu spät, sie wieder gut zu machen. Ihm blieb nichts übrig, als zu kämpfen und zu siegen; die Mittel dazu fehlten nicht. Er ging mit Strafford und dem Primas den Schotten entgegen, welche England betreten hatten. Strafford erwartete nur des Königs Erlaubniß, um sie zurückzuschlagen. Statt dessen ging dieser auf's neue Unterhandlungen ein, unterschrieb vorläufig entehrende Bedingungen, und kehrte nach London zurück, wo er im November 1640 jenes berüchtigte, sogenannte langwierige und blutdürstige Parlament eröffnete, das größtentheils aus Puritanern bestand, und den Sturz der Kirche, des Throns und der ganzen Verfassung zu beabsichtigen schien. Seine ersten Angriffe richtete es auf Strafford, der des Hochverraths angeklagt ward. Der König erklärte, daß er seinen Minister zwar entlassen wolle, daß er ihn aber für keinen Hochverräther erkennen könne, und nie wieder sein Gewissen handeln werde. Diese, von treulosen Rathgebern eingegebene Erklärung machte das Uebel nur noch ärger. Der erkaufte Pöbel umlagerte das Parlament; die Bill ging in beiden Häusern durch, und ward dem Könige vorgelegt, der, von allen Seiten bestürmt, endlich unterlag, und eine Commission zur Unterzeichnung aller, zur königlichen Sanction kommenden Bills ernannte. Mit diesem Tage war alles verloren. Strafford und Laud starben auf dem Blutgerüste, Finch und der Staatssecretär Windebank retteten sich durch die Flucht; der tugendhafte Juxon legte sein Amt als Schatzmeister nieder. Der König war in den Händen der Puritaner, die in kurzer Zeit alle 3 Reiche in Flammen setzten. Eine giftige Schmähschrift griff den Charakter, die Handlungen, die ganze Regierung des Königs an. Die Bischöfe wurden, da sie ihn vertheidigten, vom Oberhause ausge-

ſchloſſen. Endlich erfrechte man ſich, die Königin zu beleidigen und mit einer Anklage zu bedrohen. Carl verlor die Beſonnenheit. Er befahl ſeinem Generalprocurator, gegen einen Lord und fünf Mitglieder des Unterhauſes Klage zu erheben; er erſchien perſönlich in letzterm, um die Angeklagten verhaften zu laſſen. Dieſe waren, früher gewarnt, entwichen. Das Geſchrei des Aufruhrs umgab den König auf ſeinem Rückwege. Jetzt glaubte das Parlament, das bisher nur die kirchliche und bürgerliche Gewalt zu vernichten geſucht hatte, ihn auch der militäriſchen berauben zu müſſen. Da Carl jeder darauf abzielenden Foderung widerſtand, hob es Truppen aus, ernannte Befehlshaber und begann den Bürgerkrieg im April 1642. Bis hieher war Carls Betragen ein Gemiſch von Tugenden und Fehlern, von Rechtſchaffenheit und Schwäche, bald des Lobes und bald des Tadels werth; von jetzt an können wir ihn nur bewundern und verehren. In Gemeinſchaft mit dem patriotiſch geſinnten Lord Falkland, ſeinem Miniſter, kämpfte er für ſeine Sache, zugleich auf's eifrigſte bemüht, dem Bürgerkriege ein Ende zu machen. Kaum hatte ihm das Waffenglück einige Ruhe verſchafft, als er die treugebliebenen Parlamentsglieder nach Oxford berief, während ein anderes Parlament zu Weſtminſter ſeine Sitzungen fortſetzte. Drei Jahre lang ſchien die Sache des König zu ſiegen, bis die Schlacht bei Naſeby im Juni 1645 ſie zu Boden ſtürzte. Cromwell entriß Carls Händen den ſchon erfochtenen Sieg; dieſer floh hülflos nach Schottland; Heer und Parlament nahmen ihn theilnehmend auf; doch die Geiſtlichkeit vernichtete dieſe günſtige Stimmung, und lieferte für 800,000 Pf. Sterling den unglücklichen König den Engländern aus. Eine ſchimpfliche Gefangenſchaft war ſein Loos. Aber plötzlich ward die Tyrannei des Parlaments durch die Tyrannei des Heers verdrängt. Im Schoße des Presbyterianismus hatte ſich die Sekte der Indepenbenten gebildet, welche Synode, Prediger, Prieſter und Könige verwarf. Das Heer war in dieſem Geiſte von Cromwell bearbeitet. Es gerieth mit dem Parlament in Reibung. Cromwell und Ireton, welche das Heer zu beruhigen beauftragt waren, reizten es nur noch mehr auf. Es bildete ſich in demſelben eine Art von Parlament, und auf Cromwell's geheime Verfügung ward der König aus der Gefangenſchaft des Parlaments in die Gewahrſam des Heers gebracht. Er entfloh nach der Inſel Wight, aber der treuloſe Gouverneur lieferte ihn aus. Unterdeß hatte Cromwell das Parlament ſeinen Abſichten gemäß gebildet, und am 20. Jan. 1649 ward König Carl Stuart vor ein angebliches Gericht geſtellt und des Hochverraths angeklagt. Mit hoher Würde weigerte ſich der Monarch, ein Gericht von Mördern als gültig anzuerkennen, und verlangte von beiden Kammern des Parlaments gehört zu werden; mit wahrer Seelengröße ertrug er die Schmähungen und Mißhandlungen eines tollen Pöbels. Nach drei Sitzungen ſprachen dreizehn Richter das Todesurtheil über ihn aus. Umſonſt verwandten ſich für den Unglücklichen ſeine, nach Frankreich geflüchtete Gemahlin, der Prinz von Wallis, Frankreich und Schottland. Vergebens erſchienen vier edle Lords vor den Schranken, erklärten, daß einem unwiderruflichen Grundſatze gemäß der König nie Unrecht thun könne, daß nur ſie, ſeine Miniſter, auf deren Rath er gehandelt habe, verantwortlich und daß ſie bereit ſeien, für ihn zu ſterben. Nichts konnte den König vom Untergange retten. Am 30. Jan. 1649 beſtieg Carl das Blutgerüſte, und litt den Tod mit jenem Gleichmuthe, den nur ein reines Bewußtſein geben kann. Die Trauerbothſchaft erweckte

in den Provinzen alle Gefühle des tiefſten Schmerzes, und nach zwölf Jahren beging ganz England jedesmal den 30. Jan. mit religiöſer Feier zum Andenken an den königlichen Märtyrer. Wenn andere Schriftſteller, namentlich Morerl, auch Salmon in ſeiner engl. Chronologie, den 9. Febr. als den Todestag Carls angeben: ſo mag dieſe Verſchiedenheit daher kommen, daß der erſten Angabe der zu jener Zeit in England noch nicht abgeſchaffte Julianiſche, der anderen aber der Gregorianiſche oder verbeſſerte Kalender zum Grunde liegt.

Carl II., des Vorigen Sohn, war 1630 geboren, und wurde mitten unter den Unfällen auferzogen, die ſeine Familie trafen. Er befand ſich zur Zeit der Hinrichtung ſeines Vaters im Haag, und nahm unmittelbar darauf den Königstitel an. Sein erſter Plan war, nach Irland zu gehen, wo ſeine Sache von dem Marquis von Ormond unterſtützt ward; aber Cromwell's Fortſchritte in dieſem Lande und die Anhänglichkeit der Schotten, die ihn zum König ausgerufen hatten, bewogen ihn, ſeine Unternehmungen mit Schottland anzufangen. Die Niederlage und der Tod von Montroſe nöthigten den jungen König, ſich in die Arme der Presbyterianer zu werfen, deren ſtrenge Behandlung ihn mit Abneigung gegen dieſe Sekte erfüllen mußte. Das Mißgeſchick ſchien auf ihn, der von Natur jeden Zwang haßte, keine andere Wirkung hervorgebracht zu haben, als daß er ſich an Verſtellung gewöhnte. Im Anfange des J. 1651 ward er mit vieler Pracht gekrönt; aber Cromwell's Erſcheinung an der Spitze eines Heeres machte ſeinen Aufenthalt in Schottland ſehr gefährlich. In der Hoffnung auf die Hülfe der königl. Partei in England, wagte er, in dieſes von Cromwell beſetzte Land einzudringen, ward aber bei Worceſter geſchlagen, und entkam nur durch die Hülfe einiger ihm zugethanen Perſonen, die ihn verbargen, nach Frankreich, wo er mehrere Jahre mit ſeiner Mutter und ſeinem Bruder verlebte. Erzürnt über die Art, wie der franzöſiſche Hof ihn vernachläſſigte, und unterrichtet, daß Cromwell in dem Frieden mit Frankreich ſeine Vertreibung von dort zur Bedingung gemacht habe, ging er nach Kölln, und lebte daſelbſt zwei Jahre in der Verborgenheit. Nach Cromwell's Tode begab er ſich an den franzöſ. Hof, der an den Pyrenäen den Frieden unterhandelte, konnte aber nicht einmal eine Unterredung mit Mazarin erlangen; indeß that zwei Monate nachher das Glück, was Carl kaum zu hoffen wagte. Der größte Theil der Nation wünſchte lebhaft eine Veränderung. Monk, der ein Truppencorps befehligte, kam 1660 von Schottland nach England und entwarf insgeheim ſeinen Plan. Er löſte das Parlament auf, berief ein neues und übergab demſelben ohne Rückhalt einen Brief und eine Erklärung Carls, die mit Begeiſterung auf-, und unbedingt angenommen wurden, und ſo ſah Carl ſich ohne Gefahr und Mühe in alle Rechte wieder eingeſetzt, die ſein unglücklicher Vater verloren hatte. 1660, an ſeinem Geburtstage, hielt er unter dem Jubel aller Parteien ſeinen Einzug in London. Seine erſten Verfügungen gewannen ihm Aller Herzen. Er zog ohne Unterſchied Royaliſten und Presbyterianer in ſeinen geheimen Rath. Der weiſe und tugendhafte Hyde, Graf von Clarendon, ward Kanzler und erſter Miniſter. Man machte eine allgemeine Amneſtie bekannt, ſicherte der Krone ein feſtes Einkommen, entließ das Heer größten Theils, ſtellte die biſchöfl. Würde wieder her, und beſchränkte die Presbyterianer. Der ſchwache und ſorgloſe Charakter Carls, verbunden mit ſeiner Verſchwendung, brachte bald Verwirrung in ſeine Finanzen. Der Verkauf Dünkirchens an

Frankreich war eins der erſten Hülfsmittel, die er gegen dieſe Verlegenheit anwandte. Ludwig XIV. benutzte dieſen Umſtand, um ihn ganz an ſich zu ziehen, und ſetzte ihm ein Jahrgeld aus, das regelmäßig gezahlt wurde; weßhalb man in England ſpöttiſch ſagte, Carl II. ſei der Vicekönig Ludwigs XIV. 1663 fingen die Feindſeligkeiten mit Holland an, welche, da ſie Handelsvortheile betrafen, vom Parlamente mit Eifer unterſtützt wurden. Auch war der Anfang des Krieges glücklich; aber dies Glück erregte die Eiferſucht Frankreichs und Dänemarks, welche ſich mit Holland verbanden. Dadurch gewannen die feindlichen Streitkräfte eine ſolche Ueberlegenheit, daß eine holländiſche Flotte in die Themſe eindrang, und zu Chatam Schiffe verbrannte. Außerdem traten noch andere Unglücksfälle ein. 1665 ward London durch eine große Feuersbrunſt, und das Jahr darauf von der Peſt heimgeſucht. 1667 ward mit Holland Friede geſchloſſen. Bald darauf trat Clarendon, deſſen unerſchütterliche Tugend dem Könige und dem Hofe mißfiel, aus dem Miniſterium. Eine Tripelallianz zwiſchen England, Holland und Schweden, um den ehrgeizigen Planen Ludwigs XIV. Einhalt zu thun, machte den Talenten William Temple's, der ſie unterhandelte, Ehre. Trotz ſeiner Fahrläſſigkeit zeigte Carl viel Neigung zur Willkür, und erregte dadurch die Beſorgniß aller Freiheitsfreunde. Gegen das J. 1670 ergab er ſich ganz einem Miniſterium, das unter dem Namen Cabal bekannt iſt (ſ. d.) und aus 5 Männern beſtand, die, vermöge ihrer tyranniſchen und kühnen Grundſätze, den König in allen Verſuchen, ſeine Gewalt unabhängig zu machen, aufmunterten. Der Kampf der Parteien begann, als der Herzog von York, des Königs Bruder, ſich laut zur römiſch-katholiſchen Religion bekannte. Bald darauf brach das Miniſterium die Tripelallianz, und erklärte gemeinſchaftlich mit Frankreich den Holländern den Krieg; der König aber, der ſich wegen der dazu nöthigen Gelder nicht an das Parlament wenden wollte, ſchritt zu willkürlichen Maßregeln. Dazu kam, daß die Unternehmungen gegen Holland keinen ſonderlichen Erfolg hatten. Dies alles weckte die Unzufriedenheit der Nation. Man verſammelte ein neues Parlament, das dieſes allgemeine Mißvergnügen ausdrückte. Das Miniſterium mußte aufgelöſt und 1674 mit den Holländern Friede geſchloſſen werden. Zwieſpalt im Cabinet, Schwanken in dem Betragen des Königs bezeichnet die folgenden Jahre. 1677 vermählte der König zur Freude der Nation ſeine Nichte mit dem Prinzen von Oranien, und beſchleunigte durch entſchiedene Maßregeln den nimweger Frieden, 1678. Aber in demſelben Jahre wurde die wirkliche oder angebliche Entdekkung einer Verſchwörung zu Ermordung des Königs und Einführung der katholiſchen Religion, die Quelle großer Uebel. Mehrere kathol. Pärs wurden angeklagt und verhaftet; der Graf Strafford, ein ehrwürdiger Greis, Coleman, der Secretär des Herzogs von York, und mehrere Prieſter ſtarben auf dem Blutgerüſte; der Herzog von York, der nach Brüſſel geflohen war, ward durch eine Parlamentsacte von der Thronfolge ausgeſchloſſen. In derſelben Sitzung ging die berühmte Habeascorpus-Acte durch. Das Parlament zeigte einen Geiſt, der den König beſorgt machen mußte. Er vertagte es anfangs, dann löſete er es auf. Eine Krankheit des Königs 1679 ward Urſache, daß ſein Bruder zurückkehrte. Gegen das Ende des Jahrs zeigte ein Betrüger eine neue Verſchwörung an, deren Plan man in einem Mehlfaſſe fand, woher ſie den Namen bekam. Sie ſollte die Häupter der proteſtantiſchen Partei verhaßt machen, als trachteten ſie dem

Könige nach dem Leben. Obgleich die Sache wenig Glauben fand: ſo hatte ſie doch die Folge, daß der Hof ſich bemühte, eine Partei in der Nation zu bilden, welche der Volkspartei das Gegengewicht hielte; ſo entſtanden die Namen Wigh und Tory im J. 1680. Ein neues Parlament nahm die Ausſchließungsbill wieder vor, und diesmal ward ſie im Oberhauſe verworfen. Bald darauf berief der König abermals ein Parlament zu Oxford, das ſich jedoch dem Hofe ſo entgegengeſetzt zeigte, daß der König es auflöſete und fortan ohne Parlament zu regieren beſchloß. Alle Parteien verſicherten ihre Treue und Anhänglichkeit, und erklärten ſich für die reinſten monarchiſchen Grundſätze. Die Anklagen auf Verſchwörung und Meuterei wurden jetzt gegen die Presbyterianer gerichtet; man verfuhr gegen ſie mit der größten Strenge; Alle, die ſich republikaniſcher Grundſätze verdächtig machten, wurden ihrer Aemter entſetzt. Eine andere wichtige Maßregel, um zur unumſchränkten Gewalt zu gelangen, beſtand darin, daß man die Körperſchaften des Königreichs ihrer Vorrechte beraubte und vom Könige abhängig machte. Dieſe ſchnellen Fortſchritte zur Vernichtung der bürgerlichen Freiheit verurſachten ſo lebhafte Beſorgniß, daß ſich zahlreiche Verbindungen aller Art bildeten. Eine unter dem Namen Rye-House-Complot bekannte Verſchwörung bedrohte ſogar das Leben des Königs. Männer vom höchſten Range waren darein verwickelt, unter andern Lord Ruſſel und Algernon Sidney, deren Hinrichtung zu den merkwürdigſten Ereigniſſen dieſer Regierung gehört. Carl war damals einer der unabhängigſten Fürſten von Europa. Man ſagt indeß, er ſei entſchloſſen geweſen, ſein Syſtem zu ändern, als ein Schlagfluß 1685 ſeinem Leben ein Ende machte. Carl empfing bei ſeinem Tode die Sacramente der römiſchen Kirche, der er heimlich zugethan war. Mit ſeiner Gemahlin, Catharina von Portugal, hatte er keine Kinder. Er war den Vergnügungen und Ausſchweifungen ergeben, und wirkte durch ſein Beiſpiel ſehr nachtheilig auf die Nation. Dabei aber war er ein Mann von Geiſt und einer heitern Gutmüthigkeit, die ihm die Herzen des Volks gewann. Unter ſeiner Regierung ward 1660 die Royal-Society (Akademie der Wiſſenſchaften) zu London geſtiftet, und 1675 der Bau der St. Pauls-kirche begonnen.

Carl XII., König von Schweden, geboren zu Stockholm den 27. Juni 1682, ward von den ausgezeichnetſten Gelehrten des Landes in den Sprachen, in der Geſchichte, Geographie und Mathematik unterrichtet. Außer ſeiner Mutterſprache verſtand er deutſch, lateiniſch und franzöſiſch. Curtius Geſchichte Alexanders ward ſein Lieblingsbuch. Carl war bei dem Tode ſeines Vaters funfzehn Jahre alt, und ſchon 1697 erklärten ihn die Stände für volljährig. Indeß zeigte der junge König wenig Neigung zu den Geſchäften; er liebte ſtarke Leibesbewegungen und vornehmlich die Bärenjagd. Schwedens Uebergewicht im Norden war von den Nachbarſtaaten längſt mit Eiferſucht betrachtet worden. Der gegenwärtige Augenblick ſchien ihnen günſtig, es zu demüthigen. Friedrich IV. von Dänemark, Auguſt II. von Polen und Czar Peter I. ſchloſſen ein Bündniß gegen Schweden. Friedrich eröffnete den Krieg, der ſich bald im ganzen Norden ausbreitete und länger als zwanzig Jahre dauerte. Die däniſchen Truppen fielen in das Gebiet des Herzogs von Holſtein Gottorp ein. Dieſer Fürſt, vermählt mit der älteſten Schweſter des Königs von Schweden, begab ſich nach Stockholm und foderte Beiſtand von ſeinem Schwager. Carl hatte für ihn eine beſondere Neigung, und ſchlug im

Staatsrathe gegen Dänemarks Ungerechtigkeit die nachdrücklichsten Maßregeln vor. Nach einigen Berathschlagungen über die innere Verwaltung schiffte er sich im Mai 1700 zu Carlskrona ein, und ging mit bedeutenden Landungstruppen unter Segel. Dreißig Linienschiffe und eine große Anzahl kleiner Fahrzeuge, verstärkt von einem englisch-holländischen Geschwader, erschien im Angesichte von Kopenhagen. Man war noch mit den Anstalten zur Ausschiffung beschäftigt, als Carl, voll Ungeduld, sich aus seiner Schaluppe in's Meer stürzte und der erste das Land betrat. Die Dänen zogen sich vor der überlegenen feindlichen Macht zurück. Kopenhagen sollte belagert werden, als der zu Travendahl unterhandelte Friede am 8. Aug. 1700 unterzeichnet, und in Folge desselben der Herzog von Holstein in alle Rechte, deren man ihn hatte berauben wollen, wieder eingesetzt wurde. So endigte die erste Unternehmung Carls XII., bei welcher er eben so viel Einsicht und Tapferkeit als Uneigennützigkeit bewies. Er nahm bei derselben jene einfache, genügsame und harte Lebensweise an, der er für sein ganzes Leben treu blieb; keine Zerstreuungen, keine eiteln Vergnügungen; der Wein ward von seiner Tafel verbannt; zuweilen war ein grobes Brot seine einzige Speise; er schlief oft in seinen Mantel gehüllt auf der Erde. Ein einziger blauer Rock mit kupfernen Knöpfen war seine ganze Garderobe; er trug beständig große, bis über die Knie reichende Stiefeln und Büffelhandschuhe. Gegen das weibliche Geschlecht zeigte er immer die größte Gleichgültigkeit, und nie vermochte eine Frau etwas über ihn. Aber es war nicht genug, Dänemark zum Frieden gezwungen zu haben; es mußten auch die Angriffe Augusts und Peters zurückgeschlagen werden. Jener belagerte Riga, dieser war mit einem großen Heere gegen Narva aufgebrochen, und bedrohte das um den finnischen Meerbusen gelegene Land. Carl kehrte nicht in seine Hauptstadt zurück, die ihn sogar nie wieder sah. Er ließ zwanzigtausend Mann nach Liefland übersetzen, und ging den Russen entgegen, die er 80,000 Mann stark unter den Mauern von Narva in einem befestigten Lager fand. Acht- bis zehntausend Schweden stellten sich am 30. Nov. 1700 unter dem Feuer der Russen in Schlachtordnung, und der Kampf begann. Am Abend zuvor hatte Peter das Lager verlassen, unter dem Vorwande, Verstärkung zu holen. In weniger als einer Viertelstunde war das russische Lager erstürmt. Dreißigtausend Russen blieben auf dem Platze oder warfen sich in die Narrowa; die andern wurden gefangen genommen oder zerstreut. Nach diesem außerordentlichen Siege, den Carl als achtzehnjähriger Jüngling erfochten, brach er gegen August auf, der Riga verlassen und sich in Kurland ausgebreitet hatte. Er setzte an der Spitze seiner Soldaten über die Düna, stellte sein Heer in Schlachtordnung, griff die Verschanzungen der Sachsen an, und trug einen vollständigen Sieg davon. Schrecken verbreitete sich im Norden; Peter und August waren bestürzt. Carl hätte die errungenen Vortheile benutzen können, um einen Frieden zu schließen, der ihn zum Schiedsrichter des Nordens gemacht hätte; statt dessen verfolgte er August nach Polen, und beschloß, die Unzufriedenheit eines großen Theils der Nation zu benutzen, um ihn zu entthronen. August versuchte umsonst, zu unterhandeln; vergebens bemühte sich die Gräfin Königsmark, den schwedischen Helden durch ihre Schönheit zu entwaffnen. Carl weigerte sich, mit dem Könige zu unterhandeln und mit der Gräfin zu sprechen. Der Krieg dauerte fort und die Schweden erfochten einen glänzenden Sieg zu Clissow. 1703 war ganz Po-

Digitized by Google

len von den Siegern beſetzt, der Cardinal Primas erklärte den Thron für erledigt, und ſchlug vor, zu einer neuen Wahl zu ſchreiten. Dieſe fiel durch Carls Einfluß auf Stanislaus Leczinsky. Auguſt hoffte in Sachſen ſicher zu ſein, da inzwiſchen Peter Ingermannland beſetzt und an der Mündung der Newa den Grund zu Petersburg gelegt hatte. Aber der Sieger von Narva verachtete einen Feind, an dem er früh oder ſpät leicht Rache zu nehmen hoffte, richtete ſeinen Marſch nach Deutſchland und fiel in Sachſen ein. Zu Altranſtädt dictirte er 1707 die Bedingungen des Friedens. Der Liefländer Patkul, welcher die Verbindung gegen Schweden angeſtiftet hatte, und damals als Peters Geſandter bei Auguſt war, mußte ihm ausgeliefert werden, und er ließ ihn mit dem Rade hinrichten. Dieſe Grauſamkeit erregte allgemeines Murren, und man erſtaunte mit Recht, daß ein bis jetzt großmüthiger Fürſt eine ſo unmäßige Rache habe nehmen können. Auch gab Carl während ſeines Aufenthalts in Sachſen mehrere Proben von Mäßigung und Seelengröße. Er ließ ſeine Truppen die ſtrengſte Mannszucht halten. Mehrere Geſandte und Fürſten begaben ſich in das Lager des Königs zu Altranſtädt, unter dieſen auch Marlborough, der Carl auszuforſchen und ſeine Plane zu entdecken ſuchte. Er überzeugte ſich, daß der ſiegreiche Held an den großen Streitigkeiten des Süden keinen Theil nehmen würde. Der König von Schweden verlangte, noch ehe er Deutſchland verließ, vom Kaiſer, daß er den Lutheranern in Schleſien volle Gewiſſensfreiheit zugeſtehe, und dieſer gewährte die Foderung. Im Sept. 1707 verließen die Schweden Sachſen; ſie waren 43,000 Mann ſtark, gut gekleidet, an gute Zucht gewöhnt und bereichert mit den erhobenen Kriegsſteuern. 6000 Mann blieben zum Schutze des Königs von Polen zurück, mit dem übrigen Heere trat Carl den kürzeſten Weg auf Moskau an. Als er aber in die Gegend von Smolensk gekommen war, änderte er auf die Vorſchläge des Koſackenhettmanns Mazeppa ſeinen Plan, und zog nach der Ukraine, in der Hoffnung, daß die doniſchen Koſacken, welche damals im Kriege mit dem Czar waren, ſich mit ihm verbinden würden. Wirklich ſchloſſen ſich einige Bewohner des Landes an ihn; aber Mazeppa wollte oder konnte die Hülfe nicht verſchaffen, die er verſprochen hatte; die beſchwerlichen Märſche, der Mangel an Lebensmitteln, und die beſtändigen Angriffe des Feindes ermüdeten die Soldaten und rieben eine große Menge auf. Der General Löwenhaupt, welcher Verſtärkungen und Lebensmittel aus Liefland herbeiführen ſollte, langte nur mit wenigen, durch den Marſch und beſtändige Gefechte mit den Ruſſen erſchöpften Truppen an. Man war bis Pultawa gekommen und dieſer Ort ſollte angegriffen werden, als Peter ſich mit 70,000 Mann entgegenſtellte. Carl wurde beim Recognoſciren gefährlich am Schenkel verwundet. Indeß rückten die Ruſſen heran, und der König beſchloß, ihnen die Schlacht anzubieten. Der General Renſchild bekam Befehl, mit Löwenhaupt gemeinſchaftlich die Anordnung zu machen. Am 27. Juli 1709 ward jene berühmte Schlacht geliefert, welche das Glück des ſchwediſchen Helden und die Schickſale des Nordens umwandelte. Carl wohnte ihr auf einer Tragbahre bei; aber der Mangel ſeiner perſönlichen, die Soldaten ermunternden Gegenwart auf den jedesmal bedrängten Punkten, und noch mehr der Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen Renſchild und Löwenhaupt ward Urſache, daß die Schweden nicht in dem Maße wie ſonſt ihren Muth und ihre Kriegskunſt entwickelten, die ihnen ſo oft den Sieg verſchafft hatten. Sie mußten der Uebermacht weichen,

und der Feind trug einen vollständigen Sieg davon. Carl, der seit zehn Jahren das Glück an seinen Wagen gefesselt hatte, sah seine Generale, seinen Lieblingsminister, den Grafen Piper, und die Blüthe seines Heeres in die Gewalt jener, bei Narva so leicht besiegten Russen fallen. Er selbst entfloh mit einer kleinen Bedeckung, mußte trotz der Schmerzen seiner Wunde mehrere Meilen zu Fuß machen, und kam fast allein zu Bender auf dem türkischen Gebiete an, wo er eine Zuflucht suchte. Sein, auch hier nicht unbekannter Name erwarb ihm einen ehrenvollen Empfang; aber kaum war die Nachricht von der Niederlage der Schweden bekannt geworden, als Carls Feinde sich mit neuer Hoffnung erhoben. August widerrief den Vertrag von Altranstädt, Peter drang in Liefland ein, Friedrich von Dänemark landete in Schonen. Die Regentschaft in Stockholm nahm Maßregeln, wenigstens das alte schwedische Gebiet zu schützen. Der General Steinbock versammelte in der Eile ein Corps Milizen und Bauern, schlug die Dänen bei Helsingborg und zwang sie, Schonen zu räumen. Man sandte einige Abtheilungen nach Finnland, um die Russen aufzuhalten, die dennoch vordrangen, da sie an Zahl überlegen waren. Carl unterhandelte indeß zu Bender mit der Pforte, wußte die Minister, welche ihm entgegen waren, zu entfernen, und brachte es dahin, daß die Osmanen den Russen den Krieg erklärten. Beide Heere trafen an den Ufern des Pruth zusammen am 1. Juli 1711; Peter schien dem Untergange nahe, als seiner Gemahlin Muth und Festigkeit die Russen rettete und den Frieden herbeiführte, in welchem Carls nicht gedacht wurde. Dieser verweilte indeß in Bender, entwarf neue Plane und bat durch seine Agenten die Pforte um Hülfsvölker gegen seine Feinde. Aber Rußlands Agenten waren nicht minder thätig, die Pforte gegen ihn einzunehmen, indem sie vorgaben, Carl habe die Absicht, sich in Stanislaus Person zum eigentlichen Herrn von Polen zu machen, um von da aus, in Verbindung mit dem deutschen Kaiser, die Türken anzugreifen. Der Seraskier von Bender bekam den Auftrag, den König zur Abreise zu nöthigen, und, falls er sich weigere, ihn todt oder lebendig nach Adrianopel zu bringen. Wenig gewohnt, einem fremden Willen zu folgen, und in der Besorgniß, seinen Feinden überliefert zu werden, beschloß Carl, mit zwei- bis dreihundert Mann, aus denen sein Gefolge bestand, der Macht der Pforte zu trotzen und sein Schicksal mit dem Schwerte in der Hand zu erwarten. Da sein Aufenthaltsort zu Varnitza bei Bender von den Türken angegriffen wurde, vertheidigte er sich gegen ein ganzes Heer, und wich ihnen nur Schritt vor Schritt. Das Haus, in welchem er sich befand, gerieth in Brand; er war im Begriff, es zu verlassen und sich in die Kanzlei zu begeben, aber er verwickelte sich in seine Sporen, fiel und wurde gefangen. Seine Augenwimpern waren vom Pulver verbrannt, und seine Kleider mit Blut bezeichnet, das er verloren hatte. Einige Tage nach diesem seltsamen Kampfe kam Stanislaus in Bender an, um den König von Schweden zu bitten, zu dem Vertrage, den er sich genöthigt sah, mit August abzuschließen, seine Einwilligung zu geben; allein Carl verweigerte dieselbe. Die Türken führten hierauf ihren Gefangenen von Bender nach Demotika bei Adrianopel. Hier brachte er zwei Monate im Bette zu, indem er sich krank stellte, und beschäftigte sich mit Lesen und Schreiben. Er überzeugte sich endlich, daß er von der Pforte keine Hülfe zu hoffen habe, sandte daher eine Abschiedsgesandtschaft nach Konstantinopel und reiste verkleidet mit zwei Officieren ab. Mit

allen Beschwerden und Entbehrungen vertraut, setzte Carl zu Pferde seine Reise Tag und Nacht mit solcher Eile fort, daß nur Einer seiner Begleiter im Stande war, ihm zu folgen. Er nahm den Weg durch Deutschland. Endlich, ermattet und entstellt, kam er um 1 Uhr Nachts den 11. Nov. 1714 vor Stralsund an. Er gab sich als einen mit wichtigen Depeschen aus der Türkei kommenden Courier an, und ließ sich sogleich zum Commandanten, dem Grafen Dunker, bringen. Dieser fragte ihn angelegentlich nach dem Könige, und erkannte ihn erst, als er zu sprechen anfing. Freudig sprang er aus dem Bette, und umfaßte die Knie seines Herrn. Die Nachricht von Carls Ankunft verbreitete sich schnell in der Stadt; die Straßen füllten sich mit Menschen und die Häuser wurden erleuchtet. Es währte nicht lange, so erschien eine vereinigte Armee von Dänen, Sachsen, Preußen und Russen vor Stralsund. Carl that während der Vertheidigung Wunder der Tapferkeit. Als man aber am 15. Dec. 1715 die Festung übergeben mußte, begab er sich nach Lund in Schonen, und traf Maßregeln, die Küsten zu sichern. Dies gethan, machte er ein Unternehmen gegen Norwegen. Der Plan zu diesem Feldzuge schien mit dem Baron von Görz verabredet worden zu sein, dessen kühne, aber geistreiche und große Entwürfe der Lage des schwedischen Monarchen angemessen waren. Man wollte Peter den Großen durch bedeutende Abtretungen für Schweden gewinnen, sich Norwegens bemächtigen, und von dort aus in Schottland landen, um Georg I. zu entfernen, der sich gegen Carl erklärt hatte. Während Görz zur Ausführung dieser Pläne die Höfe bearbeitete, zur Fortsetzung des Krieges Hülfsquellen eröffnete, und auf Aland mit den Bevollmächtigten des russischen Czars unterhandelte, erneuerte Carl seinen Angriff auf Norwegen. Schon war einerseits Peter gewonnen, andererseits ein Theil von Norwegen erobert, und das Glück Schwedens schien eine günstige Wendung nehmen zu wollen. Carl belagerte Friedrichshall; am 30. Novbr. 1718 besah er den, vor dem Hauptfort eröffneten Laufgraben. Während er an die Brustwehre gelehnt auf die Arbeiter herunterſah, traf eine Falconetkugel ihn an den Kopf, und endigte das Leben dieses Fürsten, der so vielen Gefahren entgangen war. Er war unverändert in derselben Stellung geblieben; seine Hand hatte nach dem Degen gefaßt; man fand in seiner Tasche das Bildniß Gustav Adolphs und ein Gebetbuch. Es ist in der neuern Zeit mehr als wahrscheinlich gemacht worden, daß jene Kugel, die ihn tödtete, nicht aus der Festung, sondern von schwedischer Seite kam. Carl XIV. Johann hat ihm hundert Jahre später, den 30. Nov. 1818, an dem Orte, wo er gefallen war, ein Denkmahl errichtet. Mit Carls Tode verschwand Schweden aus der Reihe der großen Mächte. Er hatte in den letzten Jahren große Pläne für das Seewesen, den Gewerbfleiß und den Handel. Zu Lund hatte er sich oft mit den Professoren der Universität unterhalten, und den öffentlichen Disputationen über die Geometrie, Mechanik und Geschichte beigewohnt. Zu Bender war das Lesen guter Bücher eine seiner Hauptbeschäftigungen gewesen; er hatte mehrere schwedische Gelehrte zu sich kommen lassen, und sie veranlaßt, Griechenland und Asien zu bereisen. Einige dieser Reisebeschreibungen sind gedruckt worden, andere sind handschriftlich zu Upsala. Festigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe waren die Hauptzüge in Carls Charakter; aber er übertrieb diese schönen Eigenschaften oft zu seinem und seines Volkes Nachtheil. Nach seiner Rückkehr zeigte er sich ruhiger, sanfter, gemäßigten und

zu verständigen Maßregeln geneigter. Die Nachwelt wird ihm stets Bewunderung zollen, trotz der Vorwürfe, die sie ihm mit Recht zu machen hat. Sie wird, wenn sie ihn vorurtheilsfrei und mit Rücksicht auf seine Zeit betrachtet, sagen, daß er große Tugenden und große Fehler hatte, daß er sich vom Glück verleiten, aber nicht vom Unglück niederschlagen ließ. Seine Geschichte hat sein Caplan Norberg geschrieben; Adlerfeld hat militär. Denkwürdigkeiten über ihn herausgegeben; aber an Interesse übertrifft sie Voltaire, dessen Histoire de Charles XII., wiewohl sie nicht vollständig, noch frei von Irrthümern in Namen, Daten und geographischen Angaben ist, ein Muster des historischen Styls genannt zu werden verdient.

Carl XIII., König von Schweden, geb. den 7. Oct. 1748, zweiter Sohn des Königs Adolph Friedrich und der Schwester Friedrichs des Großen, Luise Ulrike. Bei der Geburt schon zum Großadmiral von Schweden ernannt, richtete sich seine ganze Erziehung vorzüglich auf Erlernung des Seewesens, weswegen er auch mehrere Kreuzzüge im Cattegat mitmachte. 1765 wurde er Ehrenpräsident der Societät der Wissenschaften zu Upsala. 1770 trat er seine große Reise durch Europa an. Der Tod Adolph Friedrichs rief ihn eiligst nach Schweden zurück, wo er an der großen Revolution bedeutenden Antheil nahm, und von seinem Bruder Gustav III. mit der wichtigen Stelle eines Generalgouverneurs von Stockholm beehrt wurde. 1772 wurde er zum Herzog von Südermannland ernannt, und vermählte sich 1774 mit Hedwig Elisabeth Charlotte, Prinzessin von Holstein-Gottorp. In dem Kriege mit Rußland 1788 erhielt er den Oberbefehl der Flotte, schlug die Russen im finnischen Busen, und führte in der gefährlichsten Jahrszeit seine Flotte in den Hafen von Carlskrona glücklich zurück, wornach er zum Generalgouverneur von Finnland ernannt wurde, und das Vorrecht, Trabanten als Garde zu haben, erhielt. Nach der Ermordung Gustavs III. 1792 trat er an die Spitze der Regentschaft, und erhielt zu Schwedens Glück den Frieden mit allen Staaten, während er sich mit Dänemark verband, um die Schifffahrt in den nordischen Meeren zu schützen. Zugleich gründete er das berühmte Museum und die Militärakademie für 200 Zöglinge, und erwarb sich allgemeine Achtung im Liebe im Reich. 1796 trat er die Regierung an den nun mündig gewordenen Gustav Adolph IV. ab, und zog sich als Privatmann auf sein Schloß Rosersberg zurück. Er verließ diese Einsamkeit nicht wieder, als nach der Revolution, welche 1809 Gustav Adolph IV. vom Throne stürzte, und ihn dafür als Reichsverweser, und einige Monate später (20. Juni 1809) als König von Schweden an die Spitze des Staates in der gefahrvollsten Lage stellte. Der Friede mit Rußland und Frankreich verlieh die so nöthige Ruhe zur Erholung von bedeutenden Verlusten und Vollendung der Verfassung. Den 27. Mai 1811 stiftete er den Orden Carls XIII., welcher einzig an Freimaurer höhern Grades vertheilt wird. Den 21. Juni 1816 trat er der heil. Allianz bei. Mit offnen Armen nahm er den französischen Reichsmarschall Bernadotte, als von den Ständen ihm erwählten Sohne und Thronfolger auf, und lebte mit ihm und dessen hoffnungsvollen Sohn Oscar im freundschaftlichsten Einverständniß. Sein kluges Benehmen in den letzten verhängnißvollen Jahren verschaffte Schweden durch die Erwerbung von Norwegen (den 4. Nov. 1814) eine schöne Entschädigung für Finnland. Obgleich unter den Großen sich mancher in seinen Hoffnungen mochte betrogen haben, und daher hier und da unruhiges Gemurmel sich hö-

Digitized by Google

ren ließ, so besaß Carl XIII. doch die Liebe seines Volks und sein Tod, den 5. Febr. 1818, erregte allgemeine Trauer.

Carl XIV., Johann, König von Schweden und Norwegen (oder Skandinavien), folgte seinem Adoptivvater Carl XIII. den 5. Febr. 1818 in der Regierung. Dieser merkwürdige Fürst, dessen politische Stellung die unbedingte Nothwendigkeit des Grundsatzes der Legitimität hinreichend widerlegt, wurde den 26. Jan. 1764 zu Pau am Fuße der Pyrenäen geboren, und hieß: Johann Baptist Julius Bernadotte. Sein Vater war Rechtsgelehrter. Eine seltene Geistesbildung beweiset, daß seine Erziehung sorgfältig gewesen. Aus Neigung wählte er den Militärstand; auf seinem ersten Feldzuge in Amerika unter Rochambeau gerieth er in englische Gefangenschaft. Andern Nachrichten zufolge wäre er in Ostindien, bei der Eroberung von Cudelur durch die Engländer von dem hannöverschen Obersten Wangenheim zum Gefangenen gemacht worden; doch scheint weder die erste noch die andere Erzählung genügend begründet zu sein. Er war 26 Jahr alt, als die Revolution ausbrach. Mit Begeisterung trat der kühne Bernadotte in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Schnell stieg er von Stufe zu Stufe, und schon 1794 focht er als Divisionsgeneral in der Schlacht von Fleurus; und trug 1795 wesentlich zum Rheinübergange der Franzosen bei Neuwied bei. 1796 war er bei Jourdan's Heer angestellt; und die Vortheile, die er an der Lahn davon trug, besonders aber die Blokade von Mainz, gründeten seinen Feldherrnruhm, der bald durch das Treffen von Neuhoff, durch den Uebergang über die Rednitz, durch die Einnahme von Altorf, durch die Eroberung von Neumark und durch die über Kray erfochtenen Vortheile, dem er seine Magazine am Main wegnahm, noch erhöht wurde. Um die Fortschritte, welche um dieselbe Zeit der General Buonaparte in Italien machte, zu unterstützen, war es nöthig, demselben Verstärkungen zu schicken. Unter andern traf auch den General Bernadotte das Loos, sich zur italienischen Armee zu begeben. Er ward von Buonaparte mit der Belagerung der Festung Grabisca beauftragt. In den Gefechten, die er liefern mußte, ehe er sich derselben bemeisterte, trotzte er den größten Gefahren, und gab seinen Untergebenen das Beispiel der Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit. Kurze Zeit vor dem 18. Fructidor wählte ihn Buonaparte zum Ueberbringer der in der Schlacht von Rivoli eroberten Fahnen an das Directorium, und nannte ihn in seinem Schreiben einen von den Generalen, die zum Ruhm der italienischen Armee am wesentlichsten beigetragen. Als nach dem vorläufigen Friedensschlusse zu Leoben, in Folge des 18. Fructidors, die bürgerlichen Unruhen in den südlichen Provinzen fortdauerten, warf das Directorium die Augen auf den General Bernadotte, um ihnen Einhalt zu thun, und ernannte ihn zum Commandanten von Marseille; allein er weigerte sich, sein siegreiches Schwert gegen seine Mitbürger zu wenden, und kehrte nach Italien zu seiner Division zurück. Nach Abschluß des Friedens von Campo Formido ernannte das Directorium Bernadotte, der sich den 16. Aug. 1798 mit Eugenie Bernhardine Desirée (geb. 8. Nov. 1781), der Tochter des Kaufmanns Clary in Marseille, einer Schwester der Gemahlin Joseph Buonaparte, verheirathet hatte, zum Gesandten am wiener Hofe. Doch ein durch Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne der Republik über dem Gesandtschaftspalaste veranlaßter Tumult bewog ihn, Wien zu verlassen. Er begab sich nach Rastadt, und von da nach Paris. Jetzt bildete sich eine neue Coalition wider Frank-

reich. Unter Jourdan ward Bernadotte zum Oberbefehlshaber des Beobachtungsheers angeſtellt, und angewieſen, über den Rhein zu gehen und Philippsburg einzuſchließen. Schon war er mit den Vorbereitungen zur Beſchießung dieſes Platzes beſchäftigt, als das Vordringen des Erzherzogs Carl an die Iller, Jourdan's Rückzug über den Rhein, die tragiſche Auflöſung des raſtadter Congreſſes, vornehmlich aber die ſchnellen Fortſchritte der Verbündeten in Italien, außerordentliche Maßregeln nothwendig machten. Unter dieſen ſchwierigen Umſtänden ward Bernadotte in's Kriegsminiſterium berufen, wo er ſeine ganze Thätigkeit entwickelte. Er betrieb einer Seits die Anklage der Generale, welche die italieniſchen Feſtungen ſo raſch übergeben hatten; anderer Seits regte er den Eifer der Conſcribirten an, bemühte ſich um die Wiederherſtellung der erſchlafften Kriegszucht, und wehrte den, bei dem Heere eingeriſſenen Mißbräuchen. Dies war das Werk von drei Monaten, nach deren Verlauf das Directorium ihm anzeigte, daß ſein Vorgänger Mallet-Mureau ihn vorläufig erſetzen, er aber ſeine vorige Stelle wieder einnehmen ſollte. Mit gerechtem Unwillen ſah Bernadotte ſich von einem, in dem ſchwierigſten Zeitpunkte verwalteten Poſten in dem Augenblick entfernt, wo er ſich der von ihm geſchaffenen Ordnung hätte erfreuen können. Er foderte daher ſeine Entlaſſung nebſt einer Penſion, deren er nach zwanzigjähriger Arbeit würdig zu ſein glaubte. Sein Geſuch ward ihm gewährt. Schon hatte er ſich auf's Land zurückgezogen, als der 18. Brumaire auch ſeine Lage veränderte. Buonaparte berief ihn in den neuerrichteten Staatsrath, und übertrug ihm bald darauf den Oberbefehl der Weſtarmee. An ihrer Spitze wußte er, als einige Chouanschefs in der kaum beruhigten Vendee neuen Aufruhr zu erregen ſuchten, durch Maßregeln der Menſchlichkeit den Ausbruch zu unterdrücken. Nach dem lüneviller Frieden ward er zum Botſchafter bei den vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt; allein der Wiederausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und England verhinderte ihn, dahin abzugehen. Im folgenden Jahre (1804) ſandte ihn der erſte Conſul nach Hannover an Mortier's Stelle, und ſeine Milde und Uneigennützigkeit erwarben ihm die Liebe aller Hannoveraner. In demſelben Jahre brachte die Verwandelung des Conſulats in eine erbliche Kaiſerwürde ihm den Marſchallſtab des franzöſ. Reichs, und bald darauf die große Decoration der Ehrenlegion. Nach dem Wiederausbruche der Feindſeligkeiten mit Oeſterreich führte Bernadotte das Heer durch's Anſpachiſche, vereinigte ſich bei Würzburg mit den Baiern, und trug, da er auf dieſe Weiſe die Oeſterreicher umging, weſentlich zu dem Siege von Ulm bei. In der Schlacht von Auſterlitz bildete Bernadotte's Corps den Mittelpunkt, der allen Angriffen des tapfern ruſſiſchen Heers Trotz bot. Seine Verdienſte zu belohnen, erhob ihn Napoleon am 5. Juni 1806 zum Fürſten von Ponte-Corvo. In dem bald darauf ausgebrochnen Kriege gegen Preußen führte er das erſte franz. Armeecorps, rückte von Bayreuth her über Hof in das ſächſiſche Voigtland, und ſchnitt das Corps des Grafen Tauenzien von der preußiſchen Hauptarmee ab. Am 14. Oct. kam er von Dornburg her dem preuß. Heere in den Rücken, folgte nach der Schlacht dem General Blücher bis Lübeck, und nöthigte ihn zu capituliren. Er war der einzige franzöſ. Anführer, der das traurige Schickſal dieſer unglücklichen Stadt ernſtlich zu mildern bemüht war, und empfahl in einem Tagsbefehl den Truppen, nach dem Siege gefühlvoll und menſchlich zu ſein. Auch gegen die auf der Trave ge-

fangenen Schweden (1500 Mann) benahm er ſich ſo theilnehmend, daß ſein Name in Schweden mit Achtung genannt wurde. Unmittelbar nach der Capitulation brach der Prinz von Ponte-Corvo nach dem Kriegsſchauplatz in Polen und Altpreußen auf. Hier lieferte er am 25. Jan. 1807 das blutige Treffen bei Mohrungen, wodurch die Ruſſen abgehalten wurden, die große Armee zu überfallen und über die Weichſel zurückzuwerfen. An der Schlacht bei Friedland Theil zu nehmen, wurde er durch eine am 5. Juni bei Spangen erhaltene Wunde verhindert. Vom Schluſſe des Jahrs 1807 bis zum Frühling 1809 befehligte der Fürſt das in Norddeutſchland zurückgebliebene Heer. Als im Frühjahre 1809 der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich auf's neue ausgebrochen war, erhielt er den Oberbefehl über die verbündeten Sachſen. Er führte ſie auf das Schlachtfeld von Wagram, wo ſie mit der Garde und dem Corps des Vicekönigs die zweite Linie und die Reſerve bildeten, und von ſeinem perſönlichen Muthe begeiſtert mit der größten Auszeichnung fochten. Als drei Wochen darauf die Engländer Walchern beſetzt hatten und Antwerpen bedrohten, ernannte ihn Napoleon zum Obergeneral der Armee von Flandern. Seine Thätigkeit vereitelte die Plane des brittiſchen Feldherrn. Seitdem lebte der Prinz im Schoße ſeiner Familie, theils auf dem Lande, theils in Paris, und hier überbrachten ihm die Abgeordneten Schwedens im Sept. 1810 die Nachricht von ſeiner Ernennung zum Thronfolger und Kronprinzen dieſes Reiches. König Carl XIII. hatte ihn nämlich am 18. Auguſt den Ständen zu ſeinem Thronfolger vorgeſchlagen, und der hierzu von den Ständen niedergeſetzte Ausſchuß erwählte ihn den 21. Auguſt faſt einſtimmig, unter der Bedingung, daß er die evangeliſch-lutheriſche Religion annehmen und eine Verſicherungsacte ausſtellen ſollte. Die Annahme der Wahl machte Carl XIII. der Reichsverſammlung zu Oerebro am 26. Sept. 1810 bekannt, nachdem er in einem am 24. gehaltenen Ordenskapitel den neuen Kronprinzen zum Ritter des Seraphinen-Ordens erklärt hatte; zugleich ward derſelbe zum Reichs-Generaliſſimus ernannt. Am 18. Oct. Mittags kam Ponte-Corvo auf dem königl. däniſchen Schloſſe Friedrichsborg an, wo er in der Mitte der königl. Familie bis an den folgenden Tag blieb und dann nach Helſingör abging. Hier verrichtete D. Lindblom, Erzbiſchof von Upſala, den 19. Oct. 1810, im Beiſein mehrerer vornehmen Zeugen, im Hauſe des ſchwediſchen Conſuls Glöerhald bei verſchloſſenen Thüren den Religionsact, worin der Kronprinz ſich zur evangeliſch-lutheriſchen Religion bekannte. Unter dem Donner der Kanonen führte ihn nun eine ſchwediſche Galeere nach Helſingborg; hier landete er am 20. Oct. und hatte ſeine erſte Zuſammenkunft mit dem Könige Carl XIII. Am 31. wurde er der Reichsverſammlung vorgeſtellt. Durch eine Acte vom 5. Nov. 1810 adoptirte ihn der König; er nahm die Namen Carl Johann an, und leiſtete vor dem Throne den Eid als Kronprinz und Thronfolger, worauf ihm die Stände huldigten. Sein Sohn Oscar erhielt den Titel: Herzog von Südermannland. Seine Gemahlin kam den 7. Jan. 1811 in Stockholm an, kehrte aber nach Paris zurück, wo ſie noch jetzt unter dem Namen einer Gräfin von Gothland lebt. Bald fand der neue Kronprinz Veranlaſſung, eine Probe ſeiner Regierungskunſt abzulegen, als im folgenden Jahre der König krank wurde. Dieſer übertrug ihm am 17. März 1811, doch mit einiger Beſchränkung, die Regierung des ſchwediſchen Reiches, welche er bis zum 7.

Jan. 1812 weiſe und kraftvoll führte. Vieles that er für den Ackerbau (es wurde unter ſeinem Vorſitz eine landwirthſchaftliche Geſellſchaft errichtet), für den Handel und die Kriegsmacht. Als Carl XIII. die Regierung wieder übernahm, erſtattete der Kronprinz einen merkwürdigen Bericht über ſeine Verwaltung und die Lage des Reichs. Aus ſeinen liberalen Anſichten floß das merkwürdige Dekret vom 29. Jul. 1812, wodurch die ſchwediſchen Häfen allen Nationen geöffnet wurden. Dieſer Beſchluß war übrigens eine Folge der immer mehr zunehmenden Spannung zwiſchen Schweden und Frankreich. Wir gedenken hierbei der Briefe Carl Johanns an Napoleon. Als der Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland entſchieden war, entſchied auch Schweden ſich gegen Frankreich, und Carl Johann hatte zu Abo (26. Aug. 1812) mit Kaiſer Alexander von Rußland eine, durch ihre Folgen, wichtige Zuſammenkunft. Damals befand ſich Napoleons Hauptquartier ſchon zwiſchen Smolensk und Moskau. Schwedens Politik erfoderte die möglichſte Vorſicht; daher erfolgte ſeine förmliche Kriegserklärung gegen Frankreich erſt dann, als Carl Johann in dem Hauptquartiere Alexanders und Friedrich Wilhelms zu Trachenberg in Schleſien (9—12. Jul. 1813) erſchien. Schon am 18. Mai 1813 war der Kronprinz in Stralſund angelangt, um ſich an die Spitze des ſchwed. Heers in Deutſchland zu ſtellen; ſein letztes berühmtes Schreiben an den Kaiſer der Franzoſen (vom 20. März 1813) war ohne Wirkung geblieben. Schweden hatte ſich nun mit England und Rußland noch feſter verbunden. Nach der Conferenz in Trachenberg begab ſich Carl Johann nach Berlin, bereiſte während des Waffenſtillſtandes die Standquartiere der ihm übergebenen Truppen, begab ſich noch einmal nach Stralſund, wo er den General Moreau empfing, und befand ſich am 11. Aug. bei dem Belagerungscorps vor Stettin. Carl Johann hatte den Oberbefehl über die „vereinigte Armee von Norddeutſchland,“ welche aus den ruſſiſchen Corps von Winzingerode, Woronzow und Czernitſchew, aus den engliſchen unter Walmoden, dem preußiſchen unter Bülow und dem ſchwediſchen unter dem Feldmarſchall Stedingk beſtand. Am 17. Aug. früh 1 Uhr ließ er zum erſten Male die franz. Vorpoſten angreifen. Durch den Sieg bei Großbeeren am 23. Aug. über den Marſchall Oudinot rettete Carl Johann Berlin zum erſten Male; durch ſeinen noch größern Sieg bei Dennewitz, deſſen Ausſchlag jedoch Graf Bülow von Dennewitz gab, am 6. Sept., über den Marſchall Ney, rettete er Friedrich Wilhelms Reſidenz zum zweiten Male. Am 4. Oct. ging der Kronprinz bei Roßlau über die Elbe. Sein Marſch am 17. bis Taucha trug Vieles zum Erfolge des glorreichen 18. Oct. bei Leipzig bei, an welchem Tage Carl Johann ſich neuen Ruhm erwarb. Am folgenden Tage vereinigte er ſich mit ſeinen hohen Verbündeten in dem geretteten Leipzig. Während dieſe in gerader Richtung den Feind nach ſeiner Grenze verfolgten, zog Carl Johann die Elbe abwärts nach Mecklenburg, wo Marſchall Davouſt in Verbindung mit den Dänen hauſte. Siegreich drang er auch hier vor. Bald war Lübeck erobert und die däniſche Armee von der franzöſiſchen getrennt, welche ſich nach Hamburg warf. Vor dieſer unglücklichen Stadt blieb ein Blokadecorps, während der Kronprinz mit dem Hauptheere gegen Holſtein ſich wandte. Nach 3 Monaten erſtreckten ſich ihre Vorpoſten bis Ripen und Friedericia, und Dänemarks König Friedrich VI. trat im Frieden, den der Kronprinz den 14. Jan. 1814 mit ihm zu Kiel abſchloß, Norwegen an Schweden ab. Hierauf zog Carl Johann mit dem größten Theile ſeines Heers

durch Hannover gegen Frankreichs Grenze. Dieser Marsch ging jedoch sehr langsam, so daß, noch ehe Carl Johann auf dem Kriegsschauplatz ankam, Alexander und Friedrich Wilhelm schon in Paris einrückten. Auch der schwed. Kronprinz kam jetzt nach Paris, und sah den König von Frankreich in Compiegne, verließ aber Frankreich bald wieder, um die Eroberung Norwegens, welches den bisherigen Statthalter zum Erbkönig ernannt hatte, zu unternehmen. Nach einem 14tägigen Feldzuge zwang er den Prinzen Christian Friedrich am 14. Aug. 1814 zu Moß einen Vertrag einzugehn, worauf Norwegen den Sieger als Kronprinzen von Norwegen (den 4. Nov. 1814) anerkannte (vgl. Christian Friedrich und Norwegen). Seitdem hat er alles gethan, was er konnte, um sich die Liebe der Nation zu erwerben. Vorzüglich ist die Sorgfalt zu bemerken, welche er auf die zweckmäßige Erziehung seines Sohnes, des nunmehrigen Thronfolgers, Prinzen Oscar (Joseph Franz), geb. den 4. Jul. 1799, gewandt hat. Dies zeigte sich bei der Confirmation des Prinzen, die nach den Gebräuchen der luther. Kirche den 15. April 1815 geschah. Den 4. Jul. 1817 wurde der Prinz für mündig erklärt; er hat seitdem Sitz im Staatsrathe, und den 20. Jun. 1818 bevollmächtigten ihn die schwedischen Reichsstände und das norwegische Storthing zur Ausübung der vollen königl. Gewalt im Falle der Abwesenheit oder Krankheit des Königs. Aus seinem Privatvermögen unterstützte Carl XIV. schon als Kronprinz mehrere öffentliche Anstalten, und bewies sich als einen Wohlthäter vieler Bedürftigen. Durch ihn kam ein Handelsvertrag mit den vereinigten Staaten von Nordamerika (Stockholm den 5. Sept. 1816) zu Stande. Insbesondre war seine Thätigkeit auf die Flotte, das Heer und die Verbesserung des Zustandes der Finanzen gerichtet. Die Zuneigung der Norweger hat er sich durch ein eben so kluges als großmüthiges und edles Benehmen gewonnen. Er schenkte dem Storthing die Kleinodien zu seiner Krönung im J. 1818. Um den auswärtigen Handel zu sichern, schickte er im Sommer (1819) drei Schiffe mit Geschenken an Kanonen, Kugeln, Pulver u. s. w. nach Algier, Tunis und Tripolis. Uebrigens unterhält er eine wachsame Polizei, selbst in Ansehung der auswärtigen Zeitungen. Seine Politik ist klug, fest und edel. Er umgibt sich mit äußerem Glanze, weil dies der schwed. Nation gefällt; allein mehr als dies muß die Weisheit und die Kraft, womit er die Wohlfahrt des Reichs und der Nation zu seinem Strebepunkte macht, die Parteien beruhigen und seinen Thron immer mehr befestigen.

Carl Emanuel I., Herzog von Savoyen, mit dem Beinamen der Große, geb. auf dem Schlosse Rivoli 1562, bewährte seinen Muth auf dem Schlachtfeldern von Montbrun, Vigo, Asti, Chatillon, Ostage, bei der Belagerung von Berue, in den Mauern von Suza. Er hatte 1590 den Plan, die Provence von Frankreich abzureißen und mit seinen Erbstaaten zu vereinigen. Philipp II. von Spanien, sein Schwiegervater, nöthigte das Parlament von Aix, ihn zum Schutzherrn dieser Provinz zu ernennen, um durch dieses Beispiel Frankreich zu veranlassen, den König von Spanien als Protector des ganzen Reichs anzuerkennen. Der Herzog von Savoyen, nicht minder unternehmend, trachtete ebenfalls nach dieser Krone. Seine unbegrenzte Ehrsucht ließ ihn ferner, nach dem Tode des Kaisers Matthias, Plane auf den Kaiserthron, entwerfen, so wie auf das Königreich Cypern, das er erobern wollte, und auf Macedonien, dessen von den Türken

tyrannisirte Bewohner ihm die Herrschaft antrugen. Die Genfer waren genöthigt, ihre Stadt im J. 1602 gegen die Waffen dieses Fürsten zu vertheidigen, der sie mitten im Frieden bei Nacht überfiel, und zu stürmen suchte. (S. Genf.) Heinrich IV., der sich ebenfalls über ihn zu beklagen hatte, und ihn mehrere Male durch den Herzog von Lesdiguière schlug, gestand ihm zuletzt noch einen nicht unvortheilhaften Frieden zu; aber Carl Emanuel, stets unruhig, fing noch einmal einen Krieg mit Frankreich, Spanien und Deutschland an. Er starb aus Kummer zu Savillon 1630. Seine Ehrsucht führte ihn auf Abwege, die eines großen Fürsten unwürdig sind. Es gab keinen verstockteren Menschen, als er war. Man konnte sagen, sein Herz war, wie sein Land, unzugänglich. Er erbaute Paläste und Kirchen, liebte und betrieb die Wissenschaften; aber er dachte wenig daran, Glückliche zu machen, und selbst glücklich zu sein.

Carl Eduard, s. Eduard.

Carl Eugen, Herzog v. Wirtemberg, der älteste Sohn Carl Alexanders, geb. den 11. Febr. 1728, erhielt die Herzogswürde bereits 1737 und stand während seiner Minderjährigkeit unter der Vormundschaft der Herzoge Carl Rudolph und Carl Friedrich, bis Kaiser Carl VII. ihn im 16. Jahre seines Alters für volljährig erklärte. Carl Eugen war ein Fürst von großen Geistesanlagen; aber im ersten Feuer seiner Jugend richtete er seine Kraft auf Pracht, Glanz, sinnlichen Genuß und Schauspiele aller Art. Die Summen, welche er für Theater, Bälle, Jagden, kostbare Reisen und an seine Mätressen verwendete, überstiegen bei weitem die Kräfte Wirtembergs. Um Hülfsmittel zu finden, wurde ein schändlicher Diensthandel betrieben; Carl Eugen erbot sich beim Anfange des siebenjährigen Krieges freiwillig und ohne Veranlassung zum Kriege gegen Preußen, und rückte mit einem Heere von 14,000 Mann, dessen Aufstellung die Unterthanen fast zur Verzweiflung brachte, in Sachsen ein. Die alten beschwornen Verträge zwischen Fürst und Volk wurden wenig beachtet. Die Landstände suchten nach dem Kriege bei Kaiser und Reich Schutz und Hülfe, und wandten sich insbesondere an die protestantischen Mächte; aber erst 1770 kam durch die Vermittelung des preußischen Hofes ein Vergleich zwischen dem Herzoge und den Ständen zu Stande. Die Jahre der Leidenschaft waren nun auch verraucht, und von diesem Zeitpunkt an suchte der Herzog durch Mäßigung und Einschränkung seines Aufwandes, und durch viele wohlthätige und nützliche Einrichtungen die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen. Er wandte auf die Veredlung des Weinbaus und der Landwirthschaft die größte Sorgfalt. Durch die Anlegung trefflicher Kunststraßen beförderte er den innern Verkehr. Alle Verwaltungszweige wurden von ihm sorgfältig berücksichtigt. Er erweiterte das Gebiet des Herzogthums auf rechtlichem Wege durch Kauf, wo es sich thun ließ. Die Erbauung der prächtigen Lustschlösser Solitüde und Hohenheim, die Verschönerungen von Ludwigsburg und Stuttgart und viele andere Bauunternehmungen, gaben dem Kunsttalente und der Landesthätigkeit Beschäftigung und Nahrung. Künste und Wissenschaften erhielten von Carl Eugen in diesem Zeitpunkte die größten Unterstützungen. Stuttgart war der Sitz der trefflichsten Künstler, und aus den Lehranstalten des Landes gingen die ausgezeichnetsten Gelehrten hervor (Spittler, Schiller u. s. w.). Unter diesen Instituten wurde die Militärakademie in Stuttgart besonders begünstigt. Wissenschaftliche Bildung und wahre Aufklärung verbreiteten sich unter dem ganzen wirtembergischen Volke

mehr, als in irgend einem andern Theile Deutſchlands. Ein hoher äußerer Wohlſtand war die Folge von dem allen. Carl Eugen wurde nun von ſeinem Volke angebetet. In ſtiller philoſophiſcher Ruhe verlebte er die letzten Jahre ſeines Lebens auf ſeinem Luſtſchloſſe Hohenheim. Er ſtarb am 24. Oct. 1793, und hinterließ die Regierung ſeinem Bruder Ludwig Eugen.

Carl IV., König von Spanien, geboren zu Neapel 12. Nov. 1740, kam 1759, als ſein Vater Carl III. durch den Tod ſeines Bruders Ferdinand VI. auf den ſpaniſchen Thron berufen ward, nach Madrid, und folgte demſelben am 13. Dec. 1788 in der Regierung. Er war vermählt mit der Prinzeſſin von Parma, Louiſe Marie. Ohne Kraft, ſelbſt zu regieren, war er ſtets von ſeiner Gemahlin und von ſeinen Miniſtern abhängig, unter denen der Friedensfürſt, Godoi, Herzog von Alcudia (ſ. d. A.), ſeit 1792 einen unbeſchränkten Einfluß auf ihn gewann. Der Haß, den dieſer Günſtling von Seiten des Prinzen von Aſturien und anderer Großen auf ſich zog, führte endlich 1808 eine Revolution herbei, welche Napoleon benutzte, um die Bourbonen vom ſpaniſchen Throne zu entfernen. Es gelang ihm durch ſeine Ränke, den ſchwachen Carl, der bereits (19. März 1808) zum Vortheil ſeines Sohnes Ferdinand VII auf die Krone verzichtet hatte, zu einem Widerruf und zu der Erklärung zu bewegen, daß er ſich in die Arme ſeines großmüthigen Freundes, des Kaiſers von Frankreich, werfe. Bald darauf folgten die Begebenheiten von Bayonne; Carl trat ſeine Rechte auf den Thron an Napoleon ab, welcher ihm dagegen auf Lebenszeit den Palaſt zu Compiegne und eine jährliche Rente von 30 Mill. Realen, wovon 2 Millionen der Königin als Witwengehalt verbleiben ſollten, zuſicherte. Dem gemäß lebte Carl anfangs mit ſeiner Gemahlin und dem Friedensfürſten zu Compiegne, vertauſchte aber ſpäter dieſen Wohnort mit Rom, deſſen Klima ihm mehr zuſagte. Hier bewohnte er ſeit 1815 den Palaſt Barberini. Seine Hauptbeſchäftigung war von jeher die Jagd. Er ſtarb am 19. Jan. 1819 zu Neapel am zurückgetretenen Podagra, bei einem Gegenbeſuche, den er ſeinem Bruder, dem Könige beider Sicilien ablegte. Seine Gemahlin war kurz zuvor, im Dec. 1818 geſtorben.

Carl (Theodor Anton Maria), aus dem reichsfreiherrlichen Geſchlechte der Dalberge, ehemaliger Kurfürſt zu Mainz und Erzkanzler, dann Fürſt Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, und endlich Erzbiſchof zu Regensburg und Biſchof zu Worms und Conſtanz, war geb. den 8. Febr. 1744 zu Herrnheim bei Worms auf dem Stammhauſe des Dalbergiſchen Geſchlechts, mannheimer Linie. Sein Vater war kurfürſtl. mainziſcher geheimer Rath, Statthalter von Worms und Burggraf zu Friedberg. Er erhielt eine treffliche Erziehung, und widmete ſich in reifern Jahren dem geiſtlichen Stande, hielt ſich abwechſelnd theils zu Worms, theils zu Mannheim und Mainz auf, und machte verſchiedene Reiſen. Bald wurde er Kapitularherr bei dem Erzſtifte Mainz, und Domherr in den Hochſtiftern Würzburg und Worms. 1772 ernannte ihn der Kurfürſt zum wirklichen Geheimenrath und Statthalter zu Erfurt. Er unterzog ſich während ſeines vieljährigen Aufenthalts daſelbſt allen Geſchäften mit muſterhaftem Fleiße, ſeltener Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, und zeigte durch ſeine hellen Anſichten und tiefen Blicke in das Weſen jedes Geſchäftes, daß er ganz zur Leitung wichtiger Geſchäfte gemacht ſei. Dabei beſeelte ihn eine unbeſtechliche Gerechtigkeitsliebe und ein unerſchütterlicher Muth in Behauptung deſſen, was

er für recht und gut erkannt hatte. Wissenschaft und Kunst neben dem schönen Geschlechte waren diejenigen Gegenstände, denen er seine ganze Neigung widmete. Er unterstützte Gelehrte und Künstler, zog sie in seine Nähe, suchte jedem aufblühenden Talente seine Entwickelung zu erleichtern, und hielt zu dem Ende in seinem Hause selbst Versammlungen, an denen jeder Gebildete Antheil nehmen konnte. Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, deren Präsident er wurde, erhielt durch ihn neues Leben; er arbeitete selbst viele gelehrte Abhandlungen und scharfsinnige Werke aus (von denen die bedeutendsten am Schlusse angeführt sind), und wußte durch Theilnahme an der Wirksamkeit der Künstler und Gelehrten sich ihr Zutrauen und ihre Verehrung zu erwerben. 1787 ward er Coadjutor des hohen Erzstiftes und Kurfürstenthums Mainz, so wie des Hochstifts Worms, und 1788 Coadjutor von Constanz und Erzbischof von Tarsus. 1800 gelangte er zur Regierung des Hochstiftes Constanz, und 1802 wurde er nach dem Tode des Kurfürsten von Mainz, Kurfürst und Erzkanzler des deutschen Reichs, und kam durch die neue politische Gestaltung Deutschlands 1803 in den Besitz von Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar. Seit 1806 ward er des heil. Stuhls zu Regensburg Erzbischof und Primas, Fürstprimas des rheinischen Bundes, souveräner Fürst und Herr von Regensburg, Aschaffenburg, Frankfurt am Main und Wetzlar. In Regensburg errichtete er dem berühmten Keppler das erste Denkmal. 1810 trat er das Fürstenthum Regensburg an Baiern ab, und erhielt dagegen einen beträchtlichen Theil der Fürstenthümer Fulda und Hanau, und wurde Großherzog. 1813 verzichtete er freiwillig auf alle seine Besitzungen als Landesherr, und zog sich in den Stand eines Privatmannes zurück; nur seine geistlichen Gerechtsame als Erzbischof behielt er sich vor. Er wählte zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte seine ehemalige Residenzstadt Regensburg. Besonders ließ er sich die Unterstützung der Armen und die Verbesserung der Schulanstalten angelegen sein. Seine Anstalt zu Unterstützung der erstern blüht noch in Segen fort. Er war überhaupt höchst wohlthätig. Als Großherzog von Frankfurt befand er sich in schwierigen Verhältnissen; denn durch den neuen Regenten verlor der kleine Freistaat seine Selbstständigkeit und ehemalige Verfassung. Dies schon machte, daß man ihm nicht überall mit Liebe entgegen kam. Indessen dankt ihm Frankfurt die schönen Anlagen um die Stadt. Das Fürstenthum Aschaffenburg, auch Wetzlar, besitzen bleibende Erinnerungen an Dalberg. Vorzüglich ließ er sich das Personal des ehemaligen Reichskammergerichts empfohlen sein. Als Erzbischof verrichtete Dalberg an Festtagen den Gottesdienst in der Hauptkirche zu Regensburg, seines hohen Alters ungeachtet, persönlich, so wie er alle andere Geschäfte seines Amtes mit strenger Gewissenhaftigkeit versah, und seinen Untergebenen stets als Muster der Frömmigkeit und Sittenreinheit vorleuchtete, ohne deshalb streng oder unduldsam zu sein. Dem Hochstifte Constanz nützte er durch einen Schuldentilgungsplan, durch Unterstützung der milden Stiftungen, so wie durch Anordnungen zu besserem Feld- und Weinbau. Eben so ermunterte er die wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichen durch Aussetzung von Preisen für die besten Arbeiten, die in ihr Fach einschlugen. Als Privatmann machte er sichs zum Gesetz: so sparsam als möglich zu leben, um immer etwas für Arme und Hülfsbedürftige übrig zu behalten. Als Gelehrter und Schriftsteller gehörte Dalberg unstreitig unter die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Er war auch Mit-

glied des franzöſ. Nationalinſtituts. Ohne einer entſchiedenen Lieblingsmeinung zu huldigen, nahm er an allen Reibungen in der gelehrten Welt innigen Antheil. Sein Umgang mit Herder, Göthe, Wieland, Schiller und Andern, befruchtete ſeinen Geiſt immer mit neuen Ideen und Anſichten. Seine Schriften betreffen meiſtens Gegenſtände des philoſophiſchen Nachdenkens, und empfehlen ſich durch Gründlichkeit der Forſchung und durch eine gewinnende Beredſamkeit. Wir nennen darunter die Betrachtungen über das Univerſum (5. Aufl. 1805); die Grundſätze der Aeſthetik, Erl. 1791; und Perikles, über den Einfluß der ſchönen Künſte auf das öffentliche Glück, Erf. 1806. Mehrere Schriften dieſer Art hat er in franzöſ. Sprache abgefaßt. Außerdem iſt er Verf. mehrerer juriſt. Abhandlungen, z. B. einer Promotions-Diſputation, wodurch er Doctor der Rechte wurde. Der deutſche Merkur, das deutſche Muſeum, die Horen enthalten manchen ſchätzbaren Aufſatz von ihm. Ob er gleich als ein kräftiger Denker ſich gern mit theoretiſchen Unterſuchungen beſchäftigte: ſo zog ihn doch das eigentlich Praktiſche, unmittelbar in's Leben Eingreifende noch mehr an, daher waren auch ſeine Lieblingswiſſenſchaften, außer der Kunſtphiloſophie, die Mathematik, Phyſik, Chemie, Botanik, Mineralogie, technol. Landwirthſchaft u. ſ. w. Dalberg ſtarb den 10. Febr. 1817. Seine letzten Augenblicke waren heiter und ſtill, wie die eines Weiſen und Chriſten, der den Tod als den Uebergang zum ſchönern Leben kennt. Krämer's 1817 in Gotha erſchienene Gedächtnißſchrift auf Dalberg (vgl. Allg. Zeit. 1817, Beil. 113.) und deſſen biograph. Schilderung des merkwürdigen Mannes im 23. Hefte der Zeitgenoſſen (1821), geben die genügendſten Aufſchlüſſe über Dalberg.

Carl Ludwig, Erzherzog von Oeſterreich, Sohn Kaiſer Leopolds II. und Bruder des Kaiſers Franz, k. k. General-Feldmarſchall, geb. den 5. Sept. 1771. 1793 betrat er ſeine militäriſche Laufbahn in Brabant, befehligte den Vortrab des Prinzen von Coburg, und zeichnete ſich durch ſeine militäriſchen Talente und ſeine Tapferkeit aus. Bald darauf wurde er Gouverneur der Niederlande, Großkreuz des Marien-Thereſien-Ordens und Reichs-Feldmarſchallieutenant, 1796 Reichs-Feldmarſchall, und übernahm den Oberbefehl des öſterreichiſchen Heers am Rhein und der ſogenannten Reichsarmee. Er lieferte mehrere glückliche Treffen gegen den franz. General Moreau bei Raſtadt, ſchlug den General Jourdan in Franken bei Amberg, Würzburg u. ſ. w., brachte das franzöſ. Heer in Unordnung, zwang Jourdan und Moreau, ſich über den Rhein zurückzuziehen, und krönte dieſen ſiegreichen Feldzug durch die ſchwierige Einnahme von Kehl mitten im Winter 1797. Während dieſer Fortſchritte in Deutſchland begünſtigte das Glück den General Buonaparte in Italien. Erzherzog Carl begab ſich im Februar deſſ. Jahres dahin, und im April wurden die Friedenspräliminarien zu Leoben geſchloſſen. Nach dem fruchtloſen Congreſſe zu Raſtadt trat der Erzherzog 1799 abermals an die Spitze des Heers, ſchlug den General Jourdan in Schwaben, wie vormals in Franken, und zeichnete ſich beſonders bei der Schlacht von Stockach aus. Bald darauf zeigten ſich ſeine großen militäriſchen Talente gegen den General Maſſena in einer ſehr ſchwierigen Lage in der Schweiz im vortheilhafteſten Lichte. Seine erſchütterte Geſundheit nöthigte ihn, 1800 das Feld zu verlaſſen, und er wurde jetzt zum General-Gouverneur von Böhmen ernannt; aber kaum war er vom Heere entfernt, ſo ergriff Beſtürzung die Truppen, welche ihr ganzes Zutrauen auf ihn geſetzt hatten. Nach

der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden drangen die Franzoſen in Oeſterreich ein. In dieſer dringenden Lage wurde der Erzherzog wieder an die Spitze der Truppen geſtellt, die er ſammelte und mit neuem Muthe belebte. Endlich nahm er die Friedenspräliminarien an, die durch den lüneviller Frieden beſtätigt wurden. Er kam hierauf zu der Leitung des Kriegsminiſteriums, wo ſich ſeine Talente auf eine neue Art entwickelten. 1802 verbat er ſich das Denkmal, welches auf Vorſchlag des Königs von Schweden bei dem Reichstage zu Regensburg ihm als Retter Deutſchlands ſollte errichtet werden. 1804 trat er das Deutſchmeiſterthum ſeinem Bruder, dem Erzherzog Anton, ab. In dem Feldzuge von 1805 befehligte Carl ein öſterreichiſches Heer in Italien gegen Maſſena. Während die Angelegenheiten in Deutſchland eine höchſt unglückliche Wendung genommen hatten, und Napoleon in das Herz der öſterreichiſchen Provinzen eingedrungen war, lieferte der Erzherzog dem Marſchall Maſſena die ſiegreiche Schlacht bei Caldiero, und brachte ſein Heer zur Beſchützung der noch nicht eroberten Provinzen zurück. Nach dem preßburger Frieden wurde er oberſter Chef des Hofkriegsraths und Generaliſſimus der geſammten öſterreichiſchen Armeen. In dem Kriege von 1809 rückte er im Monat April mit der öſterreichiſchen Hauptmacht in Baiern vor. Hier hatte er das ganze franzöſiſche, von Napoleon ſelbſt angeführte Heer gegen ſich, und es erfolgte eine fünftägige, äußerſt hartnäckige und blutige Schlacht, in welcher, aller Anſtrengungen ungeachtet, die Oeſterreicher der Uebermacht weichen mußten. Den 21. und 22. Mai lieferte der Erzherzog die glorreiche Schlacht bei Aſpern, Wien gegenüber, in welcher er die Franzoſen mit großem Verluſt über die Donau zurückwarf. Die Schlacht von Wagram, eine der größten in der Geſchichte, hatte zwar einen unglücklichen Ausgang, aber es kann weder den öſterreichiſchen Truppen, die ſich durch Tapferkeit auszeichneten, noch dem Erzherzoge, der ſelbſt dabei verwundet wurde, zur Unehre gereichen, daß ſie nach einem zweitägigen Kampfe, während deſſen ſie einigemal ſiegreich waren, endlich der entſchiedenſten Uebermacht weichen mußten. Der Rückzug ſelbſt geſchah in vollkommener Ordnung unter beſtändigen Kämpfen bis nach Znaym, wo das Treffen für die öſterreichiſchen Truppen ſich günſtig zeigte, aber durch den eben abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand unterbrochen wurde. Bald darauf legte der Erzherzog den Oberbefehl nieder, und iſt ſeitdem nicht wieder an die Spitze der Armee getreten. Dagegen hat er die militäriſche Literatur mit zwei ſchätzbaren Werken bereichert: Grundſätze der Strategie, erläutert durch die Darſtellung des Feldzugs von 1796 in Deutſchland (8. Wien 1813. 5 Thle. mit der Karte des Kriegsſchauplatzes und 11 Planen, und als Fortſetzung davon: die Geſchichte des Feldzugs von 1799 in Deutſchland und in der Schweiz. Wien 1819). Nach der Rückkehr Buonaparte's wurde er Gouverneur von Mainz und ſpäterhin Gouverneur und General-Capitän von Böhmen. 1815 vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Henriette von Naſſau-Weilburg, die ihm 3 Söhne und 1 Tochter geboren hat.

Carli (Giovanni Rinaldo, Graf), auch zuweilen nach ſeiner Gemahlin Carli-Rubbi benannt, ward im April 1720 zu Capo d'Iſtria in einer alten adeligen Familie geboren. Schon in ſeinem 12. Jahre verfertigte er eine Art von Theaterſtück, an das er ſich noch in ſeinem Alter mit Wohlgefallen erinnerte. Früh entwickelte ſich in ihm eine überwiegende Neigung zur Kunde des Mittelalters, womit

er zugleich das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften und der Poeſie verband. Nachdem er bereits im 18. Jahre eine Abhandlung über das Nordlicht und Gedichte herausgegeben hatte, ſtudirte er auf der Univerſität zu Padua Mathematik, insbeſondre Geometrie, und die griechiſche, hebräiſche und lateiniſche Sprache. Zwei Jahre darauf nahm ihn die Akademie der Ricovrati zum Mitgliede auf, und ſeit dieſer Zeit fing er an, durch ſeine literar. Streitigkeiten mit den berühmten Alterthumskennern Fontanini und Muratori bekannt zu werden. In ſeinem 21. Jahre ward er von dem venetianiſchen Senate zum Profeſſor der Aſtronomie und der Seewiſſenſchaft daſelbſt ernannt. Jetzt entſtand zwiſchen ihm und dem Abt Tartarotti ein wahrhaft lächerlicher Streit über einen noch lächerlichern Gegenſtand. Jener hatte nämlich das Daſein der Hexen geleugnet, aber dafür behauptet, daß man mit Hülfe des Teufels allerdings ein Zauberer werden könne. Carli nahm ſich, man weiß wahrlich nicht wie, die Mühe, dieſe alberne Behauptung zu widerlegen, und ward dafür von Tartarotti der Ketzerei beſchuldigt. Maffei brachte endlich durch ſeine Schrift: La Magia annihilata, die Vertheidiger des Teufels zum Schweigen. Die Verwaltung ſeines großen Vermögens nöthigte hierauf Carli, ſeine Profeſſur niederzulegen, und nach Iſtrien zurückzukehren, wo er ſeine Muße zur Nachforſchung über die Alterthümer ſeines Vaterlandes, Unterſuchungen über die alten Münzen ꝛc. anwandte, und mehrere wichtige Werke über dieſe Gegenſtände herausgab. Nun ernannte ihn der Kaiſer zum Präſidenten des höchſten Handelsgerichts und des Studienraths, welche zu Mailand errichtet wurden, darauf zum geheimen Staatsrath und Präſidenten des Finanzcollegiums zu Mailand. Als Studiendirector widmete er ſich faſt ausſchließlich dem öffentlichen Unterrichte, und noch im Alter beſchäftigte er ſich mit der thieriſchen Phyſik und Phyſiologie, und ſchrieb über die verſchiedenen Theile des thieriſchen Lebensprozeſſes. Er ſtarb 1795. Seine ſämmtlichen Werke wurden (1734—1794) von ihm ſelbſt in 15 Bänden, herausgegeben, und führen den Titel: Opere del Sig. commendatore D. Gian. Rinaldo conte Carli, presidente etc. In dieſer Ausgabe ſind jedoch die Amerikaniſchen Briefe nicht mit begriffen, welche ein beſonderes Werk in 5 Bänden ausmachen.

Carlos (Don), Infant von Spanien, der Sohn Philipps II. und Mariens von Portugal, war zu Valladolid 1545 geboren. Seine Mutter ſtarb 4 Tage nach ſeiner Geburt. Er ſelbſt war ſchwächlich; ein Schenkel war kürzer als der andere. Die äußerſte Nachſicht, mit welcher er von Johanna, der Schweſter des Königs, erzogen wurde, vermehrte ſeine angeborne Heftigkeit und Halsſtarrigkeit. 1560 ließ Philipp ihn, von den zu Toledo verſammelten Ständen, als Thronerben anerkennen, und 1562 ſchickte er ihn auf die Univerſität nach Alcala de Henarez, in der Hoffnung, daß das Studium der Wiſſenſchaften ſeinen unbändigen Charakter mildern würde. Ein unglücklicher Fall zog ihm ein hitziges Fieber zu, das den Aerzten keine Hoffnung übrig ließ. Der König eilte ſogleich zu ſeinem Sohne, und da man ſich erinnerte, daß der Prinz eine beſondere Verehrung gegen den heil. Didacius hege, der damals noch nicht canoniſirt war: ſo befahl Philipp, den Leib des Heiligen in Prozeſſion herbeizubringen. Man legte ihn auf das Bette des Kranken, und bedeckte das heiße Geſicht deſſelben mit dem kalten Leichengewande. Der Prinz ſchlief ein; bei ſeinem Erwachen hatte das Fieber nachgelaſſen; er foderte

zu eſſen und genas. Alles glaubte an ein Wunder und Philipp hielt zu Rom um die Heiligſprechung des Didacius an. In dem Bilde, welches die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber von D. Carlos entwerfen, weichen ſie von einander ab. Nach Einigen verband er mit Liebe zum Ruhm einen hohen Muth, Stolz und Herrſchſucht; nach Andern liebte er das Seltſame und Ungewöhnliche; Zufall oder Widerſtand ſetzten ihn in Wuth, Gewandtheit oder Unterwürfigkeit beſänftigten ihn. Auch wird er als ein Anhänger der Aufrührer in den Niederlanden und beſonders als ein Feind der Inquiſition dargeſtellt; allein er beſaß weder Kenntniſſe noch Grundſätze, nicht einmal natürlichen Verſtand genug, um liberaler Anſichten fähig zu ſein. Alles war bei ihm leidenſchaftliche Erregung, die durch Widerſtand oft in tolle Ausbrüche überging. Llorente hat die Geſchichte über den Charakter dieſes Prinzen und ſein Schickſal aus ſichern Quellen in ſ. Werken über die ſpaniſche Inquiſition (ſ. d. A.) berichtigt. Nach ihm war D. Carlos hochfahrend, brutal, unwiſſend und ſchlecht erzogen. Gewiß iſt, daß auf dem Congreſſe von Chateau Cambreſis 1559 von der Vermählung D. Carlos mit Eliſabeth, der Tochter Heinrichs II., die Rede war, und daß Philipp, damals Witwer von Maria von England, ſich ſelbſt an die Stelle ſeines Sohnes ſetzte. D. Carlos ſoll Eliſabeth geliebt, und es nie ſeinem Vater vergeben haben, daß er ſie ihm entriſſen. Indeß beweißt Llorente, daß D. Carlos nie in die Königin verliebt geweſen, auch daß die makelloſe Königin mit ihm nie in einem vertrauten Verhältniſſe geſtanden. 1563 mochte Philipp, der keinen andern Erben als D. Carlos hatte, ihn der Regierung für unfähig achten, und ließ ſeine Neffen, die Erzherzöge Rudolph und Ernſt, nach Spanien kommen, um ihnen die Erbfolge in ſeinen Staaten zuzuſichern. D. Carlos, der fortwährend in Mißverſtändniſſen mit ſeinem Vater lebte, beſchloß daher, 1565 Spanien zu verlaſſen und war bereit abzureiſen, als Ruy Gomez de Silva, ein Vertrauter Philipps, den zugleich Carlos zu den ſeinigen gemacht hatte, ihn von ſeinem Entſchluß abwandte. 1567, als der Aufruhr der Niederlande Philipp beunruhigte, ſchrieb D. Carlos an mehrere Große des Reichs, daß er die Abſicht habe, nach Deutſchland zu gehen. Er eröffnete ſich ſeinem Oheim, D. Juan von Oeſterreich, der ihm mit Sanftmuth zurebete, und ihm vorſtellte, daß die meiſten Großen, an die er geſchrieben, nicht unterlaſſen würden, den König davon zu unterrichten. Das geſchah wirklich, und D. Juan ſelbſt hinterbrachte Philipp, was der Infant ihm vertraut hatte. Man glaubt, daß D. Carlos von dem Unglück der Niederländer gerührt geweſen; daß er von ihnen eingeladen worden, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, und daß ihm dieſer Plan gefallen habe, weil er ſeltſam und ungewöhnlich geweſen. Auch Philipp ſchien zu glauben, daß ſein Sohn nach den Niederlanden gehen wolle. Der Baron Montigny verlor darüber den Kopf. Ueberdies hatte der Infant oft ſehr ungeſtüm das Verlangen bezeigt, an der Regierung Theil zu nehmen, aber, zu eiferſüchtig auf ſein Anſehn, betrug ſich Philipp mit Kälte und Zurückgezogenheit gegen ihn, während er dem Herzog von Alba, Ruy Gomez de Silva, D. Juan von Oeſterreich und Spinola ſein Vertrauen ſchenkte. D. Carlos faßte daher gegen dieſe Männer eine unüberwindliche Abneigung. Unerträglich war es ihm, daß Alba die Statthalterſchaft von Flandern erhalten, die er für ſich erbeten hatte. Der Erbauer des Escurials, Louis de Foix, erzählt von D. Carlos Folgendes, was de Thou aufbehalten hat. Der Prinz hatte ſtets unter ſeinem Kopf-

kiſſen 2 bloße Schwerdter, 2 geladene Piſtolen, und neben ſeinem Bette mehrere Gewehre und einen Kaſten voll Schießpulver. Oft hörte man ihn klagen, daß ihm ſein Vater ſeine Braut geraubt. Am Weihnachtsabend beichtete er einem Prieſter, daß er beſchloſſen habe, einen Menſchen zu ermorden. Der Prieſter verweigerte ihm daher die Abſolution. Ein anderer Prieſter, der Prior des Kloſters von Atocha, entlockte ihm Aeußerungen, aus denen man erkannte, daß er gegen ſeinen Vater einen Anſchlag gefaßt habe. Nun ward die Beichte dem Könige hinterbracht, welcher ausrief: „Ich bin derjenige, den mein Sohn ermorden will; aber ich werde Maßregeln ergreifen, ihm zuvor zu kommen.“ So beſchloß Philipp, als König finſter und mißtrauiſch, als Vater unglücklich, aus Haß oder Furcht, Politik oder Aberglauben, den Untergang ſeines einzigen Sohnes, in welchem er nur einen, der Krone unwürdigen Verbrecher ſah. D. Carlos lag im tiefen Schlafe in der Nacht des 18. Jan. 1568, als der Graf Lerma zuerſt in ſein Zimmer trat, und ſämmtliche Waffen wegnahm. Darauf erſchien der König, welchem Ruy Gomez de Silva, der Herzog von Feria, der Großprior des Johanniterordens (Bruder des Herzogs von Alba) und mehrere Garde-Officiere und Staatsräthe vorausgingen. D. Carlos ſchlief ununterbrochen. Man weckte ihn; als er den König, ſeinen Vater, erblickte, rief er: „Ich bin des Todes;“ und indem er ſich an Philipp wandte: „Will Ew. Majeſtät mich umbringen? Ich bin nicht von Sinnen, aber in Verzweiflung bin ich über Alles, was man mit mir vornimt.“ Darauf beſchwor er mit Thränen alle Umſtehenden, ihm den Tod zu geben. „Ich bin nicht gekommen,“ antwortete der König, „euch umzubringen, ſondern als Vater euch zu züchtigen, und euch zur Pflicht zurückzuführen.“ Er befahl ihm aufzuſtehen, entzog ihm ſeine Bedienten, und ließ ein mit Papieren angefülltes Käſtchen, das unter dem Bette ſtand, in Beſchlag nehmen. Darauf übergab er den Prinzen dem Herzoge Feria und 6 Edelleuten zur Bewachung, und ſchärfte denſelben ein, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, und ihn weder ſchreiben noch mit Jemanden reden zu laſſen. Jene Wächter kleideten D. Carlos in Trauerkleider; man nahm die Tapeten, die Meublen und ſelbſt das Bette fort, und ließ nur eine Matratze zurück. D. Carlos, voll Wuth und Verzweiflung, hatte, die harte Winterkälte vorſchützend, ein großes Feuer anzünden laſſen; er ſtürzte ſich plötzlich in die Flammen, um darin zu erſticken. Nur mit Mühe zog man ihn heraus. Abwechſelnd verſuchte er, ſich durch Durſt, durch Hunger, durch übermäßigen Genuß von Speiſe zu tödten; er verſchluckte einen Diamant, um daran zu erwürgen. Nachdem Philipp ſich wegen ſeines Betragens bei dem Papſte und den mächtigſten Fürſten Europa's zu rechtfertigen geſucht, auch der hohen Geiſtlichkeit, den königl. Gerichtshöfen und Städten ſeines Reichs von dem Geſchehenen Nachricht gegeben hatte, trug er, (nicht der Inquiſition, ſondern) dem Staatsrathe, unter dem Vorſitze des Kardinals Espinoſa, der Staatsrath, Großinquiſitor und Präſident des Rathes von Caſtilien war, auf, über den Prinzen das Urtheil zu ſprechen. Dieſes Gericht ſoll, nach genauer Unterſuchnng und Abhörung vieler Zeugen, den Tod über ihn ausgeſprochen haben. Allein es iſt ungegründet, daß die Hinrichtung mittelſt einer vergifteten Suppe geſchehen ſei. Eben ſo irrig wird behauptet, daß ihm im Bade die Adern geöffnet, oder daß er erdroſſelt worden. Ferreras und andere ſpan. Geſchichtſchreiber erzählen, daß er, nachdem er das Sacrament mit vieler Frömmigkeit genom-

men, und ſeinen Vater um Verzeihung gebeten, an einem bösartigen Fieber geſtorben ſei. Nach Llorente unterzeichnete der König den 2. März den gerichtlich beſtätigten Befehl zur förmlichen Verhaftung des Prinzen, für welchen ſich der Papſt und alle Fürſten, an die Philipp geſchrieben, vorzüglich Kaiſer Maximilian II., umſonſt verwandt hatten. Die Vollziehung übertrug Philipp dem Ruy Gomez de Silva, Prinzen von Evoli. Der Prinz betrug ſich mit leidenſchaftlicher Unruhe. Er weigerte ſich hartnäckig zu beichten, lebte unordentlich, und der Zorn entzündete ſein Blut ſo ſehr, daß ſelbſt Eiswaſſer, deſſen er ſich täglich bediente, ihn nicht abkühlen konnte. Er ließ eine Menge Eis in ſein Bette legen, ging nackt und barfuß auf den Zimmerplatten umher, und nahm im Juni eilf Tage lang nichts als Eiswaſſer zu ſich. Nun beſuchte ihn der König, und ſagte ihm einige tröſtende Worte, worauf der Prinz mehr Speiſe genoß, als ihm dienlich war. Dies zog ihm ein bösartiges Fieber zu. Unterdeſſen leitete D. Diego Bribiesca de Mugnatones, Mitglied des Raths von Caſtilien, den Prozeß. Der Prinz erhielt davon nicht die geringſte gerichtliche Anzeige. Im Juli faßte Mugnatones aus den Zeugenausſagen und den weggenommenen Papieren des Prinzen einen Bericht an den König ab, des Inhalts, daß D. Carlos, weil er einen Vatermord beſchloſſen und die Herrſchaft Flanderns durch einen Bürgerkrieg ſich habe verſchaffen wollen, des Majeſtätsverbrechens für überführt zu achten ſei, daß es jedoch von dem Souverän abhange, ob er den Kronprinzen nach den allgemeinen Geſetzen des Königreichs richten laſſen wolle. Darauf erklärte Philipp, daß ihm ſein Gewiſſen als König nicht erlaube, von den Geſetzen in Anſehung des Prinzen, welcher bei ſeiner Laſterhaftigkeit des Throns gänzlich unwürdig ſei, eine Ausnahme zu machen. Er glaube, da bei der zerrütteten Geſundheit des Prinzen keine Rettung zu hoffen ſei, daß es gut wäre, keine Sorgfalt auf ihn zu wenden; ſondern ihn ſoviel eſſen und trinken zu laſſen, als er wolle, was ſeinen Tod herbeiführen würde. Nur ſolle man ihn von der Unvermeidlichkeit ſeines Todes überzeugen, damit er beichte und ſein ewiges Heil ſicher ſtelle. Die Prozeßacten erwähnen von dieſem Entſchluſſe des Königs nichts. Es ward kein Urtheil geſchrieben, noch unterzeichnet, und der protocollirende Secretär, Pedro del Hoyo, bemerkt in einer Note: „daß das gerichtliche Verfahren ſo weit gediehen geweſen, als der Prinz an einer Krankheit geſtorben, weßhalb es zu keinem Urtheilsſpruch gekommen ſei.“ Damit ſtimmen ſchriftliche Nachrichten von andern Perſonen, die im Palaſte des Königs angeſtellt waren, überein. In Folge jener Erklärung des Königs hielten der Kardinal Eſpinoſa und der Prinz von Evoli es für rathſam, den Tod des Infanten dem Fortgange ſeiner Krankheit zu überlaſſen. Dem Leibarzte des Königs, Olivarez, der den Prinzen behandelte, ward dieſe Anſicht von dem Prinzen von Evoli eröffnet. Er verordnete darauf den 20. Juli dem Kranken eine Arznei, nach welcher die Krankheit tödtlich zu werden ſchien, und rieth nun dem Infanten, ſich durch das Sacrament auf den Fall des Todes vorzubereiten. Dies that D. Carlos den 21. Juli, und bat durch ſeinen Beichtvater den König, ſeinen Vater, um Verzeihung. Philipp ließ ihm dieſe und ſeinen Segen zuſichern; darauf nahm D. Carlos das Abendmahl, und machte ſein Teſtament. Sein Todeskampf währte den 22. und 23. Juli fort. Der Prinz hörte dabei mit Ruhe die Gebete der Geiſtlichen an. In der Nacht zum 24. begab ſich der König zu ihm, und gab ihm, ohne von ihm

Digitized by Google

erkannt zu werden, seinen Segen, worauf er weinend fortging. Bald darnach, den 24. Juli 1568, um 4 Uhr Morgens, starb D. Carlos. Er wurde seinem Stande gemäß, jedoch ohne Leichenrede, im Dominikaner-Nonnenkloster El Real zu Madrid begraben. Die tugendhafte Königin Elisabeth starb am 23. Oct. dess. Jahres an einer zu frühzeitigen Entbindung, und nicht an Gift, wie Philipps Feinde behaupteten. Philipp II. ließ die Prozeßacten 1592, in einem Kästchen verschlossen, in dem königl. Archive zu Simancas niederlegen. Das traurige Schicksal des Don Carlos hat mehrern tragischen Schriftstellern zum Stoffe gedient; wir nennen die Arbeiten Schiller's, Alfieri's, Otway's und Campistron's. K.

Carlowitz, offene Stadt an der Donau, im slavonischen Militärdistrict, wo 1699 zwischen dem Kaiser, Polen, Rußland, Venedig und den Türken, unter englischer und holländ. Vermittelung, der carlowitzer Friede geschlossen wurde. S. Friedensschlüsse.

Carlsbad im Königreich Böhmen, ist einer der berühmtesten Badeorte Europa's. Es liegt in einer gebirgigen, romantisch schönen Gegend, in einem engen, tiefen Thale, an beiden Seiten des Flusses Tepel. Kaiser Carl IV. soll, als er einst hier jagte, die warmen Quellen im J. 1358 entdeckt haben, indem er, dem Geheul eines Jagdhundes folgend, denselben in die Quelle versunken angetroffen. Peter Baier, sein Leibarzt, verordnete nun seinem Herrn, der an einem hartnäckigen Fußübel litt, den Gebrauch dieses Wassers, welches das Uebel sogleich hob. Von dieser Zeit an erhielt der Quell den Namen Kaiser Carls Bad. Sehr bald soll nun der Kaiser, an eben der Stelle, wo jetzt der Stadtthurm steht, ein Schloß gegründet haben, um welches her man sich nach und nach anbaute. Die Stadt hat jetzt 450 Häuser mit 2510 Einwohnern. Die Kirche ist hell und wohlgebaut. Das Schauspielhaus ist nach dem zu Mannheim aufgeführt. Das sächsische und böhmische Ballhaus, so wie das polnische Haus beim Schloßbrunn, zeichnen sich durch geschmackvolle Säle aus, wo sich oft glänzende Cirkel bilden. Man verfertigt hier mancherlei vorzüglich schöne Waaren aus Stahl, Eisen, Zinn, Blech, Holz u. s. w. sogenannte Carlsbader Waare, die besonders von den Brunnengästen gekauft, und auch sonst ausgeführt wird. Die hier befindlichen heißen Quellen sind: der alte und neue Sprudel, der Neubrunnen, der Mühlbrunnen, der Bernhardsbrunnen und der Theresienbrunnen. Die nächsten Spaziergänge gehen nach Klein-Versailles, in einem abgeschiedenen Wiesengrunde gelegen; oder nach dem Hirschensprung, der in röthlichen Granitmassen über der Stadt anfängt; oder nach Findlater's Spitzsäule und Tempel, dem Belvedere, dem Choteckischen Wege, der Vier-Uhr-Promenade und dem Posthof, einem öffentlichen Orte vor Carlsbad, dem kein anderer dieser Stadt an die Seite gesetzt werden kann. In seiner Nähe herum gibt es eine Menge angenehmer Plätze, wie die Dichterbank, Antons Ruhe, der Sitz der Freundschaft. Von hier aus nach der Stadt hin gelangen wir über die Carlsbrücke zum Dorotheentempel, und weiterhin zum carlsbader Säuerling, einem zwar nicht benutzten, aber doch trefflichen Sauerbrunnen, den stets eine 4 bis 6 Zoll hohe Schicht Luftsäure deckt. Hinter dem Kreuz an der Wiese ist noch die Marianens Ruh, mit einer schönen Aussicht. Am andern Ufer der Tepel erhebt sich der Dreikreuzberg, mit der schönen Aussicht auf das lange, ferne Erzgebirge und in das ganze Bergland um Carlsbad her. Von hier kann man durch schöne Buchen- und Fichtenwaldung nach dem Bergwirths-

Hause kommen, von welchem eine treffliche Kunststraße herab nach Carlsbad führt. — Seit 1821 hat die zuerst in Dresden ausgeführte Anstalt des künstlichen Carlsbads, oder der künstlichen Nachahmung des carlsbader Mühlbrunnen, Neubrunnen und Sprudels große Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt, und ist von dem Erfinder, Hrn. D. Struve auch bereits 1822 in Leipzig eine ähnliche Anstalt errichtet worden.

Carlsruhe, Residenz und Hauptstadt des Großherzogthums Baden, wurde 1715 angelegt, indem zuerst der Markgraf Carl Wilhelm von Baden-Durlach auf diesem Platze ein Lust- und Jagdschloß erbaute, um welches herum sich nach und nach mehrere Menschen ansiedelten; besonders nachdem er es zu seiner beständigen Residenz erwählt hatte. Ihre Entstehung verdankt sie gewissermaßen dem störrischen Eigensinne der damaligen Bürger Durlachs, die sich, zu Behauptung vermeinter Gerechtsame, den Verschönerungs-, noch mehr aber den Erweiterungsplane des Markgrafen widersetzen. Die Stadt zählt bereits 1100 Häuser und 17,000 Einwohner. Sie liegt in einer schönen Ebene, anderthalb Stunden westlich vom Rheine, am ansehnlichen, größtentheils aus Eichen und Buchen bestehenden Hartwalde. Die Stadt nimt einen Theil der Zirkelfläche ein, welche durch die vom mittlern Thurme des Schlosses ausgehenden Alleen beschrieben wird. Achte derselben sind bebaut, und machen daher die neun Straßen des nördlichen Theils der Stadt aus, in welchen allen man den Thurm erblickt. Diese 9 Straßen fangen in gleich weiter Entfernung vom Schlosse an, bilden dadurch einen Zirkel, welcher mit lauter gleich hohen und mit Arkaden versehenen Häusern verziert ist, deren Vorderseite sich gegen das Schloß richtet, und gehen bis zur Haupt- oder Langenstraße, als der ursprünglichen Grenzlinie des Umfangs der Stadt. Jetzt sind diese neun nördlichen Straßen auf der südlichen Seite weiter verlängert, und von andern Straßen durchschnitten, die in gleicher Richtung mit der Haupt- oder Langenstraße laufen. Carlsruhe zeichnet sich vor vielen Städten vortheilhaft aus durch die Regelmäßigkeit seiner Anlage und Häuser, welche alle nach einem gewissen Muster erbaut werden müssen, durch die sehr breiten, erleuchteten und auf beiden Seiten mit beplatteten Fußwegen versehenen Straßen und durch die schönen Thore, worunter besonders das ettlinger Thor ein Muster erhabener und geschmackvoller Bauart ist. Unter den fünf öffentlichen Plätzen sind der Residenz- oder Schloßplatz mit vierfachen Baumreihen, und der neu angelegte Marktplatz mit hohen, ganz neuen Häusern umgeben, die schönsten. Das Schloß des Großherzogs ist im altfranzösischen Style erbaut, und besteht aus dem Hauptgebäude und zwei Flügeln. Gleichlaufend mit den letztern befinden sich auf der einen Seite die Orangerie- und Gartengebäude, und auf der andern die Gebäude für den Marstall, die Reitschule und die Wagenremise. Die neue evangelische Kirche, welche 1807 angefangen wurde, ist ein im ächt römischen Style aufgeführtes Gebäude. Die neue katholische Kirche wird von oben erleuchtet, und hat eine 100 Fuß weite und eben so hohe Kuppel. An dem Haupteingange der Kirche bilden acht ionische Säulen einen Porticus. Auch das hochberg'sche Schloß und das Hoftheater, welches 2000 Zuschauer faßt, gehören zu den vorzüglichsten Gebäuden der Stadt. Unter den Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen sind die 70,000 Bände starke Hofbibliothek, das großherzogl. Antiquitäten- und Münz-, das physikalische-, das Naturaliencabinet und die Gemälde- und Kupfer-

stichsammlung bemerkenswerth. Der botanische Garten ist ein Werk des vorletzt verstorbenen Großherzogs, und enthält, ohne die Variationen, über 6000 Sorten Pflanzen. Alle zur Stadt führenden Landstraßen sind mit Baumreihen besetzt, unter welchen sich die von Durlach kommende, eine ganze Stunde in gerader Richtung fortlaufende, besonders durch die Größe und Schönheit ihrer italienischen Pappeln auszeichnet. Mehrere Fabriken und gute Unterrichtsanstalten, als ein Gymnasium, ein Schullehrer-Seminarium, eine Cadettenschule, ein Taubstummen-Institut, eine Zeichenschule ꝛc. befinden sich in Carlsruhe.

Carmagnole hieß in der ersten Zeit der französischen Republik ein Tanz und ein dazu gehöriges Lied. Die Benennung rührt wahrscheinlich von der Stadt Carmagnole in Piemont her. Der Tanz entstand zur Zeit der Erbitterung des Volkes gegen das dem Könige verliehene Veto wider die Beschlüsse der Nationalversammlung und der Ermordung der Schweizergarden. Bei Volksfesten, Hinrichtungen und Ausbrüchen der Volkswuth ward die Carmagnole gewöhnlich gesungen oder getanzt. — Später wurde der Name auch auf die Nationalgarde, die Kleider von gewissem Schnitt trugen, auf schwärmerische Anhänger der Revolution, angewandt, und manche Mitglieder des National-Conventes, z. B. Barrere, nannten leichtfertig ihre Mittheilungen an die Versammlung so. — Petits carmagnoles heißen in Paris Schornsteinfeger- und Schuhputzerbuben, meist Savoyarden, vermuthlich von der erwähnten Stadt.

Carmel (Karmel), ein Gebirge des Libanon in Palästina an der südl. Grenze von Galiläa, im Paschalik Acca. Es besteht aus mehreren, von fruchtbaren, auch jetzt bewohnten Thälern unterbrochenen, reichbewaldeten Bergen, in einem Umfange von 6 Meilen, und geht am Ausflusse des Kischen in eine anmuthige Ebene aus, welche die südliche Küste des Meerbusens von Ptolemais oder Acca am Mittelmeere bildet. Auf seinen Höhen sind Ruinen von Kirchen und Klöstern aus der Zeit des christlichen Königreichs Jerusalem und eine Höhle, die, der Sage nach, der Prophet Elias bewohnte. Seit dem 4. Jahrh. hatten christl. Einsiedler sich den Karmel zum Aufenthalt gewählt, doch erst um die Mitte des 12. Jahrh. stifteten Pilger unter Leitung Bertholds aus Calabrien die Vereinigung zum Eremitenleben auf diesem Gebirge, welcher der Patriarch von Jerusalem, Albrecht, 1209 eine, mit der alten Basilianischen meist übereinstimmende Regel und Honorius III. 1224 die päpstliche Bestätigung gab. Dies ist der wahre Ursprung des Ordens U. L. Fr. vom Berge Karmel oder der Karmeliter. Diese Mönche selbst schreiben jedoch ihre Stiftung dem Propheten Elias zu, um sich den Vorzug eines in seiner Art einzigen Alterthums zu geben. Nach ihrer Meinung gehörtem ihrem Orden alle Propheten und heil. Männer des alten Testaments von Elias bis auf Jesum, Pythagoras und die gallischen Druiden an; die Rechabiten, Essener und Pharisäer sollen Tertiarier, die heil. Frauen des N. T. mit der h. Jungfrau Maria Nonnen, und die Einsiedler des christl. Alterthums ächte Glieder ihres Ordens gewesen sein. Auch Christum machen sie zum besondern Beschützer desselben, wo nicht gar zum Karmeliter und seine Apostel zu Missionärs vom Berge Karmel. Diese unsinnigen Behauptungen hat der Jesuit Papebroch widerlegt, und die gelehrte Welt längst für Fabeln erklärt. Dennoch blieben die Karmeliter dabei, und durften noch unter Benedict III. im 18. Jahrh. die Statue des Propheten Elias, als ihres Stifters, in der Peters-

kirche zu Rom aufſtellen. Zwiſchen 1238 bis 1244 haben ſie, von den Saracenen verdrängt, ſich nach Europa verpflanzt, und 1247 eine mildere Regel angenommen, die ſie zum Kloſterleben berechtigte. Ihre anfangs weiß und braungeſtreiften Mäntel vertauſchten ſie 1287 mit ganz weißen, unter denen ſie ſonſt ſchwarze, ſeit der Mitte des 15. Jahrh. aber kaſtanienbraune Kutten trugen. Der Karmeliterorden zerfiel bei ſeiner weiten Ausbreitung durch innere Streitigkeiten in 4 von einander unabhängige Körperſchaften. 1) Den Hauptſtamm machen die beſchuheten Obſervanten nach der im 15. Jahrh. auf's neue gemilderten Regel aus, zu denen die von der ſtrengen Obſervanz in Frankreich und Italien und die 1462 von dem General Sereth geſtifteten Karmeliterinnen gehören. Sie hatten im 18. Jahrh. 38 Provinzen in der kathol. Chriſtenheit und, nach ihrer eigenen, ſehr übertriebenen Angabe, 7050 Klöſter mit 180,000 Religioſen beiderlei Geſchlechts. 2) Die 1433 von den Obſervanten geſchiedene und durch weiße und runde Hüte ausgezeichnete Congregation von Mantua mit 45 Mönchs- und wenigen Frauenklöſtern. 3) Die Barfüßer und Barfüßerinnen oder Thereſianerinnen in Spanien, welche, 1562 von der h. Thereſia geſtiftet, 1593 von den Obſervanten unabhängig wurden und im 18. Jahrh. zu 6 Provinzen mit über 2000, meiſt weiblichen, Religioſen angewachſen waren. 4) Die Barfüßer in Italien, welche ſich 1600 von den ſpaniſchen trennten und im 18. Jahrh. 17 Provinzen in Italien, Frankreich, Deutſchland, Flandern, Polen und Aſien mit 8000 Mönchen und Nonnen hatten. Ihnen gehörte die h. Maria Magdalena von Pazzi an. Dieſe beiden Barfüßer-Congregationen folgen der älteſten ſtrengen Regel mit neuen Verſchärfungen, z. B. Faſten, Stillſchweigen, und unterhalten in jeder Provinz eine Einſiedelei zur Uebung in der vollkommneren Eremitenheiligkeit. Faſt in keinem Orden wurden die Selbſtpeinigungen und unerhörten Proben des blinden Gehorſams gegen die Obern weiter getrieben, als bei dieſen Barfüßern, welche darum auch die Auserwählten unter den Karmelitern zu ſein glauben. Jede dieſer vier Körperſchaften hat ihren eigenen, unmittelbar vom Papſte abhängigen General. Nur einige Klöſter der Karmeliterinnen ſtehen unter den Biſchöfen. Die Barfüßerinnen in Frankreich hatten ſeit 1661 ihren eigenen ſelbſt erwählten Obern. Die Vorrechte der Bettelorden und den 1287 eingeführten Gebrauch des Scapuliers U. L. Fr., welches 6 Zoll breit über Bruſt und Rücken herabhängt und von grauer Wolle zu ſein pflegt, haben alle Karmeliter mit einander gemein. Sie ſchreiben dieſem Scapulier wundervolle, beſeligende Kräfte zu, und errichteten ihm zu Ehren eine Scapulierbrüderſchaft, der diejenigen Laien angehören, die es tragen und den Orden vor andern begünſtigen. Im gleichen Verhältniſſe zu den Karmelitern ſteht die Erzbrüderſchaft U. L. Fr. vom Berge Karmel zu Rom. Am engſten iſt ihnen ihr dritter Orden verbunden, der 1476 entſtand und ſehr leichte Regeln beobachtet. Die Glieder deſſelben ſind, wie die Tertiarier andrer Orden, zu gewiſſen Faſten, Gebeten und zum Gehorſam gegen den General der Congregation verbunden, zu der ſie ſich halten. Der von Heinrich IV. in Frankreich errichtete Ritterorden U. L. Fr. vom Berge Karmel und des heil. Lazarus hing mit den Karmelitern nur durch den Namen zuſammen. Da die Lebensart dieſer letztern jede gemeinnützige Thätigkeit ausſchloß, wurde ihnen bei den Maßregeln der Regierungen gegen die müßigen Orden die Annahme von Novizen unterſagt und nur in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika ha-

Digitized by Google

ben sie sich bis jetzt unverändert erhalten. In Paris, wo die vornehmen Damen ihre Bußübungen sonst am liebsten bei den Karmeliterinnen anstellten, besteht seit 1817 wieder ein Frauenkloster dieses Ordens unter höchstem Schutz. Das gegenwärtige Schicksal der Mission in Persien, welche die italienischen Barfüßer unternommen hatten, ist unbekannt. E.

Carmer (Joh. Heinr. Casimir, Graf v.), königl. preuß. Großkanzler, Justizminister, königl. Commissär bei der pommerschen, ost- und westpreuß. Landschaft in Berlin, Ritter des schwarzen Adlerordens ꝛc., hat sich durch seine Verdienste um die preußische Rechtsverfassung unsterblich gemacht. Er war 1721 in der Grafschaft Sponheim geboren, trat nach vollendeten Studien in preußische Staatsdienste, ward bald von Friedrich dem Großen bemerkt, und bis zum Großkanzler und Staats- und Justizminister erhoben. Thätigkeit, Festigkeit, Umsicht in den Geschäften und ein hoher Gerechtigkeitssinn bezeichneten seine Amtsverwaltung. Ihm dankt Preußen, unter vielen andern nützlichen Veranstaltungen, besonders die Einrichtungen der ritterschaftlichen Creditsysteme, die Verbesserung der Gerichtsverfassung in ihrem ganzen Umfange, die zweckmäßigere Form der Civilprozesse und vor Allem die Abfassung des allgemeinen Landrechts, das in vieler Hinsicht ein Muster ist. S. Landrecht (Preuß.) Nach funfzigjährigen ruhmvollen Diensten zog sich Carmer auf sein Gut Rützen bei Glogau zurück, und starb daselbst 1801.

Carmin ist das mit einem erdigen oder metallischen Oxyd verbundene rothe Pigment der Cochenille oder der Lackschildlaus. Sie nimt am liebsten ihren Sitz auf Cactuspflanzen. Da die Schönheit dieser theuern Farbe nicht allein in Folge des angewandten Verfahrens, sondern auch des quantitativen Verhältnisses der Zuthaten sehr modificirt wird: so hat man über die Bereitung des künstlichen Carmins höchst abweichende Vorschriften. Diejenigen Fabriken, welche den besten Carmin bereiten, verhehlen ihre Methode als ein Fabrikgeheimniß; Neuspanien hat die beste natürliche Cochenille.

Carmontelle, franzöſ. Dichter, bekannt durch seine Proverbes dramatiques, war 1717 zu Paris geboren und starb daselbst 1806. Er war Vorleser und Ordonnateur der Fêtes bei dem Herzoge von Orleans gewesen. Die Grundlage dieser kleinen Stücke ist im Ganzen sehr locker, und man darf weder einen künstlichen Knoten, noch eine gehörige Entwickelung darin suchen, nichts als eine Folge dramatischer Scenen. Diese kleinen Lustspiele sind jedoch äußerst brauchbar für Gesellschaftstheater, und manche dramatische Dichter haben sie als eine reiche Fundgrube vielfach benutzt. Die Fruchtbarkeit Carmontelle's war eben so außerordentlich, als seine Leichtigkeit. Außer dem, was gedruckt ist, behauptet man, habe er Handschriften zu mehr als hundert Bänden hinterlassen. Er besaß auch das Talent zu malen. Fast alle berühmte Personen seiner Zeit hat er abgebildet; auch malte er eine Art Transparente, die 100 und mehr Fuß lang waren, und wie sie sich nach und nach abrollten, eine Folge von Scenen zeigten. Außer verschiedenen andern Werken und Theaterarbeiten sind zwei Sammlungen seiner dramatischen Sprichwörter, zusammen 10 Bände, im Druck erschienen.

Carmosiren oder Carmusiren, von dem schwedischen Worte Karm, Rand, heißt, einen größern Edelstein mit kleineren einfassen.

Carnationen in der Malerei (s. Nacktes).

Carneades (Karneades) v. Cyrene, Stifter der neueren oder dritten Akademie, war gegen das J. 129 v. Chr. Geb. geboren, und lebte 90 Jahre zu ſeinem Unglück ohne Wahrheit zu finden. Dieſer Stifter der dritten Akademie ſtützte ſeine dialektiſche Weisheit auf die ſonderbare Theorie „man könne die Wahrheit nicht erkennen.“ War das richtig, ſo war es ſehr müßig, eine ſolche Spitzfindigkeit, die nur einer Klaſſe müßiger Ideologen intereſſant ſcheinen konnte, erſt zu einem gelehrten Dogma zu erheben, das zu den Verirrungen gelehrter Köpfe einen Beitrag lieferte. Doch war dieſer Ideolog ſo beſcheiden, den ſogenannten Weiſen zu erlauben, in gewiſſen Fällen zu vermuthen, nur ſolle man nie abſprechen. Es war eine Spielerei eines Mannes, der Behagen fand, das Abſprechende andrer ſogenannten Weltweiſen ſeiner Zeit, und beſonders die finſtre Moral der Stoiker und die Wortklauberei der Peripatetiker lächerlich zu machen. Als Griechenlands beſſere Köpfe nach der Unterdrückung ihrer Nation als Staat, ſich nicht mehr mit Gegenſtänden beſchäftigen konnten, die ihr Volk als Volk anſprachen: ſo ſank ihre, in eine enge Sphäre eingeſchränkte Unterſuchungsfreiheit zur Ideologie herab. Was wir vom Syſtem dieſes Ideologen wiſſen, ſtammt beſonders von ſeinem Schüler Klitomachus ab. Er ſelbſt ſoll nie über ſein unlogiſches Syſtem geſchrieben haben, woran er ohne Zweifel ſehr wohl that. Cicero, der ſich nur zu ſehr in ſeinen Anſichten der gelehrten Ideologie hingab, hat in ſeinen Schriften als Freund der Stoa, dieſen Gegner ſeiner Stoiker hie und da zu widerlegen geſucht. Die Athener hatten einmal den Karneades mit ein Paar andern Philoſophen als Geſandte nach Rom geſandt. Cato der Große, der mit ſeinem geraden Sinn en der Dialektik, der Krankheit ſeiner Zeit, wenig Behagen fand, die Roms Jugend anzuſtecken ſchien, als jene Sophiſten das Widerſinnigſte wahrſcheinlich machen zu können behaupteten, gab dem Senat den weiſen Rath, dieſe Sophiſten baldmöglich nach Griechenland zurückzuſchicken.

Carneval, Faſching, ſ. Faſtnacht. Vorzüglich berühmt ſind in Italien das Carneval zu Venedig und das zu Rom. Das Carneval zu Venedig fängt allemal nach Weihnachten an; die Luſtbarkeiten ſind Schauſpiele, Redouten, die Vergnügungen des Marcusplatzes, und bisweilen, bei Beſuchen großer Fürſten, noch eine Regatta, oder ein Wettrennen in Böten. Nach dieſem gab es in Venedig noch ein zweites Carneval, die venetianiſche Meſſe, welche auch das Himmelfahrts- und Bucentaurenfeſt hieß, weil es gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfing, und weil man die Feier der Vermählung des Doge mit dem adriatiſchen Meere damit verbunden hatte. Es dauerte 14 Tage; jedoch durften keine Charaktermasken, ſondern blos venetianiſche Domino's, getragen werden. Das Carneval zu Rom, von welchem uns Göthe eine treffliche Beſchreibung geliefert hat, dauert nur acht Tage, und beſteht vorzüglich in Maskeraden und Wettrennen.

Carnies, ſ. Säule.

Carnot (Lazare Nicolas Margaretha), geboren zu Nolay in Burgund 1753 aus einer niedern Bürgerfamilie. Sein unvermögender Vater war Advocat. Der Sohn zeigte von Kindheit an ein ſeltenes Talent für Mathematik und militäriſche Wiſſenſchaften, ward frühzeitig in dem Geniecorps angeſtellt, erwarb ſich ausgebreitete Kenntniſſe, und ſtieg unter Begünſtigung des Prinzen von Condé. Nachher gab er mathematiſche Verſuche heraus, die ſeine Aufnahme in mehrere gelehrte Geſellſchaften bewirkten; ſeine Lobrede auf Vau-

Digitized by Google

dan wurde von der Akademie zu Dijon gekrönt. Zu Anfange der Revolution war er Ingenieurhauptmann. Er wurde (1791) zum Abgeordneten bei der gesetzgebenden Versammlung ernannt, nahm aber anfangs nur an den militärischen Angelegenheiten Theil. Auf seinen Vorschlag wurden die adeligen Officiere verabschiedet, und bürgerliche dagegen angestellt. Als Mitglied des Convents stimmte er für Ludwigs Tod, ward darauf im Monat März zur Nordarmee gesandt, wo er auf dem Schlachtfelde den feigen General Gratien absetzte, sich selbst an die Spitze des Heers stellte, und die Feinde zurück trieb. Bei seiner Rückkehr in den Convent ward er Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, der unter dem Namen des Convents die Regierung führte. Jetzt nahm Carnot's großer Einfluß auf die militärischen Unternehmungen seinen Anfang. Im Besitze aller Plane, welche in den Archiven Ludwigs XIV. niedergelegt waren, leitete er die französ. Heere, und es ist nicht zu leugnen, daß seine Anordnungen zu ihren Siegen beigetragen haben. Er ward nach Robespierre's Sturz mehrmals angeklagt, aber immer freigesprochen. Bei der Errichtung des Directoriums 1795 ward Carnot Mitglied desselben, und erhielt einige Zeit einen ziemlichen Einfluß; er ließ sich aber von Barras die Leitung des Kriegsministeriums nehmen, und ward seitdem sein Gegner. Sein Plan, Barras zu stürzen, mißlang, und er wurde, nebst andern, am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) zur Deportation verurtheilt. Er floh nach Deutschland, und gab eine Rechtfertigungsschrift heraus, die in Paris mit Begierde gelesen wurde und durch die Aufdeckung der Schändlichkeiten seiner ehemaligen Collegen, den Sturz derselben 30. Prairial (18. Juni) 1799 beförderte. Nach dem 18. Brumaire wurde Carnot zurückberufen und zum Musterinspector (Inspecteur aux Revues), und zwei Monate darauf, April 1800, zum Kriegsminister ernannt. Er zog sich zwar bald in den Schooß seiner Familie zurück, ward jedoch den 9. März 1802 zum Tribunat berufen. Dieselbe Unbeugsamkeit der Grundsätze, welche ihn zeither ausgezeichnet, verleugnete er auch hier nicht, trat mehrere Male den Absichten der Regierung entgegen, stimmte als der Einzige gegen das lebenslängliche Consulat, und erhob sich hauptsächlich gegen den Vorschlag der Kaiserwürde. Dennoch blieb er im Tribunat bis zu dessen Aufhebung, lebte nachher 7 Jahre als Privatmann, und gab mehrere gehaltvolle militärische Werke heraus. 1814 übertrug ihm Napoleon den Oberbefehl in Antwerpen. Er verband die tapferste Vertheidigung mit der sorgfältigsten Schonung der Stadt, die er hernach, auf Befehl Ludwigs XVIII. dem engl. General Graham übergab. Er behielt zwar seine Titel und Würden, konnte aber, als ein bedeutender und strenger Republikaner, die Gunst des Hofes nie erlangen, und zwar um so weniger, als er in einer Denkschrift an den König das herrschende System offen und heftig tadelte; weshalb er auch bei der neuen Einrichtung der Akademie der Wissenschaften übergangen ward. Als Napoleon 1815 wieder die Zügel der Regierung faßte, machte er Carnot zum Grafen und Pär des Reichs, und drang ihm das Ministerium des Innern auf. Carnot verwaltete diesen schwierigen Posten mit seiner gewohnten Rechtlichkeit. Nach des Kaisers zweitem Sturze ward er Mitglied der provisorischen Regierung von Frankreich, und war hernach der Einzige von den Mitgliedern derselben, welche in die Verordnung vom 24. Juli begriffen wurden. Er ging zuerst nach Cerney, wo er sich mit politischer Schriftstellerei beschäftigte, dann 1815 mit seiner Familie nach Warschau, von da aber

nach Magdeburg, wo er noch lebt. S. die Corresp. de Nap. Buonap. av. le Cte Carnot, pend. les 100 jours. Par. 1819, und Carnot's Leben von Körte.

Caro (Annibale), einer der berühmtesten italienischen Schriftsteller des 16. Jahrh., war 1507 zu Citta-Nova in der Mark Ancona geboren. Lodovico Gaddi, ein reicher Florentiner, bestellte ihn zum Lehrer seiner Kinder, nachher zu seinem Secretär, und verschaffte ihm ansehnliche Pfründen. Nach Gaddi's Tode, 1543, trat er mit demselben Titel in die Dienste von Pietro Lodovico Farnese, welchen 1545 sein Vater, Papst Paul III., zum Herzoge von Parma und Piacenza erhob. Die Gunst dieser Familie verschaffte Caro bald die Mittel, seiner Liebhaberei für Antiken und Münzen Genüge zu leisten. Er brachte eine bedeutende Sammlung derselben zusammen. Die toscanische Sprache war sein Hauptstudium, und der Ruf seiner reinen und zierlichen Schreibart in Versen und in Prosa verbreitete sich durch ganz Italien. Der Herzog übertrug ihm mehrere Botschaften an Kaiser Carl V.; doch ging Caro damit um, einen Dienst zu verlassen, den ihm die Launen und Laster des Fürsten verleideten, als dieser zu Piacenza ermordet ward. Er selbst war in Gefahr, flüchtete nach Parma, und ward von dem neuen Herzoge, Ottavio Farnese, mit Freundschaft aufgenommen. Die beiden Kardinäle Ranuccio und Alessandro, Brüder Ottavio's, ernannten ihn nach einander zu ihrem Secretär, und in des Letztern Diensten stand er von 1548 bis an seinen Tod, 1566. Schon alt und seit lange vom Podagra gequält, verließ er Parma und begab sich nach Rom, das er nur in der schönen Jahreszeit mit Frascati vertauschte. Seine Uebersetzung der Aeneide in reimlosen Versen ist vortrefflich. Nach seinem Tode erschien von ihm außer der Eneide eine Uebersetzung des Longus und der Rhetorik des Aristoteles, ferner Rime und Lettere. Wie seine Gedichte sich durch Eleganz auszeichnen, so sind seine Briefe Muster einer schönen italienischen Prosa.

Carolina, s. Halsgerichtsordnung.

Caroline Amalie Elisabeth, Königs Georg IV. von Großbritannien und Hannover Gemahlin, zweite Tochter des in der Schlacht bei Auerstädt tödtlich verwundeten Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Prinzessin Auguste von England, Georgs III. Schwester, ward geboren den 17. Mai 1768. Als Gemahlin des Prinzen von Wallis (den 8. April 1795) erhielt sie vom Parlamente ein Einkommen von 50,000 Pfd. Einige Monate nach der Geburt der Prinzessin Charlotte, ihrer Tochter (7. Jan. 1796), führten Zwistigkeiten sehr zarter Art eine Trennung von ihrem Gemahl herbei. Der Prinz schrieb nämlich an seine Gemahlin den 30. April, daß, da ihre Neigungen nicht übereinstimmten, sie den nähern Umgang mit einander vermeiden wollten; selbst dann, wenn ein Unfall seine Tochter beträfe. Die Prinzessin antwortete ihm den 6. Mai, daß sie den Bedingungen, die er selbst, nicht sie, mache, sich unterwerfe; daß sie aber, damit es nicht scheine, als ob sie die Trennung gewollt, seine Erklärung und ihre Antwort dem Könige vorlegen müsse, weßhalb sie eine Abschrift ihres Briefes an den König ihm mittheile. In dieser Entfernung lebten sie zehn Jahre, als 1806 Gerüchte, welche für die Prinzessin beleidigend waren, den König veranlaßten, gewisse, ihm vom Prinzen von Wallis mitgetheilte Bemerkungen über eine angebliche Verbindung der Prinzessin mit dem Capitän Manby und dem Admiral Sir Sidney Smith — man sprach

sogar von einem Knaben, der ihr Sohn sei — untersuchen zu lassen. Diese „delicate investigation," wie man sie nannte, ward dem Lord-Kanzler, Lord Grenville, Lord Erskine, Grafen Spencer und Lord Ellenborough aufgetragen. Sie hörten eine Menge Zeugen, darunter selbst den Herzog von Kent, ab, und ihr Ausspruch war, die Prinzessin sei weder schwanger gewesen, noch niedergekommen; der Knabe Billy Augustin aber, den sie erziehe, sei das Kind einer armen Frau von Deptford; doch glaubten die Commissarien dem Könige bemerken zu müssen, daß das Betragen der Prinzessin nicht frei von Unbedachtsamkeiten genannt werden könne. Herr Perceval, der an der Spitze der Opposition stand, schrieb zur Vertheidigung der Prinzessin eine Schrift über das ganze Verfahren; als er aber in das Ministerium kam, wurden sowohl die Untersuchungsschriften als dieses Buch selbst unterdrückt. Um jedoch die Unschuld der Prinzessin anzuerkennen, machte ihr der König zu Blackheath einen förmlichen Besuch, zeichnete sie auch sonst öffentlich aus. Dasselbe thaten die Prinzen, ihre Schwäger. Sie erschien bei Hofe und in der Oper, in Begleitung eines ihrer eifrigsten Vertheidiger, des Herzogs von Cumberland. Auch bestätigte, unter Perceval's Ministerium, eine Entscheidung des Geheimenraths nicht nur die Freisprechung der Prinzessin, sondern erklärte noch überdies, daß die Zeugen, welche ihren Handlungen Unbedachtsamkeit Schuld gegeben, kein Vertrauen verdienten. Ein großer Theil der Nation freute sich, daß die Prinzessin eine Anklage siegreich niedergeschlagen habe, die, wie es hieß, vorzüglich Sir John und Lady Douglas veranlaßt hätten; diesem Gerücht widersprach jedoch Lord Erskine durch einen Brief, den er an Lady Douglas schrieb. Die Trennung dauerte fort, ohne weitere gegenseitige Störung, bis die Prinzessin sich den 14. Jan. 1813 schriftlich bei dem Prinzregenten beklagte, daß die Besuche, die sie von ihrer Tochter empfange, immer seltner würden; eine Entfernung, welche man für die Ehre der Mutter nachtheilig deuten könne. Der Prinz schickte den Brief zweimal uneröffnet zurück. Das dritte Mal nahm er ihn an; und zum Erstaunen Aller, von denen nur wenige diesen offenen Angriff gut hießen, ward der Brief bald darauf öffentlich bekannt gemacht. Man nannte Herrn Brougham, den Rathgeber der Prinzessin, als den Verfasser. Schon wollte die Opposition (die Herren Whitbread, Burdet u. A.) die Sache der Prinzessin im Parlamente führen, als der Prinzregent dieselbe der Prüfung des Geheimenraths übergab. Dieser entschied einmüthig, daß die der Prinzessin gemachten Beschuldigungen verläumderisch wären; allein die vom Regenten getroffenen Maßregeln, welche den Umgang zwischen Mutter und Tochter einschränkten, seien nothwendig, und müßten auch ferner bestehen. Nun verlangte die Prinzessin in einem Briefe, den sie an den Sprecher des Unterhauses schrieb, öffentlich gerichtet zu werden; indeß gingen nach mehrern stürmischen Wortkämpfen die deshalb gemachten Anträge der Mitglieder der Opposition nicht durch. Auffallend war es, daß Sir John Douglas und seine Gemahlin sich gegen das Unterhaus schriftlich erboten, ihre Aussagen, die sie 1806, die Schwangerschaft und die Niederkunft der Prinzessin um den 1. Nov. 1802 betreffend, vor den königl. Commissarien gethan, jetzt vor einem Gerichtshofe eidlich zu wiederholen, während zwanzig andere Aussagen und drei ministerielle Entscheidungen die Prinzessin ganz freigesprochen hatten. (Douglas wird allgemein für einen der bravsten Generale in der englischen Armee gehalten, und seine Gemahlin steht ebenfalls in großer Achtung.) Als die fremden Monarchen England besuchten, ward die Prinzessin

von der Königin zu keinem Hofcirkel gezogen. Seit dieser Zeit (August 1814) hat sie, wahrscheinlich mit Bewilligung des Regenten, England verlassen, und mehrere Reisen in Deutschland und andern Ländern gemacht. Sie begab sich nach Wien, — wo sie jedoch weder bei Hofe erschien, noch von einem Prinzen des kais. Hauses einen Besuch erhielt, — verweilte in Rom und Neapel; dann reisete sie über Algier, Tunis und Konstantinopel nach Jerusalem. Aus Palästina brachte sie dem heil. Vater einige Reliquien und andere Seltenheiten mit. Darauf bezog sie ein von ihr erkauftes schönes Landhaus am Comersee; doch hielt sie sich abwechselnd an verschiedenen Orten, vorzüglich in Rom und in Pesaro, auf; am letztern Orte unterhielt sie eine Oper mit einem Aufwande von 6—8000 Pfd. jährlich. Im J. 1819 verkaufte sie ihre Villa am Comersee an den Herzog von Torlonia, und schien ihren Wohnsitz ganz nach Rom verlegen, und hier den Palast Corsini, in dem die Königin Christine von Schweden ihre letzten Lebensjahre zugebracht hatte, beziehen zu wollen. Hierauf machte sie Reisen nach Mailand und Lyon. Das Gerücht, sie wolle über Paris nach London zurückkehren, um entweder in Person vor dem Parlament sich gegen neue Anschuldigungen, auf die, wie es hieß, eine gänzliche Scheidung begründet werden sollte, zu vertheidigen, oder um noch nicht bezahlte Wechsel, die ihr bei Quatre-Bras gebliebener Bruder, der Herzog von Braunschweig, schuldig geblieben war, zu recognosciren, erregte in London viel Aufsehen. Deshalb sagt man, habe der englische Minister Canning in Mailand mit ihr mehrere Unterredungen gehabt, und im Oct. 1819 hieß es, daß sie von Lyon wieder nach Rom zurückkehren werde. Sie hat übrigens ihre in Italien gemachten Schulden bezahlt. Die Prinzessin von Wallis hat jedoch in öffentlichen Blättern erklärt, daß sie niemals von der brittischen Regierung irgend eine Vermehrung ihrer Einkünfte begehrt, sondern daß sie vielmehr, als ihr vor fünf Jahren von der Nation im Parlamente 50,000 Pfd. votirt wurden, nur 35,000 Pfd. jährlich angenommen hat. Zugleich ward erklärt, daß ihre Rückkehr keinen andern Zweck habe, als ihre, zum zweiten Male angegriffene Ehre in Person zu vertheidigen. Viele Personen in ihrem Gefolge trugen den Orden des heil. Grabes und den von ihr gestifteten Carolinenorden. Was öffentliche Blätter im J. 1817 von gefährlichen Nachstellungen gegen ihre Person, die man in Genua und Como versucht, erzählt haben, ist wenigstens nicht erwiesen worden. Die Prinzessin selbst ließ 1817 in Deutschland ein Journal d'un voyageur anglais austheilen, das einen Bericht von ihren Reisen und mehrern Begebenheiten ihres Lebens enthält. Die in Paris 1812, angeblich aus dem Englischen übersetzten, Mémoires de la princesse de Galles, sind ein Libell, das die Polizei verbreiten ließ, das jedoch einige unzweifelhafte Thatsachen anführte. Außer dem von ihr adoptirten Augustin, hat die Prinzessin noch einen Bauernsohn in ihren Schutz genommen, der stets in ihrer Begleitung war. Ihre Rückkehr nach England, den dort eingeleiteten Ehescheidungsprozeß und ihren Tod im J. 1821 erzählt der Artikel (Georg IV.). — Ihre Tochter, Charlotte Auguste, Prinzessin von Wallis, vermählt mit dem Prinzen Leopold von Coburg, wurde den 7. Jan. 1796 in Carltonhouse geboren. Da der Prinz von Wallis, ihr Vater, lange unverheirathet geblieben, und schon Besorgnisse in Rücksicht der Erbfolge entstanden waren, so erwartete die Nation mit Aengstlichkeit ihre Geburt. Ihre ersten Jahre brachte die Prinzessin unter den Augen ihrer Mutter zu,

Digitized by Google

die mit beſonderer Liebe und Sorgfalt über ſie wachte; ſpäterhin kam ſie unter die Aufſicht der Lady Clifford, und der Biſchof von Exeter wurde beauftragt, ihren Unterricht zu leiten. Ihre Studien waren mit Rückſicht auf ihre große Beſtimmung, einſt die Königin eines mächtigen Volkes zu werden, geordnet, und ſie mußte ſich vom Morgen bis zum Abend mit denſelben beſchäftigen. Man verſichert, daß ſie mit den vorzüglichſten Schriftſtellern der Alten bekannt, und mit der Geſchichte und Statiſtik der europäiſchen Staaten, insbeſondere mit der Verfaſſung und den Einrichtungen ihres Vaterlandes vertraut geweſen ſei. Sie ſprach mit Leichtigkeit franzöſiſch, deutſch, italieniſch und ſpaniſch, ſang und ſpielte die Harfe, das Clavier und die Guitarre vortrefflich, und zeichnete Landſchaften nach der Natur mit Geſchmack. Ihre Schreibart war gefällig, und ſie liebte den höhern Styl der engl. Poeſie leidenſchaftlich. Sie wäre unter jedem Verhältniſſe eine Zierde ihres Geſchlechts geweſen, und war es beſonders auf der glänzenden Höhe, auf der ſie ſtand. Kaum der Kindheit entwachſen, befand ſie ſich ſchon unter Umſtänden, die Feſtigkeit und volle Charakterſtärke foderten. Bei dem unſeligen Mißverſtändniſſe zwiſchen dem Prinzen, ihrem Vater, und ihrer Mutter neigte ſie ſich auf die Seite, auf die jedes Kind bei gleicher Verehrung für beide Aeltern ſich natürlich neigen muß, auf die Seite ihrer Mutter. Jetzt nahte die Zeit, wo ſie vermählt werden ſollte. Das engliſche Volk erwartete mit Sehnſucht dieſen Zeitpunkt. Der junge Prinz von Oranien wurde zu ihrem Gemahl beſtimmt, und das Volk wünſchte dieſe Vermählung, weil der Prinz in England erzogen und mit den Sitten und Intereſſen des Volkes bekannt war. Er hatte nach Vollendung ſeiner Studien auf der Univerſität Oxford in der brittiſchen Armee in Spanien gedient, und ſich ausgezeichnet. Doch mancherlei Umſtände, vor allen das Widerſtreben der Prinzeſſin ſelbſt, vereitelten dieſe Verbindung. Inzwiſchen war ſie zu dem Alter gelangt, wo ſie öffentlich erſcheinen konnte, und ward alſo an ihrem 19. Geburtstag 1815 bei Hofe eingeführt. Sie zeigte jetzt ein lebhaftes aber edles Gemüth, Selbſtſtändigkeit und Hoheit der Geſinnungen; ſie äußerte oft, daß die Königin Eliſabeth das Vorbild einer Königin von England ſein müſſe, und man wollte ſogar bemerken, daß ſie mit Eliſabeth einige Aehnlichkeit gehabt habe. Im J. 1814 war der Prinz Leopold von Coburg im Gefolge der alliirten Souveräne nach England gekommen. Seine Bildung und ſein zartſinniges Benehmen machten Eindruck auf das Herz der Prinzeſſin, und es wurde ihm erlaubt, um ſie zu werben. Die Vermählung, hier die Folge perſönlicher Neigung, was auf Thronen ſo ſelten der Fall iſt, wurde am 2. Mai 1816 vollzogen. Der Prinz, ein edler, liebenswürdiger Mann, liebte ſeine Gemahlin mit Zärtlichkeit. Die Prinzeſſin fand täglich mehr Urſache, mit ihrer Wahl zufrieden zu ſein, und ihr Leben floß unter den ſtillen Freuden häuslicher Glückſeligkeit genußreich dahin. Sie waren immer beiſammen; ritten zuſammen aus, beſuchten mit einander die Hütten der Landleute und waren das erfreulichſte Bild ehelicher Liebe. Sie verließen Clarenton ſelten, und kamen nie nach London, außer wenn ihre Gegenwart bei Hofe nöthig war. Ihr häusliches Leben war ganz bürgerlich eingerichtet; nach Tiſche zeichneten ſie zuſammen, und Abends ward Muſik gemacht oder vorgeleſen. Indeß erwartete das Volk mit Sehnſucht, die Erbfolge geſichert, und die Prinzeſſin, die es hoch verehrte, Mutterfreuden genießen zu ſehen.

Die erste Schwangerschaft betrog leider durch eine zu frühzeitige Entbindung die Erwartung, doch bald schöpfte England wieder frohe Hoffnung. Die Prinzessin befand sich wohl, bis sie am 5. Nov. 1817 nach dreitägigem Leiden von einem todten Knaben entbunden wurde. Wenige Stunden nach der Entbindung wurde sie von Krämpfen befallen und verschied. Dieses unglückliche Ereigniß versetzte ihren Gemahl und ihren Vater in die tiefste Betrübniß, und erschütterte ganz England. Noch lebt ihr Gemahl in England, und das Zimmer der unvergeßlichen Fürstin ist, als ein rührendes Andenken an sein Glück, in demselben Zustande geblieben, in welchem beide zuletzt es bewohnt hatten.

Carolinger, die Dynastie Carls des Großen, welche 911 mit Ludwig dem Kinde erlosch. (S. Deutschland.)

Carotten, Tabak in Stangen, die etwa von 12—15 Zoll Länge und von verschiedener Dicke, meistenstheils kegelförmig und mit starkem Bindfaden umwunden sind. Sie erhalten diese Form deshalb, um sie so bequemer zu Schnupftabak zerreiben zu können.

Carousſel heißt ein Ritterspiel, das zu Wagen oder zu Pferde, in Wettfahren, Ringelrennen ꝛc. angestellt wird, und ein Ueberbleibsel der alten Turniere ist. Dergleichen Spiele werden zuweilen an fürstl. Höfen mit vielem Aufwande gegeben, und die Sieger dabei von den Damen festlich bekränzt. Auf Reitbahnen werden von den Schülern ebenfalls Carousſels gehalten. Eine Nachahmung der Carousſels durch mechanische Vorrichtungen findet man häufig in Lustgärten und an öffentlichen Orten. (Vgl. Ringelrennen.)

Carpathen (Karpathen), eines der größten Gebirge Europa's, das vom schwarzen Meere zwischen der Wallachei u. Moldau, Siebenbürgen, Galizien, Ungarn und Schlesien streicht, in Schlesien mit dem Riesengebirge sich verbindet, und mit seinem Vorgebirge bis an die Donau und die Vorgebirge der Alpen sich zieht. Die höchsten, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel, Tatra genannt, steigen in Spitzen empor, wovon die höchste (lomnitzer Spitze) über 8300 Fuß sich erhebt. Das Hauptgebirge enthält viel Salz, in den Nebenzweigen findet man viele edle und unedle Metalle.

Carpzov, der Name einer Familie, welche mehrere berühmte Rechtsgelehrte hervorgebracht hat. Benedictus Carpzovius war 1565 zu Brandenburg geboren, ward 1595 Professor der Rechte zu Wittenberg, 1602 Appellationsrath zu Dresden, ging 1628 mit Genehmigung des Kurfürsten wieder nach Wittenberg, und starb daselbst 1629. Wir besitzen von ihm Disputationes juridicae. Seine Söhne haben sich theils als Juristen, theils als Theologen ausgezeichnet. Von allen der berühmteste ist Benedict, geboren zu Wittenberg 1595, gestorben 1666. Er war kurfürstl. sächs. Geheimerath, Beisitzer des Appellationsgerichts und verdient als der erste praktische Jurist seiner Zeit betrachtet zu werden. Seine Hauptwerke, welche klassischen Werth haben, sind: Practica rerum criminalium; De capitulatione Caesarea; Decisiones illustrium Saxonum; Definitiones forenses etc.

Carracci, eine berühmte Malerfamilie. Lodovico Carracci war 1555 zu Bologna geboren. Funfzehn Jahr alt schien er geschickter, die Farben zu reiben als sie mit Einsicht zu gebrauchen. Aber die Langsamkeit, die man ihm vorwarf, war nicht die Folge eines beschränkten Geistes, sondern des Bestrebens, mehr zu leisten, als bisher geleistet worden war. Er verabscheute Alles, was ideal war, und

ſtrebte einzig nach der Natur. Von jedem Striche wollte er ſich Rechenſchaft geben. Er ging nach Florenz, ſtudirte daſelbſt Andrea del Sarto, und erbat ſich den Unterricht Paſſignano's. Die florentiniſchen Maler jener Zeit ahmten, um das Matte ihrer Meiſter zu verbeſſern, Correggio und deſſen Schüler nach. Dieſe Idee, die unſern Carracci gefiel, beſtimmte ihn, ſich nach Parma zu begeben. Er kam in der Folge nach Bologna zurück; da er aber bald fühlte, daß er mit dieſen neuen Grundſätzen, welche dem Zeitgeſchmack entgegen waren, kein Gehör finden würde, ſuchte er ſich unter den jungen Leuten Anhang zu verſchaffen. Zu dem Ende bewog er zwei ſeiner Vettern, Agoſtino und Annibal Carracci, ſich der Malerei zu widmen. 1580 ſchickte er ſie nach Parma und Venedig, und als ſie nach Bologna zurückkehrten, fingen alle drei an, ſich einen Namen zu machen. Eine ſo mächtige Partei erhob ſich anfangs gegen ſie, daß ſie im Begriff waren, ihren Vorſatz aufzugeben. Aber Annibal, der entſchloſſenſte unter ihnen, drang darauf, nicht nachzugeben, ſondern dem Strome der Schmähungen zahlreiche Werke entgegenzuſtellen. Lodovico, der neuen Muth faßte, beſchloß, eine Malerakademie zu Bologna zu ſtiften, welche er die Academia degli Incamminati (von incamminare, auf den Weg, in Gang bringen) nannte. Als erſten Grundſatz ſtellte er auf, daß man die Beobachtung der Natur mit der Nachahmung der beſten Meiſter verbinden müſſe. Bald gab er ein Beiſpiel dieſes Grundſatzes in der Weiſſagung Johannes des Täufers bei den Cartheuſern, worin er in einzelnen Figuren den Styl Raphael's, Titian's und Tintoret's nachahmte. Die ſchönſten Werke Lodovico's, denen es auch damals nicht an Bewunderern fehlte, ſind zu Bologna. Ein Meiſter iſt er in architektoniſchen Anſichten und in der Zeichnung; überhaupt war er ſehr gründlich in allen Theilen der Malerei. Eine unendliche Menge von Ideen iſt von ihm entlehnt worden; Jeder konnte das von ihm nachahmen, wozu er ſich am geſchickteſten fühlte. Lange genoß Lodovico ſeines ganzen Ruhms, wenigſtens ſo lange ſeine Vettern lebten, welche fortfuhren, ihn zu ehren und zu Rathe zu ziehen. Aber er ſtarb 1619, faſt in Armuth, nachdem er Agoſtino um ſiebzehn und Annibal um zehn Jahre überlebt hatte. Der Hauptvorwurf, der ihn trifft, beſteht darin, daß er nicht das Studium der Antike mit dem der Natur verband. Auch iſt ſein Colorit getadelt worden. Paolo Carracci, ein Bruder Lodovico's, iſt unbedeutend. Agoſtino Carracci, deſſen nebſt ſeinem Bruder Annibale ſchon oben erwähnt worden, war 1558 zu Bologna geboren. Er war beſtimmt, Goldſchmid zu werden, als ſein Vetter ihn für die Malerkunſt gewannn; in kurzem ward er einer der geſchickteſten Schüler deſſelben, beſonders in der Erfindung. Auch beſchäftigte er ſich mit der Kupferſtecherkunſt, und er hat mehr geſtochen, als gemalt, aus Rückſichten, welche den vortheilhafteſten Begriff von der Sanftmuth ſeines Charakters geben. Als er nämlich nach ſeiner Rückkehr von Venedig, wo er die Werke Tintoret's geſehen, in einer Preisbewerbung ſeinem Bruder Annibale vorgezogen worden, und bald darauf ſein herrliches Gemälde, die Communion des heil. Hieronymus, ihm den allgemeinſten Beifall erwarb, ward dieſer eiferſüchtig auf den Ruhm Agoſtino's, und ſuchte ihn unter mancherlei Vorwänden zu überreden, daß er im Kupferſtechen fortfahren möchte, welches er auch aus gutmüthiger Gefälligkeit gegen ſeinen Bruder that. Später begleitete er denſelben nach Rom, half ihm in ſeinen Arbeiten an der Farneſiſchen Gallerie,

Digitized by Google

und gab ihm einige von den poetiſchen Ideen an, welche man hier mit ſo vielem Vergnügen bemerkt. Da ſich der Ruf verbreitete, daß der Kupferſtecher beſſer arbeite, als der Maler, entfernte Annibale ſeinen Bruder, was auch dagegen eingewendet wurde, indem er vorgab, ſein Styl ſei zwar elegant, aber nicht groß genug. Agoſtino begab ſich darauf an den Hof des Herzogs von Parma, und malte hier in einem Saale, die himmliſche, die irdiſche und die feile Liebe. Es fehlte noch eine Figur, als er, erſchöpft durch übermäßiges Arbeiten, 1601 ſtarb. Für die von ihm und ſeinen Vetter in Bologna geſtiftete Akademie hat er eine Abhandlung über die Perſpektive und Architektur abgefaßt, die er ſelbſt erläuterte. Als Kupferſtecher verdient er großes Lob; als ein geſchickter Zeichner hat er nicht ſelten die fehlerhaften Umriſſe in ſeinen Originalen verbeſſert. Unter ſeinen Kupferſtichen ſind viele obſcöne, die ſelten geworden ſind. Annibale Carracci, des Vorigen Bruder, war 1560 zu Bologna geboren. Er arbeitete anfangs in dem Handwerk ſeines Vaters, der ein Schneider war. Auf ſeines Vetters Lodovico Rath lernte er zeichnen, und bald machte er ſolche Fortſchritte, daß Lodovico ihn in ſeiner Werkſtatt behalten wollte, während er ſeinen Bruder unter Fontana ſtudiren ließ. Annibale verfertigte anfangs mehrere ſorgfältige Copien nach Correggio, Titian, Paul Veroneſe, malte wie ſie viele kleine Gemälde, und arbeitete ſodann auch an bedeutenden, großen Werken. In der von den Carracci's gemeinſchaftlich geſtifteten Akademie trug er die Regeln der Anordnung und Vertheilung der Figuren vor. Man hält ihn für einen der größten Nachahmer Correggio's. Er machte ſich zuerſt durch ſeinen heil. Rochus bekannt, der gegenwärtig in Dresden iſt. Bald darauf ward er nach Rom berufen. Er ſuchte hier einen Augenblick Raphael und die Antike nachzuahmen; leiſtete aber nicht ganz Verzicht auf Correggio's Styl. Man trug ihm auf, die Gallerie des Farneſiſchen Palaſtes zu malen. Die ganze Arbeit athmet eine antike Zierlichkeit und die volle Anmuth Raphaels. Man bemerkt hier, unter verſchiedenen Nachahmungen Tibaldi's, der zu Bologna gegen 1550 mit Nicolo dell' Abbate malte, einen Theil des Styls von Michel Angelo, zuweilen gemildert, und das Edelſte und Trefflichſte der Venetianer und Lombarden. Pouſſin urtheilte, daß ſeit Raphael nicht beſſer componirt worden. Zwar gibt es in Bologna Liebhaber, welche Lodovico dem Annibale vorziehen; das Ausland aber erkennt ihn für den größten unter den Carracci an. Vielleicht hatte Agoſtino mehr Erfindung und Lodovico mehr Talent zum Lehren; aber Annibale hatte einen erhabenen Geiſt, und ſeine Manier iſt beredter und edler. Er ſtarb aus Kummer über den Undank des Kardinals Farneſe, der ſeine zwanzigjährige Arbeit mit 500 Goldthalern bezahlt hatte, 1609, und ward an Raphaels Seite in der Kirche des Pantheons zu Rom beerdigt. Francesco Carracci, ein Bruder Agoſtino's und Annibal's, iſt völlig unbedeutend; wichtiger iſt Antonio Carracci, ein natürlicher Sohn Agoſtino's, 1583 zu Venedig geboren. Seine Gemälde ſind ſelten und nicht ohne Verdienſt. Er ſtarb zu Rom 1618.

Carrey, ſ. God save the King.

Carrier (Jean Baptiſte), geb. 1756 zu Volai bei Aurillac in Ober-Auvergne, war ein unbekannter Procurator, als die Unordnungen der Revolution begannen. 1792 trat er in den Nationalconvent, trug zur Errichtung des Revolutionstribunals am 10. März 1793 bei, und entwickelte den raſendſten Verfolgungseifer. Er hatte ge-

hört, Frankreich ſei zu bevölkert für die republikaniſche Regierungsform, und war daher der Meinung, man müſſe es um ein Drittheil entvölkern. Er ſtimmte für Ludwigs XVI. Tod, foderte am 6. April 1793 als einer der erſten die Arretirung des Herzogs von Orleans, und wirkte mächtig zur Revolution vom 31. Mai mit. Nachdem er zuerſt in die Normandie geſchickt worden, erſchien er am 8. Oct. 1793 in Nantes. Der Bürgerkrieg ſtand in dieſem Augenblick in vollen Flammen; Carrier hatte den Auftrag, ihm durch ſchnellere, allgemeinere und kräftigere Mittel der Vernichtung und Rache entgegenzuarbeiten, als bisher geſchehen war. Nantes war bereits die Beute wüthender Menſchen geworden. Carrier ſammelte ſie um ſich; die Gefängniſſe waren angefüllt; die gänzliche Niederlage der Vendeer bei Savenay vermehrte noch die Zahl der Gefangenen. Täglich wurde eine Menge übereilt Verurtheilter hingerichtet; aber Carrier fand dieſes Verfahren noch zu langſam. Er ſchlug daher vor, die Gefangenen in Maſſe und ungerichtet zu vernichten, und führte dieſen Vorſchlag aus. 94 Prieſter ließ er unter dem Vorwande, ſie zu transportiren, in ein Fahrzeug bringen, deſſen Boden ſich öffnen ließ, und in der Nacht wurden ſie erſäuft, welches täglich wiederholt wurde. Der Convent billigte dieſe Greuel und reizte dadurch Carrier zu noch ärgerer Wuth an. Jeden Abend wurden die dem Tode geweihten Schlachtopfer jedes Alters und jedes Geſchlechts auf Barken gebracht. Man band ſie zwei und zwei zuſammen, und ſtürzte ſie unter Säbelhieben und Bayonnetſtichen in's Waſſer. Die teufliſchen Henker beluſtigten ſich, je einen Jüngling und ein Mädchen zuſammenzubinden, und gaben dieſer Todesart den Namen republikaniſche Hochzeiten. Außerdem wurden in den Steinbrüchen von Gigan täglich 500 und mehr Gefangene erſchoſſen. Länger als einen Monat dauerte dieſes Wüthen; man rechnet, daß 15,000 Menſchen dadurch umkamen. Die Ufer der Loire waren mit Leichen bedeckt, und das Waſſer des Fluſſes ſo verdorben, daß man verbot, es zu trinken. Einige Monate vor Robespierre's Sturz war Carrier zurückberufen worden. Der 9. Thermidor (27. Jul. 1794) traf auch ihn. Die allgemeine Stimme erhob ſich laut wider ihn, daß er vor das Revolutionstribunal geſtellt wurde, welches ihn am 16. Dec. 1794 zum Tode verurtheilte.

Carro (Giovanni di), ein Arzt aus Mailand, der ſich in Wien niederließ, und berühmt iſt durch ſeinen Eifer für Verbreitung der Schutzpockenimpfung in Deutſchland, Polen, Ungarn und Rußland. Selbſt die Vorurtheile der Türken wußte er zu überwinden, indem er 1800 dem Lord Elgin Impfſtoff nach Konſtantinopel ſendete, nebſt einem in's Türkiſche überſetzten Auszug ſeines Werks über die Impfung. Alle Verſuche der Engländer, in Indien die Impfung zu vollziehen, waren bis jetzt mißglückt, weil immer der Impfſtoff auf dem Wege verdorben war; Carro's Vorſicht wußte dem Doctor Harford zu Bagdad Materie von lombardiſchen Kühen zu verſchaffen, welche ihre ganze Stärke behielt, und dieſer Sendung verdankt Indien die Wohlthat der Kuhpockenimpfung, welche die Indier, als von der geheiligten Kuh abſtammend, unter dem Namen Amurtum (Unſterblichkeit) genießen. Von Carro hat man folgende wichtige Werke: Observations et expériences sur la vaccination, avec une planche coloriée. Vienne 1801 et 1802. 8. und Verſuche über den Urſprung der Kuhpockenmaterie v. J. J. Loy aus dem Engliſchen in's Deutſche überſetzt. Wien 1802. 8. In der bibliothèque britannique

finden sich manche höchst merkwürdige Briefe von ihm, vorzüglich aber der vom 27. Aug. 1803: „über die antipestilenzialische Kraft der Kuhpockenmaterie."

Carronaden oder Caronaden sind eine Art schwerer Geschütze, die den Haubitzen am meisten ähneln, meist von sehr schwerem Caliber sind, und volle und Hohlkugeln wie auch Kartätschen schießen. Sie werden meistens auf den Schiffen auf den Verdecken stehend, gebraucht. Den Namen sollen sie von ihrem Erfinder Caron erhalten haben. Sie wurden zuerst im amerikanischen Freiheitskrieg gebraucht. Zuweilen braucht man sie auch in Festungen.

Carstens (Asmus Jacob), ein ausgezeichneter deutscher Maler, war zu St. Jürgen bei Schleswig 1754 geboren und starb zu Rom 1798. Schon als Knabe zeigte er große Neigung zum Malen und Zeichnen. Diese ward vermehrt durch die Ansicht der Gemälde von Ovens. Begierig, die Werke anderer großer Meister, welche er nur noch dem Namen nach kannte, zu sehen, verließ er das Haus eines Kaufmanns, wo er die Handlung erlernen sollte, und ging nach Kopenhagen. Die Gemälde und Statuen, welche er hier sah, machten den lebhaftesten Eindruck auf ihn. Sein erstes Bild war der Tod des Aeschylus; es verschaffte ihm die Unterstützung des kunstliebenden Grafen Moltke. Dennoch sah sich Carstens bald genöthigt, Porträts zu malen, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Er wurde unter die Zöglinge der Akademie aufgenommen. Aber Rom war das Ziel seiner Wünsche, und 1783 machte er sich dahin auf den Weg. Er verweilte einige Zeit zu Mantua und zu Mailand; ohne Schutz und Hülfsmittel, ohne selbst die Sprache zu verstehen, sah er sich jedoch genöthigt, nach Deutschland zurückzukehren. Ueber Zürich, wo er Lavater und Geßner sah, kam er endlich nach Lübeck zurück, wo er fast fünf Jahre verweilte, und vom Porträtiren lebte. Seine Reise war indeß nicht unnütz gewesen. Er hatte die Schweiz und Werke von Giulio Romano und Leonardo da Vinci gesehen, und war mit vielen neuen Ideen bereichert worden. Durch Overbeck ward ein reicher Liebhaber auf ihn aufmerksam gemacht, der ihn in den Stand setzte, sich nach Berlin zu begeben, und dort zu verweilen. Zwei Jahre lebte Carstens daselbst fast unbekannt, bis seine reiche Composition, welche den Sturz der Engel vorstellt, und über zweihundert Figuren enthält, ihm die Stelle eines Professors bei der Akademie verschaffte. Die wichtigste Arbeit, welche er in Berlin zu Stande brachte, war die Ausmalung des Saals im Palais Dorville. Mit einer Pension von 450 Thalern reisete er 1792 nach Rom. Voll Bewunderung für die Werke Raphaels, verlor er unvermerkt die übertriebene Neigung für die allegorische Composition. Sein erstes Werk zu Rom war der Besuch der Argonauten beim Centaur Chiron, welches sich durch die Reinheit des Styls, die Schönheit der Formen und die Vertheilung des Lichts auszeichnet. Das Urtheil der Kenner über seine zahlreichen Arbeiten fiel sehr ehrenvoll aus. Man bemerkt besonders seine Composition von Megapont, welche ihn mit Raphael und Michel Angelo in Vergleichung brachte. Er machte noch mehrere andere schöne Compositionen; fast zu allen ist der Gegenstand aus dem Homer, Pindar, Sophokles, Aeschylos, Shakspeare und Ossian geschöpft. Apollonius Rhodius lieferte ihm den Stoff zu einer Folge von 24 Zeichnungen, die er 1796 selbst ätzen wollte, als eine Brustkrankheit ihn den Künsten entriß. Sein letztes Werk war Oedip nach

Sophokles. Man findet in seinen Arbeiten jenes Streben nach Reinheit der Formen und Umrisse, nach anmuthigen Stellungen, und Hoheit und Kraft, wodurch sich die Werke der Alten so herrlich auszeichnen, zugleich aber auch eine aus zu genauer Nachahmung entstandene Rohheit. Mit der Anatomie war er nicht genugsam vertraut, und von der Perspective und richtigen Vertheilung des Lichts verstand er nur, was er von der Natur gelernt hatte. Die Geheimnisse des Colorits waren ihm fremd geblieben, da er erst spät angefangen hatte, in Oel zu mahlen. (Vergl. Fernow.)

Cartätsche (Kartätsche), ist eine cylindrische Büchse von Blech, welche mit kleinen eisernen Kugeln, im Nothfall auch mit zerhacktem Eisen gefüllt, aus Haubitzen und Kanonen geschossen wird. Die beiden Endtheile der Büchsen sind von Holz und heißen der Spiegel. Im Festungskrieg näht man die Kartätschen zuweilen blos in einen Sack von Zwilch und nennt sie dann Trauben oder Beutelcartätschen, der Schuß sprengt die Büchse oder den Beutel und die Kugeln breiten sich, je weiter sie fliegen, immer mehr aus. Dies Ausbreiten verhält sich in der Regel zur Schußweite wie 1 zu 10, so daß sie bei 600 Schritt Schußweite einen Kreis von 60 Schritt Durchmesser gefährlich machen. Die preußische Armee hat 2, 3, 6, 8, 12, 16, 24 löthige und einpfündige Kartätschen die aus Geschütze verschiedenen Calibere geschossen werden. Hiernach ändert sich auch die Schußweite, doch schießt der Sechspfünder mit zweilöthigen auf 2 bis 500 Schritte, der 12 und 24 Pfünder mit einpfündigen auf 800 bis 1000 Schritt.

Cartell ist ein Vertrag, im Kriege, wegen Auslieferung der Gefangenen, in Friedenszeiten, wegen Auslieferung der Deserteurs. Dann heißt es auch eine schriftliche Ausfoderung zum Zweikampf.

Cartesius s. Descartes.

Carthagena, eine uralte Stadt in Spanien an den Küsten des Königreichs Murcia, die starke Handlung treibt, und einen Hafen hat, der zu den drei großen Kriegshäfen von Spanien gehört, und der beste im ganzen mittelländischen Meere ist. Das Bassin desselben ist sehr tief und reicht dicht an die Stadt. Die Hügel dicht umher mit steilen Höhen und einer Insel vor dem Hafen sichern den Eingang vor allen Winden. Die Stadt liegt mit der Citadelle im Hafen auf einer Halbinsel. Sie hat 29,000 Einw., treffliche Schiffswerfte, ein Seearsenal, eine Seecadettenschule, mathematische, nautische und Pilotenschulen, ein Observatorium, einen botanischen Garten, eine Segeltuchfabrik, Fischerei, Handel mit Barilla, Seide, schönem Gestein ꝛc. In ihrer Nähe benutzten die Carthager Silbergruben von so bedeutendem Ertrage, daß Hannibal dadurch zu der Rüstung seines Feldzugs wider die Römer über die Alpen in Stand gesetzt wurde. In der Nähe liegen heiße Quellen und gute Salzwerke. Die Stadt wurde von dem carthaginensischen Feldherrn Hasdrubal erbaut, und war vormals noch ansehnlicher, als jetzt. Carthagena in Indien oder Neu-Carthagena ist eine Provinz, mit der Hauptstadt gleiches Namens in dem südamerikanischen Freistaat Columbia. Die Gegend ist so feucht, daß das dortige harte Holz dauerhafter ist als Eisen, daß der Rost schnell verzehrt, und daher ungesund. Hier findet man den besten Cacao. S. Südamerika.

Carthago, die berühmteste Stadt Afrika's im Alterthum, war die Hauptstadt einer, durch ausgebreiteten Handel mächtigen und reichen Republik. Dido (s. d. Art.), von Tyrus flüchtend, kam in

dieſe Gegend, wo ihr die Einwohner ſo viel Land überließen, als ſie mit einer Ochſenhaut bedecken könne. Dido aber zerſchnitt die Haut in ſo dünne Riemen, daß ſie ein beträchtliches Stück Land damit umziehen konnte. Auf demſelben erbaute ſie das Schloß von Carthago, gab den neugegründeten Staate treffliche Einrichtungen und machte ihn bald mächtiger, als die Mutterſtadt Tyrus ſelbſt. Die Geſchichte Carthago's kann in drei Perioden getheilt werden. Die erſte geht bis zum Anfange des Krieges mit Syrakus, von 878—480 v. Chr. Geb., Carthago breitet ſich in Afrika und Sardinien aus, und führt Handelskriege mit den Maſſiliern und Etruskern. Um das J. 509 v. Chr. ſchloß Carthago mit Rom einen Handelsvertrag, deſſen Urkunde noch vorhanden iſt, und beweiſet, daß die Carthaginenſer ſchon damals die italieniſchen Küſten kannten und befuhren. Sie richteten hierauf ihr Hauptaugenmerk auf die Eroberung von Sicilien, womit ihre zweite glänzendſte Periode anfängt, welche bis zum Anfange ihrer Kriege mit den Römern 265 v. Chr. reicht. Als Xerxes gegen Griechenland ſeinen berüchtigten Kriegszug unternahm, ſchloſſen ſie ein Bündniß mit ihm gegen den König Gelon von Syrakus, waren aber nicht glücklicher, als jener, und mußten zuletzt um Frieden bitten. (Vergl. Gelon.) Unter dem folgenden Könige Hiero ward Carthago wieder ſo mächtig, daß es die Städte Selinus, Himera und Agrigent eroberte und zerſtörte. Dionyſius der Aeltere erzwang einen nur kurzen Frieden. Seitdem aber Timoleon Syrakus und Sicilien von der Tyrannei befreiet hatte, waren die Carthager meiſt unglücklich. Oft wütheten anſteckende Krankheiten in Carthago, und noch öfter Meutereien. Als Sicilien unter der Tyrannei des Agathokles ſeufzte, miſchte Carthago ſich auf's neue in deſſen Angelegenheiten, ſah ſich aber bald von jenem in ſeinen eigenen Staaten angegriffen und dem Verderben nahe gebracht. Dennoch nahm es wiederum Theil an den Händeln Siciliens, als hier die Streitigkeiten mit den Hülfstruppen deſſelben, den Mamertinern, ausbrachen. Aber auch die Römer ſuchten dieſe Gelegenheit zu benutzen, und jetzt fängt die dritte Periode an, in welcher Carthago mit den Römern um die Oberherrſchaft Italiens kämpfte, und welche im J. 146 mit ſeinem Untergange endigt. Schon lange hatte Carthago geahnet, daß von Italien her ſeine Macht bedrohet werde; aber man dachte nicht an Latium, ſondern an Sicilien und Unter-Italien. Dieſe Beſorgniß wurde kurz vor dem Anfange des erſten puniſchen Krieges auf's lebhafteſte erweckt, da Pyrrhus hier als Eroberer auftrat, und das Bündniß Carthago's mit den Römern gegen Pyrrhus zeigt deutlich genug, daß man von den Römern nichts fürchtete. Drei große Kriege führte Carthago mit Rom, welche gewöhnlich die puniſchen (ſ. Punier) genannt werden. Carthago litt in dem erſten Kriege an Heer und Flotten außerordentlich, und dies war die Urſache des gleich nach dem Frieden ausbrechenden Krieges mit den Miethvölkern, denen der rückſtändige Sold nicht bezahlt werden konnte, und der dadurch bewirkten Empörung der afrikaniſchen Unterthanen. Jener erſte Krieg welcher beinahe 24 Jahr gewährt hatte, endigte im J. 241 mit dem Verluſte aller Beſitzungen Carthago's auf Sicilien, welche ihm zu einer Vormauer gegen Italien und das weſtliche Europa dienen konnten. Während des Friedens ging auch die wichtige Inſel Sardinien an die Römer, ſo wie die meiſten Inſeln des Mittelmeers verloren. So empfindlich dieſe Verluſte waren, ſo erholte ſich Carthago doch bald wieder. Es änderte nun ſeine bisherige Politik, und ward aus

einem handelnden Staat ein erobernder. Sein Augenmerk fiel auf Spanien, dessen reiche Bergwerke und kriegerische Einwohner es vorzüglich reizen mußten. Die Eroberung Spaniens, in dem kurzen Zeitraume von siebenzehn Jahren ist unstreitig ein glänzender Beweis von der Standhaftigkeit und dem kühnen Muthe der Carthaginenser. Den glücklichen Erfolg des Unternehmens verdankte Carthago dem Stamme des Barkas, aus welchem die Namen eines Hamilkar, Asdrubal und Hannibal vorzüglich hervorstrahlen. Zur Behauptung der gemachten Eroberung gründete Asdrubal eine neue Hauptstadt, Neu-Carthago, das jetzige Carthagena, die größte und mächtigste aller carthaginensischen Kolonien. Der zweite punische Krieg (von 218—201 v. Chr.) aber, so riesenhaft die Rüstungen dazu gewesen, und so groß der Feldherr war, der an der Spitze stand, vereitelte dennoch alle die schönen Aussichten. Hannibal, von seinem Vaterlande vernachlässigt und durch seine blutig erkauften Siege geschwächt, mußte endlich Italien verlassen, um den von den Römern in Afrika selbst angegriffenen Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Die Schlacht bei Zama, in der Nähe von Carthago, entschied für die Römer, und Scipio schloß den Frieden unter den härtesten Bedingungen, von denen die Verbrennung der Flotte, der Verlust Spaniens, das Versprechen, ohne Roms Vorwissen keinen Krieg zu führen, die hauptsächlichsten waren. Dazu kam noch, daß Masinissa, ein unversöhnlicher Feind Carthago's, den numidischen Thron bestieg und einen Bund mit Rom schloß. Dieser furchtbare Nachbar raubte den Carthaginensern auch die letzte Hoffnung, sich allmälig von den erlittenen Verlusten zu erholen, indem er ihnen unter dem Schutze Roms den besten Theil ihrer Besitzungen nahm, und ihren Handel in's innere Afrika zerstörte. Der dritte Krieg mit Rom war ein Verzweiflungskampf. Durch die Mißhandlungen der Römer auf's äußerste gebracht, beschloß Carthago, ohne Hoffnung des Siegs, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Nach drei Jahren endigte dieser Krieg mit der völligen Zerstörung der Stadt und des Reichs im J. 146 v. Chr. Bis auf Augustus blieb die Stadt in Trümmern. Dieser bevölkerte sie auf's neue, und sie gewann wieder einigen Flor. Allein die Araber zerstörten sie zum zweiten Mal, und jetzt sind, außer einer Wasserleitung, wenige Spuren mehr von ihr vorhanden. Die Staatsverfassung Carthago's war, nach der gewöhnlichen Meinung, bei ihrem Ursprunge eine monarchische, die nachher, man weiß nicht wie oder wann, in eine republikanische verwandelt worden sein soll. Die Vermuthung aber, daß sie monarchisch gewesen, gründet sich nur darauf, daß Dido eine Königin genannt wird. Gewiß war sie darum keine unumschränkte Fürstin, denn die phönicischen Staaten hatten auch Könige, und ihre Verfassung war doch republikanisch. Da keiner ausdrücklichen, zu einer bestimmten Zeit geschehenen, Gesetzgebung erwähnt wird: so scheint sich die Verfassung nach und nach, besonders durch innere Unruhen, gebildet zu haben. Die vornehmsten Theile der Staatsmaschine waren die Suffeten, der Senat, das Collegium der Hundert und die Bürgerschaft. Die Suffeten standen an der Spitze der Geschäfte, und hießen bei den griechischen Schriftstellern gewöhnlich Könige, und bei den römischen, Consuln, ohne daß sie darum wie diese jährlich gewechselt hätten. Der carthaginensische Senat scheint eine stehende, zahlreiche Behörde gewesen zu sein, in welchem ein engerer Ausschuß, wahrscheinlich aus den ältern Mitgliedern, vorhanden war. Ueber die Macht des Senats und seine Verhältnisse zum Volke wissen

wir, daß ersterer das Recht hatte, über Alles, was vor das Volk gebracht werden sollte, sich zuvor zu berathen. Waren die Suffeten mit dem Rath einverstanden, so hing es von ihrer Willkur ab, ob das Volk noch gehört werden sollte; fehlte aber diese Uebereinstimmung, so wurde die Sache dem Volke übertragen, und jeder Burger hatte das Recht, seine Meinung zu sagen. Dies ist ein Beweis für die aristokratische Verfassung Carthago's; auch hingen Krieg und Frieden von der Entscheidung des Senats ab. Das Collegium der Hundert wurde aus den vornehmsten Familien gewählt, und war das höchste Staats- und Polizeitribunal; es scheint selbst im Besitz der höchsten bürgerlichen Gerichtsbarkeit gewesen zu sein. Ein besonderer Vorzug der carthaginensischen Verfassung war der, daß die bürgerliche und Militärgewalt immer getrennt war. Die Suffeten waren nie Feldherren. Diese wurden vom Volke gewählt, und hatten im Kriege in allen militärischen Angelegenheiten unumschränkte Gewalt; die Staatssachen hingegen, z. B. Bündnisse u. dergl., wurden von einem Ausschusse aus dem Senate besorgt, der dem Feldherrn zugeordnet war. In dieser Einrichtung hatte es den Vorzug vor Rom, welches die Vereinigung beider Gewalten mit seiner Freiheit bezahlen mußte.

Carthäuser (Karthäuser). Dieser geistl. Orden verdankt seine Entstehung dem heil. Bruno (s. d. Art.), der 1085 in einer, von Bergen und Felsen umschlossenen Einöde, 4 Stunden von Grenoble mehrere Klausen baute und mit 6 Gefährten eine, dem Kamaldulenserorden ähnliche Vereinigung des Einsiedlerlebens mit dem Klosterleben stiftete. Nach diesem Stammsitze (la Chartreuse) wurden die Glieder derselben Karthäuser und ihre, anfangs wenigen, Klöster Karthausen genannt. Ihr fünfter Prior, Guigo († 1137) schrieb ihnen, neben den gewöhnlichen Mönchsgelübten, ewiges Stillschweigen und Einsamkeit vor. Handarbeiten und Bücherabschreiben waren, nächst dem Gottesdienste, ihre Beschäftigungen, strenge Mäßigkeit und alljährlich fünfmaliges Aderlassen ihre Kasteiungen. Die päpstliche Bestätigung erhielten sie erst 1170 und von Jahrhundert zu Jahrhundert neue Statuten, welche das Fleischessen gänzlich verboten, die Erlaubniß zu sprechen auf einige Stunden Donnerstags und die Kapiteltage beschränkten, übrigens aber bei anwachsendem Reichthume manche Bequemlichkeiten und Verschönerungen ihres einsamen Lebens verstatteten. Die Karthausen wurden geräumige, ja einige, wie die große bei Grenoble und die mit dem feinsten Kunstsinn und Luxus ausgeschmückte Karthause zu Neapel, prachtvolle Paläste. Jeder Mönch hat darin seine freundliche Wohnung mit mehreren Zimmern, Wirthschaftsgelaß und Gärtchen, um sich nach Belieben zu unterhalten. Gastfreiheit und Wohlthätigkeit übten diese, meist gebildeten, menschenfreundlichen Mönche reichlich aus. Nie bemerkte man an ihnen das rauhe, schmutzige Wesen der Bettelmönche; übertriebene Bußübungen waren ihnen untersagt und Geißelungen nur zur Strafe gebräuchlich, aber die Gesetze gegen Abtrünnige und Ungehorsame ungemein streng. Ihre Kleidung war durchaus weiß mit schwarzem Mantel; die Laienbrüder zeichnete der Bart und das kürzere Scapulir aus. Die 1616 entstandenen Karthäuserinnen kleideten sich wie die Mönche weiß mit schwarzem Schleier. Sie erhielten die Erlaubniß, zusammen zu speisen und das Stillschweigen öfter zu unterbrechen. Jedem Frauenkloster dieses Ordens, deren es im 18. Jahrh. nur noch 5 in Frankreich gab, stand ein Karthäuser als Vicar, jeder Karthause ein Prior vor; General des ganzen Ordens war der jedesmalige Prior der großen Karthause bei Grenoble. Er hatte noch um die Mitte des 18. Jahrh

in 16 Provinzen 172 männliche Karthäuſen unter ſich, wovon 75 allein in Frankreich, die übrigen meiſt in Deutſchland und Italien waren. Nur die Karthäuſen in Sicilien und Spanien ſind dem Schickſale der Aufhebung bisher entgangen.

Carton hat mehrere Bedeutungen. Ueber ſeinen Gebrauch in der Malerei führen wir folgendes an: Der Fresco-Maler muß in ſeiner Arbeit ſo ſchnell zu Werke gehen, daß er, um ſich nicht zu verzeichnen, ſeine Figuren erſt in ſtarkem Papier, Pappe oder Blech ausſchneidet. Dieſe alſo ausgeſchnittenen Figuren nennt man Cartons. Bei dem Gebrauche ſelbſt legt der Maler dieſelben auf den friſchen Kalk, umgeht den Rand mit einem Stift, und zeichnet ſo den Umriß der Figur in einer leichten Vertiefung auf die Wand. Soll eine ganze Compoſition auf die Wand gezeichnet werden, ſo durchſticht man auch wohl die Umriſſe der Gegenſtände mit einer Nadel, und fährt mit einem Säckchen voll Kohlenſtaub über die Löcher, um auf dieſe Weiſe die Zeichnung auf die Wand zu bringen. Bei großen Compoſitionen macht auch der Oelmaler Cartons, d. i. genau in der Größe den künftigen Gemäldes entworfene Zeichnungen auf Papier oder Pappe, nach welchen er dann die Umriſſe auf die Leinwand zeichnet. Berühmt ſind die raphaeliſchen Cartons, welche er für Tapeten machte, und die man jetzt in England in dem Palaſte von Hamptoncourt aufbewahrt. Sie ſtellen ſieben Geſchichten aus dem neuen Teſtamente dar, und gehören zu den vollkommenſten Werken dieſes großen Künſtlers. Dorigny hat ſie nach den Originalen gezeichnet und in Kupfer geſtochen. — Ein großes pappenes Behältniß zur Aufbewahrung von Zeichnungen, Kupfern, beſonders für Muſterzeichnungen auf Akademien ꝛc. nennt man auch Carton. In der Buchdruckerkunſt iſt Carton: 1) ein neugedrucktes Blatt (Auswechſel-, Erſatzblatt), welches ſtatt eines andern fehlerhaften und ausgeſchnittenen, zur Berichtigung oder Abänderung in ein Buch gelegt wird; und 2) ein völlig geglätteter Maculaturbogen, worauf das Papier geklebt wird, welches man auf den Preßdeckel leimt, um dadurch alle Ungleichheit im Abdruck möglichſt zu verhüten. Endlich ſind Cartons auch lange, flache, pappene Schachteln, welche den Modehändlerinnen zur Aufbewahrung und Ueberbringung von Spitzen, Bändern und ähnlichen Putzwaaren für Damen dienen.

Cartouche (Louis Dominique), dieſer berüchtigte Dieb, deſſen Namen zum Sprichwort geworden, war zu Paris gegen das Ende des 17. Jahrh. geboren. Sein Diebsſinn offenbarte ſich ſchon früh. Nachdem er einiger Diebereien wegen aus der Schule, und ſpäter aus dem väterlichen Hauſe gejagt worden, trat er in eine Gaunerbande, welche in der Normandie ihr Unweſen trieb, und kam in der Folge nach Paris zurück, wo er an die Spitze einer ähnlichen bald ſehr zahlreich werdenden Bande trat. Er verpflichtete ſeine Leute durch die ſtärkſten Eide, und behielt ſich das unumſchränkteſte Recht über Leben und Tod vor. Die wiederholten Diebſtähle und Mordthaten verdoppelten die Wachſamkeit der Polizei; C. in er entging lange allen Nachforſchungen, bis er 1721 in einer Schenke glücklich ergriffen und in's Chatelet gebracht wurde. Seine Verſuche, durchzubrechen, ſchlugen fehl. Auf der Folter nannte er keinen ſeiner Mitſchuldigen. Als er aber auf dem Grèveplatz, wo er, dem Urtheil gemäß, gerädert werden ſollte, angekommen war, warf er, in der Hoffnung, daß ſeine Genoſſen ihn befreien würden, ſeine Augen umher, und da er ſich getäuſcht fand, ließ er ſich zurückführen, und nannte ſeine Mitſchuldigen, deren

man größtentheils habhaft wurde. Seine Hinrichtung folgte bald nachher. Man hat mehrere Beſchreibungen ſeines, an Abentheuern reichen Lebens.

Cartouche heißt in den bildenden Künſten eine zierlich gemalte oder geſchnitzte Einfaſſung zur Auf- oder Ueberſchrift eines Wappens, Schildes ꝛc. Bei dem Militär iſt es eine kleine Patrontaſche der Grenadiere, jetzt vorzüglich der Cavallerie; ferner eine Patrone, d. i. die mit Pulver und Kugel gefüllte Ladung der Kanonen; auch die bloße Pulverladung des Wurfgeſchützes, welche nie mit der Haubitze oder Bombe verbunden ſein kann; und beim Kartätſchenſchuß, wenn die Kartätſche von der Ladung abgeſondert, was jetzt nicht mehr gebräuchlich iſt, die ganze Kartätſche ſelbſt.

Caryatiden (Karyatiden), eine Art Pfeiler, welche den oberen Theil weiblicher Körper darſtellen. Der Name ſtammt aus der griechiſchen Geſchichte her. Die Göttin Diana hatte in Karyatis, einer peloponeſiſchen Stadt, einen Tempel und hieß daher unter andern Beinamen auch Karyatis. Zu ihrer Ehre tanzten im feierlichen Zuge am Feſte der Göttin, Karyatis Jungfrauen, und dies nationale Bild nahmen die griechiſchen Bildhauer in einer Gattung der Säulen auf, die das Pantheon ſchmückten. So erklärt Leſſing, gemäß dem griechiſchen mythiſchen Sinn die Benennung und Form eben gedachter Gattung von Pfeilern. (S. auch Atlanten.)

Caſa (Giovanni della), italieniſcher Dichter und Redner, und einer der zierlichſten Schriftſteller des 16. Jahrh., ſtammte aus einer edeln und alten Familie von Mugello bei Florenz, und war daſelbſt 1503 geboren. Er ſtudirte zu Bologna, Padua, Rom, und trat endlich als Geiſtlicher in die Dienſte der beiden Kardinäle Aleſſandro Farneſe, von denen der erſte 1534 unter dem Namen Paul III. Papſt wurde. Caſa war nun 1541 apoſtoliſcher Commiſſär zu Florenz, Mitglied dortiger Akademie. 1544 Erzbiſchof von Benevent, und ging in demſelben Jahre als päpſtlicher Nuntius und Erzbiſchof von Benevento nach Venedig. Er gab hier bei mehreren Gelegenheiten Beweiſe von ſeinem Rednertalent und von ſeiner Geſchicklichkeit in Leitung von Geſchäften. Paul IV. berief ihn gleich nach ſeiner Wahl zu ſich, und machte ihn zum geheimen Staatsſecretär. Caſa ſtand bei dieſem Papſt in der höchſten Gunſt, und durfte hoffen, in Folge einer Empfehlung des Königs Franz von Frankreich, zum Kardinal erhoben zu werden, als er an einem zurückgetretenen Anfall des Podagra's ſtarb, wahrſcheinlich im J. 1556. Caſa's berühmteſtes Werk iſt ſein Galateo, ovvero de' costumi, dem ein anderes: Degli Uffizj communi tra gli amici superiori e inferiori (eine von ihm ſelbſt gemachte Ueberſetzung ſeiner lateiniſchen Abhandlung: De officiis inter potentiores et tenuiores amicos) gleichſam als Supplement dient. Die beſte und vollſtändigſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke erſchien zu Venedig 1752 in 3 Quartbänden.

Caſan (Kaſan), Hauptſtadt der ruſſiſch-aſiat. Statthalterſchaft gl. Namens von 1044 Q. M. fruchtbaren Bodens u. 850,000 Einw. Dies vormals tartariſche Reich ſteht ſeit 1552 unter dem ruſſiſchen Scepter. Die Stadt, 210 Meilen von St. Petersburg, liegt am hohen linken Wolgaufer am Fluſſe Kaſanka mit 2700 Häuſern und 18,000 Einw. Noch jetzt wohnen dort in zwei Vorſtädten viele Muhammedaner gebliebene Tataren, die Gewerbe und Handel treiben. Die Häuſer ſind meiſt von Holz, die Straßen ungepflaſtert. Der bucharifche und chineſiſche Karavanenzug geht über Kaſan, daher blüht hier der Handel und die Gewerbe in Leder, Eiſen, Seife u. ſ. w. Große Eiſenſtücke, z. B.

Digitized by Google

Anker werden hier geschmiedet und die Schiffswerfte der Stadt befördern viele Erzeugnisse nach der Wolga. Die Stadt hat einen griechischen Bischof und seit 1803 eine Universität von 200 Studirenden. Noch sieht man am rechten Ufer der Kasanka, oberhalb der jetzigen Stadt, die abnehmenden Ruinen von Altkasan.

Casanova (Franz), berühmt als Schlachtenmaler, war geboren zu London 1730, und kam früh mit seinen Aeltern nach Venedig, wo er sich der Malerkunst widmete. Im 25. Jahre ging er nach Paris, wo der große Zeichner Parrocel ihm, besonders in Rücksicht der Zeichnung, manchen gehaltvollen Rath gab. Indem er nach van der Meulen und Parrocel selbst malte, befleißigte er sich auf das Colorit und die so schwer wieder zu gebenden Wirkungen des Lichts. Von Dieterich, dem großen dresdner Künstler aufgemuntert und geleitet, widmete er sich der Schlachten-Malerei, und ein großes Bild dieser Gattung, das er der dresdner Akademie vorlegte, verschaffte ihm eine Stelle bei derselben. Es war von einer lebendigen und kühnen Ausführung, zeigte große Massen, geistreiche Anordnung, und verrieth Kenntniß von den Wirkungen des Lichts. Dies schöne Werk verschaffte ihm von allen Seiten Bestellungen. Die wichtigsten darunter waren diejenigen, welche er für den Prinzen Condé malte. Das Feuer des Colorits und der Ausführung ist unübertrefflich. Auf Begehren der Kaiserin Catharina malte er (in Wien) die Siege dieser Fürstin über die Türken, welche sie hernach in ihrem Palast aufstellte. Man hat mehrere sehr geschätzte Werke von ihm. Stets mit seiner Kunst beschäftigt, starb er zu Brühl unweit Wien 1805. Von seinem ältesten Bruder Johann Jacob mit dem Zusatze de Seingalt, einem merkwürdigen Abentheurer, sind sehr anziehende Denkwürdigkeiten erschienen. (bis 1822 3 Theile). Sein jüngerer Bruder Johann, gleichfalls Maler, starb 1795 zu Dresden, wo er als Professor an der Kunstakademie lange gewirkt, und tüchtige Schüler gezogen hatte.

Cäsar (Cajus Julius). Dieser große Römer, gleich ausgezeichnet als Feldherr, Staatsmann und Geschichtschreiber, war der Sohn des Prätors C. Julius Cäsar, und der Aurelia, einer Tochter des Aurelius Cotta. Er wurde den 10. Julius (Quinctilis) unter dem sechsten Consulate des Marius, im J. der Stadt 654 geboren. Schon als Knabe zog er durch die außerordentlichsten Talente allgemeine Bewunderung auf sich. Er hatte einen durchdringenden Verstand, ein ungewöhnlich starkes Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft, war in Geschäften unermüdet, und konnte, nach des ältern Plinius Zeugniß, zugleich schreiben, lesen, hören, dictiren und zwar vier bis sieben verschiedene Briefe. Als Marius Partei in Rom die Oberhand gewann, verheirathete Cinna seine Tochter Cornelia an Cäsar, weil er sich dadurch in seiner Gewalt desto fester zu setzen hoffte. Als aber Sylla nach Rom kam, suchte ihn dieser zu bereden, sich von der Cornelia zu trennen. Seine Weigerung reizte Sylla's Zorn, der nur auf die Bitten seiner Freunde davon abstand, ihn in die Acht zu erklären, und äußerte, daß er in diesem Jünglinge einen künftigen Marius erblicke. Dies bewog Cäsar, heimlich Rom zu verlassen. Er reiste erst in Sabinum umher, wurde daselbst von Sylla's Soldaten gefangen genommen, und mußte sich mit zwei Talenten lösen. Darauf verließ er Italien ganz, und begab sich an den Hof des Königs Nicomedes von Bithynien. Von da ging er zum M. Minucius Thermus, Prätor in Asien, welcher ihm die Anführung der Flotte übertrug, womit Mitylene belagert werden sollte. Cäsar that sich dabei sehr

hervor, ungeachtet er noch nicht 22 Jahr alt war. Jetzt verließ er auf einige Zeit die kriegerische Laufbahn, und ging nach Rhodus, um sich unter des berühmten Apollonius Anleitung der gerichtlichen Beredsamkeit zu widmen. Unterwegs wurde er von Seeräubern gefangen, und mußte sich mit 50 Talenten loskaufen. Sich dafür zu rächen, rüstete er in Milet einige Schiffe aus, überfiel die Seeräuber, nahm sie größtentheils gefangen und ließ sie vor Pergamus kreuzigen. Darauf kehrte er nach Rom zurück, und ward Legiontribun, Quästor und Aedil. Zugleich wußte er sich durch Freundlichkeit, Freigebigkeit und prächtige Gastmäler und Spiele zum Liebling des Volks zu machen, und im Vertrauen auf die Volksliebe wagte er es, die Bildsäulen und Siegeszeichen des, dem Senate und den Patriciern verhaßten Marius wieder aufzurichten. Zwar ward er deshalb angeklagt, aber losgesprochen. Durch einen seiner Verwandten, L. Julius Cäsar, dem er zum Consulate verhalf, ließ er viele Anhänger des Sylla theils verbannen, theils zum Tode verurtheilen. An der Verschwörung des Catilina, welche jetzt ausbrach, hatte er gewiß insgeheim Antheil; er vertheidigte die gefangenen Mitverschwornen, und wußte gegen Cato, der ihm heftig widersprach, einen Tumult zu erregen, durch welchen derselbe mit Lebensgefahr die Rednerbühne zu verlassen genöthigt ward. Dennoch siegte Cato, und Cäsar verlor sogar auf einige Zeit die Prätur. Bald aber ward er vom Volke zum Pontifex maximus erwählt, und ging, nachdem er die Prätur niedergelegt hatte, als Statthalter in das jenseitige Spanien. Da seine Gläubiger ihn nicht fortlassen wollten, verbürgte sich Crassus für seine ungeheure Schuldenlast von 830 Talenten. Auf der Reise nach Spanien that er bei dem Anblicke eines elenden Dorfes den bekannten Ausspruch, der so ganz sein, nach der höchsten Gewalt strebendes Gemüth charakterisirt, daß er lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite sein wolle. In Spanien machte er verschiedene Eroberungen, und kehrte mit so vielem Gelde nach Rom zurück, daß er seine Schulden bezahlen konnte. Um jetzt das Consulat zu erlangen, schien es ihm vortheilhaft, den Pompejus und Crassus, deren Feindschaft den römischen Staat in zwei Parteien theilte, zu versöhnen. Dies gelang ihm, und alle drei beschlossen, die höchste Gewalt unter sich zu theilen. Dies war das erste Triumvirat in der römischen Geschichte (im J. Roms 694). So ward Cäsar zugleich mit M. Calpurnius Bibulus Consul, bestätigte als solcher des Pompejus Einrichtungen, und setzte, gegen den Willen des Senats und seines Collegen, ein Gesetz wegen Austheilung gewisser Ländereien an arme Bürger in den Comitien durch. Dieser Sieg verschaffte ihn das höchste Ansehn beim Volke; mit Pompejus verband er sich noch inniger, indem er seine Tochter Julia an ihn verheirathete, und den Ritterstand machte er sich dadurch geneigt, daß er ihm ein Drittel der Abgaben erließ. Vergebens fingen die Häupter der Patrioten, Cicero und Cato, an, ihre Stimme gegen die Triumvire zu erheben; sie zogen dadurch nur den Haß und die Rache derselben auf sich. Als das Jahr des Consulats verflossen war, erhielt Cäsar die Statthalterschaft in Gallien auf fünf Jahre nebst dem Commando von vier Legionen. Nachdem er sich mit dem einen der neuen Consuln, Calpurnius Pilo, dadurch verbunden, daß er dessen Tochter, Calpurnia, geheirathet hatte, reiste er nach Gallien, zwang die daselbst eingedrungenen Helvetier zur Rückkehr in ihr Vaterland, besiegte dann den Ariovist, der an der Spitze deutscher Stämme sich in dem Lande der Aduer niederlassen wollte, und die Belgier, welche sich gegen Rom verbunden. Nachdem

er ganz Gallien unterworfen hatte, setzte er nach Britannien über, schlug die tapfern Bewohner dieses Landes in mehrern Schlachten, und zwang sie, um Frieden zu bitten und Geiseln auszuliefern. Nach seiner Rückkehr ward er in der Statthalterschaft von Gallien noch auf fünf Jahre bestätigt, während Pompejus Spanien und Crassus Syrien, Aegypten und Macedonien auf fünf Jahre zu verwalten bekamen. Aber der Tod des Crassus, welcher gegen die Parther blieb, löfete das Triumvirat auf, so wie nach dem, um dieselbe Zeit erfolgten Tode der Julia die Freundschaft zwischen Pompejus und Cäsar erkaltete. Pompejus Macht und Ansehn wuchsen indeß immer mehr; aber auch Cäsar, den neue Empörungen wieder nach Gallien riefen, suchte seinen Anhang in der Hauptstadt durch ungeheure Bestechungen zu vermehren, machte Gallien zur römischen Provinz, und verwaltete dann seine Eroberungen mit Weisheit und Güte. Ihn hier zu verdrängen, war die Absicht des Pompejus, welcher Cäsars Feinde zum Consulate beförderte, und einen Schluß im Senate zu bewirken wußte, daß Cäsar seine Truppen entlassen und seine Statthalterschaft niederlegen solle. Dieser erklärte sich auch bereit zu gehorchen, wenn Pompejus ein Gleiches thun würde. Hierauf verfügte der Senat, daß Cäsar seine Würde und sein Commando binnen einer bestimmten Zeit niederlegen oder für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden solle, ernannte Pompejus zum Oberfeldherrn der republikanischen Heere und befahl ihm, sich zum Kriege zu rüsten. Jetzt zögerte Cäsar nicht länger. Er foderte seine Soldaten auf, die Ehre ihres Feldherrn zu vertheidigen, ging über den Rubicon und nahm Italien ohne Schwertschlag in Besitz, da Pompejus, dem es an Truppen fehlte, mit den Consuln, Senatoren und Magistraten Rom verlassen hatte. Nachdem Cäsar sich durch den Schatz der Republik in den Stand gesetzt, in ganz Italien Truppen zu werben, begab er sich nach Spanien, das er trotz aller Schwierigkeiten, ohne den Feldherren des Pompejus eine förmliche Schlacht zu liefern, in seine Gewalt brachte. Dann eroberte er Marseille, und ging nach Rom zurück, wo er vom Prätor, M. Aemilius Lepidus, zum Dictator ernannt wurde, welches Amt er eilf Tage verwaltete. Zugleich wählte ihn das Volk auf das nächstfolgende Jahr zum Consul. Unterdeß hatte Pompejus eine Armee aus den Morgenländern zusammengezogen. Cäsar rückte ihr entgegen, stieg mit fünf Legionen in Epirus an's Land, und bemächtigte sich einiger Städte auf der Grenze Macedoniens. Da aber die Schiffe, welche den zurückgebliebenen Theil seines Heeres nachholen sollten, von der Flotte des Pompejus weggenommen wurden, schlug er dem Pompejus einen Vergleich vor, den dieser jedoch verwarf. Unterdeß erhielt Cäsar die erwarteten Verstärkungen, und bot eine Schlacht an; Pompejus wich derselben aus, sah sich aber, da Cäsar ihn in seinem Lager eingeschlossen hielt, endlich genöthigt, einen entscheidenden Schritt zu wagen und das feindliche Heer zu durchbrechen. Dies gelang, und Cäsar ward in die Flucht geschlagen. Er nahm seinen Rückzug nach Pharsalus, wo er dem Pompejus auf's neue entgegenrückte. Nach einer blutigen, aber entscheidenden Schlacht behauptete Cäsar das Feld. Pompejus floh nach Asien, ein neues Heer zu werben, und da seine Partei nur geschwächt, nicht aufgelöst war, eilte Cäsar ihm zu folgen, setzte über den Hellespont, wo Cassius (s. d. Art.) sich ihm mit 70 Schiffen des Pompejus ergab, und ging nach Aegypten, um Pompejus von diesem mächtigen Reiche abzuhalten. Hier aber erhielt er die Nachricht von der Ermordung desselben. Der Tod versöhnte seinen Haß. Er vergeß Thränen über das traurige

Ende seines Gegners, ließ seinen Leichnam auf das prächtigste bestatten, und überhäufte seine Anhänger mit Wohlthaten, wodurch er sie bewog, zu ihm überzutreten. Widrige Winde hinderten indeß die Abreise Cäsars, und er benutzte diese Zeit, die Streitigkeiten zwischen dem jungen Ptolemäus und seiner Schwester Cleopatra beizulegen. Darüber aber kam es zu Volksunruhen, die sein Leben bedrohten, und die er nur durch weise Mäßigung zu stillen vermochte. In Rom indeß beeiferten sich Senat und Volk, die Gunst des Siegers zu gewinnen. Man ernannte ihn auf fünf Jahre zum Consul, auf ein Jahr zum Dictator und auf Lebenszeit zum Volkstribun. Cäsar aber zog, ehe er nach Rom ging, gegen den Pharnaces, König des cimmerischen Bosporus, einen Sohn Mithridates des Großen, welcher die Länder seines Vaters in Asien wieder zu erobern versucht hatte, begnadigte unterwegs den König Dejotarus, einen Anhänger des Pompejus, und endigte diesen Krieg so schnell, daß er die Nachricht davon seinen Freunden mit den berühmten Worten meldete: Veni, vidi, vici. Hierauf begab er sich nach Rom, verzieh allen Pompejanern, und erwarb sich durch seine Güte die allgemeinste Liebe. Als seine Dictatur zu Ende war, ließ er sich wieder zum Consul wählen, und wiewohl er nichts an den alten Formen der Staatsverfassung änderte, so herrschte er doch mit fast unumschränkter Gewalt. In Afrika aber hatten sich unter Cato und andern berühmten Feldherren, die Freunde der Republik gesammelt; Cäsar schiffte mit einem Heere hinüber und lieferte mit abwechselndem Glück mehrere Schlachten, bis der über Scipio Metellus bei Thapsus erfochtene Sieg den Ausgang des Krieges zu seinem Vortheile entschied. Cato, der sich in Utica befand, stieß sich das Schwert durch die Brust, und die Stadt unterwarf sich dem Sieger. Von hier ging Cäsar nach Mauritanien und Numidien, machte diese Reiche zu römischen Provinzen, und trat dann seine Rückreise nach Rom an. Zuvor befahl er noch, Carthago und Corinth wieder aufzubauen, welches auch in Einem Jahre geschah. In Rom ward er mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen; man verlängerte seine Dictatur auf zehn Jahre, übertrug ihm allein die Würde eines Censors, erklärte seine Person für unverletzlich, und stellte seine Bildsäule neben der Statue des Jupiters im Capitol auf. Er sagte darauf in einer Rede an das Volk, daß er die ihm anvertraute Gewalt nur zum Besten des Staats anwenden werde, und verscheuchte alle Besorgniß, die einige noch gehegt hatten, durch die Begnadigung des Claudius Marcellus, eines seiner erklärtesten Feinde. Bald darauf hielt er die ihm bewilligten vier Triumphe über Gallien, Aegypten, über den Pharnaces und Juba, alle in einem Monate. Sie gehörten zu den prächtigsten, die man bisher in Rom gesehen hatte. Er gab sodann verschiedene gute Gesetze, schaffte Mißbräuche ab, und berief fremde Gelehrte nach Rom, um die Wissenschaften in Aufnahme zu bringen. Unter andern nahm er eine Verbesserung des Kalenders vor (s. Kalender). Während dieser friedlichen Beschäftigung hatten die Söhne des Pompejus Gelegenheit gefunden, neue Kräfte zu sammeln, und bereits in Spanien so große Fortschritte gemacht, daß Cäsar beschloß, selbst gegen sie in's Feld zu ziehen. Corduba wurde nach der hartnäckigsten Gegenwehr erobert, darauf kam es bei Munda zu einer allgemeinen Schlacht, deren Ausgang ein Zufall für Cäsar entschied, nachdem das Glück den ganzen Tag über zweifelhaft gewesen. In sieben Monaten war Spanien erobert und Cäsar zog triumphirend in Rom ein. Man ernannte ihn jetzt zum Dictator auf le-

denszeit, unterwarf alle Obrigkeiten seiner Gewalt, und gab ihm den Titel Imperator im vollen Sinne der Souveränität. Cäsar fuhr indeß fort, seine Feinde durch Milde zu versöhnen und seine Freunde durch Ehrenstellen zu belohnen; die Zahl der Senatoren erhöhte er von 300 auf 900. Aber diese Herabwürdigung des Senats beleidigte die Römer; noch mehr der Stolz, mit dem er sich gegen diesen selbstgeschaffenen Senat betrug. Als er einst auf einem goldenen Stuhle auf den Rostris saß, überreichte ihm Marc Anton ein königliches Diadem; er aber schlug es aus; und das Volk belohnte ihn dafür mit lautem Beifalle. Am folgenden Morgen war seine Bildsäule mit Diademen geschmückt. Die Volkstribunen, welche sie herabreißen und die Urheber in's Gefängniß setzen ließen, wurden von Cäsar abgesetzt. Hierdurch entstand eine Erbitterung, welche mit einer Verschwörung endigte, deren Urheber C. Cassius war. Cäsar, die ihm drohende Gefahr nicht ahnend, entwarf indeß neue große Plane. Er wollte die Parther bekriegen, dann über den Kaukasus ganz Scythien bis an Germanien und Gallien erobern. Cäsars Freunde gaben vor, daß nach den sibyllinischen Büchern die Parther nur durch einen König besiegt werden könnten, und wollten demnach darauf antragen, Cäsarn in Rücksicht Italiens mit dem Namen Dictator, in allen eroberten Ländern aber mit dem Titel eines Königs zu begrüßen. Zu dem Ende wurde eine Staatsversammlung auf den 15. März festgesetzt, aber diesen Tag bestimmten auch die Verschwornen zur Ausführung ihres Vorhabens. Schreckliche und wunderbare Zeichen sollen diesem Tage vorangegangen sein. Ein Wahrsager warnte den Cäsar, und seine Gemahlin, durch unglückliche Träume beängstigt, beschwor ihn, nicht in den Senat zu gehen. Aber Decius Brutus, einer der Verschwornen, zerstreute alle Bedenklichkeiten und führte ihn auf's Capitol. Unterwegs ward ihm ein Billet übergeben, in welchem ihm die Verschwörung angezeigt war; aber Cäsar steckte es im Gedränge ungelesen zu sich. Die Verschwornen hatten verabredet, daß Metellus Cimber ihn um Gnade für seinen Bruder bitten, und wenn Cäsar das Gesuch verweigerte, ihm das Gewand von den Schultern reißen solle, auf welches Zeichen sie mit ihren Dolchen ihn durchbohren würden. Dies geschah. Casca's Dolch traf ihn zuerst und verwundete ihn am Halse. Kaum aber hatte sich Cäsar umgewandt und die Worte gesprochen: Verfluchter Casca, was machst du? als die Verschwornen von allen Seiten auf ihn eindrangen. Dennoch vertheidigte er sich unverzagt. Als er aber auch Brutus unter den Verschwornen sah, verhüllte er mit den Worten: „Auch du, mein Sohn?" sein Gesicht und sank, mit 33 Wunden bedeckt, an der Bildsäule des Pompejus hin. So starb dieser außerordentliche Mann, der würdigste und beste, der je in Rom nach der Alleinherrschaft gestrebt, der 500 Schlachten gewonnen und 1000 Städte erobert hatte, im Jahre der Stadt 709 und im 56. seines Alters. Auch als Schriftsteller trat Cäsar mit Ruhm auf. Noch haben wir von ihm die Beschreibung seiner Kriege mit den Galliern und mit Pompejus in einem einfach edlen Stil. Die geschätztesten Ausgaben sind von Clarke (London 1712, Fol.), Grävius (Leiden 1713, 2 Bde. 8.) und Oudendorp (Leiden 1737, 2 Bde. 4.). Eine der besten neuern Handausgaben die von Oberlin, Leipzig 1805. Deutsche Uebersetzungen haben wir von Haus und Wagner. Von A. G. Meißner, und nach dessen Tode vollendet von J. C. L. Haken erschien (1799—1812) ein sehr lesenswerthes Leben des C. Julius Cäsar, 4 Bde. kl. 8.

Casas (Bartolomeo de las), Bischof von Chiapa in Mexico, war 1474 zu Sevilla geboren. 18 Jahre alt ging er mit seinem Vater nach St. Domingo. Nach seiner Rückkehr nach Spanien trat er als Geistlicher in den Dominikaner-Orden, um als Missionär zur Bekehrung der Indier angestellt zu werden. Schon vor seinem Eintritte in den geistlichen Stand hatte Las Casas Carl V. mehrere Denkschriften zu Gunsten der Indier übergeben. Da seine Anstrengungen, ihr Schicksal zu mildern, fruchtlos geblieben, nahm er sich vor, eine Kolonie nach anderen Grundsätzen, als seine Landsleute befolgten, zu gründen. Er bewirkte, daß der Kaiser ihn als Gouverneur nach Cumana schickte. Nach seiner Ankunft in Porto Rico 1519 begab er sich mit dreihundert castilianischen Arbeitern nach Cumana, um sich daselbst als Kolonisten einzusetzen. Allein er fand doppelte Schwierigkeiten, einmal, von Seiten des von dem Gouverneur von St. Domingo dahingesandten Commandanten, Gonzalo Ocampo, welcher sich weigerte, ihn anzuerkennen, dann aber auch von Seiten der Eingebornen, welche dergestalt gegen die Spanier erbittert waren, daß sie die Kolonisten des Las Casas überfielen, und Alles niedermetzelten, was sie nicht durch die Flucht rettete. Aber Las Casas glühender Eifer für die schöne Sache der Menschheit konnte durch kein Hinderniß gekühlt werden. Er reiste mehrmahls von Amerika nach Spanien und wieder zurück, um die Sache der unglücklichen, durch die europäischen Mitmenschen verkannten und mißhandelten Indier zu führen. Sepulveda, Historiograph Carls V., nahm ein Aergerniß an diesem Eifer, und schrieb gegen ihn, indem er die Mißhandlungen der Indier nach göttlichen und menschlichen Gesetzen zu rechtfertigen suchte. Las Casas vertheidigte sich mit der ganzen Gewalt der edlen Sache, für die er sprach und handelte, und Carl V. beauftragte seinen Beichtvater, Domenico Soto, diesen großen Prozeß zu untersuchen, ließ ihn aber, von andern Geschäften verhindert, stets ohne Entscheidung. Nachdem Las Casas funfzig Jahre in der neuen Welt verlebt und zwölf Mal den Ocean durchschifft hatte, um in Spanien die Sache der Unterdrückten zu führen, für die sein Herz mit begeisterter Wärme schlug, und denen er seine ganze volle Thätigkeit gewidmet hatte, legte er sein Bisthum nieder, kehrte 1551 nach Spanien zurück, und starb zu Madrid 1566. Seine Werke sind in fünf Quarthänden zu Sevilla 1552 erschienen.

Casas (Em. Aug. Dieudonné, Graf v. Las). s. Las Casas.

Casaubon (Isaac de), war 1559 zu Genf geboren. 19 Jahr alt, bezog er die Universität zu Genf, wo er Jurisprudenz, Theologie und orientalische Sprachen studirte, und 1582 seinen Lehrer Portus auf dem Lehrstuhle der griechischen Sprache ersetzte. Er gab jedes Jahr griechische und lateinische Schriftsteller, mit kritischen und gelehrten Anmerkungen und Commentaren, auch Uebersetzungen derselben heraus. 1596 nahm er einen Lehrstuhl der griechischen Sprache und der schönen Wissenschaften zu Montpellier an, wo er jedoch nur zwei Jahre blieb. Heinrich IV. berief ihn nach Paris. Seine Religion, die Eifersucht der andern Professoren, und vielleicht sein etwas unnachgiebiger Charakter verursachten ihm Unannehmlichkeiten, für welche er durch die Stelle eines königlichen Bibliothekars entschädigt wurde. Nach Heinrichs IV. Tode folgte er dem Chevalier Watton, außerordentlichen Gesandten Jacobs I., nach England, ward daselbst mit Auszeichnung aufgenommen, erhielt zwei Pfründen und eine ansehnliche Pension, und starb zu London 1614. Er wurde in der West-

minſterabtei beerdigt. Cauſabonus war ein friedliebender Theolog, ein Gelehrter vom erſten Range, ein guter Ueberſetzer und trefflicher Kritiker. Sein Latein iſt indeß nicht von Gallicismen frei und in ſeinen hiſtoriſchen Werken finden ſich manche Ungenauigkeiten. Als Kritiker hat er den Diogenes Laërtius, Ariſtoteles, Theophraſt, Sueton, Perſius, Polybius, Theokrit, Strabo, Dionyſius von Halicarnaß, Plinius den Jüngern und mehrere andere bearbeitet. Seine Unterſuchung de satyrica Graecorum poesi et Romanorum satyra verdient wegen ihrer Gründlichkeit ein ausgezeichnetes Lob. Geringern Werth haben ſeine theologiſchen Arbeiten. Meric Caſaubon, des Vorigen Sohn, geboren zu Genf 1599, hat ſich ebenfalls durch ſeine Gelehrſamkeit berühmt gemacht. Er war ſeinem Vater nach England gefolgt, und wurde Doctor der Theologie zu Oxford. Er bekleidete nach und nach mehrere geiſtliche Aemter, als die Revolution, welche Carl I. auf das Blutgerüſt führte, ihn aller ſeiner Einkünfte beraubte. Dennoch nahm er den Antrag Cromwell's, die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben, eben ſo wenig, als die Einladung der Königin Chriſtine, nach Schweden zu kommen, an. Nach der Rückkehr der Stuarts ward er für ſeine Treue durch Wiedereinſetzung in ſeine Aemter und Rechte belohnt, welche ihm bis an ſeinen Tod 1671 blieben. Er war ein trefflicher Mann und von dem gefälligſten Charakter. Beſonders hatte er ſich auf die Kritik gelegt, und war darin glücklich. Seine Gelehrſamkeit war mannichfach, aber an Gründlichkeit ſtand er ſeinem Vater nach. Auch er hat, außer andern Werken, Anmerkungen zu mehrern Klaſſikern geliefert, z. B. Terenz, Epiktet, Florus, Polybius u. A.

Caſchemir (Kaſchemir), vormalige Provinz Hindoſtans, jetzt eine Provinz des Afghanenſtaates Kabul in Aſien, iſt eins der berühmteſten Hochthäler, welches von den Rieſengebirgen Aſiens, dem Himalleh und Hindu-Kuſch eingeſchloſſen und von dem Behat oder Tſchelam (vormals Hydaspes) durchſtrömt wird. Von drei Seiten führen nur ſieben Päſſe in dies Land; von Oſten her ſetzt der hohe Himalleh (das höchſte bekannte Gebirge der Erde) eine unüberſteigliche Schneemauer vor. Die Pracht und Erhabenheit des Kranzes von Schneegebirgen, die Lieblichkeit und der Reichthum der zu ihnen aufſteigenden Hügel und Voralpen kann von keinem Augenzeugen reizend genug ausgemalt werden. Die hohe Lage des Thales und die daſſelbe umgebenden Schneegebirge machen das Klima mehr kalt, als warm, doch überhaupt ſehr gemäßigt und mild. Dieſes an romantiſchen Gegenden ſo reiche, von vielen Flüſſen und Bächen bewäſſerte Land iſt nicht minder mit einem Ueberfluſſe von herrlichen Erzeugniſſen geſegnet, die ſeine Vorzüge noch erhöhen, und bei den Aſiaten den Namen des Paradieſes von Indien, des Blumengartens und des Gartens des ewigen Frühlings verſchaffen. Die Berge ſind voll Wald- und Alpenweiden, wo man eine ausgebreitete Viehzucht treibt, am Fuße liegen Getreidefelder, längs den Gewäſſern iſt Reißbau. An den Vorhügeln ziehen ſich reiche Obſtwälder hin. Maulbeerbäume werden wegen der Seidenzucht in Menge gezogen; um ſie ſchlingen ſich die Reben, aus deren Trauben man einen Wein bereitet, der dem Madera gleicht. Südfrüchte reifen hier nicht. Ferner iſt das Thal berühmt wegen ſeiner ſchönen Blumen, die auf allen Wieſen und in allen Gärten prangen. Wild wachſen überall Violen, Roſen, Narciſſen, und unzählige andere europäiſche und nicht europäiſche Blumen. Die Einwohner ſind Hindus, die ſich zur Religion des Brama bekennen, ob ſie gleich unter

der Herrschaft der Afghanen, Bekenner des Islams, stehen. Sie verfertigen die berühmten Shawls in Menge und von vorzüglicher Güte. Die Wolle dazu kommt aus Tibet und der Tatarei, in welchen Ländern, die Ziege, die sie gibt, allein gedeihen soll. Man verfertigt jährlich ohngefähr 30,000 Shawls auf 16,000 Stühlen, von denen jeder drei Arbeiter beschäftigt. Die Hauptstadt, welche gleichfalls Kaschemir, auch Serinagur heißt, ist die größte Stadt im ganzen kabulischen Staate, liegt am Behat, an dessen Ufern sie sich eine Stunde weit erstreckt, und hat 150 bis 200,000 Einwohner.

Casematten (eigentlich Mordkeller, von dem Spanischen Casa und matare) heißen im Festungsbau bombenfeste Gewölbe unter dem Hauptwalle, besonders in den Basteien, theils den Graben daraus zu bestreichen, theils auch Gegenminen anzubringen. Zugleich dienen sie zur Aufbewahrung des groben Geschützes und nöthigenfalls der Besatzung zur Wohnung.

Casimir III., mit dem Beinamen der Große, König von Polen, ein Sohn Uladislas Loketeks, hatte sich durch seine Tapferkeit unter der Regierung seines Vaters ausgezeichnet, der ihm aufgetragen, Rache an den deutschen Rittern zu nehmen, und, um ihn zur Herrschaft zu bilden, ihn zum Regenten von Groß-Polen gemacht hatte, eine Auszeichnung, durch welche Unruhen im Staate veranlaßt worden waren. Kaum hatte er 1333 den Thron bestiegen, als er den von seinem Vater mit den deutschen Rittern geschlossenen Waffenstillstand auf ein Jahr verlängerte, und den König von Ungarn einlud, Vermittler zwischen ihm und diesem Orden zu werden. Man kam 1335 auf dem Congresse von Wissegrad überein, daß die Ritter an Polen das Palatinat von Cujavien, und den Bezirk Dobrzin zurückgeben und 10,000 Gulden Entschädigung zahlen sollten; dagegen leistete Casimir auf Pommern Verzicht. Allein dieser für den Orden vortheilhafte Vertrag wurde von dem Reichstage nicht genehmigt, und da man nicht im Stande war, augenblicklich zu den Waffen zu greifen, beschloß man, sich durch den Papst Gerechtigkeit zu verschaffen. Der heilige Stuhl verurtheilte die Ritter, Pommerellen und die andern Provinzen, welche sie inne hielten, an Polen zurückzugeben, die von ihnen zerstörten Kirchen wieder herzustellen und an Casimir eine bedeutende Entschädigung zu zahlen, endlich auch zu allen Kosten. Dieses Urtheil, das mit dem Banne begleitet war, machte die Ritter nicht muthlos; sie wandten sich an Kaiser Ludwig V., der ihnen verbot, die Güter des Ordens abzutreten. Die Ritter behielten ihre Eroberungen und legten die Waffen nieder. Casimir, der keinen Sohn hatte und sich der Hülfe eines mächtigen Fürsten versichern wollte, wählte 1339 seinen Neffen Ludwig, einen Sohn des Königs von Ungarn, zum Nachfolger. Im J. 1340 bemächtigte er sich Klein-Rußlands, das vormals zu Polen gehört hatte und dessen Beherrscher gestorben war. Um alle seine Kräfte gegen Rußland zu vereinigen, noch mehr aber, um nicht neue Streitigkeiten mit den deutschen Rittern zu haben, bot er ihnen den Frieden auf Bedingungen an, über die man schon früher einig geworden war. Sie unterzeichneten diesen Vertrag, der diesmal von dem Reichstage 1343 bestätigt wurde. Casimir eroberte fast ganz Schlesien, von dem er jedoch nur Fraustadt behielt. Der König von Böhmen, als Oberlehnsherr des Herzogs von Schlesien, über diese Vorgänge erbittert, rüstete sich, das von den Tataren bedrohte Polen anzugreifen. Diese Barbaren näherten sich Krakau; Casimir machte ihnen den Uebergang über die

Weichſel ſtreitig, zwang ſie zum Rückzug, flog nach Schleſien, zerſtreute das böhmiſche Heer, und kehrte dann in ſeine Staaten zurück, um daſelbſt die Ordnung wieder herzuſtellen. Er berief einen Reichstag nach Wislicza 1347, verſammelte die geſchickteſten Männer ſeines Reichs, und beauftragte ſie mit einer allgemeinen Umarbeitung der Geſetze, an welcher er ſelbſt Theil nahm. Seine neuen Verordnungen wurden angenommen. Die väterliche Sorgfalt, die er unabläſſig der unglücklichſten Klaſſe ſeiner Unterthanen bewies, erwarb ihm dem Titel eines Königs der Bauern. Er verſuchte ſogar mit einigem Erfolge die Künſte in ſeine Staaten zurückzuführen. Sein Reich vor künftigen Angriffen zu ſichern, befeſtigte er die Städte; auch legte er Hoſpitäler, Schulen und Univerſitäten an. Er genoß nun der Ruhe, als die Truppen, die er einem Sohne des Woiwoden der Moldau bewilligt hatte, um das Erbe ſeines Vaters wieder zu erobern, geſchlagen und gefangen wurden. Die Niederlage war ſo groß, daß keine Hoffnung blieb, ſich zu rächen. Caſimir mußte die Gefangenen mit großem Löſegelde befreien. Kaiſer Carl IV., der ſich mit Caſimirs Enkelin, einer Tochter des Herzogs von Stettin, vermählt hatte, eroberte 1366 Roth-Rußland von den Litthauern, und überließ zwei Fürſten dieſer Nation Volhynien und das Palatinat von Beltz, unter der Bedingung, Polens Lehnsherrlichkeit anzuerkennen, wodurch Caſimirs Ruhm noch erhöht wurde. Er ſtarb 61 Jahr alt, an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde, 1370. Seine großen Eigenſchaften haben ſeine zahlreichen Fehler in Vergeſſenheit gebracht. Von dieſen war der bedeutendſte ſeine ungeregelte Neigung für das weibliche Geſchlecht. Unter ſeinen vielen Mätreſſen war auch eine Jüdin, Namens Eſther, welche ihren Glaubensgenoſſen die Freiheiten auswirkte, deren ſie ſeithem in Polen genoſſen haben. Mit Caſimir erloſch das Geſchlecht der Piaſten, das 523 Jahre über Polen geherrſcht hatte. Bisher hatten die Polen nur Könige aus ihrer Mitte gehabt; ſie wählten jetzt Fremdlinge und legten dadurch den erſten Grund zu den Unruhen, welche das Reich bis zu ſeinem Untergange zerrüttet haben.

Caſino heißt bei uns theils der Ort, in welchem ſich eine geſchloſſene Geſellſchaft zu ihrem Vergnügen verſammelt, theils dieſe Geſellſchaft ſelbſt. Die Benennung ſoll folgenden Urſprung haben. Der Monte Caſino in der neapolitaniſchen Provinz Terra di Lavoro, auf welchem die älteſte Benediktiner-Abtei ſteht, hat eine herrliche Lage und von dem Kloſter genießt man der reizendſten Ausſicht. Das Klima iſt ſchön und geſund, die Luft ſo rein und die Luft-Perſpective ſtellt alles in ſo zauberiſchen Farben dar, daß man von allen Seiten dahin reiſt, um die Naturſchönheiten zu genießen. Dazu kam, daß die Mönche des Kloſters ſich der Heilkunde gewidmet hatten und in dem Rufe ſtanden, heilende Balſame vom Berge Zion zu beſitzen und die Kraft der Pflanze Diptam zu kennen, welche die Schmerzen ſtillt. Die Wallfahrten nach dem Monte Caſino hörten nicht auf, und er war, wie unſere Bäder, ein Vereinigungsort nicht bloß für Kranke, ſondern auch für Geſunde, welche hier die ſchöne Jahreszeit in ländlichen Ergötzlichkeiten verlebten. Die geſelligen Vergnügungen des Monte Caſino blieben in der Erinnerung. Man ſuchte ſie, wie jede entflohene Freude, wieder zu erzeugen. Man ſtiftete Zuſammenkünfte bekannter und gewählter Perſonen, und glaubte den Zauber der Geſellſchaften des Monte Caſino mit dem Namen Caſino auf die neu gebildeten Zirkel zu übertragen. So verbindet man noch jetzt

mit dem Worte Casino den Begriff einer, aus den angesehensten, gewähltesten Personen eines Orts bestehenden geschlossenen Gesellschaft.

Casiri (Michael), ein gelehrter Orientalist und syro-maronitischer Geistlicher, geboren zu Tripoli in Syrien, 1710. Er kam nach Rom, wo er in dem Collegium von St. Peter und St. Marcellin studirte, und 1734 in den geistlichen Stand trat. Im folgenden Jahre begleitete er den gelehrten Assemanni nach Syrien, wohin derselbe auf Befehl des Papstes ging, um der Synode der Maroniten beizuwohnen, und stattete 1738 zu Rom einen genauen Bericht von den Religionsmeinungen der Maroniten ab. Er lehrte hierauf in seinem Kloster die arabische, syrische und chaldäische Sprache, Theologie und Philosophie, und ging 1748 nach Madrid, wo er bei der Bibliothek angestellt wurde. 1749 begab er sich, auf des Königs Befehl, auf die Escurialbibliothek, deren Aufseher er in der Folge wurde, und sammelte hier die Materialien zu seiner berühmten Bibliotheca arabico-hispana, Madrid 1760—70, 2 Bde. Fol., welche in 1851 Artikeln die sämmtlichen Handschriften der Bibliothek des Escurials aufzählt, die an arabischen Handschriften vielleicht die reichste in Europa ist. Wiewohl dieses Werk nicht frei von Irrthümern ist, so enthält es doch die wichtigsten Angaben und Auszüge, und ist ein unentbehrliches Repertorium für jeden Orientalisten. Casiri starb zu Madrid 1791.

Caspisches Meer, ein großer See in Asien, liegt 185 Fuß tiefer als das schwarze Meer, zwischen Persien, dem der südliche Theil, Rußland, dem der nordwestliche Theil, und der großen Tatarei, welcher der östliche Theil angehört; von Norden gegen Süden 150 deutsche Meilen lang, 60 bis 70 breit, 7896 Q. M. Er hat süßeres Wasser als andere Meere, weil er große Ströme aufnimt, z. B. die Wolga; gleichwohl hat er keinen Abfluß. Er liefert viel Fische, Karpfen, Lachse, Hausen und Störe; auch Seehunde werden an der östlichen Küste im Meere gefangen.

Cassandra (Kassandra), auch Alexandra, Tochter des Priamus u. der Hekuba, und Zwillingsschwester des Helenus. Beide Kinder, so erzählt die Sage, spielten einst in dem Vorhofe zum Tempel des thymbräischen Apolls, unweit Ilium, und da sie zu lange dort verweilt hatten, um nach Hause gebracht zu werden, bereitete man ihnen für die Nacht ein Lager aus Lorbeerzweigen in dem Tempel. Als aber des folgenden Morgens die Ammen zu ihnen traten, fanden sie 2 Schlangen bei den Kindern, welche, statt ihnen Leids zu thun, vielmehr freundlich ihnen die Ohren leckten. Dieses Wunder bewirkte ein noch größeres; denn das Gehör der Kinder wurde dadurch so geschärft, daß sie die Stimme der Götter vernehmen konnten. Seitdem verweilte Kassandra gern in dem Tempel des Apolls, welcher, von ihrer aufblühenden Schönheit entzückt, ihr alle Geheimnisse der prophetischen Kunst offenbarte, und dagegen ihre Liebe foderte. Aber Kassandra, welche ihre edle Wißbegierde befriedigt sah, verweigerte den schnöden Preis. Darüber erzürnt, legte Apoll den Fluch auf ihre Weissagungen, daß sie niemals Glauben finden sollten. So sagte sie oft und stets den Untergang Troja's voraus, und warnte ihr Volk vergebens vor dem trügerischen Rosse. Als nun Troja erobert war, und Kassandra mit den übrigen Jungfrauen sich zum Tempel der Minerva flüchtete, riß Ajax in wilder Raserei sie vom Altar weg, entweihte die Jungfrau auf heiliger Stätte, und schleppte sie mit ge-

Digitized by Google

bundenen Händen zu den andern Sklavinnen hin, wo sie bei Vertheilung der Beute dem Agamemnon zufiel, der sie als Sklavin und Geliebte mit sich nach Mycene führte. Klytämnestra ermordete Beide. Dem Agamemnon soll sie die Zwillingssöhne, Teledamus und Pelops, geboren haben. Uebrigens galt dieser Raub der Kassandra den Alten für eine der verruchtesten Frevelthaten, und hat den Dichtern sowohl als den bildenden Künstlern zum Stoffe gedient. Auch mußten die Lokrer, die Landsleute des Ajax, durch Sturm und Ungewitter und durch eine, in ihrem Lande entstandene Pest viele Jahre dafür büßen.

Cassas, berühmter französischer Zeichner, Schüler von Lagrenée d. j., und le Vien, der zu Anfange des 8. Decenniums des vorigen Jahrhunders Kleinasien, Palästina, Syrien, einen Theil von Aegypten, Istrien, Dalmatien und Troas durchreiste, um die dortige Topographie mit den Nachrichten der Alten zu vergleichen, überall die schönsten Ueberreste der Baukunst genau maß, die merkwürdigsten Gegenden mit eben so viel Geschmack als Richtigkeit zeichnete, und hernach alle die Arbeiten, von den besten Meistern gestochen, in Prachtwerken herausgab. Seine Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Egypte ist bei Landon (II. 133—136) ausführlich beschrieben. Die Originalzeichnungen davon sind vollendete, mit Firniß überzogene Aquarell-Gemälde, und befinden sich in der königl. Bibliothek in Paris. Zu seiner Voyage hist. et pittor. de l'Istrie et de la Dalmatie hat er durch Joseph La Vallée ein Tagebuch und eine kurze Geschichte dieser Provinz aufsetzen lassen.

Cassel (Hessen-), oder Kurhessen. Alle hessische und nicht bloß kurhessische Stammlande regierte der Landgraf Philipp der Großmüthige, der zum Lutherthum überging. Er war ein sehr bedeutender deutscher Reichsfürst und Führer des schmalkaldischen Bundes mit dem unglücklichen damaligen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Die große Türkengefahr des Jahrhunderts war wahrscheinlich der politische Grund, welcher die Kurfürsten zur Wahl Kaiser Carl V. bestimmte, so sehr sonst auch das Fürsten-Interesse damaliger Zeit gebot, weder diesen noch den andern Bewerber um die deutsche Kaiserkrone, König Franz von Frankreich, zu wählen. Der unglückliche Ausgang des schmalkalder Bundes brachte auch Philipp den Großmüthigen in kaiserlichen Verhaft, und selbst seine eigne Erfahrung, wie nachtheilig die Theilung von Land und Leuten den Fürstenhäusern bei einem so mächtig gewordenen Kaiserhause werden könne, hielt diesen großen Fürsten nicht ab, seinen vier ehelichen Söhnen, jedem einen Landestheil, durch sein Testament nach seinem Ableben (1567) einzuräumen. Unbeerbt starben die beiden Brüder Philipp und Ludwig, Gründer der Linien Butzbach und Marburg. Die den beiden Linien Cassel und Darmstadt, besonders im 30jährigen Kriege, so nachtheilig gewordne Eifersucht wurde schon angefacht, durch die Theilung der butzbacher und marburger Erbschaft. Beide Regentenhäuser befolgten durch ihre Ministerien, wenn die deutschen Fürsten sich uneins waren, gemeiniglich eine entgegengesetzte Politik. Sogar führten ihre Vergrößerungsplane sie fast immer, wie bei der hanauischen Erbschaft, in neue Streitigkeiten unter einander, und scheint jene Uneinigkeit erst in den jüngsten Tagen unsrer Zeit gänzlich zu erlöschen. Sein Sohn, Wilhelm IV., stiftete die Linie Hessen-Cassel mit der Dotation der ungefähren Hälfte der väterlichen Erblande. Schmalkalden, ein Theil

von Schauenburg, nebst dem Fürstenthume Hersfeld, wurden dazu erworben, bis zum westphälischen Frieden. Hessische Söldner nahmen, als Bundestruppen anderer Continentalmächte, fast an allen europäischen und türkischen Kriegen Theil. Dies System verbesserte die Finanzen, aber nicht so sichtbar den Wohlstand des Landes, und brachte den glänzenden Hof selbst in ausländische Familienverbindungen, welche den Landgrafen Friedrich I. zum schwäbischen Throne führten. Da dieser ohne eheliche Nachkommen starb, fiel nach seinem Tode die wirkliche Regierung an seinen Bruder, den langjährigen Statthalter Wilhelm VIII., der Hanau erwarb, aber noch den 7jährigen Krieg als brittischer Bundesgenosse erlebte, der den hessischen Kriegern Ehre und dem Lande viel Unglück brachte. Sein Sohn Landgraf Friedrich II. hatte einen glänzenden Hof, ein großes Militär, das im engl. Solde gegen Nordamerika's Unabhängigkeit focht. Hessen erfuhr manche Landesverbesserungen seines reichen und die Kunst liebenden Fürsten. Sein Sohn, Landgraf Wilhelm IX., war seit 1760 Fürst in Hanau, nahm am Revolutionskriege Frankreichs, außer seinem Reichscontingent als brittischer Verbündeter, anfangs Theil, acquiescirte später den baseler Frieden vom J. 1795 und schloß sich nunmehr Preußen an. Für seine Lande jenseits des Rheins, erhielt er Entschädigung durch mainzische Enclaven und den Kurfürstenhut. 1803 schwankte er lange, ehe er sich für die Neutralität im Kriege zwischen Preußen und Frankreich erklärte, und wurde nach der Schlacht von Jena (1806) von Napoleon seiner Staaten entsetzt, aber im J. 1813 restituirt. Er trat nun einige zerstreute Enclaven ab, und rundete seinen Staat durch die Erwerbung des größten Theils vom Großherzogthum Fulda, wodurch derselbe sich auf 205 Q. M. und 578,000 Einw. vergrößerte und starb 1821. Sein Sohn Kurfürst Wilhelm II. folgte ihm und veränderte die ältere Provinzialeintheilung, vermehrte aber das stehende Linienmilitär auf 6000 Mann. Die landschaftliche Verfassung ist hier noch nicht geordnet, das Staatseinkommen übersteigt 3 Mill. Thaler; der größte Theil des Staats ist bergicht, aber dennoch im ganzen fruchtbar, und der Hesse ein guter und dabei mäßiger Soldat, Bauer und Gewerbsmann. Vieh- und Schaafzucht blüht überall und im Süden auch hie und da Weinbau. Der Adel hat viele, aber wenige große Güter. Die Landesuniversität Marburg, die Gymnasien und die Bildungsanstalten der Hauptstadt haben viel Aufklärung verbreitet. Landgraf Friedrich II. stiftete den goldnen Löwenorden 1770 u. 1769 den Orden pour la vertu militaire, Kurfürst Wilhelm I. 1814 den Orden vom eisernen Helm. — Das Regentenhaus hat an Nebenlinien, a) die ältere philippsthaler Linie, Residenz Philippsthal, b) die jüngere Philippsthal-Barchfeld, Residenz Barchfeld. c) die reich apanagirte Linie Rothenburg mit 8 standesherrlichen Aemtern im Kurstaat und mit den fürstl. Standesherrschaften Ratibor und Corvey unter preußischer Landeshoheit. Der jetzige Landgraf Victor Amadeus geb. 1779 ist der einzige dieser Linie und bisher, obgleich vermählt, ohne Leibeserben.

Cassel, Haupt- und Residenzstadt des Kurfürsten von Hessen, liegt an der Fulda, unter 51° 19′ 20″ n. Br. und 27° 7′ 5″ öst. L. und hatte 1817, ohne das Militär, 21,168 Einw., worunter 771 Juden, in 1464 Wohnhäusern. Sie wird in die Altstadt, untere Neustadt und obere (französische) Neustadt eingetheilt. Die Altstadt und untere Neustadt sind größtentheils schlecht und von Holz gebaut, die Straßen eng und winklig und die öffentlichen Plätze unregelmäßig; dagegen sind in der, von französisch reformirten Flüchtlingen angelegten Ober-

neustadt die Plätze durchgängig regelmäßig, die Straßen breit und schnurgerade, die Häuser massiv, zum Theil prachtvoll; besonders verdient die 4500 Fuß lange Königsstraße bemerkt zu werden, welche jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen würde, auch ist die Bellevüe-Straße wegen der entzückenden Aussicht in's Freie merkwürdig. Das Thal, worin Cassel liegt, wird nordwärts von Vorbergen des Reinhardswaldes, im Westen vom Habichtswalde und im Süden von dem Söhrewald beherrscht; gegen Osten zieht sich beim Dorfe Bettenhausen vorbei eine weite, durch geringe Hügel eingefaßte Ebene, über die in blauer Ferne der Meißner majestätisch sein Haupt erhebt. Die Fulda windet sich bereits als schiffbarer Strom in mannichfaltigen Krümmungen von Süden nach Norden durch dieses Thal. Die Lage des Orts macht das Klima rein und gesund. — Die Stadt zählt 9 Thore, 19 öffentliche Plätze, und 7 Kirchen, wovon 5 reformirt, 1 lutherisch und 1 römisch-katholisch ist. Das Straßenpflaster ist im Ganzen schwarzgrauer, glatter Basalt. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus: 1) der Friedrichsplatz mit der von Nahl (s. d. Art.) gehauenen kolossalen Marmorstatue Landgraf Friedrichs II., 1000 Fuß lang und 450 Fuß breit. 2) Der Königsplatz ist zirkelrund und hat 256 Fuß im Durchmesser und im Mittelpunkte ein siebenfaches Echo; hier ward während der westphälischen Regierung die Marmorstatue Napoleons auf einem Springbrunnen aufgerichtet, die aber, nebst dem Brunnen, jetzt wieder verschwunden ist. 3) Der Parade- oder Schloßplatz, das Residenzschloß, welches hier stand und wovon eine Seite am 24. Nov. 1811 abgebrannt, ist 1817 gänzlich niedergerissen, und an dessen Stelle bereits der Grund zu einem neuen Schlosse von größerm Umfang und edlerer Bauart gelegt worden. 4) Der Carlsplatz mit der Marmorstatue des Landgrafen Carl. 5) Der Wilhelmsplatz. 6) Das Sechseck am wilhelmshöher Thore. 7) Der Casernenplatz. 8) Der Garde du Corpsplatz. Zu den vorzüglichsten öffentlichen Gebäuden gehören: das Museum Fridericianum, worin sich die Bibliothek, das Kunst- und Naturalienkabinet befinden; die Bildergallerie, welche die schätzbare Sammlung von Gemälden enthält, die 1815 von Paris wieder zurückgeführt worden; das Bellevüeschloß; das kurprinzliche Schloß; die Casernen, besonders die unter der westphälischen Regierung außerhalb der Stadt angelegten, welche gegenwärtig zu Armenanstalten benutzt werden; das sogenannte Fürstenhaus; die Sternwarte; das Opernhaus; das Castel; der Marstall; die unter der westphäl. Regierung erbaute Artillerieschule, worin gegenwärtig die Cadetten-Anstalt befindlich; die Charité vor dem leipziger Thore. — Unter den Kirchen sind besonders merkwürdig die St. Martinskirche und die katholische Kapelle. Dicht vor der Stadt und in unmittelbarer Verbindung mit der Orangerie und dem Marmorbade befindet sich der große Lustgarten, die Aue genannt. Eine Stunde entfernt liegt das berühmte Lustschloß Wilhelmshöhe (s. d. Art.) und 2 Stunden von der Stadt in einem anmuthigen Thale das Lustschloß Wilhelmsthal. Zu den vorzüglichsten Fabrikanstalten in und bei Cassel gehören mehrere Tabaksfabriken, 2 Wagenfabriken, eine Cattundruckerei, eine Gold- und Silberfabrik, eine Fayence- und Steingutfabrik, eine Korkpfropfenfabrik, eine Salpetersiederei und chemische Fabrik, eine Bandfabrik, eine Papiertapetenfabrik, eine Lackirfabrik, eine Zuckersiederei, eine Wachslichterfabrik, ein Kupfer- und ein Messinghammer, eine Spiegel-Folienfabrik, mehrere Hut-, Handschuh- und Lederfa-

briken. — Nach der Schlacht bei Jena wurde Caſſel 1807 zur Haupt- und Reſidenzſtadt des neu geſchaffenen Königreichs Weſtphalen gewählt; welches zu Ende des J. 1813 wieder aufgelöſt worden. Die erſte Beſitznahme der Stadt von Seiten der Verbündeten erfolgte nach einer kurzen Beſchießung derſelben durch den General Czernitſcheff, am 28. Sept.; der feierliche Einzug des Kurfürſten am 21. Nov. 1813.

Caſſini. Dieſe, in der Geſchichte der Aſtronomie und Geographie berühmte Familie hat drei Generationen hindurch ſich die größten Verdienſte durch ihre wiſſenſchaftlichen Leiſtungen erworben. Der 1ſte in der Reihe, Giovanni Domenico, dem die Aſtronomie große Entdeckungen verdankt, wurde zu Perinaldo bei Nizza 1625 geboren. Seine Studien vollendete er zu Genua bei den Jeſuiten mit vieler Auszeichnung. Der Zufall leitete ſeine Neigung auf die Aſtronomie. Er machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß ſchon 1650 der Senat von Bologna ihm den erſten Lehrſtuhl der Aſtronomie auf der Univerſität übertrug. Es gab hier eine Mittagslinie, welche Ignatio Dante 1575 in der Kirche der heil. Petronia gezogen hatte, um die Aquinoctien und Solſtitien zur genauen Beſtimmung der Kirchenfeſte durch Beobachtung zu erhalten. 1653 kam Caſſini auf den Gedanken, eine längere und genauere Mittagslinie zu ziehen, mittelſt welcher die Unſicherheiten gehoben werden könnten, welche noch über die aſtronomiſchen Refractionen und über alle Elemente der Theorie der Sonne obwalteten. In 2 Jahren kam er mit dieſer ſchwierigen Arbeit zu Stande, deren erſte Früchte genauere Sonnentafeln, eine richtigere Beſtimmung der Parallaxe dieſes Geſtirns, und eine treffliche Tafel der Refractionen waren. Fremdartige Geſchäfte, womit der Senat von Bologna und nachher der Papſt ihn beauftragten, unterbrachen zuweilen ſeine aſtronomiſchen Arbeiten. Er befand ſich zu Citta della Piave, als er mit Sicherheit auf der Scheibe des Jupiters die Schatten wahrnahm, welche die Trabanten deſſelben darauf werfen, wenn ſie zwiſchen dieſem Planeten und der Sonne befindlich ſind, und welche er genau von den Flecken auf der Jupitersſcheibe unterſchied. Durch erſtere berichtigte er ſeine Theorie von der Bewegung der Trabanten, durch letztere beſtimmte er die Umſchwungszeit des Jupiters. Zugleich machte er eine Menge von Beobachtungen über die Inſekten, die von Aldrovandi gedruckt wurden. 1668 gab Caſſini ſeine Ephemeriden der Jupitertrabanten heraus, ein bewundernswürdiges Werk, ſo unvollkommen es auch jetzt, mit Delambre's Arbeit verglichen, erſcheint, und ward durch Colbert nach Frankreich eingeladen, woſelbſt es jenem gelang, 1673, ihn auf immer für Frankreich zu gewinnen. Caſſini ſetzte ſeine aſtronomiſchen Arbeiten mit doppeltem Eifer fort, und entdeckte, außer dem ſchon von Huygens wahrgenommenen Trabanten des Saturn, deren noch 4 andere. Schon früher hatte er das Zodiakallicht entdeckt. Er zeigte ferner, daß die Mondaxe nicht, wie man geglaubt hatte, ſenkrecht auf der Ebene der Ekliptik ſtehe, und lehrte die Urſachen der, in der Theorie des Mondes unter dem Namen Libration bekannten Erſcheinung kennen. Die Geſetze dieſer Bewegungen, die er ſehr genau beſtimmte, ſind eine ſeiner ſchönſten Entdeckungen. Der Akademie überreichte er Unterſuchungen über den indiſchen Kalender, und gab neue und genauere Tafeln über die Jupitertrabanten heraus. Die, von Picard angefangene, von Lahire 1683 bis nördlich von Paris,

Digitized by Google

1700 von Cassini bis an die äußerste Spitze von Roussillon fortgeführte Mittagslinie wurde vierzig Jahre nachher von François Cassini und La Caille, und 100 Jahre später von Mechain und Delambre gemessen. Das Ergebniß dieser letztern Messung weicht von dem, durch Cassini gefundenen nur um die Kleinigkeit von 21 Toisen ab. Cassini starb, nachdem er einige Jahre früher sein Gesicht verloren hatte, 1712 an Altersschwäche. 2. Cassini (Jacques), des Vorherg. Sohn, war 1677 zu Paris geboren und trat schon 1694 in die Akademie der Wissenschaften. Er begleitete seinen Vater nach Italien, bereiste in der Folge Holland und England, und ward 1696 Mitglied der königl. Gesellschaft zu London. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich mit der Astronomie und Physik, und schrieb mehrere Abhandlungen über die Electricität, über die Barometer, über den Stoß der Feuergewehre, über die Vervollkommnung der Brennspiegel u. s. w. 1717 vollendete er sein großes Werk über die Neigung der Bahnen der Saturnstrabanten und seines Ringes. Aber allgemein machte er sich durch seine Arbeiten zur Bestimmung der Gestalt der Erde bekannt. Bei der ersten 1669 begonnenen Messung glaubte man, die Grade des Meridians nach Norden kürzer zu finden, als nach Süden, und man schloß daraus auf eine Verlängerung der Erde nach den Polen zu (s. Abplattung). Cassini, der 1701 die Messung mit seinem Vater bis Collioure und 1718 bis Dünkirchen fortgesetzt hatte, gab bei dieser Gelegenheit sein, diese Behauptung enthaltendes Werk De la grandeur et de la figure de la terre heraus. Alle Anhänger des Newton'schen Systems widersprachen einem Resultat, das dem Grundsatze der Anziehung und der Umwälzung der Erde um ihre Axe entgegen war. Man warf ein, der gemessene Bogen, obwohl er ungefähr 9 Grade betrug, sei nicht groß genug, um mit Sicherheit darauf fußen zu können. Ludwig XV. befahl hierauf, die Grade des Meridians unter dem Aequator und den Polarkreis zu messen; aber um die Aufgabe noch unmittelbarer zu lösen, wurde die Akademie 1733 beauftragt, die Länge von ganz Frankreich, von Brest bis Straßburg, zu messen. Cassini leitete diese Arbeit, und verfiel dabei in einige Irrthümer, welche der Mangelhaftigkeit der Instrumente der frühern Beobachter, denen er zu viel gefolgt war, zuzuschreiben sind. Er starb auf seinem Landgute zu Thury 1756. 3. Cassini de Thury (Cesar François), des Vorigen Sohn, geb. 1714, war noch nicht 22 Jahre alt, als er in die Akademie der Wissenschaften trat. Die Sammlungen derselben enthalten viele Abhandlungen von ihm; aber seinen ganzen Fleiß beschäftigte ein größeres Werk. Man hatte den Plan gemacht, Frankreich geometrisch zu vermessen; Cassini erweiterte ihn dahin, ganz Frankreich topographisch aufzunehmen, auf diese Weise den Abstand aller Oerter von dem Meridian von Paris und dem Perpendicularkreis dieses Meridians zu bestimmen. Nie hatte man eine größere, und für die Geographie nützlichere Arbeit unternommen. Als 1756 die Unterstützung aufhörte, welche die Regierung dazu verwilligt hatte, trat auf Cassini's Antrieb eine Gesellschaft zusammen, welche die Kosten vorschoß, und ihre Vorschüsse aus dem Verkaufe der Karten wieder erhielt, so daß es ihm gelang, fast die völlige Beendigung dieser Arbeit zu erleben. Er starb 1784. 4. Cassini (Jacques Dominique, Graf), des Vorhergehenden Sohn, geboren zu Paris 1740, Director der dortigen Sternwarte und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er nahm Theil an der Grenz-

regulirung der einzelnen Departements, und iſt neben ſeinen mathematiſchen Kenntniſſen im Verwaltungsfache ſehr kundig. 1789 übergab Caſſini der Nationalverſammlung die große Karte von Frankreich in 180 Blättern (jetzt 182), das Ganze iſt 33 Fuß hoch und 34 Fuß breit. Der ſogenannte atlas national iſt eine Reduction deſſelben auf $\frac{1}{3}$ des Maßſtabs, außerdem gibt es noch eine Reduction auf ein Viertel des Maßſtabs in 24 Blättern. 1793 wurde Caſſini vom Revolutionstribunal als Gegner der Republik verhaftet, rettete ſein Leben, verlor aber die Kupferplatten der Karte von Frankreich die $\frac{1}{2}$ Mill. Franken gekoſtet hatten.

Caſſius Longinus (Caj.), ein tapferer, Freiheitsliebender Römer und Freund des Brutus. Er rettete als Quäſtor des Craſſus die wenigen, in der mörderiſchen Schlacht gegen die Parther übrig gebliebenen römiſchen Soldaten, und behauptete damit Syrien gegen die Parther, bis zur Ankunft des Bibulus. In dem zwiſchen Pompejus und Cäſar ausgebrochenen bürgerlichen Kriege ſchlug er ſich zur Partei des erſtern, dem er als Befehlshaber zur See wichtige Dienſte leiſtete. Als Cäſar die pharſaliſche Schlacht gewonnen hatte, und den Pompejus auf ſeiner Flucht verfolgte, ſtieß dieſer beim Ueberſetzen über den Hellespont mit wenigen Fahrzeugen auf die, aus 70 Segeln beſtehende feindliche Flotte, welche Caſſius befehligte. Cäſar foderte ſie zur Uebergabe auf, und Caſſius, über den Muth und die Kühnheit Cäſars erſtaunt, gehorchte ihm. Als aber über Cäſars Abſicht, ſich zum Oberherrn des römiſchen Staats aufzuwerfen, kein Zweifel mehr blieb, faßte Caſſius, als ein eifriger Republikaner, den Entſchluß ihn zu tödten, und führte ihn vereint mit mehreren Mitverſchwornen, im Jahre Roms 709 aus. Dann warb er in Verbindung mit Brutus ein Heer, um mit den übrigen Republikaniſchgeſinnten die erlangte Freiheit zu behaupten. Es kam zwiſchen dieſen und Octavius und Antonius, die Cäſars Tod zu rächen vorgaben, bei Philippi zu einer Schlacht, in welcher Caſſius, weil er Alles für verloren hielt, ſich ſelbſt ermordete (im J. Roms 711). Brutus nannte ihn den letzten Römer (Vergl. Brutus und Cäſar.)

Caſtagnetten ſind kleine hölzerne, kaſtanienfarbene Inſtrumente, ungefähr in Form einer großen Nußſchale, welche an den Daumen befeſtigt und beim Tanz gegen einander angeſchlagen werden. Seit langer Zeit waren ſie bei den Mohren, Spaniern und Zigeunern im Gebrauch. Gegenwärtig bedient man ſich ihrer noch in Gascogne, um bei gewiſſen lebhaften Tänzen den Takt damit anzugeben. Auch die Alten brauchten bei ihren Tänzen und Bacchusfeſten kleine Cimbalen, die mit den Caſtagnetten viel Aehnlichkeit hatten.

Caſtalia (Kaſtalia), ein berühmter Quell in der Stadt Delphi, nahe beim dortigen Tempel des Apollo. Aus dieſem Quell tranken diejenigen, welche vom dortigen Orakel die Verkündigung der Zukunft erbaten. Selbſt die weiſſagende Pythia trank aus dieſer Quelle und badete ſich in ſolcher.

Caſtannos (Don Franzesco de), ſpaniſcher General, unſterblich in der Geſchichte dadurch, daß er den franzöſiſchen General Dupont de l'Etour in der Sierra Morena am 20. Juli 1808 zur Niederlegung der Waffen zwang, und mit ihm die berühmte folgenreiche Capitulation von Baylen abſchloß. Er ſtammt aus einer vornehmen Familie in Biscaya, und iſt ein Zögling des berühmten Generals, Grafen Orelly, der mit Caſtannos Schweſter verheirathet war. Er

Digitized by Google

war 1743 geb., diente zuerst unter seinem Schwager, und begleitete diesen auch nach Deutschland, wo er in des großen Friedrichs Schule die Taktik studirte 1794 diente er als Obrist in der Armee von Navarra unter Caro, und zeichnete sich mit seinem Regimente bei jeder Gelegenheit so sehr aus, daß es als das Vorbild des ganzen Heers galt. Er wurde 1798 General-Lieutenant, und bald darauf, als erklärter Feind des Friedensfürsten, mit mehreren andern Offizieren aus Madrid verbannt. Beim Eindringen der Franzosen erhielt er 1808 den Oberbefehl einer Heerabtheilung an der Grenze von Andalusien, wo Dupont vorzudringen Miene machte. Mit 9000 Mann Linientruppen und etwa 30,000 Bewaffneten aus dem Volke zwang er den General Dupont zu der erwähnten Capitulation (S. d. Art. Baylen). Diese Waffenthat verschaffte ihm großes Ansehen, das aber durch den Verlust der Schlacht bei Tudela (Nov. 1808) wieder sank; doch seine Anstrengungen ließen dessen ungeachtet nicht nach. 1811 ernannte ihn die Regentschaft zum Obergeneral der vierten spanischen Armee und zum Commandanten mehrerer Provinzen. Er wurde nun der Waffengefährte und Nebenbuhler Wellington's, und entfaltete große militärische Talente in der Schlacht bei Vittoria, die zum Theil durch seine und seiner Truppen Tapferkeit gewonnen wurde. Die Regentschaft beging die Ungerechtigkeit, ihm seine Stelle zu nehmen und ihn zum Staatsrathe zu ernennen. Er schrieb dem Kriegsminister: „Ich habe die Genugthuung, dem Feldmarschall Freyre das Commando, das ich 1811 vor Lissabon übernahm, an der Grenze von Frankreich zu übergeben." Nach Ferdinands Rückkehr wurde er Generalcapitän von Catalonien und mit Orden beehrt. 1815 befehligte er das zum Einrücken in Frankreich bestimmte Heer. 1816 legte er seine Stelle nieder, um seine letzten Tage in Ruhe zu verleben.

Castien oder Kasten. Mit diesen Wort bezeichnet man gewisse Stände, deren Vorrechte und Lasten forterben. Der Name ist portugiesisch, und wurde zuerst von den Eroberern Ostindiens für die ostindischen Stämme gebraucht, deren Geschäfte, Sitten und Lebensart, Vorrechte und Pflichten dort erblich sind. Nach und nach hat man diesen Ausdruck auch wohl auf die erblichen Stände in Europa angewandt, und spricht in dieser Beziehung von Kastengeist und den Vorrechten oder Anmaßungen einer Kaste, um mit Hindeutung auf das Unnatürliche der gesellschaftlichen Einrichtung, die der Ausdruck eigentlich bezeichnet, recht auffallend das Verderbliche der bloß auf Zufälle der Geburt oder des Reichthums gegründeten Vorzüge hervor zu heben. — Die Kasteneintheilung verliert sich bei den Völkern der alten Welt über die geschichtliche Zeit hinaus, und es läßt sich daher der Ursprung derselben nicht streng nachweisen, höchst wahrscheinlich aber ist es, daß überall, wo sie sich findet, Verschiedenheit der Abstammung und der Lebensart den Grund dazu legte, und die verschiedenen Kasten anfänglich verschiedene Völkerstämme waren. Man findet diese Einrichtung bei mehrern Völkern; selbst bei den Peruanern u. Merikanern, zeigen sich, nach den von Clavijero gesammelten Nachrichten, einige Spuren davon, im Orient hauptsächlich aber, ist sie seit den ältesten Zeiten gegründet worden, und hat sich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen verschmolzen, weil sie den, hier herrschenden Despotismus begünstigte. So gab es bei den Persern schon vor Zoroaster eine Abtheilung in 4 Stände, oder Kasten: Priester (Magier), Krieger, Acker-

leute und Gewerbtreibende. Nirgends aber war die Kasteneintheilung so ausgebildet, und so ganz die Grundlage der gesellschaftlichen Einrichtung, als in Aegypten und Indien. In Aegypten (s. d. Art.) bildete sich diese Eintheilung, als politische Anstalt, in der blühendsten Zeit der Pharaonen völlig aus, und die Absonderungen, die früher aus verschiedener Abstammung und Lebensweise hervorgegangen waren, wurden noch schärfer gemacht. Man zählte ihrer ursprünglich sieben. Die Priesterkaste, die gewissermaßen einen hochbevorrechteten Adel bildete, und sich im Besitz der Staatsämter behauptete, war die edelste. Zunächst folgte die Kriegerkaste, die sich in zwei Stämme theilte, in welchen die Bestimmung für den Krieg erblich war. Ob die übrigen Kasten, die Gewerbtreibenden, die Schiffer (Nilschiffer), die Dolmetscher (die erst später aus den Nachkommen der, in's Land gerufenen Griechen entstanden), und die zwei Hirtenkasten, eine Rangordnung gehabt haben, ist unbekannt, die Hirten aber waren die niedrigste, und unter ihnen waren die Schweinehirten unrein und verachtet, und von den Tempeln ausgeschlossen. In Indien gab es ursprünglich 4 Kasten: die Braminen oder Brachmanen (s. d. Art.) die nach dem Mythus aus des Schöpfers Muude entsprungen sind, und nach der Verschiedenheit ihrer Beschäftigungen in verschiedene Klassen zerfallen, wovon diejenigen, welche die Religionsschriften Vedas (s. indische Literatur) erklären, die vornehmsten sind. Die Ketri, oder die Kriegerkaste, die aus der ersten Kaste hervorgegangen war, im nördlichen Indien ihren Wohnsitz hatte, aber sowohl durch den Kampf mit der Braminenkaste, als durch die Einfälle fremder Eroberer so viele Veränderungen erlitt, daß sie in ihrer alten Gestalt lange nicht mehr fortbestehet, wiewohl die Bewohner des nördlichen Indiens ihre Abkömmlinge zu sein scheinen; die Raisya, oder Gewerbsleute, die aber nicht bloß Kaufleute, sondern auch Landwirthe begreift, und die zahlreichste von allen, die Sudra, die unterste Kaste, die sich mit andern Abtheilungen nicht verheirathen und bei Todesstrafe die Religionsbücher nicht lesen darf. Der Sudra dient den drei höhern Kasten, und wenn er den Braminen treu dient, hat er Hoffnung, bei einer künftigen Seelenwanderung in die höhere Kaste zu kommen. Aus der verbotenen Vermischung der Sudra mit höhern Kasten gehen die Unreinen uud Verworfenen hervor, deren es sehr viele Abtheilungen gibt, und unter diesen sind die Paria die verachtetsten. Die Kaste der Sudra, die sich auch durch dunklere Hautfarbe unterscheidet, besteht wahrscheinlich aus den Abkömmlingen der Ureinwohner Indiens, welche bei der Verbreitung der herrschenden Kasten unterworfen wurden.

Casti (Giovanni Battista), ein berühmter italienischer Dichter, war 1720 in der Nähe von Florenz geb., machte seine ersten Studien auf dem Seminar von Montefiascone, ward dann Professor daselbst und erhielt dort eine Dompfründe. Er faßte früh Neigung znm Reisen. Nachdem er Frankreich besucht hatte, kehrte er nach Italien zurück. Auf die Einladung des Fürsten von Rosenberg, der ihn in Florenz kennen gelernt hatte, ging er nach Wien und ward Joseph II. vorgestellt, welcher den Geist des Dichters zu schätzen wußte, und ihn oft in seine vertrauten Unterhaltungen zog. Casti ergriff begierig jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, um an andern Höfen vorgestellt zu werden, indem er sich, jedoch ohne Amt und Titel, an mehrere Gesandtschaften anschloß. Catharina II. nahm ihn auf das Schmeichel-

Digitized by Google

hafteſte auf. Er beſuchte auch den berliner Hof und einige andere deutſche Höfe. Als er darauf nach Wien zurückgekehrt war, ließ ihn der Fürſt von Roſenberg, welcher Hofſchauſpieldirector war, nach Metaſtaſio's Tode zum Poeta cesareo (kaiſerlichen Hofpoeten) ernennen. Nach Joſephs II Tode aber foderte Caſti ſeinen Abſchied, und zog ſich nach Florenz zurück, wo er einen großen Theil ſeiner Werke ſchrieb. 1783 kam er nach Paris. Ungeachtet des hohen Alters hatte er noch die ganze Kraft und Thätigkeit ſeines Geiſtes. Seine Heiterkeit, ſeine, durch einen leiſen Anſtrich von boshafter Laune gewürzte Naivetät, ſeine Welterfahrenheit machten ſeinen Umgang höchſt anziehend; dabei war ſein Charakter feſt und ſein Betragen regelmäßig. Mit ſeiner Liebenswürdigkeit verband er aber auch alle Eigenſchaften, welche Hochachtung einflößen. Eine Erkältung machte 1803 plötzlich ſeinem Leben ein Ende. Er war über 82 Jahre alt, und dennoch ſchien, bei ſeiner ſtets ungeſchwächten Geiſtes- und Körperkraft, ſein Tod frühzeitig. Wir beſitzen von ihm folgende Werke: Novelle galanti dell' Abb. C., welche zuletzt zu Paris 1804 unter dem Titel Novelle di Giamb. Casti in 3 Bänden erſchienen ſind. Ihre Zahl beläuft ſich auf 48. Faſt alle ſind zügellos, aber zugleich anziehend durch die Lebhaftigkeit, Eigenthümlichkeit und Zierlichkeit des Styls. Ein Gleiches läßt ſich von ſeinem großen, didactiſch-ſatyriſchen Gedicht: Gli animali parlanti, poema epico diviso in XXVI canti di Giamb. Casti (Mailand 1802, 5 Vol.) ſagen, welches er als 70jähriger Greis, zwiſchen den Jahren 1792—99 ſchrieb, und welches erſt jetzt die verdiente Aufmerkſamkeit erregt, wahrſcheinlich, weil früher niemand es wagen mochte, die darin enthaltenen bittern Wahrheiten öffentlich zur Sprache zu bringen. Es ſind davon ſeit Kurzem zwei franzöſiſche und eine deutſche Ueberſetzung erſchienen. Letztere, deren Verf. ſich nicht genannt hat, iſt eine ſehr gelungene Arbeit und verdient allgemeine Anerkennung. Sehr angenehm ſind Caſti's Rime anacreontiche, und höchſt originell und luſtig ſeine komiſchen Opern, La grotta di Trofonio, Il Re Teodoro in Venezia u. ſ. w.

Caſtiglione (Baltaſarre), einer der zierlichſten, ältern italieniſchen Schriftſteller, war 1478 zu Caſatico im Mantua'ſchen geboren. Seine Mutter war aus dem regierenden Hauſe Gonzaga. Er ſtudirte zu Mailand; da er aber den Waffen beſtimmt war, trat er in die Dienſte des Herzogs von Mailand, Ludwig Sforza, nach deſſen Gefangennehmung durch die Franzoſen der Marquis von Gonzaga zu Mantua ihn aufnahm. Einige Jahre nachher trat er in die Dienſte des Herzogs von Urbino, Guidobaldo de la Rovera, der ihn zum Anführer einer Compagnie von 50 Mann machte. Caſtiglione ward bald eine Zierde des feinen, prächtigen Hofes von Urbino. Seine glänzenden Eigenſchaften, ſeine Kenntniſſe, Talente und liebenswürdigen Sitten, bewogen den Herzog, ihn 1505 als Geſandten nach England, und 1507 in gleicher Eigenſchaft Ludewig XII. nach Mailand zu ſenden. Guidobaldo's Nachfolger, Herzog Francesco Maria, erhob ihn zum Grafen und gab ihm das Schloß von Nuvillara bei Peſaro zu Lehen. Als Leo X. 1513 Papſt geworden war, erſchien Caſtiglione bei demſelben als Abgeſandter ſeines Herrn, und trat hier mit den berühmteſten Literatoren und Künſtlern in freundſchaftliche Verbindung. 1521 gelang es ihm, für den neuen Herzog von Urbino, Federigo, den Befehl über die päpſtlichen Truppen, den ſein Vater geführt hatte, auszuwirken. Auf eine andere Weiſe diente er dem jungen

Herzog in dem Kriege gegen die Franzosen, und ward 1523, nach Clemens VII. Wahl, wieder nach Rom gesandt. Als dieser Papst das Jahr darauf die wichtigsten Angelegenheiten mit Carl V. zu verhandeln hatte, legte er sie, mit des Herzogs von Urbino Bewilligung, in Castiglione's Hände. Der Kaiser bezeigte ihm persönlich große Gunst, dennoch kam der Friede nicht zu Stande, vielmehr ward 1527 Rom von dem Connetable von Bourbon genommen und geplündert. Dies Ereigniß verursachte Castiglione den tiefsten Schmerz; der Papst beschuldigte ihn der Vernachlässigung. Zwar gelang es ihm, sich zu rechtfertigen, aber seine Ruhe gewann er nicht wieder. Der Kaiser, der seine Sorgfalt für ihn verdoppelte, naturalisirte ihn als Spanier, und gab ihm das reiche Visthum von Avila; Castiglione aber weigerte sich, es vor der völligen Aussöhnung Carls mit dem Papste anzunehmen. Er war nicht so glücklich dies zu erleben. Der Kummer hatte seine Gesundheit untergraben; 1529 erkrankte er zu Toledo, und starb wenige Tage darauf. Castiglione hat einige Werke hinterlassen, von denen das Libro del Cortegiano das berühmteste ist. Er lehrt darin die Kunst, die ein Hofmann anwenden müsse, um seinem Fürsten angenehm und nützlich zu sein und überhaupt am Hofe mit Erfolg aufzutreten. Die Schreibart ist musterhaft. Die ältern Ausgaben verdienen, als vollständiger, den Vorzug. Auch seine, nicht zahlreichen italienischen und lateinischen Poesien sind Muster der Eleganz. Seine Briefe (Padua 1769) sind zugleich für die politische und Literargeschichte wichtig.

Castilien, eine der Landschaften, oder sogen. Königreiche, worein Spanien zeither getheilt wurde, bestehend aus Alt- und Neu-Castilien. s. **Spanien**.

Castlereagh (Heinr. Robert Stewart, Lord Viscount Marquis **Londonderry**), Minister der auswärtigen Angelegenheiten in England, einer der berühmtesten, größten und glücklichsten Staatsmänner unserer Zeit. Er ist der älteste Sohn des irländischen Grafen von Londonderry, wurde 1769 in Dublin geb., machte seine ersten Studien in Armagh und vollendete sie zu Cambridge. Eben von der Akademie zurückgekehrt, kam er 1789 durch den Einfluß und Reichthum seines Vaters, der mehr als 30,000 Pf. Sterl. darauf wendete, in das irländische Parlament. Er zeichnete sich bald aus, insbesondere bei der für sein Vaterland sehr wichtigen Verhandlung, ob Irland auch nach Ostindien handeln dürfe, und trat hier auf die Seite des Volks. Die Oppositionspartei schmeichelte sich, an ihm eine neue Stütze zu gewinnen, aber bald sah sie ihren Irrthum ein, da Castlereagh mit Eifer die grausamen Maßregeln der Regierung vertheidigte, das irländische Volk niederzuhalten. Nachdem Lord Camden, sein naher Verwandter, zum Vicekönig von Irland war ernannt worden, wurde er erster Staatssecretär und behielt diese Stelle auch unter seinem Nachfolger. Er entwickelte auf diesem Posten große Geschicklichkeit, und zeigte während der Unruhen 1798 eben so viel Muth, als Standhaftigkeit und Strenge. Nach der Staatsvereinigung Irlands mit Großbritannien, an welcher großen politischen Maßregel Castlereagh bedeutenden Theil hatte, trat er in das allgemeine großbrittannische Parlament ein. Unter Addington bekleidete er die Stelle eines königl. geheimen Raths und Präsidenten des Board of Controul, und als

Pitt die Zügel der Regierung nach dem Bruche des Friedens von Amiens wieder aufgefaßt hatte, ward Caſtlereagh 1805 Kriegsminiſter. Nach Pitt's Tode trat auch Caſtlereagh 1806 mit ſeinen Collegen aus dem Miniſterium, bis nach Perceval's Eintritt in daſſelbe, wo er 1807 ſeinen vorigen Poſten wieder einnahm. Die Unternehmung gegen Walchern entzweite ihn mit Canning, ſeinem Kollegen, und es hatte ſelbſt ein Zweikampf zwiſchen ihnen Statt, in welchem Letzterer verwundet wurde und in Folge deſſelben aus dem Miniſterium trat. Jetzt wurde Caſtlereagh (1809) Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, welchem wichtigen Poſten er in der ſo unendlich bewegten Zeit ſeit 1809 vorgeſtanden hat. Im Nov. 1813 ging er als Bevollmächtigter in's Hauptquartier der Verbündeten, und nahm Theil am Congreß von Chatillon. Der Vertrag von Fontainebleau war bereits geſchloſſen, als Caſtlereagh in Paris ankam; er weigerte ſich, ihn zu unterzeichnen, und trat demſelben nur mit Einſchränkung bei, weil Napoleon darin der Kaiſertitel gelaſſen war, welchen England nie anerkannt hat. Auf dem Congreß in Wien 1814 hatte er als Abgeſandter von Großbritannien den wichtigſten Einfluß. Nach der Rückkehr Napoleons ging Caſtlereagh nach England zurück, und bewirkte, daß der neue Krieg mit großem Erfolge geführt werden konnte. Seinem großen politiſchen Charakter iſt ein bedeutender Theil der glücklichen Erfolge zuzuſchreiben, welche das vereinigte Europa gegen das Uebergewicht Napoleons in dieſem Zeitpunkte errungen hat. An den Friedensunterhandlungen in Paris und Wien, ſo wie an dem Congreß in Aachen, nahm er gegen die Gewohnheit engliſcher Staatsminiſter perſönlich Theil. Die Oppoſition ſpottete gern, da ſie ſonſt nicht viel gegen ihn durchſetzen konnte, über ſeine Eitelkeit und Stolz, den er angenommen haben ſollte, ſeit er mit Kaiſern und Königen täglich Umgang gehabt. Er iſt ſeit 1794 mit der jüngſten Schweſter des Grafen von Buckingham verheirathet. In Begriff, einem neuen Congreſſe auf dem Feſtlande beizuwohnen, entleibte er ſich am 12. Aug. 1822 in einem Fieberanfalle, mit einem Federmeſſer, mit welchem er ſich die Hauptpulsader am Halſe durchſchnitt.

Caſtor (Kaſtor) und Pollux waren die Söhne des lacedämon. Königs Tyndarus und der Leda, nach Andern aber des Jupiters und der Leda. Die Fabel erzählt: Leda gebar 2 Eier, wovon das eine Pollux und Helena, das andere Kaſtor und Klytämneſtra enthielt. Pollux und Helena waren aus Jupiters Umarmung (welcher der Leda in Geſtalt eines Schwans genaht war) und unſterblich, Kaſtor und Klytämneſtra aber von Tyndarus erzeugt und ſterblich. Ungeachtet ihrer verſchiedenen Abſtammung waren beide Brüder unzertrennliche Genoſſen, gleich tapfer und heldenmüthig. Aber vorzüglich verſtand Kaſtor die Kunſt, Roſſe zu bändigen. Als Helden nahmen ſie Theil an dem ſogenannten Argonautenzuge, und erwarben ſich auf demſelben göttliche Verehrung. Denn als einſt auf der Fahrt ein ſchrecklicher Sturm ſich erhob, und alle mit lauter Stimme die Götter um Rettung anriefen, erſchienen plötzlich über den Häuptern des Kaſtor und Pollux zwei ſternähnliche Flämmchen, und das Ungewitter legte ſich. Seitdem wurden ſie die Schutzgötter der Schiffenden, die Helfer der Nothleidenden, und empfingen den Namen Dioskuren; ja man benannte nach ihnen die Flämmchen, welche ſich im Ungewitter an den Schiffsmaſten zu zeigen pflegen und eine elektriſche Erſcheinung ſind, mit dem Namen Kaſtor und Pollux. Nach ihrer Rückkunft befreiten

sie ihre 10jährige Schwester Helena aus der Gefangenschaft, in welche sie Theseus geführt hatte. Auch waren sie bei der kalydonischen Jagd in den Reihen der Helden. Berühmt sind beide vorzüglich wegen der großen Treue und Liebe, womit sie an einander hingen. Als sie um die Töchter des Leucippus, Phöbe und Ilaria, sich bewarben, und erst mit ihren Nebenbuhlern, den Söhnen des Aphareus, Idas und Lynceus, jeder um seine Geliebte kämpfen mußten, wurde Kastor, nachdem er den Lynceus getödtet hatte, vom Idas erschlagen. Zwar rächte ihn Pollux durch den Tod des Idas, aber den geliebten Bruder konnte er doch nicht in's Leben zurückrufen. Voll Schmerz flehte er daher zum Jupiter, ihn selbst das Leben zu nehmen, oder zu gewähren, daß er mit seinem Bruder die Unsterblichkeit theilen dürfe. Jupiter erhörte die Bitte, und Pollux stieg mit seinem Bruder in den Orcus hinab, und ging mit ihm den andern Tag in's Leben zurück. Es wurden ihnen Tempel und Altäre geweiht. Bei großen Gefahren, besonders in Schlachten, erschienen sie, wie die Alten glaubten, den Sterblichen oft als zwei Jünglinge, auf weißen Rossen, in glänzender Waffenrüstung, mit Flämmchen über den Häuptern, und dann heißen sie vorzüglich Dioskuren. So werden sie auch abgebildet, entweder neben einander reitend, oder neben einander stehend, und jeder ein Roß am Zügel haltend, mit gesenkten Lanzen in der Hand und Sternen auf den Häuptern. Am Himmel prangen die Dioskuren als eins der zwölf Sternbilder (die Zwillinge) des Thierkreises.

Castrametation heißt die Wissenschaft, ein Lager geschickt abzustecken, die Lagerkunst überhaupt. Sie gründet sich auf leichte Handgriffe der Geometrie und auf die, unter einem Heere zu haltende Ordnung. Ein Lager, bestehe es aus Zelten, Baracken, oder zum reinen, eigentlichen Bivouac angewiesenen Plätzen, muß so vertheilt sein, daß die Schlachtordnung dadurch in großen Zügen nachgebildet ist, damit beim plötzlichen Aufbruch die Stelle jedes Einzelnen und die Gestalt des Ganzen sich leicht und natürlich finde; zugleich aber auch die Kochörter, das Gepäck und alle Kriegsvorräthe in den bequemsten Erreichungspunkt gestellt sind.

Castration, Verschneidung, Entmannung, das Verfahren, wodurch einem lebendigen Wesen durch Wegnahme der Hoden die Zeugungsfähigkeit geraubt wird. Höchst merkwürdig ist die Veränderung, welche die Castration bei dem Menschen hervorbringt. Der männliche Körper fängt an, dem weiblichen ähnlich zu werden. Die Spannkraft der Fibern und des Muskelgewebes wird geschwächt, und dadurch das Zellgewebe in den Stand gesetzt, eine bei weitem größere Menge von Fett in sich aufzunehmen, die Barthaare bleiben zurück, der obere Theil der Luftröhre verengt sich beträchtlich, und der Castrat erhält die Physiognomie und Stimme eines Weibes. Auf den moralischen Charakter scheint die Castration gleichfalls Einfluß zu haben; indem sie die Urtheilskraft schwächt, gefühllos, mürrisch, kleinmüthig und im Ganzen genommen unfähig zu großen Unternehmungen macht. Eine zweite Klasse machen diejenigen aus, denen die Theile zwar nicht entnommen, aber dergestalt künstlich zerstört sind, daß ihnen, obwohl nicht die Begattungsfähigkeit, doch die Kraft der Zeugung mangelt. Ihrer erwähnt Juvenal als besonderer Lieblinge der zügellosen Römerinnen. In die dritte Klasse endlich gehören diejenigen Wesen, denen sämmtliche äußere Zeugungstheile genommen sind. Sie werden bei den Türken vorzugsweise zu Hütern der Weiber gebraucht. Die

Castrirten der beiden ersten Klassen nennt man auch Eunuchen, und die der dritten ganze Eunuchen: ein aus dem Griechischen entnommenes Wort, welches einen Bettbewahrer, Betthüter andeutet. Wir haben im Deutschen für alle drei Klassen auch die allgemeine Benennung Hämmling. Geschieht die Castration bei schon völlig mannbaren Personen in Folge einer Verletzung oder dergl.: so wirkt sie zwar im Charakter einige Veränderung, läßt aber den Körper durchaus in derselben Verfassung. Sogar die Zeugungsfähigkeit dauert wenigstens noch eine kurze Zeit lang fort. Nach den Versicherungen der alten Schriftsteller übten die Griechen, besonders die Lydier, die Castration an den Weibern aus. Letztere sollen dergleichen weibliche Wesen zu Hütern ihrer Frauen und Töchter gebraucht haben. Hier bringt die Operation eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Der Geschlechtstrieb erlischt, an Kinn und Oberlippe erscheint der Bart, der Busen verschwindet, die Stimme wird rauh u. s. w. Boerhave und Pott erzählen neuere Beispiele der Art; bei den Indiern verurtheilt das Gesetz die Ehebrecherin erst zur Castration und dann zum Tode. Bei uns berechtigt allein unmittelbare und lebensgefährliche Beschädigung der Theile selbst zu einer Operation, die von so wichtigen Folgen für die menschliche Gesellschaft ist. Unter den Uebeln, welche sonst die Religionsschwärmerei erzeugte, hat bekanntlich auch die Castration eine große Rolle gespielt. Die Kaiser Constantin und Justinian waren gezwungen, sich mit ihrer ganzen Macht dem religiösen Wahnwitze zu widersetzen, und nur dadurch, daß sie diese Verstümmelung dem Menschenmorde gleichsetzten, waren sie im Stande, davon abzuhalten. Noch mehr: die Valerianer, eine Religionssekte, denen das Beispiel des Origenes die Sinnen verwirrt hatte, hielten diese Verstümmelung ihrer selbst nicht nur für eine Pflicht, welche die Religion ihnen auferlegte; sondern sie glaubten auch, an allen denjenigen, die ihnen in die Hände fielen, in Gutem oder in Bösem dieselbe Pflicht ausüben zu müssen. In Italien war die Castration der Knaben, um sie zu Sopransängern zu machen, ehemals sehr häufig, weshalb die Benennung Castrat mit Sopransänger gleichbedeutend ward. Clemens XIV. verbot diesen Mißbrauch, der aber doch noch lange nachher fortdauerte und in gewissen Städten nicht nur geduldet, sondern selbst so schamlos ausgeübt ward, daß öffentliche Anschlagzettel dies kund thaten. In der neuern Zeit sind nachdrücklichere Gesetze dagegen gegeben worden. — Castriren heißt bei den Thieren im Allgemeinen Verschneiden, Schneiden, ein Schwein schneiden; dann auch bei den Pferden, Wallachen; bei den Hähnen, Kappen oder Kapaunen ꝛc.

Castrum Doloris (Trauerbühne), wird unrichtig mit Katafalk gleichbedeutend gebraucht. Der Katafalk (das Trauergerüst) ist bloß die stufenartige Erhöhung des Sarges eines zu feiernden erhabnen Todten mit der, denselben umgebenden Kerzenerleuchtung und den dazu gehörigen Verzierungen und Wappen, Inschriften ꝛc., welche sich in einer Kirche, ohne daß diese übrigens eine Veränderung zu erleiden braucht, oder in einer Privatwohnung befinden kann. Das Castrum Doloris aber ist der ganze Raum, worin ein Katafalk sich befindet, nebst allen Zubehören. Wenn eine fürstliche oder andere vornehme Person, deren Familie dem Verewigten diese Ehre gewähren will, gestorben ist, wird der Sarkophag (der gewöhnlich leer ist, weil eine so lange Aufbewahrung der Leichen selten möglich ist) des Verstorbenen auf einer stufenmäßigen, schwarz bedeckten Er-

Digitized by Google

höhung (dem eigentlichen Katafalk) zur Schau ausgestellt. Die den Rang des Todten andeutenden Zeichen sind, wenn es eine Privatperson ist, auf den Sarg gelegt (wie etwa Degen, Epauletts ꝛc. eines Officiers), oder einzeln auf 4 bis 6, den Sarg umgebenden Tabourets befindlich (die Reichs- oder fürstlichen Insignien), wenn es ein regierendes Haupt oder zur Herrscherfamilie gehörig gewesen. Hohe Armleuchter umgeben den Sarg. Ein Thronhimmel bedeckt ihn, an dessen Pfeilern vier Marschälle stehen. Der im Dienste des verstorbenen Fürsten dessen Person zunächst gestandene Officier oder Officiant steht zur Linken am Kopfende des Sarges, mit der rechten Hand denselben berührend, zum Zeichen der, auch über das Grab hinreichenden Anhänglichkeit. Das Zimmer ist schwarz ausgeschlagen, mit silbernen Gehängen, passenden Sinnbildern ꝛc. ernst und edel verziert, und mit zahlreichen Kerzen erleuchtet. Ein solches geschlossenes Zimmer, oder die Kirche, oder Kapelle, wenn sie dazu eingerichtet worden, heißt eigentlich nur Castrum Doloris. Die Franzosen nennen es Chapello ardente, welcher Ausdruck wohl von Chambre ardente (s. d.) zu unterscheiden ist.

Casuar (Kasuar), nach dem Strauße der größte Vogel; er mißt vom Schnabel bis zu den Klauen bis 5½ Fuß. Die Flügel des Kasuars sind noch kleiner als die des Straußes, und zum Fliegen ganz unbrauchbar. Statt der Schwungfedern hat er an jedem 4 bis 6 kahle Schäfte, die den Stacheln eines Stachelschweines gleichen. Sein Lauf ist so schnell, daß ihn die flüchtigsten Jagdhunde nicht einholen können. Er bewohnt Ostindien, besonders Java und die Molucken. Seine Nahrung besteht aus Pflanzenstoffen. Zu Botanybay und Port Jackson hat man eine neue Gattung Kasuare entdeckt, die noch weit größer sind, und sie neuholländische genannt.

Casuistik ist der Theil der Moral, welcher sich mit den Grundsätzen beschäftigt, nach welchen schwere Gewissensfälle (besonders wo ein Zusammenstoß der Pflichten eintritt) entschieden werden müssen. Kant nennt sie Dialektik des Gewissens. Daher Casuist ein Moralist, welcher dergleichen Gewissenszweifel zu lösen sucht. Berühmt sind die Casuisten unter den Jesuiten, z. B. Escobar, Sanchez, Busenbaum u. a. m., eben so sehr durch ihr Talent im Erfinden solcher Fälle, als durch die Zweideutigkeit und Seltsamkeit ihrer Rathschläge.

Cäsur heißt derjenige Punkt des Metrums, Versmaßes oder Takts (s. d. Art. Versmaß), wo ein Wortfuß, oder vielmehr ein Wortrhythmus endet. Eine rhythmische Figur, deren Ausdruck ein Wortfuß ist, tritt als solche, mithin selbstständig, in das Metrum ein, droht, sich behauptend, es zu unterbrechen, wird aber durch die organische Gewalt des fortschreitenden Metrums beherrscht. Es gibt sich also hier ein beseitigter Widerstreit, eine Bewegung und Gegenbewegung kund zwischen Rhythmus und Metrum, Wortfuß und Zeitfuß, oder rhythmischer und metrischer Periode (s. Rhythmus). Nun kann aber die Cäsur entweder auf das Ende oder in die Mitte einer metrischen Reihe oder eines Taktes fallen. Im ersten Falle heißt sie lyrisch, im zweiten, deklamatorisch. Hieraus nun ergeben sich folgende Regeln für die Cäsur: Da Wortfüße die Bestandtheile derselben sind, so dürfen diese in der deklamatorischen nicht gleichen Schritt mit den Versfüßen halten, welches die Cäsur gewissermaßen aufhöbe und den Vers matt und lahm macht, z. B.

Morgen | röthe | goldne | frühe | unsre | Lieder | schallen | dir.

sondern die Wortfüße müssen mannichfaltig wechselnd sich im Gebiete des herrschenden Taktes bewegen. Ferner dürfen keine schwächlichen, matten Wortfüße gewählt werden, wie der, schon den Alten verhaßte und im Hexameter zumal verpönte Amphibrachys (⏑ — ⏑). Dann dürfen nicht gleiche Wortfüße hinter einander gleiche Versfüße füllen, z. B.

Schattenreiche, grauenvolle, grabesdunkle Mitternacht,

vielmehr hebt Contrast des Versaccents und der Versarsis den Vers sehr. Endlich müssen auch größere Wortformen gehörig vertheilt gebraucht werden, wobei freilich die Klippe der leicht parodisch werdenden ungeheuern Formen sorgfältig zu vermeiden ist. Uebrigens ist Cäsur nicht Schluß einer metrischen Reihe, sondern einer rythmischen u. metrischen zugleich, und keine Cäsur macht eine Sylbe lang, die es nicht schon rythmisch ist. Alles Gesagte machen wir zur Uebersicht in wenig Beispielen deutlich. Lyrische und unbewegliche Cäsur hat der Vers:

— ⏑ — ⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑ || — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ | — —
Lieder tönen, es rauscht der Berge || rebenbekränzete Waldung

bewegliche:

— — ⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑ || — — ⏑ ⏑ | — —
Hell glänzen die Meereswellen || froh tanzend im Mondlicht

an den mit || bezeichneten Stellen. Deklamatorische Cäsuren sind

— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ || — ⏑
Jetzt, Holdselige, | gilt es Geduld | und beharrliche Kühnheit

an den mit | bezeichneten Stellen. — Beide Arten von Cäsuren zu unterscheiden, hat Apel die lyrische den Abschnitt, die deklamatorische den Einschnitt genannt. Eine Untersuchung über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit mancher Cäsuren im ernsten Hexameter gehört nicht hierher.

Casus nennen wir in der Grammatik die verschiedenen Beugungen, welche ein Nomen (Nennwort) oder Pronomen (Fürwort) durch Umwandlung seiner Endsylbe erleidet, um dadurch auszudrücken, in welchem Verhältnisse es gedacht wird. Da diese Verhältnisse selbst sich auf keine bestimmte Zahl beschränken lassen, auch viele derselben durch Präpositionen (Vorwörter) bezeichnet werden: so ist die Zahl der Casus in verschiedenen Sprachen verschieden. Die gewöhnlichsten Casus (Beugefälle) sind: der Nominativ, der Genitiv, der Dativ, der Accusativ, der Vocativ und der Ablativ.

Catachrese (Katachrese) od. Ausdehnung, gehört zu den Tropen od. Wortfiguren, welche die Grundlage der rhetorischen Figuren sind und diesen sich oft beimischen. Wegen Mangels eines, die Idee deutlich ausdrückenden Worts, oder einer solchen Redensart braucht man Antichresen, wenn sie gleich der angenommenen Bedeutung widersprechen, wenn ihr Sinn sonst durch logische Ausdehnung leicht faßlich ist, z. B. ein silbernes Hufeisen. Die Katachresen sind aber fehlerhaft, wenn man die Redensart albern deuten kann. Richtig angewendet sprechen sie oft einen sonst schwankenden Begriff sehr deutlich aus, und kommen von allen Tropen (wegen des Mißverhältnisses zwischen dem Eigentlichen und Bildlichen) am häufigsten im Sprachgebrauch vor, „schwellende Triebe, Falten des Herzens, wachsende Leidenschaften" u. s. w.

Catakomben (Katakomben) sind Grabgewölbe z. B. der ägyptischen Mumien. Man nennt auch so unterirdische Gänge, von denen ungewiß ist, ob sie jemals zu Grabstätten dienten, z. B. die Steingruben bei Pa-

ris, Rom, Neapel, Syrakus. In den römischen findet man hie und da Särge und nimt an, daß die gefundenen Gebeine Christen angehörten. Auch sieht man an den Wänden der Gemächer Inschriften. Dienten sie aber auch nur vielleicht den Christen zu Grabstätten: so dienten sie ihnen doch gewiß zu geheimen Andachtsübungen in Versammlungen.

Catakustik (Katakustik). Die Lehre vom Widerschall oder Echo.

Catafalk (Katafalk), s. Castrum Doloris.

Catalani (Angelika), verehelichte Valabrègue, eine der berühmtesten, jetzt lebenden Sängerinnen, ist 1784 zu Sinigaglia im Kirchenstaate geboren, und in dem Kloster Gubbio, bei Rom, erzogen. Musik ist eine der Hauptbeschäftigungen in diesen Erziehungsanstalten. Die Catalani entwickelte schon in ihrem 7. Jahre ein so ausgezeichnetes Talent für den Gesang, daß selbst von fern die Menschen herbeiströmten, um sie zu hören, und endlich die Obrigkeit dem Kloster untersagte, das Wundermädchen ferner singen zu lassen. Aber die Achtung eines Kardinals und die Liebe des berühmten Bosello erhielten und erzogen sie der Kunst. In ihrem 15. Jahre erschien sie zu Venedig auf dem Theater, und trat von nun an mit wachsendem Beifall auf den Theatern von Mailand, Florenz, Rom, Triest ꝛc. meistens in den großen Sopranpartien auf. Ein vortheilhafter Ruf zog sie nach Lissabon, wo sie neben dem herrlichen Crescentini und der berühmten Gafforini 5 Jahre lang die Zierde der italienischen Oper war, und endlich mit Geschenken und Empfehlungen begleitet nach Madrid reiste. Hier brachte ihr das erste Concert über 15,000 Thaler ein, und ihr Ruhm verbreitete sich über ganz Europa, als sie 1806 in Paris erschien, und dort in einer Reihe von Concerten Alles in Erstaunen setzte. Noch in demselben Jahre reiste sie nach London ab, wo sie im ersten Jahre einen festen Gehalt von 72,000, und in den folgenden Jahren von 96,000 Franken, nebst 2 Concerten, jedes von 30,000 Franken genoß, und nebenbei, während der 8 Jahre ihres dortigen Aufenthalts, durch Reisen in den Provinzen ungeheure Summen erwarb. 1814 kehrte sie nach Paris zurück, und übernahm die italienische Oper, welche sie jedoch 1815 bis zu Buonaparte's zweitem Sturze wieder verlassen mußte, während welcher Zeit sie Belgien bereiste. Die italienische Oper gerieth unter ihrer Leitung angeblich in Verfall. Wahrer ist, daß eine solche Unternehmung die Kräfte jedes Privatunternehmers übersteigt, und auf die Dauer ohne Unterstützung der Regierung sich nicht erhalten kann. 1816 besuchte sie Hannover, Hamburg, Berlin, Leipzig, Frankfurt, München, Wien, Stuttgart, Carlsruhe und Italien, und wurde zum erstenmal nicht bloß angestaunt und blind verehrt, sondern auch gründlich beurtheilt. Sie erhielt einen Platz unter den bedeutendsten Sängerinnen ihrer Zeit angewiesen, da eine Erste und Einzige kaum denkbar ist, und sie an einzelnen bedeutenden Eigenschaften und Erfordernissen des Gesanges, mancher früheren und noch lebenden Künstlerin nachsteht. Ihren Ruhm verdankt sie einem angenehmen Aeußern, einem lebhaften Spiel, der außergewöhnlichen Klangkraft und einer herrlichen Beweglichkeit ihrer Stimme, einem seltenen reinen Triller, einem ausnehmenden Reichthume schwieriger, auffallender, mehr glänzender als schöner Figuren und Verzierungen, besonders in der chromatischen Tonleiter, und einer ganz eigenen wundersamen Verbindung dieser Vorzüge zu einem fremdartigen Ganzen, welches mehr geeignet ist, Staunen und Bewunderung zu erregen, als zu dem Herzen zu sprechen. Da sie

auch nach ihrer Zurückkunft nach Paris fortwährend bei der italien. Oper in Paris bedeutend einbüßte, weil sie in der Wahl der Stücke und der Schauspieler sich nicht dem Wunsche des Publicums fügte, und Sängerinnen eifersüchtig entfernte, welche ihrem Gesange auch nur in einzelnen Eigenschaften gleich oder überlegen schienen, gab sie die Unternehmung 1818 ganz auf, und ging wieder auf Reisen. Sie besuchte 1818 München, Wien, Dresden, Weimar, Carlsbad und Aachen, später Petersburg und Warschau. Im J. 1822 hielt sie sich in London auf, wo sie noch mit großem Beifall sehr besuchte Concerte veranstaltete.

Catalonien, die östlichste Provinz in Spanien mit der Hauptstadt Barcelona (s. Spanien).

Catarakt (Katarakt) (s. die Art. Staar u. Wasserfall.)

Catarrh (Katarrh), s. Schnupfen.

Cataster (Kataster) heißt eigentlich jedes tabellar. Verzeichniß von Dingen, z. B. Stämmchen in einer Baumschule u. s. w. In unsern Tagen ist der Name Kataster fast ausschließlich bei Steuern, besonders bei der Grundsteuer, im Gebrauche, so daß man statt Steuerkataster schlechthin Kataster schreibt und spricht. In diesem Sinne ist daher das Kataster ein genaues Verzeichniß von allem Grundeigenthume, wonach die Steuern vertheilt werden. Ein solches Steuerkataster aufzunehmen ist an sich keine geringe Sache und sehr kostbar. Frankreich fing durch Colbert das Katastriren an, hat schon über 50 Mill. Franken darauf verwendet, und hat doch ungefähr erst ein Viertel aller steuerbaren Grundstücke im Kataster liegen. Das Katastriren fand von Anfang überall manche Schwierigkeit, wozu wir die frühere ungleiche, aber darum in den Steuerrollen der Bequemlichkeit wegen doch fortgeführte, Besteuerung der Grundstücke zählen. Größer war aber die Widersetzlichkeit der Adelichen, der Güterbesitzer und der Geistlichkeit. Die adelichen und geistlichen Stände des Bisthums Osnabrück zahlten z. B. 80,000 Thaler zu dem Behuf eines Steuerkatasters bewirkten Landesausmessung, unter der Bedingung, daß ihre Güter nicht mit vermessen, sondern auf den Karten offen bleiben sollten, was auch bis 1809 so blieb und ferner geblieben sein würde, wenn nicht die französische Verwaltung einige Jahre im Lande geübt worden wäre. Ein andermal erschrickt man vor dem Kostenbetrage, wenn man vernimt, daß eine Quadratmeile, wie bei einzelnen Gegenden am Rheine, 7000 Thlr. kosten werde. Im Durchschnitt kann man etwa 4000 Thlr. auf die deutsche Quadratmeile annehmen, wovon ungefähr zwei Drittel allein auf die Vermessung fallen, die zu einem genauen Kataster schlechterdings nöthig ist. Weil das zu verfertigende Kataster weiter nichts ist, als eine äußerst genaue Statistik, die indeß Millionen anzufertigen kostet: so ist sie nicht ohne eine genaue vorläufige Kenntniß des Landes zu unternehmen, indem der Verfertiger ohne diese Kenntniß schwer auffindet, wie solche zweckmäßig zu ordnen sei. Es soll ja, einmal vollendet, sich auch immer erhalten, und zwar in allen Bewegungen der Gesellschaft folgen, ohne je in Verwirrung zu gerathen. Jede Gemeinde ist bei dem Kataster als ein besonderer kleiner Staat anzusehen, dessen Glieder alle in einem Steuerverbande liegen, und die über ihr Grundeigenthum mit An- und Abschreiben fortlaufende Rechnung führen. Das erste Geschäft ist, daß man die Grenzen der Gemeinden feststellt, ein Grenzprotokoll und eine Grenzkarte aufnimt, damit man wisse, was zu je-

der Gemeinde gehört. Sodann werden die darin liegenden Wege aufgenommen und eine Umfangskarte gezeichnet, auf der die Grenzen der Haiden, Moräſte ꝛc. angegeben werden. Alle Umfangskarten werden zuſammengezeichnet und bilden die Kreiskarten, wobei man alle vorhandenen Hülfsmittel, an Landkarten, Dreiecken ꝛc. benutzt. Nach dieſen Karten wird nun die Größe des ganzen Kreiſes nach Morgen oder Ackern berechnet, ſo wie die Größe jeder Gemeinde mit Angabe der Waldungen, Moräſte, Teiche ꝛc. dargeſtellt. Nun wird durch einen Feldmeſſer ein Flurbuch aufgenommen, d. i. ein Verzeichniß der vorgefundenen Grundſtücke, welche mit Zahlen und mit den Namen der gegenwärtigen Beſitzer verſehen werden. Iſt die Umfangskarte fertig, ſo beginnt die Abſchätzung der ſämmtlichen Grundſtücke nach der Reihe in einer Gemeinde durch den Steueraufſeher und ſachverſtändige Landwirthe. Der ausgemittelte Werth wird bei jedem Stücke im Flurbuche nach angenommenen Klaſſen angemerkt. Dann werden alle Theile zuſammengeſtellt, vereinigt und in Tabellen gebracht. Nach Beendigung dieſer nothwendigen Vorarbeiten tritt nun die Anfertigung des Kataſters ſelbſt ein. Die Grundlage deſſelben iſt die Ausmeſſung der einzelnen Grundſtücke, es ſei Garten, Acker, Wieſe, Wald ꝛc. und das Auftragen derſelben in die Flurkarte. Iſt die Gemeindeflur groß, ſo wird ſie in mehrere Abtheilungen (Sectionen) gebracht; wo denn nachher alle Flurkarten bequem in einen Atlas zuſammengebunden werden können, in welchem die erſte die Generalkarte iſt, welche angibt, wie alle Abtheilungen in einer Gemeinde an einander ſtoßen. Sie iſt im kleinſten Maßſtabe gezeichnet, z. B. bei Dörfern von 1000 zu 1, bei mittlern Ackervertheilungen von 2000 zu 1; bei Waldungen, Haiden u. ſ. w. von 4000 zu 1, und bei der Generalkarte der Gemeinde von 10,000 zu 1. Ueber jede Section wird eine Flurkarte aufgenommen, und dazu eine Abtheilung im Flurbuche gemacht. In dieſem liegen und ſind die Stücke, wie ſie auf einander folgen, verzeichnet. Hinter jedem Stücke bleibt ein Raum leer, damit in demſelben bei Beſitzveränderungen der Name des jedesmaligen Beſitzers geſchrieben werden kann. Außer dem Flurbuche wird noch ein Erd- oder Erbebuch angefertigt, in welchem die Grundbeſitzer einer Gemeinde ihre Grundſtücke zuſammengeſtellt finden, ſie mögen liegen, in welcher Section ſie wollen. In der Folge werden die, welche ein Einzelner neu erwirbt, hinzugeſchrieben, und die er abgibt, geſtrichen. Die Flurkarte, das Flur- und Erbebuch, als die drei weſentlichen Stücke, auf denen die Genauigkeit und Erhaltung des Kataſters beruht, nehmen gewöhnlich $\frac{7}{8}$ von allen Koſten der Kataſtrirung weg. Damit die Stücke auf den Flur- und Gemeindekarten genau ſo liegen, wie ſie auf dem Felde folgen: ſo wird zuerſt eine Anzahl feſter Punkte beſtimmt, von denen der Landmeſſer beim Auftragen der Stücke ausgeht, wodurch alles Verſchieben verhütet wird. Die Entfernung dieſer Punkte und ihre Lage gegen einander werden mit kleinen Dreiecken beſtimmt, welche der Landmeſſer auf ſeinem Meßtiſche mit dem Viſirrohr aufträgt. Nachher werden die Gemeindekarten für jeden Kreis in eine Kreiskarte, und die Kreiskarten für das ganze Land, den ganzen Regierungsbezirk oder die Provinz, in eine Generalkarte im Maßſtabe von 100,000 zu 1, ebenfalls trigonometriſch zuſammengezeichnet. Wenn das große Dreiecknetz aſtronomiſch richtig aufgetragen iſt, ſo erhält man auf dieſe Weiſe zugleich eine genaue Landkarte. Sind nun alle Stücke von den Landmeſſern aufgenommen, ſo fängt die Claſſirung und Abſchätzung derſelben an, um

Digitized by Google

den Reinertrag derselben zu bestimmen, wobei man gewöhnlich am besten den mittlern Pachtpreis als Grundlage annimt. Ist aber die Abschätzung vollendet, so wird sie den einzelnen Gemeindebehörden zur Durchsicht und Prüfung zugesandt. Es wird alsdann eine Kreisversammlung gehalten, wobei der Landrath oder ein sonstiger Beamter präsidirt, der Steuerdirector, der Steueraufseher und Abschätzer zugleich zugegen sind. Hier werden alle Abschätzungen mit einander verglichen, und alle Einwendungen der Abgeordneten zu Protocoll genommen. Aus diesem bearbeitet der Steuerdirector nachher den endlichen Anschlag für jede Kulturart und jede Klasse des Bodens jeder Gemeinde, der dann dem Regierungspräsidenten zur Bestätigung vorgelegt wird. Nach erfolgter Bestätigung wird der sogenannte Reinertrag von jedem Stücke nach seiner Größe und Klasse berechnet, und hiernach das Flurbuch, das Erd- und Erbebuch und die Steuerrolle für jede Gemeinde angefertigt. Wenn auf diese Weise das Kataster vollendet ist, so kommt auch noch die Erhaltung desselben in Betracht. Vorerst müssen die gehörigen An- und Abschreibungen im Flur- und Erbebuche gemacht werden. So oft in der Folge ein Stück in andere Hände geht, wird das Ab- und Zuschreiben erneuert, und so viel immer Veränderungen erfolgen mögen, so muß doch die Flurkarte immer der Vertheilung des Bodens folgen, wenn anders das Kataster in Ordnung verbleiben soll. Damit nun diese erhalten werde, ist es zweckmäßig, bei jedem Gemeindeatlas einen Ergänzungs- oder Nachtragsband zu haben, welcher eben soviel weiße Karten hat, als der Atlas Flurkarten. Wird z. B. ein Stück getheilt, etwa in der Section D, so wird dieses in dem Nachtrags-Kataster in die Section D mit der neuen Eintheilung gezeichnet, und jedem Stücke wird außer der alten Hauptnummer eine Nebennummer gegeben; z. B. $37.^{1}$, $37.^{2}$, $37.^{3}$. Im Flurbuche wird das Stück gelöscht und im Ergänzungsbande wieder als 3 neue Stücke vorgetragen, mit denen nun die laufende Rechnung so fortgesetzt wird, als wären sie schon bei der Verfertigung des Katasters getheilt gewesen. Alle 25 Jahre ist eine Berichtigung des Katasters vorzunehmen, weil in solcher Zeit das sämmtliche Grundeigenthum in andere Hände pflegt übergegangen zu sein. Bei dieser Berichtigung werden alle Theilungen aus dem Ergänzungsbande in das Flurbuch in gehöriger Folge getragen. Wird auf diese Art immer fortgefahren, so veraltert das Kataster nie.

Catechetik, die Wissenschaft der Regeln, wie man Anfänger und Ungeübte in den Religionswahrheiten des Christenthums vermittelst Fragen und Antworten gehörig unterrichten muß. Eine Catechisation ist folglich eine solche mündliche Unterweisung. Daher Catechet, Catechisiren. Die Kunst des Catecheten besteht darin, daß er die Begriffe aus den jungen Seelen der Lernenden gleichsam hervorzulocken und zu entwickeln verstehe. Erst in den neuern Zeiten hat man angefangen, diesem Theile der Religionswissenschaft eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, und vorzüglich hat sich Gräffe in Göttingen durch mehrere Schriften darum verdient gemacht. Der Catechismus ist ein Buch, worin die ersten Anfangsgründe der Religion (auch einer jeden andern Wissenschaft oder Kunst) in Fragen und Antworten vorgetragen werden. Catechumenen wurden in den ersten Zeiten der christl. Kirche diejenigen bekehrten Juden und Heiden genannt, welche die Taufe empfangen sollten, in der Kirche einen besondern Platz hatten und bei Austheilung des Abendmahls nicht gegenwärtig sein durften. In der Folge wurden, und noch jetzt werden diejenigen jungen

Christen so genannt, welche zum ersten Male zum Abendmahle gehen wollen, und durch Unterricht dazu vorbereitet werden.

Categorien (Kategorien) nennt man in der Philosophie die höchsten Gattungsbegriffe. Bei den Peripatetikern waren die Kategorien von den Kategoremen nicht unterschieden, und ihre 10 Kategoreme waren auch die 10 Kategorien, nämlich Substantia, Quantitas, Qualitas, Relatio, Actio, Passio, Ubi, Quando, Situs und Habitus. Von den Peripatetikern kam diese Lehre zu den Scholastikern. Sie wurde bei diesen in Topik verwandelt, nach welcher man einen allgemeinen Gegenstand des Denkens nach dem Leitfaden der 10 Kategorien oder höchsten Gattungsbegriffe durchführte, um zu untersuchen, was für Prädicate nach Anleitung derselben dem Objekte könnten beigelegt werden. In der Leibnitz-Wolfischen Schule wurde diese Lehre in so weit wieder vergessen, daß kein logischer Gebrauch weiter von derselben gemacht wurde, außer daß man die höchsten Geschlechter oder Gattungsbegriffe als eine Lehre ansah, welche in die Metaphysik und besonders in die Ontologie gehöre. Darjes machte Anwendung davon in seiner Logik, besonders in der Lehre von der Bestimmungskunst der Begriffe. Allein auch dies war nichts weiter als Topik, und statt 10 Kategorien mit den Peripatetikern anzunehmen, zählte er nur sieben: Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando? Diese Fragen sah er als Bestimmungsgründe eines allgemeinen Begriffs an, mittelst welcher demselben seine synthetische Vollkommenheit gegeben werden sollte. Dies hatte auch unleugbar seinen guten Nutzen. In der kritischen Philosophie wurde diese Lehre gänzlich umgestaltet. Aristoteles hatte so wenig bewiesen, daß mit seinen 10 Kategorien die Zahl derselben geschlossen sei, daß er vielmehr zugab, sie könnten noch vermehrt werden. Auch hatte er weiter keinen Gebrauch von ihnen in Hinsicht der Verstandeserkenntniß gemacht, da er sie nicht als Functionen des Verstandes im Denken, sondern als bloße Namen und Worte ansah. Dagegen wollte Kant die Grenzen des Verstandes bestimmen, um a priori die Frage zu beantworten, was kann der Mensch wissen? Hierzu fand er nun die reinen Stammbegriffe oder Kategorien tauglich. Nur so weit jene Stammbegriffe reichen, reicht auch die Erkenntniß des Verstandes a priori. Dazu aber bedurfte es einer Deduction, wie aus den logischen Functionen des Verstandes diese Kategorien hervorgehen, als wodurch bewiesen wird, daß es nicht mehr und nicht weniger solcher Begriffe gebe, als angenommen worden. Kant brachte die 10 Aristotelischen Prädicamente auf 4 Kategorien oder Elementarbegriffe zurück, und stellte sie in folgender Uebersicht vor: 1) Quantität. Einheit. Vielheit. Allheit; 2) Qualität. Realität. Negation. Limitation; 3) Relation, und zwar der Inhärenz und Subsistenz, der Causalität und Dependenz (Ursache und Wirkung), der Gemeinschaft (Wechselwirkung zwischen dem Handelnden und Leidenden); 4) Modalität. Möglichkeit. Unmöglichkeit. Dasein. Nichtsein. Nothwendigkeit. Zufälligkeit. Deducirt sind diese 4 Kategorien aus den 4 verschiedenen Arten der Urtheile in der Logik. Diese nämlich sind 1) allgemeine, besondere und einzelne, welche die Quantität der Urtheile; 2) bejahende, verneinende und unendliche, welche die Qualität derselben; 3) kategorische, hypothetische und disjunctive, welche die Relation derselben; 4) problematische, assertorische und apodiktische, welche die Modalität derselben ausmachen. Demnach kann es auch nicht mehr Functionen des Verstandes im Urtheilen geben, als diese vier. Sie ma-

chen die logiſche Form der Urtheile aus, welche der Verſtand mittelſt der analytiſchen Einheit zu Stande bringt. Derſelbe Verſtand bringt aber auch in ſeine Vorſtellungen einen tranſcendentalen Inhalt, vermittelſt der ſynthetiſchen Einheit des Mannichfaltigen in der Anſchauung. Dies ſind die reinen Verſtandesbegriffe, die a priori auf Objecte gehen. Der Verſtand iſt daher durch gedachte Functionen völlig erſchöpft, und ſein Vermögen dadurch völlig ermeſſen. Dieſe Begriffe heißen nun urſprüngliche Grundbegriffe, Stammbegriffe, Elementarbegriffe, Prädicamente, Kategorien, reine Verſtandesbegriffe in engerer Bedeutung, Formen, Modificationen, Functionen des Verſtandes, wodurch er einen Gegenſtand denkt, d. h. dem durch die Einbildungskraft verknüpften Mannichfaltigen der Anſchauung, Einheit und Bewußtſein gibt. Sie ſind für den Verſtand, was Raum und Zeit als reine Anſchauung für die Sinnlichkeit ſind. Jeder dieſer Begriffe faßt wieder 3 andere unter ſich, nach Maßgabe der Verſchiedenheit der logiſchen Urtheile. Dieſe Elementarbegriffe ſind die Baſis der Erfahrung, deren Möglichkeit durch ſie a priori bedingt wird; und dies iſt der Charakter ihrer Nothwendigkeit. An und für ſich betrachtet, ſind dieſe reinen Verſtandesbegriffe, als Formen des Denkens, leere Namen ohne Bedeutung. Dieſe bekommen ſie erſt, wenn ſie auf etwas Gegebenes bezogen und angewandt werden. Gegeben aber wird uns etwas nur durch die Erfahrung, und ſo haben (obwohl Eberhard das Gegentheil behauptet) dieſe reinen Verſtandesbegriffe allein auf Gegenſtände der Erfahrung Bezug. Dies zu bewerkſtelligen, dienen die vermittelnden Vorſtellungen der Zeit und des Raumes, welche eines Theils zur Sinnlichkeit, als Formen derſelben, gehören, andern Theils reine Anſchauungen a priori ſind. Wenn man nun das Materiale oder das Mannichfaltige, das die Erfahrung den Sinnen darbietet, der Zeit nach verknüpft: ſo werden dadurch Begriffe erzeugt, welche reale Merkmale aller ſinnlichen Gegenſtände ſind. Auf dieſe Art werden jene Urbegriffe verſinnlicht; ſie werden Merkmale ſinnlicher Gegenſtände, und dieſe können dadurch von überſinnlichen Dingen genau unterſchieden werden. Alſo 1) die Quantität, durch die Zeit beſtimmt, gibt Zeitgröße, worunter man nichts anders denken kann, als das Aufeinanderfolgen der Momente, die Zeitreihe. Die ſucceſſive Addition von Einem zu Einem gibt den Begriff von Zählen; 2) Qualität in der Zeit iſt überhaupt das, was einer Empfindung entſpricht; 3) Relation iſt das Verhältniß der Realitäten unter einander in der Zeit, die Zeitordnung; 4) Modalität in der Zeit, iſt Zeitinbegriff. Durch die Vergleichung der Kategorien mit einander, mit Raum und Zeit verbunden, in Beziehung auf Gegenſtände, ergeben ſich eine Menge abgeleiteter, reiner Verſtandesbegriffe, welche Prädicabilien genannt werden können. Hier blieb Kant ſtehen. Fichte aber ging weiter und leitete, um Denken und Handeln einander näher zu rücken, und ſo der theoretiſchen Vernunft ein eigenes Feld im Praktiſchen einzuräumen, jede Kategorie von etwas noch Höherm ab, nämlich von dem abſoluten Handeln des Ichs, als dem Grunde alles Denkens des Ichs. Wenn Kant die Kategorien aus den vier verſchiedenen Arten der logiſchen Urtheile ableitet, ſo ſagt Fichte, man müſſe von allen Urtheilen, als beſtimmtem Handeln, ferner abſtrahiren, und bloß auf die, durch jene Form gegebene Handlungsart des menſchlichen Geiſtes überhaupt ſehen; dadurch erhalte man die Kategorie der Realität. Alles, worauf der Satz A = A anwendbar iſt, hat nach ihm, inwiefern derſelbe anwendbar iſt, Reali-

tät. Dasjenige, was durch das bloße Setzen eines Dinges (eines im Ich gesetzten) gesetzt ist, ist in ihm Realität, ist sein Wesen. Auf ähnliche Art leitete er die Kategorie der Negation aus dem Satze des Gegensatzes —A nicht =A ab, und nennt eine Folgerung vom Entgegengesetzten auf das Nichtsein, die Kategorie der Negation. Ein Setzen der Quantität überhaupt, sei es nun Quantität der Realität oder der Negation, heißt Bestimmung (Limitation). — Kategorischer Imperativ, das unbedingte Vernunftgebot, das höchste Moralprincip, s. Kant.

Catel, ein bekannter neuerer französ. Componist, gegen 1770 zu Paris geboren, ein Schüler Gossec's, jetzt Lehrer der Composition am Conservatorium daselbst, hat eine große Menge musikalischer Werke in verschiedenen Gattungen herausgegeben, von denen ihm jedoch keines so viel Ruhm erworben, als sein Tractat von der Harmonie, 1802, welchen das Conservatorium zur Grundlage bei dem Unterrichte in der Composition bestimmt hat. In diesem Werke geht Catel bei der Lehre von der Harmonie von einer, dem Scheine nach neuen Ansicht aus. Er unterscheidet nämlich zwei Arten von Accorden: die natürlichen und die künstlichen; erstere sollen die natürliche, und letztere, durch verzögertes Eintreten der einen oder der andern Stimme, die künstliche Harmonie hervorbringen. Eigentlich aber ist diese Eintheilung nichts weiter, als was wir bereits Jahrhunderte lang theoretisch als Grundsatz des Contrapunkts anerkannt und auch in unsern Compositionen ausgeführt haben. Die praktischen Werke Catel's bestehen, außer einer großen Menge Sinfonien und Compositionen für Blasinstrumente, in den 3 Opern: Semiramis, L'Auberge de Bagnères und Les Artistes par occasion. In Deutschland führen zwei in Berlin lebende ausgezeichnete Künstler auch den Namen Catel. Der eine Louis, ist Architekt, der andere, Franz, Zeichner.

Catharina von Medici, die Gemahlin Heinrichs II., Königs von Frankreich, geboren zu Florenz 1519, war die einzige Tochter Lorenzo's von Medici, Herzogs von Urbino und die Nichte Papst Clemens VII. Franz I. willigte nur ein, sie seinem zweiten Sohne, Heinrich, zur Gemahlin zu geben, weil er nicht glaubte, daß sie auf den Thron gelangen würde, und weil er eine bedeutende Summe Geldes nöthig hatte, welche Lorenzo ihm verschaffte. Die Vermählung ward 1533 zu Marseille gefeiert. Catharina, eben so schön als geistreich, hatte in Florenz ihren Geschmack für die Künste ausgebildet, zugleich aber auch die Grundsätze jener, damals herrschenden italienischen Politik eingesogen, die stets ihre Zuflucht zu Kabalen, Listen und Treulosigkeiten nimt, und einem großen und mächtigen Reiche am wenigsten ziemt. Catharinens Ehrgeiz war unbegrenzt; sie opferte Frankreich und ihre Kinder der Lust zu herrschen; allein nie hatte sie ein festes Ziel, und man kann ihr keinen tiefen Plan beimessen. Die Lage, in welcher sie sich bei ihrer Ankunft an dem Hofe von Frankreich befand, gab ihr Gelegenheit, die Kunst der Verstellung immer mehr zu üben. Der Herzogin von Etampes, des Königs Geliebte, und der Diane de Poitiers, ihres eigenen Gemahls Buhlerin, die sich einander haßten, schmeichelte sie auf gleiche Weise. Aus ihrer Gleichgültigkeit hätte man vermuthen sollen, daß sie die Unruhe der Geschäfte scheue; aber als der Tod Heinrichs II. sie 1559 zum Herrn ihres Willens gemacht hatte, sah man sie ihre Kinder in einen Strudel von Vergnügungen stürzen, theils um sie durch Ausschweifung zu entnerven, theils auch um einem angebornen Hange zur Verschwen-

dung zu fröhnen; und mitten unter dieſen Ueppigkeiten wurden Blutſcenen beſchloſſen, deren Andenken Schauder erregt. Ihr Anſehn unter der Regierung ihres älteren Sohnes, Franz II., war beſchränkt, da dieſer Fürſt durch ſeine Verbindung mit der unglücklichen Maria Stuart ganz den Guiſen ergeben war. Eiferſüchtig auf eine Gewalt, welche ſie nicht ausübte, faßte Catharina damals den Entſchluß, die Proteſtanten zu begünſtigen. Ohne dieſe Maßregel, wodurch der Ehrgeiz der Häupter der Hugenotten gehoben wurde, würden die Religionsmeinungen nicht ſo langwierige Bürgerkriege in Frankreich verurſacht haben. Sie ſelbſt fühlte ſich durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Neuerer in Verlegenheit geſetzt, als der Tod Franz II. die Zügel der Regierung, während Carls IX. Minderjährigkeit, in ihre Hände gegeben hatte. Schwankend zwiſchen den Guiſen, welche an die Spitze der Katholiken getreten waren, und zwiſchen Condé, Coligni, die mit Hülfe der Proteſtanten ſich Macht und Anſehn verſchafften, war ſie zu unaufhörlichen Ränken genöthigt, die ihr keine ſo große Gewalt verſchaffen konnten, als ſie durch ein offenes Betragen erlangt haben würde. Verachtet von allen Parteien, aber darüber getröſtet, wenn ſie dieſelben nur täuſchen konnte, die Waffen ergreifend, um zu unterhandeln, und nie unterhandelnd, ohne einen neuen Bürgerkrieg vorzubereiten, verſetzte ſie Carl IX., als er volljährig geworden, in die Verlegenheit, entweder das königliche Anſehn einer mächtigen Partei unterzuordnen, oder einen Theil ſeiner Unterthanen niedermetzeln zu laſſen, in der ungewiſſen Hoffnung, ſich über die Factionen zu erheben. Das Blutbad der Bartholomäusnacht war ihr Werk; ſie bewog den König zur Verſtellung, die ſeinem Charakter durchaus fremd war, und ſo oft derſelbe ſich einer Abhängigkeit zu entreißen ſuchte, über welche er erröthete, wußte ſie ihn durch Furcht und Eiferſucht, die ſie ihm durch ſcheinbare Begünſtigungen ſeines Bruders Heinrich erregte, daran zu verhindern. Nach Carls IX. Tode führte ſie auf's neue die Regentſchaft bis zur Rückkehr Heinrichs III., damals Königs von Polen. Sie trug zu dem Unglücke dieſer Regierung bei durch die Ereigniſſe, welche ihr vorangegangen, die größtentheils ihr Werk waren, und durch die Ränke, mit denen ſie unabläſſig beſchäftigt war. Als ſie 1589 ſtarb, war Frankreich in einer ſo großen Zerrüttung, daß ihr Tod kaum bemerkt ward. Die Religionsſtreitigkeiten waren ihr eigentlich ſehr gleichgültig, die Folgen derſelben konnte ſie nicht faſſen. Das Leben war ihr nicht zu theuer, um es nicht für ihre Eigenliebe zu wagen. Ihre Anhänger wußte ſie mit eben ſoviel Kunſt zu vereinigen, als ihre Gegner zu entzweien; verſchwenderiſch bis zum Unſinne, fand ſie es unmöglich, ihre Ausgaben zu beſchränken und antwortete denen, die ihr wegen der Erſchöpfung des Schatzes Vorſtellung machten: „Man muß doch leben.“ Ihr Betragen hatte großen Einfluß auf das Verderbniß der Sitten jener Zeit. Uebrigens beſaß ſie eine gewiſſe Eleganz des Benehmens, und eine lebhafte Neigung für die Wiſſenſchaften und Künſte. Sie ließ koſtbare Handſchriften aus Griechenland und Italien kommen, ließ die Tuilerien und das Hôtel de Soiſſons, an deſſen Stelle man die Halle-aux-Blés geſetzt hat, erbauen. Auch in der Provinz wurden auf ihren Befehl mehrere Schlöſſer errichtet, die ſich durch ihre ſchönen Verhältniſſe in einer Zeit, wo man in Frankreich keinen Begriff von den Grundſätzen der Architektur hatte, vortheilhaft auszeichnen.

Digitized by Google

Catharina I., Kaiserin von Rußland. Diese merkwürdige Frau, die sich aus der dunkeln Mitte des Volks auf den Thron emporschwang, war die Tochter eines katholischen Bauers in Litthauen, Namens Samuel; denn er hatte, wie es dort häufig der Fall ist, keinen Familiennamen. Sie wurde 1686 geboren, und erhielt den Namen Martha. Noch jung, thaten ihre armen Eltern sie in die Dienste eines lutherischen Geistlichen, Namens Daut, in Roop im rigaischen Kreise, wo sie unmerklich die Lehrsätze des Protestantismus annahm. Von Roop kam sie nach Marienburg, einem damaligen kleinen Städtchen im wendenschen Kreise, zu dem dortigen Probste Glück. Das Mädchen, dessen Schönheit sich entwickelte, wurde in den Lehrbegriffen der lutherischen Religion und in nützlichen Handarbeiten erzogen. Hier war es, wo ein schwedischer Dragoner sich in Martha verliebte und sie heirathete. Aber sein Glück dauerte nur einige Tage. Er mußte seinem Rufe als Soldat folgen, kurz vorher, ehe die Russen 1702 das Schloß Marienburg einnahmen. Martha gerieth als Gefangene in die Hände des Generals Scheremetjew, der sie wieder an Menzikow überließ. Bei diesem sah sie Peter der Große, und nahm sie zu sich. Sie ging zur griech. Religion über, und nahm den Namen Catharina Alexiewna an. 1708 und 1709 gebar sie dem Kaiser die Prinzessinnen Anna und Elisabeth, von denen die erste in der Folge, als vermählte Herzogin von Holstein, die Mutter Peters III., die zweite aber Kaiserin von Rußland wurde. Als Geliebte und nachher als erklärte Kaiserin gebar Catharina noch 5 Kinder, die aber alle frühzeitig wieder starben. 1713 wurde sie öffentlich als wirkliche Gemahlin Peters I. erklärt. Die Rechtmäßigkeit der Prinzessinnen Anna und Elisabeth wurde zugleich gesetzlich bestimmt. Catharina wußte das Herz des Kaisers durch ihre Gefälligkeit, durch die Beharrlichkeit, mit der sie Alles ausführte, und ganz vorzüglich durch ihren Verstand zu fesseln. Als Peter 1721 mit seinem Heere am Pruth ohne Rettung verloren schien, war es Catharina, die ihm half. In Gemeinschaft mit Ostermann und Schaphirow versuchte sie den Großvezier zu bestechen, und erst als ihr dieses, mit Aufopferung ihres ganzen Schmuckes, gelungen war, entdeckte sie es dem Kaiser, der ihr dafür ewig dankbar zu sein versprach. 1722 erklärte er sie zu seiner Nachfolgerin, und setzte ihr 1724 in Moskau die Krone auf. Dies war der größte, aber auch der letzte Beweis der Achtung, den er der Kaiserin gab, denn in den letzten Monaten dieses Jahres noch mußte sie seine ganze Unzufriedenheit empfinden. Der Kammerherr Mons, mit dem sie Peter in einer Zusammenkunft getroffen hatte, wurde enthauptet, unter dem Vorwande, daß er sich von den Feinden Rußlands habe bestechen lassen, und sie mußte der Hinrichtung beiwohnen. Die Wuth des Kaisers war grenzenlos. Menzikow, der ihr stets viel Anhänglichkeit bezeigt hatte, war schon seit einiger Zeit in Ungnade gefallen; Peter hatte öftere Anfälle körperlicher Leiden, welche nur durch die fürchterlichsten Ausbrüche von Unzufriedenheit unterbrochen wurden. Diese vereinigten Umstände machten Catharinens Lage schrecklich, und der Gedanke an die Zukunft mußte für sie um so trauriger sein, da sie nach einigen, vom Kaiser hingeworfenen Aeußerungen, eine Veränderung in der angeordneten Thronfolge zu ihrem Nachtheil erwarten mußte. Um diesem Unfalle zuvorzukommen, bedurfte sie Menzikow's, und durch Jaguschinski's Klugheit, der damals Peters Vertrauen genoß, und den sie zu gewinnen wußte, gelang es, den Kaiser mit ihm zu versöhnen. Beide, Kaiserin und

Günſtling, arbeiteten nun daran, ihr Schickſal auf alle Weiſe zu befeſtigen, als am 28. Jan. 1725 Peter der Große ſtarb. Catharina, Menzikow und Jaguſchinski hielten für nöthig, den Tod des Kaiſers ſo lange geheim zu halten, bis ſie durch zweckmäßige Anſtalten die Thronfolge in der Perſon der Kaiſerin feſtgeſtellt hatten. Theophanes, Erzbiſchof von Pleskow, beſchwor vor dem verſammelten Volke und den Truppen, daß ihm Peter auf ſeinem Todbette erklärt habe, Catharina allein ſei würdig, ihm in der Regierung zu folgen. Hierauf rief man ſie zur Kaiſerin und Selbſtherrſcherin aller Reußen aus, und der Eid der Treue wurde ihr auf's neue geleiſtet. Anfangs arbeitete das Kabinet nach den Planen Peters I. fort, und unter Menzikow's Leitung wurde die Staatsverwaltung mit ziemlicher Geſchicklichkeit geführt. Allein bald ſpürte man doch den nachtheiligen Einfluß der Günſtlinge auf das Regierungsweſen, und es ſchlichen ſich in die Verwaltung große Fehler ein. Catharina ſtarb plötzlich am 17. Mai 1727 im 42. Jahre ihres Lebens.

Catharina II., Kaiſerin von Rußland, die zweite Schöpferin dieſes Reichs, war zu Stettin am 25. April 1729 geboren. Ihr Vater, Chriſtian Auguſt, Fürſt von Anhalt-Zerbſt, war königl. preuß. Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Stettin. Sie bekam die Namen Sophia Auguſta. Die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth wählte ſie zur Gemahlin ihres Neffen Peter, den ſie zu ihrem Nachfolger eingeſetzt hatte. Die junge Fürſtin wurde von ihrer Mutter nach Rußland geführt, wo ſie zur griech. Religion übertrat, und die, von der Kaiſerin ihr beſtimmten Namen Catharina Alexiewna annahm. Am 1. Sept. 1745 wurde die Vermählung vollzogen. Catharina durfte die gerechte Hoffnung faſſen, einſt in ihrem Gemahl einen der mächtigſten Fürſten Europens und Aſiens zu ſehen; aber Peter hatte nicht die dazu erforderlichen Eigenſchaften. Catharinens Ehe war nicht glücklich. Sie ſuchte und fand in der höhern Ausbildung ihres Geiſtes Erholung, und ihr Charakter erhielt eine, den Frauen ſelten zugetheilte Schwungkraft und Stärke. Doch riſſen ihr feuriges Temperament und ihre nicht glückliche Ehe ſie leider auch zu großen Verirrungen hin, die auf ihr ganzes politiſches Leben immer den bedeutendſten Einfluß behielten. Unter den Freunden ihres Gemahls zeichnete ſich der Graf Soltikoff durch ſeinen Verſtand und durch die Anmuth ſeiner Perſon aus. Er zog die Aufmerkſamkeit Catharinens auf ſich, und es entſpann ſich zwiſchen beiden ein vertrautes Verhältniß. Als aber Soltikoff, der mit verſchiedenen auswärtigen Geſandtſchaften beauftragt wurde, durch dieſe fortwährende Abweſenheit Catharinen gleichgültig zu werden anfing, gewann ein junger Pole von angenehmer Bildung, der durch ſein Glück und ſein Unglück berühmte Stanislaus Auguſt Poniatowski, die Zuneigung der Großfürſtin. Ihr Einverſtändniß entging der Kaiſerin nicht, ſchien ihr aber nicht zu mißfallen; es geſchah ſogar auf ihre Empfehlung, daß Auguſt III. Poniatowsky zu ſeinem Geſandten in Petersburg ernannte. In Rußland dachte Niemand daran, ſein Verhältniß mit der Großfürſtin zu beunruhigen; dagegen erregte es zu Paris Beſorgniſſe. Frankreich, damals im Kriege mit England, hatte mit Oeſterreich einen geheimen Bund geſchloſſen und Rußland hineingezogen. Poniatowski war für einen glühenden Anhänger Englands bekannt, man beſorgte, er möge durch die Großfürſtin zu Frankreichs Nachtheil auf Eliſabeth wirken, und Ludwig XV. benutzte ſeinen Einfluß auf den König von Polen, um Poniatowski abrufen zu laſſen. 1761 ſtarb Eliſabeth und Pe-

Digitized by Google

ter III. bestieg den Thron. Dies Ereigniß vermehrte nur die Trennung zwischen beiden Gatten; aber durch seine blinde Vorliebe für die preußische Kriegszucht, durch manche Charakterfehler und durch seine Politik ward Peter auch seinen Unterthanen mit jedem Tage verhaßter. Graf Panin, die unternehmende Fürstin Daschkoff und ein junger Gardeoffizier, Gregor Orloff, der nach Poniatowski's Abgange Catharinens Zuneigung fesselte, bildeten zu Peterhof eine Verschwörung gegen den Kaiser, welcher Alle, die mit ihm unzufrieden waren, Alle, die bei einer Veränderung zu gewinnen hofften, beitraten. In der Nacht vom 8. auf den 9. Jul. 1762 brach die Verschwörung aus, und in wenigen Stunden setzte eine Revolution, die fast kein Hinderniß fand, Catharinen auf den Thron. Peter III. starb nach einigen Tagen im Gefängnisse. Was von der Mitwirkung Catharinens zu dieser Begebenheit erzählt wird, scheint durchaus unerwiesen, und beruht mehr auf Voraussetzungen, die wohl größtentheils aus den Vortheilen gezogen sind, welche ihr daraus erwuchsen, als auf eigentlichen Thatsachen. Wenigstens läßt sich eben sowohl annehmen, daß die junge, ruhmliebende, ihren Gemahl nicht achtende und von ihm vernachlässigte Fürstin, sich dabei nur leidend verhalten, nur den Umständen, die ihr allerdings sehr günstig waren, nachgegeben, und sich nachher, da die Sache nun einmal nicht mehr zu ändern war, auch leicht beruhigt habe. Die Gunst des Volks wußte sie zu gewinnen, indem sie der Eitelkeit desselben schmeichelte; sie zeigte große Achtung für die Religion; ließ sich mit Pracht in Moskau krönen; beschäftigte sich mit den Mitteln, Gewerbfleiß und Ackerbau zu befördern und eine Seemacht zu schaffen; sie erließ nützliche Verordnungen für die Rechtspflege und war für die innere Verwaltung, so wie für die auswärtigen Verhältnisse Rußlands, unendlich thätig. Ein Jahr nach ihrer Thronbesteigung zwang sie die Kurländer, ihren neuen Herzog, Carl von Sachsen, abzusetzen, und den, dem Adel verhaßten Biron zurückzurufen. Der Tod Augusts III., Königs von Polen, bot ihr bald die Gelegenheit dar, ihre ergeitzigen Plane weiter auszuführen. Sie brachte es dahin, daß Stanislaus Poniatowski zu Warschau gekrönt wurde. Aber während sie den Polen diesen König aufdrang, nahm in ihrem eigenem Reiche die Zahl der Mißvergnügten zu, und in Moskau und Petersburg wurden mehrere Anschläge gegen sie angezettelt. Der junge Iwan belebte die Hoffnungen der Verschwornen, und nur sein plötzlicher Tod in der Festung Schlüsselburg konnte die Plane der Unzufriedenen vernichten. Der Hof der Kaiserin ward seitdem nur durch einige Intriguen beunruhigt, in denen die Galanterie sich mit der Politik vermengte, und die keinen weitern Zweck hatten, als einen Günstling durch einen andern zu verdrängen. Im Schoße der Vergnügungen und Lustbarkeiten, beschäftigte sich Catharina jedoch mit der Verbesserung der Gesetzgebung in ihren Staaten. Abgeordnete aus allen Provinzen versammelten sich auf ihren Befehl in Moskau; die Kaiserin selbst hatte für sie Verhaltungsregeln aufgesetzt, welche man in den ersten Sitzungen verlas. So verschiedene Völker jedoch konnten sich weder verstehn, noch konnten sie einerlei Gesetzen unterworfen werden. Man hatte in den ersten Sitzungen die Freilassung der Bauern zur Sprache gebracht. Dieser einzige Vorschlag konnte das Zeichen zu einer blutigen Revolution geben. Catharina, die den Berathschlagungen beiwohnte, löste die Versammlung auf, welche ihr den Namen einer Mutter des Vaterlandes beilegte. Aber diese vergeblichen Gesetzgebungsversuche be-

Digitized by Google

ſchäftigten Catharinen nicht allein. Sie hatte ſich mit England verbunden, und foderte von Polen die Abtretung mehrerer Provinzen. Frankreich ſuchte zwar eine Partei gegen Rußland in Polen zu bilden, allein dieſe ſchwachen Verſuche dienten nur dazu, Catharinens Größe zu beſchleunigen. Einen gleichen Erfolg hatte der Krieg, zu welchem man die Pforte bewog. Die Türken wurden geſchlagen. Die ruſſiſche Flagge wehte ſiegreich auf den griechiſchen Meeren; und an den Ufern der Newa faßte man den romanhaften Plan, die Republiken von Sparta und Athen in's Leben zurückzurufen, um ſie der ottoman. Pforte entgegenzuſtellen. Mitten unter ihren Siegen gegen die Türken verfolgte Catharina ihre Entwürfe gegen Polen. Um dem Widerſpruche der europäiſchen Mächte vorzubeugen, zog ſie die Höfe von Berlin und Wien in ihre Politik, und 1772 ward der bekannte Theilungsvertrag unterzeichnet. Rußland erwarb die Gouvernements von Polotzk und Mohilow, und Catharina behielt ſich den ausſchließlichen Einfluß auf Polen mit der Garantie der Conſtitution und des der Republik verbliebenen Länderbeſtandes vor. 1774 wurde zu Kainardſchi der Friede mit der Pforte unterzeichnet. Catharina behielt von ihren Eroberungen nur Aſow, Taganrok und Kinburn; aber ſie ließ ſich die freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere und die Unabhängigkeit der Krimm zuſichern. Durch dieſe ſcheinbare Unabhängigkeit wurde die Krimm in der That abhängig von Catharinen. So vortheilhaft dieſer Friede war, ſo gelegen kam er für Rußland. Im dritten Jahre des Krieges waren Moskau und mehrere andere Städte von der Peſt verwüſtet worden, und faſt um dieſelbe Zeit hatte ein Abenteurer, Pugatſchef, der den Namen Peter III. annahm, mehrere Provinzen des öſtlichen Rußlands in Aufſtand gebracht. Einen unbeſchränkten Einfluß auf die Kaiſerin hatte damals Potemkin, der mit ihr die Zügel der Regierung hielt. Er vollendete 1784 die Unterwerfung der Krimm, welche ihren alten Namen Taurien wieder erhielt, und dehnte die Grenzen Rußlands bis an den Kaukaſus aus. Während Catharina ſo die Grenzen ihres Reichs erweiterte, bereiſte ſie die von Pugatſchef in Aufruhr gebrachten Provinzen; ſie beſchiffte die Wolga und ſpäter den Boryſthenes, woran ſie um ſo mehr Vergnügen fand, als es nicht ohne Gefahr geſchah. Auch Taurien wünſchte ſie kennen zu lernen. Potemkin, der aus dieſer Reiſe einen langen Triumphzug machen wollte, munterte ſie 1787 dazu auf. Auf einem Wege von beinahe tauſend Stunden ſah man nichts als Feſte, theatraliſche Ausſchmückungen, Blendwerk und Zauberei. Paläſte erhoben ſich mitten auf wüſten Fluren, um einen Tag bewohnt zu werden; Dörfer und Städte waren in den Wüſten, wo kurz vorher die Tataren ihre Herden weideten, angelegt worden; allenthalben erſchien eine zahlreiche Bevölkerung, das Bild des Glücks und Wohlbefindens; allenthalben war Tanz und Geſang; hundert verſchiedene Nationen huldigten ihrer Gebieterin. Schein und Wahrheit waren hier verbunden. Catharina ſah in der Ferne Städte und Dörfer, von denen nichts als die äußern Mauern da waren; in der Nähe ſah ſie eine Menge Menſchen, die während der Nacht weiter geſchafft wurden, um ihr am folgenden Tage daſſelbe Schauſpiel zu gewähren. Zwei Fürſten beſuchten ſie auf der Reiſe, der König von Polen, Stanislaus Auguſt, und Kaiſer Joſeph II. Letzterer erneuerte ſein, ſchon früher in Petersburg gegebenes Verſprechen, ſie in der Ausführung ihrer Plane gegen die Türken zu unterſtützen. Ungefähr um dieſelbe Zeit vereinigten ſich Preußen und England, um die Pforte und Schweden zum

Digitized by Google

Kriege gegen Rußland zu reizen. Die Türken waren diesesmal nicht glücklicher als zuvor, und vielleicht wären sie ganz aus Europa getrieben worden, wenn Catharina in ihren Finanzen weniger beengt und durch die Zwischenkunft anderer Staaten nicht gehemmt worden wäre. Der Friede wurde 1792 zu Jassy unterzeichnet. Catharina behielt Oczakow und alles Land zwischen dem Bug und Dniester. Während Rußland mit den Türken beschäftigt war, hatte auch Gustav III. den Feldzug eröffnet, und einen Augenblick Petersburg bedroht; nach 2jährigem, mit abwechselndem Glück geführten Kriege, schloß man 1790 zu Werelä einen Frieden, der die Grenzen beider Staaten nicht veränderte. So hatten alle gegen Rußland entzündeten Kriege nur dazu gedient, sein politisches Uebergewicht zu vermehren und Catharinens Ehrgeiz zu verdoppeln. Ihr Einfluß auf Polen glich einer unumschränkten Herrschaft, und mißfiel den Polen eben so sehr, als er die Eifersucht Oesterreichs und Preußens weckte. Die drei Mächte schlossen endlich 1792 einen neuen Theilungsvertrag über Polen, das aus der Reihe der Staaten verschwinden sollte. Bald darauf vereinigte Catharina Kurland, Samogitien, Semigallen und den Kreis von Pilten mit ihrem Reiche. Bei der französischen Revolution blieb sie ruhige Zuschauerin; doch nahm sie mehrere Ausgewanderte großmüthig auf. Der Aufstand, welcher 1794 in Polen ausbrach, konnte dies unglückliche Land nicht retten, das nach der Erstürmung von Praga und der Verwüstung mehrerer Provinzen gänzlich unterworfen und getheilt wurde. Catharina hatte einen Krieg gegen Persien angefangen, und nährte, nach der Versicherung einiger Geschichtschreiber, den Plan, die Herrschaft der Engländer in Bengalen zu stürzen, als ein Schlagfluß am 9. Nov. 1796 ihr Leben endigte. Die Urtheile über sie sind sehr verschieden; sie ist eben so sehr getadelt als erhoben worden. Bei aller Schwäche ihres Geschlechts zeigte Catharina nicht selten die Festigkeit und den Charakter eines großen Regenten. Zwei Leidenschaften beherrschten sie bis in's Grab: die Liebe und die Ruhmsucht. Jene machte sie nicht selten zum Gegenstand des Tadels, wiewohl sie in ihren Liebschaften nicht ohne Anstand verfuhr. Sie verstand die ungleichartigsten Geschäfte zu vereinigen. Sie arbeitete zu gleicher Zeit mit ihren Ministern, schrieb einem Gardeoffizier einen verliebten und an Voltaire oder Friedrich einen philosophischen Brief, und unterzeichnete den Befehl, die Türken anzugreifen oder Polen zu besetzen. Ausgezeichneten Schriftstellern schmeichelte sie, und schätzte besonders die Franzosen. Sie hatte zu Paris an Grimm einen literarischen Agenten, lud Voltaire mehrere Mal zu sich ein, schlug d'Alembert vor, seine Encyklopädie in Petersburg zu beendigen und die Erziehung des Großfürsten zu übernehmen. Diderot hatte sie auf ihren Wunsch besucht, und sich sehr vertraut mit ihr unterhalten. Wirklich erlangte sie, was sie wünschte; die Gelehrten Europa's zählten sie zu den größten Regenten, und zum Theil verdiente sie die ihr gemachten Lobsprüche. Sie begünstigte den Handel, verbesserte die Gesetzgebung, legte Städte, Kanäle, Hospitäler, Erziehungsanstalten an. Pallas, Blumager und Billings reisten auf ihren Befehl. Sie wollte den Mißbräuchen in der Staatsverwaltung, in der Rechtspflege, in der Erhebung der Abgaben ein Ende machen, aber sie begann, ohne zu enden. Die Civilisation machte nur geringe Fortschritte. Mehrere ihrer Unternehmungen glichen schon vor ihrem Tode Ruinen, Gesetzgebung, Kolonien, Lehranstalten, Manufacturen, Hospitäler, Kanäle, Städte, Festungen,

Digitized by Google

Alles war angefangen, aber Vieles, ehe es zu Stande gekommen, wieder aufgegeben worden. Auch den Ruhm einer Schriftstellerin suchte Catharina. Sie hat mehrere Werke in deutscher, französischer und russischer Sprache hinterlassen.

Catharina Paulowna (geb. 1788), Königin von Würtemberg, Großfürstin von Rußland, jüngere Schwester des Kaisers Alexander und Wittwe des Prinzen Georg von Holstein-Oldenburg, welcher den 27. Dec. 1812 in Rußland gestorben war. Von ihm leben zwei, 1810 u. 1812 geb. Söhne. Ihrer Festigkeit allein scheint man es verdanken zu haben, daß Napoleon, ehe er mit der Kaiserstochter von Oesterreich sich verband, nicht mit dem russischen Kaiserhaus verschwägert wurde. Gleich ausgezeichnet durch Körperschönheit und Geistesgröße und eine, beinahe männliche Besonnenheit und Entschlossenheit, hing sie stets mit der wärmsten Liebe an ihrem Bruder Alexander, und war seit 1812 in den Feldzügen in Deutschland und Frankreich, zu London und Wien häufig seine Gefährtin, und gewiß von bedeutendem Einfluß auf manche seiner verhängnißreichen Entschlüsse. Sie vorzüglich war es, wie man behauptet, welche 1814 die Vermählung des Prinzen von Oranien mit ihrer und Alexanders jüngeren Schwester einleitete. Schon 1813 hatte sie der damalige Kronprinz Wilhelm von Würtemberg in Deutschland kennen gelernt und sie 1814 in Paris wieder gesehen. Seine Wünsche wurden erfüllt; er sah sich, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin, der jetzigen Kaiserin von Oesterreich, einer der edelsten Frauen, aus unbekannt gebliebenen Ursachen, getrennt hatte, den 24. Jan. 1816 mit ihr zu Petersburg vermählt, und bestieg, nach dem Tode seines Vaters, im Oct. 1816, mit ihr den Königsthron von Würtemberg. Als Landesmutter hat sie sich in dem Hungerjahre 1816 sehr wohlthätig bewiesen. Sie bildete die, durch's ganze Land verbreiteten Frauenvereine und den landwirthschaftl. Verein; sie suchte auf Volkserziehung einzuwirken, und stiftete eine musterhafte Arme-Kinder-Beschäftigungs- und Bildungsanstalt, eine Töchterschule für die gebildeten Stände und, nach dem Muster der englischen saving Banks, für die untern Volksklassen, Sparbanken. Ueberhaupt griff sie auch oft wohl willkürlich in den kleinen inneren Haushalt des Staats ein, wobei sie vorzüglich Englands Einrichtungen nachzuahmen suchte. Für die schönen Künste zeigte sie wenig Empfänglichkeit. Sie starb den 9. Jan. 1819, und hinterließ ihrem Gemahl 2 Töchter.

Cathedrale oder Kathedralkirche, so genannt von der Kathedra oder dem Lehrstuhle des Bischofs, ist diejenige Kirche, welche der Sitz eines Erzbischofs oder doch Bischofs ist, und also als Hauptkirche des Sprengels betrachtet wird. Da gewöhnlich Domstifte damit verbunden sind, so werden sie auch Domkirchen genannt.

Catheten (Katheten) sind diejenigen beiden Seiten eines rechtwinklichten Dreiecks, die den rechten Winkel einschließen, jede an sich kleiner als die dritte Seite, oder die Hypothenuse, zusammen aber größer als diese. Der merkwürdige Lehrsatz, daß ihre Quadrate zusammengenommen, dem Quadrate der Hypothenuse gleich sind, ist unter dem Namen des Pythagoreischen Lehrsatzes, oder Magister matheseos bekannt und berühmt.

Catholicismus (aus dem griech. καθολικὸς, allgemein) — ein Wort, das, seiner wahren Bedeutung nach, wegen der neuangeregten Idee einer Vereinigung der christl. Religionsparteien zur Tagesordnung kommen mußte, aber auch durch die Bedeutung, die ihm

Digitized by Google

neuere Dichter, Künstler und vorzüglich ihre Beurtheiler geben, ein allgemeines Interesse für die gebildete Welt gewonnen hat — bezeichnet den eigentlichen Geist und Sinn, durch den die katholische Kirche sich in ihren Lehren, Einrichtungen und Gebräuchen von andern christl. Kirchen unterscheidet. Wir erinnern uns dabei der Glaubensregel, welche die Kirchenversammlung zu Trident (1542 bis 1563) aufgestellt, und Papst Pius V. besonders durch den, 1566 erschienenen römischen Katechismus den Laien kund gemacht. Der Hauptsache nach ist der Katholicismus unserer Tage den Satzungen dieser Kirchenversammlung immer noch getreu, und dem Aufkommen jeder davon abweichenden Meinung entgegen. Er hält neben der Bibel die Tradition (s. d. Art.) und die Entscheidungen des Papstes, der Bischöfe und der Kirchenversammlungen zur Erhaltung der Einheit und Wahrheit des Glaubens für unentbehrlich, gestattet deshalb keinen uneingeschränkten Gebrauch der Bibel, und behauptet, daß seinen Lehren der Vorzug der Katholicität, d. h. der allgemeinen Gültigkeit und Lehrgerechtigkeit darum gebühre; weil die christliche Kirche sie seit ihrer Entstehung immer und mit allgemeiner Uebereinstimmung geglaubt habe. In Rücksicht der allen christl. Kirchen heiligen Grundlehren der Religion und des biblischen Christenthums wird diese Behauptung von der Geschichte bestätiget. Dies gilt jedoch bei weitem weniger von den, im Laufe der Entwickelung des Papalsystems aufgekommenen Meinungen des Katholicismus, daß man sich durch gute Werke, z. B. Schenkungen an Kirchen, milde Stiftungen, Almosen u. dergl. etwas bei Gott verdienen, durch Bußübungen, Fasten und Kasteiungen über gewisse Sünden beruhigen und dafür genugthun, auch das nach seiner Ansicht überpflichtmäßige Verdienst der Heiligen zur Ausfüllung mancher Lücken in der eigenen Tugend durch den Ablaß sich zueignen könne, nach dem Tode aber noch einen Prüfungszustand, das Fegefeuer, bestehen müsse, dessen Pein sich jedoch durch Seelenmessen und andere gute Werke der Hinterlassenen für die Verstorbenen lindern lasse. Sein Kirchenregiment führt der Katholicismus durch die von aller weltlichen Gerichtsbarkeit freigesprochenen Priester und Ordensgeistlichen, die er als geweihte, mit einem ihnen aufgedrückten unauslöschlichen geistlichen Charakter ausgezeichnete Personen ansehen lehrt, zur Ehelosigkeit verpflichtet und unmittelbar an den Papst, als den Stellvertreter Jesu auf Erden, und das höchste, untrügliche Oberhaupt der christl. Kirche, bindet. Er glaubt an sieben Sakramente, nämlich Taufe, Firmelung, Abendmahl in dem Sinne, daß Brot und Wein dabei in den Leib und das Blut Jesu Christi wirklich verwandelt werden, Buße, bei der er die Ohrenbeichte für nothwendig hält, Priesterweihe, Ehe, die er für unauflöslich erklärt, und letzte Oelung; er verehrt Heilige und Bilder, läßt den Altardienst in der heilig geachteten lateinischen Sprache verrichten, und mißt seinen gottesdienstlichen Gebräuchen eine, ihrer gesetzmäßigen Verwaltung (ex opere operato) selbst eigne, von den Gesinnungen und Ansichten der Theilnehmer unabhängige beseligende Kraft bei. Wenn nun auch viele aufgeklärte Geistliche und Laien in der katholischen Kirche jetzt über diejenigen Lehren, Einrichtungen und Gebräuche derselben, welche weder die Vernunft, noch bei einer gesunden Auslegung die heil. Schrift bestätigt, nicht mehr so streng, als sonst zu halten scheinen und freiere Ueberzeugungen hegen; so hat doch die Kirche im Ganzen nicht das mindeste davon aufgegeben und sich stets öffentlich gegen die Andersdenkenden erklärt. Nur muß hierbei die übereinstimmende Ueberzeu-

Digitized by Google

gung der Nationalkirchen, d. h. der Bischöfe und Kirchenlehrer oder das Episcopalsystem von den Ansprüchen der römischen Curie, welche man mit den Namen Papalsystem, Ultramontanismus, Romanismus bezeichnet, wohl unterschieden werden. Das Episcopalsystem beruht auf dem Grundsatze, „das bischöfliche Amt sei von göttlicher Einsetzung und daher der Papst als Oberhaupt der Kirche nur der erste unter seines Gleichen (Primus inter pares),“ woraus eine größere Freiheit der Bischöfe in ihrem Wirkungskreise und die Lehre folgt, daß die von Rom ausgegangenen oder begünstigten, und unter den Katholiken mehr oder weniger gangbaren, unhaltbaren Meinungen, abergläubigen Gebräuche und schädlichen Mißverständnisse der christlichen Religionswahrheit keineswegs der katholischen Kirche selbst zur Last fallen, sondern als Unvollkommenheiten zu betrachten sind, welche sich bei ihr, wie bei andern menschlichen Anstalten, eingeschlichen haben. Nach diesem System erscheint der Katholicismus viel edler, reiner und ächt christlicher, als seine Gegner zugestehen wollen. Das Papalsystem hingegen hat auf dem Gipfel seiner Anmaßungen (s. d. Art. Papst) den Papst als Ur-Inhaber aller Kirchengewalt u. eigentlichen Ordinarius aller Kirchenämter dargestellt, und zum unumschränkten Herrn der Kirche gemacht, woraus denn folgte, daß die römische Curie jeden Mißbrauch und Aberglauben, der ihr einträglich schien, trotz alles Widerspruchs frommer Bischöfe, heiligen und in Ausübung bringen konnte. Freilich aber ist zum Nachtheil der Bischöfe und der ganzen Kirche, das Uebergewicht bis in die neuesten Zeiten auf der Seite des, im herrschenden Volksglauben gegründeten Papalsystems gewesen. Seine Macht war zwar, zufolge der neueren polit. Veränderungen, in sofern geschmälert worden, daß der Papst durch die Vereinigung des Kirchenstaats mit dem franzöſ. Reiche sein Land, durch die Aufhebung der Klöster und geistlichen Orden in den wichtigsten kathol. Staaten, eine sonst bedeutende Stütze seines Ansehens und bei der sehr erschwerten, hie und da ganz abgebrochnen Verbindung zwischen ihm und der jetzt mehr von den Fürsten abhängigen Geistlichkeit, viel von seinem Einflusse auf die geistliche Regierung der Völker verloren hatte. Daß diese Macht aber keineswegs vernichtet, daß die katholische Kirche noch eben so glücklich als eifrig in der Behauptung ihrer alten Rechte ist, hat die Fruchtlosigkeit der letzten Versuche zur Reform ihrer Verfassung und das Verfahren des jetzigen Papstes seit seiner Wiederherstellung in den Besitz des Kirchenstaats gezeigt. Man beobachte das kluge, feste und folgerechte Verhalten der Geistlichkeit, man forsche nach der allgemeinen Stimmung, man besuche die Kirchen und Wallfahrtsörter der Katholischen, und man wird einräumen müssen: der Katholicismus steht noch in seinem alten Glanze da, er weiß noch immer mit seinen durch hohes Alterthum geheiligten, und trotz der gesteigerten Aufklärung in keinem wesentl. Stücke geänderten Formen, mit seinem festen, Alles durchdringenden System durch eine anziehende Mystik, durch einen reizenden poetischen Anstrich, durch die Pracht und den Zauber seiner Gottesdienste, die Mehrheit der jetztlebenden Christen an sich zu fesseln und in zahlreiche Versammlungen zu rufen. Worin und wieviel er nun geneigt sein möchte, nachzugeben und entgegenzukommen, wieviel der Protestantismus von ihm würde annehmen müssen, falls es zu der beabsichtigten Religionsvereinigung kommen sollte; ob sie mehr als eine Rückkehr der Protestanten in den Schoß der katholischen Kirche und überhaupt bei dem scharfen Gegensatze, in dem die Grundlehren bei-

Digitized by Google

der Kirchen einander entgegenstehen, möglich sein würde, ohne den Charakter entweder der einen oder der andern allmählig ganz zu verwischen: das beantwortet sich in Erwägung der oben berührten Thatsachen leicht. Auch hat man sich nach gerade von der Unthunlichkeit dieser Vereinigung überzeugt; die von einigen wohlmeinenden Schriftstellern für die Ausführung derselben geäußerten Vorschläge und Wünsche haben in den übereinstimmenden Gutachten der einsichtsvollsten Theologen und Staatsmänner eine gründliche Widerlegung gefunden; und immer allgemeiner wird der Erfahrungsgrundsatz anerkannt, daß, wie verschiedene Charaktere sich stärker an einander angezogen fühlen, leichter befreunden und sich besser vertragen, als solche, die sich in ihren Vorzügen und Mängeln gänzlich gleich sind, auch die Glieder verschiedener Religionsparteien, so lange jede im ungestörten Besitze ihrer Eigenthümlichkeiten bleibt, einander freiwillig die Duldung u. Freundlichkeit beweisen werden, die sich durch keine Decrete und Concilienbeschlüsse erzwingen läßt. Die Katholischen zeigen jetzt, wenigstens in Deutschland, in ihrem wissenschaftlichen Bestreben Neigung zum Protestantismus, und vorzüglich diejenigen ihrer Schriftsteller, welche das religiöse Bedürfniß ihres Volks im Auge haben, nähern sich immer mehr dem Geiste, in dem die protestantischen Schriftsteller gleicher Art schreiben; dagegen regt sich unter den Protestanten eine hervorstechende Neigung zum Gottesdienst der katholischen Kirche, und wenn wir jene Erscheinung auf dem Felde der Wissenschaft und Literatur vielleicht zu den erfreulichen rechnen dürfen, so wird diese uns wenigstens nicht befremden. Eine edle, majestätische Bauart, eine glänzende, Alles umstrahlende Beleuchtung, ein verschwenderischer Reichthum an herrlichen Gemälden und Bildwerken, an kostbaren Gewändern und Geräthschaften ergötzten das Auge; eine Fülle harmonischer Töne, die sich von dem hohen, meist wohlbesetzten Chore, bald gewaltig erschütternd, bald mild besänftigend, in die wiederhallenden Räume ergießt, entzückt das Ohr; der einnehmende Duft köstlichen Räucherwerks schmeichelt den Geruchsnerven; die geheimnißvollen Laute einer fremden, den Meisten unbekannten Sprache, deren Feierlichkeit und Wohlklang man empfindet, ohne ihren Sinn zu verstehen; die bedeutsame Reihenfolge jener vielsagenden Feiergebräuche und Geberden reichgeschmückter Priester; die stillbeschäftigte, niederwerfende Andacht einer zahlreichen Gemeinde; der ergreifende Eindruck des festlichen Ganzen *): Alles vereinigt sich in den Tempeln der Katholischen,

*) Man erinnere sich an die feurige Schilderung, welche Mortimer in Schillers Maria Stuart davon macht,

Es war die Zeit des großen Kirchenfestes,
Von Pilgerschaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wand'rung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich. — Mich selbst
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms. — Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenstieg, des Coliseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeist
In seine heit're Wunderwelt mich schloß!
Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,

um die Sinne zu reizen und zu vergnügen, der Einbildungskraft Nahrung, Schwung und Spielraum zu geben, und das ganze Gemüth in eine Bezauberung zu verſetzen, der es ſich nur allzugern und oft, ſogar der nüchternen Ueberlegung zum Trotz, gefangen gibt. Will überdies die kathol. Kirche ſich der Kräfte und Künſte bedienen, die ſich in ihrem Schoße entwickelt, ausgebildet und manchen ihrer Diener und Anhänger groß, berühmt und glücklich gemacht haben; will ſie die Mittel gebrauchen, durch welche ehedem, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe der Geſchichte, die einflußreichſten und bewundernswürdigſten Erfolge möglich gemacht wurden; die Gewalt, mit der ſie ſich von jeher der Gewiſſen zu bemächtigen, die Leichtigkeit, mit der ſie über das unbehagliche Nachgefühl eines ungerechten oder zweideutigen Lebens zu beruhigen; die Gewandtheit und Ueberredungskunſt, mit der der Jeſuitismus die im Zuge des Wirkens für einen wichtigen Zweck verübten Unredlichkeiten und Uebelthaten zu beſchönigen; die Umſicht und Geſchicklichkeit, mit der er das Geheimniß ihrer ſchwachen Seiten und Mängel immer anſtändig zu verſchleiern, und endlich die Freigebigkeit im Verſprechen und Belohnen, mit der derſelbe Anwalt der Kirche Jedem den Preis, um den er ſich hingibt, zu bieten wußte; wer wird ihr widerſtehen können? Kein Wunder, daß ihr von denen, die menſchlich fühlen, fehlen und begehren, die Mehrzahl zufällt. Wenn ſie nun auch, ſittlich veredelt und politiſch geſchwächt, den Gebrauch dieſer Mittel jetzt öfter als ſonſt verſchmähen mag, ſo iſt ihr, was ihrem Einfluſſe auf dieſer Seite abzugehen ſcheint, auf einer andern Seite durch die Gunſt der neuern Poeſie und Kunſtphiloſophie reichlich wieder zugewendet worden. Der Ueberfluß an poetiſchem Stoff, an ſinnvollen Symbolen und mächtigen Hebeln zur Anregung des Gemüths, mit dem der Katholicismus ausgeſtattet iſt, konnte den Augen proteſtantiſcher Dichter nicht entgehen. In demſelben Zeitpunkte, da der überhandnehmende Rationalismus der Theologen und die Aufklärungswuth ihrer Nachbeter alle Formen des hiſtoriſchen Chriſtenthums zu durchbrechen und jeden Anhalt des kirchlichen Glaubens zu ſtürzen drohten, fingen Lutheraner, Reformirte, ja ſogar poetiſche Juden in Berlin, Jena u. ſ. w. an, die Jungfrau Maria und

Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet ſie,
Allein das körperloſe Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich in's Inn're nun
Der Kirchen trat, und die Muſik der Himmel
Herunterſtieg, unter der Geſtalten Fülle
Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichſte, das Höchſte, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte,
Als ich ſie ſelbſt nun ſah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heil'ge Mutter, die herabgeſtiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papſt drauf ſah in ſeiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker ſegnen,
O was iſt Goldes- was Juwelen-Schein,
Womit der Erde Könige ſich ſchmücken!
Nur er iſt mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich der Himmel iſt ſein Haus,
Denn nicht von dieſer Welt ſind dieſe Formen!

die Schar der Heiligen zu beſingen; wir wurden mit Romanen, Legenden und Sonetten überſchwemmt, die mit Madonnen, Meßopfern, wunderthätigen Bildern und Reliquien angefüllt ſind, und man kann wohl ſagen, daß in der katholiſchen Kirche ſelbſt die poetiſchen Momente ihres Glaubens nie ſo warm aufgefaßt (ſ. Feßlers Thereſia, auch deſſen Abelard), nie mit der Begeiſterung gefeiert und in ſo glühenden Bildern verherrlicht wurden, als es jetzt von Ketzern geſchah. Dieſer Enthuſiasmus gab uns liebliche, hinreißende Dichtungen. Novalis, Tieck, die Schlegel entrückten uns in die Magie eines ſüdlichen Himmels. Die Aeſthetiker und Kunſtrichter konnten nicht unterlaſſen, von dieſer Gährung Kunde zu nehmen. Sie hatte das Gute, daß die großen Verdienſte des Katholicismus um die Muſik, Malerei und Plaſtik neu anerkannt, dieſe Künſte und ihre Prieſter höher und wärmer gewürdigt, der Quell ihrer bewunderten Schöpfungen tiefer ergründet, und die Geiſter der Raphaele, Buonarotti's und Dante's wieder wach wurden. Die wiſſenſchaftliche Aeſthetik erweiterte und verſchönerte ihr Gebiet, und ſelbſt die Liturgie der Proteſtanten fing an, ſich nach den Reizen ihrer ältern Schweſter zu ſehnen. Aber ehe ſie noch dazu kommen konnte, ſich die ihr angemeſſenen Zierden aus dem empfohlnen Vorrathe poetiſcher Beiwerke auszuwählen und anzupaſſen, wurden, der Fürſten, Staatsmänner und Künſtler, die in früherer Zeit meiſt nur aus politiſchen Gründen Aufſehn erregende Beiſpiele des Uebertritts gegeben haben, nicht zu gedenken, mehrere namhafte Gelehrte, und in ihrem Gefolge eine Schar von Nachtretern und Schwärmern der ſchmuckloſen Einfachheit des Proteſtantismus, der unendlichen Berathung und Zwietracht ſeiner Lehrer überdrüſſig, ihm ungetreu und weiheten der katholiſchen Kirche ihre Schwüre und Federn. Stolberg und Friedr. Schlegel ſind in der letzten Zeit die merkwürdigſten unter ihnen. Ihr Uebertritt war unſtreitig das Werk einer Ueberzeugung, die durch äſthetiſche Theilnahme, durch perſönliches Wohlgefallen an den feſten, auf die Menſchen, wie ſie ſind, nicht unrichtig berechneten, der höchſten Bedeutung empfänglichen Formen des Katholicismus, vorbereitet, durch lebhafte Neigung genährt, die Einſeitigkeiten der neuen Mutter vor ihren Augen verbergen mochte. Bei dem allen werden beide Kirchen um ſo ſicherer, gedeihlicher und verträglicher neben einander beſtehen, je allgemeiner man anerkennen wird, wie ſchön ſie ſich gegenſeitig ergänzen, durch freie, immer neu angeregte Thätigkeit der forſchenden Vernunft auf der einen, durch Fülle der Empfindung und ſtrenges Feſthalten der immer unentbehrlichen Glaubensſätze auf der andern Seite das menſchliche Gemüth erfüllen und als wetteifernde Kräfte die Fortſchritte des Menſchengeſchlechts zu höherer Bildung fördern. E.

Catholiſche Majeſtät, ein Titel, den Papſt Alexander VI. den Königen von Spanien eigenthümlich beigelegt hat, zum Andenken der 1491 durch Ferdinand von Arragonien vollendeten Vertreibung der Mauren aus Spanien. Schon früher, und zwar ſeit der toledoiſchen Kirchenverſammlung im J. 589 hatten jedoch verſchiedene ſpaniſche Könige dieſen Titel geführt.

Catilina (Lucius Sergius), trat in das Jünglingsalter, als Rom der Wuth des Marius und Sylla zur Beute geworden. Sprößling einer patriciſchen Familie ſchloß er ſich an die Partei des Letztern, hatte einigen Antheil an dem Siege und einen größern an den Aechtungen deſſelben. Mord, Brand und Raub waren die erſten Thaten und Vergnügungen ſeiner Jugend. Sein Einfluß auf die zerrüt-

tete Republik war bedeutend. Im Heere scheint er jedoch mit Auszeichnung gedient zu haben. Höchst gefährlich ward er, als er zu seinen übrigen Lastern den Betrug gesellte. Während er die Seelen der Jünglinge vergiftete, wußte er dem strengen Catulus Wohlwollen und Achtung abzugewinnen. Gleich geschickt, den Tugendhaften zu täuschen, den Schwachen abzuschrecken und seine Kühnheit dem Verderbten mitzutheilen, vereitelte er zwei, von Clodius gegen ihn gerichtete Anklagen, einen verbrecherischen Verkehr mit einer Vestalin, und ungeheure Erpressungen, die er als Proconsul in Afrika ausgeübt hatte, betreffend. Aber er kam auch in den Verdacht, seine erste Gemahlin und seinen Sohn umgebracht zu haben. Indessen hatte sich eine Art von Bündniß unter mehreren jungen Männern von hoher Geburt und verwegenem Muthe gebildet, welche, um aus ihren ungeheuern Schulden zu kommen, kein andres Mittel sahen, als sich der höchsten Staatsämter zu bemächtigen und unter dem Schutze derselben Erpressungen auszuüben. Catilina war das Haupt dieses Bundes. Sein Ansehn unter so vielen lasterhaften Menschen verdankte er hauptsächlich seiner Verbindung mit den alten Soldaten Sylla's, durch welche er die Nachbarstädte von Rom, und Rom selbst, in Schrecken hielt. Zugleich gebrauchte er nicht nur die verworfensten und unruhigsten Plebejer; sondern gar Patricier waren unter seinen Anhängern und Consularen unter seinen Schmeichlern. Alles begünstigte seine Verwegenheit. Pompejus verfolgte Triumphe, die ihm Lucull leicht gemacht; dieser war im Senat die schwache Stütze der Gutgesinnten, die umsonst in ihn drangen, sich an ihre Spitze zu stellen. Crassus, der Italien von den Gladiatoren befreit hatte, aber mit unersättlicher Begierde nach Macht und Reichthum strebte, ließ den furchtbaren Einfluß Catilina's entstehen, befestigte ihn sogar, und erröthete nicht, sich darauf stützen zu wollen. Cäsar, der des Marius Partei mit der feinsten Kunst wieder belebte, schonte des Catilina und feuerte ihn vielleicht sogar an. Seine Absicht mußte es sein, diesen zu einem großen Wagniß anzutreiben, um ihn darin untergehn zu sehen. Nur zwei Römer gab es damals, welche den festen Willen hatten, ihr Vaterland zu retten, Cato und Cicero; aber nur der Letztere besaß auch die dazu nöthige Geschicklichkeit. Catilina's Anhänger wünschten sehnlichst, daß ihr Oberhaupt nebst einem seiner Vertrauten, zum Consulat gelangen möchte. Dann durften sie hoffen, sich des Schatzes und der Güter der Republik unter verschiedenen Vorwänden, besonders mittelst der Aechtungen, bemächtigen zu können. Daß Catilina ihnen die Einäscherung und Plünderung Rom's versprochen habe, ist nicht wohl glaublich. Cicero hatte den Muth, sich um das Consulat trotz der Nähe einer Gefahr zu bewerben, deren Umfang er am besten kannte. Weder Kränkungen und Drohungen, noch selbst Aufstand und meuchelmörderische Versuche schreckten ihn ab, und da die Besorgnisse der reichen Römer sein Streben begünstigten: so wurde er für das J. d. St. 689 zum Consul bestimmt. Alles, was die Partei des Catilina durchsetzen konnte, war, daß Cajus Antonius, einer ihrer Verbündeten, zum Mitconsul ernannt wurde. Dieses Mißlingen beraubte Catilina nicht der Hoffnung, sich für das nächstfolgende Jahr gewählt zu sehen. Deshalb verdoppelte er die Maßregeln des Schreckens, mit denen er seine Macht begonnen hatte. Indeß verlor Catilina's Partei mehrere bedeutende Männer. Antonius ward durch Cicero zur Unthätigkeit gezwungen; Cäsar und Crassus faßten denselben Entschluß; Autronius und P. Sylla fingen an, sich zurückzuziehen; Piso

war in Spanien getödtet worden. Aber Italien war leer von Truppen. Die Veteranen Sylla's erwarteten nur ein Zeichen, um wieder zu den Waffen zu greifen; Catilina eilte, es ihnen zu geben. Der Centurio Manlius erſchien unter ihnen und bildete ein Lager in Hetrurien. Cicero wachte; ein glücklicher Zufall verſchaffte ihm Kenntniß von den geheimſten Rathſchlägen der Verſchwornen. Einer derſelben, Curius, ſtand mit einer Frau von zweideutigem Rufe, Namens Fulvia, in Verbindung, und hatte ſie mit ihren Planen bekannt gemacht. Durch ſie erfuhr er, daß ſeiner Perſon eine große Gefahr drohe, daß zwei römiſche Ritter es übernommen hatten, ihn in ſeinem Hauſe zu morden. An dem, zur Ausführung beſtimmten Tage fanden die Mörder die Thüren verſchloſſen und bewacht. Noch zögerte Cicero, die Umſtände einer Verſchwörung bekannt zu machen, deren Fortſchritte und Hülfsmittel er zuvor ganz erforſchen wollte; er begnügte ſich, im Allgemeinen die drohende Gefahr ahnen zu laſſen. Sobald aber der Aufſtand des Manlius bekannt geworden war, ließ er das berühmte Senatus-Conſult geben, „daß die Conſuln Maßregeln ergreifen ſollten, um die Republik vor Nachtheil zu bewahren.“ Höchſt ſchwierig war es, ſich des Oberhaupts einer Verſchwörung zu bemächtigen, das in und außer Rom Soldaten hatte; noch ſchwieriger war es, ſein Verbrechen zu beweiſen vor ſeinen Mitgenoſſen oder vor denen, die ſich ſeiner für ihre eigenen Plane bedienen wollten. Es war zwiſchen zwei Uebeln zu wählen, einer Umwälzung innerhalb der Mauern Roms, und einem Bürgerkriege. Cicero zog das Letztere vor. Catilina, der Feind des römiſchen Volks, wagte im Senate zu erſcheinen; Cicero tritt gegen ihn auf; eine kühne Rede rettet die Republik. Indem Catilina Rom verließ, glaubte er nicht, irgend ein Hülfsmittel ſeiner Plane aufzuopfern. Lentulus Sura, Cethegus u. andere ehrloſe Senatoren übernahmen es, den Ausbruch der Meuterei in der Stadt zu leiten, ſobald Catilina vor den Thoren Roms erſcheinen würde. Cicero und Salluſt behaupten, die Abſicht der Verſchwornen ſei geweſen, Rom in Brand zu ſtecken und die Einwohner niederzumetzeln; gewiß iſt es, daß dieſe furchtbaren Folgen, ohne vorgefaßten Entſchluß, ſich aus den Umſtänden ergeben konnten. Lentulus, Cethegus und andere Verſchworne ſetzten indeß ihre verbrecheriſchen Umtriebe fort. Sie wendeten ſich an die Geſandten der Allobroger, um den Krieg auf die Grenzen Italiens zu verſetzen. Dieſe aber waren dem Völkerrechte getreu: ihre Aufſchlüſſe führten zu wichtigern. Der Briefwechſel der Verſchwornen mit ihrem Anführer ward aufgefangen. Der Senat hatte jetzt ein offenbares Verbrechen zu richten. Weil die Umſtände nicht erlaubten, in dem Prozeſſe gegen die Verſchwornen die zu weitläuftigen Formen zu beobachten, ſo wurden, wie dies früher ſchon in minder dringenden Fällen geſchehen war, die darauf Bezug habenden Geſetze unbeachtet gelaſſen. Cäſar ſprach gegen die augenblickliche Hinrichtung, aber Cato und Cicero ſetzten ſie durch. Catilina's Untergang ward dadurch vorbereitet. Da Cajus Antonius, der den Auftrag erhielt, gegen Catilina zu marſchiren, während Cicero Rom bewachte, ſich krank ſtellte, übernahm ſein Legat Petrejus den Oberbefehl. Es gelang ihm, Catilina von allen Seiten einzuſchließen. Dieſer, der keine Rettung ſah, wählte den Tod mit den Waffen in der Hand. Die Seinigen folgten ſeinem Beiſpiele. Man focht mit größter Erbitterung. Alle fielen auf dem Platze, auf den ihr Führer ſie geſtellt hatte; Catilina ſelbſt aber an ihrer Spitze (im J. 63 vor Chr. Geb.). Die Geſchichte der Catilinariſchen Verſchwörung iſt von Salluſt beſchrieben worden.

Digitized by Google

Catinat (Nicolas), Marschall von Frankreich, war 1637 zu Paris geboren, wo sein Vater Decan der Parlamentsräthe war. Der Verlust eines Prozesses, dessen Entscheidung ihm ungerecht schien, bewog ihn, die Rechtswissenschaften mit den Waffen zu vertauschen. Er trat unter die Reiterei, suchte jede Gelegenheit auf, sich auszuzeichnen, und ward wirklich bei dem Sturm auf Lille 1667 von Ludewig XIV. bemerkt, der ihm eine Lieutenantstelle unter den Garden gab. Die Grade, zu denen er sich hinter einander erhob, bezeichnen zugleich die glänzenden Thaten, die er zu Mastricht, Besançon, Senef, Cambrai, Valenciennes, Saint-Omer, Ypern, verrichtete. Nach der Schlacht von Senef, in welcher er verwundet worden, schrieb der große Condé an ihn: „Niemand nimmt mehr Antheil an Ihrer Verwundung, als ich; es gibt so wenig Männer wie Sie, daß man zu viel verliert, wenn man Sie verliert." Der König von Frankreich, beunruhigt über die Rüstungen des Herzogs von Savoyen, erklärte ihm den Krieg und schickte Catinat mit dem Titel eines Lieutenant-General gegen ihn. Dieser gewann 1690 und 1693 die Schlachten von Staffard und Marseille, bemächtigte sich Savoyens und eines Theils von Piemont, und erhielt dafür 1693 den Marschallstab. Bei seiner Rückkehr aus dem eroberten Lande, wo seine Menschlichkeit u. Sanftmuth oft gegen die ausdrücklichen Befehle Louvois der Ueberwundenen geschont hatte, ward er von Ludewig XIV. mit besonderer Auszeichnung empfangen. In Flandern wohin er berufen ward, zeigte er dieselbe Thätigkeit, die ihm in Piemont ausgezeichnet hatte, und nahm 1697 Ath ein. 1701 trat er wieder an die Spitze der italienischen Armee; hier hatte er den Prinzen Eugen gegen sich. Beide Feldherren waren würdig, sich mit einander zu messen. Aber das kaiserliche Heer war der freien Willkür Eugens übergeben, während Catinat durch die Befehle des Hofs beengt war; außerdem durfte er dem Herzoge von Savoyen nicht trauen, und litt Mangel an Geld und Lebensmitteln. Geschlagen bei Carpi am 6. Juli, mußte er das ganze Land zwischen der Etsch und Adda räumen. Nicht glücklicher war er in der Schlacht von Chiari, wo Villeroi den Oberbefehl hatte. Als er nach einem fruchtlosen Angriffe die Truppen wieder sammelte, antwortete Catinat einem Offizier, der ihm vorstellte, daß sie Alle einem unvermeidlichen Tod entgegen gingen: „Es ist wahr, der Tod ist vor uns, aber die Schande ist hinter uns." Die Unfälle, die er erlitt, und die trotz seiner Vorstellungen der Hof nicht der Treulosigkeit des Herzogs von Savoyen zuschreiben wollte, zogen ihm die Ungnade des Königs zu. Catinat, der seinen Ruhm weniger in der Gunst seines Fürsten, als darin fand, seinem Vaterlande zu nützen, ertrug mit Ruhe diese Zurücksetzung, und starb zu Saint-Gratien 1712. Er war Philosoph im wahren Sinne des Worts, religiös ohne Strenge, Hofmann ohne Ränke, uneigennützig und stets freigebig, heiter, ruhig, bedachtsam; diese unveränderliche Stimmung hatte ihm von seinen Soldaten den Namen le Père de la Pensée erworben.

Cato der Censor (Marcus Porcius), mit dem Beinamen Priscus, auch Sapiens und Major (der Weise und Aeltere), war im J. vor Chr. 232 zu Tusculum geboren. Sein Vater, ein Plebejer, hinterließ ihm ein Gütchen im Lande der Sabiner, das er mit eigenen Händen baute. Seine Jugend fiel in die, für Rom so gefährliche Zeit der Anwesenheit Hannibals in Italien. Siebzehn Jahr alt machte Cato seinen ersten Feldzug unter Fabius Maximus, als dieser Capua belagerte. Fünf Jahre danach focht er unter demselben bei der Belage-

rung von Tarent. Nach der Einnahme dieſer Stadt trat er in Freundſchaft mit dem Pythagoräer Nearch, der ihn in die erhabenen Lehren der Weisheit einweihte, mit deren Ausübung er ſchon vertraut war. Nach Beendigung des Krieges kehrte Cato auf ſein Landgut zurück. Da er die Geſetze kannte, und mit Leichtigkeit ſprach, ging er mit Tagesanbruch in die benachbarten Städte, denen als Rathgeber und Sachwalter dienend, die ihn dazu auffoderten. Valerius Flaccus, ein edler und mächtiger Römer, der in der Nachbarſchaft eine Beſitzung hatte, bemerkte die Tugenden und Talente des Jünglings, gewann ihn lieb und lud ihn ein, nach Rom zu kommen, wo er ihn durch ſein Anſehen zu befördern verſprach. Wenige reiche und angeſehene Familien ſtanden damals an der Spitze der Republik. Cato war arm und unbekannt; aber ſeine Beredſamkeit, die man mit der Kunſt des Demoſthenes verglich, die Strenge und Kraft ſeines Charakters zogen bald die Aufmerkſamkeit auf ihn. Vor Gericht und in den Volksverſammlungen zeigte er ſich, der ſchönen Erklärung gemäß, die er ſelbſt von einem Redner gegeben und Quintilian uns aufbewahrt hat, „als einen rechtſchaffenen, in der Kunſt, gut zu reden, erfahrenen Mann.“ Dreißig Jahre alt, ging er als Kriegstribun nach Sicilien. Im folgenden Jahre ward er Quäſtor, und ſeitdem entſtand zwiſchen ihm und Scipio ein Wetteifer und ein Haß, die Beide bis an ihren Tod fortſetzten. Cato, der nach Rom zurückgekommen war, klagte den Scipio der Verſchwendung an, und wiewohl derſelbe losgeſprochen ward: ſo gewann doch Cato durch ſeinen, für das Beſte des Staats bewieſenen Eifer einen großen Einfluß auf das Volk. Fünf Jahre nachher, als er Aedil geweſen, ward er Prätor und erhielt die Statthalterſchaft von Sardinien. Seine ſtrenge Mäßigkeit, Rechtſchaffenheit und Gerechtigkeitsliebe wurden hier noch mehr bemerkt, als in Rom. Auf dieſer Inſel machte er die Bekanntſchaft des Dichters Ennius, von dem er Griechiſch lernte, und den er bei ſeiner Rückkehr mit nach Rom nahm. Endlich ward Cato im J. 193 vor Chr. Conſul in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Valerius Flaccus. Der Abſchaffung der Lex Oppia, welche in den bedrängten Zeiten des zweiten puniſchen Krieges gegeben worden, und den Frauen verbot, mehr als eine halbe Unze Goldes, buntfarbige Kleider und andern Putz zu tragen, widerſetzte er ſich aus allen Kräften; aber er mußte der Beredſamkeit des Tribunen Valerius und den dringenden Bitten der römiſchen Frauen unterliegen. Gleich darauf ging er nach Spanien ab, das ſich empört hatte. Sein erſtes Geſchäft war, die für das Heer aufgehäuften Vorräthe nach Rom zu ſchicken, indem er erklärte, der Krieg müſſe diejenigen ernähren, die ihn führen. Er erfocht mit einem neugeſchaffenen Heere mehrere Siege, unterwarf die Provinz auf's neue, und kehrte nach Italien zurück, wo ihm die Ehre eines Triumphs zuerkannt wurde. Kaum war er von dem Triumphwagen geſtiegen, als er die conſulariſche Toga ablegte, den Harniſch nahm, und dem Sempronius nach Thrazien folgte. Später trat er unter den Befehl des Conſuls Manius Acilius, um gegen Antiochus zu fechten und den Krieg nach Theſſalien zu ſpielen. Durch einen kühnen Marſch beſetzte er mit einem Theil ſeiner Soldaten den Kallidrom, eine der ſteilſten Bergſpitzen des Paſſes von Thermopylä, und entſchied ſo den Ausgang der Schlacht. Er überbrachte die Nachricht dieſes, im J. 189 vor Chr. erfochtenen Sieges nach Rom. Sieben Jahre nachher ward ihm, trotz einer mächtigen Gegenpartei, die ehrenvollſte, aber auch gefürchtetſte aller Magiſtraturen, das Cenſoramt, zu Theil. Er hatte

ſich nicht darum beworben, ſondern ſich nur dazu bereit gezeigt; in Anſehung ſeines Collegen erlaubte er kaum eine Wahl; man mußte ihm Valerius Flaccus geben, denn nur mit dieſem konnte er den Unordnungen ſteuern und die alten reinen Sitten zurückführen. Mit furchtbarer Strenge verwaltete er dies Amt, und wiewohl ſeine Maßregeln ihm Widerſpruch und Widerſacher erregten: ſo erhielt er doch den größten Beifall, und als er ſein Amt niedergelegt hatte, ward beſchloſſen, ihm eine Statue mit einer ehrenvollen Inſchrift zu errichten. Er ſchien der Ehre wenig zu achten, und antwortete, als ihm früher Jemand ſeine Verwunderung ausdrückte, daß ihm noch keine Statue errichtet worden: „Ich will lieber, daß man frage, warum dem Cato keine Bildſäule bewilligt, als warum ihm eine bewilligt worden.“ Dennoch fehlte ihm jenes Selbſtgefühl nicht, das dem großen Verdienſt wohl anſteht. „Iſt er denn ein Cato?“ pflegte er zu fragen, wenn er eines andern Verſehen entſchuldigen wollte. Cato's politiſches Leben war ein langer Kampf. Er klagte unaufhörlich und mit Erbitterung an, und ward eben ſo angeklagt, aber jedesmal losgeſprochen. Sein letztes Staatsgeſchäft war eine Geſandtſchaft nach Karthago, um den Streit zwiſchen den Karthaginenſern und dem König Maſiniſſa zu ſchlichten. Man betrachtet dieſe Reiſe als die Urſache der Zerſtörung Karthago's; denn Cato war über die Art, wie dieſe Nebenbuhlerin Roms ihre Verluſte wieder erſetzt hatte, ſo erſtaunt, daß er ſeitdem jede Rede mit den bekannten Worten ſchloß: Praeterea censeo, Carthaginem esse delendam. (Uebrigens bin ich der Meinung, Karthago müſſe zerſtört werden.) Er ſtarb ein Jahr nach ſeiner Rückkehr (147 vor Chr.) 85 Jahre alt. Cato, der ſo haushälteriſch mit den Staatseinkünften war, betrachtete den Reichthum nicht gleichgültig. Bis zur Härte war er ſtreng gegen ſeine Sklaven. Den Ackerbau ſuchte er auf alle Weiſe zu vervollkommnen und kannte alle Hülfsmittel deſſelben genau. In ſeinem Alter war er auf ſeinem Landgute gern fröhlich mit Freunden und überließ ſich den Freuden der Tafel. Darauf beziehen ſich die Verſe des Horaz:

Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

Er war zwei Mal verheirathet, und hatte mit jeder Gattin einen Sohn. Als Gatte und Vater war er gleich muſterhaft. Er verfaßte eine Menge von Schriften, von denen die einzige: De re rustica ſich erhalten hat. Zu bedauern iſt am meiſten der Verluſt ſeiner Reden, deren Cicero mit dem größten Lobe erwähnt, und ſeiner Geſchichte vom Urſprung des römiſchen Volks, welche die alten Geſchichtſchreiber vielfältig anführen.

Cato (Marcus Porcius), zum Unterſchiede von dem Cenſor, deſſen Urenkel er war, von Utica, dem Orte ſeines Todes, zubenamt, war im J. 93 vor Chr. geboren. Nach dem frühen Abſterben ſeiner Aeltern ward er in dem Hauſe ſeines Oheims, Livius Druſus, auferzogen. Er zeigte früh Reife des Urtheils und Feſtigkeit des Charakters. Man erzählt, daß er in ſeinem vierzehnten Jahre, als er in des Sylla Hauſe die Häupter mehrerer, auf Befehl deſſelben Ermordeten erblickt, von ſeinem Lehrer ein Schwert gefodert habe, um den Tyrannen zu durchbohren, und ſein Vaterland aus der Knechtſchaft zu befreien. Mit ſeinem Bruder von mütterlicher Seite, Cäpio, lebte er von Jugend auf in der zärtlichſten Eintracht. Cato ward zum Prieſter Apolls ernannt. Er trat in Verbindung mit dem Stoiker Antipater von Tyrus, und blieb ſein ganzes Leben hindurch den

Digitized by Google

Grundsätzen der Stoa getreu. Zum ersten Mal trat er öffentlich auf gegen die Volkstribunen, welche eine, vom Censor Cato erbaute Basilica, die ihnen hinderlich war, niederreißen lassen wollten. Er zeigte schon damals jene kraftvolle Beredsamkeit, durch welche er sich später so furchtbar machte, und gewann den Proceß. Seinen ersten Feldzug machte er gegen Spartacus, als gemeiner Freiwilliger, und zeichnete sich dabei so aus, daß der Prätor Gellius ihm einen Ehrenpreis zuerkannte, den er jedoch ablehnte. Sodann ward er als Kriegstribun nach Macedonien gesandt. Als die Zeit seines Amtes verflossen war, reiste er nach Asien und brachte den Stoiker Athenodor mit sich nach Rom. Er ward hierauf Quästor und verwaltete dieses beschwerliche Amt mit der strengsten Gewissenhaftigkeit, indem er den Muth hatte, die Staatsbeamten wegen ihrer Erpressungen und Gewaltthaten vor Gericht zu verfolgen, und erwarb sich dadurch die Bewunderung und Liebe der Römer, so daß er am letzten Tage seiner Quästur von der ganzen Volksversammlung nach Hause begleitet wurde. Der Ruf seiner Tugend verbreitete sich allgemein. Bei den Spielen der Flora ward den Tänzerinnen nicht gestattet, sich nach hergebrachter Sitte zu entkleiden, so lange Cato gegenwärtig war. Die bürgerlichen Unruhen erlaubten ihm nicht, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Dem Beispiele Sylla's sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen, folgten mehrere Ehrgeizige, deren gegenseitiger Kampf allein noch den Sturz der erschütterten alten Verfassung aufhielt. Crassus glaubte die Oberherrschaft mit seinem Gelde zu erkaufen; Pompejus erwartete, daß sie ihm freiwillig übertragen werden sollte; Cäsar, beiden an Talent überlegen, verband sich mit beiden, und benutzte den Reichthum des Einen und das Ansehen des Andern zu seinen Zwecken. An der Spitze des Senats, des einzigen Pfeilers der Republik, standen Catulus, Cicero, Cato; Lucull, in hohem Ansehen beim Heere, das er siegreich geführt, würde allein den Senat haben aufrecht erhalten können, wenn er nicht lieber seines Reichthums hätte genießen, als sich den Staatsangelegenheiten widmen wollen. Cato, von allen Parteien fern, diente unter diesen schwierigen Umständen dem gemeinen Wesen mit Einsicht und Muth; doch schadete er auch oft der Sache, welcher er diente, durch die Unbeugsamkeit seines Charakters. Er war auf dem Wege nach seinem Landgute, als er den Metellus Nepos begegnete, der nach Rom reiste, sich um das Tribunat zu bewerben. Da er denselben als einen verderbten Menschen kannte, kehrte er sogleich um, bewarb sich selbst um das Tribunat, und ward zugleich mit Metellus Nepos gewählt. Um diese Zeit brach die Verschwörung des Catilina aus. Cato unterstützte mit aller Macht den Consul Cicero, gab ihm zuerst öffentlich den Namen eines Vaters des Vaterlandes, und drang in einer schönen, von Sallust aufbehaltenen Rede auf die Bestrafung der Schuldigen. Dem Vorschlag des Metellus Nepos, den Pompejus aus Asien zurückzurufen und diesem den Oberbefehl gegen Catilina zu geben, widersetzte er sich, und damals wäre er beinahe in einem Volksaufstande umgekommen, den sein College und Cäsar gegen ihn anregten. Nach des Pompejus Rückkehr vereitelte Cato mehrmals die ehrgeizigen Plane desselben, und sagte zuerst die Folgen der, zwischen Crassus, Pompejus und Cäsar geschlossenen Verbindung voraus. Er sprach nachher, wiewohl vergeblich, gegen die Ackervertheilung in Campanien. Cäsar mißbrauchte damals seine Gewalt so sehr, daß Cato ihn in's Gefängniß führen ließ; aber durch das Murren des Volks gezwungen, mußte er ihn wieder frei geben.

Digitized by Google

Um Cato zu entfernen, wußten die Triumvirn es dahin zu bringen, daß er nach Cypern gesandt wurde, um unter einem nichtigen Vorwande den König Ptolemäus abzusetzen. Er war gezwungen zu gehorchen, und vollzog den erhaltenen Auftrag so gewissenhaft, daß er den öffentlichen Schatz mit einer größern Summe bereicherte, als je ein Privatmann darein niedergelegt hatte. Inzwischen fuhr er fort, sich den Triumvirn zu widersetzen. Als er dem Tribonianischen Gesetze entgegenwirken wollte, das dem Crassus eine außerordentliche Gewalt ertheilte, ward er zum zweiten Male verhaftet; aber das ganze Volk folgte ihm zum Gefängnisse und seine Gegner waren genöthigt, ihn wieder loszulassen. Bald darauf ward er Prätor, und in dieser Eigenschaft setzte er ein Gesetz gegen die Bestechung durch, das eigentlich allen Theilen mißfiel. Nach Crassus Tode wuchsen die innern Gährungen, und Cato glaubte, einem größern Uebel nur dadurch vorbeugen zu können, daß er gegen die Verfassung, Pompejus zum alleinigen Consul zu ernennen vorschlug, welches auch angenommen wurde. Das Jahr darauf erhielt Cato das Consulat nicht, weil er die dazu nöthigen Schritte nicht thun wollte. Jetzt brach der Bürgerkrieg aus. Cato, der sich als Proprätor in Sicilien befand, begab sich, bei der Ankunft Curio's mit drei Legionen Cäsars, von dort in das Lager des Pompejus nach Dyrrhachium. Er hatte noch gehofft, den Krieg durch Unterhandlungen zu verhindern, und legte, als derselbe dennoch ausbrach, zum Zeichen seines Kummers Trauerkleider an. Pompejus, der bei Dyrrhachium gesiegt hatte, ließ Cato zur Bewachung der Kriegscasse und der Magazine dort zurück, und verfolgte seinen Nebenbuhler. Aus diesem Grunde war Cato nicht bei der pharsalischen Schlacht gegenwärtig, nach welcher er mit seinen Truppen nach Cyrene in Afrika überschiffte. Hier erfuhr er, daß Pompejus Schwiegervater, Scipio, zum mauritan. Könige, Juba, gegangen sei, wo Varus eine ansehnliche Macht versammelt habe. Cato setzte sich dahin in Marsch, überwand Hunger und Durst und alle Beschwerden, und erreichte Utica, wo beide Heere sich vereinigten. Die Soldaten wünschten ihn zum Oberbefehlshaber, er aber überließ diese Stelle dem Scipio, und übernahm den Befehl in der Stadt Utica, während Scipio und Labienus gegen Cäsar aufbrachen. Cato hatte ihnen gerathen, den Krieg in die Länge zu ziehen; jene wagten dennoch eine Schlacht, wurden fast gänzlich vernichtet und Afrika unterwarf sich dem Sieger. Anfangs war Cato Willens, sich mit den, in der Stadt befindlichen Senatoren bis auf den Tod zu vertheidigen; bald gab er diesen Plan auf; er entließ Alle, die ihn zu verlassen wünschten. Sein Entschluß war gefaßt. Am Vorabend des zur Ausführung bestimmten Tages speiste er ruhig, und unterhielt sich über verschiedene philosophische Gegenstände. Darauf las er in seinem Zimmer den Phädon des Plato. Man hatte, seinen Vorsatz ahnend, sein Schwert weggenommen. Als er es nicht fand, rief er seine Sklaven und foderte es mit scheinbarer Gleichgültigkeit; aber als man es ihm dennoch nicht brachte, gerieth er in Zorn und schlug einen Sklaven, der ihn zu besänftigen suchte. Auf den Lärmen kamen sein Sohn und seine Freunde herbei, und beschworen ihn weinend, nicht darauf zu bestehen. Er warf anfangs seinem Sohne seinen Ungehorsam vor, fuhr dann mit Ruhe fort, alle Anwesenden zur Unterwerfung gegen Cäsar zu ermahnen, und entließ sie bis auf die Philosophen Demetrius und Apollonides, welche er befragte, ob sie ein Mittel wüßten, wie er fortan leben könne, ohne seinen Grundsätzen untreu zu werden. Sie

Digitized by Google

schwiegen und verließen ihn weinend. Jetzt empfing er sein Schwert mit großer Freude, las darauf wiederholt den Phädon, schlief dann ein, und schickte, als er erwacht war, in den Hafen, um zu hören, ob Alle abgereist wären. Seufzend vernahm er, daß das Meer stürme. Eben war er wieder eingeschlafen, als man ihm meldete, daß das Meer ruhiger werde, und Alles im Hafen still sei. Er schien zufrieden und war kaum allein, als er sich mit seinem Schwerte durchbohrte. Man eilte herbei und benutzte eine Ohnmacht, ihn zu verbinden. Als er aber zu sich gekommen war, riß er den Verband ab, und starb sogleich (44 J. vor Chr.). Die Bewohner von Utica bestatteten ihn prachtvoll und errichteten ihm eine Statue. Cäsar aber soll bei der Nachricht von Cato's Tode ausgerufen haben: „Ich beneide deinen Tod, weil du mir den Ruhm beneidet hast, dir das Leben zu retten."

Catoptrik (Katoptrik), Lehre der, von den Spiegeln zurückgeworfenen Lichtstrahlen, ist ein Theil der Optik, also der angewandten Mathematik (s. Spiegel).

Cats (Jacob), geboren zu Brouwershaven auf Seeland, 1577, nimt einen der ersten Plätze unter den Schöpfern der holländischen Sprache und Poesie ein. Wenige Dichter sind fruchtbarer gewesen. Bis in sein hohes Alter übte er sein anmuthiges Talent für die Poesie. Er war, nachdem er seine Studien zu Leyden beendigt hatte, nach Orleans gegangen und hatte dort die Doctorwürde angenommen. Den Lehrstuhl, den die Universität Leyden ihm antrug, schlug er aus. Dagegen verwaltete er in den schwierigsten Zeiten die wichtigsten Aemter. 1627 und 1631 ging er als Gesandter nach England; 1636 und 1651 war er Groß-Pensionär von Holland. Cats ist in seiner Poesie wesentlich von seinen Zeitgenossen und Nebenbuhlern, Hooft und Vondel, unterschieden. Naivetät, Einfachheit, Gutmüthigkeit, Gemeinfaßlichkeit charakterisiren ihn vorzüglich, und nicht unpassend hat man ihn den holländischen Lafontaine genannt. Man hat an ihm eine zu große Fülle von Ausdrücken und Bildern, Wiederholungen und eine gewisse Einförmigkeit der Verse getadelt, aber wie viel schöne Eigenschaften wiegen diese Mängel auf! Reinheit des Ausdrucks, Klarheit des Styls, eine blühende und fruchtbare Phantasie, eine Moral, die leicht und anspruchlos Geist und Herz gewinnt. Und doch war dieser Dichter, der so lange Zeit allgemein gelesen und bewundert wurde, in Vergessenheit gesunken, aus welcher er erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch Bilderdyk und Feith erweckt worden ist, die seine Werke neu herausgegeben haben. Diese bestehen aus Sinnbildern und Allegorien nach dem damaligen Zeitgeschmacke, aus Gedichten über die verschiedenen Alter und Lebensverhältnisse; aus Fabeln, Liedern, Idyllen u. s. w. Er starb auf seinem Landgute zu Zorgvliet, 1660, in einem Alter von 83 Jahren.

Cattaro, Stadt in Dalmatien mit starken Mauern und einem Bergschlosse, an dem von ihr benannten Meerbusen. Sie ist von hohen Bergen umgeben, so daß sie im Winter die Sonne nur wenige Stunden sieht. Die Einwohner der Stadt und des Gebiets sind theils katholische, theils griechische Christen. Cattaro unterwarf sich 1420, aus Furcht vor den Türken, freiwillig der Republik Venedig. Längs des engen und gekrümmten Busens von Cattaro liegen mehrere wohlbewohnte Orte, welche sich, wie Cattaro selbst, von der Seefahrt, einigem Handel und der Fischerei nähren. General Milutinovich nahm es 1814 für Oesterreich wieder in Besitz. Jetzt gehört es zum dal-

matiſchen Kreiſe Cattaro. Die Stadt hat 4000 Einwohner und der Kreis von Cattaro auf 14 Q. M. in 142 Ortſch. 22,000 Einw. Der Beſitz dieſer wichtigen Feſtung hat großen Werth, theils wegen des ſchönen Hafens, theils wegen des Einfluſſes auf den Handel und die Politik des unabhängigen Gebiets des Bergvolks der Montenegriner, die ihre Grenze bis an den See von Scutari und die Gemeinde von Zenta ausgedehnt haben.

Cattegat (Katzenloch), däniſch Skager-Rack (Sandbank beim Vorgebirge Skagen, der äußerſten Spitze von Jütland), iſt ein großer Meerbuſen des deutſchen Meeres, zwiſchen den öſtlichen Küſten von Jütland und den Küſten von Schweden. Er hat reichen Heringsfang.

Catten (Katten), waren eins der berühmteſten und ausgebreitetſten deutſchen Völker, aber in Rückſicht ihrer innern Verfaſſung den Römern wenig bekannt. Sie hatten das Land, das heut zu Tage Heſſen, Fulda, Hanau, Iſenburg und ein beträchtliches Stück von Franken bis an die Saale umfaßt, dann den größten Theil der naſſauiſchen Länder, den öſtlichen Theil von Weſtphalen inne, und reichten bis an den Rhein und Main. Mit den Hermunduren und Cheruskern führten ſie oft blutige Kriege. Zu Cäſars Zeiten wohnten ſie längs der Lahn, und waren dem Rheine nahe; ſie verdrängten die Teucterer und Uſipeter, und Cäſar konnte nichts gegen ſie ausrichten. Druſus, welcher anfangs durch den Angriff der Cherusker ſich die Katten zu Freunden gemacht hatte, ward, als er Feſtungen in ihrem Lande anlegte, ihr Feind; er ſchlug ſie, ohne ſie darum zu beſiegen. Durch ihre Einfälle in die decumatiſchen Felder und durch Schwächung der Cherusker wurden die Katten groß und mächtig, da die, vorher mit jenen im Bunde geſtandenen Völker ſich nun mit ihnen vereinigten. In der darauf folgenden Periode kriegten ſie wahrſcheinlich mit Trajan: unter Marc Aurel fielen ſie in Germanien und Rhätien ein, wurden ſpäterhin von Didius Julianus geſchlagen, und kommen zuletzt 392 in Verbindung mit den Franken unter dem Könige Markomer in der Geſchichte vor. Von da an verſchwindet der Name Katten, bis im achten Jahrh. die Haſſi oder Heſſi auftreten, welche mit den Katten einerlei Volk ausgemacht haben ſollen. Nach dem Berichte Cäſars war das Land der Katten in 100 Gaue eingetheilt; jeder von dieſen mußte jährl. 1000 Mann in's Feld ſtellen, welche für's nächſte Jahr mit den Zurückgebliebenen, die unterdeſſen das Feld beſtellen mußten, wechſelten; ſie übten alſo Ackerbau ſo gut wie Krieg. Ihre Nahrung war Milch, Käſe und Wildpret; ihre Kleidung machten ſie ſich aus Thierfellen. Ein Eigenthum hatte eigentlich Niemand, ſondern die Fürſten, welche aber nicht ſouverän waren, und Landtage halten mußten, theilten jährlich die Aecker und Felder unter die Familien aus. Sie werden uns übrigens als ein ſehr tapferes, abgehärtetes, muthiges und kluges Volk geſchildert. (Vergl. Germanien.)

Catullus (Cajus Valerius), einer der beſten römiſchen Dichter, war zu Verona, nach Andern zu Sirmium, einer kleinen Stadt auf einer Halbinſel des See's Benacus (Lago di Garda), im Jahre Roms 667 oder 86 vor Chr. Geb., von angeſehenen und reichen Aeltern geboren. Sehr jung kam er nach Rom, wo er durch die Anmuth ſeines Geiſtes gar bald alle diejenigen anzog, welche jenen glänzenden Zeitraum zu verherrlichen begannen. Er war der Freund des Cicero, Plancus, Cinna und Cornelius Nepos, dem er in der Folge die Sammlung ſeiner Gedichte widmete. Dieſe Sammlung iſt nicht von

großem Umfang, aber sie zeigt, was Catull in mehreren Gattungen der Dichtkunst hätte leisten können, wenn er die Wissenschaften mit Ernst den Vergnügungen und Reisen vorgezogen hätte. Wahrscheinlich ist ein Theil seiner Poesien gar nicht auf uns gekommen. Ueber den Werth derjenigen, welche wir besitzen, ist bei den Alten wie bei den Neuern, nur ein Urtheil gewesen. Tibull und Ovid machen ihm Lobsprüche, und Martial räumt im Epigramm ihm allein den Vorrang ein (uno minor Catullo). Wenn der jüngere Plinius ihm einige harte Verse und Scaliger noch andere Mängel vorwirft, so soll dieser Tadel doch seinem Dichterwerthe nichts benehmen. In der tändelnden Gattung, wie im Epigramme, wenn er es auf seine gehörigen Grenzen beschränkt, ist er Muster. Auch den heroischen Vers gebrauchte er mit Glück; berühmt ist seine schöne Episode von der Ariadne, die den Sänger der Dido begeistert zu haben scheint. Er war unter den Römern der erste, der sich mit Erfolg in der lyrischen Poesie versuchte; die vier, uns noch von ihm übrigen Oden lassen den Verlust der andern lebhaft bedauern. Ein Vorwurf aber, der mehrere Gedichte Catull's trifft, ist die Unsittlichkeit und Unzüchtigkeit. Die gewöhnliche Meinung ist, daß er im J. Roms 697, in einem Alter von 30 Jahren gestorben sei. Scaliger dagegen behauptet, doch ohne gehörigen Beweis, daß er 71 Jahre alt geworden. Die Ausgaben seiner Werke von Volpi, (Padua, 1737), und Döring verdienen eine ehrenvolle Erwähnung. Die vorzüglichsten Poesien Catulls, zu denen das Gedicht an den Sperling der Lesbia, und die reizende Klage bei dem Tode desselben gehören, sind von Ramler übersetzt worden.

Cattun, auch Kattun und Cotton genannt, das bekannte baumwollene Zeug, das zur Bekleidung der Frauen aller Stände, nach Maßgabe seiner geringern oder höhern Güte, und sonst zu vielfachen andern häuslichen Zwecken verwandt wird. Es wurde ursprünglich uns bloß aus Ostindien durch die Holländer, Engländer, Dänen u. s. w. zugeführt, jetzt wird der größte Theil des unermeßlichen Bedarfs von den Völkern des Festlandes selbst verfertigt. Die Franzosen und die Schweizer zeichnen sich darin durch die feinste Waare aus. Ihnen folgen die Engländer, diesen die Sachsen, von denen vorzüglich die chemnitzer Fabrikanten große Partien auf die deutschen Messen bringen. Außer der innern Güte und Feinheit des Stoffs kommt vorzüglich die Schönheit der Muster und die Dauerhaftigkeit der Farben bei den bedruckten Kattunen in Betracht. Auch hier findet wieder dieselbe Stufenleiter Statt, die oben in der Güte angegeben ist. Von einzelnen Städten in Deutschland zeichnen sich noch Hamburg, Augsburg und Berlin durch die Lieferung sehr schöner Waare aus.

Caukasus (Kaukasus), berühmtes Alpengebirge in Westasien, welches die 6000 Q. M. große Landenge zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere einnimmt, und sich von dem einen Meere zum andern, von Südosten nach Nordwesten erstreckt. Sowohl in Hinsicht der Ausdehnung als der Höhe, gehört der Kaukasus zu den vorzüglichsten Gebirgen. Die Länge beträgt 95 Meilen und die Breite wechselt. Von Mosdok bis Tiflis kann man sie auf 40 Meilen schätzen. Bergströme, Abgründe und Lawinen machen dieses Gebirge sehr unzugänglich. Das Hauptgebirge, oder vielmehr der hohe Rücken desselben, von welchem das Gebirge nach beiden Seiten zu abfällt, besteht aus granitischer Steinart und aus hohen Gipfeln, die zum Theil ewigen Schnee tragen, meistens kahl sind und wenige Vegetation zei-

Digitized by Google

gen. Während die höchsten Spitzen in Eis und Schnee gehüllt sind, tragen die niedrigern Berge, Wälder. An der westlichen Seite erhebt sich vorzüglich der Elborus, den die Einwohner Chat oder Chach-Gara nennen, und der nach einer russischen Messung 16,700 Fuß hoch sein soll. An der östlichen Seite ist der höchste Berg der Schneeberg, westlich von Kuba, und 1810 zuerst von einem europäischen Reisenden erstiegen. Er ist selbst im Sommer mit Schnee bedeckt, und wird auch Schah-dagh (Königsberg), desgleichen Schah-Elborus genannt. Elborus ist überhaupt der Name aller, aus der Kette des Kaukasus hervorragenden, sehr hohen und konischen Berge. Er geht sehr steil in die Höhe, und ist auf dem kaspischen Meere sehr weit zu erkennen. Die meisten, auf dem Kaukasus entspringenden Flüsse nehmen entweder einen östlichen Lauf in das kaspische, oder einen westlichen in das schwarze Meer. Auf der Nordseite des Kaukasus fließt östlich der Terek in das kaspische, und westlich der Kuban in das schwarze Meer, jenseits welcher Flüsse sich das Gebirge in die Steppen des südlichen Rußlands verflacht. Auf der Südseite des Kaukasus fließt östlich der Kur in's kaspische und westlich der Rioni (bei den Alten Phasis genannt) ins schwarze Meer; jenseits welcher Flüsse die Gebirge des türkischen und persischen Armeniens aufsteigen, und so einen Zusammenhang des Kaukasus mit den übrigen Gebirgen Westasiens bilden. So rauh und unfruchtbar das Hauptgebirge des Kaukasus ist, so fruchtbar und von der Natur gesegnet sind besonders die südlichen Abhänge des Gebirges, wo das Land mit Bächen, Wäldern, Frucht- und Weingärten, Kornfeldern nnd Viehtriften abwechselt, und Alles im Ueberflusse darbietet. Der Weinstock, Obstbäume, ja selbst Kastanien, Feigen kommen ohne alle Pflege fort. Das Getreide aller Art, Reis, Baumwolle, Hanf gedeihen vortrefflich, und diese Länder könnten bei gehöriger Kultur die glücklichsten sein, aber der Ackerbau wird sehr nachlässig betrieben, wovon theils die Trägheit der Einwohner, theils die Entvölkerung und die Unsicherheit Ursachen sind, indem die häufigen räuberischen Einfälle der Gebirgsbewohner, besonders der Lesghier, den Ackerbau treibenden Bewohnern dieser Gegenden die Früchte ihres Fleißes entziehen, und die Menschen selbst als Sklaven fortführen. Groß ist die Menge des Wildes von aller Art, und die Fasanen sind hier zu Hause. Das Mineralreich enthält reiche Schätze, die fast gar nicht benutzt werden. Merkwürdig ist auch der Ueberfluß an Mineralwassern und an Bergöl- oder Naphthaquellen in vielen Gegenden. Die Einwohner dieser Länder bestehen aus verschiedenen kleinen Völkerschaften von verschiedener Abstammung und Sprache, und sind theils griechische und armenische Christen, theils Muhamedaner, theils Juden, und theils verehren sie Gestirne, Berge, Felsen, Bäume. Viele derselben zeichnen sich durch eine schöne, regelmäßige uud dauerhafte Körperbildung aus, besonders die Tscherkessen und Georgier, welche der schönste Menschenstamm in der Welt sind; daher auch das weibliche Geschlecht von den Orientalen für ihre Harems gesucht wird, und die Reize der Tscherkessinnen (Zirkassierinnen) und der Georgierinnen sind zum Sprichworte geworden. Die Einwohner stehen theils unter verschiedenen kleinen Fürsten, die oft nur einige Dörfer beherrschen, theils unter Aeltesten. Sie sind Georgier, Abasen, Lesghier, Osseten, Tscherkessen, Khisten, Inguschen, Kharabulaken, Tschetschenzen, Tataren, Armenier, Juden; auch in einigen Gegenden gibt es nomadische Araber. Unter diesen Völkerschaften sind besonders die Lesghier, welche die östlichen Ge-

Digitized by Google

birgsgegenden des Kaukaſus bewohnen, das Schrecken der Armenier, Perſer, Georgier und Türken. Freiheit lehrt ſie Tapferkeit und macht ſie allen ihren Nachbarn furchtbar. Mangel an vielen, ſelbſt den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens, nöthigt ſie zum Raube, und Alles, was ſie nur erhaſchen können, als ihr rechtmäßiges Eigenthum zu betrachten. Deswegen ſind auch ihre ſchwächern Nachbarn, welche die Mittel- und Vorgebirge bewohnen, häufig ihren Ueberfällen ausgeſetzt, wenn ſie ihnen nicht durch Geſchenke zuvorzukommen ſuchen. Dagegen ſchützen die Felſengebirge der Lesghier ſie hinlänglich gegen jeden fremden Angriff, und man hat nur ſelten Beiſpiele, daß ihnen ihre Nachbarn Gleiches mit Gleichem vergolten haben. Gewerbe treiben die Lesghier faſt gar nicht, und ihre Viehzucht, ſo wie der Ackerbau ſind nicht für ihre Bedürfniſſe hinreichend. Die Wirthſchaft liegt den Weibern ob, die auch aus der zarten, feinhaarigen Schafwolle, Decken, Tuch und Mäntel verfertigen. So bleibt dem Manne keine andere Beſchäftigung übrig, als der Krieg und die Räuberei, um die Bedürfniſſe ſeines Hauſes herbei zu ſchaffen. Jeder benachbarte Fürſt kann ſich die Hülfe dieſer Völker verſprechen, und nach ſeinem Verlangen eine Anzahl Streiter bekommen, wenn er nur außer dem nöthigen Proviant für jeden Mann noch zehn bis zwölf Rubel Silber zahlt. Sie unternehmen gern einzelne Streifzüge, machen den Feind ſicher, und überfallen ihn unvermuthet. Dabei zeigen ſie im Unglück die heldenmüthigſte Tapferkeit. So wie im ganzen Kaukaſus, ſo herrſcht auch bei ihnen die Gaſtfreundſchaft und Blutrache. Kein Fremder kann in ihrem Lande reiſen, ohne einen Gaſtfreund oder Kunak zum Begleiter zu haben. Von dieſem eingeführt, wird er überall freundſchaftlich aufgenommen und bewirthet. — Man begreift alle dieſe Länder, welche auf und an dem Kaukaſus liegen, unter dem Namen der kaukaſiſchen Länder, welche jetzt, ſeit dem, 1813 zwiſchen Rußland und Perſien geſchloſſenen Frieden, zum ruſſiſchen Reiche gehören, ohne jedoch ihm völlig unterworfen zu ſein; denn nur ein kleiner Theil, die georgiſchen Länder Schurageli, Karthli und Kacheti, haben eine ordentliche Gouvernementsverfaſſung, und bilden das ruſſiſche Gouvernement Grusien mit der Hauptſtadt Tiflis, 372 Quadratmeilen und 300,000 Einwohnern. Die übrigen Länder ſind den Ruſſen mehr oder weniger unterworfen. Einige der Fürſten dieſer Gegenden erkennen die ruſſiſche Herrſchaft an; andere hingegen, beſonders in dem eigentlichen Gebirge des Kaukaſus, ſind noch ganz unabhängig, leben in Feindſchaft mit den Ruſſen, und thun räuberiſche Einfälle in das ruſſiſche Gebiet; daher dieſe am Terek eine militäriſche Linie und Koſakenſtanitzen angelegt haben; und zur Sicherung der von Mosdok nach Tiflis über das kaukaſiſche Gebirge führenden Hauptſtraße ſind mehrere Schanzen in einiger Entfernung von einander errichtet. Außer dem angeführten Gouvernement Grusien gehören vorzüglich zu den kaukaſiſchen Ländern: Abchaſien, Mingrelien, Imerethi und Ghuria auf der Weſt- und Südſeite des Kaukaſus und am ſchwarzen Meere; die große und kleine Kabardah, die Länder der Oſſeten, der Khiſti, Inguſchen, Kharabulaken, Tſchetſchenzen und Ekumyken auf der Nordſeite des Kaukaſus und im Gebirge ſelbſt; Dagheſtan, Lesghiſtan und Schirwan auf der Oſt- und Südſeite des Gebirges und am kaſpiſchen Meere. Jenſeits des Terek, an der Nordſeite des Kaukaſus, iſt das ruſſiſche Gouvernement Kaukaſien, mit der Hauptſtadt Georgiewsk, 2600 Quadratmei-

len und 100,000 Einwohner, worunter sich auch noch Bewohner von kaukasischen Völkerschaften befinden.

Causalität. Die kritische Philosophie versteht unter der Causalität nicht, wie die Scholastiker, die Wirksamkeit einer wirkenden Ursache, sondern die nothwendige Bestimmung des Daseins von etwas durch etwas anderes, von ihm Verschiedenes. Als reiner Verstandesbegriff gehört die Causalität unter die Kategorien der Relation. In hypothetischen Urtheilen verhalten sich die Kenntnisse, wie Grund und Folge, folglich verlangen sie auch ein solches Verhältniß von den Objecten, über die hypothetisch geurtheilt werden soll. Der eine Theil muß als Grund von der Wirklichkeit des andern, d. i. als Ursache, und der andere als eine actuelle Folge, d. i. als Wirkung, existiren. Das Dasein jener ist Causalität, das Dasein dieser ist Dependenz. Die kritische Philosophie behauptet, daß dieser Begriff nicht aus Erfahrung, sondern a priori sei, und zwar wegen des Charakters der Nothwendigkeit. Alles, was geschieht, setzt eine Ursache voraus, lautet der Satz des Grundes oder der Causalität, dessen Beweis am kürzesten so dargelegt wird. Wenn eine Erfahrungserkenntniß möglich sein soll, so müssen nicht bloß Eindrücke auf unsere Sinne erfolgen, sondern wir müssen die Wahrnehmungen auch verknüpfen. Jede Verknüpfung aber braucht auch eine Vernunfthandlung und ist ein Schluß, der eine allgemeine objective Regel voraussetzt. In der Erkenntniß von Gegenständen sollen auch die Vorstellungen nicht blos subjective (in der Einbildung) verbunden, sondern es soll bestimmt werden, wie die Objecte selbst verknüpft sind. Folglich müssen die Objecte die subjective Verknüpfung selbst bestimmen und nothwendig machen. Nun ist aber dasjenige im Objecte, was das Erkenntnißvermögen zur Verknüpfung nothwendig bestimmt, die allgemeine Regel oder der objective Grund der Verknüpfung. Es ist aber durch den Verstand nur eine Art möglich, wie verschiedene wirkliche Dinge als verknüpft vorgestellt werden können, und diese ist, daß sie im Verhältnisse von Ursache und Wirkung gedacht werden. Folglich muß dieses Verhältniß in den Objecten auch wirklich gegründet sein, und Alles, was geschieht, muß eine Ursache haben, oder es muß vor jeder Erscheinung eine andere vorhergehen, welche sie möglich macht. Fichte sieht den Begriff der Causalität als einen abgeleiteten, synthetischen Begriff unter dem höhern Begriffe der Wechselbestimmung an. Die Deduction ist diese: Das Ich ist die Quelle aller Realität; Realität und Thätigkeit sind eins. Denn das Ich setzt sich und beweiset eben dadurch seine Realität und Thätigkeit. Nun soll das Ich bestimmt werden, d. h. es soll Thätigkeit in ihm aufgehoben werden durch ein Afficirtsein. Mithin ist in ihm das Gegentheil der Thätigkeit gesetzt, das heißt, Leiden. Soll nun aber im Zustande des Leidens die absolute Totalität der Realität beibehalten werden, so muß nothwendig, vermöge des Gesetzes der Wechselbestimmung, ein gleicher Grad der Thätigkeit in das Nicht-Ich übergetragen werden. In so fern nun das Ich durch das Nicht-Ich leidet, hat letzteres Realität, ob es gleich an sich keine hat, vermöge der Wechselbestimmung. Also das Nicht-Ich hat für das Ich nur insofern Realität, als das Ich dadurch afficirt ist. Durch diese Synthesis wird gesetzt Thätigkeit in das Eine, so wie Leiden in sein Entgegengesetztes, und umgekehrt. Diese Synthesis wird genannt die Synthesis der Wirksamkeit (Causalität). Dasjenige, dem Thätigkeit zugeschrieben wird, und insofern nicht Leiden, heißt die Ursache (Urrealität); dasjenige, dem Leiden zuge-

Digitized by Google

ſchrieben wird, und in ſo fern nicht Thätigkeit, heißt das Bewirkte, der Effect; mithin eine, von einer andern abhängige, keine Urrealität. Beides verbunden heißt Wirkung.

Cauterium, ein Eiſen, um angefreſſene Knochen damit auszubrennen; Brenn- oder Aetzmittel; Fontanell. Cauteriſiren, mit glühenden Eiſen brennen; Fontanell ſetzen.

Caution, ſ. Bürgſchaft.

Cavalcanti (Gui), ein florentiniſcher Philoſoph und Dichter des 13. Jahrh., ein Freund des Dante und, wie dieſer, ein eifriger Gibelline. Da durch die Streitigkeiten der Guelfen und Gibellinen die öffentliche Ruhe in Florenz mehrmals geſtört worden, verbannte die Bürgerſchaft die Häupter beider Parteien. Die Gibellinen wurden nach Sarzana verwieſen. Wegen der ungeſunden Luft daſelbſt berief man ſie bald nachher zurück; aber Cavalcanti hatte ſich eine Krankheit zugezogen, an der er im J. 1300 zu Florenz ſtarb. Er hatte in ſeiner Jugend eine Wallfahrt nach St. Jacob in Galicien unternommen. Auf ſeiner Rückkehr über Frankreich verliebte er ſich zu Toulouſe in ein junges Mädchen, Namens Mandetta. An dieſe ſind die meiſten Verſe gerichtet, die wir noch von ihm beſitzen, und die ſich in jener frühern Zeit durch ihren ſchönen Styl vortheilhaft auszeichnen. Seine Canzone über die Natur der Liebe hat ihm den meiſten Ruhm erworben. Der gelehrte Kardinal Egidio Colonna und einige Andere haben ſie commentirt, aber die Commentare ſcheinen zuweilen wieder eines Commentars zu bedürfen.

Cavallerie, Reiterei. Schon im höchſten Alterthume finden wir der Reiterei bei kriegeriſchen Unternehmungen erwähnt, und ſchon im J. 1650 v. Chr. Geb. ſoll Seſoſtris in Aegypten Reiterei bei ſeinem Heer gehabt haben. Zu Homer's Zeiten kannte man bei den Griechen nur Wagen, die gewöhnlich von zwei Pferden gezogen wurden; die erſte geſchichtliche Nachricht von eigentlicher griechiſcher Reiterei iſt aus dem zweiten meſſeniſchen Kriege (745 v. Chr.) Der griechiſche Boden, Theſſalien ausgenommen, iſt der Pferdezucht nicht günſtig; auch hatte das Heer der Griechen in den Schlachten von Mantinäa und Platäa, obgleich über hunderttauſend Mann ſtark, keine Reiterei, wahrſcheinlich weil Theſſalien von den Perſern beſetzt war. Die Römer lernten den krieger. Gebrauch der Reiterei erſt von Pyrrhus u. Hannibal. Ihre beſten Pferde bezogen ſie ſpäterhin aus Gallien, und Cäſar erwähnt verſchiedentlich der galliſchen Reiterei mit großem Lobe. Im Mittelalter war die Cavallerie der wichtigſte und furchtbarſte Theil der Kriegsheere, welche nicht ſelten ganz aus dieſer einzigen Waffenart beſtanden. Seit der Erfindung des Schießpulvers aber, und beſonders ſeit der Vervollkommnung der Artillerie beſteht die Hauptſtärke eines europäiſchen Heeres in der Infanterie, der eine verhältnißmäßige Cavallerie beigegeben iſt, um ihre Unternehmungen zu befördern, zu erleichtern und zu vollenden. So unentbehrlich demnach auch die Cavallerie einem Heere iſt (obgleich man ſie in neuern Zeiten, nicht ohne Erfolg, durch gehäufte Artilleriemaſſen hat erſetzen ſehen), ſo gewiß iſt es doch, daß eine bloße Cavalleriemaſſe zu großen militäriſchen Unternehmungen nicht brauchbar ſein würde. Wir theilen die Cavallerie in ſchwere und leichte, je nachdem ſie ſchwere oder leichte Pferde hat. Doch unterſcheidet man noch eine dritte Abtheilung der mittlern Berittenen. Zur ſchweren Cavallerie gehören die Cuiraſſiers, zur mittlern die Dragoner, und zur leichten die ſogenannten Chevaurlegers, Huſaren und Uhlanen. Der allgemeine Gebrauch der ganzen Cavallerie mit beſonderer Rückſicht auf

die ſchwere iſt: 1. die feindliche Cavallerie anzugreifen; 2. die Infanterie im freien Felde über den Haufen zu werfen; 3. den geſchlagenen Feind zu verfolgen und ſeine Niederlage vollkommen zu machen; die Infanterie zu unterſtützen und zu decken; 5. zu recognoſciren und Detachements abzuſchicken; 6. Piquets, Feldwachen und Vedetten zu thun; 7. zu fouragiren und die Fourageurs zu ſchützen. Die Dragoner dienen auch außerdem, ſo wie die Infanterie, nöthigenfalls ſowohl angriffs- als vertheidigungsweiſe zu Fuß und fechten gleich den leichten Cavalleriſten in oder außer der Linie geſchloſſen oder einzeln. — Die Huſaren, Chevauxlegers und Uhlanen aber ſind vorzugsweiſe beſtimmt: a) zu allen ſchnellen Verrichtungen und weit entfernten Detachements; b) zu den Vorpoſten, und ſtets dem Feinde nahe zu ſein; c) zum Patrouilliren; d) zum Kundſchaften; e) zum Recognoſciren; f) Ueberfälle zu thun; g) die Zufuhr zu decken; Stellung zu recognoſciren; h) die Verbindung des Feindes mit ſeinen Magazinen ꝛc. abzuſchneiden oder doch zu beunruhigen; i) den Feind zu necken (harceliren) und ihm überhaupt ſtete Beſorgniß zu erregen. Sie fechten nach Maßgabe der Umſtände in geſchloſſener oder aufgelöſter Schlachtordnung. Der verſchiedene Gebrauch dieſer drei Arten von Cavallerie beſtimmt alſo die Auswahl der Menſchen und Pferde und die Art der Bewaffnung, Kleidung ꝛc. — Cavallerie-Geſchütz iſt das Geſchütz, welches durch ſeine leichtere Einrichtung vor dem gewöhnlichen im Stande iſt, der Cavallerie zu folgen und mit ihr zu wirken. Es beſteht aus Sechs- oder Achtpfündern und hat bei den verſchiedenen Heeren eine verſchiedene Einrichtung.

Cavanilles (Antonio Joſeph), ein ſpaniſcher Geiſtlicher und berühmter Botaniker, war 1745 zu Valencia geboren und ſtarb zu Madrid 1804. Den erſten Unterricht empfing er in ſeiner Vaterſtadt bei den Jeſuiten, und ſtudirte nachher Philoſophie und Theologie auf der Univerſität daſelbſt. Auf ſeinen und ſeines Freundes Munoz Rath wurden die Werke Condillac's und Muſchenbroeck's für den öffentlichen Unterricht benutzt, und die Mathematik mit weit größerm Eifer, als zuvor, gelehrt. Der Abt Cavanilles lehrte die Philoſophie zu Murcia, als er gewählt ward, die Erziehung der Kinder des Herzogs von Infantado, Geſandten zu Paris, zu übernehmen. Er ging 1777 mit ihnen dahin, und blieb zwölf Jahre in dieſer Hauptſtadt, wo er ſich mit dem Studium mehrerer Wiſſenſchaften, beſonders der Botanik, beſchäftigte. Er gab zuerſt Bemerkungen über den Artikel Spanien in der neuen Encyclopädie, Paris 1784, heraus, in welchen er mit wahrhaft patriotiſchem Eifer die falſchen oder gewagten Behauptungen des Verfaſſers faſt immer durch Thatſachen widerlegt. Im folgenden Jahre begann er ein großes botaniſches Werk unter dem Titel: Monadelphiae classis dissertationes decem, Paris 1785, 89, Madrid 1790, 4. mit Kupfern. Die Botaniker bewundern die Genauigkeit und den Scharfſinn, welche dies Werk auszeichnen. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland begann Cavanilles ein ſchönes Werk, unter dem Titel: Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt aut in hortis hospitantur. Madrid, 1791—99, 6 Volum. in fol., mit 601 Kupfern. Es enthält eine große Menge neuer Gattungen, und eine noch größere Menge Arten, ſowohl aus Spanien, als aus Amerika, Indien und Neuholland. Er war mit dieſer Arbeit beſchäftigt, als er von der Regierung den Befehl erhielt, Spanien zu bereiſen, und die Pflanzen dieſes Landes zu unterſuchen. Cavanilles hatte ſeine Reiſe mit dem Königreiche Valencia angefangen,

Digitized by Google

und auch eine Menge Beobachtungen über das Mineralreich, über die Geographie und über den Ackerbau dieſer Provinz gemacht. Sie erſchienen auf Koſten des Königs unter dem Titel: Observaciones sobre la historia natural, geografia, agricultura, poblacion etc. del reyno de Valencia, Madrid 1795—97, 2 Vol. in fol., mit Kupf. nach den Zeichnungen des Verfaſſers. In dieſem Werke zeigt er ſich durchgängig als einen genauen Beobachter, gelehrten Phyſiker und eifrigen Patrioten. Man hat noch mehrere intereſſante Schriften von ihm, worunter auch einige polemiſche. Sie finden ſich in den madrider Annalen der Naturgeſchichte. Das vollendetſte iſt ſicher die Abhandlung über die Raſerei und deren Heilungsmittel. Er war mit der Herausgabe eines Hortus regius Madridensis beſchäftigt, als der Tod 1804 ſeiner nützlichen Thätigkeit ein Ende machte. Ihm zu Ehren hat Thunberg ein Geſchlecht Cavanilla benannt.

Cavata, Cavatina, eine kleine, leichte Arie, Ariette, bei welcher der Satz minder ausgeführt iſt, als bei der Arie; ohne Coloraturen. Sie hat nicht, wie die Arie, einen zweiten Haupttheil, und iſt bisweilen mit einem Recitativ verbunden. Einen Satz nur hat ſie, weil ſie einfacher, kunſtloſer Ausdruck einer Empfindung iſt.

Cavendiſh (Henry), geboren 1733, war der zweite Sohn des Herzogs von Devonſhire, und beſaß als ſolcher anfänglich nur ein ſehr mäßiges Vermögen. Statt ſich den Aemtern mit und ohne Geſchäfte nach der Sitte der brittiſchen Nachgebornen aus den vornehmen Geſchlechtern zu widmen, beſchäftigte er ſich einzig mit den Wiſſenſchaften, und erwarb ſich eine ausgezeichnete Stelle unter den Gelehrten, die am meiſten zu Fortſchritten der neuen Chemie beigetragen haben. Er hat zuerſt die beſondern Eigenthümlichkeiten des Waſſerſtoffgaſes analyſirt, und die Eigenſchaften angegeben, welche daſſelbe von der atmoſphäriſchen Luft unterſcheiden. Ihm verdankt man die wichtige Entdeckung von der Zuſammenſetzung des Waſſers. Schon Scheele hatte wahrgenommen, daß, wenn man Oxygen mit doppelt ſo viel Quantität Hydrogen vermiſcht, dieſe Miſchung mit einem Knall verbrennt, ohne einen ſichtbaren Rückſtand zu laſſen. Cavendiſh wiederholte dieſen lehrreichen Verſuch, aber mit der ihn auszeichnenden Genauigkeit. Er verſchloß beide Gasarten in gehörig trockene irdene Gefäße, um den Rückſtand ihrer Verbrennung nicht entweichen zu laſſen, und fand, daß dieſes Zurückbleibende Waſſer ſei, deſſen Gewicht dem Gewichte der beiden Luftarten gleich kam. Lavoiſier beſtätigte dies ſpäter vollkommen. Derſelbe Geiſt der Genauigkeit in den Verſuchen führte Cavendiſh auf eine andere Entdeckung, welche Prieſtley entgangen war. Dieſer hatte wahrgenommen, daß eine Maſſe atmoſphäriſcher Luft, eingeſchloſſen in eine Röhre, durch welche man fortgeſetzt elektriſche Funken leitet, an Maſſe verliert, und daß ſich dabei eine Säure bildet, die einige Tropfen Lackmußtinctur, die in die Röhre gebracht worden, roth färbt; aber er trieb den Verſuch nicht weiter. Cavendiſh, der ihn wiederholte, verſchloß in der Röhre eine Auflöſung von ätzenden Laugenſalz, welche die Säure verzehrte, und zeigte, daß die Säure Salpeterſäure ſei. Die Analyſe der nach dem Verſuch in der Röhre zurückgebliebenen Luft bewies, daß ſie dem Gewicht nach eben ſo viel Sauerſtoff und Stickſtoff verloren habe, als die entſtandene Säure betrug. Er beſtimmte leicht das Verhältniß des Stickſtoffs zum Sauerſtoff, welches 2: 4½ war. Wirklich fand ſich, wenn beide Gasarten gehörig rein in dieſem Verhältniſſe gemiſcht und elektriſche Funken hindurch geleitet würden, daß die Miſchung gänzlich verſchwand: wo-

durch seine Entdeckung vollkommen bestätigt wurde. Cavendish hat sich nicht minder in der Physik durch dieselbe Genauigkeit in den Versuchen ausgezeichnet. Auch in der höhern Geometrie hatte er gründliche Kenntnisse, welche er bei der Bestimmung der mittlern Dichtigkeit unserer Erdkugel sehr glücklich anwandte. Er fand sie 5¾ Mal so groß, als die Dichtigkeit des Wassers; eine Angabe, die von der von Maskelyne auf einem andern Wege gefundenen wenig abweicht. Die königliche Gesellschaft zu London hatte ihn zu ihrem Mitgliede gewählt und 1803 ernannte ihn das franz. Nationalinstitut zu einem seiner acht auswärtigen Mitglieder. Cavendish war damals wahrscheinlich der reichste unter den Gelehrten und der gelehrteste unter den Reichen. Ein Oheim hatte ihn 1773 zum Erben eines großen Vermögens eingesetzt. Dieser Glückswechsel änderte nichts in seinem Charakter und seinen Gewohnheiten. Regelmäßig und einfach im höchsten Grade für sich selbst, war er von einer wahrhaft königlichen Großmuth für die Wissenschaft und für geheime Wohlthaten. Seine große, trefflich ausgewählte Bibliothek überließ er den Gelehrten zur Benutzung. Er starb zu London 1810, und hinterließ ein Vermögen von mehr als sieben Millionen Thalern denjenigen Gliedern seiner Seitenverwandten, welche das Glück am wenigsten begünstigt hatte. Seine Schriften bestehen in Abhandlungen, welche in den Philosophical transactions befindlich sind. Alle zeichnen sich durch Scharfsinn, Genauigkeit und Treue aus, und sind als Muster in ihrer Art zu betrachten.

Cayenne, s. Guiana.

Caylus (Graf), der berühmte Archäologe, war 1692 zu Paris geboren. Er bekam eine eben so gründliche als glänzende Erziehung und machte als Krieger den spanischen Erbfolgekrieg mit, ging nach Italien, nahm 1715 den Abschied, begleitete im folgenden Jahre Bonac auf seiner Gesandtschaft nach Konstantinopel, und bereiste von dort Griechenland, die Seeplätze der Levante und alle jene berühmten Länder, die uns so reiche Erinnerungen gewähren, bis zu den Ruinen von Ephesus ꝛc. Nachdem er die Dardanellen und die von Homer besungenen Ufer besucht, und nach dem alten Byzanz zurückgekehrt war, begab er sich nach Adrianopel, wo damals Mustapha II. residirte. Auf den Wunsch seiner Mutter kehrte er 1717 nach Paris zurück, und begann nunmehr seine großen Sammlungen zu ordnen. Er beschäftigte sich jetzt gänzlich mit dem Studium des Alterthums und der Ausübung der Künste. Malerei, Bildhauerei, Musik und besonders Kupferstecherei fesselten wechselsweise seine Thätigkeit. Hauptsächlich arbeitete er an einem großen Werke über die ägyptischen, griechischen, etruscischen, römischen und gallischen Alterthümer. Es enthält dasselbe eine große Menge von Kupfern, welche die Antiken seiner kostbaren und seltenen Sammlung darstellen, die er dem Könige vermacht hat. 1731 nahm ihn die Malerakademie, und 1742 die Akademie der Inschriften zum Mitgliede auf. Caylus theilte seine Arbeiten zwischen beide, und stiftete für jede einen Preis. Da er zugleich gute chemische Kenntnisse besaß, beschäftigte er sich als der erste mit der Untersuchung derjenigen Mittel, welche von den Alten bei der enkaustischen Malerei angewendet worden, und leitete wenigstens die Aufmerksamkeit auf diesen Theil der Kunst. Unermüdlich in seinen Forschungen, bereicherte er das Gebiet der Wissenschaften mit unzähligen andern nützlichen Aufschlüssen über die Art, die Malerei dem

Marmor einzuverleiben, über den Papyrus, die Lava, das Grab des Mausolus, das drehbare Theater des Curio, die Kunst das Kupfer zu härten, allerlei Zierrathen aus buntem Glase zu verfertigen, über die Mittel, vermöge welcher die Aegypter ungeheure Lasten fortbewegten, über die Mumien. Diese und andere Gegenstände handelt er in ungefähr 45 Abhandlungen ab, womit er die Sammlungen der Akademie der Inschriften bereichert hat. Wenn man auch nicht leugnen kann, daß Caylus die alten Schriftsteller oft mißverstand, so sind doch seine Verdienste um den materiellen Theil der Künste und des Alterthums unleugbar sehr groß. Was ihm zuweilen an Gründlichkeit abgeht, hat er durch Bestimmtheit und Deutlichkeit ersetzt. Er endigte 1765 sein thätiges Leben. Eine strenge Redlichkeit, seltene Einfachheit, vielleicht zuweilen einiger Despotismus in seinen Meinungen waren die Grundlagen seines Charakters. Junge Künstler fanden an ihm einen großmüthigen Beschützer. Man hat von ihm zahlreiche Schriften, sowohl Romane und Sammlungen leichten scherzhaften Inhalts, als auch insbesondere antiquarisch-archäologische. Auch war Caylus ein fleißiger und geschickter Kupferstecher; als solcher hat er unter andern geliefert eine Folge von 200 Blättern nach den schönsten Zeichnungen des königl. Kabinets; eine Sammlung von Köpfen nach Rubens und van Dyck; eine andre von Charakterköpfen und verschiedenen Carikaturen, nach Leonardo da Vinci; viele Blätter nach Lucas von Leiden, Albrecht Dürer und A. u. s. w. Seine Mutter, eine Nichte der Frau von Maintenon, war ebenfalls eine geistreiche Frau und hat ihr Andenken durch ein kleines anziehendes Werkchen: mes souvenirs, erhalten.

Cazes (de), s. Decazes.

Cazotte (Jacques), ein durch seine Leichtigkeit und Gewandtheit im Arbeiten bekannter französischer Schriftsteller, war 1720 zu Dijon geboren, studirte bei den Jesuiten, und ging 1747 als Controleur der Inseln im Winde nach Martinique. 1759 trug Cazotte durch seine Thätigkeit dazu bei, den Angriff der Engländer auf das Fort St. Pierre zu vereiteln. Aber seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn, bald nach Frankreich zurückzukehren, wo er seinen Bruder beerbte, und hierauf seinen Abschied nahm, den er als Generalcommissär der Marine auf das ehrenvollste erhielt. Er hatte dem Pater Lavalette, Superior der Mission der Jesuiten, alle seine Besitzungen auf Martinique abgetreten, und dafür Wechselbriefe auf den Orden erhalten, welche dieser, bei dem schlechten Zustande der Angelegenheiten Lavalette's, zu bezahlen sich weigerte. Cazotte verlor dadurch 50,000 Thaler. Mit Schmerz sah er sich genöthigt, gegen seinen ehemaligen Lehrer vor Gericht aufzutreten, und dieser Prozeß ist gewissermaßen als die Quelle aller derer zu betrachten, welche später gegen die Jesuiten ausbrachen. Cazotte's Heiterkeit, seine lebhafte und anziehende Unterhaltung, seine Offenheit, und das Talent, sich jedesmal denen anzupassen, mit welchen er zusammen war, erwarben ihm allgemeine Liebe. Er glänzte in der Gesellschaft und unter den schönen Geistern, und in diesen Zeitpunkt fällt sein Diable amoureux und der Lord impromptu, welche Werke mit Beifall gelesen wurden. Man bemerkt darin eine reiche und mannichfaltige Einbildungskraft, eine mehr als gewöhnliche Leichtigkeit des Styls und besonders eine lebhafte und natürliche Art zu erzählen. Ein Schüler von Martines de Pasqualis bewog Cazotte, sich in den von jenem gestifteten Orden auf-

nehmen zu lassen. Ohne hier von dem zu sprechen, was in dieser neuen Schule gelehrt wurde, bemerken wir nur, daß Cazotte nicht sobald aufgenommen war, als er sich zu seinem Unglück in die Träume der Kabalistik verirrte. Mit Hülfe eines arabischen Mönchs, Namens Dom Chavis, beschäftigte er sich mit der Uebersetzung der arabischen Erzählungen, deren Sammlung in vier Bänden eine Fortsetzung von Tausend und eine Nacht bildet, und den 37sten bis 40sten Band des Cabinet des Fées einnimt. Dom Chavis gab Cazotte in einer halb französischen, halb italienischen Sprache den Umriß der Erzählungen; dieser, damals in einem Alter von siebzig Jahren, nahm die Feder um Mitternacht, wenn er aus den Gesellschaften, die er zu besuchen pflegte, zurückkam, und schrieb, indem er sich seiner Phantasie überließ, bis vier oder fünf Uhr Morgens; so daß er in zwei Wintern sein Unternehmen beendigte. Ein merkwürdiges Beispiel seiner fast unbegreiflichen Leichtigkeit im Arbeiten ist die komische Oper: Les Sabots (die Holzschuhe, Musik von Rameau) die er in einer einzigen Nacht vollendete. Als die Revolution ausbrach, versäumte Cazotte nichts, ihr entgegen zu wirken. Die Urheber des 10. Aug. 1792 fanden seine in diesem Sinne mit seinem Freunde Ponteau, damaligen Secretär der Civilliste, gepflogene Correspondenz, und Cazotte nebst seiner Tochter Elisabeth wurden in die Gefängnisse der Abtei gebracht. Als er hier an jenen fürchterlichen Septembertagen den Mördern übergeben wurde, warf heldenmüthig seine Tochter sich über ihn, und beschirmte den Greis mit ihrem Körper. Diesmal entsank der Stahl den Händen des Verbrechens; Vater und Tochter wurden frei gesprochen. Aber schon am 25. dess. Mon. ward er auf's neue verhaftet und zum Tode verurtheilt. Als er das Blutgerüst bestiegen hatte, rief er mit fester Stimme der Menge zu: „Ich sterbe, wie ich gelebt habe, Gott und meinem Könige treu!"

Cazwini auch Kazwini (Zacharia Ben Mohammed), ein arab. Naturforscher, stammte aus einer Familie von Rechtsgelehrten, die ihren Ursprung von Anas Ben Malek, einem Gefährten Mohammeds, ableitete und sich in Kazwin, einer Stadt in Persien, niedergelassen hatte. Von ihr hat dieser Schriftsteller den Beinamen, unter welchem er berühmt worden ist. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur, daß er Kadhi von Wazith und Hillah war, und im Jahre der Flucht 682 (1283) starb. Sein wichtigstes Werk ist eine Naturgeschichte, unter dem Titel: Die Wunder der Natur und die Eigenthümlichkeiten der geschaffenen Dinge, aus welchem Ideler das Kapitel von den Sternbildern der Araber herausgegeben, und wovon sich Bruchstücke in Bochart's Hierozoicon, Ouseley's Oriental Collections, Wahl's, Jahn's und de Sacy's arabischen Chrestomathien befinden. Kazwini's Absicht war, wie Plinius die Wunder der ganzen Natur zu schildern. Sein Werk enthält, in gedrängter Kürze Alles, was bis auf ihn geschrieben worden war; aber in so großen Zügen und so eigenthümlich dargestellt, daß es mehr werth ist, als die meisten Originalwerke, die von denselben Gegenständen handeln. Es gibt von demselben eine abgekürzte persische Uebersetzung.

Cecil (William), Baron von Burleigh, Staatssecretär unter Eduard VI. und Elisabeth, dann Großschatzmeister von England, war 1520 geboren, und studirte zu London, als seine Geschicklichkeit in einem religiösen Streit ihm Heinrichs VIII. ganzen Beifall gewann, und ihm eine frühe und glänzende Laufbahn eröffnete. Zu Anfang

der Regierung Eduards VI. trat Cecil in den Dienſt des Staats. Als 1547 der Herzog von Sommerſet Protector des Reichs geworden, ernannte dieſer ihn zum Requetenmeiſter und nahm ihn mit ſich auf ſeinem Zuge nach Schottland. Bei ſeiner Rückkehr ward er 1548 zum Staatsſecretär ernannt. Als das Jahr darauf der Protector geſtürzt wurde, entging auch Cecil mit andern Anhängern des Herzogs dem Gefängniſſe nicht. Er erhielt jedoch nach drei Monaten ſeine Freiheit wieder, worauf der damals allmächtige Herzog von Northumberland ihn wegen ſeiner Talente wieder in ſein Amt einſetzte. Bald darauf ward Cecil Ritter und Mitglied des Geheimenraths. Er genoß bei Eduard VI. des größten Anſehns. Mitten unter den ſich anfeindenden Hofparteien beſchäftigte er ſich nur mit den Pflichten ſeines Amtes. Als Eduard ihm als Geheimenrathe die Acte, welche Johanna Gray zur Thronerbin erklärt, zur Unterſchrift vorlegte, weigerte er ſich mehr zu thun, als ſie zu contraſigniren. Eben ſo wenig konnte, nach dem Tode dieſes Fürſten, der Herzog von Northumberland ihn bewegen, die Proclamation für Johanna Gray, noch das Umlaufsſchreiben, worin ihr Recht bewieſen und Maria für einen Baſtard erklärt wurde, aufzuſetzen. Die Mitglieder des Geheimenraths waren damals als Gefangene im Tower. Cecil benutzte die Abweſenheit des Herzogs, ſie zu befreien, und verſammelte ſie in dem Hauſe des Herzogs von Pembroke. Die meiſten erklärten ſich für Maria, einige begaben ſich noch denſelben Abend zu ihr: Cecil fand ſich am folgenden Tage ein, und ward, ob man gleich ſie gegen ihn einzunehmen geſucht hatte, gütig aufgenommen. Dennoch legte er ſeine Aemter nieder, lebte aber mit den Miniſtern in guten Verhältniſſen, und ließ ſich von der Grafſchaft Lincoln, in der er geboren war, zweimal zum Parlamentsmitgliede wählen. Er entwickelte als ſolches eine Feſtigkeit und Freimüthigkeit, verbunden mit einer ſeltenen Thätigkeit und Einſicht, wodurch er den bedeutendſten Einfluß auf die Verhandlungen gewann. Mit der Prinzeſſin Eliſabeth unterhielt er einen geheimen Briefwechſel, und gab die Nachrichten, die in den kritiſchen Lagen, worin ſie ſich befand, höchſt wichtig ſein mußten. Als 1558 dieſe Fürſtin den Thron beſtieg, ernannte ſie ihn zum Mitglied des Geheimenraths und zum Staatsſecretär, und bewies ihm ihre Dankbarkeit durch viele Gnadenbezeigungen. An der engliſchen Kirchenverbeſſerung nahm er ſehr thätigen Antheil. Mit raſtloſer Thätigkeit hatte er auf alle Angelegenheiten der Krone und der Nation den bedeutendſten Einfluß. Er veranlaßte die Verordnung in Anſehung der Münzen, deren Gehalt ſeit Heinrich VIII. herabgeſetzt worden war, bewog die Königin, die Anhänger der Reformation in Schottland zu begünſtigen, und ſchloß die Uebereinkunft von Leith und den Vertrag von Edinburgh ab, wodurch von dieſer Seite die Ruhe Englands geſichert wurde. Die Gunſt und das Anſehen, worin er bei der Königen ſtand, erweckten ihm viele und mächtige Feinde, aber ſie vermochten nicht ihn zu ſtürzen; der gefährlichſte derſelben war der Graf Leiceſter, Eliſabeths Günſtling. Cecil's weiſe Maßregeln unterdrückten ſchnell den Aufruhr des Herzogs von Norfolk im Norden Englands. Er hielt die Sicherheit Eliſabeths für gefährdet, ſo lange Maria Stuart den Thron von Schottland beſitze. Als Unruhen, an denen Burleigh Antheil gehabt haben ſoll, dieſe Fürſtin bewogen, unvorſichtiger Weiſe in England Zuflucht zu ſuchen, rieth er Eliſabeth, ſie gefangen zu halten, und nach der Verſchwörung Babington's betrieb er vorzüglich ih-

ren Prozeß. Nach der Hinrichtung der unglücklichen Maria entzog ihm Elisabeth auf einige Zeit scheinbar ihre Gunst. Er gewann indeß seinen ganzen Einfluß wieder, als 1588 England durch Philipps berühmte Armada bedroht wurde, entwarf er einen Vertheidigungsplan, und unterzeichnete noch auf seinem Sterbebette den für England sehr vortheilhaften Friedensvertrag mit Spanien, worauf er 1598 verschied. Cecil war von feinen Sitten und einnehmendem Betragen, einer seltenen Selbstbeherrschung und Besonnenheit, und einer bewundernswürdigen Thätigkeit. Seine Sitten waren durchaus unbescholten. Seinen Wirkungskreis übersah er mit vieler Klarheit, und befolgte das dem Charakter Elisabeths angemessene System, seinem Vaterlande durch Unterhandlungen und selbst durch Intriguen an den fremden Höfen den Frieden zu erhalten. Ein Theil seiner Staatsschriften ist gedruckt worden.

Cekrops, der Stifter des attischen Staats in Griechenland, welcher mit einer Kolonie aus Sais, an der Mündung des Nils, in diesen Gegenden um das J. 1400 v. Chr. anlangte; die wilden und rohen Bewohner die ersten Grundzüge von Religion und Kenntniß der Götter lehrte; sie mit den Vortheilen des gesellschaftlichen Lebens bekannt machte; den Grund zur nachherigen Stadt Athen legte; und noch elf andere Ortschaften baute, deren Einwohner er ebenfalls im Ackerbau unterrichtete. Auch pflanzte er den Oelbaum, und heiligte ihn der Minerva, Athens Schutzgöttin. Nicht minder machte er sein neues Vaterland mit der Schifffahrt bekannt, und legte dadurch den Grund zur Handlung. Er starb nach einer 50jährigen Regierung. Sein Grabmal wurde im Minerventempel errichtet; ihm aber weihte man, um sein Andenken immer lebhaft zu erhalten, das Sternbild des Wassermannes. (S. Attika.)

Cefalonien, die größte unter den Inseln auf dem ionischen Meere, an der Westseite der Halbinsel Morea und am Eingange des Golfo di Patrasso, enthält 18 Q. M. und 70,000 Einwohner in 3 Städten, und 130 Dörfern. Sie ist größtentheils gebirgig, aber sehr fruchtbar, mit einem äußerst milden Klima; die Rosen und Nelken blühen auch im sogenannten Winter, doch ist die Insel häufigen Erdbeben ausgesetzt. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind Getreide, Wein, dessen sie an 80,000, und Oel, dessen sie an 20,000 Fässer ausführen soll; Korinthen, deren Ausfuhr man auf 6 Millionen Pfund anschlägt; Baumwolle, Seide, officinelle Kräuter, Salbei, Rosmarin und Südfrüchte. Bei der eigenthümlichen Landwirthschaft der dortigen großen Grundeigenthümer muß sie fast alles Getreide und Fleisch aus Morea beziehen. Die Hauptstadt führt ebenfalls den Namen Cefalonia, oder Argostoli, und hat einen guten Hafen. Die Insel gehörte den Venetianern bis 1797, wo die Franzosen sie besetzten. Seit 1815 gehört sie zum Staate der vereinigten ionischen Inseln. (S. Jonische Inseln.)

Celebes, eine der sundischen, zu Asien gehörenden Inseln, im Osten von Borneo, 5° 30′ S. bis 1° 30′ N. B., 135° 56′ bis 141° 20′ östl. L.; 4275 Q. M. groß, drei Mill. Einwohner von verschiedenen Stämmen, worunter im Süden die Bonier oder Bugineſen und die Macassaren die bekanntesten sind. Durch die Insel, deren Inneres wenig bekannt ist, und deren Ostküste Celebes, die Westküste Macassar heißt, geht von Norden nach Süden der hohe Bergrücken Bontbain, der auf seinen beiden Seiten entgegengesetzte Jahreszeiten verur-

Digitized by Google

sacht. Die meisten Flüsse sind Küstenflüsse, aber oft reißend. Die regelmäßig wehenden See- und Nordwinde kühlen die an sich sehr heiße Luft etwas ab. Der Boden ist, vorzüglich an den niedern Küsten, sehr fruchtbar; immer grünende Berge und Thäler wechseln mit einander ab. Producte: Diamanten, Gold, Kupfer, Zinn, Südfrüchte, Baumwolle, Palmen, Kokosbäume, Eben-, Sapani- und Sandelholz, Bambusrohr, Mangues, Wassermelonen, Bananas, Arekanüsse, Betel, Reis, Pfeffer, Kampher, Opium, wilde und zahme Thiere, die schönsten Papageien, Bienen, eßbare Vogelnester, Perlen, Schlangen, Krokodille (die göttlich verehrt werden) ꝛc. Den Holländern ist der Besitz wichtig, nicht sowohl des Handels wegen (denn die Besatzungen erfodern größern Aufwand, als der Gewinn für die Regierung beträgt), sondern vorzüglich, weil Celebes der Schlüssel zu den Molukken ist, und diese größtentheils mit Reis und andern Lebensbedürfnissen versorgt. Der Sitz des Gouverneur ist im Fort Rotterdam, in dessen Nähe der große, von Holländern, Chinesen und Macassaren bewohnte Flecken und Handelsplatz Blaardingen liegt, an der Stelle wo sonst Macassar stand, die ehemalige Residenz dieses südwestlichen Strichs. Die von den Holländern besessenen nordöstlichen Besitzungen bilden kein eigenes Gouvernement, sondern stehen unter der Regierung der Insel Ternate.

Cellamare (Antonio Giudice, Duca di Giovenazzo, Fürst v.), geboren zu Neapel 1657, wurde am Hofe Carls II. von Spanien erzogen, machte mehrere Feldzüge mit, und unter Spaniens Banner den größten Theil des spanischen Erbfolgekrieges, bis er 1707 in die Gefangenschaft der Kaiserlichen fiel, die ihn bis 1712 in Mailand hielten. Nach seiner Auswechslung kehrte er nach Spanien zurück, ward zum Kabinetsminister und 1715 zum außerordentlichen Gesandten am französischen Hofe ernannt. Hier ward er das Hauptwerkzeug der Absichten Alberoni's und die Seele einer Verschwörung gegen den französischen Regenten, Philipp von Orleans, um diesen bei einem Feste zu verhaften die Reichsstände zu berufen und Philipp V. zum Regenten zu erklären, der als Herr Spaniens und Frankreichs übermächtig gewesen wäre. Cellamare erwartete noch die Befehle von seinem Hofe, als der Plan entdeckt und aus seinen aufgefangenen Briefen die sämmtlichen Theilnehmer an der Verschwörung erkannt wurden. Er ward verhaftet und unter Bedeckung nach der spanischen Grenze abgeführt. Der madrider Hof ernannte ihn zum Generalcapitän von Alt-Castilien, und als solcher starb er 1733 zu Sevilla.

Cellarius (Christoph), einer der gelehrtesten und fleißigsten Philologen des 17. Jahrh., war 1638 zu Schmalkalden geboren, wo sein Vater Superintendent war. Schon seine Vorfahren hatten ihren ursprünglichen Namen Kellner, der damaligen Sitte der Gelehrten gemäß, in Cellarius verwandelt. Nachdem er auf mehrern deutschen Universitäten studirt hatte, übernahm er, 30 Jahr alt, ein Lehramt zu Weißenfels. 1673 ward er zu Weimar, und später zu Zeitz und Merseburg Rector der dortigen Schulen, und endlich Professor der Beredtsamkeit und Geschichte zu Halle, wo er 1707 starb. Er hat eine Menge alter Autoren mit gelehrten Anmerkungen und sehr genauen Registern herausgegeben, als die Briefe des Cicero, des Plinius, den Cornelius Nepos, Curtius, Eutrop, Sextus Rufus, Vellejus Paterculus, die zwölf alten Panegyristen u. s. w. Seine eigenen Werke beziehen sich auf die alte Geschichte und Geographie, auf die römischen Alterthümer, auf die lateinische, hebräische, samaritanische Sprache ꝛc.

Digitized by Google

Cellini (Benvenuto), ein berühmter Bildhauer und Goldschmid, geboren zu Florenz 1500, woselbst er 1570 starb. Besonders zeichnete er sich in letzterer Kunst aus, und gegenwärtig werden seine Arbeiten, die überhaupt selten geworden sind, zu ungeheuren Preisen bezahlt. Von kühnem, biederm und geradsinnigen, dabei aber streitsüchtigen und keine Abhängigkeit, keine Beeinträchtigung duldenden, Charakter, verwickelte er sich oft in blutige Händel, die er mehr als einmal seine Gegner mit dem Leben bezahlen ließ, gerieth aber selbst oft in große Gefahren, ward gefangen gesetzt, und rettete sich nur durch Kühnheit und die mächtigen Beschützer, welche seine Geschicklichkeit ihm erworben hatte. Als der Connetable von Bourbon vor Rom rückte, verband sich Cellini mit einigen Freunden zum Widerstand, und in seiner Selbstbiographie rühmt er sich, diesen Feldherrn durch einen Büchsenschuß getödtet zu haben. Nach der Einnahme der Stadt zog er sich in die Engelsburg zurück, und bediente hier fünf Stück Geschütz. Nach seiner Angabe war er es hier ebenfalls, der mit einem dieser Geschütze den Prinzen von Oranien tödtete. Unter Paul III. klagten seine Feinde ihn fälschlich an, einen Theil der Juwelen der päpstlichen Krone, die er zur Zeit der Gefahr hatte zerbrechen und einschmelzen müssen, entwendet zu haben; und obgleich er sich rechtfertigte, ward er aus dem Gefängnisse doch nur auf Verwendung Franz I. befreit, der ihn auf einer frühern Reise nach Frankreich kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, und ihn jetzt zu sich einlud. Cellini begab sich nach Fontainebleau, wo er mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Er unternahm in Auftrag des Königs verschiedene Arbeiten; da er aber versäumt hatte, der alles vermögenden Herzogin d'Etampes den Hof zu machen, ward ihm von dieser so lange entgegengewirkt, bis er sich entschloß, in sein Vaterland zurückzukehren. Hier führte er, von Cosmus begünstigt, mehrere Werke in Metall und Marmor aus, unter andern den Perseus mit dem Medusenhaupte (in Erz), welcher noch den Marktplatz von Florenz ziert, und einen Christus in der Kapelle des Palastes Pitti. Auch lieferte er verschiedene treffliche Stempel zu Münzen und Medaillen. Aber auch durch seine Schriften hat er bewiesen, daß er ein denkender, mit mannichfaltigen Kenntnissen ausgerüsteter Künstler war. Bereits 58 Jahre alt, entschloß er sich, sein an Abenteuern und wunderbaren Schicksalen reiches Leben zu beschreiben. Dieses anziehende, von ihm lateinisch abgefaßte Werk, in welchem er mit Unbefangenheit seine Tugenden und Fehler enthüllt (obwohl er hin und wieder als Künstler mit zu großem Selbstgefühl spricht) und die Personen, mit denen er in Verhältnisse kam, mit treffenden Zügen schildert, und von der eine neue vollständigere Ausgabe 1818 in Florenz angekündigt ward, ist durch Göthe's meisterhafte Uebersetzung auch unter uns bekannt geworden. Unter seinen übrigen Schriften sind die wichtigsten: **Due trattati, uno intorno alle otto principali arti dell' oreficeria, l'altro in materia dell' arte della scoltura** (beste Ausgabe 1731). Die Schreibart ist frei, gediegen und eigenthümlich, daher ihn die Crusca als einen Klassiker oft in ihrem Wörterbuche anführt.

Celsus (Aurelius Cornelius), lebte wahrscheinlich unter Augustus, Tiberius und Caligula. Man hat ihn den römischen Hippokrates genannt, weil er fast alle Werke des berühmten Griechen in's Lateinische übersetzt hat. Außerdem schrieb er aber auch über die Rhetorik, die Kriegskunst und den Ackerbau, doch ist er als Arzt am bekanntesten. Seine Schreibart ist zierlich, gedrängt und dennoch sehr

Digitized by Google

klar. Aus seinem Werke über die Arzneikunde haben andere gute Schriftsteller sowohl für die Medicin als für die Chirurgie, wie aus einer unversieglichen Quelle geschöpft. Er hat ihnen eine Menge von Stellen geliehen, um ihre Lehren zu unterstützen, hat aber zu diesem Zwecke auch sehr willkürliche Auslegungen erfahren. Hippokrates und Asklepiades sind die beiden Schriftsteller, denen Celsus am meisten gefolgt ist. Von ersterm hat er den ganzen chirurgischen Theil, von letzterm das Uebrige entlehnt. Ausgabe seiner acht Bücher de medicina von Krause, Leipz. 1766 und von der zweibrücker Gesellschaft, Strasburg 1816.

Celten waren einer der vier Hauptvölkerstämme, welche das alte Gallien bewohnten, und deren Bezirke sich von der äußersten Spitze der Bretagne bis an den Rhein und die Alpen erstreckten. Die Römer nannten daher das ganze Land Celtica oder Galatia. Ihre eigentliche Abstammung ist ungewiß; sie kamen zuerst aus Asien; ihre älteste Einwanderung, die man kennt, geschah unter Bellovesus zur Zeit des Tarquinius Priscus. Große ansehnliche Haufen breiteten sich in mehrern Ländern von Europa aus. Durch unaufhörliche innerliche Kriege schwächten sie sich, der Handel mit den Römern und Massiliern machte sie gesitteter, da sie am Ende keine Unterstützung mehr von ihrem Vaterlande erhielten, so wurden die italienischen Celten von den Römern unterjocht, die Bojern verbanden sich mit den Helvetiern, die illyrischen Celten mit den Illyriern. Uebrigens war die Verfassung aristokratisch, die Edeln unter ihnen bildeten die Nationalversammlungen; der Gemeine war nicht viel besser als ein Sklave. Von Körper waren sie groß und stark, beim Angriffe ungestüm; aber sie konnten nicht ausdauern. Ein ungeheures Schwert, meistens aus Kupfer, war ihre Hauptwaffe. Ihre Priester, die Druiden, standen im größten Ansehen bei ihnen.

Cement, s. Cäment.

Cenci, eine im Anfang des 17. Jahrh. erloschene ansehnliche Familie in Rom. Von ihrem tragischen Ende erzählt die freilich nicht ganz verbürgte Sage Folgendes. Befleckt durch die gröbsten Laster, hatte das damalige Haupt der Familie Cenci auch blutschänderische Anschläge auf die Unschuld seiner schönen Tochter gemacht. Aufs Höchste gereizt, beschlossen Mutter und Tochter den Tod des unnatürlichen Vaters. Einer der gedungenen Mörder ward bei Entdeckung der That ergriffen, und nannte auf der Folter Mutter und Tochter als Urheberinnen des Mords. Diese leugneten, und alle Qualen der Folter vermochten nicht, der Tochter das Geständniß abzupressen. Nun ward der eingeständige Mörder zu ihr gebracht. Ihr Blick, voll Verachtung des Feigen, ihre Vorwürfe, und die Nachricht, daß ihr zarter Körper, gestärkt durch das Bewußtsein ihrer Unschuld, die Martern der Folter überstanden habe, erschütterten den Banditen. Er nahm sein Geständniß zurück, und Nichts war vermögend, ihn zur Wiederholung seiner frühern Aussage zu bewegen. Jetzt ward auch die Mutter auf die Folter gespannt. Sie gestand, und — ein Blick, ein Wort von dieser in ihr unglückliches Schicksal mit verwickelten geliebten Mutter, zernichtete die Standhaftigkeit der Tochter, deren Heldenseele, bei aller Abscheulichkeit des auf ihr ruhenden, aber doch nicht genugsam erwiesenen Verdachts, sie den berühmtesten Heroinnen der alten Römerzeit gleich stellt. Mutter und Tochter wurden, nach erfolgtem Geständniß, nebst dem Bruder, dem letzten Sprößlinge des Hauses enthauptet, ihre Güter eingezogen, und von dem damaligen Papste

(Paul V., Borgheſe) ſeinen Neffen geſchenkt. Der Boden, auf welchem die jetzige Villa Borgheſe ſteht, gehörte früher zu einem der Landſitze der Cenci. Im Palaſte Colonna zu Rom wird dem Reiſenden ein treffliches Gemälde, angeblich von Guido Reni, als das Porträt der unglücklichen Vatermörderin gezeigt, und dieſes hinreißend ſchöne, den fühlenden Beſchauer tief erſchütternde Mädchenbild, iſt die Veranlaſſung der in ganz Europa verbreiteten Kenntniß der obigen Schauergeſchichte.

Cenis (der Berg), ein Theil des Alpengebirges in der Grafſchaft Maurienne in Savoyen, deſſen Höhe 5879 Fuß über die Meeresfläche angegeben wird, und berühmt geworden durch den Weg, welcher über denſelben aus Savoyen nach Piemont führt, deſſen Grenze er macht. Oben auf dem Berg iſt eine Ebene, Madellino genannt, und ein ſtehender See, mit einem Hauſe, la Ramasse genannt. Der See enthält Forellen von 16 Pfunden. Höhere Schneegebirge umſchließen dieſe Ebene. Im J. 1805 wurde auf Befehl des franzöſ. Kaiſers von Lansleboug nach Suſa eine Straße über dieſen Berg mit außerordentlichen Koſten regelmäßig gebaut; ſie iſt 4½ Meile lang, 8 Fuß breit und zu jeder Jahrszeit für alle Arten von Wagen und Fuhrwerk fahrbar.

Cenotaphium, ein leeres Grabmal, einem Verſtorbenen zu Ehren errichtet, deſſen Leichnam an einem andern Orte ruht; ſ. Denkmahl.

Cenſor. Die Cenſoren waren zu Rom angeſehene Magiſtratsperſonen, welche über die Anzahl des Volks und das Vermögen der Bürger ein Verzeichniß hielten, und ſeit dem Jahre der Stadt 312 die Schatzung der Bürger beſorgten. Zugleich hatten ſie die Aufſicht über die Sitten. Sie wurden alle 5 Jahre gewählt. — Bei uns heißen Cenſoren die von Seiten des Staats mit der Büchercenſur (ſ. d. A.) beauftragten Perſonen.

Cenſur, ſ. Büchercenſur.

Cenſus war bei den Römern eine der wichtigſten Staatshandlungen, welche die Grundlage zu der nachherigen Größe dieſes Reichs ward. Der König Servius Tullius führte ihn im J. 177 nach Roms Erbauung ein, indem alle römiſchen Bürger in der Stadt und auf dem Lande von ihrem ganzen Vermögenszuſtande, von der Anzahl ihrer Kinder, Sklaven ꝛc., bei Verluſt ihrer Güter und ihrer bürgerlichen Freiheit, eine Anzeige machen mußten. Hierauf theilte er nach dieſer Angabe alle Bürger in ſechs Klaſſen, und dieſe wieder in Centurien. (S. d. Art.). Die erſte Klaſſe beſtand aus ſolchen, deren ſämmtliches Vermögen ſich wenigſtens auf 100,000 Aſſe oder Pfund Erz belief; die zweite beſtand aus Perſonen von 75,000, die dritte von 50,000, die vierte von 25,000, die fünfte von 11,000 Aſſen; alle übrigen gehörten zur ſechsten Klaſſe. (Der Werth eines Aſſes war in den älteſten Zeiten etwa 6 Pfennige und ſpäterhin 12 Gr. nach unſerm Gelde.) Jede Klaſſe hat ihre beſondern Waffen, ihren beſondern Platz im Heere ꝛc. Dieſe Eintheilung hatte für Rom einen ſehr wichtigen Vortheil. Statt daß früher die ärmſten Bürger eben die Abgaben und eben die Kriegsdienſte zu leiſten hatten, wie die reichen, und die Staatsverwaltung in ihren wichtigſten Zweigen in den Händen des unwiſſenden und leidenſchaftlichen Pöbels ſich befand, fielen jetzt die ſchwerſten Laſten in Krieg und Frieden auf die Reichen. Dafür wurde aber auch die höchſte Staatsgewalt in die Hände der reichen Bürger der erſten Klaſſe, welche allein ſo viel Centurien als die übrigen zuſam-

men enthielt, und sonach in die Hände eines Standes gelegt, dem man mehr Einsicht und Kenntnisse zutrauen konnte. Die Bürger der letzten Klasse, welche gar kein, oder doch nur ein unbedeutendes Vermögen hatten, wurden fast für keine Klasse gerechnet; daher denn auch die alten Schriftsteller öfter nur fünf Klassen erwähnen. In der Folge litt die ursprüngliche Eintheilung einige Abänderung, die Hauptsache aber blieb. Dieser Census nun wurde alle fünf Jahre wiederholt, und anfangs von den Königen, dann von den Consuln, und zuletzt seit 312 von den Censoren gehalten. Späterhin wurde jedoch derselbe nicht allemal zu den festgesetzten Zeiten vorgenommen, ja er unterblieb bisweilen ganz. Nach Endigung des Census wurde ein Reinigungsopfer gebracht, Suovetaurilia genannt.

Centauren, ursprünglich ein altes rohes Volk in Thessalien auf dem Berge Pelion. Der Fabel zufolge waren sie die Kinder eines Sohns des Apollo, Centaurus und der schönen Stuten von Magnesia, oder auch des Ixion und der Wolke (s. Ixion), daß sie halb Rosse und halb Menschen, und man erklärt die Sage dadurch, daß die Centauren zuerst die Kunst verstanden, das Roß zu besteigen und zu bändigen, welches bei folgender Veranlassung geschehen sein soll. Zur Zeit des thessalischen Königs Ixion ward auf dem Pelion eine Herde Stiere wüthend, welche sich in den Gegenden umher zerstreuten und große Verwüstungen anrichteten. Ixion bot eine große Belohnung dem, der sie tödten würde; durch welches Versprechen gereizt, die Centauren die Kunst des Reitens erfanden, und so die wüthenden Stiere erlegten. In der mythischen Geschichte kommen die Gefechte der Centauren mit dem Herkules, Theseus und Pirithous vor. Letzterer bezwang sie an der Spitze der Lapithen, einer andern thessalischen Völkerschaft, ihrer Erbfeinde, völlig, tödtete viele und vertrieb sie von dem Pelion. Einzelne Centauren machten sich im Alterthume berühmt, z. B. Nessus, Chiron u. A., welcher letztere auch zuweilen kurzweg unter dem Namen Centaur vorkommt.

Centgerichte, benannt von dem altdeutschen Worte Cent, welches eine Unterabtheilung des Gaues bedeutet, waren bei den alten Deutschen schon zu Tacitus Zeiten üblich. Wie dem Gau der Gaugraf, so stand dem Cent ein Centgraf, oberster Richter, vor, der auch die Soldaten, welche die Centen zu stellen hatten, und welche Centener hießen, anführte.

Centiare, der hundertste Theil der Are (s. d. A.); so auch, nach der neuern französ. Eintheilung der Maße und Gewichte, Centigramme, Centilitre, Centime, Centimetre, der hundertste Theil einer Gramme, eines Litre, eines Frank, eines Metre; s. Französisches Decimalsystem. — Centifolie, s. Rose.

Centimanen, Hunderthändige, heißen die drei riesenhaften Söhne des Uranus und der Gäa (des Himmels und der Erde), Cottus, Briareus und Gyges. Mit hundert Händen und funfzig Häuptern begabt, flößten sie selbst ihrem Vater Furcht ein, so daß derselbe gleich nach der Geburt sie gefesselt in dem Innern der Erde verschloß. Hier lebten sie in Trauer, bis Jupiter, dem ein Orakelspruch der Erde mit ihrer Hülfe den Sieg über die Titanen verhieß, sie löfete und an das Licht der Sonne brachte. Nachdem sie sich mit Nektar u. Ambrosia erquickt, traten sie mit in den Kampf, der schon zehn Jahre unentschieden geführt wurde. Sie fochten mit ungeheuern Felsstücken, deren sie mit jedem Wurfe dreihundert auf die Titanen schleuderten,

welche endlich unterlagen und gefesselt in den Tartarus geworfen wurden, wo die Centimanen sie bewachten.

Centlivre (Susanne). Diese durch ihr dramatisches Talent und ihr romantisches Leben berühmte Engländerin war um das J. 1667 in der Grafschaft Lincoln geboren. Ihr Vater besaß hier ein bedeutendes Landgut, und war während der Unruhen unter Carl I. ein eifriger Anhänger der Parlamentspartei. Als Carl II. auf den Thron zurückkehrte, wurde er zur Strafe seines Vermögens beraubt und mußte nach Irland fliehen, ohne für seine Tochter sorgen zu können. Diese war erst drei Jahre alt, als ihr Vater starb; sie zählte noch nicht zwölf Jahre, als sie auch ihre Mutter verlor. Von Jugend auf zeigte sie eine besondere Neigung für die Poesie. Schon in ihrem siebenten Jahre dichtete sie ein Lied, das sich erhalten hat. Durch die Mißhandlungen, welche sie von den Personen erlitt, denen ihre Erziehung anvertraut war, auf's Aeußerste gebracht, entfloh sie, um nach London zu gehen. Unterweges begegnete ihr ein junger Mensch Namens Hammond, der damals in Cambridge studirte. Angezogen von Susannens Jugend und Schönheit, bot er ihr seinen Beistand an, und schlug ihr vor, ihm in Mannskleidern nach Cambridge zu folgen. Nach mancherlei Schicksalen gerieth sie in große Noth und dadurch auf den Gedanken, von ihrem Dichtertalente Vortheil zu ziehen, auch trat sie auf die Bühne. Dann heirathete sie M. Centlivre. Ihre Lustspiele, von denen The Busy-body und A bold stroke for a wife ungemeinen Beifall fanden, und sich, wie The Wonder! a Woman keeps a secret! bis jetzt auf dem Theater erhalten haben, zeichnen sich weder durch Zierlichkeit der Schreibart, noch durch Wahrheit der Charaktere aus, aber sie enthalten Natur, Heiterkeit, Erfindung in der Intrigue neben Mangel an Sittlichkeit. Sie war von Natur geistreich, sanft, gewandt und unterrichteter, als man von einer Frau erwarten sollte, die in einer so großen Zerstreuung gelebt hatte. Mit den berühmtesten Männern ihrer Zeit, Steele, Rowe, Farquhar, Budgell, stand sie in freundschaftlicher Verbindung; aber durch ein Gedicht gegen die Uebersetzung des Homer hatte sie sich Pope's Feindschaft zugezogen, der sie in der Dunciade auf eine ungerechte Art charakterisirt.

Centner gemeiniglich von 100 oder 112 Pfd. Gewicht. Bei den so verschiedenen Gewichten in Deutschland ist der Centner eben so ungleich als die Pfunde. Der französ. metrische Centner hat 100,000 Grammen Gewicht gleich 100 Kilogrammen.

Centralbewegung. Ein in Bewegung gesetzter Körper, der von irgend einer Kraft während seiner Bewegung beständig nach einem außer der Richtung gelegenen festen Punkte getrieben wird, muß einen krummlinigen Weg um diesen Punkt beschreiben. Ein an einem Faden herumgeschlungener Stein bewegt sich darum im Kreise, weil er durch die Kraft der Hand in allen Stellen seines Weges gegen den Mittelpunkt gezogen wird. Der Mond rollt darum im Kreise um die Erde, weil er durch die Schwerkraft gegen dieselbe in allen Punkten seiner Bahn von der geraden Richtung, die seine Bewegung außerdem nehmen würde, abgelenkt und gegen den Mittelpunkt dieser seiner beinahe kreisförmigen Bahn (die Erde) gezogen wird. In diesen und ähnlichen Fällen nennt man den Punkt, nach welchem der bewegte Körper unaufhörlich getrieben wird, den Mittelpunkt der Kräfte; die Kraft selbst, welche ihn treibt, die Centripetalkraft; diejenige, mit welcher sich der Körper vom Mittelpunkte zu entfernen sucht, die Cen-

trifugal- oder Schwungkraft und die Bewegung selbst die Centralbewegung, — Alle Planeten unseres Sonnensystems, imgleichen alle Monden und Nebenplaneten desselben, bewegen sich, jene um die Sonne, diese um ihre Hauptplaneten, nach den Gesetzen der Centralbewegung. (Vergl. Centralkräfte.)

Centralfeuer. Mehrere Physiker haben in dem Mittelpunkte der Erde ein nie verlöschendes Feuer angenommen, und dasselbe Centralfeuer genannt. In alten Zeiten wollte man die Vulkane und ähnliche Erscheinungen aus demselben erklären. Später, als man einsehen lernte, daß ein im Innern der Erde eingeschlossenes Feuer zu den Unmöglichkeiten gehöre, verstand man unter dem Centralfeuer die Wärme im Innern der Erde. Dieser Centralwärme schreibt Mairan einen großen Theil der Wärme auf unserer Erdoberfläche zu. Allerdings scheint sich bis in gewisse Tiefen ein Grad von bestimmter, fast gänzlich unverändert bleibender, Wärme im Innern der Erde zu befinden, der wahrscheinlich von der eindringenden Sonnenwärme herrührt. Wenigstens lehrt die Erfahrung, daß in heißen Klimaten das Innere der Erde wärmer ist, als in kalten. In Sibirien z. B. drang man, um wo möglich einen Brunnen zu graben, bis achtzig Fuß tief in den Boden ein, und fand ihn noch in dieser Tiefe gefroren.

Centralkräfte sind diejenigen Kräfte, aus deren Zusammenwirkung die Centralbewegung hervorgeht, nämlich die Centripetal- und Centrifugalkraft. Doch gibt es auch Physiker, welche das Dasein der letztern Kraft leugnen, und sie für eine bloße mathematische Idee erklären. Sie sagen: Jeder einmal bewegte Körper setzt vermöge seiner Trägheit seine Bewegung in derselben Richtung und mit derselben Geschwindigkeit fort, ohne dazu noch einer neuen Kraft zu bedürfen. Nun sind die Himmelskörper von dem Weltschöpfer im Anfange mit einer allmächtigen Kraft angestoßen, und müßten, vermöge ihrer Trägheit, nach einerlei Richtung und mit derselben Geschwindigkeit bis in Ewigkeit fortlaufen, wenn sie nicht in allen Punkten ihrer Bewegung nach einem außerhalb der Richtung derselben liegenden Punkte gezogen würden, wodurch eine Centralbewegung entsteht. Von der ersten bewegenden Kraft ist nun die Rede nicht mehr. Derjenigen Ursache aber, welche die Himmelskörper nach dem außer ihren Bahnen liegenden Punkte zieht, gebührt der Name Kraft und zwar Centripetalkraft. Sie würde den Himmelskörper, wenn er in Ruhe wäre, in Bewegung setzen; da sie ihn schon in Bewegung findet, so ändert sie wenigstens die Richtung desselben in allen Punkten. Nicht derselbe Fall ist es mit dem, was wir Centrifugalkraft nennen, und was bloß eine Folge der Trägheit des Körpers, oder vielmehr der aus ihr folgenden schon vorhandenen Bewegung desselben ist. Diese Ansicht scheint auch die richtige, wenigstens verlieren sich die Einwendungen dagegen in dem nämlichen Maße, als man bei tieferem Nachdenken vertrauter mit dem schwierigen Gegenstande wird.

Centralverwaltung, die, der Alliirten in den J. 1813 und 1814, unter der Leitung des Freiherrn von Stein, verdient als eine Einrichtung, die in jener Zeit große Erwartungen erregte, ohne später das zu leisten, was von ihr war gehofft worden, einer historische Erinnerung in unserm Werke. Diese Centralverwaltung wurde nach der Schlacht von Leipzig durch ein Publicandum vom 26. Oct. eingesetzt, Freiherr v. Stein als Chef, und der Zweck derselben dahin erklärt, die Hülfsquellen der von den siegreichen Armeen eroberten Länder zu benutzen, um Deutschland von seinem bisherigen Joche zu be-

freien. Dieser Idee gemäß hätten alle die Länder des seitherigen Rheinbundes, welche nach der leipziger Schlacht besetzt wurden, und die nicht schon im Augenblick derselben den Verbündeten beigezählt waren, der Centralverwaltung sollen untergeordnet, und von ihr in ihnen General-Gouverndre angestellt werden, die von ihr wären ernannt worden, und die nur nach ihren Weisungen hätten handeln dürfen. Diese großartig gedachte Idee scheiterte aber an der Ausführung, da jeder der Fürsten, welcher den Verbündeten durch Verträge beitrat, sich die Unabhängigkeit von der Centralverwaltung ausbedang. Es blieb daher nebst dem Königreich Sachsen in Deutschland bald nur noch das Großherzogthum Frankfurt, das Großherzogthum Berg und das Ländchen des Fürsten von Isenburg der Centralverwaltung untergeordnet. Nach der Einrückung in Frankreich wurde sie dagegen auch auf die dort in Besitz genommenen, und noch zu nehmenden Länder ausgedehnt, und zu diesem Ende am 12. Jan. 1814 ein Regulativ erlassen, das diese Länder in drei Linien, jede zu vier Gouvernements theilte. Nach dem ersten pariser Frieden trat für die französ. Provinzen schon am 15. Jun. 1814 die Centralverwaltung außer Thätigkeit, und für die übrigen über-rheinischen und andern deutschen Länder gleich nach dem wiener Congresse, auf welchem das Schicksal derselben war entschieden worden. Eine sehr anziehende (wenn auch einseitige und besonders gegen Baiern höchst feindselig gesinnte) Schrift über diese Centralverwaltung erschien 1815 bei Reimer in Berlin, und es wurde als Verf. derselben Herr Eichhorn genannt. Sie gehört zu den wichtigern Documenten über die Geschichte dieser denkwürdigen Zeit.

Centrifugalkraft, s. Centralkräfte.

Centripetalkraft, s. Centralkräfte.

Centurie, eigentlich eine Abtheilung von hundert Mann. Diese Art der Eintheilung war bei den Römern sehr gewöhnlich, und wurde im Allgemeinen von einer gewissen Menge, wenn auch nicht gerade hundert, gebraucht. So hießen Centurien bei den Soldaten die Compagnien, in welche die römischen Legionen sich theilten; beim Volke die Abtheilungen, welche die sechs Klassen des Volks, vom Servius Tullius eingeführt, ausmachte, und deren die erste Klasse 80 enthielt, wozu noch die 18 Centurien der Ritter kamen; die drei folgenden Klassen hatten jede 20 Centurien, die fünfte 30 und die sechste nur eine Centurie. Nach den Centurien aber stimmte das Volk bei den öffentlichen Wahlen. (S. Census.)

Cephalus, ein Sohn der Kreusa, oder nach Andern ein Sohn des Dejoneus, König in Phocis, und der Diomede, und Gemahl der Prokris. Als ein schöner Jüngling erregte er die Leidenschaft der Aurora, die ihn, als er einst am frühen Morgen auf dem Hymettus jagte, entführte, nachdem er sich kurz zuvor mit Prokris vermählt hatte. Er verschmähete die Liebe der Göttin, und sie entließ ihn mit der traurigen Voraussagung, daß er mit seiner Neuvermählten nicht glücklich sein würde. Dies erregte in ihm den Keim der Eifersucht; er stellte seine Gemahlin auf die Probe, in welcher sie wenigstens nicht ganz bestand, und darüber bittere Vorwürfe von ihm erdulden mußte. In der Folge ward Prokris selbst auf ihn eifersüchtig, belauschte ihn einst im Gebüsche auf der Jagd und da sie ein Geräusch machte, war sie von Cephalus, der das Rauschen eines Wildes zu hören glaubte, mit dem Jagdspieß getödtet worden. Zu spät sahen beide ihren Irrthum ein; sie starb kurz darauf und er wurde von dem Areopagus aus

Griechenland verbannt, oder wie Andere erzählen, durchbohrte er ſich aus Verzweiflung mit demſelben Spieße.

Ceracchi (Joſeph), geb. in Rom, war ſchon durch die Werke ſeines Meißels berühmt, als die Revolution in ſeiner Vaterſtadt ſeinem Geiſte eine neue Richtung gab, die ihn trieb, die Kunſt mit der Politik zu vertauſchen. Er gehörte 1799 zu den feurigſten Anhängern der neuen Republik. Als er, nach der Herſtellung der päpſtlichen Herrſchaft, Rom verlaſſen mußte, ging er nach Paris, wo der erſte Conſul Buonaparte ſeine Büſte bei ihm beſtellte. Ceracchi aber ließ ſich mit den jungen franzöſiſchen Künſtlern, die er in Rom gekannt hatte, und deren ſtreng republikaniſche Meinungen mit ſeinen Anſichten übereinſtimmten, in eine Verſchwörung gegen Buonaparte ein, in welchem er nur den Unterdrücker ſeines Landes ſah. Er wurde im Oct. 1800 mit Arena, Damerville und Topino Lebrün, in der Oper verhaftet. Als er vor dem Gerichte ſtand, ſchien die Nothwendigkeit, ſich vertheidigen zu müſſen, ihn zu empören, und er antwortete nur einſilbig. Er wurde mit ſeinen Mitſchuldigen zum Tode verurtheilt, und ging im Februar 1801 mit großer Standhaftigkeit zum Blutgerüſte. Die Kunſt verlor in dem Zöglinge Canova's, der beinahe ſchon der Nebenbuhler ſeines Lehrers war, ſehr viel.

Cerberus, ein dreiköpfiger, ſchlangenhaariger Hund, den Typhon, jener ſchrecklichſte der himmelſtürmenden Rieſen, mit der Echidna gezeugt hatte. Vor ſeinem Bellen zitterte die Hölle, und wenn er ſich von ſeinen hundert Ketten, an welchen er lag, losgeriſſen, konnten ihn ſelbſt die Furien nicht bändigen. Er bewachte den Eingang des Tartarus oder des Todtenreichs, und ſchmeichelte den Hereintretenden; wer aber wieder zurück wollte, den ergriff und verſchlang er.

Cerealien, von Ceres, der Göttin des Feldes und der Feldfrüchte, heißen die Erzeugniſſe des Feldbaus; ferner auch die der Ceres geweihten Feſte.

Cerebralſyſtem, derjenige Theil des geſammten Nervenſyſtems im thieriſchen Körper, welcher das Gehirn und die von demſelben ausgehenden oder in daſſelbe ſich verſenkenden Nerven begreift. Es gehören alſo vorzüglich alle die Nerven, welche zu den Sinnenwerkzeugen gehen, dazu. (Vgl. d. A. Nervenſyſtem.) Man rechnete zwar ſonſt auch das Rückenmark und die von demſelben abgehenden Nerven dazu, weil die willkürliche Bewegung von dem Gehirn aus durch das Rückenmark angeregt und geleitet wird; allein zweckmäßiger trennt man beide von einander, und nennt die der Bewegung zuſtändige Nervenpartie Vertebralſyſtem. (S. die Art. Nervenſyſtem und Vertebralſyſtem.)

Ceremoniel der europäiſchen Mächte. Ceremoniel iſt überhaupt der Inbegriff gewiſſer zu beobachtender Gebräuche. Eigentlich hat kein Staat ein Vorrecht oder einen Vorrang vor den übrigen: da aber ſchwächere Schutz und Freundſchaft der mächtigern ſuchen, ſo entſteht dadurch allerdings ein Vorrang des einen vor dem andern. Dies hat denn Veranlaſſung gegeben, daß nach und nach Würden, Rang und Ehrenbezeigungen der Staaten, ihrer Regenten und Stellvertreter beſtimmt worden ſind, wodurch ſich (im Gegenſatz des innern Staatsceremoniels) ein Völkerceremoniel gebildet hat, auf deſſen Beobachtung oftmals weit mehr geſehen wurde, als auf Erfüllung der heiligſten Verträge. Hiezu gehört: 1) Titel des Regenten. Zufall beſtimmte den Kaiſer- und Königstitel als den höchſten, und dieſe gaben, abgeſehen von der Macht des Fürſten, Vorzüge. Seit Carl dem Großen

galten die römiſchen Kaiſer als Oberherren der Chriſtenheit, und behaupteten den höchſten Rang, ja gar Abhängigkeit der Könige von ſich. Um ihre Unabhängigkeit zu beweiſen, nannten daher mehrere Könige ſchon im Mittelalter ihre Krone ebenfalls eine kaiſerliche, England z. B. in allen Staatsacten noch jetzt imperial crown, obgleich die Könige nie den Kaiſertitel annahmen. Die Könige von Frankreich erhielten von den Türken und Afrikanern förmlich den Titel Empereur de France. Je weiter herab, deſto weniger geſtanden die Könige dem Kaiſertitel für ſich allein Vorzüge vor dem königlichen zu. 2) Anerkennung dieſes Titels und Ranges. Ehedem maßten ſich Papſt und Kaiſer das Recht an, dieſe Würden zu vergeben, nachher ward der Grundſatz geltend, daß jedes Volk ſeinem Regenten beliebig einen Titel geben könne, deſſen Anerkennung von andern Mächten aber auf Verträgen beruht. Viele erkannten deshalb manchen Titel gar nicht oder ſehr ſpät an. Dies war der Fall mit Preußens Königs-, Rußlands Kaiſertitel, mit den neuen Titeln deutſcher Fürſten u. ſ. w. 3) Ehrenbezeigungen dieſem Range und Titel gemäß. Zu den ſogenannten königlichen Ehrenbezeigungen (die aber auch verſchiedenen Staaten, die nicht Kaiſerthümer und Königreiche waren, zugeſtanden wurden, z. B. Venedig, den Niederlanden, der Schweiz, den Kurfürſten) gehörte das Recht, Geſandte erſter Klaſſe zu ſchicken u. ſ. w. Dabei gibt es aber einen ſehr ſtreitigen Punkt, den des Vorranges nämlich oder der Präcedenz, d. i. des Rechtes, bei vorkommenden Gelegenheiten den ehrenvolleren Platz einzunehmen, entweder perſönlich, bei Zuſammenkünften der Fürſten ſelbſt, oder ihrer Geſandten, bei feierlichen Verſammlungen u. ſ. w., oder ſchriftlich, bei Abfaſſung und Unterſchrift der Staatsſchriften. An Gründen zur Behauptung des Vorrangs hat es nie gefehlt. Da im Mittelalter die Concilien am häufigſten Veranlaſſung zu Streitigkeiten darüber gaben, ſo miſchte ſich der Papſt öfters ein; und unter mehreren Rangordnungen der europäiſchen Mächte, die von Päpſten entworfen wurden, iſt die hauptſächlichſte die, welche Julius II. durch ſeinen Ceremonienmeiſter, Paris de Graſſis 1504 bekannt machen ließ, nach welcher die europäiſchen Nationen alſo auf einander folgten: 1. römiſcher Kaiſer, 2. römiſcher König, 3. König von Frankreich, 4. König von Spanien, 5. von Arragonien, 6. von Portugal, 7. von England, 8. von Sicilien, 9. von Schottland, 10. von Ungarn, 11. von Navarra, 12. von Cypern, 13. von Böhmen, 14. von Polen, 15. von Dänemark, 16. Republik Venedig, 17. Herzog von Bretagne, 18. Herzog von Burgund, 19. Kurfürſt von Baiern, 20. von Sachſen, 21. von Brandenburg, 22. Erzherzog von Oeſterreich, 23. Herzog von Savoyen, 24. Großherzog von Florenz, 25. Herzog von Mailand, 26. Herzog in Baiern, 27. Lothringen. Zwar war dieſe Rangordnung ſehr unvollkommen, und wurde nie allgemein anerkannt; indeß lag doch darin ein fruchtbarer Keim für die Zukunft, und einige Staaten, zu deren Vortheil entſchieden war, wollten ſie als Grundregel angeſehen wiſſen, während andere, aus den entgegengeſetzten Gründen, ſie nicht anerkannten. Um die Vorrangsforderung zu unterſtützen, wurde bald das Alter der Unabhängigkeit, der Regentenfamilie, des eingeführten Chriſtenthums, bald die Regierungsform, die Zahl der Kronen, Titel, Thaten, Umfang der Beſitzthümer u. a. m. angeführt. Doch iſt über Staaten des erſten, zweiten, dritten, vierten Ranges nichts Beſtimmtes ausgemacht. Auf dem Wiener Congreſſe kam eine Beſtimmung des Rangs der europäiſchen Mächte und der davon abhangenden Folgen zur Sprache.

Digitized by Google

und die Commiſſion, welche von den acht Mächten, die den pariſer Frieden unterzeichnet hatten, zu jenem Zwecke ernannt wurde, machte auch in ihrem Entwurf eine Abtheilung der Mächte nach drei Klaſſen. Da aber die Meinungen darüber nicht einſtimmig waren, indem zwar die meiſten Bevollmächtigten für drei, Portugal und Spanien aber für zwei Klaſſen ſtimmten, und Lord Caſtlereagh den Grundſatz der Klaſſification, als eine Quelle neuer Streitigkeiten, überhaupt verwarf: ſo ließ man die Frage von einer Rangabtheilung der Mächte auf ſich beruhen, und beſchränkte ſich auf eine Abtheilung der Geſandten gekrönter Häupter, nach drei Rangklaſſen. S. d. Art. Geſandte. Regenten gleicher Würde, wenn ſie ſich beſuchen, räumen einander zu Hauſe den Rang ein, und ſonſt wechſeln ſie oder ihre Geſandten, wo der Vorrang noch nicht ausgemacht iſt, bis man ſich etwa auf andere Weiſe vereinigt. Viele Staaten begehren nicht den Vorrang, ſondern nur die Gleichheit. Kann einer aber beides nicht erlangen, ſo gibt es mehrere Auskunftsmittel, um ſo anſtößigen Auftritten, als ehemals häufig vorfielen, auszuweichen. Entweder kommt der Regent incognito, oder ſendet einen Geſandten andern Ranges, als der, mit dem er um den Vorrang ſtreitet, oder der Regent oder ſein Geſandter erſcheinen nicht bei der Feierlichkeit, oder wenn man erſcheint, verwahrt man ſich, oder läßt ſich einen Revers ausſtellen. In Verträgen zwiſchen zwei Mächten werden zwei Exemplare gemacht, und jedes entweder nur von einem Theile unterſchrieben, oder von beiden in der Art, daß jeder das Exemplar erhält, worin ihm der Ehrenplatz zugeſtanden iſt. Nach der oben erwähnten Beſtimmung über das Rangverhältniß der Geſandten, welche die 17te Beilage zur Schlußacte des wiener Congreſſes bildet, (ſ. Klüber's Acten ꝛc. Bd. VI. S. 204) ſoll in Urkunden, oder Verträgen zwiſchen mehreren Mächten, unter welchen Abwechſelung (das Alternat) ſtatt findet, das Loos unter den Geſandten über die Ordnung entſcheiden, welche bei den Unterzeichnungen zu befolgen ſei. Uebrigens kann man ein perſönliches Ceremoniel, ein Kanzellei-Ceremoniel, See-, Geſandſchafts-, Kriegs-Ceremoniel unterſcheiden. Das Kanzellei-Ceremoniel bezieht ſich auf Ausfertigung der Kanzellei- oder Staatsſchreiben, in Anſehung derer folgende Punkte beobachtet werden: 1. Regelmäßig werden ſie in der Staatsſprache des ſchreibenden Hofes (gewöhnlich deutſch oder franzöſiſch, auch, den Umſtänden nach, wohl lateiniſch) abgefaßt; in der petersburger Kanzlei iſt es gebräuchlich, dem ruſſiſchen Originalſchreiben eine amtliche Ueberſetzung in deutſcher oder franzöſiſcher Sprache beizufügen. 2. Sind ſie an Gleiche oder Geringere gerichtet, ſo fängt der Schreibende mit ſeiner eigenen Titulatur an, worauf der Titel des Empfängers, die Bezeichnung des gegenſeitigen Verhältniſſes, die Begrüſſungsformel und dann erſt die Anrede folgt. Bei Schreiben von Fürſten mindern Ranges an höhere wird ſogleich mit der gewöhnlichen Anrede angefangen. Kaiſer und Könige nennen ſich gegenſeitig Brüder, während ſie Fürſten von geringerm Range nun Vettern nennen; die deutſchen Fürſten geben ſich unter einander ebenfalls den Titel Vetter. Dieſe Benennungen werden hier im politiſchen Sinne gebraucht, den etwa beſtehenden wirklichen Verwandtſchaftsverhältniſſen unbeſchadet. 3. Im Context, welcher unabgeſetzt auf die Anrede folgt, redet der Schreibende von ſich in der Mehrzahl Wir, Uns, und gibt dem Empfänger den gebührenden Titel: Majeſtät, Durchlaucht, Liebden u. ſ. w. 4. Mit einer hergebrachten Schlußformel wird das Schreiben geendigt. Dann folgt abgeſetzt Bezeichnung des Orts, des Tages, der Jahrszahl, auch wohl

Digitized by Google

des Regierungsjahres, wo es ausgefertigt worden. Hierauf 5. die Unterschrift, welche an Höhere oder Gleiche von dem schreibenden Fürsten eigenhändig, an Geringere aber in der Kanzlei geschrieben wird, so daß der Fürst, wenn das Schreiben zuvor von dem Minister contrasignirt worden, nur seinen Namen hinzuzusetzen hat. 6. Die Aufschrift enthält den ganzen Titel des Empfängers und sein Verhältniß zu dem Schreibenden. 7. Die Ausfertigung geschieht auf großem, schönen Papier, meist ohne Couvert, immer aber mit Aufdrückung des mittlern Staatssiegels. Das große Staatssiegel wird nur bei besonders wichtigen Gelegenheiten, bei der Ausfertigung von Staatsverträgen, Ehepakten ꝛc. gebraucht, denen es in einer silbernen Kapsel an seidenen Schnüren angehängt wird. Kaiser und Könige schreiben einander in der Regel, wegen der gewöhnlich Statt findenden Sprachverschiedenheit, französisch. Die gewöhnliche Form von Kanzleischreiben deutscher Fürsten an einander ist folgende: Unsere freundvetterlichen Dienste, auch was Wir mehr Liebes und Gutes vermögen, zuvor; Durchlauchtigster Fürst, freundlich vielgeliebter Herr Vetter! .... Im Context: Ew. Liebden. Schlußformel: Wir verbleiben Ew. Liebden zu allen angenehmen, freundvetterlichen Diensterweisungen willig und geflissen. Gegeben ..... Unterschrift: Ew. Liebden dienstwilliger, treuer Vetter und Diener. Jetzt bedienen sich die Fürsten in ihrem gegenseitigen Briefwechsel in der Regel statt der Kanzleischreiben der sogenannten Hand- oder Kabinetschreiben, welche sich mehr der gewöhnlichen Briefform nähern. — Schließlich bemerken wir noch, daß bis 1806 die wiener Staats-Kanzlei selbst den ältesten deutschen Fürstenhäusern nur das Prädicat: Durchlauchtig-Hochgeboren zugestand, daß der Kaiser in seinen Schreiben die Fürsten duzte (z. B. Deiner Liebden) und daß diese sich Seiner Kaiserl. Majestät allerunterthänigste, treugehorsamste Fürsten des Reichs nannten *).

Ceres, bei den Griechen Demeter oder Deo. Sie ist überhaupt Erdgöttin, oder die fruchttragende und fruchtbringende Erde. Dies deutet auch ihre Verbindung mit Persephone (Proserpina) in der Mythe an. Die Hauptzüge, durch welche diese Gottheit bezeichnet wird, sind folgende. Sie wurde besonders als Erfinderin des Ackerbaues (daher ihre Attribute Halme und Aehren) und zugleich als Stifterin aller bürgerlichen Gesellschaft, die den herumschweifenden Wilden an den Boden fesselte, ihm dadurch mildere Sitten, Eigenthum, den Schutz der Gesetze (daher ihre Beiname Thesmophoros) und damit ein Vaterland gab, vorgestellt, und dieser Idee gemäß in Werken der Kunst gebildet. Sie war die Tochter des Kronos und der Rhea, unweit der

*) Das Schreiben, durch welches der türkische Kaiser dem Könige von Westphalen zu seiner Thronbesteigung Glück wünschte, stand auf einem 6 Fuß hohen und 3 Fuß breiten Bogen, und war von einer amtlichen französischen Uebersetzung auf gewöhnlichem Papier begleitet. Es war in der Mitte zusammengeschlagen, aufgerollt und steckte in einem eben so langen und verhältnißmäßig breiten Sacke von Silbertuch, welcher ebenfalls aufgerollt und mit einem dicken Strange von gelbweißer gedrehter Seide umwunden war. Diese Seide ward durch eine große Masse gewöhnlichen rothen Wachses zusammengehalten, welchem das kaiserliche Siegel, eine bloße Inschrift, (die wahrscheinlich den Namen des Kaisers darstellte) aufgedrückt war. Zum Schutz des Siegels diente eine dünne goldene Kapsel, roh gearbeitet und in Muldenform.

Stadt Enna in Sicilien geboren, wodurch die Fruchtbarkeit dieſes Landes angedeutet wird. Mit Zeus (Jupiter), ihrem Bruder zeugte ſie die Proſerpina, welche dieſer dem Herrſcher der Unterwelt geweiht hatte. Pluto entführte ſie. Ceres durchirrt, ſie ſuchend, die ganze Erde in menſchlicher Geſtalt, zündet am Aetna ihre Fackel an, und beſteigt den mit Drachen beſpannten Wagen. Aber vergeblich iſt ſie bemüht. Auch den gaſtfreien Keleos (Celeus) in Eleuſis beſucht ſie, läßt ſich, als ſie deſſen Haus verläßt, an dieſem Orte Altar und Tempel weihen, und ſchenkt deſſen Sohn Triptolemos den Drachenwagen und die edle Frucht des Weizens, damit er ihn auf der ganzen Erde ausſtreuen und den Segen der Götter unter alle Menſchen verbreiten ſolle. Denn das allſehende Auge des Helios entdeckte ihr endlich den Aufenthalt der geliebten Tochter, die ſie zürnend vom Orkus zurückfodert. Jupiter bewilligt ihr die Bitte unter der Bedingung, daß Proſerpina noch nichts von Plutos Koſt genoſſen. Schon aber hatte dieſe einige Körner des Granatapfels gegeſſen; Ceres erhielt daher durch Bitten nur ſo viel, daß ihre Tochter die Hälfte des Jahres dem Lichte der Oberwelt zurückgegeben ward. Als ſie ſo die Tochter gefunden, hob ſie den Fluch auf, den ſie über die Erde ausgeſprochen, und Fruchtbarkeit und Leben kehrten zurück. Jaſion, dem die Einführung des Ackerbaues in Kreta zugeſchrieben wird, zeugte mit ihr den Plutus, den Gott des Reichthums. Jupiter aber tödtete eiferſüchtig jenen mit dem Blitze. Alles beſondere Andeutungen der Idee von der Erfindung und Ausbreitung des Ackerbaues. Sie hat, ſagt Hirt, in ihrer Abbildung dieſelbe hohe Geſtalt und daſſelbe Matronenanſehen, wie die Juno, doch dabei etwas Milderes, als die Götterkönigin; ihr Auge iſt weniger geöffnet und ſanfter blickend, die Stirn niedriger und anſtatt des hohen Diadems umgibt ihr Haar ein Aehrenkranz, oder ein bloßes Band.— Ueber den Planeten dieſes Namens, ſ. den Art. Planeten. T.

Cerinthus, ſ. Gnoſtiker und tauſendjähriges Reich.

Certe Partie iſt ein, zwiſchen dem Befrachter und dem Schiffer abgeſchloſſener ſchriftlicher Vertrag, nach welchem der Schiffer ſich verpflichtet, die eingenommene Ladung mit dem erſten günſtigen Winde auf dem vorgeſchriebenen Wege nach dem beſtimmten Orte an die bezeichnete Perſon oder Behörde ohne Schaden (den durch Havarie erzeugten ausgenommen) abzuliefern, wogegen ihm der dafür bedungene Preis, entweder vom Befrachter oder vom Empfänger zahlbar, zugeſichert wird.

Certioration iſt die Rechtswohlthat, vermöge welcher gewiſſe Perſonen, wie Frauen, Unmündige u. dergl. von der Erfüllung einer Verbindlichkeit frei ſind, wenn ſie ſich dieſes Rechts nicht ausdrücklich begeben haben. So kann z. B. in gewiſſen Fällen eine Frau, die ohne Genehmigung ihres Gatten, oder ein Minorenner, der ohne Beiſtimmung ſeines Vormunds gehandelt, ſich der Erfüllung eines, ſelbſt ſchriftlichen Verſprechens geſetzlich entziehen u. ſ. w.

Cerutti (Giuſeppe Antonio Joachimo), geboren zu Turin 1738, war eines der letzten Mitglieder des Ordens der Jeſuiten, deſſen Auflöſung er überlebte, und einer ihrer berühmteſten Profeſſoren am Collegium zu Lyon. Seine Apologie des Jeſuiterordens machte großes Aufſehn. Schon früher hatte er zwei Reden drucken laſſen, die eine über die Mittel, die Zweikämpfe zu verhindern, die andere über die Urſachen, warum die neuen Republiken nicht den Gang der alten erreicht hätten. Letztere ward von der Akademie von Dijon gekrönt. Die Apologie der Jeſuiten erwarb ihm die beſondere Gunſt des Dau-

Digitized by Google

phins. Cerutti war zu Paris, als 1789 die Revolution ausbrach. Seine Grundsätze und vielleicht einige Rachsucht wegen der, als Vertheidiger der Jesuiten erfahrenen Demüthigungen, machten ihn zu einem der eifrigsten Wortführer der neuen Ordnung. Er war in enger Verbindung mit Mirabeau, und arbeitete viel für diesen. Ueberdies gab er mehrere Gelegenheitsschriften heraus, unter andern ein Mémoire sur la nécessité des contributions patriotiques. 1791 trat er in den gesetzgebenden Körper, einige Zeit nachdem er in der Kirche St. Eustache auf Mirabeau die Leichenrede gehalten hatte. Erschöpft durch seine zu lebhafte Thätigkeit starb er im Febr. 1792. Der Magistrat von Paris benannte eine Straße nach ihm.

Cervantes Saavedra (Miguel de), einer der glänzendsten Märtyrer der Poesie, wurde, der wahrscheinlichsten Vermuthung zufolge, zu Alcala de Henares 1547 geboren, von wo seine Eltern, als er sieben Jahr alt war, nach Madrid zogen. Den Wünschen seiner unbegüterten Aeltern, ein Brotstudium zu wählen, entsprach er keineswegs, indem ein unbesiegbarer Hang ihn zur Poesie hinzog, welche sein Lehrer Juan Lopez noch mehr entflammte; Elegien, Romanzen, Sonette und ein Schäferroman Filena waren die frühzeitigen Erzeugnisse seiner poetischen Kraft. Leider hatte er seines Lebens schönste Jahre unbelohnt an diese Liebe hingegeben; Dürftigkeit zwang den 22jährigen Jüngling, sein Vaterland zu verlassen, um anderwärts sein Unterkommen zu finden. Er ging nach Italien, wo er zunächst als Kammerdiener in Dienste des Kardinals Giulio Aquaviva trat, bis er im folgenden Jahre in dem Kriege gegen die Türken und afrikanischen Korsaren, die damals Spanien und Italien in Bewegung setzten, als Officier angestellt ward. Muth und Heldensinn, zeichneten ihn in dieser Lage aus; in der heißen Schlacht bei Lepanto aber verlor er seinen linken Arm. Doch hielt ihn diese rühmliche Verstümmelung nicht ab, sein Leben ferner dem Kriege zu weihen, und er trat in die Dienste seines Königs. 1575 wollte er in sein Vaterland zurückgehen; die Galere aber, auf der er sich befand, wurde von dem berüchtigten Korsaren Arnaut Mami genommen, und Cervantes in Algier als Sklav verkauft. Acht Jahre lebte er in dieser Gefangenschaft, die, weit entfernt, seinen Geist zu beugen, vielmehr alle Kräfte desselben erhöhte. Vincente de los Rios, Cervantes vorzüglichster Biograph, berichtet ausführlich die kühnen aber verunglückten Plane, die er wiederholt zur Erlangung seiner Freiheit entwarf; da man aber für die Geschichte dieses Zeitpunkts im Leben des Cervantes keine andere Quelle hat, als dessen Novelle der Gefangene, von welcher man nicht mit Gewißheit angeben kann, ob sie des Dichters eigene Schicksale rein erzählt: so muß es dahin gestellt bleiben, wie viel an dem Romane seines Sklavenlebens Wahrheit sei. 1580 ward er endlich durch Auslösung frei, und kam zu Anfang des folgenden Jahrs wieder in Spanien an. Von nun an lebte er gänzlich den Musen in stiller Zurückgezogenheit von der Welt. Reich begabt in seinem Innern, gaben ihm die Welten, die er schuf, Ersatz für die, der er sich entzog. Wenn man von einem Manne, der mit unerschöpflicher Erfindungsgabe, der umfassendsten poetischen Phantasie, treffendem Witze und gemüthlicher Laune einen gereiften, klaren, durchdringenden Verstand und einen Schatz praktischer Welt- und Menschenkenntniß verband, wenn man von solch einem Manne nichts Gemeines erwartet: so ist dies natürlich, selten aber, daß die gehegte Erwartung so übertroffen wird, wie von Cervantes. Erfreu-

lich begann er seine neue poetische Laufbahn mit dem Schäferromane Galatea (1584), nach dessen Erscheinung er sich bald verheirathete. Da dies ihm einen größern Erwerb nothwendig machte, so widmete er sein Genie der Bühne, und lieferte in einem Zeitraume von zehn Jahren gegen dreißig Dramen, unter denen sein Trauerspiel Numancia als einzig hervorragt und an hoher Kraft, kühner Sprache und edler Ausführung an Aeschylus reicht. Nicht eben so glücklich war er in einer andern Gattung von Dramen, wie sie der Spanier vorzüglich liebt; einem Gemisch von Intriguen, Abenteuern und Wundern vielfach in einander verschlungen, und dies war unstreitig der Grund, warum er von Lope de Vega, der eben hier seinen Platz fand, verdrängt ward. Nicht ohne Verdruß, wie es scheint, gab er deshalb das Theater auf. Von einem kleinen Amte in Sevilla lebte er beschränkt genug, und erschien zuerst nach zehn Jahren wieder als Schriftsteller, und nun ganz erst in der Sphäre, die seinem Genius vornehmlich angemessen war, und mit einem Werke, das seinem Namen die Unsterblichkeit sichert. Es ist sein Don Quixote. Cervantes hatte mit diesem Werke eine Reform des Geschmacks und der Denkart bei seinen Landsleuten beabsichtigt. Jenem abenteuerlichen Heldengeiste mit allen seinen schlimmen Folgen, deren Quelle die Ritterromane waren, wollte er ein Ende machen. Der erste Theil erschien, und wurde mit dem höchsten Beifall aufgenommen, den bald das ganze gebildete Europa mit dem Vaterlande des Dichters theilte. Zwar suchte man hier Manches in dem Werke, was der Verfasser keineswegs hatte geben wollen, theils einen wirklichen Ritterroman, theils satyrische Angriffe auf bekannte Personen; allein die entdeckte Täuschung wirkte nicht, wie anderwärts, Verminderung des Beifalls. Das ist ja Ueberall die Wirkung der echten Poesie, das sie unvermerkt die Gemüther gewinnt und festhält. Von welchem echt-poetischen Genius aber Cervantes beseelt war, zeigt sich in keinem seiner Werke mehr, als im Don Quixote, da dessen prosaischer Zweck und einseitige satyrische Richtung kein Hinderniß wurden für die schönste allseitige poetische Entfaltung. Unter welchem Gesichtspunkte man das herrliche Werk betrachtet, so steht es als unübertroffenes Muster da. Als Roman stellt es, wie diese Gattung es erfodert, die ganze Bildung und Geschichte eines Einzelwesens dar, in welchem sich durch wunderbare Schicksale seine eigene Natur offenbart; und wie stellt es Alles dar! Während es die falsche Romantik zu vernichten strebt, ist es selbst von echt-romantischem Geiste ganz durchdrungen; während es eine Unwahrheit vernichtet, ist es selbst voll des tiefsten Lebens der Wahrheit; während es die Thorheit züchtigt, macht es spielend die vollendete Narrheit zum Spiegel der Weisheit. Und welche schöne epische Entfaltung! Welch reges Leben in allen Gliedern! Welche Wahrheit der Charaktere! Welche Fülle der Begebenheiten! Welche Menge und Mannichfaltigkeit der anziehendsten Situationen! Welche Kunst und Weisheit in deren Verkettung! Welche Tiefe der Weltanschauung! Und dabei jene unaussprechliche Milde, jene Lieblichkeit, die sich wie ein lächelnder Frühling über das Ganze ausbreiten, jene Leichtigkeit, wodurch das Ganze wie von selbst entstanden scheint, jene unendliche Klarheit bei unendlicher Tiefe, machen das Werk zu dem einzigen seiner Art. Daher kommt auch jene Eigenheit dieses Romans, daß er den gebildetsten Geistern, wie den ungebildeten gefällt, wenn gleich die Flachheit nichts dabei von der Tiefe ahnet. Es ist deshalb buchstäblich wahr, daß dieser Roman sich eines allgemeinen

Beifalls erfreuet habe. Leider aber wurde das seltene Glück seines Werks nicht auch Glück für den Dichter, der nach wie vor vergessen und vernachlässigt blieb. Vergeblich waren seine Bemühungen um Besserung seiner Lage, und bescheiden stolz zog er sich mit seinem Genius und seiner Armuth zurück. Erst nach einem Zwischenraume mehrerer Jahre erschien er wieder im Publikum, indem er zuerst seine zwölf Novellen, die neben dem Boccaccio vorzugsweise genannt zu werden verdienen, und dann seine Reise auf den Parnaß, einen Versuch, den Geschmack seiner Nation zu läutern, herausgab. Neid und Misgunst hatten sich indeß an sein Verdienst gehängt, und suchten den unverantwortlich vernachlässigten Mann wo möglich auch in literarische Vergessenheit zurückzudrängen, wozu die vergeblich erwartete Fortsetzung des Don Quixote den Vorwand lieh. Ein Unbekannter, unter dem Namen Alonzo Fernandez de Avellaneda, gab eine Fortsetzung heraus, voller Schmähungen gegen Cervantes. Mehreres zeigt, daß dieser den hämischen Streich bitter empfand; er rächte sich aber auf eine glänzende Weise durch die Herausgabe der Fortsetzung seines Don Quixote, welche das Letzte war, was bei seinen Lebenszeiten von ihm erschien; denn sein Roman Persiles und Sigismunda kam erst nach seinem Tode heraus. In äußerster Dürftigkeit würde dieser ihn überrascht haben, hätte Cervantes nicht in seinen letzten Lebensjahren an dem Grafen von Lemos einen treuen Gönner gefunden. So war er freilich vor Butler's Tode gerettet, allein seine treue Gefährtin durch das ganze Leben, die Armuth, verließ ihn doch auch nicht beim Abschiede aus demselben. In einem Alter von 68 Jahren starb er den 23. April 1616. Ohne Feierlichkeit wurde er begraben, und nicht einmal ein gemeiner Leichenstein zeigt die Stätte, wo er ruht. Außer seinem Ruhme als Schriftsteller hinterließ er noch den eines heldensinnigen, festen, geraden Mannes, der mit edlem Freimuth eigene, wie fremde Fehler gerecht beurtheilte. Wir Deutschen haben von seinem Meisterwerke eine dreifache Uebersetzung: die von Bertuch (1781), welche Manches hinwegließ, wodurch das Komische und Burleske stärker hervortrat und herrschender Charakter des Werks wurde, die von Tieck (Berlin 1799) und die von Soltau (Königsberg 1800); aus denen man den ganzen poetischen Genius des Werks erst erkennt. Mit einer Uebersetzung der Novellen hat uns Soltau (Königsberg 1801. 3 Bde.) und des Trauerspiels Numancia der Baron de la Motte Fouqué (Taschenb. für Freunde des Südens, Berl. 1810), beschenkt. In dem genannten Taschenbuche befindet sich auch das spanische Original. Eine schätzbare Ausgabe vom Don Quixote haben wir von Ideler. dd.

Cesarotti (Melchior), einer der berühmtesten Literatoren und Dichter Italiens aus dem 18. Jahrh., war 1730 zu Padua geboren; er stammte von einer alten und edlen, aber armen Familie ab. Früh gab er Proben seines Genies, und vollendete seine literarischen Studien mit glänzendem Erfolge. Seine Phantasie war angefüllt mit Allem, was sie Verführerisches haben; aber sehr natürlich fand er nicht denselben Reiz in der Philosophie, wie sie damals gelehrt wurde. Eben so wenig zog ihn die Mathematik an. Nach der Philosophie versuchte sich Cesarotti in der Rechtswissenschaft, und selbst in der Theologie; aber bald kehrte er zu den Studien zurück, die seiner Neigung mehr entsprachen. Er ward früh zu dem Lehrstuhle der Rhetorik an dem Seminar, wo er selbst gebildet worden, berufen, und widmete sich mit glühendem Eifer den Pflichten seines Amts. Offen erklärte er sich von jetzt an gegen die Vorurtheile und den Schlendrian der Schulen. Seine

Digitized by Google

Thätigkeit war unermüdlich; er las kein Buch, ohne Auszüge und Anmerkungen zu machen, wobei er sich von seinen Schülern helfen ließ. Glücklich übersetzte er drei Tragödien von Voltaire, Sémiramis, la Mort de César und Mahomet, in italienische Verse. Sein Ruf fing an sich zu verbreiten. 1762 ward Cesarotti nach Venedig berufen, um in dem erlauchten Hause Grimani die Erziehung zu übernehmen. Jene drei Tragödien von Voltaire erschienen im Drucke mit zwei einleitenden Abhandlungen, die eine, über das Vergnügen an der Tragödie, die andere, über den Ursprung und die Fortschritte der Dichtkunst. Letztere schloß er jedoch später von der vollständigen Ausgabe seiner Werke aus. Durch einen jungen Engländer lernte er die eben von Macpherson zu London herausgegebenen Gedichte Ossian's kennen. Einige Bruchstücke, die derselbe ihm wörtlich übersetzte, erregten in Cesarotti eine solche Bewunderung, daß er auf der Stelle beschloß, das Englische zu lernen. So wie er eins von den Gedichten des schottischen Barden vollkommen verstand, übersetzte er es in italienische Verse, und in noch nicht sechs Monaten waren sämmtliche Gedichte übersetzt. 1768 erhielt er den Lehrstuhl des Griechischen und Hebräischen auf der Universität Padua, und gab nun nach und nach seine Uebersetzung des Demosthenes, seinen Cursus der griechischen Literatur und seinen Homer in einer doppelten Uebersetzung der Iliade, einer höchst freien versificirten und einer genauen in Prosa, begleitet mit vielen Einleitungen und Anmerkungen heraus. 1779 gründeten die Venetianer zu Padua eine Akademie der Künste und Wissenschaften; Cesarotti wurde zum beständigen Secretär der Klasse der schönen Künste ernannt. Nach den Ereignissen, welche 1796 und 1797 die Gestalt Italiens verändert hatten, gab er auf Befehl der republikanischen Regierung einen Versuch über die Studien heraus, worin er die Methode des Unterrichts und der Erziehung zu verbessern suchte. Er schrieb auch über den Unterricht eines Staatsbürgers und über den aufgeklärten Patriotismus. Cesarotti pries seinen Wohlthäter Napoleon in einem Gedicht in reimlosen Versen, betitelt Pronea (Vorsehung), welches 1807 erschien. Ungeachtet seines hohen Alters dachte er noch an mehrere neue Arbeiten, und beschäftigte sich besonders thätig mit der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, welche seit 1800 begonnen hatte, als er 1808 starb. Cesarotti gehört als Schriftsteller zu jenen außerordentlichen Männern, die sich neue Bahnen brechen, Bewunderer und Nachahmer finden. Seine Prosa ist lebhaft, voll Feuer und Kraft, aber zugleich voll Neuerungen und hauptsächlich voll Gallicismen, und mithin der preiswürdigen und musterhaften Schreibart eines Machiavelli, Annibal Caro, Galilei nicht an die Seite zu stellen. Von seinen dichterischen Arbeiten ist die berühmteste seine Uebersetzung des Ossian, deren herrliche Versification Alfieri besonders bewundert. Die vollständige Ausgabe der Werke Cesarotti's ist nach seinem Tode von seinem Freunde und Nachfolger Giuseppe Barbieri fortgesetzt und beendigt worden.

Cession, ist im weitern Sinne diejenige Handlung unter Lebenden, wodurch Jemand (der Cedent) ein Recht auf einen Andern (Cessionarius) überträgt; im engern Sinne die bloße dahin abzielende Erklärung. Sie kommt vor bei allen und jeden Schuldforderungen, bei allen Klagen und Einreden, die man auf einen Andern übertragen kann, und bei Privilegien, wie bei allen gesetzlichen Rechtswohlthaten. Man unterscheidet eine freiwillige und nothwendige Cession. Letztere ist nur in dem Fall denkbar, wenn der Cedent von einem Andern als

seinem Schuldner befriedigt worden ist und er diese Befriedigung angenommen hat. Hier muß er sein Recht der Foderung an den Schuldner dem, der ihn in dessen Namen befriedigt hat, abtreten. — Cessio bonorum, die Abtretung der gesammten Habe, ist die dem redlichen Falliten nachgelassene Abtretung seines Vermögens an seine Gläubiger.

Ceto, s. Phorcus.

Cette, eine Stadt mit 7000 Einwohnern in dem ehemaligen Languedoc, jetzt im Departement Herault, auf einer Landzunge zwischen dem mittelländischen Meere und dem See von Thou gelegen, in welchen sich der große Kanal ergießt. Die Stadt ist offen, der sichere, jetzt sehr ausgetiefte Hafen wird durch das Fort St. Pierre und St. Louis gedeckt. Für die Erzeugnisse von Languedoc ist Cette der Hauptausfuhrplatz. Nicht unbedeutend ist der Handel mit wollenen, baumwollenen und seidenen Waaren, Leder, Grünspan, Wein, Salz, Oel, Krapp, Soda, Sardellen, Taback, Seife u. s. w. Auch hat Cette Zucker- und Seidenfabriken und eine Schifffahrtsschule. In den nahe gelegenen Lagunen werden jährlich 50,000 Centner Boysalz gewonnen.

Ceuta, eine Stadt an der afrikanischen Küste, im Königreiche Fez, auf einer Landzunge, Gibraltar gegenüber. Sie hat ein bedeutendes Fort, aber einen schlechten Hafen. 1415 machten sich die Portugiesen Meister von dieser Stadt. Mit Portugal kam sie 1570 an den König Philipp II. von Spanien, und blieb bei der Revolution von 1640 unter der Herrschaft dieser Monarchie, welcher sie auch in dem Frieden von 1668 von Portugal überlassen wurde.

Cevallos (Don Pedro). Dieser berühmte spanische Minister stammt aus einer alten Familie von Alt-Castilien und ist geboren 1764 zu St. Ander. Nachdem er seine Studien zu Valladolid beendigt hatte, war er eine Zeitlang Gesandtschaftssecretär zu Lissabon, vermählte sich späterhin mit einer Anverwandtin des Friedensfürsten, wurde nachher Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und leitete dieselben mit weiser Vorsicht und Mäßigung. Als aber Napoleons Ränke den madrider Hof zu verwirren anfingen, trat er auf die Seite des Prinzen von Asturien, auf den allein alle spanischen Patrioten, welche die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes liebten, ihre Hoffnung setzten. Er begleitete denselben nach Bayonne, war Augenzeuge der dortigen Begebenheiten, und mußte aus Klugheit dem Verlangen Joseph Buonaparte's scheinbar nachgeben, als Staatsrath des Innern in seine Dienste zu treten. Dieser glaubte durch den Beitritt eines, beim Volke so beliebten Mannes, seiner Sache eine bedeutende Stütze gewonnen zu haben. Cevallos war aber kaum in Madrid angekommen, als er sich gegen Joseph erklärte und sich mit der spanischen Junta vereinigte, in deren Angelegenheiten er nach London ging. Hier gab er jene berühmte Schrift über die Angelegenheiten Spaniens im J. 1808, besonders über die Verhandlungen zu Bayonne heraus, die als eine der ersten Ursachen betrachtet werden kann, welche das, damals fast allgemein unterjochte Europa auf das äußerste gegen Napoleon erbitterte, so daß es nur eines Zunders bedurfte, um diese moralische Empörung in die Wirklichkeit übergehen zu lassen. Während der Dauer des spanischen Befreiungskrieges bekleidete Cevallos die wichtigsten Posten, und auch nach der Rückkehr Ferdinands VII. ist es ihm gelungen, bei demselben fast ununterbrochen einen großen Einfluß zu behaupten. Durch ein eigenes Decret wurde Cevallos ermächtiget, zum ewigen Gedächtniß an die Treue, die er dem Könige bewiesen, eine daran

erinnernde Devise zu wählen, die er seinem Familienwappen zufügen solle. Er wählte die Inschrift: Pontifice ac Rege aeque defensis. Allein bald nachher verlor er die Gunst des Königs, weil er dessen Vermählung mit der Prinzessin von Portugal widerrieth. Er wurde vom Posten des Staatssecretairs entfernt und nach Neapel und dann nach Wien als Gesandter geschickt.

Ceylon, richtiger Seilan, eine 1730 Q. M. große Insel im indischen Meere, durch eine seichte Meerenge, die Palksstraße genannt, von der Südostspitze der westlichen Halbinsel getrennt, aber durch die Adamsbrücke, eine merkwürdige Reihe von Sandbänken, damit verbunden. Die ersten glaubwürdigen Nachrichten von dieser Insel, welche als die Wiege des Buddha Cultus angesehen wird, verdanken wir dem Portugiesen Almeyda, der 1505 durch Zufall in einen Hafen Seilans einlief und von den Einwohnern gastfreundschaftlich aufgenommen wurde. Der Zimmet, der das Haupterzeugniß dieser Insel war, bewog die Portugiesen, Handelsniederlassungen daselbst anzulegen; aber ihre Grausamkeit, ihre niedrige Habsucht und ihr Fanatismus, der sich durch Unterdrückung der Landesreligion und gewaltsame Bekehrungsversuche äußerte, machte sie so verhaßt, daß die Singalesen 1603 den Holländern, welche diese Besitzung den Portugiesen zu entreißen suchten, allen möglichen Beistand leisteten, und sie als ihre Befreier ansahen. Durch die Eroberung der portugiesischen Hauptstadt Colombo gelang es 1656 den Holländern, die Portugiesen aus der Insel zu vertreiben. Doch die Freude der Eingebornen über ihre vermeinte Befreiung verwandelte sich nach einiger Zeit, während welcher den Holländern die wichtigsten Bezirke eingeräumt worden waren, in Haß gegen dieselben. Blutige Kriege erfolgten, in welchen die europäische Kriegskunst siegte, und die Einwohner nöthigte, sich in die unzugänglichen innern Gegenden der Insel zurückzuziehen, wo sie sich unabhängig von dem Joche der Europäer erhielten. Nachdem Holland von den Franzosen erobert, und 1795 in eine Republik verwandelt worden war, benutzten die Engländer diese Gelegenheit, diese Insel zu besetzen, und in dem, 1802 zu Amiens zwischen England und Frankreich geschlossenen Frieden wurde sie den Engländern förmlich abgetreten, die 1815 durch die Gefangennehmung des singalesischen Königs von Candy und die Eroberung seiner Hauptstadt, sich dieselbe gänzlich unterwarfen. Jedoch sind in den neuesten Zeiten bedeutende Empörungen der Singalesen gegen die brittische Herrschaft ausgebrochen, welche noch nicht unterdrückt worden sind. Die Insel, welche ein, unmittelbar der Krone unterworfenes Gouvernement bildet, dessen Sitz in der Hauptstadt Colombo ist, hat flache, mit Reisfeldern bedeckte Ufer, zwischen welche sich stolze Kokoswälder erheben. Das Innere des Landes ist von einem hohen, steilen, mit dichten Waldungen bedeckten Gebirge durchschnitten, das die Insel in zwei beinahe gleiche Theile trennt, und dessen höchste Spitze der berühmte Adamsberg oder Hammali ist, auf welchem die Singalesen die kolossalen Fußtapfen des Adam verehren, der nach ihrem Glauben hier erschaffen ward, und nach ihrer buddhistischen Religion nichts anders als der Buddha ist, der in den verschiedenen Ländern Asiens, wo die buddhistische Religion herrscht, verschiedene Namen führt. Häufige Wallfahrten geschehen daher auf diesen Berg. Der Boden der Insel ist reichlich von Flüssen bewässert, worunter mehrere schiffbar sind. Das Klima ist im Ganzen mild und gesund. Obgleich dem Aequator nahe, ist die Hitze, der Seewinde wegen, doch gemässigter, als auf dem gegenüber liegenden Festlande. Der Reichthum der Erzeugnisse dieser In-

sel ist groß, wovon wir jedoch nur einige anführen wollen. Edle Metalle hat man nicht gefunden, aber Blei, Zinn, Eisen und Quecksilber. Gegen zwanzig verschiedene Arten von Edelsteinen liegen hier gleichsam offen am Tage; denn sie werden ohne mühsames Suchen in den Gebirgen und in den Flüssen gefunden, wenn diese nach heftigen Regengüssen dieselben von den Gebirgen herabschwemmen, und hernach in der trockenen Jahrszeit wieder in ihr Bette zurückkehren. Die üppige Vegetation, bringt beinahe alle Arten der Pflanzen hervor, die Indien und den tropischen Ländern eigenthümlich sind. Wild wachsen in den Wäldern alle edlen Südfrüchte; ferner findet man Reiß, Zuckerrohr, Kaffee, Pisang, Tamarinden, mehrere Palmarten, Ebenholz, Talipot oder Talpatbäume mit ungeheuer großen Blättern, davon ein einziges 15 bis 20 Menschen deckt ꝛc. Jedoch das Hauptgewächs, weswegen die Europäer vorzüglich nach dem Besitze dieser Insel getrachtet haben, ist der Zimmetbaum, der ihr eigenthümlich ist. Die besten, und ergiebigsten Zimmetwälder, gewöhnlich Zimmetgärten genannt, befinden sich an den Küsten. Man berechnet die Masse des jährlich gewonnenen Zimmets auf 8 bis 16,000 Centner. Die undurchdringlich dichten Wälder, die nur selten von Menschen betreten werden, enthalten eine außerordentliche Menge von wilden Thieren, als Elephanten, die heerdenweise umherziehen und deren Jagd ein Lieblingsvergnügen der Singalesen ausmacht, wilde Schweine, die sehr gefährlich sind, Leoparden, Affen von allerlei Arten, Schakals ꝛc. Auch an zahmen Vieh, an Geflügel und Fischen ist die Insel reich. Merkwürdig ist die Perlenfischerei, welche an der Westküste in der Bai von Kontatschi betrieben wird, jetzt aber in Verfall gerathen ist, da sie sonst äußerst ergiebig war. Die Einwohner, deren Zahl Colquhoun in seiner Schrift über den Wohlstand des brittischen Reichs auf 6000 Weiße und 800,000 Eingeborne schätzt, nach Andern aber über zwei Millionen betragen soll, theilen sich, außer den eingewanderten Fremdlingen in zwei Hauptvölker, die gänzlich von einander verschieden sind, nämlich Wedas, ein völlig rohes, ohne gesellschaftliche Ordnung in den dichtesten Wäldern lebendes Volk, das weder Ackerbau noch Viehzucht treibt, sondern sich bloß von dem Ertrage der Jagd erhält — und Singalesen, die einen gewissen Grad der Bildung erreicht haben, Ackerbau treiben, Eisen und Gold verarbeiten, Baumwolle weben und auch eine Schriftsprache haben. Sie sind gleich den Hindus, in gewisse Kasten eingetheilt, wovon jede ihre eigenen Gesetze, Sitten und Kleidung hat und bekennen sich zur buddhistischen Religion, welche mit verschiednen Abweichungen in einem großen Theile Asiens verbreitet ist, und deren Moral sich durch einen Geist der Milde und Reinheit der Lehren auszeichnet. Der Besitz des Hafens von Trincomale ist der brittischen Seemacht wichtig, weil er in ganz Ostindien der sicherste und keinen Brandungen ausgesetzt ist.

Chagrin, s. Schagrin.

Chalcedon, s. Achat.

Chaldäa hieß der südliche, vormals durch Wässerungen sehr fruchtbar gemachte, jetzt aber wüste Strich von Babylonien gegen Arabien zu und am persischen Meerbusen, welcher die Westseite an der Mündung des Tigris und Euphrats einnahm. Die Chaldäer, ein semitischer Volksstamm, waren eine der berühmtesten Nationen Asiens. Nach unsrer unvollkommenen alten Geschichte waren sie die ersten Bearbeiter der Metalle, und frühe nicht ohne astronomische Kenntnisse. Sie legten den Grund zu dem babylonischen und assyrischen Reiche; ihr

Name aber erhielt sich nur in dem Priestergeschlechte der Babylonier, dessen Mitglieder, sich mit dem Gottesdienste, mit Auslegung ihrer geheimen Schriften, mit Wahrsagen, Arzneikunde, Traumdeuten, Beschwörungen, Zauberei, Sterndeuterei u. dgl. beschäftigten, diese Kenntnisse aber vor dem Volke sorgfältig geheim hielten. Von den Schriften der eigentlichen Chaldäer ist nichts auf uns gekommen. (Vergl. Babylonier.)

Chaldäische Christen, s. Secten, syrische u. Thomaschristen.

Chalif, s. Kalif.

Chalkographie, s. Kupferstecherkunst.

Chaloupe, ein großes, zum Dienst der Seeschiffe bestimmtes Boot, welches gewöhnlich durch Ruder in Bewegung gesetzt wird, zuweilen aber auch Mast und Segel hat. Während das Schiff unterwegs ist, liegt die Chaloupe und in ihr die kleinen Böte, mit Tauen befestigt, auf dem Verdeck, und nur auf der Rhede, oder etwa in Nothfällen wird sie in's Meer gelassen. Sie dient hauptsächlich zum Transport der schweren Sachen, die zum Schiffe gehören. Kanonier-Chaloupen sind dergl. Böte, die an ihrem Vordertheile mit einer Kanone (gewöhnlich 24pfünder) versehen sind. Sie sind oft von großem Nutzen, weil sie dem feindlichen Schiffe nur die sehr schmale Vorderseite zuwenden, und daher von dem Geschütz desselben nicht leicht zu treffen sind, auch ohne Schwierigkeit sich an Stellen zurückziehen können, die wegen ihrer Seichtigkeit den tiefer gehenden großen Schiffen unerreichbar sind.

Chamade, (wahrscheinlich von dem italienischen Chiamata, Ruf, Schrei,) ein Zeichen, welches in einer Festung dem belagernden Feinde andeutet, daß man mit ihm unterhandeln will. Eigentlich geschieht es mit der Trommel, dann auch mit der Trompete, wobei das Aufstecken weißer Fahnen Statt finden muß, letzteres auch allein hinreicht, wenn die Voraussetzung des Nichtgehörtwerdens (wie etwa bei zur See belagerten Festungen) eintritt.

Chamäleon, ein vierfüßiges Thier von der Größe und Gestalt eines Frosches, zum Geschlecht der Eidechsen gehörig, mit einer glatten, unbehaarten Haut, einem langen Schwanze und einer sehr langen Zunge, mit welcher es, wie mit einem Pfeile, die Insekten hascht. Asien und Afrika ist sein Vaterland. Die Eigenschaft dieses Thieres, daß es seine Farbe nach den Orten, wo es sich befindet, verändere, haben neuere Reisebeschreiber, z. B. Goldberry in seinen Fragmens d'un Voyage en Afrique etc. abgeleugnet. Letzterer gibt seine Farbe hellgrün an, und nur bei Krankheiten, oder, wenn es lange hungern muß, werde die Haut gelb, bräunlich oder auch ganz schwarz.

Chambers (Ephraim), ein Gelehrter, dem vor allen Andern eine Stelle in unserm Lexikon oder unserer deutschen Encyklopädie gebührt, da wir ihn als den ersten Erfinder und Urheber der Encyklopädien in alphabetischer Form anzusehen haben, wir uns also in mehr als einer Hinsicht unter seine Nachfolger reihen können. Zwar war schon das Lexicon technicum von Harris erschienen, als er 1728 das seine in 2 Foliobänden auf Unterzeichnung zu 4 Guineen in London herausgab; allein jenes Werk von Harris war doch in der Form und in der Behandlung von einem ganz verschiedenen Charakter. Chambers arbeitete als Lehrbursche bei Sener, einem Globusfabrikanten, als er schon die Idee zu seiner Encyklopädie faßte, und als solcher hat er auch noch die ersten Artikel derselben entworfen. Er bil-

dete sich, nachdem er Sener verlassen hatte, durch weiteres Studium aus, und so schrieb er seine Encyklopädie in ihrer ersten Gestalt ganz allein. Sie erhielt großen Beifall und er wurde Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften. Schon nach wenigen Jahren war eine neue Auflage nöthig, die seitdem bis auf die neuesten Zeiten, jedesmal verbessert und vermehrt, sich immer wiederholt haben. Die Ausgabe von 1786 in 5 Foliobänden ist die geschätzteste. Bei der zweiten Ausgabe im J. 1738 ereignete sich der sonderbare Umstand, daß das Unterhaus, als schon gegen ein Drittel davon, viel verbessert und erweitert abgedruckt war, durch eine Bill verordnete, daß die Herausgeber neuer verbesserter und vermehrter Auflagen gehalten sein sollten, diese Verbesserungen und Erweiterungen auch besonders drucken zu lassen. Dies setzte den Herausgeber und seine Verleger in solche Verlegenheit, daß sie die schon fertigen Bogen der ganz revidirten Auflage cassirten, und die erste Auflage wörtlich wieder abdrucken ließen. Bald aber wurde dies unsinnige Gesetz von der Kammer der Pairs verworfen. Chambers starb 1740.

Chambery, Hauptstadt des Herzogthums Savoyen mit 12,000 Einwohnern in einem ziemlich weiten sich rundenden Thale, welches mäßige Berge einfassen. Der zahlreiche, aber nicht reiche Landesadel verzehrt hier nach italienischer Sitte die Einkünfte seiner Landgüter. Ein Erzbischof, der hier residirt, vermehrt nebst vielen Fremden die Nahrung und die Annehmlichkeiten der Stadt, welche eine öffentliche Bibliothek und eine Ackerbaugesellschaft hat. Ihr Landsmann Graf Boigne, der in Indien große Reichthümer erwarb, bereichert noch immer mehr seine Vaterstadt mit wohlthätigen Stiftungen und Verschönerungen. Die nahen Bäder werden stark besucht. Hier herrscht jeder Gewerbfleiß, der sich in dem bergigen Savoyen ansässig gemacht hat, besonders in Destillation, in Leinen, Leder, Seife, Spitzen und Hüten. Alle nahen Berge des Thals sind mit Villen, Gärten und Landgütern besetzt.

Chambre ardente, ehemals in Frankreich ein schwarz ausgeschlagenes, mit Kerzen erleuchtetes Zimmer, in welchem Staatsverbrecher höhern Ranges gerichtet wurden. — Als König Franz II. im 16. Jahrh. einen Gerichtshof, um gegen die Protestanten zu verfahren, einsetzte, die gewöhnlich zum Feuer verurtheilt wurden, nannte das Volk denselben, mit Anspielung auf diese Todesart, ebenfalls Chambre-ardente.

Chamfort (Sebastian-Roch-Nicolas), war geboren 1741 in einem Dorfe bei Clermont in Auvergne, und kam früh nach Paris. Er hatte damals keinen andern Namen als Nicolas, und kannte von seinen Aeltern nur seine Mutter, für die er stets die größte Zärtlichkeit hegte. Der Doctor Morabin war sein erster Lehrer und Beschützer. Von angenehmer Gesichtsbildung, lebhaftem Geiste, witzig und allem Zwange feind, trat er unter dem Namen Chamfort in die Welt. Artikel für das Journal encyclopédique und die Redaction des Vocabulaire français, von dem er mehrere Bände herausgab, waren seine ersten nützlichen Arbeiten. Er schrieb nun mehrere Abhandlungen für die pariser und andere Akademien, auch einige mit Beifall aufgenommene Lustspiele, von denen le Marchand de Smyrne sich auf der Bühne erhalten hat, und auch in Deutschland bekannt ist. Seine Gesundheit indeß war geschwächt: sein Erwerb reichte kaum für seine Bedürfnisse hin. Chabanon, sein vertrauter Freund, dem man unverlangt eine Pension von 1200 Livres gegeben hatte, nöthigte ihn, die-

ſelbe anzunehmen. Nachdem er wieder hergeſtellt war, begab er ſich auf das Land, um zu ſtudiren und zu arbeiten. Er verfertigte die wichtigſten Artikel des Dictionnaire dramatique (1776, 3 Bände), und beendigte zugleich ſeine Tragödie Mustapha et Zéangir, welche ihm die Stelle eines Secretärs beim Prinzen Condé verſchaffte, die er nach einiger Zeit wieder verließ, um ſich nach Auteuil zu begeben. 1781 wurde er in die Akademie Françaiſe aufgenommen. Seine ſchöne Antrittsrede war zugleich ſein letztes rein literariſches Werk. Seine Neigung für die Zurückgezogenheit nahm in demſelben Maße zu, wie ſein Ruhm ſich vermehrte. Er verheirathete ſich, lebte einſam und glücklich mit ſeiner Frau, bis an deren Tod, wo er Vorleſer bei der Prinzeſſin Eliſabeth, der Schweſter des Königs, wurde. Beim Anfange der Revolution fand ſich Chamfort in Verbindung mit den wichtigſten Männern beider Parteien, die ſie zu beſchleunigen ſuchten; die eine durch Begünſtigung und Benutzung, die andere durch möglichſte Bekämpfung und Vernichtung der Misbräuche. Er wandte vergeblich Rath und Bitten bei der erſtern an, um ſie aufzuklären und zurückzuführen; aber er konnte ſich nur mit der zweiten vereinigen, und gezwungen zu wählen, zog er, mit Hintanſetzung aller ſeiner Vortheile, die Partei vor, die ſeinem Charakter und ſeinen Grundſätzen angemeſſen war. Seine Verbindungen mit Mirabeau und ſo vielen andern Männern nahmen ihn anfänglich dergeſtalt ein, daß er ſich mit nichts Anderm beſchäftigen konnte. Er hatte großen Antheil an mehrern von Mirabeau's Schriften und Reden. Indeß änderte ſich Chamfort's Lage, ohne daß ſich darum ſeine Grundſätze änderten; er verlor ſeine Penſion, ſeine Aemter, und nährte ſich nun durch Uebernehmung nützlicher Arbeiten. Die Bibliothekarſtelle an der Nationalbibliothek, zu der er durch den Miniſter Roland ernannt wurde, brachte ihn für einige Augenblicke in günſtigere Umſtände; bald aber erbitterten ihn die Revolutionsgreuel; er äußerte ſich frei und rückſichtslos, und ward nebſt Barthelemy und zwei andern Beamten der Bibliothek verhaftet. Wiewohl er bald wieder in Freiheit geſetzt wurde, ſo hatte ihn doch die kurze Gefangenſchaft mit ſolchem Abſcheu erfüllt, daß er, als er einen Monat nachher wieder verhaftet werden ſollte, ſich zu tödten verſuchte. Die Hülfe der Kunſt und die Sorgfalt der Freundſchaft hielten ihn im Leben zurück, doch ſtarb er im April 1794. Man muß in Chamfort's Geiſt eben ſo viel Umfang und Gründlichkeit, als Scharfſinn und Feinheit anerkennen; ſeine Schriften verrathen ein tiefes, nach den beſten Muſtern geleitetes Studium und einen reinen Geſchmack. Dabei war er ſtreng redlich, dienſtfertig und höchſt uneigennützig. Seine Werke ſind 1795 von Ginguené in 4 Bänden herausgegeben worden, und ſpäter noch zwei Mal erſchienen.

Chamouny, ein Flecken mit 1150 Einwohnern in dem engen und kalten Thale gleiches Namens in der Landſchaft Faucigny in Savoyen, am Fuße des Montblanc. Das Chamounythal liegt 3200 Fuß über dem Meere und hat Ueberfluß an Holz; auch wird noch Garten- und Ackerbau getrieben. Es wird von Reiſenden ſo häufig beſucht, daß dadurch in dieſer, vormals öden Gegend, Wohlſtand entſtanden iſt.

Champagne, nach der ehemaligen Eintheilung Frankreichs eine Provinz dieſes Landes, deren öſtlicher Theil größtentheils Haideland und moraſtig iſt, und daher Champagne pouilleuse genannt wird, und jetzt zum Departement der Marne gehört. Die weſtlichen Gegenden haben gute Kornfelder und Viehweiden; die kreidigen, ſonſt ohne Düngung unfruchtbaren Hügel tragen den trefflichen champagner Wein.

Digitized by Google

Ferner liefert die Champagne die beſten Flintenſteine in ganz Europa. Die wichtigſten Städte ſind Troyes, Chaumont, Chalons ſur Marne u. ſ. w. In dem Feldzuge von 1814 war die weſtliche Champagne vorzüglich das Kriegstheater; eben ſo, die öſtliche im J. 1792.

Champagne (Philippe), ein geſchickter Maler, war 1602 zu Brüſſel geboren. 1621 begab er ſich nach Paris, wo er bei einem nicht eben bedeutenden Maler, Namens Lallemand, arbeitete. Um dieſelbe Zeit kam Pouſſin, damals auch noch ein Jüngling, aus Italien zurück. Champagne, der ihn bald kennen lernte, nahm ſeine Wohnung bei ihm, und benutzte eifrigſt den Rath und die Weiſungen ſeines neuen Freundes. Anfangs hatte das Genie des einen und das Talent des andern manche Widerwärtigkeit zu beſtehen. Ein mittelmäßiger Künſtler, Ducheſne, war damals Maler der Königin Mutter, und in dieſer Eigenſchaft mit den Malereien des Palais Luxembourg beauftragt. Pouſſin und Champagne arbeiteten unter ihm. Der Beifall, den die Königin einigen Gemälden Champagne's ſchenkte, erregte Ducheſne's Eiferſucht, und jener, von Natur blöde und ſanft, fand ſich dadurch bewogen, nach Brüſſel zurückzukehren. Er war aber kaum daſelbſt angekommen, als er die Nachricht von Ducheſne's Tode und eine Einladung, nach Frankreich zurückzukehren, erhielt. Die Königin übertrug ihm bei einer angemeſſenen Beſoldung die Leitung der Malereien des Luxembourgs. Champagne malte jetzt ſechs Bilder für die Karmeliter in der Vorſtadt St. Jaques, und im Gewölbe der Kirche das berühmte Crucifix, ein Meiſterſtück der Perſpective, das, obwohl auf einer horizontalen Fläche gemalt, perpendiculär erſchien und ſelbſt die geübteſten Augen täuſchte. Auch führte er eine Menge von Werken aus, unter denen die Kuppel der Sorbonne das wichtigſte iſt. Auf einer Reiſe nach Brüſſel verfertigte er für den Erzherzog Leopold ein Gemälde, das Adam und Eva, den Tod Abels beweinend, darſtellte. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris ward er zum Profeſſor, und ſpäter zum Director der Akademie erwählt. Der Titel des erſten königlichen Malers ſchien ihm gewiß zu ſein, als Lebrun, der aus Italien zurückkam, dieſen ausgezeichneten Platz erhielt. Champagne, der die Ueberlegenheit des genialen Lebrun unparteiiſch anerkannte, ertrug dies ohne Neid. Bei herannahendem Alter zog er ſich nach Port-Royal zurück, wo ſeine Tochter Nonne war. Dieſe Tochter hat ihm zu einem der herrlichſten Gemälde Anlaß gegeben. Sie iſt ſitzend dargeſtellt, wie ein langwieriges Fieber ſie dem Tode nahe gebracht; aufgegeben von den Aerzten, betet ſie mit einer Kloſterſchweſter, und erlangt die Geſundheit wieder. Die Geſtalt der Tochter, beſonders der Kopf, iſt von wunderbarer Schönheit. Das pariſer Muſeum beſitzt nebſt dieſem Gemälde noch ſechs andere von demſelben Meiſter. Außerdem finden ſich ſeine zahlreichen Arbeiten in Paris und vielen Städten Frankreichs zerſtreut. Champagne hatte eine übertriebene Gewiſſenhaftigkeit. Er würde ſich z. B. ein Gewiſſen daraus gemacht haben, nackte Figuren zu malen. Die höhern Kunſtfoderungen erfüllen überhaupt ſeine Werke nicht. Dennoch gebührt ihm unter den niederländiſchen Malern einer der erſten Plätze. Er ſtarb 1694.

Champagner Weine, die Weine der Liebe, der fröhlichen Laune, der poetiſchen, geſellſchaftlichen Begeiſterung, gehören zu den edelſten, welche die Natur uns Menſchen gegeben hat, um uns ihrer zu erfreuen. Man hat weiße und rothe Sorten; und von jenen wieder ſchäumende (mouſſirende) und nicht ſchäumende. Die weißen ſind die beliebteſten, obgleich es auch ſehr fein und zart ſchmeckende rothe Ar-

Digitized by Google

ten gibt. Die nicht schäumenden Sorten erster Güte werden von Kennern zwar dem mousſirenden vorgezogen, allein unſere Frauen und jungen Herren halten es mit letzteren, und bei dieſen iſt es die Bedingung eines guten Champagners, daß der durch Draht und Siegel eingebannte Pfropf beim Oeffnen gegen die Decke ſpringe und der köſtliche Inhalt brauſend hervorbreche. Der mouſſirende Champagner entſteht übrigens dadurch, daß man ihn nicht in Kufen hat gähren laſſen, ſondern gleich in wohl zugeſpündete Fäſſer gefüllt hat, ſo daß die ſich entwickelnde Luft mit dem Weine verbunden geblieben. Man zieht dieſe Weine am beſten aus Rheims und Epernay, und theilt ſie gewöhnlich in drei Klaſſen ab, deren Preis auf der Stelle von 6 bis zu 3 Livres wechſelt. Die feinſten weißen Gattungen ſind die von Ay, Mareuil und Hautvilliers, und in den rothen die von Verzie, Verſenay, Bouzy und Oeil de perdrix.

Champignons, eine Art eßbarer Schwämme, die uns hauptſächlich von Frankreich entweder getrocknet oder eingemacht zugeführt werden, und die unſern Wohlſchmeckern einen köſtlichen Genuß gewähren. Die mehrſten kommen aus Avignon, Bordeaux und Cette, die von Orange werden für die beſten gehalten.

Champion war in den Ritterzeiten eigentlich ein jeder Kämpfer, der ſeine Sache öffentlich in den Schranken Mann gegen Mann ausfocht. Die engere und gewöhnlichere Bedeutung iſt jedoch ein ſolcher Ritter, welcher die Sache einer andern, nicht waffenfähigen Perſon, wie etwa eines Geiſtlichen, eines alten ſchwachen Greiſes, eines Kindes, und vorzüglich einer Dame, auf ſolche Weiſe verficht. Wenn ein Ritter, was ſelten geſchah, gegen eine Dame die ſchuldige Ehrfurcht verletzt hatte, trat ein durch Verwandtſchaft oder Neigung dazu befugter Ritter für ſie in die Schranken, die Unbill zu rächen, und ward ihr Champion. Wenn zwei Damen in Uneinigkeit gerathen waren, fand jede ihren Champion, der durch den Zweikampf ihr Recht vertheidigte. Da dieſe in ihrem Princip ſchöne Sitte nach und nach durch Misbrauch oft bis zum Lächerlichen ausartete, ſo hat das Wort Champion, vorzüglich in der deutſchen Rede, größtentheils einen ſpöttelnden Nebenbegriff erhalten, übrigens entſtand dieſe Eigenthümlichkeit des Ritterthums in Spanien kurz vor den erſten Kreuzzügen, und ging von dort dieſer Gebrauch, fremde Intereſſen mit dem Schwerte zu verfechten, auf das übrige Europa über.

Chamſin, ein tödtlicher Wind, der in Afrika weht. (S. Harmattan.)

Chan, Khan, überhaupt ein Fürſt oder Regent; insbeſondere das Oberhaupt der Tartaren.

Chandler (Richard), ein gelehrter Helleniſt, geboren 1738. Er gab 1763 die Marmora Oxoniensia heraus, wobei er nicht nur die Irrthümer ſeiner Vorgänger berichtigte, ſondern auch mehrere Lücken, beſonders in der Chronik von Paros, glücklich ergänzte. Die Geſellſchaft der Dilettanti wählte ihn gemeinſchaftlich mit dem Doctor Revett und Pars, um im Oriente zu ſammeln, über den ehemaligen Zuſtand dieſer Länder Nachforſchungen anzuſtellen, und die alten Denkmäler, die noch vorhanden ſein möchten, zu unterſuchen. Die Leitung der ganzen Reiſe ward Chandler übertragen. Dem zufolge bereiſte er in den Jahren 1764, 65 und 66 Jonien, Attika, Argolis und Elis, und kam mit einer reichen Ausbeute nach England zurück. 1769 gab er den erſten Band ſeiner joniſchen Alterthümer heraus, dem erſt 1800 der zweite folgte. 1774 ließ er zu Oxford ſeine Inscrip-

tiones antiquae pleraeque nondum editae, in Asia minori et Graecia, praesertim Athenis collectae drucken. In der Kunſt, die alten Inſchriften richtig zu leſen, genau zu copiren und glücklich zu ergänzen, hat ihn Niemand übertroffen. Von ſeiner Reiſe erſchien der erſte Band zu Oxford 1775 unter dem Titel: Reiſe nach Klein-Aſien; der zweite 1776 unter dem Titel: Reiſe nach Griechenland. Seine Geſchichte von Troja iſt gewiſſermaßen eine Ergänzung ſeiner Reiſe nach Aſien. Er ſtarb 1810.

Chaos, das erſte von allem, was ward. Der Bedeutung des Worts nach, der Raum, der alles faßt, was in ihm wird. Nach Heſiod waren die vier Grundurſachen, aus denen alles entſtand, das Chaos, die Erde, der Tartarus und der Eros (Amor); andere alte Dichter nahmen das Chaos allein als die erſte Grundurſache der Dinge an, und leiteten alles aus demſelben her; andere nannten als die drei übrigen Grundurſachen: die Nacht, den Erebus und den Tartarus; noch andere ließen aus dem Chaos Erde und Himmel entſtehen, nur alle übrigen Dinge durch den Amor vollendet werden. Später dachte man ſich unter dem Chaos den unausgebildeten Urſtoff. Aus ſich ſelbſt zeugte das Chaos, nach Heſiod, den Erebus und die Nacht, und dieſe zeugten mit einander den Aether und den Tag.

Chapelle, eigentlich Claude-Emanuel Luillier, mit dem Beinamen Chapelle, weil er in dem Dorfe La Chapelle bei Paris 1616 geboren worden, einer der liebenswürdigſten und anmuthigſten franzöſiſchen Dichter. Die Freiheit und Leichtigkeit ſeines Geiſtes und die Fröhlichkeit ſeines Charakters machten ihm die vornehmſten und gebildetſten Perſonen zu Freunden; unter dieſen waren Racine, Boileau, Moliere, Lafontaine, Bernier u. A. Die Erzeugniſſe Chapelle's tragen das Gepräge ſeines Charakters, gemiſcht mit Weichlichkeit, Scherz und zuweilen mit Bosheit. Seine mit Bachaumont abgefaßte Reiſe iſt das erſte Muſter dieſer leichten, lieblichen von der Freude und Unſchuld eingehauchten Dichtungsart. Man urtheilt, daß Chapelle mehr natürlich als geglättet, mehr frei in ſeinen Ideen, als correct im Ausdrucke ſei; aber das Talent, über ein Nichts geiſtreich zu ſprechen, zeigte er in einem bewundernswürdigen Grade. Er ſtarb 1686.

Chappe d'Auteroche (Jean), war 1722 geboren, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und ſtudirte die Aſtronomie. 1760 ward er von der Akademie gewählt, um zu Tobolsk den Durchgang der Venus durch die Sonnenſcheibe (6. Juni 1761) zu beobachten. Den 10. März 1761 reiſte er von St. Petersburg nach Tobolsk, um den Durchgang der Venus durch die Sonnenſcheibe dort zu beobachten, und war ſo glücklich, bei ſeinen Beobachtungen einen durchaus reinen und heitern Himmel zu haben. Nach zwei Jahren kehrte er zurück und gab ſeine Reiſebeſchreibung heraus. Sie enthält viel Lehrreiches, aber auch manche ungünſtige Bemerkung über Rußland, und wurde von der Kaiſerin Catharina II. ſelbſt in einer Broſchüre, betitelt, Antidote contre le voyage de l'Abbé Chappe, widerlegt. Daſſelbe Phänomen, das Chappe nach dem Norden geführt hatte, ließ ihn ſechs Jahre ſpäter (1769), auf Veranlaſſung der Akademie, eine Reiſe nach Californien machen, woſelbſt er am 1. Auguſt 1760 ſtarb. Seine Beobachtungen auf dieſer Reiſe hat C. F. Caſſini unter dem Titel: Voyage de Californie, herausgegeben. Sie entſprachen aber nicht den Erwartungen.

Chappe (Claude), des Vorigen Neffe, geboren 1763, hat sich durch Erfindung des Telegraphen berühmt gemacht. Schon im 20. J. erregte er durch eine große Zahl anziehender Abhandlungen in dem Journal de physique Aufmerksamkeit. Der Wunsch, sich seinen einige Stunden von ihm entfernt lebenden Freunden mitzutheilen, führte ihn auf den Gedanken, durch Zeichen mit ihnen zu sprechen, und diese spielenden Versuche führten ihn zu jener wichtigen Entdeckung. Als es ihm gelungen war, seine Vorrichtung im Großen auszuführen, übergab er 1792 der Nationalversammlung die Beschreibung der von ihm erfundnen, und Telegraph (Fernschreiber) benannten Maschine. Die Anlegung der ersten telegraphischen Linie wurde 1793 befohlen; das erste Ereigniß, daß dadurch gemeldet wurde, war die Einnahme von Condé. Der Convent erhielt diese Nachricht zu Anfang einer Sitzung, decretirte, daß Condé fortan Nordlibre heißen solle, und erfuhr noch in derselben Sitzung, daß das Decret bereits überbracht und unter dem Heere verbreitet sei. Je mehr man den Nutzen des Telegraphen bewunderte, desto weniger konnte man begreifen, wie diese Erfindung nicht früher sei gemacht worden. Allerdings hatte man sich von Alters her verabredete Worte durch Zeichen mitgetheilt. Die Seefahrer bedienten sich dieses Mittels seit undenklichen Zeiten. Der Taktiker Aeneas erwähnt einiger Versuche, die Buchstaben des Alphabets in gewisser Entfernung durch Zeichen auszudrücken, und gegen das Ende des 18. Jahrh. hatte Amontons einen Versuch der Art gemacht. Aber das erste System erlaubt nur eine sehr beschränkte Anwendung; eine Nacht reicht kaum hin, zwei oder drei Worte nach der Methode des Aeneas zusammenzusetzen. Was Amontons betrifft, den man unter die Erfinder der telegraphischen Kunst setzt, so hat er von der Maschine, die er ausgedacht, keine Zeichnung hinterlassen. Die Aufgabe war daher noch zu lösen. Es kam darauf an, ein Mittel zu finden, wie man mit Schnelligkeit nach allen Orten und zu allen Zeiten jede beliebige Idee hinbefördern könne. Chappe ahmte zu diesem Zwecke keine der bisher üblichen Maschinen nach, sondern erfand eine, deren Formen sehr sichtbar und deren Bewegungen leicht und einfach sind, die allenthalben aufgerichtet werden kann, die allem Wetter trotzt, und die, bei ihrer Einfachheit, eine hinreichende Menge von Grundzeichen gibt, um von diesen eine genaue Anwendung auf die Ideen zu machen, dergestalt, daß gewöhnlich nur ein, nie aber mehr als zwei Zeichen für eine Idee nöthig sind. Die Ehre dieser Erfindung wurde ihm indeß von vielen streitig gemacht, und der Kummer, den er darüber empfand, versenkte ihn in eine tiefe Melancholie, in welcher er 1805, indem er sich in einen Brunnen stürzte, sein Leben plötzlich endigte. Sein Bruder Jean Joseph ist jetzt Director des pariser Telegraphen.

Chaptal (Jean Antoine Claude), Graf von Chanteloup, Pair von Frankreich, geboren 1758, widmete sich von frühester Jugend an dem Studium der Arznei- und Naturwissenschaften. Schon war er längst als Arzt ausgezeichnet, als er auch 1791 bei der Bestürmung der Citadelle von Montpellier für die Sache der Revolution sich bemerkbar machte. 1793 ward er, wegen der Pulvernoth, nach Paris berufen, und wußte durch seine chemischen Kenntnisse und seine Thätigkeit bei der ungeheuern Fabrik zu Grenelle durch tägliche Verfertigung von 3500 Pf. Pulver allem Pulvermangel abzuhelfen. 1794 kehrte er nach Montpellier zurück, erhielt eine Verwaltungsstelle im Departement Herault und die eigens für ihn daselbst errichtete Professur der Chemie. 1798 wurde er zum Mitgliede des

Instituts ernannt, zeigte sich sehr eifrig für die Sache des 18. Brumaire, wurde 1799 vom ersten Consul in den Staatsrath und 1800 in das Ministerium des Innern aufgenommen, wo er dem Studium aller Künste eine neue lebendige Wendung gab, und bei Paris eine eigne chemische Manufaktur errichtete. 1804 fiel er in Ungnade, weil er sich weigerte, in einem seiner Berichte zu erklären, daß der Runkelrübenzucker besser wäre, als der aus Zuckerrohr. Aber schon 1805 ernannte ihn der Kaiser zum Großkreuz der Ehrenlegion und Mitglied des Erhaltungssenats. Nach der Rückkehr von Elba ernannte ihn Buonaparte zum Generaldirector des Handels und der Manufakturen und zum Staatsminister. Des Königs Wiederkehr versetzte ihn in den Privatstand zurück, und nöthigte ihn, mit der Prinzessin von Orleans wegen des, ehemals ihr gehörigen Chanteloup in Unterhandlungen zu treten. Im März 1816 ernannte ihn der König zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften 6ter Section. Weit merkwürdiger, als durch seine politischen Schicksale, ist dieser Mann durch seine Schriften über Gegenstände der Nationalindustrie, Chemie, über den Weinbau u. s. w., deren Aufzählung jedoch hier zu weitläuftig sein würde. Er leitet noch gegenwärtig zwei chemische Manufakturen zu Montpellier und Neuilly, erfand den Gebrauch alter Wolle statt der Oele bei Verfertigung der Seife und des Färbens der Baumwolle mit türkischem Roth; die Verfertigung aller Arten von Cäment und künstlicher Puzzolane aus inländischem kalcinirten Oker, ohne fremde Stoffe; neue Töpferglasuren, ohne die so oft vergiftenden Bleierze und Wasserblei ꝛc. dabei zu gebrauchen, und verbreitete die Anwendung chemischer Bleichen.

Charade, ein Sylbenräthsel, d. h. ein Räthsel, dessen Gegenstand ein Name oder ein Wort ist, daß man zu errathen aufgibt, indem man die einzelnen Sylben als für sich bestehende Worte auf eine räthselhafte Weise beschreibt. Gelungen kann man eine Charade nennen, wenn die verschiednen Räthsel, welche sie enthält, in einen passenden Bezug aufeinander gebracht sind, und mit einer epigrammatischen Spitze im Ganzen zusammenlaufen. Am angemessensten spricht sich dies Gedankenspiel in Versen aus, und unsre witzigen Köpfe haben uns im Uebermaß damit beschenkt. Die deutsche und französische Sprache sind vorzüglich reich an solchen zusammengesetzten Wörtern; doch auch die alten Sprachen, wie die lateinische und griechische, besonders die letztre, haben einen Ueberfluß daran. Die deutsche Sprache ist deswegen so reich, weil sie oft die Substantiven unverändert zusammensetzt. Man hat sie häufig in kleine Erzählungen, Sonette und andre Formen eingekleidet. Vorzügliche Charaden haben wir in Almanachen und Zeitschriften von Kind, Große, Körner, Theodor Hell, Göckingk ꝛc. Eine schöne Sammlung sind die Agrionien. Man vergleiche den Art. Gryphi.

Charaktere nennt man ein bestimmtes Zeichen für einen Gegenstand oder Begriff. So ist die Schrift der Chinesen eine Charakterschrift, in der jeder Gegenstand oder Begriff durch ein eignes Zeichen ausgedrückt wird. Auch wir bedienen uns in einigen Wissenschaften, der Kürze oder Bestimmtheit wegen, gewisser Charaktere oder Zeichen, von denen wir die wichtigsten hier folgen lassen.

A) Astronomische Zeichen:

☉ die Sonne	⚵ Vesta
☽ der Mond	♀ Juno

⊕	die Erde	⚴	Pallas
☿	der Merkur	⚳	Ceres
♀	die Venus	♃	der Jupiter
♂	der Mars	♄	der Saturn
		♅	der Uranus

Die zwölf Zeichen des Thierkreises:

♈	Widder	♎	Wage
♉	Stier	♏	Scorpion
♊	Zwillinge	♐	Schütze
♋	Krebs	♑	Steinbock
♌	Löwe	♒	Wassermann
♍	Jungfrau	♓	Fische

B) Mathematische, arithmetische Zeichen ꝛc.

Die Zahlen der Römer:

I. 1. II. 2. ꝛc. V. 5. L. 50. C. 100. CC. 200. ꝛc.
VI. 6. ꝛc. IX. 9. D. oder IↃ. 500.
X. 10. XX. 20. ꝛc. M. oder CIↃ. 1000. u. s. w.

In der Algebra bezeichnen die ersten Buchstaben des Alphabets a, b, c gewöhnlich gegebne Größen; hingegen die letzten Buchstaben z, y, x ꝛc. die noch unbekannten oder aufzusuchenden Größen.

Ferner: + so viel mehr (plus); — weniger (minus);
× bezeichnet die Multiplication; ÷ die Division;
= so viel als gleich.

Ingleichen: ° Grad, ′ Minute, ″ Secunde, ‴ Terze.

C) Chemische Zeichen:

△	Luft	♄	Blei
▽	Erde	♃	Zinn
▽	Wasser	☿	Quecksilber
△	Feuer	⊕	Salpeter
☾	Silber	⊖	Salz
☉	Gold	⚻	Schwefel
♀	Kupfer	⚼	Weinstein
♂	Eisen		

D) Geometrische und trigonometrische Charaktere ꝛc.

□	Quadrat	∠	Winkel
△	Triangel	∟	gerader oder rechter Winkel
▭	Rechteck	⊥	Perpendikulär
◯	Kreis	∥	Parallel u. s. w.

Charakter. Charakteristik (Anthropologie. Schöne Kunst). Unter Charakter versteht man überhaupt das auszeichnende Merkmal eines Dinges, wodurch es von andern unterschieden und als ein eignes erkannt wird. Charakteristisch pflegt man dasjenige zu nennen, was durch eigenthümliche Beschaffenheit so ausgezeichnet ist, daß es nicht verkannt und mit einem andern verwechselt werden kann. In dieser Beziehung kann Charakter allem und jedem zugeschrieben werden, was sich durch besondre Merkmale von andern Wesen unterscheidet, und man spricht vom Charakter eines Baumes, einer Waldung,

Gegend, Landschaft, eines Thieres u. s. w. Es ist z. B. Charakter des Menschen, d. h. Unterscheidungsmerkmal seiner Gattung von allen auf der Erde neben ihm lebenden organischen Wesen, daß er eine aufrechte Gestalt, eine kunstgeschickte Hand, Vernunft und Sprache, thierische Triebe und sittliche Freiheit, animalische Bedürfnisse und eine in's Unendliche reichende Fähigkeit der Vervollkommnung hat, und so ein wunderbares Mittelwesen zwischen den Thieren und höhern Geistern ist. Was den Charakter eines einzelnen Menschen betrifft, so befaßt man darunter im weitern Sinne den Inbegriff aller Eigenschaften, wodurch sich ein Individuum von andern unterscheidet, im engern bloß seine sittlichen Eigenschaften, den sittlichen, moralischen Charakter. Man muß nämlich, wenn man die Beschaffenheit unter den Menschen genau erkennen und richtig beurtheilen will, stets Rücksicht nehmen auf Naturell (d. h. diejenige Art des Wirkens und Seins, welche durch die physische Beschaffenheit des Organismus bestimmt wird), Temperament (s. d. Art.), Geist (Kopf, Talente), d. h. auf die Beschaffenheit und Richtung seines Vorstellungsvermögens, Herz, d. h. auf die Beschaffenheit und Richtung seines Gefühlsvermögens, die Fähigkeit, von Gegenständen und Vorstellungen gerührt zu werden, und Gemüth, d. h. auf die Beschaffenheit und Richtung des Begehrungsvermögens, der Neigungen und Triebe, und deren Verhältniß zum Gefühlsvermögen (Gemüthsart). In den letztern Hinsichten kann sowohl auf das Natürliche, als auf das gesehen werden, was der Mensch aus seiner Natur gemacht hat, durch Freiheit. Da es nun aber von besondrer Wichtigkeit ist, den Menschen gerade in dieser Hinsicht am sorgfältigsten zu erforschen: so muß man in der letztren Beziehung zwei Punkte genau berücksichtigen: a) Sinnes- und Denkungsart, d. h. die Regeln, welche sich ein Mensch für sein Verhalten macht (deren Grund man die Gesinnung nennt), und b) die nach Grundsätzen der Sittlichkeit mit Freiheit eingerichtete, in einem Menschen herrschende, sich immer gleich bleibende Handlungsweise. Eben diese aber ist es, welche man im engern Sinne, oft jedoch auch vorzugsweise, Charakter eines Menschen nennt. Charakterlos nennt man den, der sich nie die Mühe gab, sich frei zu festen Grundsätzen zu erheben, und ohne Kraft ist, sie zu befolgen. Man darf daher annehmen, nur starke, große Seelen haben Charakter. Je stärker und größer, desto mehr ist ihr Betragen Folge ihrer Grundsätze, und desto treuer ist jenes diesen: consequente; je schwächer, desto weniger ist dies der Fall: inconsequente Menschen. Ausgebildete, starke Vernunft und große Kraft des Willens machen also den Mann von Charakter. Sind nun diese Grundsätze dem Sittengesetze gemäß, so ist sein Charakter gut: sind sie ihm entgegen, bös. Frei erworbne, sittlich gute Grundsätze und denen gemäßes Handeln machen den Tugendhaften, frei erworbne, sittlich böse Grundsätze und denen gemäßes Handeln machen den Lasterhaften, den Böswicht. Als Norm steht der Charakter des Tugendhaften da, das herrschende, beständige Streben, das Sittengesetz in allen Lagen und unter allen Verhältnissen zu befolgen. Streng genommen, gäbe es nun, außer diesem Charakter und dem ihm völlig entgegengesetzten, keinen andern, und wir würden die Meisten ohne Charakter finden, wofern nicht glücklicher Weise die weitere Bedeutung die gangbarste wäre. Man kann daher den Charakter in engerer Bedeutung den moralischen, den in weiterer den psychologischen nennen, unter welchem man sich also zu denken hat: den beharrlichen Bestimmungsgrund der Art zu sein und zu handeln in einem mensch-

lichen Individuum, ohne Rücksicht, ob freie Selbstthätigkeit oder Naturbeschaffenheit des Individuums die Ursache desselben war. Alle Eigenheiten demnach, welche in einem Menschen durch Naturell, Temperament, Kopf, Herz und Gemüth hervorgebracht werden, alles, wodurch er eine eigne Naturart ist, rechnet man einem Menschen in diesem Stande als Charakter an, und verwechselt daher diesen auch häufig mit Naturell und Temperament. Die ursprüngliche Disposition zu einer solchen Naturart bringt jeder Mensch mit auf die Welt; Erziehung, Gewohnheit, Umgang, Schicksale und andre Umstände tragen das Meiste zur Bildung des Beharrlichen darin bei. Wie wichtig sorgfältigere Untersuchungen hierüber für Erreichung unserer Absichten, und mithin für Glück und Ruhe unsres Lebens seien, braucht nicht erinnert zu werden. S. d. Art. Menschenkenntniß. Daher geht auch ein Hauptmittel, die Menschen kennen zu lernen, dahin, daß man ihre herrschende Neigung erforsche, von welcher meist das ganze System ihrer herrschenden und der davon abhangenden Empfindungen, Begriffe, Meinungen, Urtheile und Handlungen bestimmt wird. Wenn nun der philosophische Menschenforscher die Verschiedenheit der menschlichen Natur nach ihrem Grade nnd Zusammenhange erkennt, so stellt sie uns der Künstler dar, für die Einbildungskraft. Diese ist stets auf Anschaulichkeit gerichtet, aber nicht auf eine solche, die uns die Gegenstände wie im fernen Nebel verschwimmend, mit nur schwankenden Umrissen, sondern auf eine solche, die uns dieselben mit den möglichst bestimmten Umrissen vor die Seele führt. Das Eigenste, Bezeichnendste des Gegenstandes muß zu diesem Behufe herausgehoben werden von der Seite, von welcher es gerade jetzt unsre Aufmerksamkeit fesseln soll, und mit solchen Zügen dargestellt, welche die ehemalige freie Beobachtung so lebhaft erneuern, daß wir gleichsam mit unmittelbarer Gegenwart des Gegenstandes getäuscht werden. Daher z. B. jene Beiwörter Homers: das schwerwandelnde Hornvieh, die erdaufwühlenden Schweine, der armstützende Stab, der langausstreckende Tod u. s. w. oder der Pappel silberwechselnde Blätter bei Voß u. a. m. Haben aber diese Dichter mit den hinzugefügten Beiwörtern etwas anders gethan, als charakterisirt, den eigensten Charakter eines Gegenstandes hervorgehoben, um diesen uns dadurch näher zu stellen? Poetische Schildereien und Beschreibungen würden sehr matt und kahl ausfallen ohne solche vergegenwärtigende und gleichsam belebende Charakterisirungen. Nicht aber in diesen allein sind sie nothwendig, sondern in jeder Gattung der Poesie, im Kleinsten wie im Größten, im Theile wie im Ganzen, und jede schöne Kunst erreicht ihren Zweck gehörig nur durch sie. Zarter, feiner, tiefer Sinn, rege, lebhaft auffassende Einbildungskraft für alle empfindbare Aeußerungen und Züge des Charakteristischen in der Natur und Menschheit sind dem Kunstgenie wesentlich; eben dadurch erschließt es in uns Andern den Sinn dafür, und lehrt uns auch in dieser Hinsicht Welt und Leben kennen, wie wir sie vorher nie gekannt. Mit wie andern Augen sehen wir beide an, wenn der Dichter, der Maler, Bildhauer, Tonkünstler uns auf Erscheinungen, Aeußerungen, Zustände und Verhältnisse aufmerksam gemacht haben, an denen wir sonst, ohne sie zu beachten oder nur zu bemerken, vorübergingen! Wie eine neue Erscheinung steht das Alte, Langgewohnte vor uns, und häufig ergeht es uns wie jenem Reisenden, der, als er nach verschiednen Umständen der durchreisten Länder befragt ward, antwortete: ja, das hätte ich beobachten können. In die Augen springt jedoch, daß nicht jede schöne Kunst die Charaktere

aller Gegenstände darstellen könne, denn jede ist auf einen gewissen Kreis beschränkt; die bildende Kunst auf Gegenstände der äußern Welt, die Tonkunst auf Gefühle. Die Poesie allein umfaßt die äußere und innere Welt, und da ihre Sphäre gerade so weit reicht, als ihr Darstellungsmittel, die Sprache: so ergibt sich, daß eigentlich im Himmel, auf und unter der Erde kein Gegenstand sei, den sie nicht darstellen könne. So viele Gegenstände sie aber darstellen kann, so viele kann und soll sie auch charakterisiren. Hier ist im Allgemeinen keine Grenzlinie zu ziehen, außer welche das Schönheitsgefühl bei Ekel und Abscheu erregenden Gegenständen zieht. Das Charakterisiren bezieht sich nun entweder auf die äußere Form und Beschaffenheit, oder auf die innere Kraft und Wirksamkeit, oder auf den Ausdruck des Innern durch das Aeußere. Welches von diesen dargestellt werde, immer soll es so dargestellt sein, daß es erscheint als ein echter Abdruck der Natur, denn ohne Naturwahrheit ist die Kunst nur ein leeres, bedeutungsloses Spiel: zugleich aber auch so, daß die Einbildungskraft dadurch in eine lebhafte und dem gegenwärtigen Zweck entsprechende Thätigkeit versetzt werde. Soll dies geschehen, so muß die herausgehobne Eigenthümlichkeit anschaulich, sinnlich klar, Leben erregend, gedrängt bezeichnet sein, und den Gegenstand eben nur von der Seite mit Bestimmtheit bezeichnen, von welcher er eben jetzt unser Interesse auf sich ziehen soll. Dies letztre versteht sich wohl von selbst, weil ja sonst der Dichter in's Unendliche ausschweifen könnte, ohne uns dem Zwecke nur im mindesten näher zu führen. Uebrigens kann über das Mehr oder Weniger lediglich das Gesetz der Zweckmäßigkeit entscheiden. Mancherlei Mittel stehen dem Dichter zu Gebote: jetzt wird er mit einem einzigen Beiworte ausreichen, jetzt eines ausgemalten Gleichnisses, bald einer längeren Beschreibung, bald einer ausführlichen Schilderung bedürfen. Einigen Unterschied zwar verursacht hierin die besondre Natur der verschiednen Dichtungsarten; doch bezieht sich dieser mehr auf die Mittel, als auf die Behandlung. Das Charakterisiren kommt aber in der Poesie hauptsächlich vor bei der Darstellung menschlicher Charaktere (Charakterbezeichnung), so daß man vorzugsweise an sie zu denken pflegt, wenn von Charakterisiren in Werken der Poesie die Rede ist. Hiervon soll jetzt insbesondre die Rede sein, weil es mit dem, oben über menschliche Charaktere überhaupt Gesagten in nächster Verbindung steht. Es versteht sich von selbst, daß mit der Anfoderung an den Dichter, er solle Charaktere darstellen, nicht gemeint sein könne, er solle nur solche Personen in seinen Werken vorführen, welche im strengen Sinne Charakter haben. Nur Engel oder Teufel würden dann in seiner Welt erscheinen, mithin meist Wesen, wie wir sie in der Natur nicht, oder nur als seltne Ausnahmen finden. Ist es nun gleich nicht wahr, was man öfters behauptet hat, daß wir in ihrer Gesellschaft Langeweile finden und unsre Theilnahme nicht erregt fühlen würden (denn wir fühlen uns von Milton's Satan, Klopstock's Adramelech auf's höchste interessirt, und es ist kein Zweifel, daß wir durch die Aufstellung eines echt tugendhaften Menschen, wenn er z. B. im Kampfe gegen Versuchung und Schicksal als wahrhaft erhabner Gegenstand nur durch seinen Tod siegt, die innigste Theilnahme für ihn erregen würden): so würde doch der Dichter nur um Extreme schweben. Wenn es daher gleich keine noch so große erhabne Handlung gibt, deren die menschliche Natur nicht fähig wäre: so hat es doch schwerlich einen Menschen gegeben, dessen Weisheit mit keinem Zusatze von Thorheit, dessen Tugend mit keinem Fehler, keiner Schwä-

che gemiſcht geweſen wäre. Nur Weſen dieſer Art hält der Menſch im Durchſchnitt für ſeines Gleichen, und der Dichter hat nicht die Verpflichtung des Moraliſten auf ſich, uns ſittliche Ideale der menſchlichen Natur aufzuſtellen, ſondern er ſchildert die Menſchen wie ſie ſind, nicht wie ſie ſein ſollen. So wenig er daher bloß tugendhafte Charaktere (oder deren Gegentheil) aufſtellt, eben ſo wenig können wir erwarten, daß er bloß conſequente uns vorſtellen werde, da feſte praktiſche Grundſätze unter den Menſchen ebenfalls ſelten, und unabweichliche Befolgung derſelben noch ſeltner ſind. Viel Studium und Mühe könnte der Dichter, wenn er nur conſequente Charaktere darzuſtellen hätte, ſich erſparen; denn eben Darſtellung der inconſequenten Menſchen, von denen man zu ſagen pflegt, daß ſie keinen Charakter haben, dergleichen z. B. der Prinz in Emilia Galotti und Clavigo ſind, gehören zu den ſchwierigſten Aufgaben der Charakterzeichnung. Das menſchliche Sein in ſeinen verſchiedenartigſten Anwandlungen bringt der Dichter zur Erſcheinung, und dadurch werden jene Gattungen von Poeſie, welche Begebenheiten oder Handlungen der Menſchen zum Gegenſtande haben, zugleich meiſt Entwickelungen der Geſchichte des menſchlichen Herzens, Beiträge zur Menſchenkunde. Ganz entgegengeſetzt den meiſten Menſchen, die, beſchränkt, nur gewiſſe Eigenheiten an ſich und andern ſchätzen, begünſtigen und ausgebildet wiſſen wollen, hat der echte Dichter Sinn für alles, Luſt an allem, weil er jedes in Beziehung auf das Ganze, und im Kleinen ſelbſt das Große ſieht, dem jenes dient. „Nur alle Menſchen" heißt es in Meiſters Lehrbrief, „machen die Menſchen aus, nur alle Kräfte zuſammengenommen die Welt." Indem nun der Dichter, in deſſen Bruſt ein Vorgefühl alles deſſen ruht, was der ganzen Menſchheit zugetheilt ward, dieſe verſchiednen Abwandlungen derſelben, für deren Beobachtungen ſein Blick geſchärft iſt, darſtellt, eröffnet er uns auch den Sinn für Leben und Menſchheit und die Verkettungen des, im Dunkeln waltenden Schickſals. Freilich, ſagen wir mit Herder, „wenn ein Dichter das Wort Schickſal ſo mißverſtünde, daß die große Göttin ein Poltergeiſt würde, der für und wider nichts die, auf's beſte angelegten Plane der menſchlichen Vernunft, aller Vernunft entgegen, abſichtslos und ſchadenfroh ohne alle Schuld der Menſchen verwirrte; wenn er auf das Kunſtſtück ſänne, daß Alles, was Menſchen wohlgeſinnt und wohlbeſonnen unternehmen, unglücklich, dagegen, was die Götter leidenſchaftlich und brutal wollen, abſcheulich glücklich ausfalle: dann haßten wir in dieſem Dichter das dumme, ſtupide Schickſal." Nein, durch Menſchen-Charaktere, durch die eigenthümlichen individuellen Anlagen und Fertigkeiten der Menſchheit, wirkt das Schickſal, oder welchen Namen man ſonſt dafür wähle; an dieſe knüpft es die unſichtbaren Fäden, aus denen die Ereigniſſe und Begebenheiten der Menſchheit gewoben werden, und auf dieſe Weiſe ſtellt ſie der echte Dichter dar. Wie nöthig wird ihm alſo beſtimmter Umriß, Haltung, anſchaulich lebenvolle Darſtellung der Charaktere! Ohne reine, wahre, treue, lebendige Charakteriſtik der Geiſter und Herzen, ohne tiefe, innigſte Erfaſſung jeder ſtarken und jeder leiſern Nüance verfehlt er offenbar ſeinen Zweck! Im Allgemeinen werden an jede Charakterzeichnung eines Dichters folgende Anfoderungen mit Recht gemacht: 1) Sie ſei wahr und der Natur getreu. Was hier gegen die Naturgeſetze der Wahrheit iſt, kann unmöglich ſchön ſein; der Charakter muß mit den allgemeinen Geſetzen der menſchlichen Natur übereinſtimmen. 2) Die Charakterzeichnung muß Haltung haben, d. h. ſie darf ſich ſelbſt nicht

widersprechen, sie muß consequent durchgeführt sein. Hier ist die Schwierigkeit unstreitig bei den sogenannten Charakterlosen am größten. In diesem Falle müssen nur die jedesmaligen Bestimmungsgründe herausgehoben und die einwirkenden Situationen mit Geschicklichkeit angelegt und durchgeführt sein. Uebrigens gibt es allerdings auch Widersprüche in sonst consequenten Charakteren, wenn z. B. herrschende Leidenschaften mit den Grundsätzen in Conflict gerathen. So ist es z. B. keineswegs gegen die menschliche Natur, daß ein Ehrgeiziger sich bis zum Niederträchtigen erniedrige, wenn er dadurch seinen Zweck zu erreichen hofft; es ist aber gegen die menschliche Natur, daß ein Phlegmatiker sich als den feurigsten Liebhaber zeige. 3) Die Charakterzeichnung muß leicht überschaulich sein, damit man nicht über den Charakter unentschieden bleibe. Freilich aber ist es nicht Schuld des Dichters, wenn seine Leser den Löwen nicht an den Klauen erkennen; denn von dem Dichter wird keineswegs gefodert, daß er uns eine Charakterzeichnung wie la Bruyere liefere, sondern seine Phantasie stellt so viele Aeußerungen und Züge des Charakters zusammen, als sein Zweck erheischt und hinreichen, unsre Phantasie zu erregen und unser Urtheil zu bestimmen. Ein einziger leiser Zug, der Natur fein abgelauscht, worin sich die Eigenthümlichkeit eines Charakters ausdrückt, ist oft hinreichend zu bewirken, daß unsre Phantasie das Uebrige hinzudichte. Züge dieser Art sind es, welche vornehmlich die beschreibende Poesie beleben, die es so sehr mit Beschaffenheit und Zuständen, überhaupt dem Ruhenden, zu thun hat. Hier muß die Phantasie durch die Charakterzeichnung in ein fortschreitendes Spiel versetzt werden, worin sie zu dem Gegebenen eine Mannichfaltigkeit des, durch den Charakter Möglichen hinzudichtet, da sie hingegen in den Charakterzeichnungen der dramatischen Poesie (bei Entfaltung des Willens durch Versetzung in Lagen, welche zum Handeln nöthigen) den Verstand durch ihr Spiel veranlaßt, rückwärts bis zu den Gründen zu gehen. Man darf hier nur an die Entwickelung von Hamlets Charakter in Meisters Lehrjahren erinnern. Die erzählende Poesie, die es statt der Handlungen mit Begebenheiten zu thun hat, steht in dieser Hinsicht zwischen jenen beiden in der Mitte. Uebrigens haben dramatische und erzählende Poesie das mit einander gemein, daß dort die Handlung, hier die Begebenheiten durch die Charaktere bedingt sind. In dieser Hinsicht ergeben sich denn für Charakterzeichnung folgende Gesetze: 1) Nur solche Züge, Aeußerungen und zur Entwickelung führende Situationen anzubringen, als zur Wirkung wesentlich erfoderlich; 2) nicht mehr als nöthig waren und 3) alle in einer solchen Aufeinanderfolge, daß das Zusammenfassen in ein Totalbild dadurch möglich wird. Fehlt an solchen Zügen, etwas, so ist die Charakterzeichnung dürftig; sind sie nicht mit der erfoderlichen Stärke herausgehoben, so ist sie flach, matt, oberflächlich, unbestimmt; sind ihrer zu viele, so ist sie überladen; sind sie zu stark, so ist sie übertrieben, und sind sie nicht in der gehörigen Ordnung, verworren. Diese Fehler weisen von selbst auf die entgegengesetzten Tugenden. Man lasse sich übrigens durch eine Eintheilung der Dramen, die auch für den Roman gelten kann, in Intriguen- und Charakterstücke nicht zu dem Wahne verleiten, in dem selbst Dichter und Aesthetiker zu stehen scheinen, als ob manchen Dramen und Romanen Charakterzeichnung minder wesentlich sei. Charakterzeichnung ist in allen unerlaßliche Bedingung, und jene sogenannten Charakterstücke unterscheiden sich von den übrigen, in Hinsicht auf Charakteristik, bloß wie Gattung und Art. Es liegt entweder das meiste Gewicht über-

haupt auf den Charakteren, oder es wird insbesondre das, einer Klasse von Individuen, deren Repräsentant der Held des Charakterstücks ist, Eigenthümliche dargestellt, indem man alle Hauptzüge eines Charakters, die man sonst nur an mehrern zerstreut antrifft, auf Eine Person häuft, und so gewissermaßen den personificirten Charakter selbst, wie z. B. in Moliere's Geizigen, erhält. In beiden Fällen redet man von einem Charakterstück. Die Untersuchung, wie weit ein Dichter hiebei gehen dürfe, ob und wie er dabei die Individualität retten könne, oder zu retten nöthig habe u. a. m., würde aber zu weit führen. Was die Charakterdarstellung in der Schauspielkunst anlangt, so ist der Schauspieler nicht bloß Organ des Dichters, sondern auch Repräsentant seiner Helden, und da er diese durch seine Person zu versinnlichen und zu beleben bestimmt ist: so folgt natürlich, daß er den vom Dichter gezeichneten Charakter getreu darstellen solle. Die schwierige Aufgabe des Schauspielers ist hierbei diese, einen idealen Charakter als Individualität darzustellen in seiner eignen Person. Diese seine Person muß er nothwendig verleugnen; für den fremden Charakter, den er darstellen soll, hat er aber kein Vorbild; denn der Dichter liefert ihm mehr nicht, als Veranlassung, sich ein solches zu schaffen. Die Züge dazu kann er nirgend anders entlehnen, als aus der Natur, indem er entweder ein einziges Original copirt, oder die zerstreuten Züge von mehrern in Eins verbindet. Da das Erste nur in seltnen Fällen anwendbar ist, so bleibt ihm meistens das Letztre übrig, wobei er sich als echten Künstler mit schöpferischer Phantasie beweist. Uebrigens ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß der Schauspieler schärfer charakterisiren müsse, als wir es überall in der Natur finden, und daß ohne Charakteristik die Schauspielkunst nichts ist. Der Schauspieler befindet sich ziemlich dabei im Falle des bildenden Künstlers; wie denn überhaupt die Schauspielkunst als belebte Bildnerei betrachtet werden mag. Dann muß man aber bekennen, daß die Schauspielkunst noch mehr Schwierigkeiten zu besiegen habe, als die Bildnerei; denn wenn sich diese auf einen Moment beschränkt, so hat jene einen vollständigen Cyclus darzustellen, worin mit immer gleich gehaltner Wahrheit ein Beharrliches, der Charakter in beständigem Wechsel durch die mannichfaltigsten Uebergänge zum Ziele geführt wird, an welchem alles Einzelne Ein Ganzes ausmacht. Mit der Bildnerei hat sie Ausdruck der Beschaffenheit und des Zustandes der Seele im Körper gemein, denn darin besteht der eine Theil der Charakteristik bildender Kunst; der andre bezieht sich lediglich auf die äußere Beschaffenheit der dargestellten Wesen, Erfassung der Eigenthümlichkeiten, womit die Natur ein jedes in Gestalt, Farbe und Größe bezeichnet hat. Außer dieser treuen Naturwahrheit kann die bildende Kunst zwar in Hinsicht auf äußere Gestalt, durch Wahl der Formen, das Trefflichere darstellen, charakteristisch kann sie aber nur sein durch den Ausdruck des Geistigen im Körperlichen. Wo die Natur anfängt, durch inwohnenden Geist, Seele, bedeutend zu werden, da fängt auch eigentlich erst der Kreis der schönen bildenden Kunst an, und Copien von Naturgegenständen, wäre auch ihr äußerer Charakter noch so genau beobachtet und die Behandlung noch so trefflich, haben doch keinen Anspruch auf den Rang unter Werken schöner Kunst, wenn nicht der Künstler jene Bedeutung herausgehoben hat. Dies ist bei manchen Gegenständen gar nicht, bei einigen in geringerem, bei andern in höherm Grade möglich. Die der erstern Klasse nennt Göthe widerstrebende Gegenstände, bei denen wir nicht verweilen wollen. Zu denen der zweiten Klasse gehören Stille-

ben, Landschaften, Thierstücke, die ohne Charakteristik leer und fade sind und den Beschauer gleichgültig lassen. Die höhere Charakteristik beginnt, wo im organischen Leben freie Thätigkeit sich äußert, besonders da, wo er in Individuen sich in unendlicher Mannichfaltigkeit äußert. In der Thierwelt wird wenig Individualität gefunden, indem fast jedes Individuum seine ganze Gattung repräsentirt; der bildende Künstler wird also hauptsächlich seine Kunst des Charakterisirens in Darstellungen aus der Menschenwelt zeigen können. Auf dreifache Weise stellt er den Menschen dar, plastisch, physiognomisch und mimisch. Bei der plastischen Darstellung, die auf vollendetes Ebenmaß der Form gerichtet ist, kann er nur äußere Zustände charakterisiren, z. B. die Unterschiede des Männlichen und Weiblichen, die Stufen des Alters u. a. m.; die Seelencharakteristik gehört den andern Arten an. Physiognomische Darstellung zeigt den Ausdruck des innern Menschen im äußern in Ruhe, und ist entweder Porträt oder Charakterstück. Die meisten Porträts sind mehr für die Erinnerung, als den tiefern ästhetischen Sinn, und es werden meist keine höhern Ansprüche gemacht, als auf äußere Aehnlichkeit der Gesichtszüge, weshalb denn auch Bildnisse kein allgemeines Interesse haben. Wie in diesem nur die Persönlichkeit eines einzelnen Individuums, so ist im Charakterstück die Individualität einer ganzen Art oder Klasse dargestellt. Man kann hieher die Charakteristik von le Brun rechnen, in denen die vorzüglichsten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften nach ihrem physiognomischen Ausdruck dargestellt sind. (S. Physiognomik.) Mimisch stellt die bildende Kunst den Menschen dar, wenn sie aus seinem Aeußern auf eine bestimmte Handlung schließen läßt, bei welcher er unternehmend oder leidend interessirt ist. Diese mimische Darstellung ist entweder pathologisch, wenn sie aus den Mienen und Geberden den Grund der Seelenbewegung nur errathen läßt, oder dramatisch, wenn sie den Grund selbst als eine vollständige Begebenheit darstellt, welche die Veranlassung des mimischen Ausdrucks enthält. Diese letztern Darstellungen sind wieder historische und Charakterbilder. Die letztern erheben sich über die erstern dadurch, daß alle Figuren derselben für sich interessiren müssen, und die Handlung ihnen nur zur nähern Bezeichnung oder Versinnlichung des Charakters beigelegt, mithin untergeordnet ist, wovon das vollkommenste Beispiel Rafaels Schule von Athen sein dürfte; im historischen Bilde sind die Figuren um der Handlung willen da. Das Verhältniß ist wie in den Charakter- und Intriguen- oder Situationsstücken der dramatischen Poesie, und was in Hinsicht auf Charakterzeichnung dort galt, gilt auch hier. Musik. Der Gegenstand der Musik sind Empfindungen, das Darstellungsmittel Töne. Durch beide wird der Charakter der Tonstücke bedingt. Davon, daß jede Empfindung ihren eignen Charakter habe, ist wohl unnöthig zu sprechen; wir gedenken also nur des darnach modificirten Ausdrucks durch Töne. Auf eine zwiefache Weise wird dieser bestimmt: einmal durch den Gang und die Bewegung der Töne, und dann durch die Tonart. Die Erfahrung lehrt uns, daß jede Empfindung und Leidenschaft ihre eigenthümliche Bewegung habe; denn rasch hüpft die Freude, mit zögerndem Schritte schleicht der Schmerz u. s. w. Mit diesem, der jedesmaligen Empfindung angemessenen Rhytmus charakterisirt also die Musik zunächst. Da sich aber nicht bloß durch Bewegung, sondern auch durch Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche der Töne, je nachdem diese oder eine andre Empfindung die Ursache von ihnen ist, unterscheiden: so wird die Wahl der Tonart ein zweites Mittel zu cha-

rakteriſiren für die Muſik. Hier tritt die Charakteriſtik der Töne ein (ſ. Tonarten), und man ſieht, wie wichtig die Beſtimmung iſt, aus welchem Ton ein Tonſtück gehe. Und ſo zeigt ſich denn auch, die Muſik ſei nur rein wirkſam, wenn ſie auf ihre Weiſe echt charakteriſirt. Daß ſich die Declamation in demſelben Falle befinde, ſpringt in die Augen; denn Declamation, wenn ſie iſt, was ſie ſein ſoll, iſt ja nichts anders, als eine geſprochne Muſik, weshalb auch der verewigte Schocher ſie eine notirte Beredtſamkeit nannte. Und was fodern wir von einer echten Declamation? Nicht bloß, daß ſie richtig ausſpreche, Längen und Kürzen im Allgemeinen beobachte u. ſ. w., ſondern daß ſie Stillſtand, Fortſchritt und überhaupt die Bewegung, Ton, Modulation, Nachdruck und Affect dem jedesmaligen Inhalte der Darſtellung auf's genaueſte anpaſſe. Denken wir hiebei wieder an den Schauſpieler, ſo erſcheint uns die Schwierigkeit der Kunſt in ihrem ganzen Umfange; denn wie er in Hinſicht auf mimiſchen Ausdruck mit dem bildenden Künſtler verwandt iſt, ſo iſt er es in Hinſicht auf Declamation mit dem Tonkünſtler; die Wahrheit ſeines Mienen- und Geberdenſpiels ſoll er auch durch die Wahrheit ſeines Sprachausdrucks beglaubigen, und ſo der Poeſie von allen Seiten Leben und Seele geben. Endlich darf die Baukunſt eben ſo wenig, als eine andre ſchöne Kunſt, den Charakter vernachläſſigen, welcher durch die Wirkſamkeit gewiſſer Formen auf unſer Gefühl beſtimmt wird; weshalb es, beiläufig geſagt, gar nicht ſo unſinnig war, als es Einigen geſchienen hat, die Baukunſt eine verſteinerte Muſik zu nennen. Die Werke der ſchönen Baukunſt müſſen ſich charakteriſiren als erhabene, prächtige, ſchauerliche, ſchöne, romantiſche. Erhaben bis zum Feierlichen ſind Tempel; prächtig, Eindruck von Größe und Würde erregend Paläſte; ſchauerlich, Gefängniſſe, Zeughäuſer u. a.; reizend, wenigſtens ſo weit es durch Symmetrie und Eurhythmie erreichbar iſt, Privatwohnungen, die ländliche Baukunſt u. ſ. w. Das Romantiſche iſt vornehmlich der gothiſchen Baukunſt eigen, von deren mannichfaltiger Anwendung zu unſrer Zeit wohl kaum eine Erinnerung nöthig iſt. Die „Unterſuchung über den Charakter der Gebäude, über die Verbindung der Baukunſt mit den ſchönen Künſten, und die Wirkungen, welche durch dieſen hervorgebracht werden ſollen (Leipzig 1788 vom Herrn von Erdmannsdorf)" machen es unnöthig, uns hierüber weiter zu verbreiten. Daß die Gartenkunſt ebenfalls der Charakteriſtik bei ihren Darſtellungen weſentlich bedürfe, lehrt der Art. Gartenkunſt. — Das unumſtößliche Reſultat aller dieſer Unterſuchungen iſt: keine ſchöne Kunſt iſt ohne Charakteriſtik, und ein großer Theil der Wirkungen, welche ſie hervorbringt, beruht auf ihrem zweckmäßigen Gebrauche. Deshalb dürfen wir uns in der That nicht verwundern, wenn es Aeſthetiker gegeben, die geradezu das Weſen aller ſchönen Kunſt in Charakteriſtik ſetzen. In neueſter Zeit hat dies beſonders Hirt gethan, in zwei Aufſätzen, die von ihm in Schillers Journal, die Horen, enthalten ſind. Man überſehe aber nicht, was hiegegen von Göthe in den Propyläen, und von Fernow in den römiſchen Studien erinnert worden. Schön iſt des erſtern Charakteriſtik der Charakteriſtiker; der Unterſuchung des Letztern fehlt wenig, um erſchöpfend zu ſein. Er ſetzt das Ideale dem Charakteriſtiſchen entgegen, und zeigt, daß durch den Ausdruck des Charakteriſtiſchen Kunſtwahrheit bewirkt werde. Wie nöthig dieſe ſei, iſt gezeigt worden; allein ſie iſt noch keine Schönheit, und von ſchöner Kunſt iſt doch die Rede. Da ergibt ſich denn von ſelbſt, daß Wahrheit und Charakteriſtik weder der ganze, vollſtändige, noch der höchſte Zweck der Kunſt ſein können,

Digitized by Google

sondern daß zu ihr noch Idealität der Form und Schönheit der Darstellung hinzukommen müsse. Schöne Darstellung des Ideals unter charakteristischen Bedingungen ist es, worauf hier Alles ankommt. Vergl. den Art. Ideal, und Falk's kleine Abhandlungen über Poesie und Kunst. dd.

Chardin (Jean), Sohn eines protestantischen Juwelenhändlers zu Paris, und selbst Juwelenhändler, war 1643 geboren. Er war noch nicht zwei und zwanzig Jahr alt, als sein Vater ihn, um Diamanten einzukaufen, nach Ostindien schickte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Surate lebte Chardin sechs Jahre lang in Ispahan, wo er sich weniger mit kaufmännischen Geschäften, als mit tiefen Studien und Untersuchungen beschäftigte, und seine Verbindungen am Hofe benutzte, um die belehrendsten und zuverlässigsten Nachrichten über die politische und militärische Lage Persiens zu sammeln. Er brachte treffliche Materialien über die Alterthümer und die Geschichte zusammen. 1670 kehrte er nach Frankreich zurück; da er aber sah, daß er wegen seiner Religion keine Anstellung oder Beförderung zu hoffen hatte, nahm er eine beträchtliche Menge von Kostbarkeiten mit sich, und reiste 1671 wieder nach Persien. Theils dort, theils in Indien blieb er zehn Jahre. Im April 1681 kam er in London an, und zehn Tage nach seiner Ankunft ertheilte ihm Carl II. den Titel eines Chevaliers. Chardin gab den ersten Band seiner Reisebeschreibung in London 1686 heraus. Die andern Bände sollten folgen, als er zum bevollmächtigten Minister des Königs von England bei den Generalstaaten von Holland, und zum Agenten der englisch-ostindischen Compagnie bei ebendenselben ernannt wurde. Seine neuen Pflichten entzogen ihn nicht seinem Lieblingsgeschäfte, und 1711 erschienen zwei Ausgaben seiner Reisebeschreibung. Bald darauf kehrte er nach England zurück, wo er 1713 starb. Alle spätern Reisenden haben die Richtigkeit, Genauigkeit und Wahrheit seiner Angaben und die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse bestätigt. Die neueste und beste Ausgabe von Chardin's Reise hat Langles 1811 in zehn Octavbänden nebst einem Atlas in Folio besorgt.

Charette de la Coutrie s. Vendée.

Charfreitag, auch der stille Freitag genannt, hat wahrscheinlich jenen ersten Namen von dem alten deutschen Worte charen, welches leiden oder büßen heißt. Die Protestanten betrachten ihn als den feierlichsten Tag des ganzen Jahres, dagegen gilt er bei den Katholiken nur für einen halben Feiertag.

Chargé d'Affaires, s. Gesandten.

Charitinnen, s. Grazien.

Charkow, Hauptstadt der slobodischen Ukraine in Rußland. Sie hat über 1500 Häuser und an 16,000 Bewohner. Die Einwohner treiben einen nicht unwichtigen Zwischenhandel, und es gibt vier große Jahrmärkte hier. 1803 wurde die hohe Schule daselbst zu einer Universität umgeschaffen, und aus Deutschland mehrere bekannte Gelehrte als Professoren dorthin berufen. Der Kaiser bewilligte jährlich 130,000 Rubel zu Einkünften, und außerdem schoß der Adel des Landes 400,000 Rubel zur Einrichtung her. Sie zählt 25 Professoren und etwa 300 Studenten.

Charlatan. (italienisch: ciarlatano.) Die Abstammung dieses Worts, worunter man zunächst einen Marktschreier, Quacksalber, Afterarzt, dann aber überhaupt Jeden versteht, der sich auf eine auffallende Weise den falschen Schein von Kenntnissen oder Geschicklichkeiten gibt, ist zweifelhaft. Am natürlichsten scheint indeß die Ableitung von

dem italieniſchen ciarlare ſchwatzen, weil im Schwatzen eigentlich die Hauptkunſt des Charlatans beſteht.

Charlestown, die Hauptſtadt von Süd-Carolina in Nordamerika, wurde auf einer Halbinſel zwiſchen den Flüßen Aſhley und Cooper 1630 angelegt, iſt gut gebaut, hat eine Bank und zählt über 34,000 Einwohner, worunter 30,000 Neger, in 3500 Häuſern, ohne die Packhäuſer und Magazine. Der Handel von hier aus iſt von der höchſten Bedeutung, ſowohl nach Europa, als nach den weſtindiſchen Inſeln. Die Hauptausfuhr beſteht in Reiß, Tabak, Baumwolle, Indigo. Es laufen jährlich über 1000 Schiffe ein und aus. Die Rheeder der Stadt haben 200 Schiffe.

Charlottenburg, königliches Luſtſchloß, an der Spree, mit einem ſchönen Garten, eine Stunde von Berlin, welches die erſte Königin von Preußen, Sophia Charlotte, erbauen ließ. Die dabei neuangelegte Stadt, enthält 430 Häuſer und 4000 Einwohner. Ein ſchöner Weg führt durch den Thiergarten nach Charlottenburg, welches die Berliner häufig als Vergnügungsort beſuchen. Anfangs hieß es von dem dabei liegenden Dörfchen Lietzow, Lützelburg. Unter der verewigten Königin Luiſe, Gemahlin Friedrich Wilhelms III., iſt es ſehr verſchönert worden. In dem Schloßgarten befindet ſich das, dieſer vortrefflichen Fürſtin errichtete Grabmal, unter deſſen Gewölbe auch ihre Aſche ruht. Jeden 19. des Monats, (zur Erinnerung an den Sterbetag [19. Juli 1810] der Königin) ſtehen die Pforten dem Publikum offen. Am 19. Juli jeden Jahres iſt daſelbſt vor dem Könige und ſeiner Familie Gottesdienſt.

Charon, nach der Mythologie ein Sohn des Erebus und der Nacht. Sein Amt war, die Todten über den ſchwarzen Acheron, den immer vom Geheule der Todtenklage ertönenden Kocytus, und den, ſelbſt den Göttern furchtbaren Styx zu führen. Für ſeine Mühe mußten ihm die Todten ein Fährgeld bezahlen, das man den Verſtorbnen in den Mund ſteckte. Wer dies nicht mitbrachte, oder wer auf der Oberwelt keine Begräbnißſtätte gefunden hatte, deſſen Schatten mußte an den Ufern des Acheron umher irren und warten, bis Charon ihn einnehmen wollte. Man ſtellte ihn vor als einen finſtern Alten mit ſtruppigem Barte und zerlumpter Kleidung.

Chäronea, ein Ort in Böotien, berühmt durch die Schlacht zwiſchen Philipp von Macedonien und den verbündeten Griechen. (S. Griechenland und Philipp.)

Charoſt (Armand-Joſeph de Béthune, Duc de), geboren zu Verſailles 1728, zeigte ſich durch ſeine raſtloſe Wohlthätigkeit und zu jeder Aufopferung bereite Vaterlandsliebe ſeines großen Ahnherrn Sully würdig. Früh trat er in's Heer und zeichnete ſich bei mehrern Gelegenheiten aus. Ein Freund und Vater ſeiner Soldaten, belohnte er aus ſeinen Mitteln die Tapfern. 1758 ſchickte er ſein ſämmtliches Silber in die Münze, um den Bedürfniſſen des Staats damit zu Hülfe zu kommen. Der Friede von 1763 gab ihm einem ruhigen Wirkungskreis zurück; aber ſeine Wohlthätigkeit gegen die Soldaten, welche er commandirt hatte, ſetzte er fort. Er war beſonders thätig für die Verbeſſerung des Ackerbaues und den öffentlichen Unterricht. Lange vor der Revolution ſchaffte er die Frohndienſte und die Zwangsrechte auf ſeinen Gütern ab, ſchrieb gegen den Feudalismus, entwarf einen Plan zur Tilgung der Zinſen und Renten, u. ſ. w. In verſchiedenen Kirchſpielen gründete er Wohlthätigkeitsanſtalten, ſorgte für den Unterhalt und Unterricht älternloſer Kinder, ſtellte Aerzte und Heb-

Digitized by Google

ammen an, stiftete ein Hospital und stattete es reichlich aus. In einem Jahre der Theurung ließ er auf eigne Kosten Getreide in den Hafen von Calais einführen. In den Provinzialversammlungen sprach er gegen die Frohnen; in der Versammlung der Notabeln erklärte er sich für die gleichmäßige Vertheilung der öffentlichen Lasten. Die Revolution brach aus. Noch vor dem Decrete über die patriotische Beisteuer machte er ein freiwilliges Geschenk von 100,000 Franken. Während der Schreckenszeit hatte er sich nach Meillant zurückgezogen. Hier wurde er verhaftet, und erst nach dem 9 Thermidor erlangte er seine Freiheit wieder. Es verdient bemerkt zu werden, daß in den Zeugnissen, welche ihm die Revolutionsausschüsse ertheilten, er der Vater der leidenden Menschheit, der Wohlthäter genannt wird. Er kehrte nach Meillant zurück, wo er eine Ackerbaugesellschaft stiftete. Kein Opfer war ihm zu groß, und sein ungeheures Vermögen reichte kaum für seine Unternehmungen hin, bis er den 27. Oct. 1800, von unzähligen Menschen betrauert, deren Wohlthäter er gewesen, an den Blattern starb.

Charpentier (Joh. Fried. Wilh. von), Berghauptmann in Freiberg, ein um die wissenschaftliche Betreibung des Bergbaues höchst verdienter Mann, war geb. 1738 und starb 1805. 1766 erhielt er an die damals neuerrichtete Berg-Akademie in Freiberg einen Ruf als Lehrer der Mathematik, späterhin machte er sich mit dem praktischen Grubenbaue bekannt, bekam 1784 die Direction des Alaunwerks zu Schwemsal, und ging 1785 nach Ungarn, um die Anwendbarkeit der neuen Amalgamirmethode zu prüfen. Nach seiner Zurückkunft ward in Freiberg das große Amalgamirwerk nach einem sehr durchdachten Plane angelegt. Er war um diese Zeit vom Kaiser Joseph in den Reichsadelstand erhoben worden. Von seinen Töchtern war die eine an den Oberhofprediger Reinhard, und ist jetzt in zweiter Ehe an den Grafen Hohenthal verheirathet; die andere ist die Gattin des Generals Thielemann.

Charron (Pierre), der Sohn eines Buchhändlers, welcher Vater von fünfundzwanzig Kindern war, wurde zu Paris 1541 geboren. Nachdem er zu Orleans und Bourges die Rechte studirt und in der letzten Stadt Doctor geworden, fing er zu prakticiren an. Allein nach fünf oder sechs Jahren widmete er sich dem geistlichen Stande, zeichnete sich als Kanzelredner aus, bekleidete mehrere Aemter in Gascogne und Languedoc, und erhielt den Titel eines Predigers der Königin Margarethe. Zu Bordeaux trat er in enge Freundschaft mit Montaigne, der ihm in seinem Testament die Erlaubniß gab, sein Familienwappen zu führen. In der Versammlung der Geistlichkeit vom J. 1595, bei welcher er als Abgeordneter erschien, wurde er zum Secretair ernannt. Er starb 1603 zu Paris. Charron's bekanntestes Werk ist sein Traité de la Sagesse, der von mehrern Seiten angegriffen und vertheidigt wurde. Der Traité de la Sagesse, den er noch kurze Zeit vor seinem Tode schrieb, ist ein Auszug und eine Rechtfertigung des vorigen. Montaigne und Duvair ahmt er oft darin nach, doch vermißt man die Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit des erstern. In seinem Traité des trois Vérités beweiset er gegen die Atheisten, daß es eine Religion gebe, gegen die Nichtchristen, daß von allen Religionen die christliche die allein wahre sei und gegen die Ketzer, daß die römisch-katholische Kirche allein selig mache. Außerdem sind noch sogenannte Discours chrétiens von ihm gedruckt.

Charta magna oder gewöhnlich Magna charta (englisch: the Great Charter), ein vorzüglich merkwürdiges Grundgesetz der

Engländer, das noch jetzt von ihnen als das Palladium der Nationalfreiheit verehrt wird. Schon im J. 1100 hatte Heinrich I. der englischen Nation einen wichtigen Freiheitsbrief (charta libertatum) ausgestellt, in welchem er dem Volke, besonders aber dem Adel, viele Freiheiten gab und manchen Druck des Lehnsystems aufhob. Als nachher König Johann ohne Land diese Urkunde verletzte, despotisch herrschte und die Nation vom Papste abhängig machte, wurde er 1215 durch einen allgemeinen Volksaufstand, an dem besonders die Geistlichkeit großen Antheil hatte, zur Unterzeichnung der Magna charta genöthigt. In derselben wurde das obige Gesetz bestätigt, es wurden ferner darin viele Anmaßungen des Papstes verworfen, der Kirche große (verhältnißmäßig zu große) Vorrechte eingeräumt, und die Grundsätze festgestellt, daß ohne Einwilligung der Volksrepäsentanten keine neue Abgaben eingeführt, der Handel nie durch willkürliche Zölle beschränkt und die Freiheiten der Städte und Flecken ungekränkt gelassen werden sollten. Auch wurde das Privateigenthum durch dieses Gesetz gesichert, das Erbschaftsrecht genauer bestimmt u. s. f. (S. Großbrittanien).

Charte (la), eigentlich der Freibrief, nennen die Franzosen die ihnen von Ludwig XVIII. 1814 gegebne Constitution. (S. Frankreich und Ludwig XVIII.)

Charybdis, nach der Fabellehre, eine Tochter Neptuns und der Erde, die ihrer Unersättlichkeit wegen von Jupiter ins Meer gestürzt wurde, wo sie als Meerstrudel jedes Schiff, das sich ihr näherte, auf den Grund hinabriß und verschlang. Die Veranlassung zu diesem Mythus gab der berühmte Wirbel im sicilianischen Meere, der den unkundigen Schiffern ehemals um so gefährlicher und verderblicher war, da sie sich in dem Bestreben, ihm zu entgehen, der Gefahr aussetzten, an den Felsen der Scylla Schiffbruch zu leiden. Heut zu Tage ist die Charybdis den Schiffern nicht mehr furchtbar, welche bei ruhigem Meere, zumal wenn kein Südwind weht, sicher über sie hinfahren. Sie heißt jetzt Calofaro und la Rema.

Chasseki, die erste Sultanin, oder diejenige Gemahlin des türkischen Kaisers, die ihm den ersten Prinzen geboren hat.

Chasteler (Johann Gabriel, Marquis von), Militairgouverneur in Venedig, aus einer Seitenlinie des herzoglich-lothringischen Geschlechtes abstammend, wurde 1763 auf dem Schlosse Mulbais in Hennegau geboren, erhielt seine erste Bildung in der berühmten Anstalt zu Pont-à-Mousson, die spätere in der wiener Ingenieur-Akademie und starb 1819. Im funfzehnten Jahre seines Alters trat er in den österreichischen Kriegsdienst, und machte unter dem Prinzen von Ligne den baierischen Erbfolgekrieg wider Preußen mit. In den darauf gefolgten Friedensjahren diente er im Geniecorps, und zeichnete sich bei dem Bau der von Joseph angeordneten Festungen Josephstadt und Theresienstadt ungemein aus. In eben jenen Friedensjahren machte er auch seine Studien in der Geschichte, Naturkunde, Kriegswissenschaft, und vorzüglich Kriegsbaukunst. Im Türkenkriege diente er bei dem Corps in Kroatien; sein Heldenmuth, womit er 1789 unter Laudon's Augen, obgleich mehrmals verwundet, die Bresche von Novi erstieg, brachte ihm das Theresienkreuz. Er wurde Major im Geniecorps, und leuchtete bei der Belagerung von Belgrad, bei dem Sturm der Vorstädte, besonders hervor. Während der nie-

derländischen Unruhen gab er die größten Beweise seiner Anhänglichkeit an das Kaiserhaus. Vom Ausbruche der französischen Revolution an, nahm er an allen Feldzügen des österreichischen Heers auf's thätigste Theil, und erhielt in einem Gefecht bei Aresnes, 1793, mehrere Bajonetstiche. 1796 und 1797 arbeitete er, auch als Diplomatiker, in Polen und zu Petersburg. 1797 nach dem Frieden von Campo Formido war er Bevollmächtigter zur Uebernahme und Grenzbestimmung der neu erworbnen venetianischen Provinzen, und 1799 Generalquartiermeister des vereinigten russisch-österreichischen Heers in Italien. In den Laufgräben vor Tortona erhielt er seine dreizehnte und letzte Wunde durch eine Cartätschenkugel in die Brust. Obrist Zach löfete ihn ab als Generalquartiermeister, und blieb es bis zur Schlacht von Marengo. Im Frühjahr 1800, von seiner schweren Verwundung kaum geheilt, sendete ihn Baron Thugut zur Rheinarmee, deren Oberbefehl, nach dem Abgange des Erzherzogs Carl, der in Italien siegreiche Kray unter übeln Vorbedeutungen, und nach diesem der Erzherzog Johann übernahm. Chasteler erhielt eine Brigade bei dem Corps in Tyrol, wo er sich ungemein beliebt machte. Als der, nach der Schlacht von Hohenlinden wieder zum Oberbefehl berufne Erzherzog Carl den Waffenstillstand von Stadt Steyer schloß, wurde Tyrol geräumt, und nur von französischen und österreichischen Sauvegarden in gleicher Anzahl besetzt. Chasteler befehligte die Oesterreicher, Nansouty und Demont die Franzosen. In dieser Ruhezeit entwarf Chasteler vortreffliche Plane für die Befestigung Tyrols, für die Bildung der Landwehr und des Landsturms daselbst und für Erzielung eines kriegerischen Geistes unter der Nation. 1802 ging er nach Paris, wo es ihm gelang, seine Ausstreichung von der niederländischen Emigrantenliste zu bewirken. Chasteler fuhr mit seinen Arbeiten in Tyrol fort. Er erhielt das neu errichtete Jägerregiment, und beim Ausbruche des Krieges von 1805 ein Commando. Das Gefecht am Paß Strub mit der baierischen Division Deroy, der Marsch gegen Salzburg, die Vertreibung Marmont's aus Grätz erhöheten seinen alten Ruhm. 1808 wurde ihm die Befestigung von Komorn übertragen, die er mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit betrieb. Er erhielt den Oberbefehl des achten Armeecorps, welches zu der vom Erzherzog Johann befehligten Armee von Inneröſterreich gehörte. Zum Theil war es nach Tyrol bestimmt, und obwohl nur zum kleinern Theile, befahl dennoch der Erzherzog Johann, das Chasteler wegen seiner Kenntniß des Landes diese Unternehmung persönlich führe. Chasteler und Hormayr waren nun die Seele des tyroler Aufstandes, und aller damit zusammenhängenden politisch-militairischen Verständnisse und Verbindungen, die schnell zu den günstigsten Ergebnissen führten (s. Tyrol). Inzwischen war das Unglück bei Regensburg geschehen. Chasteler mußte sich nach dem nördlichen Tyrol wenden. Napoleon über die Capitulation der 8000 Franzosen und Baiern in Inspruck ergrimmt, wollte eine außerordentliche Rache nehmen, und gab zu Enns einen Tagesbefehl, wodurch er „einen gewissen Chasteler, angeblich General in österreichischen Diensten, als Räuberanführer, als Urheber der an den gefangenen Franzosen und Baiern verübten Mordthaten, und als Anstifter des tyroler Aufstandes, in die Acht erklärte, vor ein Kriegsgericht zu stellen, und binnen 24 Stunden zu erschießen befahl.“ Kaiser Franz verordnete Repressalien gegen diesen barbarischen und völkerrechtswidrigen Befehl, der um so schändlicher war, als die Fürsorge für die

Gefangnen und Verwundeten einer der ersten Gegenstände war, womit Chasteler's ritterliche Seele sich beschäftigte. Die baierische Armee, unter dem Marschall Herzog von Danzig, brach ein; furchtlos ging ihr Chasteler entgegen, sein Heer wurde aber am 13. Mai bei Wörgl aufgerollt und gänzlich zersprengt. Nun zog er sich in die Centralposition des Brenners. Indessen war Tyrol von allen Seiten abgeschnitten, der Vicekönig Eugen drängte den Erzherzog Johann von Villach hinweg, und suchte den nächsten Weg zu dem, inzwischen bei Aspern geschlagnen Napoleon. Chasteler brach, so wie der Vicekönig vorüber war, aus Tyrol heraus, und drang durch Kärnthen und Unter-Steyer nach Ungarn. Nach Beendigung des Krieges stand er eine Zeitlang als Militärcommandant in Troppau, wurde 1813 Feldzeugmeister, Gouverneur von Theresienstadt, und übernahm Dresden, als der Vertrag gemißbilligt wurde, den Klenau mit Gouvion Saint Cyr geschlossen hatte. BMR.

Chatam (William Pitt, Graf von), Vater des 1806 verstorbenen Ministers William Pitt, war einer der größten und verehrungswürdigsten Staatsmänner, die je Englands Schicksal leiteten. Von Ehrgeiz, Parteilichkeit und Herrschsucht eben so weit, als von Eigennutz und Ränken entfernt, beherrschte er Großbritannien bloß durch die Ueberlegenheit seines Geistes. Er war ein Muster der Gerechtigkeit, enthusiastisch für sein Vaterland entbrannt, unermüdet thätig, schnell und weit hinausblickend. In der Beredtsamkeit hat ihn nie ein Engländer übertroffen. Er nahm durch Gefälligkeit und Würde, verbunden mit einer schönen Sprache und dem vollkommensten Geberdenspiel (in welchem Garrick ihm den Vorzug vor sich selbst einräumte), alle Gemüther für sich ein, durch seinen leichtfließenden, deutlichen, von schwerfälligen Schlüssen, Schwulst und gesuchtem Witz durchaus freien Vortrag wirkte er auf die Ueberzeugung Aller. Seine Reden waren erhaben und kühn und rissen die Zuhörer mit siegender Gewalt dahin. Er war der Sohn des Esquire Robert Pitt von Boconnock in Cornwall, und 1708 geboren, vertauschte die Militärdienste schon früh mit den Staatswissenschaften, zog, als ihn bald darauf der Flecken Old-Sarum für das Unterhaus wählte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und bekam schon damals, wegen seines Patriotismus, von der verwittweten Herzogin von Marlborough ein Vermächtniß von 10,000 Pfund Sterling, so wie in der Folge eine sehr ansehnliche Erbschaft von einem gewissen Pynsent. Dessen ungeachtet suchte er sich auf keine Art zu bereichern; und selbst seine erklärtesten Feinde, deren er schon damals viele hatte, und die sich in der Folge noch vermehrten, konnten nicht den geringsten Flecken auf seinen Charakter werfen. Er hatte indessen die Kammerherrnstelle beim Prinzen von Wales angenommen, legte aber dieselbe 1745 nieder, war 1746 Mitschatzmeister in Irland, und in eben dem Jahre Schatzmeister und Generalzahlmeister der Armee und geheimer Rath. Aber auch diese Würde gab er bald auf, und mußte 1756, als er zum Staatssecretär des südlichen Departements erhoben worden war, seinen Posten auf Befehl des Königs Georg II., der durch geheime Ränke wider ihn eingenommen und dabei durch Widersetzlichkeit von ihm beleidigt worden, in dem nämlichen Jahre verlassen. Das Volk, das ihm mit Begeisterung anhing, bestürmte jedoch den König so unaufhörlich mit Bitten, daß er 1757 auf's neue zum Staatssecretär ernannt wurde. Jetzt zeigte sich sein großer Geist in seiner ganzen Stärke. Er überstrahlte alle Mitglieder des Parla-

Digitized by Google

ments und alle Minister; sein Wille wurde von allen geehrt, er war es, der die Thätigkeit der Engländer wieder hob, und während des damaligen Kriegs mit Frankreich seinem Vaterlande durch Stiftung einer Landmiliz, Verbesserung der Flotten, Auswahl trefflicher Feldherren, und andre durchdachte Plane in wenig Jahren das, demselben schon fast entrissne Uebergewicht über Frankreich und die Alleinherrschaft des Handels verschaffte. Frankreich wurde in allen vier Welttheilen geschlagen; und schon 1760 rieth er, dem damals noch unvorbereiteten Spanien den Krieg anzukündigen, weil er voraussah, daß dasselbe den Franzosen beistehen würde. Sein ganzes Streben war die Erhebung Englands auf den Trümmern der bourbonischen Mächte. Allein plötzlich unterbrach der Tod Georg II. seine großen Entwürfe. Georg III. war von Pitt's Gegner, dem Grafen Bute, einem beschränkten Staatsmanne, wider ihn eingenommen worden, so daß Pitt seine Stelle 1761 freiwillig niederlegte und blos im Unterhause blieb. Die Stadt London übergab eine allgemeine Danksagung an Pitt, dessen Gemahlin unterdessen Baronesse von Chatam in Kent geworden war, ließ ihm zu Ehren eine Inschrift auf der prächtigen Blackfriarsbrücke anschlagen, und betrachtete ihn als das Palladium seiner Freiheit. Kaum hatte er jenen Posten verlassen, als man im Parlamente vergaß, die von ihm beabsichtigten Zwecke zu verfolgen. Man säumte, Spanien den Krieg zu erklären, bis es sich 1762 förmlich mit Frankreich verband. Pitt rieth jetzt, da das Waffenglück für die Engländer überwiegend war, zur Fortsetzung des Kriegs, durch den man beide feindliche Staaten vielleicht ganz ohnmächtig gemacht haben würde; allein die Gegenpartei schloß 1763 Frieden. Pitt nahm sich des Volks gegen jede Bedrückung an. Da er voraussah, daß sich die amerikanischen Kolonien bei fortdauernder despotischer Strenge vom Mutterlande trennen würden, drang er besonders 1766 auf glimpflichere Behandlung derselben, und auf Widerrufung der Stempelacte. In demselben Jahre wurde ein neues Ministerium berufen, und der König ernannte ihn zum geheimen Siegelbewahrer, Viscount von Burton, Pysent und Grafen von Chatam. Dies geschah jedoch nicht sowohl aus Hochachtung für seine Verdienste, als um ihn aus dem Unterhause, wo sein Einfluß überwiegend war, in das Oberhaus zu bringen, in welchem er wegen der Majorität, die auf der Seite des Lords North und seiner Anhänger war, dem Ministerium nicht so gefährlich werden konnte. Indessen fuhr man fort, die Kolonien zu bedrücken. Pitt empfahl oft mit der lebhaftesten Freimüthigkeit gelindere Maßregeln, besonders 1775; allein man verwarf seine Warnung, und 1776 erklärten sich die Kolonien für frei. Ein abermaliger Versuch, den er 1777 zur Aussöhnung mit ihnen machte, schlug ebenfalls fehl: umsonst zeigte er die Unmöglichkeit, die Amerikaner zu bezwingen; umsonst bewies er, daß der Krieg dieselben nur noch mehr empöre. Es war am 8. April 1778, als er, wiewohl er sehr krank war, das schlechte Verfahren der Minister gegen Amerika öffentlich tadeln zu müssen glaubte; nach geendigter Rede sank er ohnmächtig nieder, und wurde aus dem Parlamente auf sein Landgut Hayes bei Kent gebracht, wo er den 11. Mai starb. Das Parlament gab demjenigen seiner Söhne, der die Grafschaft Chatam besaß, für sich und seine Nachkommen 4000 Pf. Sterl. Jahrgeld, begrub Pitt auf öffentliche Kosten mit dem größten Pomp, und setzte ihm in der Westminsterabtei und nachher, 1782, in Guildhall prächtige Denkmäler.

Chateaubriand (François Auguste, Vicomte de), ein Neffe des edlen Malesherbes, gehört zu den ausgezeichnetsten, jetzt lebenden

Schriftſtellern Frankreichs. Er iſt 1769 zu Combourg in der Bretagne geboren, und trat 1786 in das Infanterieregiment Navarra. Während der blutigen Aechtungen im Laufe der Revolution verließ er ſein Vaterland, und begab ſich nach Nordamerika. Als er nach Europa zurückgekommen war, bereiſte er Deutſchland, wo er 1799 als verdächtig von den öſterreichiſchen Truppen angehalten, aber bald wieder in Freiheit geſetzt wurde. Er begab ſich darauf nach London, wo er einen Verſuch über die ältern und neuern politiſchen Revolutionen, in Beziehung auf die franzöſiſche Staatsumwandlung, herausgab. Nach dem 18. Brümaire kehrte er nach Frankreich zurück, trat mit Fontanes, La Harpe und andern ausgezeichneten Gelehrten in Verbindung, ward Mit-Herausgeber des Mercure, und ließ nunmehr zu Paris ſein berühmtes Werk, Génie du Christianisme, erſcheinen, aus welchem eine Epiſode: Atala, oder die Liebe zweier Wilden, in alle lebende Sprachen von Europa überſetzt worden iſt. 1803 war er auf eine kurze Zeit Geſandtſchaftsſecretär in Rom unter dem Kardinal Feſch. Dieſer Aufenthalt begeiſterte ihn zu ſeinen Märtyrern, einem religiöſen Gedichte. Noch in demſelben Jahre ward er als franzöſiſcher Miniſter in Wallis angeſtellt, verließ aber auch dieſen Poſten ſchon zu Anfange des J. 1804 wieder, und machte zwei Jahre darauf eine Reiſe nach Paläſtina, deren Frucht ſein Itinéraire de Paris à Jérusalem war. In allen dieſen Werken zeigt er eine glückliche Beobachtungsgabe, eine lebhafte Phantaſie und einen vielſeitig gebildeten Geiſt, dem das Talent der Darſtellung zu Gebote ſteht. Sein Styl iſt glänzend, oft hinreißend, zuweilen aber auch geſchraubt und unverſtändlich. Das Inſtitut nahm ihn 1811 in Chénier's Stelle zum Mitgliede auf. Er machte noch einige Reiſen, und war 1814 bei Napoleons Sturze wieder in Paris. Gleich nach der Einnahme dieſer Stadt ſchrieb er jene berühmt gewordne Flugſchrift über Napoleon Buonaparte und die Bourbons, worin er, nach einer Schilderung Frankreichs unter der kaiſerl. Regierung, die Nothwendigkeit für Frankreich behauptet, die Bourbons zurückzurufen. Bei Napoleons Landung folgte er Ludwig XVIII. nach Gent, und kehrte mit ihm nach Paris zurück. Den 19. Aug. 1815 ward er Staatsminiſter und Pär, und erhielt kurz darauf das Präſidium des Wahlcollegiums des Loiredepartements. 1816 aber zog er nach der Aufhebung der ultraroyaliſtiſchen Deputirtenkammer von 1815 durch eine Schrift unter dem Titel: De la monarchie selon la Charte, ſich die Ungnade des Königs zu, und wurde in Folge derſelben aus dem Staatsrathe entfernt. Er hat ſich ſtets als eifrigen Royaliſten im Geiſte gezeigt. Man ſchrieb ihm einen Antheil an der Denkſchrift Vitrolles zu, die im Sommer 1818 den verbündeten Mächten von einigen Häuptern der Ultra-Royaliſten übergeben wurde, um die Räumung Frankreichs zu verzögern, indem ſie dieſe als ein Signal zu einer neuen Revolution betrachten wollten. Auch gab er die ultra-royaliſtiſche Zeitſchrift, den Conſervateur, heraus, welche 1819 Frivée fortſetzte. Im J. 1820 ſchrieb er Mémoires sur la vie du Duc de Berry, und wurde zum Geſandten an den berliner Hof ernannt. Im J. 1822 erhielt er die wichtige Ambaſſade bei dem Hofe von St. James und wohnte dem Congreß von Verona mit bei. Mehr über ſeinen literariſchen Charakter und ſein politiſches Leben in der neuen Folge dieſes Werkes 1ſten Bds 1ſte Hälfte.

Chateauroux (Marie Anne, Ducheſſe de), aus dem erlauchten Hauſe Nesle, vermählte ſich 1734 mit dem Marquis de la Tournelle. Als ſie im 23ſten Jahre Wittwe geworden, ward ſie von der Ducheſſe Mazarin, ihrer Tante, aufgenommen, verlor aber bald dieſe Stütze.

Nachdem ihre beiden Schwestern (Vintimille und Mailly) eine nach der andern das Herz Ludwigs XV. beherrscht hatten, flößte sie dem Könige eine lebhafte Leidenschaft ein. Sie ward zur Palastdame der Königin und in der Folge zur Ducheſſe Chateauroux ernannt und erhielt eine Penſion von 80,000 Livres. Auf ihren Antrieb hatte ſich Ludwig XV. an die Spitze der Heere geſtellt, um in Flandern und im Elſaß den Fortſchritten des Feindes Einhalt zu thun. Er wurde bekanntlich zu Metz krank; man gab ſein Leben auf und nöthigte ihn, in die Entfernung der Herzogin zu willigen. In Paris fand ſie bei Richelieu Zuflucht, der nach der Geneſung des Königs beide wieder zuſammenführte und mit einander ausſöhnte. Sie erlangte einen vollſtändigen Triumph, und hatte das Verſprechen erhalten, zu dem wichtigen Poſten einer Surintendante bei der Dauphine erhoben zu werden, als ſie 1744 ſtarb. Zu Paris erſchien 1806 eine Sammlung von ihren Briefen in zwei Bändchen.

Châtelet, Grand Châtelet, war zu Paris derjenige Gerichtshof, welcher die Civil- Polizei- und peinlichen Sachen verhandelte. Die Stadt und Prevoté Paris ſtand unter demſelben. Dieſes große Chatelet liegt in dem Theile der Stadt, welcher la Ville heißt. Das kleine hingegen, das zu einem Gefängniſſe diente und Petit Châtelet genannt ward, lag in dem Theile, der l'Université heiſt, iſt aber jetzt zerſtört, daher die Gefangnen auch im Grand Châtelet aufbewahrt werden.

Chatillon (Congreß zu), vom 3. Febr. bis 15. März 1814, und gleichzeitige Kriegsereigniſſe. Die Unterhandlungen, welche die Verbündeten ſchon zu Frankfurt im Novbr. 1813, mit Napoleon angefangen, dann aber ſeit dem 8. Januar 1814, als ſie den Schauplatz des Krieges in das Herz von Frankreich verlegten, abgebrochen hatten, wurden auf's neue fortgeſetzt in dem für neutral erklärten Städtchen Chatillon-ſur-Seine (Hauptort eines Bezirks in dem Departement Côte d'or, mit 3700 Einw.), wo Herr von Caulaincourt (Herzog von Vicenza), der an Maretz (Herzog von Baſſano) Stelle Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, die Antwort des Fürſten Metternich auf ſeinen letzten Brief erwartete. Lord Caſtlereagh leitete daſelbſt die Unterhandlungen im Namen Großbritanniens; außer ihm befanden ſich noch daſelbſt drei brittiſche Miniſter, der Lord Cathcart, Aberdeen und Stewart. Im Namen Rußlands unterhandelte der Graf von Razumoffski, im Namen Oeſtreichs der Graf Stadion, und im Namen Preußens der Baron von Humboldt. Die Geſchichte dieſes Congreſſes, der ſich in den letzten Tagen des Januars verſammelte, ſteht mit dem Gange des Krieges im genauſten Zuſammenhange. Nach der Schlacht bei Brienne oder la Rothière (ſ. d. Art. Brienne) zog ſich Napoleon über Troyes am 8. Februar nach Noyent an der Seine, 23 Stunden von Paris, zurück. Die Verbündeten hatten ihrerſeits in dem Kriegsrathe zu Brienne am 2. Febr. beſchloſſen, die franzöſiſche Armee nicht mit vereinter Kraft zu verfolgen, weil das Land für zwei Heere auf einer Straße nicht hinreichende Verpflegungsmittel darbot; Schwarzenberg und Blücher trennten ſich alſo, um auf Paris zu marſchiren, jener über Troyes, das er am 7. Febr., Napoleons Heertheile zurückdrängend, beſetzte, an beiden Ufern der Seine, dieſer über Arcis und Chalons, um hier die Heertheile von York, Kleiſt und Langeron aufzunehmen, längs der Aube und Marne nach Meaux hin. Allein Blücher drang, den Marſchall Macdonald verfolgend, ſtatt die Nordarmee aus Belgien abzuwarten, in einzelnen Heerhaufen, wodurch er ſeine Kräfte zerſplitterte, zu raſch durch die Champagne vor. Zwi-

schen ihm und der Hauptarmee blieb ein leerer Raum von drei bis vier Märschen, den Napoleon, ungeachtet der verdorbenen Wege, mit rascher Kühnheit zum größten Nachtheil für die Alliirten benutzte. Unterdessen war der Congreß bereits am 3 Febr. eröffnet worden, indem Napoleon sich zur augenblicklichen Auslieferung aller festen Plätze in den von Frankreich abzutretenden Ländern erbot, sobald die Verbündeten ihm einen Waffenstillstand zugeständen. Allein diese verlangten, sogleich die vorläufigen Bedingungen eines Friedens zu unterzeichnen, der Frankreich seine alten Grenzen sichere, wenn Napoleon ihnen sechs der wichtigsten Grenzfestungen einräumte. So stand die Unterhandlung, als Napoleon, — rechts von Schwarzenberg diesseits Troyes bedroht, links von Blücher überflügelt, dessen vorderster Heerhaufen unter York bis la Ferté sous Jouarre, am 9. Febr., drei Tagemärsche von Paris, vorgedrungen war, — plötzlich durch einen Seitenmarsch die Mitte der Linie, auf welcher die durch starke Zwischenräume getrennten Abtheilungen des schlesischen Heeres sich befanden, senkrecht durchschnitt, so daß er nun im Rücken und in der linken Flanke des Feindes vordrang. Er ließ nämlich 36000 Mann unter Victor Oudinot und Milhaud an den Uebergangspunkten der Seine und Yonne gegen Schwarzenberg zurück, und eilte von Nogent über die Seine links mit den Heertheilen von Ney und Marmont, nebst den Garden unter Mortier, 30,000 Mann stark, am 9 Februar nach Sezanne, warf sich am 10. bei Champaubert, mit 6000 Pferden auf die russische Heerabtheilung des Generals Alsusieff, der 500 Mann Fußvolk und 24 Kanonen hatte. Dieser mußte sich, nach tapferem Widerstande, mit 2000 Mann ergeben; 2000 Mann entkamen durch die Wälder, und 15 Kanonen fielen in feindliche Gewalt. Napoleon stand jetzt im Rücken der unter Sacken und York vorgeschobenen Heertheile. Jener marschirte daher, 2000 Mann stark, eiligst von la Ferté nach Montmirail zurück, wurde aber hier am 11. Febr. von Napoleon, der Montmirail schon besetzt hatte, nach einem blutigen Kampfe in den Dörfern l'Epine und Marchais, geschlagen, und zog sich, durch die Ankunft eines Theils des Heerhaufens von York gedeckt, mit einem Verluste von 2400 Mann an Todten, 1000 Gefangenen und 9 Kanonen, in der Nacht nach Château-Thiery zurück, das er, nachdem sein Nachtrab auf den Höhen von Nesle am 12. nochmals geschlagen worden war und über 2000 M. verloren hatte, fliehend erreichte. Hier deckte Prinz Wilhelm von Preußen mit 2000 M. den Uebergang auf das rechte Ufer der Marne, worauf Sacken und auch York, der indeß von Meaux zurückgewichen war, beide von Macdonald verfolgt, sich nach Rheims zurückzogen. Unterdessen hatte Blücher auf die erste Kunde von Napoleons Bewegung, den Heertheil des General-Lieutenants von Kleist und die Abtheilung des Generals Kapzewitsch, am 12. in der Stellung bei Bergeres zusammengezogen, und war in der Meinung, Napoleon sey von den Generalen York und Sacken zurückgewiesen, mit 20,000 Mann nach Etoges vorgerückt, wo er Marmont, den Napoleon ihm entgegen gesandt hatte, am 13. angriff und ihn, um sich mit Sacken und York zu vereinigen, nach Montmirail hin bis Vauchamp zurücktrieb. Aber schon am 14. ereilte Napoleon hier und bei Joinvillers den preußischen Vortrab. Bald sah sich Blücher von allen Seiten angegriffen, und seine Lage jetzt erkennend, beschloß er den Rückzug; das Fußvolk schaarte sich in Massen, die Batterien zwischen sich, die Reiterei auf den Flügeln. An diesem Tage bei Vauchamp und Etoges, rettete die Tapferkeit der Preußen und der Heldenmuth ihrer Führer, Blücher, Gneisenau, Kleist,

Digitized by Google

und Prinz August von Preußen, das Heer von Schlesien. Denn trotz ihrer Ueberlegenheit an Reiterei, vermochten die Franzosen nicht die preußischen Vierecke zu durchbrechen; vergebens hatte Grouchy Champaubert und mit 6000 Reitern die Straße nach Etoges besetzt, um Blücher den Rückzug abzuschneiden. Obgleich vom Feinde umzingelt, warfen die Preußen und Russen seine wiederholten Flankenangriffe zurück, und zogen fechtend in gedrängten Schaaren fort, bis sie den Wald von Etoges erreichten. Auch hier mußten sie sich durch Massen des feindlichen Fußvolks, das ihnen dahin zuvorgekommen war, durchschlagen, wobei die Nachhut, von Grouchy's Reiterei in den Flanken, und von Marmont's Fußvolk von vorn angegriffen, größtentheils zersprengt und gefangen wurde. Erst in der Nacht gelangte Blücher, mit einem Verluste von 4000 M. und 9 Kanonen, in die Stellung bei Bergeres. Am 16. wich er, ohne weiter verfolgt zu werden, nach Chalons an der Marne zurück, wo er sich mit York und Sacken und mit den herbeieilenden Schaaren von Langeron vereinigte. Das schlesische Heer hatte in diesen sechs Tagen ein Viertheil seiner Stärke, beinahe 15000 Mann verloren, war aber jetzt von neuem über 60000 M. stark. — Unterdessen waren Witgenstein und Wrede über die Seine in Napoleons Rücken vorgedrungen, und Fürst Schwarzenberg hatte die an der Seine stehenden Heerabtheilungen aus Sens am 11., aus Mogent am 12., aus Montereau am 15., so wie aus Provins und aus andern Orten vertrieben, so daß das Heerlager der verbündeten Monarchen am 16. bis Bray vorgerückt war. Dies bewog den Kaiser Napoleon am 15. bei Etoges von der Verfolgung Blüchers abzulassen, und er zog in Gewaltmärschen, mit seinem jetzt auf 100,000 Mann verstärkten Heere, von Montmirail am 16. bis Meaux, um von hier aus sich auf die einzelnen Abtheilungen des feindlichen Hauptheeres zu werfen. Allein Schwarzenberg empfahl sofort den drei auf dem rechten Seineufer staffelweise vorrückenden Heerestheilen in der Angriffsbewegung einzuhalten. Doch Wittgenstein setzte willkürlich seinen Marsch weiter fort; daher geschah es, daß nicht nur sein Vortrab unter Pahlen von dem General Gerard bei Mormant und Nangis am 17. angegriffen wurde, wo er einige tausend Mann und 10 Kanonen verlor, sondern daß auch am 18. bei Montereau, am linken Ufer der Seine, wo die Yonne in die Seine fällt, ein nachtheiliges Gefecht geliefert werden mußte, wo jedoch der tapfre Kronprinz von Würtemberg an der Spitze des vierten Heertheils, mit etwa 10,000 M. und 38 Stück Kanonen, den Uebergang über die Seine, dem an Victors Stelle getretenen General Gerard und dem Kaiser Napoleon selbst, die ihn mit 30,000 M. und 60 Kanonen angriffen, — so wie Schwarzenberg es ihm befohlen — bis zum 18. Abends verwehrte, und sich hierauf, indem er über die Brücke nach Montereau unter dem feindlichen Geschützfeuer ging, nach einem Verluste von 2800 Mann, ohne die Gefangnen und das unbrauchbar gemachte Geschütz, ungehindert auf das Hauptheer zurückzog. Dadurch gelang es dem Fürsten Schwarzenberg alle Massen seines Heeres am 19. wieder bei Troyes zu vereinigen. Jetzt hoffte Napoleon, den Fürsten hier zu einer Schlacht zu zwingen, wo alles ihm den entscheidendsten Erfolg versprach; dazu kam noch die Nachricht von einem Siege, den der Vicekönig von Italien gegen Bellegarde am Mincio, vom 8. bis 10. Februar, erfochten hatte*), was Na-

*) Der Adjutant des Vicekönigs brachte ihm jene Nachricht in dem Augenblicke, wo er bei Montereau gesiegt hatte. Napoleon fertigte

poleons Zuversicht so sehr erhob, daß er seine Foderungen zu Chatillon in einem stolzeren Tone noch höher spannte, als bisher. Allein Fürst Schwarzenberg ging noch in der Nacht durch Troyes über die Seine, und stellte sich am 21. mit Blücher auf's neue eng verbunden, längs dem rechten Ufer dieses Flusses bis Mory auf. Dieser vielfach getadelte Rückzug am 19., auf welchem am 25. auch der über die Aube bis Colomé nach Chaumont hin folgte, weil Augereau von Lyon aus die Verbindung des Hauptheeres mit der Schweiz bedrohte, rettete beide Heere der Verbündeten, welche jetzt beinahe Alles verloren sahen, was sie seit der Schlacht bei Brienne gewonnen hatten. Schwarzenberg entsandte nun Bianchi mit 30,000 Mann, um längs der Saone gegen Augereau vorzurücken; zugleich wurde dem Kaiser Napoleon, als dessen Heerlager noch zu Montereau war, am 19. Febr. Waffenstillstand angetragen, und ein Eilbote aus Chatillon überbrachte ihm den Entwurf eines vorläufigen Friedens, unterzeichnet von sämmtlichen Bevollmächtigten der verbündeten Mächte zu Chatillon den 17. Febr. 1814. Aus dem Umstande, daß dieser Tractat zwischen den Mächten Oestreich, England, Rußland und Preußen, und „Sr. Majestät, dem Kaiser der Franzosen, seinen Erben und Nachfolgern," abgeschlossen werden sollte, sieht man, daß die englischen Bevollmächtigten an keinen besondern Artikel, die Anerkennung von Napoleons Kaisertitel betreffend, gedacht, sondern diesen Titel als schon zugestanden angenommen haben. Die Bedingungen fand der in Paris errichtete Regentschaftsrath, dem der Kaiser den Entwurf mittheilte, annehmbar; allein eine Nebenbestimmung, die von den Verbündeten geforderte Besetzung von Paris bis zum endlichen Frieden, beleidigte Napoleons Würde so sehr, daß er mit dem Ausrufe: „Er sey jetzt näher bei Wien, als die Verbündeten bei Paris", die Vorschläge verwarf, jedoch mit Oestreich besondre Unterhandlungen anzuknüpfen suchte. Eben so wenig nahm er den von den Verbündeten am 23. Febr. wiederholten Antrag eines Waffenstillstands an, willigte aber ein, daß nach den am 25. Febr. vom Fürsten von Lichtenstein überbrachten Vorschlägen, die Unterhandlungen zwischen Flahault und dem östreichischen General Duca, dem Grafen Schuwaloff und dem preuß. General Rauch, in dem Dorfe Lusigny fortgesetzt wurden. Doch sein Versuch, Oestreich von den Verbündeten zu trennen, war vergeblich; der Kaiser Franz schien zwar einer Ausgleichung mit Napoleon nicht abgeneigt zu seyn; allein durch einen Unfall wurde der mit seinen Vorschlägen beauftragte Unterhändler B. v. L. unterwegs aufgehalten, und der für Napoleon günstige Augenblick ging dadurch verloren. Denn die vier Mächte vereinigten sich bald auf's engste gegen Frankreich zur Herstellung und Behauptung des Friedens, durch den, für die Dauer von zwanzig Jahren, am 1. März abgeschloßnen Traktat zu Chaumont, nach welchem sie, wenn Napoleon die ihm gemachten Friedensvorschläge nicht annähme, den Krieg fortsetzen, wenn er sie aber annähme, den Frieden, so wie er von ihnen beschlossen sey, mit vereinter Kraft aufrecht erhalten wollten. So wurde das Schutz- und Trutzbündniß von Chaumont die diplomatische Grundlage der noch bestehenden europäischen Staatenverhältnisse; wir haben ihm daher einen eigenen Artikel gewidmet. (S. Chaumont.) Während dies geschah, rückte Napoleon, unter beständigen Gefechten, der Haupt-

ihn sogleich mit den Worten ab: **Retournez auprès d'Eugène, racontez-lui, comment j'ai arrangé ces gens-là! C'est de la canaille que je chasserai à coups de fouet!!**

armee nach und beſetzte am 25. Febr. Troyes. — Blücher hatte ſich indeß von Schwarzenberg wieder getrennt und ging am 24. bei Baudemont über die Aube, um in der linken Flanke des Feindes, wo Marmont und Mortier vor ihm zurückwichen, gegen die untere Marne vorzudringen, und ſich der aus Flandern heraneilenden Nordarmee zu nähern. Das Hauptheer unter Schwarzenberg aber zog ſich bis auf ſeine zu Langres befindlichen Unterſtützungen zurück, ſo daß nunmehr das öſtreichiſche Heer von 50,000 Mann im Süden, unter dem Prinzen von Heſſen-Homburg, und das ſchleſiſche im Norden, mit Winzingerode's und Woronzoff's Heertheilen der Nordarmee unter Bülow vereinigt, die beiden Flügelheere der Hauptarmee bilden ſollten. Napoleon konnte jetzt mit ganzer Macht entweder auf Schwarzenberg fallen und ihn zur Schlacht nöthigen, oder auf Blücher. Aber wie den vorſichtigen, beſonnenen Schwarzenberg zur Schlacht zwingen? Er eilte alſo Blüchern nach; doch Tettenborn, deſſen leichte Truppen von dem Heere, das aus Flandern kam, das linke Marneufer durchſtreiften, entdeckte ſchon am 27. Febr. Napoleons Marſch in der Richtung von Arcis ſur Aube, über Fère Champenoiſe und Sezanne nach Jouarre. Auf die davon an Blüchern und Schwarzenberg gemachte Meldung, ſtellte letzterer ſofort ſeinen Rückzug ein, ſchlug die feindlichen Heertheile unter Macdonald, Oudinot und Gerard zurück, erzwang am 27. Febr., im Sturm auf Bar, den Uebergang über die Aube, beſetzte aber erſt nach dem Gefechte bei Laubreſſel am 3. März, das nur elf Stunden von Bar ſur Aube entfernte Troyes am 4.; worauf er ſeine frühere Stellung an der Seine wieder einnahm. Unterdeſſen aber ward Blücher, der bereits den Marſchall Marmont bis auf wenige Meilen von Paris zurückgedrängt hatte, durch den Kaiſer rechts ab nach dem Aisne hin getrieben, und würde hier, von Mortier und Marmont, in Verbindung mit dem heraneilenden Napoleon, zwiſchen Jouarre und Fismes eingeſchloſſen und gänzlich geſchlagen, wo nicht vernichtet worden ſein, wenn nicht im rechten Augenblicke, Major von Martens von Bülow's Heer, das gegen Soiſſons herabzog, den Commandanten von Soiſſons *), den Brigade-General Moreau, am 3. März durch angebotene ehrenvolle Bedingungen zu capituliren bewogen oder vielmehr überredet hätte. Nun zog ſich Blücher durch Soiſſons auf das rechte Ufer des Aisne zurück, und bewerkſtelligte ſeine Vereinigung mit Winzingerode und Bülow. Dieſer war nämlich aus Flandern über Avesnes in Frankreich eingedrungen, hatte am 26. Febr. la Fère, wo ſich beträchtliche Kriegsvorräthe und 100 Kanonen befanden, durch den General Thümen wegnehmen laſſen, ſich hierauf mit Winzingerode vereinigt, und war von Laon her am 2. März gegen Soiſſons vorgerückt. Blücher nahm jetzt mit dem auf 100,000 Mann ſtarken Heere am 4. März eine Stellung bei Craone, und hielt Soiſſons beſetzt, wo

*) Hielt ſich Soiſſons, ein militäriſch-wichtiger, jedoch nur von Mauer und Graben umgebener Platz, vier und zwanzig Stunden länger, ſo konnte der eingeſchloſſne Blücher hier nicht über den Aisne zurückgehn, noch ſich mit Bülow vereinigen. In Soiſſons, das eine ſteinerne Brücke hat, und der Schlüſſel von Paris für ein Heer aus den Niederlanden iſt, laufen ſechs Heerſtraßen zuſammen. Darum hatte Winzingerode dieſe Stadt bereits am 14. Febr. mit Sturm genommen; allein nach dem Treffen bei Montmirail beſetzte ſie Mortier wieder am 19. Febr. General Moreau wurde vor ein Kriegsgericht geſtellt; aber der 31. März rettete ihm das Leben.

General Rudczewitz mit 5000 Russen den von Mortier am 5. März versuchten Sturm zurückwies. Napoleon mußte daher oberhalb Soissons über den Aisne gehn; dieß that er, nachdem er von Fismes aus am 5. Rheims genommen und sich der Aisne-Brücke bei Bery au Bac bemächtigt hatte, am 6. März. Hierauf griff er am 7. die Generale Sacken und Woronzoff auf den Höhen von Craone mit solchem Erfolg an, daß die Russen, zwar unbesiegt, jedoch mit einem Verluste von 4800 Mann an Todten und Verwundeten, sich nebst der Besatzung von Soissons, in die Stellung von Laon zurückzogen. Die Franzosen zählten 8000 Todte und Verwundete. Entscheidender war die Schlacht bei Laon am 9. März. Diese Stadt von 7000 Einwohnern diente, ihrer vortheilhaften Lage wegen, den Verbündeten als Waffenplatz. Bülow hielt die Anhöhe vor Laon besetzt, Kleist und York standen auf dem linken, Winzingerode auf dem rechten Flügel. Dem am meisten bedrohten linken Flügel wurden als Unterstützung noch die Heertheile von Sacken und Langeron zugewiesen. Da Sümpfe und Engwege den Zugang erschwerten, so konnte Napoleon erst Nachmittags den linken Flügel des Feindes durch Marmont mit Macht angreifen lassen, während sein linker Flügel mit dem rechten feindlichen von früh 8 Uhr an in ein stehendes, meist unentscheidendes Gefecht verwickelt blieb. Die Stellung von Blüchers Mitteltreffen war unangreifbar. Nach blutiger Anstrengung gelang es endlich Marmont, den preußischen linken Flügel gegen Laon zurückzudrängen und sich gegen Abend des Dorfes Athies zu bemächtigen, die Entscheidung der Schlacht am folgenden Tage erwartend. Da führte plötzlich um 7 Uhr Abends, General York, nebst Kleist, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, und der Reiterei, welche unter dem General Ziethen in die rechte Flanke des Feindes einbrach, einen nächtlichen Ueberfall in dem Dorfe Athies aus, den gleichzeitig von vorn ein Angriff mit dem Bajonette so kräftig unterstützte, daß die im Rücken und auf beiden Flügeln angegriffenen Franzosen nach kurzem Widerstande aus dem Dorfe getrieben und völlig in die Flucht geschlagen wurden. Sie verloren 46 Kanonen und mehr als 2500 Gefangene; Marmonts Heerhaufen und die Reiterei unter Arrighi waren beinahe ganz zerstreut oder aufgerieben. Dessen ungeachtet griff Napoleon am 10. früh, statt sich sogleich zurückzuziehn, aus einem unbegreiflichen Eigensinn, mit seiner geringen Macht den rechten Flügel Blüchers und das Mitteltreffen mit verdoppelter Heftigkeit an, sah sich aber am Abende, nach einem hartnäckigen Kampfe, mit beträchtlichem Verluste, gezwungen, am 11. nach Chavignon und Soissons zurückzuweichen. Hätte Blücher den nächtlichen Sieg am 9. rasch benutzt, so würde er dem Kaiser Napoleon eine gänzliche Niederlage beigebracht haben. Jetzt rückte er ihm nur langsam nach, und blieb bis zum 18. März auf dem rechten Aisneufer stehn. Unterdessen hatte der 15,000 Mann starke russische Heertheil des Grafen St. Priest dem preußischen General Jagow, der aus den Ardennen herab über Vitry heranzog, am 12. März das schwach besetzte Rheims erstürmt. Napoleon bahnte sich daher sofort, durch die Wiedereinnahme von Rheims, den Weg nach der Aube hin zum Angriff auf Schwarzenberg, der schon am 14., als er die Kunde von Blüchers Siege bei Laon erhalten, seine Heermassen wieder am rechten Seineufer und die Aube aufwärts nach Arcis hin in Bewegung gesetzt hatte. (S. den dritten Abschnitt der Geschichte des Feldzugs vom J. 1814, unter dem Art.: Paris, Einnahme im J. 1814). Während Napoleon das schlesische

Heer an dem Aisne zu vernichten hoffte, waren die Unterhandlungen zu Lusigny am 5. März erfolglos abgebrochen worden, und zu Chatillon stockte das Friedensgeschäft gänzlich, weil Napoleon nicht nachgab. Endlich bestimmten die Verbündeten den 10. März als die Schlußfrist, bis zu welcher Napoleon entweder den ihm vorgelegten Friedensentwurf annehmen, oder einen demselben entsprechenden Gegenentwurf übergeben sollte. Allein statt dessen legte Herr von Caulaincourt einzelne Punkte vor, welche die Unterhandlungen nur in die Länge gezogen haben würden. Man bewilligte ihm also noch eine Frist von fünf Tagen, worauf Caulaincourt am 15. März, also nach der Schlacht bei Laon, einen Friedensentwurf übergab, nach welchem Napoleon 1) Italien nebst Venedig als Königreich für Eugen Beauharnois und dessen Erben verlangte, 2) auf Holland zwar verzichtete, jedoch die Niederlande nebst der Schelde und Nimwegen behalten wollte. Das linke Rheinufer sollte bei Frankreich bleiben, Joseph aber für Spanien, so wie Hieronymus für Westphalen, Eugen für Frankfurt, und Napoleons Neffe Ludwig für das Großherzogthum Berg angemessene Entschädigungen erhalten. Doch selbst mit diesen Vorschlägen war es dem französischen Kaiser nicht voller Ernst. Er hoffte noch immer auf glückliche Erfolge, um dann jene Punkte zurückzunehmen. Der Herzog von Bassano schrieb nämlich am 19. März, unmittelbar vor dem Treffen bei Arcis für Aube, (s. d. Art. Paris, Einnahme) einen Brief an den Herrn Caulaincourt: „Der Kaiser wünsche, selbst nach dem Abschlusse des Tractats, dadurch so wenig fest gebunden zu sein, daß er noch, bis zu dem letzten Augenblicke, sich nach den kriegerischen Ereignissen richten und von den Umständen Vortheil ziehen könne.“ (S. Schöll, Traités des paix etc. X. 413.) Dieser Brief war den Alliirten noch nicht in die Hände gefallen, als sie, im Sinne des Tractats von Chaumont, am 15. März die Unterhandlungen zu Chatillon abbrachen, und in einer Erklärung zu Vitry am 25. März, also in dem Augenblicke ihres Marsches auf Paris, die Gründe, warum sie dies gethan und den Krieg fortzusetzen beschlossen hätten, bekannt machten. (Den weiteren Gang des Kriegs erzählt der Art. Paris, Einnahme im J. 1814). Vergl. Prokeschi Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschall Schwarzenberg. Wien 1823. Koch: Mémoires pour servir à l'histoire de la Campagne de 1814. Paris 1819. 2 Vol. und die Beitr. z. Gesch. d. Feldz. in Frankr. in d. J. 1814 u. 1815, unter dem Commando des Kronprinzen von Würtemberg, herausgeg. von den Officieren des K. Würtemb. General-Quartiermeister-Stabs. Stuttg. 3 Hefte mit Plan und Karte. K.

Chatoulle nennt man zunächst ein Kästchen, worin mehrere Abtheilungen befindlich, zur Aufbewahrung des Geldes, der Kostbarkeiten, wichtiger Papiere ꝛc. bestimmt. Dann auch die Privatkasse eines Fürsten an welcher der Staat keinen Antheil hat; daher Chatoullgüter, Patrimonialgüter, diejenigen Güter, welche ein Landesherr als Privatmann besitzt, und durch Erbschaft, Kauf und andre, unter Privatpersonen zur Erwerbung des Eigenthums gewöhnliche Wege erlangt hat, und daher dieselben ordentlicher Weise nicht von der Kammer, sondern von einem besonders dazu verordnetem Amte verwalten läßt.

Chatterton (Thomas), ein englischer Schriftsteller, der, während eines sehr kurzen Lebens, durch seine Sonderbarkeiten eine Art von Ruhm erlangte, war 1752 zu Bristol von armen Eltern geboren. Seine Geistesfähigkeiten schlummerten in der Kindheit. Seine Lehrer erklär-

ten ihn für unfähig, etwas zu lernen. Er konnte noch nicht leſen, als ein altes franzöſiſches Muſikbuch ihm in die Hände fiel, deſſen Charaktera ſeine Neugierde reizten. Um den Inhalt zu erfahren, lernte er leſen, und von dem Augenblicke an betrieb er die Studien mit ſo vielem Erfolge, als ſeine Lage und ſein unſtäter Charakter ihm erlaubten. In ſeinem achten Jahre trat er in die Armenſchule von Colſton, wo er unter dem Scheine der Schwermuth und Unfähigkeit die Anſtrengungen ſeines Geiſtes verbarg. Sein erſtes Werk, eine Satyre auf einen Methodiſten, der ſeines Vortheils halber die Sekte verlaſſen hatte, ſchrieb er in einem Alter von zwölftehalb Jahren, und in dieſer Rückſicht iſt ſie merkwürdig. Von der Zeit an waren ſein Geſchmack und ſein Beruf entſchieden. Seine Schwermuth ging in Lebhaftigkeit voll Unbeſcheidenheit und Eitelkeit über; er träumte nur von Ruhm, Vermögen, Unſterblichkeit. Er las viel und fand beſonders Geſchmack an den Alterthümern, auch an alterthümlichen Ausdrücken. Mit dem 14. Jahre verließ er die Schule und ward Schreiber bei einem Procurator in Briſtol. Zufällig war ſein Vater in den Beſitz einer Menge alter Pergamente aus dem 15. Jahrh. gekommen, welche in der Wirthſchaft verbraucht wurden. Chatterton bemächtigte ſich derſelben, unterſuchte ſie mit Begierde und erklärte nach einigen Tagen mit Entzücken, daß er einen Schatz entdeckt habe. Er verſchaffte ſich Wörterbücher von den alten Mundarten ſeines Vaterlandes, und als man 1768 die Vollendung der Brücke von Briſtol feierte, ließ er, damals ſechzehn Jahre alt, eine, angeblich aus einer alten Handſchrift gezogne Beſchreibung der Mönche, welche zum erſten Male über die alte Brücke gegangen, in der Zeitung dieſer Stadt abdrucken. Erſt auf die wiederholte Frage, wie er zu dieſem Aufſatze gekommen ſei, gab er die Auskunft, daß er mehrere koſtbare alte Handſchriften beſitze, die ſich, wie es die Wahrheit war, aus einem Kirchenarchive herſchrieben. Er war bereits mit ſich einig, welchen Gebrauch er von dieſen angeblichen Schätzen machen wollte. Seit einem Jahre beſchäftigte er ſich mit Abfaſſung der alten Werke, die er verſchiednen alten Dichtern, beſonders Rowley, unterſchob. Indeß war ihm ſeine Lage in Briſtol unerträglich geworden. Er ſchrieb an den Miniſter Walpole, erzählte ihm von ſeinen literariſchen Entdeckungen, legte eine Probe bei, und da dieſer höflich antwortete, ſetzte er ihm in einem zweiten Briefe ſeine Lage aus einander und bat ihn um eine Anſtellung, die ihm erlaubte, ſeiner Neigung zur Poeſie zu folgen. Walpole hatte inzwiſchen die Unechtheit des überſchickten Gedichts entdeckt, theilte Chatterton ſeine Zweifel mit und lehnte jede Zumuthung von ſich ab. Dies brachte Chatterton gewaltig auf. Unzufrieden mit der Welt, drohte er mehrere Male ſich das Leben zu nehmen, bekam von dem Procurator den Abſchied und beſchloß, nach London zu gehen. Die gute Aufnahme, die er bei den Buchhändlern fand, gab ihm neue Hoffnungen. Er ſchrieb für mehrere Tageblätter im Geiſte der Oppoſitionspartei, ohne daß jedoch ſeine Erwartungen, Ehre und Reichthümer zu erwerben, in Erfüllung gingen. Ohne ſeinen Muth niederſchlagen zu laſſen, hoffte er eine Staatsumwälzung zu bewirken, und hielt ſich für beſtimmt, wie er zu ſagen pflegte, die Nation wieder in ihre Rechte einzuſetzen. Um dieſe Zeit ſtarb ſein vorzüglichſter Gönner, der Lordmajor Beckford. Seine Lage verſchlimmerte ſich, ſo gering auch ſeine Bedürfniſſe waren, und wiewohl er ſich oft freiwillig auf Waſſer und Brot einſchränkte: ſo fehlte es ihm doch nicht ſelten auch daran; was er aber

mit seiner Arbeit verdiente, wandte er theils für Geschenke an seine Mutter und Schwester, denen er stets die glänzendsten Aussichten eröffnete, theils an öffentlichen Vergnügungsplätzen auf, die er mit dem Scheine von Wohlstand besuchte. Endlich, nachdem er mehrere Tage nichts genossen hatte, vergiftete er sich 1770, noch nicht achtzehn Jahre alt. Seine Werke verbreiteten sich mit der Geschichte seines Unglücks. Die merkwürdigsten darunter sind die, unter Rowley's und verschiedner andern alten Dichter Namen herausgegebnen Poesien, die er in einem Alter von funfzehn Jahren verfaßte. Man findet darin eine kräftige und glänzende Phantasie, eine glückliche Erfindung und selbst tiefes Gefuhl. Von den Gedichten, die er unter seinem Namen erscheinen ließ, sind seine Satyren die besten. Seine prosaischen Aufsätze sind anziehend und stechend. Man hat seine Werke mehrmals gesammelt herausgegeben, namentlich 1803 in drei Octavbänden.

Chaucer (Geoffrey), war 1328 zu London geboren. Nach Einigen war er eines Kaufmanns Sohn, nach Andern von adeliger Geburt. Er studirte zu Cambridge und zu Oxford. An dem erstern Orte machte er sich in seinem achtzehnten Jahre durch seinen Hof der Liebe, das älteste, noch vorhandne Gedicht in englischer Sprache, bekannt und erwarb damit großen Beifall. Nachdem er auf Reisen seine schon ausgebreiteten Kenntnisse noch vermehrt, und einige Zeit die Rechte studirt hatte, begab er sich, dieses Studiums überdrüßig, an den Hof, und wurde, obwohl er nicht mehr ganz jung sein konnte, Page Eduards III. Er stand bei dem Könige und vornehmlich bei dessen Sohne Gand oder Gaunt, dem berühmten Herzoge von Lancaster, in großer Gunst. Als der Vertraute in der Liebe des Fürsten für seine Cousine, die Herzogin Blanca, besang er ihre Liebe, ihre Vermählung, die Reize und Tugenden der Herzogin, die jedoch nicht hinderten, daß sie bald in Lady Catharina Swynford eine Nebenbuhlerin sehen mußte, mit deren Schwester Philippa sich Chaucer verheirathete. Diese Verbindung befestigte ihn in der Gunst des Herzogs, auf dessen Empfehlung er zu manchen ehrenvollen Aemtern ernannt wurde; so begab er sich unter andern als Gesandter nach Genua, bei welcher Gelegenheit er Petrarca besuchte, und als Commissarius zu Carl V. von Frankreich, um die Erneuerung eines Waffenstillstandes und die Vermählung Richards, Prinzen von Wales, mit der Tochter des Königs zu unterhandeln, womit er jedoch nicht zu Stande kam. Den König Eduard begleitete er nach Frankreich bei der fruchtlosen Unternehmung, die mit der Aufhebung der Belagerung von Rheims endigte. Als ein Anhänger des Herzogs von Lancaster, nahm er mit Eifer die Meinungen Wiclefs an und trat, wie es scheint, sogar in genaue Verbindung mit demselben; aber weder seine Geschäfte, noch die Hofränke, noch die theologischen Streitigkeiten unterbrachen seine poetischen Arbeiten. Jenem ersten Gedichte folgten bald Troilus und Cressida, das Haus des Ruhms und andre Werke, die theils dem Boccaz, theils einigen andern, minder berühmten Verfassern nachgeahmt waren. Besonders scheint er aus den Werken der Troubadours geschöpft zu haben. Diese Poesien tragen das Gepräge des schlechten Geschmacks, welcher damals in ganz Europa herrschte, wiewohl Wahrheit der Charaktergemälde und Zartheit der Empfindungen nicht zu verkennen sind. Die Engländer betrachten ihn als den Erfinder ihres heroischen Verses. Als 1382 die Wiclef-Anhänger, trotz des Widerstandes der Geistlichkeit, die Wahl eines Lordmajors von ihrer Partei zu London durchsetzen wollten und darü-

der Unruhen ausbrachen, welche eine ſtrenge Verfolgung dieſer Sekte von Seiten des Hofes zur Folge hatten, flüchtete Chaucer, der als perſönlicher Freund Wiclefs bekannt und beim Volke verhaßt war, in's Hennegau, wo er ziemlich ruhig lebte. Er blieb im Genuſſe ſeiner Einkünfte. Da jedoch die Treuloſigkeit ſeiner Geſchäftsträger ihn ohne Hülfe ließ und er ſich genöthigt ſah, heimlich nach England zurückzugehen, ward er entdeckt, verhaftet und ſeines Amts als Zollaufſeher im Hafen von London, das er bisher durch einen Stellvertreter hatte verwalten laſſen, entſetzt. Endlich erhielt er ſeine Freiheit wieder, ward aber in große Noth verſetzt und erhielt einige Unterſtützung vom Hofe, den er verließ, um ſich einzig mit literariſchen Arbeiten zu beſchäftigen. In dieſer Leidenszeit ſchrieb er ſein Vermächtniß der Liebe, eine Art Nachahmung von Boëthius Buch de consolatione, das er in ſeiner Jugend überſetzt hatte. Die Lage Chaucer's wechſelte auf's neue mit dem Schickſale des Herzogs von Lancaſter, der in der Hoffnung, zur ſpaniſchen Krone zu gelangen, ſich in zweiter Ehe mit Peters des Grauſamen Tochter vermählt hatte, und zwar 1389 unverrichteter Sache aus Spanien zurückkehrte, aber doch bedeutende Summen von dort mitbrachte, die er zur Wiederherſtellung ſeiner Partei am Hofe verwandte. Als vier Jahre nachher ſeine zweite Gemahlin geſtorben war, vermählte er ſich mit Catharina Swynford und ließ die früher mit ihr erzeugten Kinder legitimiren. Chaucer, der ſo nahe mit der königlichen Familie verwandt war, ſah die Gunſt des Hofs ſich erneuen und erhielt, wie es ſcheint, ſogar ſein Amt wieder. Nach dem Tode des Herzogs ſcheint er ſich ganz vom Hofe zurückgezogen und in Ruhe auf ſeinem Schloſſe zu Dunnington gelebt zu haben, wo man noch lange die Eiche zeigte, in deren Schatten er gern nachſinnend zu verweilen pflegte und welche ſeinen Namen trug. Hier verfaßte er das berühmteſte ſeiner Werke, ſeine Canterbury-Tales, in der Form des Decameron von Boccaz, jedoch in Verſen. Sie zeichnen ſich durch große Mannichfaltigkeit und anziehende Lebendigkeit aus, ſind aber eigentlich ein unvollendetes Werk. Auch hat Chaucer zuerſt von dem Ritterthum in der Poeſie Gebrauch gemacht. Seine Erzählung Sir Topaz iſt im Geſchmack des Don Quixote. Er ſtarb 1400. Chaucer's Werke ſind vielmals gedruckt erſchienen.

Chaufepié (Jaques George de), calviniſtiſcher Prediger, geboren zu Leuwarden in Friesland 1702, lebte als Geiſtlicher zu Vließingen, Delft, und ſeit 1743 zu Amſterdam, wo er 1786 ſtarb. Außer einigen theologiſchen Werken und einigen Ueberſetzungen aus dem Engliſchen ſchrieb er ein Nouveau Dictionnaire historique et critique pour servir de supplément ou de continuation au Dictionnaire historique et critique de Bayle, Amſterdam 1750 — 56, 4 Bde. in Fol. Er legte ſeiner Arbeit eine engliſche, ſehr vermehrte und verbeſſerte Ueberſetzung des Bayle in 10 Bänden zum Grunde. Von 14,000 Artikeln, die ſein Werk enthält, ſind 600 bloß überſetzt, etwa 280 vermehrt und verbeſſert, und die übrigen von ihm hinzugeſetzt. Allenthalben zeigt ſich eine große Gelehrſamkeit, aber in Anſehung des Styls ſteht Chaufepié hinter Bayle.

Chaulieu (Guillaume Amfrye de), der Anakreon der Franzoſen, war 1639 zu Fontenai geboren. Sein Vater hatte zu Rouen in wichtigen Aemtern geſtanden. Der Jüngling zeichnete ſich früh durch ſeinen Geiſt aus, und erwarb ſich die Achtung und Freundſchaft der Ducs de Vendôme, die ihn zum Abt von Aumale, Prior von St. George

Digitized by Google

auf der Insel Oleron, von Poitiers, Chenel und St. Etienne ernennen ließen. Die Einkünfte seiner Pfründen beliefen sich jährlich auf 30,000 Livres. Chaulieu beschäftigte sich jetzt nur mit seinen Vergnügungen und damit, sie zu besingen. Er hatte seinen Aufenthalt im Temple aufgeschlagen, wo sich alle diejenigen versammelten, die, wie er, Vergnügen und Geistesbildung liebten. In dieser Gesellschaft von Epikuräern, welche der Großprior von Vendôme selbst oft besuchte, wurden Anstand und Moral nicht eben streng beobachtet; man schmauste und trank, und ergötzte sich mit der Dichtkunst, deren augenblickliche Schöpfungen oft glücklich genug ausfielen. Chaulieu, ein Schüler von Chapelle und Bachaumont, zeichnete sich hier vor allen andern durch die Anmuth seines Geistes und durch die Heiterkeit seines Charakters aus; er erwarb sich den Beinamen des Anakreon des Tempels. Wie Anakreon lebte er der Liebe und der Dichtkunst bis in sein hohes Alter. In einem Briefe an den Marquis de Lafare, in welchem Chaulieu sich selbst schildert, stellt er sich als ruhmredig, ungeduldig und jähzornig, abwechselnd thätig und träge, als einen Planmacher und von den Annehmlichkeiten der Ruhe eingenommen, dar. Er starb in seinem Hause im Temple 1720, 81 Jahre alt. La Harpe bemerkt mit Recht, daß sich in seinen Versen die Nachlässigkeiten eines trägen, aber auch der gute Geschmack eines feinen Geistes zeigen, der vornehmlich von aller Ziererei frei ist. Die bessern Gedichte Chaulieu's verdienen wegen ihrer glücklichen Natürlichkeit aufbehalten zu werden.

Chaumont (Vertrag von), den 1. März 1814 (Stadt im Departement Oise). Waren die Verträge, durch welche Rußland, Preußen, Großbritannien, Schweden, Oesterreich und die meisten deutschen Fürsten gegen Napoleon im J. 1813 sich verbunden hatten, zunächst auf die Befreiung Deutschlands und die Auflösung des Rheinbundes gerichtet: so hatte die Quadrupel-Allianz, welche Oesterreich, Rußland, Großbritannien und Preußen zu Chaumont abschlossen, nach Art. I., unmittelbar zum Zweck die Befreiung Europa's von Frankreichs politischem Drucke für jetzt und alle künftige Zeiten, und die Wiederherstellung eines dauerhaften, auf den Grundsätzen des Gleichgewichts und der Unabhängigkeit der Nationen ruhenden, europäischen Weltfriedens. Würde dieser Zweck durch die Unterhandlungen mit Napoleon, welche bereits in Chatillon (s. d. Art.) ihren Anfang genommen, nicht erreicht: so sollte jener Vertrag die, zwischen den Verbündeten bereits bestehenden wechselseitigen Verpflichtungen zur kräftigen Fortsetzung des Kriegs verstärken. Sämmtliche vier Mächte kamem nachher durch den, von jeder mit den drei andern abgesondert unterzeichneten Vertrag von Chaumont über angemessene Leistungen zur Erreichung jenes doppelten Zweckes überein, die auch mit der größten Pünktlichkeit erfüllt wurden und glücklich den Frieden von Paris im Jahre 1814 herbeiführten. Den Vertrag unterzeichneten der Fürst von Metternich, der Graf von Nesselrode, Lord Castlereagh und der preußische Staatskanzler, jetzige Fürst von Hardenberg. Viel Blut und Elend hätte Europa nicht gesehen, wären die frühern Verbindungen der Staaten gegen Frankreichs Uebermuth, seit dem westphälischen Frieden bis zu den Bündnissen, die der Friede zu Preßburg und der von Tilsit auflösten, mit derselben Einsicht geschlossen, mit derselben Eintracht beobachtet und mit derselben Kraft erfüllt worden. Der Vertrag von Chaumont hat daher einen universalhistorischen Charakter. In ihm liegt der diplomatische Schlüssel zu Allem, was damals in Europa Glorreiches

geschehen ist; er war Europa's Schild im J. 1815. Da er jedoch gegen Napoleon persönlich gerichtet war und Frankreich auf dem Congresse zu Aachen 1818 unter die, zur Erhaltung der Ruhe von Europa verbündeten Mächte aufgenommen wurde, so ist er nicht wieder erneuert worden. K.

Chaussée (Pierre-Claude-Nivelle de la), ein bekannter französischer Schauspieldichter, war 1692 zu Paris geboren. Er faßte früh Neigung für die Wissenschaften. Sein erstes Werk war eine Kritik der Fabeln von la Motte. Als La Motte das bekannte Paradoxon über das Unnütze der Versification in der Tragödie und Ode aufgestellt hatte, trat Chaussée mit seiner Epître à Clio gegen ihn auf, welche noch jetzt von den Kennern geschätzt wird. Er war über 40 Jahre alt, als er für das Theater zu arbeiten anfing. Sein erstes Stück, la fausse Antipathie, erhielt ziemlichen Beifall und zeigte schon an, welcher Gattung der Verfasser sich widmen müsse. Ein sonderbarer Umstand entschied ihn dafür. Die Schauspielerin Quinault glaubte in einer gesellschaftlichen Farce den Keim eines sehr rührenden Stückes zu finden, und schlug, nachdem Voltaire ihren Antrag abgelehnt hatte, La Chaussée die Bearbeitung desselben vor. Dieser ging darauf ein und schrieb Le préjuge à la mode. So entstand die sogenannte Comédie larmoyante (das weinerliche Schauspiel) aus der Posse. La Chaussée glaubte sich auch zur Tragödie erheben zu können, und schrieb ohne Glück Maximinien, welchen Gegenstand schon Th. Corneille bearbeitet hatte. Die Ecole des Mères und die Gouvernante, welche darauf folgten, werden noch jetzt häufig gegeben. Er starb 1754. Voltaire sagt von ihm, er sei einer der ersten nach denen, die Genie haben.

Chausséen, Kunststraßen, auch Dammstraßen im weitläuftigen Sinne heißen alle durch Kunst gemachte, in der Mitte etwas erhobne, auf beiden Seiten mit gehöriger Abdachung und Böschung nebst Gräben versehene, gepflasterte oder ungepflasterte, 28 bis 36 Fuß breite Straßen, sie mögen bloß aus Erde oder aus Erde und Steinen erbaut sein; im engern Sinne aber gibt man nur solchen Land- oder Heerstraßen den Namen Chausséen, deren Grundlage aus großen Bruchsteinen und an den Seiten zum Zusammenhalten mit Strebemauern dauerhaft aufgeführt, die Fugen zwischen den Grundsteinen mit etwas kleinern Steinen und grobem Kies ausgefüllt und festgestampft werden, worauf man sie dammförmig und richtig abgeböscht, entweder mit bloßem grobem Kies, oder mit grobem Kies und festen zerschlagnen Steinen, zugleich überschüttet und feststampft, diese Oberfläche aber zuletzt mit einem festen Steinschutt von zerschlagnen harten Steinen überfährt, und an den Seiten mit Wegen für die Fußgänger und mit Gräben versieht. In Gebirgsgegenden wird der Chausséebau oft sehr schwierig, weil hier theils Berge abgetragen, theils Thäler ausgefüllt, zuweilen wohl aber auch die Kunststraßen in Schneckenwendungen einen Bergabhang herunter geführt werden müssen. Eine andre Schwierigkeit des Chausséebaues ist, wenn selbiger auf Moräste trifft, wo es sogar nothwendig wird, durch Pfahlroste oder zu versenkende Steinmassen, einen festen Grund zu bekommen. Die Chausséen sind keine Erfindung neuerer Zeit, denn das Alterthum zeigt uns Werke, über die man noch jetzt erstaunt. Die Beschreibung, welche uns Herodot von einer königlichen Straße in Persien macht, die von Sardes bis zur Residenz Susa führte, beinahe 450 deutsche Meilen lang, und überall mit königlichen

Ruhehäusern und den schönsten Herbergen versehen war; die Ueberreste von den römischen Straßen, die man in ungeheurer Menge und Größe, oft 1200 Meilen lang durch das ganze Reich anlegte, die gerade Richtung, die man ihnen gab und deswegen wohl Berge abtrug, Felsen und Gebirge durchbrach, ihre Erhöhung, in der sie oft über Sümpfe und kleine Thäler weggingen, die ungemeine Festigkeit und Genauigkeit, die man bei solchen Bauen zu erreichen suchte, übertreffen alle Erwartung. Allein in der Folge vernachlässigte man eine so nützliche Anstalt gänzlich, und in den neuern Zeiten scheinen die niederländischen Heerstraßen, die sich besonders auch wegen ihrer Breite auszeichnen, die ersten gewesen zu sein, welche man in Chausséen verwandelt hat. Diesen folgten darauf die Chausséen in Frankreich, England, Spanien und seit 1753 zuerst in Deutschland, und zwar in Schwaben zwischen Oettingen und Nördlingen. Die besten Chausséen haben Spanien, Frankreich, England, Oesterreich und Baiern. Die nachahmungswertheste Verfassung der Chausséen findet man in England, wo nicht nur zuerst die Straßengewichtsmesser für die Wagen der Fuhrleute an den Chausséegeldeinnahmen eingeführt, sondern auch die, für die Unterhaltung und Dauerhaftigkeit überaus wichtige Anordnung gemacht worden ist, daß in der Mitte die Reiter ihren Weg nehmen und alle Wagen rechter Hand fahren müssen. Hierdurch werden die vielen Fahrgeleise und das Ausweichen der Wagen vermieden, denen es jedoch freigelassen ist, denen zu langsam fahrenden Vorwagen durch schnelle Ausbrechung auf die Chaussée vorzufahren. Vermöge des Straßenregals hat der Landesherr das Recht, a) zur Anlegung der Chausséen in möglichst grader Richtung durch jedes Grundstück brechen zu können; b) zur Bestreitung der Kosten Chausséegeld zu fodern; c) Chausséeordnungen bekannt zu machen; d) die Weite des Wagengeleises nebst der Breite der Radefelgen zu bestimmen und die Sperrketten zu verbieten; und e) das Gewicht vorzuschreiben, was auf Lastwagen nach der Zahl der Pferde geladen werden darf. Seine Pflicht ist, die Chausséen in guten Stande zu erhalten. Je besser die Straßen sind, je mehr kann der Fuhrmann laden, je geringer sind die Frachten, je größer ist der Waarenaustausch. In der Mark fährt im Sande der Fuhrmann mit einem Pferde 6 und in Brabant auf der festen Kunststraße 35 Centner. Die Kohlenfuhrleute von Charleroi nach Brüssel fahren 22000 Pf. Kohlen mit 6 Hengsten und in England ein Pferd in einer Eisenbahn 80 Centner. In Frankreich schafft man gute Pflastersteine auf 20 Stunden herbei. Man zieht dort den fontainebleauer Sandstein auf den Straßen um Paris jedem andern vor, weil er sich leicht in Parallelepipeda bricht. Führt man eine Straße bergan: so muß man berücksichtigen, daß nicht so sehr die Reibung, als das Heben die Last erschwert. Für bergichte Kunststraßen taugt die Pflasterung nicht. Den Handelsverkehr befördern aber Wasserstraßen noch weit mehr, als Kunststraßen.

Chaux (la) de Fonds, Meierei und Dorf in der Grafschaft Valengin im schweizerischen Canton Neufchatel. Das rauhe und zum Ackerbau untüchtige Thal dieses Namens, wohlhabend durch Viehzucht und Käsehandel, ist besonders aber mit dem benachbarten Locle durch seine Uhrenfabrikation und Spitzenklöppelei merkwürdig. La Chaux de Fonds hatte 1818 gegen 5000 Einwohner, worunter sich an 400 Uhrmacher und 600 Spitzenmacherinnen befanden. Ohne die Pendeluhren wurden auf 40,000 goldne und silberne Taschenuhren hier jährlich verfertigt. Auch das Dorf Locle hat gegen 5000 Einwohner. Man findet an beiden Orten eine pariser Modehandlung, Buchdrucker, eine Buch-

handlung und Banquiers. Das Dorf Fleurier ist der Hauptsitz des Spitzenhandels.

Chaveau Lagarde, geb. zu Chartres gegen 1765, einer der berühmtesten gerichtlichen Redner Frankreichs während der Revolution, der den Muth behielt, unter den gefahrvollsten Umständen, auch die von dem furchtbaren Revolutionstribunal im Voraus zum Tode bestimmten Schlachtopfer, mit Gefahr des eignen Lebens, auf das muthvollste und mit seltner Beredtsamkeit zu vertheidigen. Chaveau Lagarde wird mit Deseze, dem beredten und kühnen Vertheidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalconvents, und mit Tronçon Ducoudray, der mit ihm gemeinschaftlich die gerichtliche Vertheidigung Marien Antoinettens führte, in der Geschichte unsterblich bleiben und als ein Muster gelten, wo es darauf ankommt, unter allen Umständen mit Muth der Pflicht und der Ehre zu folgen. Unter die berühmtesten seiner unglücklichen Clienten, die er zu vertheidigen hatte, zählen wir, außer der Königin, Charlotte Corday, Miranda und Brissot. 1814 wurde er vom Könige in den Adelstand erhoben, und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion.

Checks werden in England die Anweisungen der Privaten oder der Kaufleute auf diejenigen Personen genannt, welche ihre Kassengeschäfte besorgen, d. h. solche, welchen sie die Einziehung ihrer Gelder und Wechsel übertragen, und bei welchem sie, vermöge der Checks, über diese Gelder wieder verfügen. Man nennt diese Personen in England Bankers, wie in Holland Cassiers. Die deutschen Banquiers sind etwas anders, da diese hauptsächlich Wechselgeschäfte machen, was in Holland und England die Cassiers und Bankers in der Regel nicht thun. Die Checks, in Holland Cassiers-Quittungen genannt, gelten in den Wechselzahlungen und im gemeinen Leben als baar Geld, und da es nur selten der Fall ist, daß ihre Bezahlung vom Banker oder Cassier verweigert wird, so herrscht darin ein außerordentliches Vertrauen. Sie laufen oft Wochen lang, ehe die Zahlung wirklich verlangt wird, ob sie gleich dadurch an ihrer gerichtlichen Kraft verlieren, da der Regreß gegen den Aussteller, wenn etwa der Banker fallirt, eigentlich nur drei Tage nach dem Tage der Ausstellung zulässig ist. Sobald sie indessen in die Hände eines andern Bankers oder Cassiers kommen, werden sie noch denselbigen Tag verrechnet, da es in London und Amsterdam Sitte ist, daß die Cassiers täglich ihre (gültig angenommnen) Quittungen austauschen, und sich das Fehlende oder Ueberschießende zahlen lassen oder zahlen.

Chemie. Mit diesem Namen, dessen Ursprung zweifelhaft ist, bezeichnen wir die Wissenschaft, welche die Natur der Körper, oder vielmehr die Wirkung kennen lehrt, welche ihre wesentlichen Bestandtheile gegenseitig ausüben. Die Chemie hat zu verschiedenen Zeiten verschiedne Namen gehabt. Die neuern Chemiker haben sie die Physik im engern Sinne u. s. w. genannt. Dieser letzte Name scheint ihr mehr als irgend ein andrer zuzukommen; da der Unterschied der Physik und Chemie auf einem sehr schwachen Grunde beruht. Erstere untersucht die gegenseitige Wirkung der Körper, indem sie selbige in ihren Massen betrachtet; letztre untersucht dieselbe Wirkung eine integrirenden Bestandtheile. Diese Wirkung wird in der einen durch ihre allgemeine Anziehung oder Abstoßung hervorgebracht, in der andern erzeugt sie eine besondre Verbindung oder Zersetzung. Aber nach unsern dermaligen Kenntnissen ist es so unmöglich, die Physik von der Chemie zu sondern, man kann die eine nicht ohne die andre studiren. Die

Menschen, welche Mittel fanden, die Metalle zu schmelzen, sie zu verbinden, sie zu formen; die Aerzte, welche zuerst die nächsten Pflanzenstoffe absonderten und ihre Eigenthümlichkeiten erkannten, sind die ersten Chemiker gewesen. Aber statt einer deutlichen, methodischen, philosophischen, vom Bekannten zum Unbekannten fortgehenden Beobachtung zu folgen, ließ man sich durch astrologische Träumereien, durch die Fabel von dem Stein der Weisen, und hundert thörichte Hypothesen irre leiten. Bis 1650 findet man in der Geschichte der Chemie nur einige besondre Thatsachen anzumerken. Rhases, Roger Baco, Arnaud de Villeneuve, Basilius Valentin, Paracelsus, Agricola u. s. w. haben mehrere Eigenschaften des Eisens, des Queckſilbers, des Spießglases, des Salmiaks, des Salpeters wahrgenommen; sie haben die Schwefel-, Salpeter- und andre Säuren gefunden, sie haben Verfahrungsarten erfunden geistige Flüssigkeiten abzuziehen, das Opium, die Jalappe u. s. w. zu bereiten, die Alkalien zu reinigen. Glauber zeichnete sich durch die Sorgfalt in seinen Untersuchungen aus. Er suchte einige Instrumente zu vervollkommnen, rieth die Ueberbleibsel der Operationen nicht als unnütz wegzuwerfen, entdeckte das nach ihm benannte Glaubersalz u. s. w. Aber diese einzelnen Entdeckungen bildeten kein Ganzes einer Wissenschaft, verbanden sich zu keiner allgemeinen Theorie, zu keinem vollständigen System. Stahl erschien. Er legte den Grund zu einer regelmäßigen Wissenschaft, der jedoch unzureichend war und auf einer Voraussetzung beruhte, welche spätre Beobachtungen widerlegt haben. Viel verdankte er dem berühmten Becher, dessen Ideen er berichtigte und erweiterte. Er fühlte, daß die meisten chemischen Erscheinungen von einer allgemeinen Ursache oder doch von wenigen Grundsätzen, woran sich nothwendig alle Combinationen anknüpften, abhängen möchten. Er nahm in den Körpern einen entzündbaren Grundstoff an, den die brennbaren Körper beim Verbrennen verlören, und den sie von noch brennbarern Körpern, als sie selbst, wieder annehmen könnten. Diesen Grundstoff nannte er Phlogiston. Ein großer Schritt war geschehen mit Aufstellung einer Hypothese, die solchergestalt fast alle beobachteten Erscheinungen unter einander verband. Boerhave, der Stahl's System annahm, trug viel dazu bei, es auszubreiten; er schuf die philosophische Chemie, und bereicherte sie mit einer Menge von Versuchen über das Feuer, die Wärme des Lichts u. s. w. Die Wissenschaft machte durch diese Philosophen Fortschritte, wenn gleich die Grundsätze, von denen sie ausgingen, falsch waren. Es war Black, Priestley, Cavendish und Lavoisier vorbehalten, Stahl's Theorie umzustoßen, indem sie die Schöpfer der pneumatischen oder antiphlogistischen Chemie wurden, deren geschichtlichen Theil Fourcroy in seiner Philosophie chimique und seinem Système des connaissances chimiques am vollständigsten dargestellt hat. Sobald man die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft kennen gelernt hatte, sah man, daß die brennbaren Körper, indem sie in Berührung mit ihr brannten, statt einen ihrer Grundstoffe zu verlieren, sich eines Bestandtheils der Luft bemächtigten und dadurch an Gewicht zunähmen. Man nannte diesen Bestandtheil Oxygen (Sauerstoff), weil er, wenn er in den brennbaren Körpern im Uebermaß vorhanden ist, mehrere derselben in Säuren verwandelt. Das Oxygen trat an die Stelle des Phlogiston, indem es eine entgegengesetzte Rolle spielte, und seine Theorie erklärte fast alles, was vorher unerklärbar war. Aber was in die Chemie auf einmal Licht und Zusammenhang brachte, waren die 1787 angenommenen neuen Kunstbenennungen, welche alle

einzelnen Angaben dem Gedächtniß mit außerordentlicher Leichtigkeit einprägen, da alle die Namen der Körper entweder ihren Ursprung oder ihre Hauptbeschaffenheit ausdrücken. Zwölf oder funfzehn Wörter haben hingereicht, um eine methodische Sprache zu schaffen, die keine einzige uneigentliche Benennung enthält, und die mit Veränderung der Endsylben einiger Namen die Veränderung anzeigt, welche die Körper in ihrer Verbindung erleiden. Lavoisier, Fourcroy, Guyton de Morveau und Berthollet sind die Schöpfer dieser glücklichen Umgestaltung. Die chemische Kunstsprache läßt nichts willkürliches zu, und paßt nicht nur für die bekannten Erscheinungen, sondern auch für die noch zu machenden Entdeckungen. Sie ist das erste Beispiel einer systematischen und analytischen Sprache. Die Chemie hat zwei Mittel, die innere Natur der Körper kennen zu lernen, die Analysis und Synthesis (Auflösung und Zusammensetzung). Durch jene trennt sie die Bestandtheile eines zusammengesetzten Körpers, durch diese verbindet sie die getrennten Bestandtheile, um den zersetzten Körper wieder herzustellen und die Genauigkeit des ersten Verfahrens zu beweisen. Diese Mittel beruhen auf der möglichst vollständigen Kenntniß der beiden Kräfte, die alle Körper der Natur in Bewegung setzen, nämlich Anziehung und Abstoßung. Man hat eine Anziehung der Bestandtheile und eine planetarische Anziehung unterscheiden wollen, und der erstern den Namen der chemischen Verwandtschaft gegeben; aber die Natur hat nicht zwei Arten der Anziehung. Das abwechselnde Spiel der Anziehung und Abstoßung der Bestandtheile veranlaßt eine Menge von Erscheinungen, welche auf unsere Sinne wirken, und eine Menge von Verbindungen, welche die Natur und die Eigenschaften der Körper verändern. Das Studium dieser Erscheinungen, die Kenntniß dieser Verbindungen gehören in das Gebiet der Chemie. Die Geschichte eines Körpers muß stets seiner Analyse vorangehen. Oft reicht die einfache Betrachtung der äußern Formen, der Farbe, der Schwere, des Orts, wo er gefunden ward u. s. w. hin, um durch Vergleichung auf die Kenntniß seiner chemischen Eigenschaften zu führen. Es gibt demnach keine ausgebreitetere und wichtigere Wissenschaft, als die Chemie; auch kann ihr Gebiet nicht von einem einzelnen Menschen umfaßt werden. Um das Studium zu erleichtern, betrachtet man sie unter verschiednen Gesichtspunkten, die sich in mehrere Abtheilungen und Unterabtheilungen absondern, von denen man sich einer einzelnen widmen kann, obgleich die Art zu beobachten, zu analysiren und zu combiniren immer dieselbe ist, obgleich alle Erscheinungen sich durch die allgemeine Theorie erklären lassen und sich auf gewisse Gesetze beziehen, die man vorgängig kennen muß. Diese Gesetze zusammengenommen bilden die sogenannte philosophische Chemie. Sie betrachtet, was man unter Verwandtschaft der Aggregation oder Cohäsion, und unter Verwandtschaft der Composition zu verstehen hat; sie erklärt die Erscheinungen der Auflösung, Sättigung, Krystallisation, des Aufbrausens, der Schmelzung, der Neutralisation. Das chemische Verfahren bietet, indem es die Eigenschaften der Körper verändert oder modificirt, dem Beobachter wichtige Betrachtungen über die Veränderung der Form, der Dichtigkeit, der Temperatur, dar. Diese Betrachtungen gehören der philosophischen Chemie an. Sie läßt auch wahrnehmen, daß die Verwandtschaft sich äußern kann: 1) zwischen zwei einfachen Körpern, 2) zwischen einem einfachen und einem zusammengesetzten Körper; 3) zwischen zusammengesetzten Körpern; und indem sie den Grundsatz aufstellt, daß ein Körper nicht dieselbe Verwandtschaft zu allen andern

habe, sondern daß er sie ungleich anziehe, gibt sie die Gesetze an, welche die Wahlverwandtschaften und die sie modificirenden Ursachen bestimmen, als da sind die Cohäsion, die Masse, die Unauflöslichkeit, die Elasticität, die Temperatur der Körper. Sie schätzt die Kraft der Verwandtschaft, sowohl der einfachen als zusammengesetzten. Sie merkt die Umstände an, welche das Spiel der Anziehungen begünstigen oder ihm entgegenwirken; sie lehrt, daß zwei Körper nicht auf einander wirken, wenn nicht einer von beiden oder beide flüssig sind, daß die Körper, selbst in einem Zustande der Auflösung, nur in unmerklichen Abständen auf einander wirken, daß zwei Körper, die keine bemerkbare Verwandtschaft zu einander haben, sich mittelst eines dritten vereinigen; endlich, daß die charakteristischen Eigenschaften der Körper durch die Vereinigung zerstört werden, und daß der zusammengesetzte Körper neue Eigenschaften zeigt. Indem sie von diesen Grundgesetzen zur Untersuchung der einfachen Körper fortgeht, betrachtet die philosophische Chemie die Wirkung des Lichts, des Wärmestoffs und der Electricität, die Natur der einfachen und zusammengesetzten brennbaren Körper, der Luft und des Wassers; die Bildung der Säuren und ihre Auflösung, die Natur und die Eigenschaften der salzigen Grundstoffe, ihre Verbindung mit den Säuren, die Verkalkung, Auflösung und die Beschickung (Legirung) der Metalle, die Bildung und Natur der Pflanzen, die unterscheidenden Merkmale der unmittelbaren Pflanzenstoffe, die Erscheinungen der Animalisation und die Eigenschaften der animalischen Zusammensetzungen; endlich die von selbst erfolgende Zerstörung organischer Stoffe. Dies ist der Kreis, den die Philosophie der Chemie durchläuft, indem sie sich auf das Allgemeine beschränkt. Nach der Anwendung, welche von diesem Allgemeinen gemacht wird, zerfällt die Chemie in sieben oder acht besondre Zweige, die wir noch kurz durchzugehen haben. Das Studium der großen Erscheinungen, die man im Dunstkreise beobachtet und die man Lufterscheinungen (Meteore) nennt, bildet die meteorologische Chemie. Sie erklärt die Bildung der Wolken, des Regens, des Nebels, des Schnees, der Wasserhose, den Hygrometer-, Barometer- und Thermometerstand der Luft, die Bildung des Nordlichts, der Meteorsteine, und überhaupt Alles, was chemisch über unsrer Erdkugel vorgeht. — Geologische Chemie kann man diejenige nennen, welche vornehmlich die großen Combinationen der Natur studirt, wodurch die Vulkane, die Metallminen, die Steinkohlenlager, die Basalte, die Mineralwasser, jene ungeheuern Salz- und Kalkmassen, der Salpeter auf dem Boden des Indus, das Natrum in den Seen Aegyptens, der Borax in den Seen Tibets entstanden sind. Der Chemiker als Geolog sucht die Ursachen der Ueberschwemmungen, der Erdbeben, der Verminderung der Gewässer auf der Erdkugel, den Einfluß des Klimas auf die Farbe der Thiere und Pflanzen, auf den Geruch der Blumen, auf den Geschmack der Früchte zu ergründen und zu erklären. Bei diesen allgemeinen Beobachtungen vornehmlich bedarf er der Naturkunde und Physik. Die Chemie, in ihrer Anwendung auf die Naturgeschichte, wird wie diese eingetheilt. Man unterscheidet daher die Chemie des Mineralreichs, welche die Metallurgie und die Probirkunst umfaßt und sich mit der Untersuchung aller unorganischen Stoffe, der Steine, Salze, Metalle, Erdharze, Wasser beschäftigt; die Chemie des Pflanzenreichs, welche die Pflanzen und ihre unmittelbaren Erzeugnisse zerlegt, und die Chemie des Thierreichs, welche auf alle von todten oder lebendigen Thieren kommende Stoffe angewandt wird.

Letztre zerfällt wieder in die physiologische Chemie, welche die in den thierischen Stoffen durch die Lebensthätigkeit bewirkten Veränderungen betrachtet; in die pathologische Chemie, welche die durch Krankheiten, oder organische Verletzungen verursachten Veränderungen beobachtet; in die therapeutische oder pharmakologische Chemie, welche die einfachen Arzneimittel zerlegt, die Verordnung und Zubereitung der chemischen und einfachen Arzneimittel aufklärt, die Mittel der Aufbewahrung anzeigt, und die stets gefährlichen Sophistereien kennen lehrt; in die Chemie der Gesundheitslehre, welche sich mit den Mitteln beschäftigt, die Wohnungen der Gesundheit gemäß einzurichten, die Luft, welche man daselbst athmet, zu prüfen, den Seuchen zuvorzukommen, gesunde Nahrungsmittel anzuzeigen, den Einfluß der Beschäftigungen, Moden und Gebräuche auf die Gesundheit der Menschen zu erforschen. Die Chemie findet endlich noch Anwendung im Haushalt und in den Künsten. Im Haushalt hat sie den Zweck, eine Menge von Verrichtungen zu vereinfachen und zu regeln, die wir unaufhörlich in unsern Wohnungen vornehmen, um sie gesund, warm, hell zu machen, um Kleider, Lebensmittel, Getränke zuzubereiten u. s. w. Die Brotbereitung, das Einkalken des Getreides, die Bereitung der Mast, die Bereitung und Reinigung der Oele, die Kunst, Backhäuser, Oefen und Kochherde zu bauen, Zeuge zu bleichen und zu waschen, eine künstliche Kälte hervorzubringen u. s. w. Wichtiger und ausgedehnter ist die Anwendung der Chemie in den Künsten und Gewerken. Sie hat zum Zweck, das chemische Verfahren, durch welche die zu verarbeitenden Gegenstände unsern Bedürfnissen angepaßt werden, aufzufinden, zu berichtigen, zu erweitern, zu vervollkommnen oder zu vereinfachen, und umfaßt demnach die Bereitung des Glases, der Ziegel, der irdenen Geschirre, des Steinguts, das Email- und Porzellanmalen, das Färben, Fleckausmachen, die Gerberei, die Hutmacherei, Essigbrauerei, Destillirkunst, Brauerei, die Leim-, Farben- und Firnißbereitung, das Stärkemachen, Salpetersieden, Vergolden, Gießen, Versilbern, das Kohlenbrennen, die Bereitung der Säuren, des Alauns, des Salmiaks, der Dinte und Buchdruckerschwärze, des Papiers, der Seife, die Raffinerie des Zuckers u. a. m. Schließlich erwähnen wir noch des Gebrauchs, der auch in gerichtlichen Angelegenheiten von der Chemie vielfältig gemacht wird, um ein Verbrechen gehörig zu erörtern. Bei Vergiftungen, Schrift- und Münzverfälschungen u. dgl. kann allein die Chemie zu sichern Ergebnissen führen. — Unter den chemischen Lehr- und Wörterbüchern verdient besondre Empfehlung John's Wörterbuch der Chemie, 4 Bände, der letzte in 2 Abtheilungen.

Chemnitz, im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, die erste Fabrik- und die zweite Handelsstadt des Landes, liegt an der Chemnitz, die nicht weit davon in die Mulde fällt, ist größtentheils schön und massiv gebaut, und hat jetzt (1822) 951 Wohnhäuser, nebst 18 geistlichen und 30 Commungebäuden, ohne die Scheunen und Fabrikgebäude, welche letztre meist geschmackvollen Edelhöfen gleichen und durch die herrlichsten Gartenanlagen verschönert sind. Die Einwohnerzahl ist über 15,000 und darunter gibt es allein 1197 Webermeister, die mit 860 Gesellen und Lehrlingen Kattune, weiße und bunte Baumwollenzeuge, Ginghams, bunte Halstücher, Piqués und dergleichen Bettdecken arbeiten. Von 12 hier bestehenden größern und kleinern Kattunfabriken, deren Gründung in die Mitte des vorigen Jahrhunderts

fällt, beschäftigen manche der erstern 3 bis 500 Menschen und liefern jährlich an 50,000 St. Kattun, nebst einer ungeheuern Menge Kattuntücher. Die vorzüglichsten dieser Fabriken folgen, neben der eignen Erfindung neuer Muster, jetzt mehr dem französischen, als englischen Geschmack, liefern ganz echte farbige Waare, und haben sich so vervollkommnet, daß Kenner ihren Fabrikaten häufig den Vorzug vor den englischen dieser Gattung zugestehen, und der Fall ist jetzt nicht selten, daß, so wie sonst chemnitzer Fabriken nur nach englischen Mustern arbeiteten, jetzt englische Fabriken chemnitzer Muster nachahmen. Vierzig größere und kleinere Spinnmühlen in der Stadt und den nächsten Umgebungen liefern jährlich nahe an eine Million Pfunde baumwollen Garn in allen Nummern. Die Gebrüder Bernhard waren die Ersten, welche die Spinnmühlen am Ende des vorigen Jahrhunderts von England nach Chemnitz verpflanzten, und der Engländer Whitfield ward nachher förmlich vom König besoldet, um den Spinnmühlenbau zu befördern. Auch ist seit Kurzem eine Flachsmaschinenspinnerei im Gange. Viele jener Spinnmühlen werden durch Wasser, andre durch Dampfmaschinen, die kleinern aber durch Pferde in Bewegung gesetzt. Die bedeutenden Bleichen bei der Stadt, welche schon in Urkunden des 11. Jahrhunderts vorkommen, sind theils Raths-, theils Privateigenthum. Mehrere große Englischroth-Garnfärbereien haben reichliche Beschäftigung. Von in- und auswärtigen, zum Theil griechischen Handlungen werden stets große Baumwollenlager unterhalten und bedeutende Großhandlungen setzen jährlich viele tausend Dutzend baumwollner Strümpfe und Mützen, die in den benachbarten Dörfern gearbeitet werden, nebst andern chemnitzer Fabrikaten, theils auf den leipziger, frankfurter und braunschweiger Messen, theils durch unmittelbare Versendungen in und außer Deutschland ab. Die sich hier kreuzenden Hauptstraßen von Wien nach Leipzig, und von Nürnberg nach Dresden vermehren nicht wenig die Lebhaftigkeit und den Verkehr. Die Stadt hat 5 Kirchen und ein Lyceum, das im blühendsten Zustande sich befindet. In der sogenannten Schloß- oder Klosterkirche unfern der Stadt zeigt man eine, aus einem einzigen Eichstamme sehr schön gearbeitete Geiselung Christi. In den umliegenden Waldgebirge bricht man außer Sandstein und Jaspis, der häufig zum Bauen und Wegbessern gebraucht wird, auch häufig Karneol, Chalcedon, Achat u. s. w.

Chenal, kommt von dem englischen Worte Channal (Kanal) ist also aus der englischen Sprache in die französische übergegangen. Im Meere oder in Seeströmen bedeutet dieser Ausdruck ein enges, sich schlängelndes Fahrwasser zwischen Klippen und Sandbänken oder Inseln, in denen man nur mit Hülfe eines Lootsen schiffen kann. Bei inländischer Kanalschifffahrt nennt man so das Fahrwasser, das zur Herstellung der Tiefe von Zeit zu Zeit abgelassen und ausgemodert wird.

Chénier (Marie-Joseph de), war 1764 zu Konstantinopel geboren, wo sein Vater, Louis Chénier, der sich durch verschiedne treffliche Werke über die Mauren, über Marokko und das ottomanische Reich bekannt gemacht hat, Generalconsul war. Er kam in seinem zarten Alter nach Paris, diente eine Zeitlang als Dragoneroffizier, nahm dann seinen Abschied und kam nach Paris zurück, um sich ganz der Literatur zu widmen. Nach drei Jahren trat er mit seinem Charles IX. hervor, der als ein Denkmal des, im Anfange der Revolution in Frankreich herrschenden Geschmacks betrachtet wer-

den kann, übrigens nicht ohne poetiſches Verdienſt iſt. Chénier erlangte, indem er den Leidenſchaften des Volks ſchmeichelte, bald eine große Popularität. Er brachte nach und nach mehrere Tragödien auf's Theater, die ihr Glück zum Theil der Bemühung des Verfaſſers verdankten, ſeinen Perſonen die Sprache der herrſchenden Partei in den Mund zu legen. 1791 erſchien Henri VIII. und La mort de Calas, beide mit Beifall. Für das erſte Stück hatte Chénier eine Vorliebe, und arbeitete es zu mehrern Malen um. Die Ausgabe von 1805 iſt die einzige, welche alle Verbeſſerungen enthält. Sein Cajus Gracchus, der 1792 erſchien, verdankte einen großen Theil ſeines Beifalls den Zeitumſtänden. Bald darauf trat Chénier in den Convent, und hier theilte er lange die Meinung der ausgelaſſenſten Demokraten, ſo wie in ſeinem 1793 und 94 erſchienenen Fénélon und Timoléon. Manche ſeiner Dramen wurden weder aufgeführt noch gedruckt. Wir bemerken unter denſelben eine abgekürzte Bearbeitung von Leſſings Nathan und einige Ueberſetzungen von Sophokles. Chénier hat Schönheiten wie auch Fehler, die ihm eigenthümlich ſind; aber ein Talent von ſeltnem Umfang iſt ihm nicht abzuſprechen. Er zeigt ſich als einen geſchickten Schriftſteller ſowohl in der Proſa als in ſeinen Verſen; vorzüglich zeichnet er ſich in der Satyre aus, nur daß er in derſelben oft zu wenig Mäßigung beobachtete. Außerdem aber hat er ſich faſt in allen Dichtungsgattungen verſucht. In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte er ſich mit einer Geſchichte der franzöſiſchen Literatur. Die Reden, die er 1806 und 7 in dem Athenäum von Paris las, enthalten die Geſchichte der Sprache, der verſchiednen Dichtungsarten und der Proſa bis auf Franz I. In einer 1806 herausgegebnen Einleitung hatte er den Entwurf des ganzen Werks und die Hauptergebniſſe deſſelben vorgelegt. (Herausgegeben im J. 1818 unter dem Titel: Fragmens du cours de littérature fait à Athenée en 1806 et 1807 etc.) Außerdem hatte Chénier eine Charakteriſtik der vorzüglichſten Erzeugniſſe der franzöſiſchen Literatur von 1788 und 1808 unternommen. Dies treffliche Werk iſt unter dem Titel: Tableau historique de l'état et des progrès de la littérature française depuis 1789 erſchienen. In ſeiner letzten Schrift über die zehnjährigen Preiſe, fodert er den für die beſte unterrichtende Schrift ausgeſetzten Preis für einen ſeiner ehemaligen Feinde, und würdigt das Lycée von La Harpe ſo ſcharf und richtig, daß nie eine gründlichere Kritik darüber erſchienen iſt. — Er ſtarb zu Anfang des Jahres 1811.

Chenille nennt der Seidenweber rauhe, ſammtartige Fäden, die er zu ſeiner broſchirten Arbeit gebraucht. Der Stoff zur Chenille wird auf einem Seidenwirkerſtuhl wie glatter Taffent mit mehr oder weniger einzelnen Kettenfäden, je nachdem er rauh werden ſoll, gewebt, dann in Streifen zerſchnitten und auf einer Spinnmühle über einen Faden geſponnen. So bekommt man rauhe ſammt- oder plüſchartige Schnüre, von verſchiedner Dicke, die die Franzoſen Chenille nennen, weil ſie den haarigen Raupen ähnlich ſehen.

Cherbourg, eine Stadt und Seehafen am Kanal im franz. Departement Manche zwiſchen den Vorgebirgen la Hogue oder Rhaz Blanchard und Rhaz de Barfleur. An der Landſeite fehlen die Feſtungswerke. Die Bevölkerung zählt 11000 Einwohner hat ein Handelsgericht, eine Börſe, Schiffahrtsſchule und eine gelehrte Geſellſchaft. Die Stadt hat einen fruchtbaren Boden, in ihrer Nähe auch

Porcellan, und Sodafabriken, Viehhandel und eine Niederlage von Kolonialwaaren. 6 Forts beschützen die Rheede. Seit 2 Jahrhunderten hat die franz. Regierung ungeheuren Aufwand gemacht, um hier einen Seehafen für ihre Kriegsflotte zu begründen, aber alles vergebens bis Napoleon im J. 1808 die frühern Wasserbauwerke aufgab, die am Ende nichts geleistet hatten, als daß der Wellenschlag auf der Rheede etwas geschwächt worden war, und daß hier bei gewissen Winden etwa 40 Linienschiffe sicher ankern konnten, auch daß sich auf dieser Rheede viel Schlamm anhäufte. Das jetzige, im Felsen ausgesprengte Bassin hat ungefähr 1000 Fuß Länge und 770 Fuß Breite, dabei 50 Fuß Tiefe und kann folglich 50 Linienschiffe aufnehmen, aber auch hier fängt schon die Strömung an, Schlamm nieder zu schlagen. Dem Hafen fehlen Thore, daher ist die Strömung bei der Fluth so stark, daß häufig 10 bis 12 Ankertaue zur Festlegung eines Schiffes nöthig sind. Im J. 1813 fing Napoleon an, eine eben so große Docke aussprengen zu lassen, um die Kriegs-Schiffe zu ihrer bessern Erhaltung, so lange sie nicht ausgerüstet worden sind, trocken zu legen. Die Docke ist jetzt beinahe fertig und hat mit dem Bassin an 100 Mill. Franken ohne die frühern vergeblichen Kosten zur Verbesserung der Rheede gekostet.

Cheribon, eine Landschaft auf der Insel Java, östlich von Batavia. Sie ward von drei Fürsten regiert, welche völlig von den Holländern abhingen und mit Niemanden als mit ihnen handeln durften. Die Stadt Cheribon liegt an einem kleinem Flusse, nicht fern von der See; sie hat gegen 25,000 Einwohner und treibt beträchtlichen Handel mit Indigo, Kaffee, Reis, Baumwolle und Zucker. Nahe bei der Stadt lag sonst eine holländische Besatzung in der Festung Bescherming. In neuern Zeiten hat sich viel Kaffee im Handel unter dem Namen: Cheribon-Kaffee, gezeigt. Er ist von lichterer Farbe (weniger bräunlich), als der Java-Kaffee. Auch dieser Theil von Java ist vulkanischen Ursprungs und daher überaus fruchtbar. Die eingebornen Fürsten in der Nachbarschaft unterwarfen zwar die ostindische holländische Handelsgesellschaft, allein sie ließ ihnen noch die Ausübung großer Souveränitätsrechte. Während der langen brittischen Herrschaft auf Java schaffte aber die brittische Regierung dies ab, und setzte nach ihrer Weise in Ostindien die kleinen Fürsten gänzlich auf Pension, weil sie Java zu behalten dachte. Die niederländische jetzige Regierung hat die brittische Anordnung beibehalten.

Cherson, Hauptstadt des russischen Gouvernements Cherson, wurde 1778 angelegt, und ist wohlbefestigt. Sie liegt am Dnieper, 4½ Meile von der Mündung desselben, ist hübsch und regelmäßig gebaut, und hat gegen 2000, zum Theil steinerne Häuser und 22000 Einwohner. Die Stadt besteht aus vier Theilen: der Festung mit einer Kirche, einer Münze, einem Zeughause und einer Stückgießerei; der Admiralität mit den großen Seemagazinen und Schiffswerften; der griechischen Vorstadt mit einem großen Kaufhofe und der Soldatenvorstadt. Die Admiralität ist jetzt nach Nikolajew versetzt, das bequemer und gesünder liegt. In den Hafen laufen jährlich, außer einigen österreichischen und französischen Schiffen, 400 griechische platte Fahrzeuge ein. Allenthalben wo große Ströme gegen die Mündung einen sehr geringen Fall haben, bildet sich im Gewässer durch Niederschlag viel Schlamm und folglich wird das Flußbette seichter. Dann entstehen durch desselben Erhebung über den Spiegel des Wassers Moräste

und Inſeln, zwiſchen denen ſich ein engeres Bette wieder einwühlt. Dieſe Verſchlammung geht aber um ſo raſcher, wenn zwei ſo bedeutende Flüſſe, als der Dnieper und der Bog, ſich in einen gemeinſchaftlichen Buſen des Meers ſtürzen. Iſt das Uebel auf's äuſſerſte geſtiegen, ſo bleibt kein andrer Rath, als den vereinigten Flüſſen ein neues ſehr tiefes Bette zu graben, und ſolches zu bedeichen, damit es ſich ſelbſt wenigſtens für einige Jahrhunderte zu reinigen fähig iſt. Dieſen Kanal hatte Potemkin bei der Anlage von Cherſon vergeſſen, daher alle, einigermaßen tiefgehende Schiffe einen Theil ihrer Ladung beim Einlaufen in Oczakow, deſſen Hafen 17 Fuß tief Waſſer hat, löſchen, oder dort beim Auslaufen eine volle Ladung einnehmen. — Die Statthalterſchaft Cherſon iſt eine trockne, ſich gegen Süden allmälig erhebende Steppe mit fetten Wieſen und ungefähr 18 Limanen an den Flüſſen. Die Küſte iſt im Boden überall mit Eiſentheilen geſchwängert und trägt nichts reichlicher als Salzpflanzen, weshalb ſie ſich zur Schafzucht eignet. Im Sommer iſt das Klima heiß und im Winter kalt. Die Einwohnerzahl beträgt 600,000 Köpfe. Reichlich gedeiht der Maulbeerbaum auf den ſalzigen Boden, den er liebt, aber die Einwohner denken nicht daran, dieſen Vorzug zum Seidenbau zu benutzen. Auch zu Oelſaaten würde ſich aus der nemlichen Urſache der Boden eignen, und der Abſatz nicht fehlen, aber die Landwirthſchaft iſt hier noch zu ſehr in der Kindheit, um alle Vortheile eines Anbaus von Producten, welche geſucht werden, zu benutzen. Merkwürdig wurde Cherſon im J. 1787, wo Kaiſer Joſeph und Catharina die Zweite dieſe Stadt beſuchten, und zugleich die glänzendſten Feſte angeſtellt wurden.

Cherſoneſus, griechiſch: eine Halbinſel. Beſonders bekannt war 1. der cimmeriſche Cherſones (Chersonesus cimmerica), jetzt Jütland ꝛc. (vergl. Cimbern); 2. der tauriſche Cherſones (Ch. Taurica auch magna genannt), die, vom ſchwarzen Meere und dem See Möotis gebildete Halbinſel, die Krimm; 3. der thraciſche Cherſones (Ch. Thracica oder auch bloß Chersonesus), die große Halbinſel in Thracien, die heutige Halbinſel der Dardanellen.

Cherub, in der h. Schrift der Engel des zweiten Chors der erſten Hierarchie. Cherubim iſt der hebr. Plural. An und für ſich ſind Cherubim wie Seraphim bloß bibliſche Ausdrücke. Erſtres heißt: wie Jünglinge; Seraphim: wie Feuerflammen. Die Kirche hat ihnen ihre Plätze in der Rangordnung der himmliſchen Heerſchaaren angewieſen. Maler und Bildhauer pflegen die Cherubim durch geflügelte Kinderköpfe darzuſtellen.

Cherubini (Luigi), geboren zu Florenz 1760, einer der bedeutendſten und genialſten Componiſten, mit Recht von allen verehrt, die echt-erhabne Muſik von dem gewöhnlichen Klingklang zu unterſcheiden wiſſen. Von ſeinen eigentlichen Lebensumſtänden iſt nicht viel bekannt, als daß er, ein Schüler von Sarti, ſchon im 18ten Jahre (1782) zu Livorno eine Oper (Adriano in Syria) ſetzte, die aber für die dortigen Kunſtkenner zu gelehrt war. Beſſer verſtand man ihn in Mantua, wo (1784) ſeine zweite Oper: Alessandro nell' Indie, und noch mehr zu Turin, wo (1788) ſeine Ifigenia in Aulide ungetheilten Beifall fanden. Er ward hierauf nach Paris berufen, und machte durch ſeine Opern Demophoon, Lodoiska, Medea ꝛc. immer mehr Aufſehen. Den höchſten ſeiner Triumphe aber erntete er durch die allgemein bekannte und berühmte Oper: Les

deux journées, (der Wasserträger). Wirklich ist diese Musik ein Meisterwerk, in welchem Fülle, Harmonie, Kraft und Erhabenheit mit den angemessensten Charaktern sich vereinen, um sie auch noch auf die Nachwelt zu bringen. Was Chebrubini's Verdienste besonders erhebt, ist seine musterhafte Bescheidenheit, worin er dem großen, vielleicht unerreichbaren Mozart, dessen hohen Geist er mit einer Art Religiosität verehrt, ähnlich ist. Auch wurden seine Verdienste anerkannt, die er, als einer der fünf Aufseher des Conservatorium zu Paris, für die ihm übergebnen Zöglinge um so nützlicher anwendet, da er auf das Ernste, Strenge, Große eben sowohl, als auf sichere Bildung des Geschmacks sein ganzes Augenmerk richtet. 1805 ward er nach Wien berufen, um für das dasige Hoftheater eine Oper zu schreiben. Er setzte hier seine Faniska, welche 1806 aufgeführt und mit dem lautesten Beifalle empfangen ward. Man findet auch hier wieder Tiefe, Kraft, Feuer, erschütternde Ueberraschungen, welche aber, wie dies bei seinen meisten übrigen Werken auch der Fall ist, nur durch wiederholtes Hören verstanden werden können. Oft hat er vielleicht seine harmonischen Hülfsmittel zu reichlich und zu üppig angebracht. Unter seinen zahlreichen Werken, die er nach seiner Rückkehr in Paris componirte, verdienen eine dreistimmige Messe und sein Pygmalion für das Theater der Tuilerien besondre Auszeichnung. Seine neueste, erst 1821 erschienene Composition führt den Titel: Blanche de Provence ou cour des fées in 3 Aufzügen, woran Berton, Boieldieu, Kreutzer und Paer mit Theil nahmen.

Cherusker, das ansehnlichste und berühmteste deutsche Volk unter den Istävonen. Man unterscheide das Volk und den Völkerbund der Cherusker. Das Volk wohnte zu beiden Seiten des Harzgebirges zwischen dem südwestlichen Theile des thüringer Waldes, wo die Katten ihre Nachbarn waren, und der Saale. Die südliche Seite des Landes durchzog Drusus auf seinem Rückzuge von der Saale nach dem Rhein. Durch die Nordseite aber drang er aus dem Paderbornischen über die Weser nach der Elbe vor. Hier scheint die Aller die Nord und Ostgrenze der Cherusker gebildet zu haben. Ueberdies besaßen sie auch einige Landstriche am Westufer der Weser. Der Völkerbund der Cherusker umfaßte alles Land zwischen der Weser, dem Rhein und der Lippe, bewohnt von den Kattuariern, Tubanten, Ansibariern, Dulgumniern, Marsen, Chamavern u. s. w. Die Römer wurden zuerst im J. 10. v. Chr. mit den Cheruskern bekannt, als Drusus bis an die Weser vordrang, aber aus Mangel an Lebensmitteln wieder umkehrte. Im folgenden Jahr zog er auf der Nordseite des Harzes mitten durch die Cherusker hin, von der Weser nach der Elbe. Damals zeigten sie sich wenig furchtbar, im J. 7 vor Chr. traten sie sogar in Freundschaft mit den Römern, und nahmen häufig Kriegsdienste bei ihnen. Als aber Varus ihnen Abgaben auflegen, und sie dem römischen Gesetze unterwerfen wollte, entstand eine allgemeine Verschwörung gegen die Römer. Varus, von ihnen in den teutoburger Wald gelockt, ward in einem dreitägigen Kampfe mit seinem ganzen Heere aufgerieben. (S. Hermann und Germanen.) Jetzt wurden die Cherusker das Ziel aller Angriffe der Römer. Germanicus (s. d.), der die Marsen und Katten geschlagen hatte, zog gegen die Cherusker, deren Anführer, Segest und Hermann, in Krieg mit einander waren. Segest, von Hermann belagert, rief den Germanicus zu Hülfe, der ihn auch befreite, aber nach mehrern fruchtlosen

Feldzügen sich zurückzog. Die Cherusker waren durch die letzten Vortheile sehr mächtig geworden. Sie wurden es noch mehr durch die Verbindung mit den Longobarden und Semnonen, die von dem markomannischen Bunde abgefallen waren, und der Sieg Hermanns über die Markomannen unter Marbod erhob die Cherusker zum ersten deutschen Volke, bis nach Hermanns Ermordung auf's neue innere Unruhen ausbrachen. Man übergab dem Italicus, dem letzten Zweige der Familie Hermanns die Herrschaft, vertrieb ihn aber bald wieder. Die Longobarden setzten ihn auf's neue ein, und führten einen langen verderblichen Krieg mit den Cheruskern, die, ihrer Bundesgenossen beraubt, zwischen der Saale und der Südseite des Harzes sich beschränkten, bis sie im dritten Jahrhunderte mit allen ihren ehemaligen Bundesgenossen im großen fränkischen Bunde als Volk verschwanden.

Chester, diese Hauptstadt der englischen Grafschaft Cheshire, ist der Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbisthum York steht, hat ungefähr 15,000 Einw. Sie ist sehr alt, und wie man glaubt, ursprünglich von den Römern erbaut, mit Mauern umgeben; das einzige Ueberbleibsel von der uralten Befestigungsart in England. Die Bauart ist ganz einzig und sonderbar, indem das 2te Stockwerk der Häuser zurücktritt, so daß vor demselben ein offener Raum entsteht, welcher, da das 3te Stockwerk wieder vorspringt, einen bedeckten Gang bildet, der sich durch ganze Straßen hinzieht. Hie und da, besonders an den Straßenecken, führen Treppen hinab. Diese Gänge sind überall mit den dahinter liegenden Zimmern, für die größern Kaufläden des Orts benutzt. Die malerische Wirkung, welche aus dieser Bauart hervorgehen müßte, schwindet fast ganz dadurch, daß die Stockwerke der Häuser selten eine gleiche Höhe haben, und die Gänge öfter gar zu niedrig sind. Der ehemals berühmte Hafen war durch die allmälige Versandung des Flusses Dee in Verfall gekommen. In neuern Zeiten ist ein Kanal (the new channel) gegraben worden, auf dem zur Springzeit Schiffe von 350 Tonnen bis an die Kajen gelangen können. Der Handel von Chester ist meist auf den irländischen und Küstenhandel eingeschränkt. Für irländische Leinwand ist Chester der große Markt. Ein vorzüglicher Ausfuhrartikel ist der berühmte Chesterkäse. Schiffbau wird mit Vortheil getrieben.

Chesterfield (Philipp Dormer Stanhope, Graf von), ausgezeichnet als Staatsmann, Redner und Schriftsteller, war 1694 zu London geboren. In einem Alter von sechzehn Jahren ging er auf die Universität zu Cambridge, wo er seine Studien mit ausgezeichnetem Erfolge betrieb. 1714 verließ er England, um Europa zu bereisen. Auf dieser Reise erwarb er, besonders zu Paris, jene Freiheit des Tons und Betragens, die ihn für sein ganzes Leben auszeichnete. Nach Georgs I. Thronbesteigung verschaffte sein Verwandter, der General Stanhope, ihm die Stelle eines Kammerjunkers bei dem Prinzen von Wales, und der Flecken von St. Germain in Cornwallis wählte ihn zu seinem Repräsentanten im Parlamente, obgleich er das gesetzliche Alter noch nicht völlig erreicht hatte. Die Laufbahn, in welche er trat, konnte am besten seine Talente und seinen Charakter entwickeln. Schon am Ende des ersten Monats hielt er eine Rede, bei welcher die Zuhörer eben so sehr über die Kraft seiner Gedanken erstaunten, als sie über die Eleganz des Styls und die Anmuth und Leichtigkeit seines Vortrages entzückt waren. Auch im Oberhause, in das er nach

seines Vaters Tode übertrat, zeichnete er sich auf gleiche Weise bei mehrern Gelegenheiten aus. 1723 ging er als Gesandter nach Holland, und es gelang ihm das Kurfürstenthum Hannover vor den dasselbe bedrohenden Kriegsübeln zu sichern. Zur Belohnung empfing er den Hosenbandorden mit der Stelle eines Oberhaushofmeisters des Königs Georgs II. Nachdem er 1732 aus Holland abgerufen worden, kehrte er dahin in derselben Eigenschaft zurück, und betrug sich mit gleicher Geschicklichkeit. Er wurde sodann zum Vicekönig von Irland ernannt, von wo er 1748 zurückkehrte, um die Stelle eines Staatssecretärs einzunehmen; zog sich aber bald darauf, seiner geschwächten Gesundheit wegen, von den Geschäften zurück, um den Rest seines Lebens in einer glücklichen Ruhe den Studien und der Freundschaft zu widmen. Sein schriftstellerisches Talent hat Chesterfield in einigen moralischen, kritischen oder scherzhaften Aufsätzen, in seinen später gedruckten Parlamentsreden, besonders aber durch eine Sammlung von Briefen an seinen Sohn, welche großes Aufsehn in ganz Europa gemacht haben, gezeigt. Eine mit Annehmlichkeit verbundne Gründlichkeit, eine genaue Kenntniß der Sitten, der Gebräuche, und des politischen Zustandes von Europa, mannichfaltige Belehrung, edle und natürliche Eleganz, und ein Vortrag, der dem geübtesten Schriftsteller Ehre machen würde, sind ihre glänzenden Seiten. Aber alles dieses konnte den Anstoß nicht schwächen, den die, in allen Briefen vorgetragene Moral gab. Mit Recht mußte man erstaunen und sich entrüsten, daß ein Vater jeden Augenblick seinem Sohne ein sanftes und abgeschliffenes Betragen als die wesentlichste Eigenschaft, die ein Mann von Welt erwerben könne, empfiehlt; ja er geht so weit, ihm sehr bekannte Frauen zu nennen, deren Eroberung er als leicht ansieht. Zu seiner Entschuldigung führen wir indes an, daß Chesterfield's (außer der Ehe gezeugter, aber von ihm unter den Namen Stanhope adoptirter) Sohn, für den er diese Briefe schrieb, von einem überaus linkischen Betragen war, und daß der Vater, der auf den äußern Anstand so hohen Werth setzte, ihm vielleicht auf diese Weise einige Neigung dafür einzuflößen gedachte; eine Hoffnung, die jedoch nicht erfüllt wurde. Gegen das Ende seines Lebens wurde Chesterfield taub, andere Körperleiden kamen dazu, und gaben seinen letzten Tagen eine trübe Färbung. Er hatte mit Pope, Swift, Bolingbrocke und andern ausgezeichneten Gelehrten, auch mit Samuel Johnson — der ihn einen schönen Geist unter den Lords und einen Lord unter den schönen Geistern nannte, und von seinen Briefen sagte, daß sie die Moral einer Buhlerin und die Sitten eines Tanzmeisters lehrten, — in vertrauten Verhältnissen gestanden. Er starb, 79 Jahre alt, im J. 1773.

Cheval (à) zu beiden Seiten eines Gegenstandes gleichsam darauf reitend. So befindet sich militärisch ein Corps à cheval eines Flusses, wenn der eine Flügel am rechten, der andre am linken Ufer desselben steht. S2.

Chevalier (Jean Baptiste Le), Abbé, erster Oberbibliothekar der Bibliothek de Sainte Geneviève, bekannt durch seine Beschreibung der Ebene von Troja. Er war 1752 zu Trely, bei Coutances, im Manche-Departement, geboren, machte mehrere große Reisen bloß in wissenschaftlicher Hinsicht, namentlich nach Asien, und starb 1807 in Paris. Man hat von ihm die Beschreibung der Ebene von Troja, und eine Art von Fortsetzung davon in seiner Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin, welche vielfältig herausgegeben, mit

Karten versehen und übersetzt sind. Diese Untersuchungen sind Le Chevalier's Sache nicht; er ordnet Wahrheit und historische Treue dem ästhetisch Wirksamen unter, und geht darauf aus, das alte Griechenland in dem neuen wiederzufinden, und dadurch Homers historische und geographische Wahrhaftigkeit zu begründen.

Chiabrera (Gabriel), ein berühmter italienischer Dichter, geboren zu Savona im Genuesischen 1552, blühte im 16. und 17. Jahrh. Er hatte seinen Vater verloren, noch ehe er geboren war, und ward von seinem neunten Jahre an bei einem Oheim zu Rom erzogen. Er studirte bei den Jesuiten; der Wetteifer erhöhte seine vorhin schwachen Körperkräfte, und bis zum zwanzigsten Jahre vollendete er seinen Cursus der schönen Wissenschaften und der Philosophie. Sehr nützlich und lehrreich ward ihm der Umgang mit Muret, Paulus Manutius, Speroni und andern gelehrten Männern. Nach seines Oheims Tode trat er in die Dienste des Kardinals Cornaro; mußte aber dieselben nach einigen Jahren verlassen, da ihm die Rache, die er für eine, von einem römischen Edelmanne ihm angethane Beleidigung genommen hatte, nicht erlaubte, länger in Rom zu bleiben, und ging in sein Vaterland zurück. In einem Alter von fast funfzig Jahren verheirathete er sich, und lebte, zwar nur in mittelmäßigen, jedoch unabhängigen Glücksumständen. Geistig und körperlich gesund, erreichte er ein hohes Alter, und starb zu Savona 1638. Sein poetisches Genie hatte sich erst spät entwickelt. Erst in seinem Vaterlande fing er an, die Dichter mit Aufmerksamkeit zu lesen. Die Griechen, und unter diesen Pindar, zogen ihn am meisten an. Aus der Bewunderung für letztern entsprang die Begierde, ihn nachzuahmen. So schuf er sich eine eigne Gattung und Schreibart, welche ihn von allen andern italienischen Lyrikern unterscheiden, und ihn den Beinamen des italienischen Pindars erwarben. Es gelang ihm nicht minder, die geistreiche Naivetät und die Anmuth Anakreons nachzuahmen; seine Canzonetten haben eben so viel Leichtigkeit und Eleganz, als seine große Canzonen Erhabenheit. Außerdem ist er Verfasser mehrerer epischen, dramatischen, bucolischen und anderer Gedichte. Sein Ruf verbreitete sich bald durch ganz Italien; er besuchte die Hauptstadt desselben, aber er verweilte nur in Florenz und Genua. Ueberall ward er mit Geschenken, Auszeichnungen und Ehrenzeichen überhäuft.

Chiari, (Pietro) ein fruchtbarer, komischer Dichter und Romanschreiber Italiens, geboren zu Brescia gegen den Anfang des 18ten Jahrh. Er trat nach Beendigung seiner Studien bei den Jesuiten ein, blieb aber nicht lange daselbst, sondern ward Weltgeistlicher, und lebte als solcher frei von Geschäften, einzig den Wissenschaften. Unter dem Titel eines Hofdichters des Herzogs von Modena ließ er sich in Venedig nieder, wo er innerhalb zehn oder zwölf Jahren mehr als 60 Komödien auf's Theater brachte. Chiari und Goldoni waren Nebenbuhler, aber das Publikum ertheilte dem Letztern die Palme. Die versificirten Stücke nehmen zehn Bände, die in Prosa abgefaßten vier Bände ein. Es fehlte ihm nicht an Erfindung, noch an kunstreicher Behandlung eines Stoffs, aber sein Styl ist ohne Kraft, ohne Lebendigkeit, ohne komischen Aufschwung, sein Dialog ohne Eigenthümlichkeit und Wahrheit, und fällt jeden Augenblick in Ziererei oder Mattigkeit. Er wollte sich auch zur Tragödie erheben und schrieb deren vier. Sie wurden jedoch so ungünstig aufgenommen, daß er ferner davon abstand. Schon sehr bejahrt ging er wieder nach Brescia, wo er 1787 oder 1788 starb. Einige von seinen Romanen sind mehr werth

als ſeine Komödien, aber ſie malen im Ganzen geringfügige Gegenſtände, und zeigen keine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens. La Giuocatrice di Lotto, la Ballerina onorata, la Cantatrice per disgrazia intereſſiren wenig, und gleichwohl ſind dies die beſſern. Außerdem haben wir von ihm: Lettere scelte, Lettere filosofiche, Lettere scritte da donna di senno e di spirito per amaestramento del suo amante, und viele andre Werke.

Chiaroſcuro, ſ. Grau in Grau und Hellbunkel.

Chiffre, 1) eine geheime Schrift, die vorzüglich bei dem Briefwechſel der diplomatiſchen Agenten mit ihren Höfen gebraucht wird, und größtentheils aus gewöhnlichen Phraſen, wovon einige aber eine andre, beſtimmte Bedeutung haben, beſteht, und durch Zahlen unterbrochen ſind, deren Eine oft eine ganze Gedankenreihe bezeichnet, und die nach den Umſtänden häufig gewechſelt werden. 2) der verzogne Name oder die in einander geſchlungenen Anfangsbuchſtaben der Vor- und Zunamen einer Perſon. Chiffriren, mit geheimen Zeichen ſchreiben. (Vergl. Dechiffrirkunſt.)

Chili, ſ. Südamerika.

Chiliaſten, Chiliasmus, ſ. Tauſendjähriges Reich.

Chimära, ein fabelhaftes Ungeheuer mit einem Löwenkopfe, Ziegenleibe, Drachenſchwanze und feuerſpeiendem Rachen, das die Gefilde Lyciens verwüſtete, und vom Bellerophon (ſ. d. Art.) beſiegt wurde. Seine Geſtalt beſchreiben die Dichter verſchieden, immer aber als eine unnatürliche Zuſammenſetzung der ungleichartigſten Theile. Daher Chimäre ein Unding, eine unnatürliche Geburt der Phantaſie. Nach Einigen war Chimära ein feuerſpeiender Berg in Lycien, auf deſſen Gipfel Löwen hauſten, um deſſen Mitte Ziegen weideten, und an deſſen Fuße ſich viel ſchädliche Schlangen aufhielten. Bellerophon ſoll der erſte geweſen ſeyn, der dieſen Berg bewohnbar machte.

Chimboraſſo, ſ. Cordilleras.

China. — Erſt durch die portugieſiſchen Seefahrer, welche auf Vaſco da Gama folgten, bekamen die Europäer richtigere Vorſtellungen von der Lage, Ausdehnung und Beſchaffenheit dieſes Landes. Seit dem verdanken wir unſre Kenntniß deſſelben einigen Geſandten, welche den Hof und die Landſtraßen geſehen, einigen Handelsleuten, welche die Vorſtadt eines Grenzortes bewohnt, und einer bedeutenden Anzahl von Miſſionarien, die als leichtgläubige Bewunderer, mir das wiedererzählen, was ſie geſehen aber ſelten zu würdigen gewußt haben. Die Eroberungen der Kaiſer der Dynaſtie Mantchou, fälſchlich Tataren genannt, haben ihre Macht über den größten Theil der ſogenannten freien Tartarei ausgedehnt, deren Bewohner jedoch meiſtens nicht Tataren, ſondern Kalmucken und Mongolen ſind. Die Ruſſen drangen zugleich in Sibirien vor, und ſo wurden Rußland und China Grenznachbarn längs einer Linie von der Gegend des Palcati-Sees bis zur Mündung des Amurfluſſes. Dieſe lange Grenze iſt im Allgemeinen durch die Richtung der altaiſchen, ſaïaniſchen und daouriſchen Gebirge beſtimmt; wiewohl über die letztern hinaus die Ruſſen ihr Reich bis an die Ufer des Amurfluſſes ausgedehnt haben. Der See Palcati, die Berge Alak und Belur trennen im Weſten das chineſiſche Reich von den Kirgiſen, Usbeken und andern unabhängigen Tartarenvölkern. Während die chineſiſche Herrſchaft ſich im Norden und Nordweſten der Grenze des aſiatiſchen Rußlands näherte, breitete ſie ſich im Weſten und Südweſten über die weiten Regionen Tibets aus, und erreichte faſt die engliſchen Beſitzungen in Bengalen. Die kleinen Län-

der von Sirinagur, Nepaul und andre, und die Garrowgebirge sind auf dieser Seite die Schranken zwischen China und Indien. Mehr östlich berührt das birmanische Reich die chinesische Provinz Yun-nan. Die Besitzungen der Siamesen berühren die Grenze Chinas nicht, aber die kleinen Reiche Laos und Tunkin sind Grenznachbarn und vielleicht sogar zinsbar. Der östliche Ocean bespült, indem er eine Menge von Meerbusen und Buchten bildet, die Küsten Chinas auf einer Ausdehnung von siebentehalbhundert Meilen, von den Grenzen Tunkins bis zur Mündung des Amurflusses. Südlich sind die Meerbusen von Tunkin und das chinesische Meer; der Kanal von Formosa trennt die Insel dieses Namens von dem festen Lande; das blaue und das gelbe Meer verbreiten sich, jenes zwischen China, den Inseln Lieukieu und Japan, dieses zwischen China und Korea. Von Korea endlich bis zum Amurfluß erstreckt sich das japanische Meer, dessen äußerste Spitze den umfassenden Namen des Meerbusens der Tatarei erhalten hat. — Das chinesische Reich, so begrenzt, hat eine Ausdehnung von 650 Meilen, nämlich von Kaschgar bis an die Mündung des Amur; seine größte Breite reicht von den saïanischen Gebirgen bis zur mittäglichen Spitze Chinas, der Insel Hay-nan gegenüber, 375 Meilen. Der Flächeninhalt kann auf 200,000 Quadratmeilen, d. h. auf den zwölften Theil des festen Landes der Erde geschätzt werden. Davon kommen auf das eigentliche China 80,000 Quadratmeilen, auf die kleine Bucharei, die Mongolei und das Mantschuland 100,000 Quadratmeilen und auf die Schutzländer, Tibet, Korea, die Lieukieu-Inseln, das Land der Chane von Kaschgar über 20,000 Quadratmeilen. Auf diesem Flächenraume wohnen 150 Millionen Menschen, so daß in Rücksicht der Einwohnerzahl das chinesische Reich das erste auf der ganzen Erde ist, und von jener Zahl in der Barbarei 3 Millionen, und in den Vasallenländern 13½ Millionen, der Rest im eigentlichen China. Das eigentliche China grenzt östlich an den östlichen Ocean, gegen Norden trennt es die große, schon vor 2000 Jahren erbaute, 300 Meilen lange, 20 Fuß hohe und auf der Oberfläche 5 Fuß breite Mauer von der Mongolei und dem Mantschulande; westlich setzen politische Grenzen den nomadischen Wanderungen der Kalmucken oder Eleuthen von Hohonor und der Sifanen ein Ziel, südlich fallen die Grenzen des chinesischen Reichs und des eigentlichen Chinas zusammen. Die Provinzen, in welche es getheilt ist, sind nach Macartney folgende: Petsche-li, Kiang-nan (zwei Provinzen), Kiang-si, Tsche-kiang, Fo-kien, Hu-quang (Hu-pe und Hu-nan), Ho-nan, Schan-tong, Schan-si, Schen-si (das eigentliche Schen-si, und Kan-tschou), Se-tschuen, Quang-tong, Quang-si, You-nan, Kät-cheou. — Die Chinesen selbst nennen ihr Land Tschon-Kue, Mittelpunkt der Erde; bei den Arabern heißt es Sin, bei den Persern Tschin. — Die physische Geographie Chinas ist minder interessant, als man von einem so großen Lande erwarten sollte. Es lassen sich zwei Gebirgsmassen, die eine südöstlich, die andre nordwestlich, unterscheiden. Jene verbreitet sich zwischen den Provinzen Quang-si, Quan-tong und Fo-kien im Süden, und den Provinzen Hu-quang und Kiang-si im Norden, sie läuft anfangs von Westen nach Osten, wendet sich aber auf den Grenzen von Fo-kien nordöstlich. Die Hauptkette, besonders in den Provinzen Kät-cheau und Quang-si, ist wegen der dort wohnenden wilden Völkerschaften schwer zugänglich; die Reisenden haben nur den kleinen Berg Mei-ling untersucht, der sich 3000 Fuß über den See Po-yang erhebt. Die Gebirge im Nordwesten scheinen nicht sowohl

regelmäßige Ketten als eine Folge von Terassen zu bilden. Außerdem ist die Provinz Schan-si voll Gebirge, die zu einer, von den Ufern des Amurflusses quer durch die Mongolei laufenden Kette zu gehören scheinen, und fast alle senkrechte Felsen sind. Auch die Provinz Schan-tong ist größtentheils eine gebirgige Halbinsel. Diese Gebirge, welche Kohlenminen enthalten, bilden eine, von den übrigen Bergen Chinas ganz getrennte Gruppe. Die größten Ebenen finden sich in der Provinz Kiang-nan, zwischen den beiden großen Flüssen Hoang-ho und Yang-tse-kiang. Jener, oder der gelbe Fluß, entspringt aus zwei Seen im Lande der Kalmucken von Hoho-nor, dieser, oder der blaue Fluß, nimt seinen Ursprung im Norden von Tibet, unfern der Wüste Kobi. Beide strömen schnell von den Höhen Mittel-Asiens herab, und begegnen jeder eine Bergreihe, welche sie zu einem weiten Umwege nöthigt, den Hoan-ho nach Norden, den Yang-tse-kiang nach Süden, worauf sie sich wieder nähern und in einer Entfernung von nur vierzig Meilen ihren Lauf endigen. Außerdem nennen wir den Fuen-ho, den Honi-Ho und den Hoay-ho, welche in den blauen Fluß fallen, den Yalon-kiang, der 125 Meilen durchläuft, den Tchoue oder Yang-kiang, La-kiang, und Yuen-kiang, welche sich unmittelbar mit dem gelben Fluß und den Yuen und Yon, welche sich mittelst zweier Seen mit dem blauen Flusse vereinigen. Ganz unabhängig sind der Hoan-kiang im Süden, der sich in den Meerbusen von Canton, und der Pay-ho im Norden, der sich in den Meerbusen von Peking ergießt. Diese und unzählige andre Flüsse, welche durch zahlreiche Kanäle verbunden sind, bieten unzuberechnende Vortheile für den Ackerbau und Handel dar. Der wichtigste dieser Kanäle ist der, 300 Meilen lange sogenannte Kaiserkanal, der mit einer Unterbrechung von einer einzigen Tagereise eine Wasserverbindung zwischen Peking und Canton gibt. Auch an Landseen ist China reich, besonders die Provinz Hu-quang, deren Name schon darauf hinweist. Der Poyang-hu ist nach Staunton der größte Landsee in China, hingegen nach du Halde beträgt sein Umkreis nur 20 Meilen. Das Klima muß in einem Lande von solcher Ausdehnung sehr verschieden sein. Im Süden von China, nahe am Wendekreise, herrscht eine große Hitze, die jedoch durch den Einfluß der periodischen Winde gemildert wird. Die nördlichen und östlichen Gegenden sind ungleich kälter, als die unter derselben Breite gelegnen Länder Europas, wovon der Grund in der Höhe der Sonne, in der Natur des, mit Salpeter angefüllten Bodens, und endlich in dem Schnee liegt, welcher den größten Theil des Jahres die Centralgebirge Asiens bedeckt. In einem überaus blühenden Zustande ist der Ackerbau Chinas, und der Hauptgegenstand desselben der Reis. In den zu kalten, oder zu trocknen nordwestlichen Gegenden ersetzt man ihn durch europäische Getreidearten und durch Moorhirse. Man baut ferner Kartoffeln, Rüben, Bohnen, und vorzüglich eine Art Weißkohl. Das urbare Land wird unausgesetzt bestellt, ohne brach zu liegen. Selbst die steilsten Berge findet man zugänglich gemacht, angebaut, und auf kunstreiche Weise bewässert. Die Art, wie die Wohnungen der Landleute liegen, trägt viel zu dem blühenden Zustande des Ackerbaues bei, indem sie nicht in Dörfer vereinigt, sondern zerstreut sind. Man sieht hier weder Verzäunungen, noch Pforten, noch sonst eine Vorkehrung gegen wilde Thiere und Diebe. Die Frauen ziehen Seidenwürmer und spinnen Baumwolle; auch beschäftigen sie sich mit Verfertigung der Zeuge; denn die Frauen sind die einzigen Weber des Landes. Allgemein bekannt sind die Ehr-

furchtsbezeigungen, welche die chineſiſche Regierung dem Ackerbau erweiſt. Jährlich am 15ten Tage des erſten Mondes, findet dieſe Feierlichkeit Statt. Der Kaiſer begibt ſich in großer Pracht, begleitet von den Prinzen und vornehmſten Reichsbeamten, auf das dazu beſtimmte Feld, wirft ſich hier nieder, und berührt neunmal mit der Stirn den Boden, um den Tien, den Gott des Himmels, zu verehren; er ſpricht mit lauter Stimme ein von dem Tribunal der Gebräuche abgefaßtes Gebet, in welchem er den Segen des höchſten Weſens für ſeine und ſeines ganzen Volkes Arbeit erfleht. Dann als Oberprieſter des Reichs, opfert er einen Stier dem Himmel, als Herrn aller Güter. Während man das Opfer auf dem Altare darbringt, wird dem Kaiſer ein, mit einem Paar prächtig gezierter Stiere beſpannter Pflug gebracht. Jener legt ſeinen kaiſerlichen Schmuck ab, ergreift die Handhabe des Pflugs, und zieht mehrere Furchen durch die ganze Fläche des Ackers. Ein Gleiches thun nach ihm die vornehmſten Mandarinen. Das Feſt ſchließt mit einer Vertheilung von Geld und Stoffen unter die Landleute. Auf ähnliche Weiſe erſcheint einige Zeit nachher der Kaiſer wieder, um den Samen zu ſtreuen. In den Provinzen des Reichs vollziehen an demſelben Tage die Vicekönige die nämliche Feierlichkeit. — Weniger als in dem Ackerbau, iſt in der Baumzucht die Induſtrie der Chineſen fortgeſchritten. Sie beſitzen viel Fruchtbäume, aber ſie thun wenig für ihre Veredlung. Das Pfropfen iſt bei ihnen nicht gewöhnlich. Johannisbeeren, Himbeeren und, nach Einigen, ſelbſt Oliven ſind in China unbekannt. Aber die Natur hat dem Lande andre Reichthümer gegeben, die ihm eigen ſind. Dahin gehört vor allem die Theepflanze, welche den Chineſen unermeßliche Vortheile bringt; ferner der Campherbaum, die Aloe, das Bambusrohr, das Zuckerrohr, die Indigopflanze, die Baumwollenpflanze, die Rhabarberwurzel, die Firniß-, Seifen-, Talg-, Leim-, Wachs- und Litſchibäume ꝛc. Von Hausthieren haben die Chineſen alle in Europa einheimiſchen Arten, darunter das Schwein das zahlreichſte iſt, und außerdem das Kameel, das gewöhnlichſte Laſtthier. Von wilden Thieren nennen wir den Elephanten, das Rhinoceros, den Tiger, das Moſchusthier, verſchiedne Affenarten, den Hirſch, das wilde Schwein, den Fuchs u. ſ. w. An zahmen Geflügel hat China Ueberfluß, beſonders an Enten. Mehrere Arten zeichnen ſich durch ein beſonders glänzendes Gefieder aus, beſonders die Gold- und Silberfaſanen, der Spornpfau. Die vielen Gewäſſer enthalten eine unglaubliche Menge von Fiſchen. Die Goldfiſche, die auch in China nur zum Schmuck aufbewahrt werden, ſind bekannt. Unter den Inſekten iſt das wichtigſte der Seidenwurm, welcher allgemein verbreitet iſt, und einheimiſch zu ſein ſcheint. Ueber die Producte des Mineralreichs China's beſitzen wir noch wenig genaue Nachrichten. Die Silberbergwerke China's ſind ergiebig, aber man bearbeitet ſie wenig. Das Gold wird meiſtens aus dem Sande der Flüſſe, in den Provinzen Se-tchuen und Yun-nan gewonnen. Man prägt aber weder aus Gold, noch aus Silber Münzen. Eine den Chineſen eigenthümliche metalliſche Subſtanz iſt das Toutenague, woraus ſie Gefäße und dergleichen verfertigen, und das Einige für einen ſehr reinen Zink, Andre für eine künſtliche Miſchung halten. Ferner hat China ein beſondres Kupfer, viel Queckſilber in Yun-nan, Arſenik, aber weniger Blei und Zinn. Von koſtbaren Steinen beſitzt es den Lapis lazuli, Jaspis, Bergkryſtall, Magnet, verſchiedne Marmorarten; von den Erdarten führen wir nur die Porcellanerde an. Auch das Salz nimt eine vorzügliche Stelle ein, indem es der

Gegenstand eines einträglichen Regierungs-Monopols ist. — China enthält 1,572 Städte, 2,796 Tempel, 3,158 Haupt-Brücken u. s. w. Unter den Städten sind die wichtigsten und den Europäern bekanntesten: Pe-king, die Hauptstadt des ganzen Reichs, ferner Canton und Nanking. Wir verweisen über sie auf die besondern Artikel, und wollen hier noch Einiges über die nationellen Eigenthümlichkeiten der Chinesen, ihre Sitten, ihre politischen Einrichtungen, auch ihren Zustand überhaupt anführen. Die Gesichtszüge und der Bau des Hirnschädels beweisen die mongolische Abkunft der Chinesen; doch hat ein Aufenthalt von mehrern Jahrhunderten unter einem milden Klima die charakteristischen Kennzeichen gemildert. Eine Chinesin hält sich für schön, wenn sie kleine Augen, etwas dicke Lippen, schlichtes und schwarzes Haar und recht kleine Füße hat; letztre vollenden die Idee der Schönheit und werden dadurch erlangt, daß man sie einschnürt, und am Wachsthume hindert. Bei den Männern gibt die Beleibtheit, als Zeichen eines müßigen Lebens, einen Anspruch auf Hochachtung. Magere Leute gelten für talentlos. Die Vornehmen lassen die Nägel der Finger wachsen; Haare und Bart färben sie schwarz. Betrachten wir die Chinesen von der moralischen Seite, so finden wir, daß sie die gewöhnlichen Tugenden und Laster eines sklavischen, kunstfleißigen und handelnden Volks haben. Die Regierungsform ist unumschränkt monarchisch; doch können die Mandarinen und Tribunale dem Kaiser unterthänige Gegenvorstellungen machen. Der Kaiser nennt sich einen geheiligten Sohn des Himmels, alleinigen Vorsteher der Erde, und Vater seines Volks. Er ist nach der Verfassung verpflichtet, sich beständig mit Staatssachen zu beschäftigen. Der Kaiser hat 3 Gemahlinnen, unter welchen nur eine den Titel und Rang einer Kaiserin führt. Die Residenz ist Pe-king, der Sommeraufenthalt Tschehol. Seinem Bilde, seinem Throne werden Opfer gebracht; seine Person wird angebetet; man fällt vor ihm nieder. Oeffentlich erscheint der Kaiser nie anders, als mit 2,000 Liktoren, welche Ketten, Beile und andre Werkzeuge tragen, die den morgenländischen Despotismus charakterisiren. Die Staatseinkünfte werden auf 200 Millionen Thaler geschätzt, und bestehen großen Theils in Naturalien. Sie beruhen auf Grundabgaben, auf Zöllen vom auswärtigen und inländischen Handel und auf einer Kopfsteuer, zahlbar von allen Personen zwischen 20 und 60 Jahren. Die chinesische Armee ist zwar sehr zahlreich (gegen 900,000 Mann), scheint aber nicht im Stande zu sein, selbst unregelmäßigen asiatischen Truppen, geschweige europäischen Heeren wirksamen Widerstand zu leisten. Der chinesische Adel theilt sich in zwei Klassen, den persönlichen und amtlichen. Unter dem erstern gibt es fünf Grade. Die drei erstern werden nur Verwandten des Kaisers ertheilt, und werden gewöhnlich durch Prinz übersetzt. Diese Prinzen müssen regelmäßig im Bezirke des kaiserlichen Palastes wohnen. Die Titularen des persönlichen Adels haben sämmtlich den Vorrang vor dem amtlichen Adel oder den Mandarinen. Den Rang der Mandarinen erkennt man durch die Farbe der Knöpfe an ihren Mützen. Auch gibt es Titular-Mandarinen. In allem hat China 13 bis 14000 Civilmandarinen, sie heißen Regenten und 18000 Kriegsmandarinen, erstere in 9, letztere in 5 Klassen. Die höchste Reichsbehörde ist der Rath der Minister-Mandarinen. Diese arbeitet mit dem Kaiser. Untergeordnete Centralbehörden sind a. Lipu (Wache der Beamten) hat in Gnadensachen den Vortrag, b. Ho-pu (Finanzcollegium), c. Li-pu (Ceremoniengericht), d. Ping-pu (Ober-

kriegsrath), e. Hong-pu (Justizcollegium und Oberbauamt. (Kong-pu). In jeder der 17 Provinzen ist ein Mandarin Statthalter. Ihm zur Seite steht ein, den Statthalter beobachtender und seine Befehle vollziehender Rath. In den Städten sind besondre Gerichte. Die Ceremonialkleidung der Mandarinen besteht aus geblümtem Atlas, mit einem Ueberzuge von blauem Kreppflor. Vorn und hinten ist das Ehrenzeichen gestickt, welches ihren Civil- oder Militärrang bezeichnet. Das Recht, eine Pfauenfeder hinten auf der Mütze zu tragen, ist mit einem europäischen Ordenszeichen zu vergleichen und wird als eine besondre Gnadenbezeigung ertheilt. Die gepriesene Weisheit der chinesischen Gesetze kann mit zwei Worten charakterisirt werden; es sind gute Polizeiverordnungen mit guten moralischen Lehren begleitet. Sie lassen dem Kaiser, wie den Mandarinen eine unbeschränkte Gewalt über das Volk, das blinden Gehorsam gegen seine Obern als seine erste Pflicht zu betrachten gewohnt ist. Unzählige Ceremonien erinnern jeden Augenblick an den Unterschied der Stände. In Ansehung ihrer Geistesbildung steht die Nation schon seit langer Zeit auf einer fast unveränderten Stufe. Daran ist theils die, allen Asiaten eigne Liebe zum Alten, Herkömmlichen, theils der Mangel an geistigem Verkehr und Ideenaustausch Schuld. Dieser aber wird besonders durch die Schwierigkeit der Schrift, welche nicht, wie die unsrige, eine Buchstaben-, auch nicht eine Sylben-, sondern eine Charakterschrift ist, verhindert. Ueber sie, wie über Sprache und Literatur, sehe man den eignen Artikel. Das mechanische Talent haben sie in einem hohen Grade ausgebildet; auch ist ihre Industrie in Bereitung von Stoffen, Porcellan, Lack und dergleichen bewundernswürdig, und kann nur mit ihren Kanal- und Gartenanlagen, dem Ebenen von Gebirgen und ähnlichen Arbeiten, die sie ausgeführt haben, zusammengestellt werden. Mehrere der wichtigsten Erfindungen finden wir bei ihnen wieder. Sie druckten Bücher früher als wir, indem sie die Charaktere in Holztafeln schnitten, welche Methode noch bei ihnen üblich ist. Die Magnetnadel kannten und gebrauchten sie ebenfalls vor uns; dessenungeachtet blieben sie in der Schifffahrtskunde weit zurück, da sie den Schiffbau sehr unvollkommen verstehen. Im Ganzen hat man die Denkmäler China's vielleicht zu sehr erhoben; dennoch sind einige ihrer Landstraßen, ihrer ungeheuren Bogenbrücken, ihrer pyramidalen Thürme, besonders aber ihre große Mauer, auf chinesisch genannt: Van-Li-Tsching, die Mauer von 10,000 Li, der Bewunderung werth. Diese läuft über hohe Gebirge und durch tiefe Thäler und mittelst Bogen über breite Ströme hin, von der Provinz Shen-si bis Wanghay oder bis zum gelben Meere, in einer Länge von 600 Stunden. An einigen Orten ist sie, um wichtige Pässe zu decken, doppelt, auch dreifach. Die Grundmauer und die Ecken sind von festen Granitblöcken, der größere Theil aber von blaulichen Backsteinen, durch einen sehr reinen und weißen Mörtel zusammengehalten. Fast alle 200 Schritte sind viereckige Thürme oder starke Basteien. — Eine Schilderung der eigenthümlichen Sitten der Chinesen würde uns hier zu weit führen. Der Hauptzug des Nationalcharakters ist die Einwirkung des eingeführten Herkommens. Die tägliche Lebensweise jedes Einzelnen ist in jedem Range durch unabweichliche Regeln vorgeschrieben. Geistiger Getränke enthalten sich die Chinesen fast gänzlich, dagegen ist der Gebrauch des Thees allgemein. Ihre Hauptspeise ist der Reiß. Die Vielweiberei ist den Großen und den Mandarinen erlaubt. Der Kaiser unterhält ein zahlreiches Serail. Der Zustand der Weiber ist Skla-

verei. Eine beſondre, gleichſam göttliche Verehrung erweiſen die Chineſen ihren Vorfahren; ſie feiern zu ihrem Andenken eigne Feſte auf ihren Gräbern. Die urſprüngliche Religion Chinas ſcheint ein Zweig des Schamanendienſtes geweſen zu ſein, deſſen Princip die Anbetung der Geſtirne und merkwürdiger Naturgegenſtände iſt. Dieſe alte Religion iſt durch verſchiedne ſpätere Sekten vertilgt worden. Unter dieſen ſind die wichtigſten die Sekten des Cong-fu-tſe (Confucius) und des Lao-kiun oder Tao-tſe. Das Volk bekennt ſich größtentheils zu der aus Indien gekommnen Religion des Fo. (Vergl. Confucius und Fo.) Die Religion der Kaiſer aus der tatarmantſchuiſchen Dynaſtie iſt die Dalai-Lama-Religion. (S. Lama.) — Der auswärtige Handel der Chineſen ſteht mit dem Umfange und Reichthum ihres Reichs nicht in Verhältniß. Im J. 1806 wurden ausgeführt: 45,000,000 Pfund Thee, 16,000,000 Pfund Zucker, 21,000 Stücke Nankin, 3,000,000 Pfund Toutenague, ferner Kupfer, Borax, Alaun, Queckſilber, Porzellan, lackirte Waaren, Zimmet, Rhabarber, Moſchus und verſchiedne Droguereiwaaren. 113 Schiffe, nämlich 80 engliſche, 30 amerikaniſche und 3 däniſche nahmen dieſe Waaren ein. Sie brachten nach China: Reiß (36,000,000 Pfund), Baumwolle, Tücher und Stoffe, Glaswaaren, Fuchs-, Fiſchotter- und Biberfelle, Sandelholz, Arecanüſſe u. ſ. w. Der Handel mit den Europäern iſt einer Geſellſchaft von 12 dazu privilegirten Kaufleuten anvertraut, welche Hanniſten heißen, und einen ungeheuern Vortheil gewinnen. — Die älteſte Geſchichte Chinas iſt dunkel und fabelhaft. Nach ihr regierten über daſſelbe, durch mehrere Millionen Jahre, Götter, Tien-Hoan-Schi, und fabelhafte Königsfamilien, Ti-Hoang-Schi, Kiehu-Tohu-Ki, zu welcher letztern Fo-hi, der Geſetzgeber der Chineſen, gehört; U-Ti, unter welcher Familie ſich mit dem geprieſenen Ya das Schu-King anfängt, aus welchem die Chineſen ihre älteſte Geſchichte ſchöpfen. Aber dieſes Buch beſteht die hiſtoriſche Kritik nicht. Die folgenden königlichen Häuſer dieſer erſten dunkeln Periode ſind die Kia (bis 1767 vor Chr.), Schang (bis 1122), Tſcheu (bis 258 vor Chr.). Für den Stifter dieſer Dynaſtie wird allgemein Wu-wang angegeben, obgleich über die Art der Stiftung keine Uebereinſtimmung herrſcht. Nach einer Nachricht haben die Inländer den Letzten der vorigen Dynaſtie, Scheu-ſin, geſtürzt; nach Andern kam Wu-Wang mit einer Horde Ausländer von Weſten her, und brachte Kultur zu den Eingebornen. Nach dem Anfange dieſer Familie iſt eine große hiſtoriſche Lücke, welche die chineſiſchen Annalen mit Fabeln ausfüllen. Unter dieſe Dynaſtie fällt (von 770 bis 320 v. Chr.) die Tſcheukue oder die Periode der kämpfenden Könige, d. i. der vielen kleinen Staaten neben einander, die in Fehden lebten. Endlich ſtand aus dem kleinen Fürſtenhauſe der Ting, im Zeitalter des Hannibals, ein chineſiſcher Held, Schi-hoang-ti, mit dem das Haus Tſin (von 256 bis 207 v. Chr.) über China zu herrſchen anfing, auf, der alle kleine Fürſten ſammt dem Stamme der Tſcheu ausrottete, und ganz China unter ſich vereinigte (247). Er erbaute die große Mauer zum Schutze gegen die Tataren. Das Reich zerfiel aber gleich nach ſeinem Tode, unter ſeinem Sohne Ul-ſchi, wieder in kleine Trümmer, die nach zehn Jahren Lieu-pang auf's neue zu einem großen Reiche zuſammenfügte. Er nahm den neuen Namen Hang an, und wurde Stifter der Dynaſtie Hang, die bis 220 Jahre n. Chr. herrſchte, und ſich in die weſtlichen und öſtlichen Hang theilte (Si-hang von 217 vor, bis 24 n. Chr., und Tong-hang von 24 bis 220 n. Chr.). Die Fürſten dieſer Dyna-

ſtie breiteten ihre Eroberungen weit gegen Weſten aus, und nahmen Antheil an den Angelegenheiten Mittel-Aſiens. Die Religion Tao-tſe wurde unter ihnen die herrſchende; auch kam damals das Judenthum nach China. Nach und nach aber arteten die Fürſten aus, und unter Hien-ti wurde China in drei Königreiche getheilt (220), die von Wu-Ti (280) wieder vereinigt wurden. Er ſtiftete die Familie Tſin (265—420). Dieſe Fürſten waren ſchlechte Regenten. Der letzte, Kong-Ti, wurde von Wu-Ti vom Throne geſtoßen, welcher die Linie Song ſtiftete (420—479). Aber in den ſüdlichen Provinzen entſtand kurz vorher (386) ein beſondres Königreich, das U-tai oder die fünf Familien genannt wurde. Auch die Song waren Fürſten ohne Werth. Als mit der großen Völkerwanderung die Abendwelt eine neue Geſtalt gewann, waren mit dem Untergange der Familie Tſin in China zwei Reiche entſtanden, ein nördliches (386) und ein ſüdliches (420), welches letztre auch U-tai oder das Reich der fünf Familien hieß. In dieſem regierten hinter einander die Familien Song (bis 479), Tſin (bis 502), Lang (bis 537), Tſchin (bis 589), Sui (bis 619). Das nördliche Reich (386—587) entſtand dadurch, daß die Tataren Goli die nördlichen chineſiſchen Provinzen eroberten. Hier herrſchten vier Familien, zwei inländiſche und zwei ausländiſche, nämlich die Goei, von dem Stamme der To-pa, und die Heu-tſcheu, von dem Stamme Sien-pi. a. Die Dynaſtie Goei herrſchte von 386 bis 556 in drei beſondern Linien (Yuen-Goei bis 534, Tong-Goei bis 550 und Si-Goei, oder die weſtlichen Goei bis 550); b. die Dynaſtie der Pe-tſi (der nördlichen Tſi) von 550—577; c. Die Dynaſtie der Heu-tſcheu (der letzten Tſcheu) von 557—581; d. Die Dynaſtie der Heu-leang (der letzten Leang) von 554—587. — Den Heu-ſcheu entriß (581) Yang-kien den Thron, eroberte (587) das Reich der Heu-leang (589), der Tſin, und ſtiftete die Dynaſtie der Sui. Schon der zweite Kaiſer aus dieſer Dynaſtie, Yang-ti, wurde von Li-yen (617) abgeſetzt, welcher die Familie Tang ſtiftete, die ſich 300 Jahr lang erhielt, und Sia-gan-fu in Schen-ſi zum Sitze hatte. China wurde unter den erſten Kaiſern aus derſelben, beſonders unter Li-yen's gelehrtem Sohne Tai-tſong I. (626) äußerſt mächtig. Allein die folgenden Kaiſer fielen in Ueppigkeit, und wurden ganz von ihren Verſchnittenen beherrſcht. Es folgten innere Zerrüttungen. Der letzte Kaiſer, Tſchao-ſiuen-ti wurde von Schu-wen abgeſetzt, der die Dynaſtie Hehu-lang ſtiftete (907). Sowohl dieſe, als die folgenden Dynaſtien Hehu-Tang (923), Hehu-Tſin (936), Hehu-han (946), Hehu-Tſcheu (957) waren von kurzer Dauer. Man nennt ſie Hehu-Utai, oder die letzten fünf Familien. China war voll innerer Verwirrungen, und faſt jede Provinz erhielt einen beſondern unabhängigen Regenten. Da erwählten (990) die Chineſen den würdigen Tſchao-Quang-ju zum Kaiſer, den Stifter der Dynaſtie Sing oder Song, die bis 1279 regierte. Seine erſten Nachfolger glichen ihm. Gleichwohl litt das Reich durch die Einbrüche der Tataren; unter Yin-tſong (1012) mußten die Chineſen den Tataren Leao-tſang Tribut zahlen. Hoey-tſong ſtürzte zwar das Reich der Leao-tſang (1101); aber dieſe Tataren riſſen ſelbſt das ganze nördliche China (Pe-tſcheli) an ſich (1125). Kao-tſong II. regierte nur als ihr Tributkönig über die ſüdlichen Provinzen. Die Chineſen ſchloſſen unter dem Kaiſer Ning-tſong ein Bündniß gegen dieſe ihre Oberherren mit Dſchingis Chan (1180), und die Niu-dſchen unterlagen dieſem großen Eroberer. Aber die Mongolen wandten nun ſelbſt ihre Waffen gegen China, und Cublai-Chan machte ſich

zum Herrn deſſelben, nach dem Tode des letzten Kaiſers Ti-ping (1260). Unter der Linie Tang blühten die Wiſſenſchaften in China; unter den Kaiſern ſelbſt waren viele Gelehrte. Die chineſiſchen Schriftſteller nennen die mongoliſche Kaiſerfamilie Yuen (von 1279—1368) und Gublai-Chan heißt bei ihnen Schi-tſu. Dies war das erſtemal, daß ganz China von ausländiſchen Fürſten beherrſcht wurde. Aber ſie bildeten ſich ganz nach den chineſiſchen Sitten, und ließen Geſetze, Gewohnheiten und Religion unverändert. Die mehrſten Kaiſer aus dieſer Familie waren lobenswerth. Aber nach Timur-Chans oder Tſing-Tſangs Tode (1307) und noch mehr nach Yeſon-Timur-Chans oder Tai-tings Tode (1318) brachten Parteien in der kaiſerlichen Familie häufig innere Kriege hervor, welche die Kräfte der Mongolen ſchwächten. Gegen Toka-mur-Chan oder Schun-ti, einen wollüſtigen Fürſten, ergriff der Chineſe Schu die Waffen, und die mongoliſchen Großen waren unter ſich uneins. Toka-mur-Chan entfloh in die Mongolei (1368), wo er ſtarb (1379). Sein Sohn Biſurdar nahm ſeinen Sitz in der alten mongoliſchen Hauptſtadt Carocorum, und wurde der Stifter des Reichs der Kalkas oder nördlichen Yuen. Aber nicht lange blieb ihr Staat vereint, ſondern nach Tokoz-Timur Tode (um 1460) wurde eine jede Horde unter ihrem Chef unabhängig. Die Folge davon war, daß ſie von nun an den Chineſen, wenigſtens größtentheils und die mehrſte Zeit hindurch, unterworfen waren. Schu, nachher Tai-tſoo IV. genannt), ein gemeiner Chineſe, aber des Thrones werth, befreite ſein Volk von fremder Herrſchaft und ſtiftete die Dynaſtie Wing (1368—1644), welche dem Reiche ſechzehn, faſt ſämmtlich lobenswerthe Regenten gab. An den Grenzen des Reichs wohnten Reſte der Tataren Niudſche, die man jetzt Mantſchu nennt. Unter dem Kaiſer Schin-tſong II. räumte man ihnen einige Wohnſitze in der Provinz Leao-tong ein, und wollte ſie bald darauf wieder vertreiben; aber ſie widerſtanden unter ihrem Fürſten Taitſu ſo glücklich, daß ſie Leao-tong eroberten, worauf ihr Anführer den Kaiſertitel annahm. Er ſetzte den Krieg unter den chineſiſchen Kaiſern Quan-tſong und Hi-tſong bis an ſeinen Tod fort. Ihm folgte ſein Sohn, Ta-tſong, und in China auf Hi-tſong Hoai-tſong ein guter, aber ſchwacher Fürſt. Als Ta-tſong ſtarb, wählten die Tataren keinen neuen Regenten, ſetzten auch den Krieg nicht fort. Allein in China ſelbſt erregte Li-tſching einen Aufruhr, in welchem ſich Hong-Puan ſelbſt entleibte (1644). Li-tſchings Gegenpartei rief die Mantſchu zu Hülfe. Sie eroberten Pe-king, und nach und nach das ganze Reich, deſſen Beherrſcher ſie noch jetzt ſind. Schun-ſchi, ein Kind von ſechs Jahren vollendete die Eroberung Chinas (1646 bis 1647) und ſtiftete die jetzige Dynaſtie Tating. Ihm folgte (1662) ſein Sohn Kan-hi, der den Chan der eigentlichen Mongolen beſiegte, Formoſa eroberte, und ſeinem Reiche noch andre Vergrößerungen verſchaffte. Den Chriſten erlaubte dieſer Fürſt freie Religionsübung. Sein Sohn Yong-tſching aber verbannte ſie (1724). Deſſen Sohn, Kien-Long, ſetzte von 1746—1778 die Verfolgung der Chriſten fort. Er eroberte Kasgar, Jerken, den größten Theil des Sungarenlandes, den nordöſtlichen Theil von Tibet und Laſſa, die Reiche Miao-tſe, Siao-Kin-tſchuen, und erweiterte die Grenzen ſeines Gebiets bis nach Hindoſtan und der Bucharei; auch bevölkerte er die, durch Verjagung der Sungaren verwüſtete Kalmuckei mit den aus Rußland geflüchteten Torgoten und Sungaren. Im J. 1768 ſchlugen ihn die Barmanen von Ava gänzlich; dennoch eroberten 1770 die Chineſen eine Stadt in Ava, und

kamen mit Verluſt der halben Armee in ihr Land zurück. Glücklicher waren die Chineſen gegen die Miaotſe (Bergbewohner). Kien-long war übrigens ein gelehrter, wiſſenſchaftlicher Mann. Er legte eine große Bibliothek an, und hat ſelbſt viel geſchrieben. In der letzten Zeit mißbrauchte ihn ſein Miniſter, Günſtling und Schwiegerſohn, Ho-Tſchington. Auf Kien-long folgte 1799 deſſen funfzehnter Sohn, Kia-King. Seine Regierung wird durch innern Zwieſpalt beunruhigt, dem der ſchwache Kaiſer nicht vermag, ein Ende zu machen. Die Katholiken, denen er günſtig war, haben durch ihre Bekehrungs-Unvorſichtigkeit ihre meiſten Freiheiten verſcherzt, und die Verbreitung der chriſtlichen Religion iſt ſtreng verboten. So wenig wie die Geſandtſchaft des Lords Macartney (ſ. d. Art.), konnten die ruſſiſche des Grafen Golowkin, noch die neueſte brittiſche des Lords Amherſt (1816), die mehr als 1000jährige Politik des Hofes von China aus ihrem Gleiſe bringen. Sie konnten, da dieſes „himmliſche Reich des Weltalls" alle Monarchen als ſeine Vaſallen behandelt, weder politiſche noch Handelsverbindungen anknüpfen.

Chinarinde iſt die Rinde eines Baumes, der im Königreiche Peru, beſonders unweit der Stadt Lora wächſt. Sie iſt der ſchätzbarſte Theil des Baumes, heißt auch Fieberrinde und peruaniſche Rinde, und wird von den Amerikanern Quinquina genannt, aus welchem Worte vielleicht die ganz unpaſſende deutſche Benennung, Chinarinde entſtanden iſt. Sie wird vom September bis zum November, alſo in der dürren Jahreszeit von den Bäumen abgeſchält. Nach dem Abſchälen ſtirbt zwar der Baum ab, aber aus der Wurzel treiben neue Sproſſen hervor. Gewiß haben die Peruaner längſt vor Ankunft der Europäer in Amerika gewußt, daß die Rinde die Wechſelfieber heilt. In Europa ward die Chinarinde dadurch bekannt, daß der Gattin des Vicekönigs, Grafen del Cinchon zu Lima in Peru, bei einem Wechſelfieber der Gebrauch derſelben empfohlen ward, und ſie dadurch genas. Von der Zeit an theilte die Vicekönigin ſelbſt das Pulver dieſer Rinde aus, und es hieß gewöhnlich Gräfin del Cinchon-Pulver, oder Gräfinpulver. In der Folge überließ ſie den Jeſuiten die Austheilung des Pulvers, daher die Benennung Jeſuitenpulver. Man ſchickte bald darauf eine Sendung nach Rom, von wo aus es weiter in Europa verbreitet wurde. Endlich kam 1660 der Graf von Cinchon mit ſeiner Gemahlin nach Spanien zurück, und durch ſie lernte man die Chinarinde noch beſſer kennen. Man fing nun an, einen beträchtlichen Handel mit dieſem Producte zu treiben. An Ort und Stelle unterſcheidet man vier Arten von Chinarinde: nämlich eine weiße, eine gelbe, eine rothe und eine runzliche. Die in den Apotheken gangbare Chinarinde iſt gewöhnlich die gelbe. Die beſte muß nicht allzudick, aber zuſammengerollt und ſchwer ſein. Ihre äußere Fläche iſt rauh, und entweder braun, grau oder ſchwärzlich, die innere zimmetfarben. Zerkäuet iſt ſie bitter, etwas gewürzhaft und zuſammenziehend. Auf dem Bruche zeigt ſie Flimmerchen, ſchlechte hingegen ſplittert ſich und zerfällt wie Wurmmehl. Chemiſch zerlegt, enthält ſie harzige und gummöſe Theile, auch etwas Erde und Laugenſalz. Die Kraft der Rinde läßt ſich durch heißes und kaltes Waſſer, durch gewöhnlichen Branntwein, noch mehr aber durch Rheinwein ausziehen; eine Miſchung aus Waſſer und gereinigtem Weingeiſt iſt jedoch das allerwirkſamſte Auflöſungsmittel. In Wechſelfiebern wird die Chinarinde mit dem glücklichſten Erfolge angewandt. Höchſt wirkſam zeigte ſie ſich auch in allen chroniſchen Krankheiten, beim Brande, bei bösartigen Blattern,

Digitized by Google

in Nervenkrankheiten, insonderheit bei hysterischen und hypochondrischen Beschwerden, beim Stickhusten, der Ruhr, beim Skorbut. Sie scheint daher mit Recht den ersten Platz unter den Arzneimitteln einzunehmen. (In den Marschgegenden heilt der Seewermuth auf dem Außendeichslande in starkem Getränk ausgezogen die dort endemischen Fieber gemeiniglich leichter als die Chinarinde.) In den Apotheken hat man davon: Extracte, Tincturen, Essenzen, Pulver, Syrupe ꝛc. Während der Continentalsperre benutzte man statt der China verschiedne europäische Baumrinden, hat sie aber nach dem Aufhören jener Sperre sämmtlich aufgegeben.

Chinesische Sprache, Schrift und Literatur. Die chinesische Sprache gehört zu den einsylbigen und ist unter diesen die einfachste, d. h. die unausgebildetste. Ihre einsylbigen Wörter bestehen aus einem Vocale mit einem einzigen vorangesetzten Consonanten; erscheinen sie in unsrer Schrift mit mehr Buchstaben: so ist dies nur Nothbehelf, um ihren Klang mit unsern Schriftzeichen nachzubilden. Da überdies die Consonanten B, D, R, X und Z den Chinesen fehlen, so ist die Zahl der einfachen Consonanten, welche sie ihren Worten vorsetzen, sehr eingeschränkt. Zwei Consonanten hinter einander sind den Chinesen unaussprechbar, und wo sie dergleichen in ausländischen Wörtern finden, fügen sie jedem einen Vocal bei. Die Worte Hoc est corpus meum lauten bei ihnen: Ho-ke-nge-su-tu-es-ul-pu-su-me-vum. Solcher höchst einfachen Wurzellaute oder Wurzelwörter haben die Chinesen nach ältern Angaben 328 oder 350, nach Remusat 252, nach Montucci 460. Sie zu vervielfältigen haben sie kein andres Mittel, als den Ton oder Accent. Dieser ist vornehmlich fünffach; nämlich der gleiche (wie wir eins, zwei, drei u. s. w. aussprechen), der tiefe gleiche (dieser ist in den Sylben, welche sich aspiriren lassen, allemal aspirirt), der hohe (welcher hoch anfängt und kurz abfällt, wie wenn Jemand im Zorn nein! sagt), der steigende (welcher etwas tief anfängt, aber steigt, auch länger gedehnt wird, als ein andrer Ton, wie bei uns ein verwunderndes so), und der kurz abgebissene (wie wenn Jemand aus Furcht den angefangnen Laut nicht vollenden könnte). Ueberhaupt wird die Zahl der Töne von Einigen auf 8, von Andern auf 11 und 13 gesetzt, von denen jedoch wahrscheinlich nur in einzelnen Fällen Gebrauch gemacht wird. Dem Ausländer sind diese Modificationen für Ohr und Zunge unerreichbar, und selbst der Chinese hilft sich oft damit, daß er ein Wort zur Erklärung hinzusetzt. Nehmen wir durchgängig fünf Töne an, so erhält dadurch der Chinese aus seinen 328 Wurzeln 1625 verschiedne Wörter. Durch die Aspiration werden diese auf 3250, oder nach der höchsten Rechnung auf 7700 vermehrt. Diese nun, welche das daran gewöhnte chinesische Ohr als verschieden empfindet, bilden den ganzen Sprachschatz der Chinesen und müssen nebst ihren oft sehr sonderbaren feierlichen Bedeutungen, wodurch manches Wort gegen 50 verschiedne Bedeutungen erhält, hinreichen, alle concrete und abstracte Begriffe auszudrücken. Da sie alle einsylbig sind, so gibt es keinen Unterschied der Redetheile, auch fällt alle Ableitung und eigentliche Biegung weg. Die Declination und Conjugation wird durch Umschreibung dürftig ersetzt. Immer und allenthalben aber bleibt viel Dunkelheit, daher auch besonders ihre alten klassischen Bücher, die Kings, von jedem Ausleger anders gedeutet werden. — Nicht minder sonderbar ist die Schrift der Chinesen. Sie ist weder natürliche noch symbolische Hieroglyphik, noch Sylben-, noch Buchstabenschrift, sondern drückt ganze

ausgebildete Begriffe, und zwar jeden Begriff durch ein eignes Zeichen aus, ohne mit der Sprache in Verbindung zu stehen. Man kann daher ein chinesisches Buch verstehen lernen, ohne das geringste von der Sprache zu wissen. Der chinesischen Schrift liegen sechs theils gerade, theils auf verschiedne Art gekrümmte Linien zum Grunde, welche zunächst die 214 s. g. Schlüssel oder Urzeichen bilden, mit welchen alle übrigen Zeichen, deren höchste Zahl man auf 80,000 angibt, zusammengesetzt sind. Auch ein lebenslängliches Studium reicht nicht hin, alle diese Zeichen dem Gedächtniß einzuprägen; indessen sind schon 8 bis 10,000 derselben hinreichend, ein gewöhnliches Buch zu verstehen. — Die Literatur der Chinesen ist reich an mannichfaltigen Werken. Eine eigne Abtheilung in derselben bilden die Kings oder heiligen Bücher, welche Confucius in die jetzige Form brachte; sie sind theils geschichtlichen, theils moralisch-religiösen, theils poetischen Inhalts. Von diesen Kings ist das Schou-king in's Französische übersetzt. Unter den geschichtlichen Werken ist eins der wichtigsten die (sehr fehlerhaft) in's Französische übersetzte chinesische Reichsgeschichte. Außerdem verdient Erwähnung das zunächst in's Englische übersetzte chinesische Strafgesetzbuch, die Lobschrift auf Mukhden, die Inschrift des Yü u. s. w. Hülfsmittel zur Erlernung des Chinesischen haben wir von Fourmont, Beyer, Remusat; ein Wörterbuch (das aber sehr getadelt wird) von dem jüngern Deguignes. Ein andres ist von Montucci zu erwarten. In Canton hat der gelehrte brittische Missionär Morrisson ein Wörterbuch der chinesischen Sprache herauszugeben angefangen. Große Arbeiten der Missionarien für das Studium der chinesischen Sprache finden sich handschriftlich in Rom, Paris u. a. a. Orten.

Chio oder Scios (bei den Alten Chios, türkisch Saki Adassi), s. Scios.

Chiragra heißt die Gicht, welche sich der Gelenke der Hand bemächtigt, und ihre Bewegungen hindert. Sie raubt nach und nach den Händen ihre Gelenkigkeit und macht die Finger krumm, ungestaltet, und lähmt ihre Bewegung, indem sie um die Flechsen einen kalkichten Stoff in Knoten und Ballen anhäuft, wodurch endlich die Gelenke ganz erstarren. (Vergl. Arthritisch.)

Chirographarisch (von Chirographum, die Handschrift, besonders der Schuldschein), was auf handschriftlichen Versicherungen beruht: daher ein Chirographarius, chirographarischer Gläubiger, welcher Foderungen an einen Schuldner hat, die sich auf einen Schuldschein, Wechsel u. s. w. gründen, und denen die hypothekarischen Foderungen vorgehen.

Chirologie, die Fingersprache, oder die Kunst, sich mit den Händen oder Fingern verständlich zu machen. Sie ist ein wichtiges Mittel der Mittheilung für Stumme und Taubstumme. Chironomie, die Kunst, beim Declamiren die Hände geschickt zu bewegen.

Chiromantie. Das Wort kommt aus dem Griechischen und bedeutet die angebliche Kunst, aus den Zeichen der Hand wahrzusagen. Ihre Anhänger behaupten, daß man durch die Züge, welche die göttliche Weisheit ursprünglich in die Hand jedes Menschen gezeichnet habe, auf eine zuverlässige Weise seine Neigungen und Begierden, seine Fehler und Tugenden, seine Liebe und sein Haß bestimmt sind. Jedes wichtige Lebensereigniß ist daselbst mit unauslöschlichen Zügen aufgezeichnet, zu deren Entzifferung es aber einer besondern Wissenschaft bedarf. Spuren der Chiromantie finden sich schon im Aristoteles, welcher z. B. versichert, daß es ein Zeichen von langem Leben sei, wenn

eine oder zwei Linien nach der ganzen Länge der Hand hinliefen. Die Chiromanten aber gehen weiter hinauf, und führen, um ihre Kunst auf göttliche Aussprüche zu gründen, Zeugnisse aus der Bibel an, als da sind: Et erit quasi signum in manu tua et quasi monumentum ante oculos tuos (2 Buch Mosis, Cap. 13, Vers 9) und: in manu omnium hominum signat, ut noverint singuli opera sua (Hiob, Kap. 37, Vers 7). Das Mittelalter bildete die Chiromantie aus, und in unsern Tagen hat die franz. Wahrsagerin Lenormand bekanntlich in dieser Kunst vornehme Adepten ihrer Versicherung nach in Paris und auf den Reisen nach den Congressen gefunden. Die Chiromanten finden in den, in der Hand verzeichneten Linien das eigentliche Schicksalsbuch des Menschen. Diejenige dieser Linien, welche um die Wurzel des Daumens hinläuft, nennen sie die Lebenslinie, weil aus ihrer Lage, ihrer bald unterbrochenen, bald nicht unterbrochenen Länge oder Kürze, ihrer Stärke oder Schwäche, ihrer Tiefe oder Flachheit sich die Dauer und Beschaffenheit des Lebens bestimmen lasse. So wie diese unmittelbar mit dem Herzen in Beziehung steht, so steht eine andre, welche in der Mitte der Hand läuft, in genauer Verbindung mit dem Gehirn, und heißt die natürliche oder die Kopflinie. Die dritte große Linie, welche parallel mit der vorigen zunächst unter den Fingern hinläuft, wird die allgemeine genannt und zeigt überhaupt die Körperkraft an, und was dem ganzen Körper und jedem einzelnen Gliede begegnen soll. Die Perpendicularlinie, welche mit den beiden ersten ein Dreieck bildet, heißt die Leberlinie und lehrt die Verdauungskräfte und folglich die natürliche Leibesbeschaffenheit kennen. Sehr wichtig ist dem Chiromanten die Linie, welche die Grenze des Arms und der Hand bezeichnet und den arabischen Namen Rascette führt. Ist die Stelle, welche sie einnimt, von guter Farbe, so bedeutet dies eine gute Leibesbeschaffenheit. Die Saturns- oder Glückslinie geht von der Rascette mitten durch die Hand nach dem Mittelfinger zu; sie verstärkt den Werth der andern Linien und ersetzt, was ihnen abgehen möchte. Die Linie, welche von der Rascette nach dem kleinen Finger hinläuft, heißt die Milchlinie; aus ihr erkennt man die lüsternen, geschwätzigen, unbeständigen Männer, welche sich leicht von den Weibern hinreißen lassen. Jetzt sind nur noch die unter jedem Finger befindlichen Linien übrig; diejenige, welche (den Daumen ungerechnet) die beiden Mittelfinger in einem kleinen Bogen umfaßt, heißt der Venusgürtel, weil sie eine außerordentliche Wollüstigkeit anzeigt; die übrigen haben keinen besondern Namen. Aus diesen Linien stellt der Chiromant seine Vorhersagung. Aber das Studium ist außerordentlich verwickelt wegen der vielfältigen Abweichungen und Eigenheiten, welche sich darbieten. Bald sind die Linien einfach, bald doppelt, drei- und vierfach, ja sogar ästig; bald gerade, bald krumm oder geschweift; sie können Winkel, Drei- oder Vierecke oder andere Figuren bilden. Dies alles verändert gar sehr ihre Bedeutung. Oft sind sie mit kleinen Kreuzen durchbrochen, welches, wenn nicht andere Zeichen dagegen sind, die glücklichste Vorbedeutung ist. Alles bisher Angeführte sind aber nur die Grundzüge der niedern Chiromantie; um ihr einen wahrhaft erhabenen Charakter zu geben, hat man sie auch mit der Astrologie in Verbindung gesetzt.

Chiron, ein Sohn des Saturns und der Philyra, soll in Thessalien unter den Centauren, und zwar in Gestalt eines Rosses, um die eifersüchtige Rhea dadurch zu täuschen, geboren worden sein. Er galt bei seinen Zeitgenossen für einen geschickten Arzt, Astronomen und

Müſiker. Der Ruf ſeiner Weisheit machte, daß ihm faſt alle Fürſten damaliger Zeit ihre Söhne zum Unterricht übergaben, und unter ſeine Schüler gehörten Aeskulap, Neſtor, Peleus, Theſeus, Ulyſſes, Kaſtor und Pollux, Aeneas, Achilles, Bacchus, Jaſon ꝛc. Er ſoll ein hohes Alter erreicht haben, und weil er von ſeinem Vater die Unſterblichkeit erlangt hatte, endlich, ſo ſagt die Mythologie, lebensſatt, den Jupiter gebeten haben, ihn ſterben zu laſſen.

Chirurgie iſt derjenige Theil der Heilkunde, der, wie die Ableitung des Wortes (vom griechiſchen Cheir die Hand und Ergon das Werk), beſagt, in Verrichtungen mit der Hand beſteht. Man kann ſie daher als den Theil der Arzneikunde erklären, der entweder die bloße, oder mit Inſtrumenten bewaffnete Hand zur Erhaltung der Geſundheit oder Heilung der Krankheiten anwendet. Sie iſt keine eigne ärztliche Wiſſenſchaft, ſondern vielmehr ein Hülfsmittel, und zwar das mächtigſte und wirkſamſte Hülfsmittel, der mechaniſche Theil der Medicin. Er iſt wahrſcheinlich der erſte geweſen, zu welchem das Bedürfniß und das mehr Auffallende in der Hülfe die Menſchen geführt hat, wenigſtens gibt uns die älteſte Geſchichte nur von ſolchen Männern Nachricht, deren Heilgeſchäft ſich vorzüglich auf Behandlung der Wunden erſtreckte. Die Kriege, und die daraus folgenden häufigen Verwundungen machten dies Geſchäft früher nothwendig, als die bei der einfachen Lebensweiſe der damaligen Menſchen ſich ſeltner zeigenden Krankheiten. So weiß man, daß ſchon 50 Jahre vor dem trojaniſchen Kriege Melampus, Chiron und ſein Schüler Aeskulap, die Argonauten als Aerzte begleiteten: ferner, daß im trojaniſchen Kriege zwei Söhne Aeskulaps, Machaon und Podalirius, die verwundeten Griechen beſorgten. Daß jedoch ſpäterhin ſowohl die griechiſchen als die arabiſchen Aerzte die Chirurgie und innere Medicin vereinigt bearbeiteten, beweiſen die Werke des Hippokrates, Galen, Celſus, Paulus von Aegina, Albucaſis u. ſ. w. Doch wurden zu Hippokrates Zeiten einzelne chirurgiſche Operationen von der Medicin getrennt. In dem hippokratiſchen Eide war der Steinſchnitt den Aerzten ſogar verboten Bei den Arabern herrſchte überdies eine gewiſſe Scheu vor den Operationen, und es wurde für eine Schande gehalten, wenn die Aerzte ſolche ſelbſt verrichteten. Bei den Römern überließen ſie dieſelben meiſtens den Sklaven. Im Mittelalter fiel die Ausübung der ganzen Heilkunſt beinah ausſchließlich den Mönchen und Prieſtern zu. Aber im J. 1163 verbot die Kirchenverſammlung von Tours den Geiſtlichen, welche mit den Juden im chriſtlichen Europa die Arzneikunde trieben, jede blutige Operation. Die Chirurgie ward von den Univerſitäten verbannt, unter dem nichtigen Vorwande, daß die Kirche alles Blutvergießen verabſcheue. Damals trennten ſich Medicin und Chirurgie. Dieſe Trennung wurde dadurch um ſo mehr begünſtigt, daß ſchon die Zünfte der Bader und Barbierer entſtanden waren, welche ſich nun die Ausübung der Chirurgie zueigneten. Zu den Zeiten der Kreuzzüge (von 1100 an) kamen nämlich viele Ausſchlags- und andre Krankheiten aus dem Morgenlande nach Europa, beſonders nach Italien, Frankreich und Deutſchland, welche den häufigen Gebrauch der Bäder und die Errichtung der Badſtuben veranlaßten. In Frankreich entſtand die Barbierzunft, da (1096) der Erzbiſchof Wilhelm zu Rouen das Tragen der Bärte verbot. Mehrere Jahrhunderte hindurch blieben dieſe Bader und Barbierer im Beſitz der Ausübung der Chirurgie. Indes zerſtreuten ſich die Nebel des Mittelalters. Von der Anatomie erleuchtet, gewann die Chirurgie eine neue Geſtalt. Obgleich ſie fortdauernd

Digitized by Google

der Gegenſtand eines eignen Gewerbes blieb, ſo betrieben doch die größten Aerzte ſie als Wiſſenſchaft, und die Werke eines Berengar von Carpi, eines Fallopius, eines Euſtach ꝛc. waren die wahre Quelle der Kenntniſſe, womit Ambroſius Paré ſeine, durch die Verbindung mit der Barbierkunſt herabgewürdigte Wiſſenſchaft bereichert hatte. Erweitert durch die Entdeckungen eines Cäſar Magatus, Fabricius von Aquapendente, Wiſemann, Wilhelm Harvey, Fabricius von Hilden, Ruiſch, machte die Chirurgie neue Fortſchritte. 1731 wurde in Frankreich eine eigne Akademie der Chirurgie geſtiftet, welche bald in ganz Europa berühmt wurde. Männer wie Maréchal, la Peyronie und Lamartinière ꝛc. erwarben ſich dauernde Verdienſte. Die Sammlung von Denk- und Preisſchriften der Akademie der Chirurgie enthält die Geſchichte dieſer blühenden Periode. Hier findet man die Arbeiten eines J. L. Petit, Garengeot, Lafaye, Lecat, Sabatier und vieler andern Praktiker, welche mehr oder weniger an dieſem Werke Theil haben. Der Wetteifer von ganz Europa wurde durch dieſe Beiſpiele erweckt. Um dieſelbe Zeit lebten in England: Cheſelden, Douglas, die beiden Monro, Sharp, Alanſon, Pott, Smellie, die beiden Hunter; in Italien: Molinelli, Bertrandi, Moscati; in Holland: Albanius, Deventer, Camper; in Deutſchland und dem Norden: Heiſter, Platner, Stein, Röderer, Bilguer, Acrell, Calliſen, Brambilla, Theden und Richter. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zählte die franzöſiſche Akademie der Chirurgie mehrere würdige Mitglieder, aber aus ihrem Schooße ſelbſt erhob ſich ein Mann, der ſie in der Geſchichte der Kunſt wie in der Achtung ſeiner Zeitgenoſſen erſetzen ſollte: Deſault wurde das Haupt der neuen Schule. Er hat ſeinen Namen verewigt durch die Genauigkeit und Methode, die er in das Studium der Anatomie brachte, durch die Erfindung ſinnreicher Vorrichtungen zur Behandlung gebrochener Glieder, durch den kliniſchen Unterricht in der Chirurgie, durch die Kühnheit und Einfachheit ſeiner Operationen, und durch die Menge ausgezeichneter Schüler, die er erzogen, wie Dubois, Beyer u. viele Andre. Jetzt erſt, wo die Chirurgie wieder mit der eigentlichen Medicin Hand in Hand geht, wo ſie ſich auf möglichſt genaue anatomiſche Kenntniſſe ſtützt, kann ſie mit Sicherheit ihrer immer größern Vervollkommnung entgegengehen. Indeß ſind nicht alle Aerzte zur Ausführung großer Operationen geſchickt. Die dazu nöthigen Eigenſchaften können zum Theil nur durch Uebung erworben werden, zum Theil müſſen ſie von der Natur verliehen ſein. Man hat die weſentlichen Eigenſchaften eines Chirurgen ſo angegeben: Sit juvenis, strenuus, audax, solers et immisericors. (Er ſei jung, ſtark, kühn, gewandt und mitleidslos.)

Chladni (Ernſt Florenz Friedrich), geb. zu Wittenberg 1756, iſt der Sohn des ehemaligen berühmten Profeſſors bei der daſigen Juriſtenfacultät, E. M. Chladenius. Seine erſte gelehrte Bildung erhielt er in der Fürſtenſchule zu Grimma. Wie ſein Vater widmete auch er ſich zu Wittenberg und Leipzig der Rechtsgelehrſamkeit, und wurde auf der letztern 1781 der Philoſophie, und 1782 der Rechte Doctor. Nach dem Tode ſeines Vaters verließ er die Rechtswiſſenſchaft, die ſeinen Neigungen wenig zuſagte, und widmete ſich ganz dem Studium der Natur, dem er bisher alle ſeine freien Stunden geſchenkt hatte. Als Liebhaber der Muſik, worin er erſt im 19. Jahre den erſten Unterricht erhalten hatte, bemerkte er, daß die Theorie des Klanges ungleich mehr vernachläſſigt war, als andre Zweige der Phyſik, und entbrannte von Begierde, dieſem Mangel abzuhelfen. Mathematik

und Physik, besonders in Beziehung auf die geliebte Tonkunst, setzten ihn in den Stand, für Theorie und Ausübung derselben neue Bahnen zu brechen. Seit 1787 hat er sich durch mehrere Schriften als tiefer Naturforscher bewährt, besonders in Hinsicht auf Klang, Schall und Ton. Dahin gehören seine Entdeckungen über die Theorie des Klanges, Leipz. 1787. Beiträge zur Beförderung eines bessern Vortrags der Klanglehre, ein Schreiben an die berl. Gesellschaft naturforsch. Freunde. Die vorzüglichste seiner Schriften, ein in seiner Gattung klassisches Werk, ist jedoch seine Akustik (Leipz. 1802, 4. mit Kupf.), welcher er selbst erwünschte Nachrichten zur Geschichte seiner akustischen Entdeckungen vorgesetzt hat. (Eine umgearbeitete französische Uebersetzung von ihm selbst erschien zu Paris 1809 in 8. unter dem Titel: Traité d'Acoustique). Chladni's Theorie und Klassification der Musikinstrumente ist folgende. Die klingenden Körper werden unter drei Klassen gebracht, 1) durch Spannung elastischer Saiten und Membranen (Häute), 2) durch Druck elastische (Luft), 3) durch innere Steifigkeit elastische (Stäbe, Scheiben und Glocken). Die Musikinstrumente zerfallen in zwei Klassen: 1) die Singinstrumente, worin der Ton nach Gefallen gehalten werden kann, durch Reibung oder Luftstrom. A. Saiteninstrumente a. einstimmige (Geigen aller Art), b vollstimmige mit Tasten, durch welche entweder die Saite selbst, oder ein mit ihr verbundner Ansatz, an das Reibzeug gebracht, oder endlich die Saite durch Luftstrom bewegt wird. B. Blasinstrumente, a. einstimmige (Flöten und Rohrinstrumente aller Art), b. vollstimmige (Orgeln), c. Stabinstrumente aa. mit Tasten wodurch entweder der Klangstab unmittelbar, oder ein Streichstab an das Reibezeug gebracht, oder auch ersterer durch Luftstrom bewegt wird, bb. ohne Tasten, wo entweder der Klangstab mit einem Bogen oder ein daran angebrachter Streichstab mit dem Finger gestrichen wird, d. Glockeninstrumente (Harmonika). 2) Die Klinginstrumente, a. mit Saiten, mit Tasten (Clavier, Pianoforte), b. mit den Fingern gerissen (Harfe, Guitarre), oder mit Klöppeln geschlagen; B. mit Stäben a. mit Tasten, b. ohne diese mit Fingern oder Klöppeln bewegt, c. Membranen (Pauken, Trommeln), endlich mit Scheiben und Glocken. — So spricht er sich aus in seinen Beiträgen zur praktischen Akustik und zur Lehre vom Instrumentenbau, Leipzig, bei Br. u. Härtel 1821. Er ist der Erfinder des Euphons und des Clavicylinders, von denen an ihrem Orte die Rede ist. Diese Erfindungen bekannt zu machen, besuchte er binnen einem Zeitraum von zehn Jahren, außer den Hauptstädten Deutschlands, Holland, Frankreich, Italien, Rußland, Dänemark, und überall hat er die Achtung der Kenner mitgenommen. Mehrere treffliche Aufsätze über Musik und Tonkünstler, in der musikalischen Zeitung mitgetheilt, verdanken wir dieser Kunstreise. 1812 kam er in seine Vaterstadt zurück, wo er unaufhörlich mit neuen Versuchen beschäftigt ist. Noch müssen wir erwähnen, daß er durch eine andre physikalische Untersuchung sich ebenfalls nicht geringe Verdienste erworben hat: über die sogenannten Boliden nämlich, feurige Meteore, deren Erscheinungen, wie Flamme, Rauch, Knall u. s. w., wenig gemein haben mit den elektrischen Erscheinungen, mit denen man sie verwechselt hatte. Chladni überzeugte sich, daß jene Erscheinungen nicht tellurischer, sondern kosmischer Art seien, und hat in einer klassischen Abhandlung über die Meteorolithen, d. h. Steine, welche nach solchen Erscheinungen mit Geräusch aus der Luft auf die Erde fallen, darzuthun gesucht: 1. daß die Erzählungen von solchen Stein- oder Eisenmassen keine Er-

dichtungen oder Täuschungen, sondern Beobachtungen eines wirklichen Phänomens, und daß 2. diese Massen und Meteore etwas unserm Erdkörper Fremdartiges seien, und außerhalb unsrer Atmosphäre her zu uns kommen. (Vergl. Meteorsteine.)

Choc, in der Kriegssprache das Losstürzen auf den Feind. Man gebraucht es gewöhnlich von der Cavallerie, wenn selbige gewaltsam auf den Feind einstürzt. Soll ein solcher Angriff seine vollkommne Wirkung thun, so ist dazu nöthig: einmal, das Zusammenbleiben der Escadron, damit der Anfall auf allen Punkten zugleich geschehe und der Feind auf einmal niedergeworfen werde; dann das Gewicht der Pferde, wodurch die Escadron Kraft zum Eindringen erlangt, endlich, die möglichste Geschwindigkeit, weil dadurch die Heftigkeit des Chocs verdoppelt, und dem Feinde die Fassung leichter benommen wird. Das Anreiten der Escadron in Schlachtordnung, den Feind anzugreifen, muß jedoch in einer steigenden Geschwindigkeit geschehen und mit der Entfernung des Feindes in Verhältniß stehen, das heißt: man setzt sich anfangs durch einen kleinen Trott in Bewegung, welchen man 100 bis 150 Schritte fortsetzt, sodann fällt man in einen gestreckten Trott, und in der Entfernung von 150 Schritten vom Feinde in Galopp, endlich bei den letzten 50 Schritten läßt man die Pferde im stärksten Carriere laufen, um den Feind mit ganzer Kraft über den Haufen zu werfen und zu vertreiben.

Chocolade ist eine, aus gerösteten und gestoßnen Cacaobohnen, Zucker, Gewürznelken, Cardamomen und Vanille bereiteter Teig von röthlicher oder brauner Farbe, welcher, wenn er erkaltet, hart wird. Doch können auch einige der Zuthaten fehlen, wie z. B. die Vanille und Gewürze; dann heißt sie Gesundheitschocolade. Man pflegt sie in Tafeln zu gießen, welche, wenn man Gebrauch davon machen will, zerrieben, und in Wein, Milch oder Wasser, mit oder ohne einige Eidotter, gekocht werden, woraus ein wohlschmeckendes und nahrhaftes Getränk wird. Erfinder der Chocolade sind die Amerikaner, welche sich schon lange zuvor, ehe die Spanier Amerika entdeckten, dieses Getränks bedienten. Besonders bereiteten die alten Mexikaner, welche es Chocolatte nannten, (von dem mexikanischen Choco, Geräusch und Latte, Wasser), seit undenklichen Zeiten aus geröstetem und gestoßnen Cacao eine Chocolade, welche sie mit Wasser verdünnten und mit Maismehl und Gewürzen, besonders Zimmet und Vanille, versetzten. Als ihnen 1506 der Zucker bekannt wurde, mischten sie auch davon hinzu. Von den Amerikanern lernten die Spanier, die Chocolade kennen, und durch diese kam sie nach Europa. Man hat sie, besonders in den neuesten Zeiten, auf mancherlei Weise verfälscht.

Choczim (Chotschim), eine wichtige, Kaminiec gegenüber gegene, russische Grenzfestung am rechten Ufer des Dniester, im Gouververnement Podolien mit 20,000 Einwohnern und einem bedeutenden Handel. Die hiesige Industrie beschäftigt sich ganz mit Armeebedürfnissen. Die Türken ließen die Festung seit 1718 durch französische Ingenieurs stark befestigen, sie wurde aber dennoch in den J. 1730, 1769 und 1788 von den Russen erobert. Jetzt da der Pruth in Europa die Grenze beider Reiche macht, ist ihre Lage zu einem Waffenplatz und zur Organisirung von Verstärkungen an Mannschaft und an Kriegsmaterial sehr wichtig.

Chodowiecki, ausgespr. Chodowiezki (Daniel Nicolas), berühmt als Maler und Kupferstecher, war 1726 zu Danzig geboren. Sein Vater gab ihm als Nebensache den ersten Unterricht in der

Miniaturmalerei, die er bald liebgewann, und, um nach des Vaters Tode ſeine Mutter zu unterſtützen, mit großem Eifer betrieb. 1743 war er zu einem Onkel nach Berlin geſchickt worden, um ſeine, in Danzig angefangnen Lehrjahre als Kaufmann zu vollenden, und in ſeinen Mußeſtunden machte er kleine Miniaturgemälde auf Doſen, die er an Kaufleute verhandelte. Noch unbekannt mit den Grundſätzen der Compoſition, ſah er durch Zufall akademiſche Figuren und andre Zeichnungen, und ergab ſich mit ganzem Eifer den neuen Studien. Schon ſeine erſten Verſuche zogen die Blicke des ausgezeichnetſten Künſtler auf ſich; beſonders machte ein kleiner 1756 ausgeführter Kupferſtich, „das Würfelſpiel," die berliner Akademie auf ihn aufmerkſam. Dieſe Geſellſchaft trug ihm auf, die Bilder für ihren Kalender zu entwerfen, der dadurch einen großen Abſatz fand. Während des ſiebenjährigen Krieges ſtach er verſchiedne, darauf Bezug habende Gegenſtände, unter andern die ruſſiſchen Gefangenen zu Berlin, welches jetzt zu den ſeltenſten von ſeinen Blättern gehört. Die Geſchichte des unglücklichen Jean Calas gab ihm den Stoff zu einem ſehr rührenden Gemälde, das er auf den Wunſch Aller, die es ſahen, auch in Kupfer ausführte. Die Abdrücke mit der Jahreszahl 1767 werden vorzüglich geſchätzt. Einige Jahre zuvor hatte er die Lebensgeſchichte Chriſti gemalt, zwar nur in Miniatur, aber in einer Vollendung und mit einem Ausdruck, daß jeder davon entzückt war. Chodowiecki bekam ſeitdem viele Aufträge; er war ſogar genöthigt, auf die Malerei Verzicht zu leiſten, um ſeine ganze Zeit auf Zeichnungen und Kupferſtiche zu wenden, die man von allen Seiten verlangte. Faſt alle Kupfer zu Lavaters „phyſiognomiſchen Fragmenten" ſind nach ſeinen Zeichnungen geſtochen; er ſelbſt hat davon mehrere mit einer unnachahmlichen Vollendung ausgeführt. In demſelben Geiſte ſind die Kupfer, welche er zu Baſedow's Werken und zu dem gothaiſchen Kalender lieferte. Sein Ruf ſtieg immer höher, und es erſchien kaum ein Buch im Preußiſchen, zu welchem Chodowiecki nicht wenigſtens eine Vignette geſtochen hätte. Seine ſämmtlichen Blätter belaufen ſich auf mehr als 3000; zu bemerken aber iſt, daß er die Eigenheit hatte, an ſeinen Werken Veränderungen vorzunehmen, wenn eine gewiſſe Anzahl von Abdrücken gemacht war; ſo daß nicht alle Abdrücke eines und deſſelben Blattes ganz gleich ſind. Er iſt als der Stifter einer neuen Kunſtgattung in Deutſchland zu betrachten, nämlich der Darſtellung moderner Figuren mit einer Wahrheit der Phyſiognomie, einer Lebhaftigkeit des Ausdrucks und einer, auf ſittliche Beſſerung abzielenden gutmüthigen Laune, welche in ihrer Art einzig blieb. Lange ſchon hatte er die Stelle eines Vicedirectors der Akademie der bildenden Künſte zu Berlin bekleidet, und ward 1798 an Rode's Stelle wirklicher Director, als welcher er 1801 am 1. Februar ſtarb. Sein Biederſinn und Edelmuth wurden eben ſo hoch geſchätzt, wie ſein thätiger Fleiß muſterhaft war.

Choiſeul (Etienne François de), Duc de Choiſeul et d'Amboiſe, einer der berühmteſten Staatsminiſter Frankreichs, war 1719 geboren. Als Graf von Stainville trat er in Dienſte, zeigte eine glänzende Tapferkeit und ſtieg bald empor. Seine Vermählung mit einer reichen Erbin, einer Schweſter der Ducheſſe de Gontaut, und ſeine Verbindung mit der Marquiſe de Pompadour erlaubten ihm, die Befriedigung ſeines Ehrgeizes zu hoffen den er nie verheimlichte. Er trat in die politiſche Laufbahn, indem er als Geſandter nach Rom ging. Im Oct. 1756 ging er in gleicher Eigenſchaft nach Wien. Die Pompadour, geſchmeichelt durch die Herablaſſung Maria Thereſia's,

die ſie in einem eigenhändigen Schreiben ihre Freundin nannte, ergriff begierig die Idee eines Bündniſſes mit Oeſterreich. Die vom Fürſten Kaunitz geleiteten Unterhandlungen hatten einen vollſtändigen Erfolg, und in demſelben Jahre unterzeichnete Kardinal Bernis, damaliger Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, jenen Vertrag, über deſſen Vortheile und Nachtheile für Frankreich ſo viel geſtritten worden iſt. Durch die Widerſprüche, die er erfuhr, erbittert, verließ Bernis ſeinen Poſten, auf dem Choiſeul ihm folgte. Der neue Miniſter erwarb ſchnell den größten Einfluß, ward Duc und Pär, trat zugleich an die Spitze des Kriegsdepartements, überließ aber nachher das Departement der auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen Choiſeul, nachmaligem Duc de Praslin. Ohne den Namen zu haben, war er Premierminiſter und leitete allein alle Angelegenheiten. Von jeher war er den Jeſuiten abgeneigt geweſen, und ſo vereinigte er ſich mit den Parlamenten, um ihren Sturz zu bewirken. Indes dauerte der 7jährige Krieg fort und Frankreich erlitt nur Unfälle. Man mußte, da die Finanzen ſo ganz erſchöpft waren, unter drückenden Bedingungen 1763 Frieden ſchließen. Den beiden Miniſtern, welche die Staatsverwaltung unter ſich theilten, konnte das Unglück eigentlich nicht zugeſchrieben werden; andre minder talentvolle würden vielleicht größere Opfer haben bewilligen müſſen; aber daß Choiſeul und Praslin noch mit Ehren und Gnadenbezeigungen überhäuft wurden, war Grund genug, um Anſchuldigungen gegen ſie aufzufinden. Ihre Feinde behaupteten, daß ſie nur den Krieg verlängert hätten, um ſich nothwendig zu machen, und tadelten ſie, nicht früher Frieden geſchloſſen zu haben. Die Pompadour ſtarb 1764 nach einer langen Krankheit. 1765 ſtarb der Dauphin, und 1767 deſſen Gemahlin. Nachdem man verſucht hatte, über den Tod des Dauphins die abgeſchmackteſten und ſchändlichſten Gerüchte zu verbreiten, um Choiſeul in den gehäſſigſten Verdacht zu bringen, ließen ſich die Feinde deſſelben zu dem verächtlichſten aller Mittel herab, und man ſah den Duc d'Aigillon, den Abbé Terray und den Kanzler Maupeou ihr Glück von den Reizen einer Buhlerin erwarten, deren Jugend und Schönheit bereits öffentlich entweiht worden waren. Da eine geheime Verbindung ihren Abſichten nicht genügte, ſo ließen ſie nicht ab, bis Ludwig XV., trotz der Vorſtellungen des Miniſters und trotz ſeines ihm gegebnen Worts, die Gräfin Du Barry dem Hofe vorſtellen ließ und dadurch das bisher behauptete Anſehn des Throns herabwürdigte. Anfangs kam die Du Barry dem Miniſter, deſſen Anſehn ſie zu fürchten ſchien, auf alle Weiſe entgegen; das Ziel ihres Ehrgeizes war, die Stelle der Pompadour ganz einzunehmen. Choiſeul wies ihre Anträge mit Stolz zurück; aber ſo lobenswerth auch ſein Betragen gegen die Maitreſſe war, ſo wenig durfte er doch die Achtung gegen ſeinen König und Wohlthäter verletzen. Durch Nachgiebigkeit würde er ihn noch haben leiten können, durch ſeinen Trotz erbitterte er ihn nur, und gab ſeinen Feinden ſelbſt die Waffen gegen ſich in die Hand. Die Ducheſſe de Grammont, des Miniſters Schweſter, hatte immer viel Gewalt über ſeinen Geiſt gehabt; ſie übte ſie bei dieſer Gelegenheit ohne die geringſte Mäßigung, aufgemuntert durch das Mißvergnügen des Volks, das damals für die von dem Kanzler Maupeou angegriffenen Parlamente Partei nahm. Die Sache der Parlamente und des Miniſters ward eins. Man überzeugte den König, daß Choiſeul ſie zum Widerſtande anreize. Noch kämpfte Ludwigs altes Wohlwollen für ſeinen Miniſter einige Zeit den feindlichen Ränken entgegen, bis er im Dcbr. 1770 ihm in einem hartab-

gefaßten Schreiben ſeine Ungnade ankündigte, und ihn nach Chanteloup verbannte. Seine Abreiſe glich einem wahren Triumphe; ſeine Entfernung ward als ein Nationalunglück betrachtet. Drei Jahre verlebte er in der Verbannung, umgeben von einer glänzenden und ausgewählten Geſellſchaft, und als einige Kälte für ihn eintreten wollte, ſtarb Ludwig XV. Der Duc de Choiſeul erhielt ſeine Freiheit wieder, nachdem er grade nur ſo lange verbannt geweſen, als nöthig war, um ſeinen Ruf zu vermehren, die ſchmeichelhafteſten Ehrenbezeigungen zu empfangen, und die allgemeine Achtung und Theilnahme außer Zweifel zu ſetzen. Als Kriegsminiſter änderte er nach ſiebenjährigen Unfällen die Einrichtung des Heeres. Friedrichs neue Taktik nöthigte dazu. So groß das Mißfallen der ältern Offiziere im Allgemeinen auch darüber war, deren viele den Abſchied nahmen, ſo leuchtete doch bald die Nothwendigkeit der vorgenommnen Umbildungen ein. Das Artilleriecorps bekam eine neue Geſtalt; treffliche Schulen wurden errichtet, in denen man Offiziere bildete, welche die franzöſiſche Artillerie zur erſten von Europa erhoben. Ein Gleiches fand bei dem Geniecorps Statt. Beſondre Aufmerkſamkeit widmete er den Antillen; Martinique wurde neu befeſtigt, St. Domingo auf die höchſte Stufe des Wohlſtandes erhoben. Endlich, als Choiſeul und Praslin 1770 aus dem Miniſterium traten, waren in weniger als ſieben Jahren die Verluſte der Flotte wieder hergeſtellt; ſie zählte 64 Linienſchiffe und 50 Fregatten und Corvetten. Die Magazine waren gefüllt. Als Miniſter der auswärtigen Verhältniſſe ſchloß Choiſeul den Familienvertrag, der alle Regenten aus dem bourboniſchen Hauſe verband, und die ſpaniſche Flotte in die Hand Frankreichs gab. So verſchaffte er dem franzöſiſchen Namen die Achtung wieder, die er durch lange Kriegsunfälle verloren zu haben ſchien. Was den wirklichen Kräften Frankreichs fehlte, erſetzte ſeine Feſtigkeit. Er kaufte und eroberte Corſika, ohne daß England wagte, ſich öffentlich zu widerſetzen. Ueberzeugt von der Wichtigkeit der Unabhängigkeit Polens für das Gleichgewicht Europa's, durchkreuzte er ſtets die ehrgeizigen Plane Rußlands und verwickelte es in einen Krieg mit den Türken, die er kräftiger unterſtützt haben würde, wenn nicht der König ſelbſt ſich ihm widerſetzt hätte. Franzöſiſche Offiziere wurden zu den polniſchen Conföderirten, zu den Türken und zu den oſtindiſchen Fürſten, welche letztern er zugleich mit den amerikaniſchen Kolonien gegen die Engländer zu bewaffnen hoffte, geſchickt. Verſchwenderiſch mit ſeinem eignen Vermögen, war er in den Staatsausgaben ſparſam. Ludwig XV., der nur zu bald Choiſeul's Entfernung mit Reue empfand, rief aus, als er die Theilung Polens erfuhr: „Das wäre nicht geſchehen, wenn Choiſeul noch hier wäre.“ Nach Ludwig XVI. Thronbeſteigung ward er an den Hof zurückberufen und auf das ehrenvollſte empfangen, aber das Miniſterium wurde ihm nicht wieder anvertraut. Choiſeul lebte trotz ſeiner ungeheuren Schulden, in die er ſich nach und nach verwikkelt hatte, fortwährend mit äußerm Glanze und ſtarb 1785 ohne Kinder.

Choiſeul-Gouffier (M. A. G. L. Graf von), Pär von Frankreich. Er wurde geboren 1752, und nahm den Namen Gouffier nach ſeiner Vermählung mit dem Fräulein von Gouffier an. In ſeiner Jugend machte er eine Reiſe nach Griechenland und Aſien. Wegen ſeiner für die Wiſſenſchaft ſo reichhaltigen Reiſebeſchreibung ward er Mitglied der Akademie. 1784 ging er als Bothſchaften nach Konſtantinopel, und nahm viele Gelehrte und Künſtler mit, in deren Gemein-

schaft er sich, während seiner Mußestunden, mit gelehrten Nachsuchungen beschäftigte. 1791 wurde er zum Gesandten am Londner Hofe ernannt, blieb aber in Konstantinopel, und richtete alle seine Noten an die damals in Deutschland lebenden Brüder Ludwigs XVI. Bei dem Rückzuge aus Champagne aber fiel sein Briefwechsel in die Hände der Republikaner, und am 22. Oct. 1792 ward von dem Convente Verhaft gegen ihn beschlossen. Er verließ daher Konstantinopel und begab sich nach Rußland, wo die Kaiserin ihm eine sehr schmeichelhafte Aufnahme schenkte und ihm eine Pension als Akademiker zugestand. Im Februar 1797 ward er vom Kaiser Paul I. zum geheimen Rathe ernannt. 1802 kam er nach Frankreich zurück, und nahm das Jahr darauf seinen Platz in der Eigenschaft eines Mitgliedes der ehemaligen Akademie in dem Nationalinstitute und neuerlich in der Akademie wieder ein. Er starb im Sommer 1817. Von seinen Werken erwähnen wir die unvollendet gebliebne Voyage pittoresque de la Grèce, und seine, gegen die deutschen Philosophen gerichtete Dissertation sur Homère, die er im August 1816 in der Akademie der Inschriften vorgelesen hat.

Chor (Schauspielkunst und Musik). Ursprünglich bezeichnete man mit diesem Wort einem Trupp Sänger und Tänzer, welche bei festlichen Gelegenheiten den Pomp und das Feierliche derselben durch gewisse Handlungen erhöhen mußten. So war es auch unstreitig bei der Tragödie und Comödie, welche einen Haupttheil öffentlicher Feierlichkeiten in den ältesten Zeiten ausmachten und in welchen der Gesang des Chors die Hauptsache war; in der Folge wurden die Chöre freilich nur zur Nebensache gemacht. Nach dem, was wir von den Tragödien der Alten wissen, war der Chor eine Gesellschaft von Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, die während der ganzen Vorstellung Zuschauer, oder vielmehr Zeugen der Handlung waren, und auf dem Schauplatze fortwährend zugegen blieben. Stand die Handlung still, so sang der Chor Lieder, welche eine Beziehung auf diese hatten, und entweder den Eindruck stärken, oder die Empfindungen über den Vorgang der Handlung ausdrücken sollten, nahm wohl auch bisweilen durch Bemerkungen gegen die handelnden Personen, durch Rath, durch Trost, durch Ermahnung, oder Abrathung, an der Handlung selbst Theil; aber selten erschien er als Hauptperson der Handlung, wie es etwa der Fall bei Aeschylus ist. Er stellte gemeiniglich einen Theil oder die Aeltesten des Volks, bei welchem die Handlung vorging, wohl auch die Räthe des Königs u. s. w. vor; und nie konnte der Chor aus der Tragödie wegbleiben, ja, dem ersten oben angeführten Ursprunge nach, nicht einmal die Bühne verlassen. Anfangs waren es auch sehr viel, bisweilen auf 50 Personen, welche den Chor ausmachten: in der Folge wurde die Zahl bis auf 15 beschränkt. Der Anführer oder Vorsteher eines solchen Chors hieß Koriphäus, der denn auch da, wo jener Antheil an der Handlung nahm, im Namen der übrigen sprach; bisweilen theilte sich auch der Chor in zwei Theile, welche abwechselnd sangen. Diese Abtheilungen des Chors, welche man, vielleicht nicht ganz richtig, Chöre zu nennen pflegt, waren dann in Bewegung, und gingen von einer Seite des Theaters nach der andern, von welchen Bewegungen die verschiednen Benennungen der einzelnen Lieder oder Absätze herrührten, nämlich Strophe, Antistrophe und Epode. Wie aber die Musik, nach welcher dieser Chor gesungen wurde, beschaffen gewesen sei, darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen; wahrscheinlich ist, daß es vielmehr

eine Art feierliche Rede, nach einem bestimmten Maße gewesen, und daß überhaupt die Melodien derselben, wenn man sie so nennen darf, bloß in Einklängen und Octaven bestanden haben, und sehr einfach gewesen seien. Sie wurden auch von den Instrumenten, welche etwa einige Flöten waren, Ton für Ton im Einklange begleitet. Mit dem Verfalle der alten Tragödie ist nachher der Chor in den Trauerspielen abgekommen, und erst die Trauerspieldichter unsrer Zeit, und Schiller als der Erste (s. dessen Vorrede zur Braut von Messina) haben wieder einen Versuch gemacht, ihn nach Art der Alten auf unsre Bühne zu bringen. Daß übrigens in unsrer heutigen Musik der Chor einen vier- oder auch mehrstimmigen Gesang ausmacht, wobei jede Stimme mit mehrern Sängern oder Sängerinnen besetzt ist, und das Gehör mit aller Pracht der Harmonie und Schönheit der Melodie zu rühmen weiß, ist bekannt. Diese Chöre, welche durchaus von jenen der alten Griechen verschieden sind, drücken entweder freudigen Zuruf, oder, Verwunderung Schmerz, Anbetung ꝛc. einer Volksmenge aus, und sind, wie bekannt, von großer Wirkung, aber auch für den Tonsetzer eine besonders schwierige Aufgabe. — Chor heißt auch der obere Theil der Kirche, wo der Hauptaltar steht. Man nennt die katholischen Canonici Chorherren, weil sie dort ihre Sing- und Betstunde halten. — Chorbischof ist ein Geistlicher, dem der Bischof über einen Theil seines Sprengels die Aufsicht anvertraute. — Chorgericht, ein Gericht, welches der Bischof und die Chorherren um einen Tisch halten, auf welchem Kerzen flammen, und mitten auf dem Tische ein Reliquienkasten zu stehen pflegte.

Choral (franz. Plain-Chant, auch nicht so richtig Plein-Chant) wird die Melodie genannt, nach welcher die geistlichen Lieder beim öffentlichen Gottesdienste von der ganzen Gemeinde gesungen werden, und die aus lauter langsam sich fortbewegenden melodischen Hauptnoten besteht. Dadurch bekommt der Choral den Charakter des Ernstes und der Würde, wodurch er das Herz zu frommen Empfindungen stimmt. Choral steht dann auch für den Gesang selbst.

Choregraphie (Tanzvorzeichnung), ist die Erfindung neuerer Zeit, die Tänze durch Zeichen anzudeuten, wie der Gesang durch Noten angedeutet wird. Sie beschreibt den Weg, den jeder Tänzer nimmt (welches man die Figur oder die Touren nennt), die Glieder oder Theile dieses Wegs, die zu jedem Tacte und jedem Tacttheile der Musik gehören, nämlich, was in jeder Zeit und auf jeder Note geschieht, die Stellung der Füße, der Arme und des Leibes, die Bewegungen ohne Fortrücken und die Bewegungen mit Fortrücken oder die Schritte. Dabei wird auch die Geschwindigkeit für jede Bewegung angemerkt, wodurch das Ganze dem Tanzkundigen eben so verständlich wird, wie ein Musikstück dem Tonkünstler.

Choriambe, s. Rhythmus.

Chorographie, die Beschreibung einer einzelnen Gegend, im Gegensatze der Geographie (Erdbeschreibung). Desgleichen auch die Kunst, Provinzialcharten zu zeichnen.

Chouans. Unter dieser Benennung hat man oft im Allgemeinen im französischen Revolutionskriege die damals sogenannten Aufrührer am rechten und linken Ufer der Loire begriffen; eigentlich aber führten diesen Namen nur die königlich gesinnten Bewohner des rechten Ufers der Loire im ehemaligen Bretagne, Anjou und Maine. Die Fläche Landes, wo hauptsächlich der Kriegsschauplatz eröffnet war, bildet beinahe ein Viereck, wovon die Städte Nantes, Angers, Mayenne

und Rennes die Winkel sind, aber die Streifereien erstrecken sich bisweilen noch weiter längs der Küste hin, bis zu der Stadt Orient. Ueber den Ursprung der Benennung Chouans ist man nicht ganz einig. Einige leiten sie von dem Namen der Söhne eines Schmiedes ab, welche in jene Gegenden zuerst Aufruhr gepredigt, und die Fackel des Bürgerkriegs entzündet haben sollen. Andre wollen den ersten Grund derselben in der fehlerhaften Aussprache des französischen Wortes chathuant (Nachteule) finden. Nach Angabe der letztern soll eine Gesellschaft von Schleichhändlern, welche vor der Revolution ein ansehnliches Gewerbe mit heimlicher Ausfuhr des Salzes aus der, einer Ständeverwaltung genießenden Bretagne in die benachbarten Provinzen trieb, sich an den nachgeahmten Tönen der Nachteule unter einander erkannt haben, um sich gegenseitig zu Hülfe zu kommen, wenn etwa eins ihrer Mitglieder das Unglück hatte, einen Aufseher anzutreffen. Durch die Revolution wurde das Handwerk dieser Leute, welche größtentheils keine andre Beschäftigung kannten, überflüssig; da sie nun aber einmal an ein herumstreifendes Leben gewöhnt waren, durchzogen sie das Land und wurden Räuber; mehreres Gesindel gesellte sich zu ihnen und so wuchs ihr Haufe. Anfänglich war Mord und Plünderung ihre Hauptabsicht; nachher aber schlossen sie sich an die Vendéer, um mit diesen für Religion und Königthum zu kämpfen, und theilten deren Schicksal. (S. Vendée). — Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. sind verschiedne ehemalige Häupter der Chouans für ihre einst bewiesene Anhänglichkeit ehrenvoll ausgezeichnet worden.

Chrisam, eigentlich chrisma, (griechisch) das Weihöl, oder heilige Salböl, das am grünen Donnerstage von einem katholischen Bischofe bereitet, und bei der Taufe, Firmelung, Priesterweihe und letzten Oelung gebraucht wird. Daher Christus, der Gesalbte.

Christ (Joseph Anton), einer der würdigsten Veteranen unter Deutschlands Schauspielern, ist in Wien 1744 geboren. Sein Vater war Consistorial-Archivar. Er studirte bei den Jesuiten, ging nachher unter das Militär und machte als Husar einen Theil des siebenjährigen Krieges mit. Nach dem Kriege trat er in Civildienste, heirathete heimlich ein Fräulein Peixoto de Costa, ging mit ihr nach Salzburg und trat hier unter fremden Namen in die Ignersche Truppe. Er stand späterhin bei den Theatern in Klagenfurt (wo er sich insbesondre zum Tänzer ausbildete), in Wien, Prag (wo er den Regisseur Bergopzoomer in der Garderobe bei einem Wortwechsel gefährlich mit dem Degen verwundete, verhaftet wurde und viele Unannehmlichkeiten hatte), Braunschweig und (1774, unter dem alten Döbbelin, den er von Braunschweig über Magdeburg und Leipzig begleitet hatte) in Dresden. Als bei dem neu zu ertheilenden Privilegio Seiler an Döbbelin's Stelle trat, sah dieser sich von der ganzen Truppe verlassen. Nur Christ folgte ihm nach Berlin, ging jedoch 1778 zu Schröder und 1779 zu Bondini nach Dresden, wo er nun eine Reihe von Jahren das Publikum durch seine trefflichen Darstellungen erfreute. Bessere pecuniäre Verhältnisse bewogen ihn, einem Rufe nach Petersburg zu folgen. Da er aber auf die Dauer nicht gefiel, ging er bald nach Riga, wo er seine Frau verlor, und sich zum zweiten Male mit einer Witwe Blanck verheirathete. Aus dieser Ehe entsprang eine der liebenswürdigsten deutschen Schauspielerinnen, die verehelichte Frau Schirmer, eine der Zierden des königl. sächsischen Hoftheaters. Riga vertauschte Christ nach fünfjährigen Aufenthalt mit Mainz und kehrte 1793 zum dritten Male nach Dresden zu Franz Seconda zurück, wo

er, von allen Freunden der Kunst geehrt und geachtet, noch gegenwärtig in einem hohen Alter lebt, und vor einiger Zeit sein 50jähriges Jubiläum feierte. Christ's musterhafter Anstand, sein tiefes Gefühl, seine Kenntniß der Bühne, die künstlerische Berechnung des Zuviel und Zuwenig in allen seinen Leistungen und überhaupt jenes Gediegene, das die Schauspieler aus der alten Schule (von Seiler, Eckhof und Schröder) auszeichnet, weisen ihm für alle Zeiten einen ausgezeichneten Rang unter den ersten deutschen Schauspielern an. Er hat mehrere Rollen, wie es die Franzosen nennen, geschaffen, und unter diesen mag in seiner guten Zeit Ricaud in Lessing's Minna von Barnhelm wohl die bedeutendste gewesen sein.

Christenthum nennt man im objectiven Sinne den Inbegriff der Lehren, Gebräuche und kirchlichen Einrichtungen, durch welche die von Jesu Christo ausgegangene Religion in das Leben der Völker eingeführt, allmälig entwickelt und in beständiger Wirksamkeit erhalten worden ist, im subjectiven Sinne aber das eigenthümliche Gepräge, das diese Religion den Ansichten, Gefühlen, Gesinnungen und Sitten der ihr ergebnen Menschen, (der Christen) aufgedrückt hat. Die Wechselwirkung der Thatsachen, auf denen dieser zwiefache Begriff des Christenthums beruht, ist so durchgreifend und mächtig, daß es nicht befremden kann, wenn der Sprachgebrauch hier beides vermengt, und eine, durch den gleich anzuführenden Versuch hinlänglich charakterisirte Religionsphilosophie sogar versuchte, jenes, das der Kirche doch das Ursprüngliche und unter göttlicher Beglaubigung Ueberlieferte ist, aus diesem, freilich dem eigentlich lebendigen und wirklichen Christenthume der Gegenwart, neu herzustellen. Das Christenthum, wie es jetzt in den Gemüthern lebt, erhielt unter dem Einflusse der Priesterschaft, der Volksthümlichkeit, des Zeitgeistes und tausendfacher Reibungen mit Staat und Wissenschaft eine Menge unreiner Beisätze, die man erst ausscheiden müßte, um zu erfahren, was es sein soll. Dazu könnte man nun nicht sicherer kommen, als wenn man auf dem Wege der historischen Untersuchung die Religion, welche Jesus selbst hatte, in seinem Leben darstellte und der Welt geben wollte d. i. die ursprüngliche Regel, das ideale Christenthum ausmittelte, würde nur dabei die Gefahr, den eignen Geist und Sinn, in die Auslegung der allerdings nicht vollständigen und mannichfaltigen Verständniß bloßgegebnen Urkunden der Entstehungsgeschichte des Christenthums hineinzutragen und ergänzend die Ergebnisse zu verfälschen, durch fromme Demuth und unbefangne Wahrheitsliebe abgewendet. Aber diese Aufgabe zu lösen, ist selbst den redlichsten Forschern bis jetzt nicht völlig gelungen und auch unter den, weniger durch Confessions- und Sektengeist, als durch die Verschiedenheit der wissenschaftlichen Methoden und philosophischen Grundsätze getrennten, christlichen Theologen unsrer Zeit noch streitig, auf welcher Grundlage der, übrigens immer einstimmiger anerkannte, einfache Inhalt der Religion Jesu beruhe. (Vergl. d. Art. Religion, Offenbarung, Rationalismus u. Supernaturalismus.) Dieser stellt sich durch seine Wirkung auf die, weit von einander abweichenden geistigen Richtungen und Eigenthümlichkeiten der Völker, die das Christenthum zuerst empfingen, als allgemeine, der ganzen Menschheit zusagende Wahrheit und Alles einigende, göttliche Kraft dar. Die Juden hatten im Glauben an einen lebendigen Gott und Schöpfer aller Dinge den Quell der Religiosität festgehalten, die Griechen gründliche, im Leben brauchbare Wissenschaft angebaut, die Römer Grundsätze des Rechts und der Staatsverfassung aufgestellt und durch

Erfahrung erprobt. Diese zerstreuten, in ihrer vereinzelten Wirksamkeit zur wahren Beglückung und sittlichen Vollendung des geselligen und individuellen Lebens der Menschen unzulänglichen Grundstoffe der Bildung läuterte, ergänzte und verband das Christenthum durch das Gesetz einer reinen Menschlichkeit, dessen höchster Zweck, die Menschen gut und selig zu machen, wie Gott ist, in der, von Christo angekündigten und verwirklichten Idee eines göttlichen Reiches auf Erden alle Mittel zu seiner Ausführung findet. Seine Religion brachte, was jenen Völkern fehlte, in die griechische Wissenschaft religiösen Gehalt, in die römische Gesetzlichkeit, sittliche Würde, in die jüdische Frömmigkeit Freiheit und Licht, und indem sie das Gebot einer allgemeinen Bruderliebe verkündete, erhob sie den engherzigen Nationalgeist zum Weltbürgersinn. So fanden die Bestrebungen des Bildungsganges der alten Welt im Christenthum ihren höhern Wirkungspunkt und zugleich den Antrieb, gemeinnütziger zu machen, was Geheimthuerei und Kastengeist der Menge sonst vorenthielt. Die höchsten Ideen, die wichtigsten Wahrheiten und Rechte, die reinsten Gesetze des sittlichen Lebens führte es allen Geschlechtern (s. d. Art. Frauen) und Ständen zu, die Möglichkeit einer vollkommnen Tugend bewies es durch das Beispiel seines Stifters, den Frieden der Welt begründete es durch das Wort von der Versöhnung der Menschen mit Gott und untereinander, und, ihre innigste Neigung auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, den gekreuzigten, auferstandnen und verherrlichten Mittler zwischen Himmel und Erde richtend, lehrte es sie den gerechten und wohlthätigen Zusammenhang des Lebens nach dem Tode mit dem gegenwärtigen erkennen. Die Geschichte Jesu und die Vorbereitungen Gottes auf seine Sendung war der Stoff, aus dem sich unter den Christen die Ahnung dieses Inhalts und dieser Bedeutung ihrer Religion entwickelte. In Jerusalem entstand bald nach dem Tode Jesu die erste Gemeinde, eine andre zu Antiochien in Syrien brachte (um das J. 65.) den Namen Christianer oder Christen auf, der ihnen ursprünglich von ihren Gegnern als Schimpfname beigelegt ward, und die Reisen der Apostel in allen Gegenden des römischen Reichs verbreiteten das Christenthum; Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland, die Inseln des Mittelmeers, Italien und die Nordküste von Afrika wurden schon im ersten Jahrh. Sitze christlicher Gemeinen. Einfach und ihrem beschränkten Zustande angemessen bildeten sie ihr kirchliches Leben, im Wechsel mannichfaltiger Bedrückungen erstarkten sie. (Vergl. d. Art. Christenthum und Verfolgungen.) Am Ende des zweiten Jahrh. waren in allen Provinzen, am Ende des dritten fast die Hälfte der Bewohner des römischen Reichs und vieler angrenzenden Länder, Christen. Das Streben nach Einheit des Glaubens (s. Orthodoxie) und die Kirchenverfassung veranlaßte unzählige Reibungen mit Andersdenkenden, Irrlehrern und Ketzern (vergl. d. Art. Ketzer und den Umriß der Ketzergeschichte im Art. Secten), und führte zu jener anmaßenden Priesterherrschafft, von der das gestürzte Judenthum ein für die ersten Christen so drückendes Beispiel gegeben hatte. Nachdem nun zu Anfang des 4. Jahrh. durch Constantin den Großen die Christen erst Duldung und bald darauf das Uebergewicht im römischen Reiche gewonnen hatten, übten die Bischöfe ihre Macht als Gesetzgeber des Glaubens auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung (s. Nicäa) 325 durch Aufstellung eines für alle Christen bindenden Glaubensbekenntnisses aus. Auf diese Grundlage haben die spätern Concilien (s. d. Art.) mit Hülfe der Schriftsteller, welche die Kirche als

ihre Väter und Lehrer ehrt (ſ. d. Art. Kirchenväter und die Art. Hieronymus, Ambroſius, Auguſtinus u. a. m.), das Gebäude des rechtgläubigen (orthodoxen) Lehrbegriffs aufgeführt, während die Obern der in Prieſter verwandelten und als ein bevorrechteter heiliger Stand (ſ. Klerus, Geiſtlichkeit, Prieſter) über die Laien erhobnen Geiſtlichen, theils durch den immer weiter um ſich greifenden Einfluß der ihnen übertragenen Kirchenzucht, theils durch die von ihnen in Umlauf geſetzte Meinung beſondrer, nur auf ſie vererbten Ueberlieferungen aus dem Munde der Apoſtel (ſ. Tradition), die ihnen anfangs aus Liebe und Dankbarkeit bewilligten, und von ihnen folgerecht erweiterten Vorrechte vor allen andern Chriſten zu heiligen, und ſich allmälig zu Herren der Kirche zu machen wußten (ſ. Biſchöfe, Patriarchen Papſtthum, Hierarchie). Dabei unterſtützte ſie nicht weniger die durch Julians Regierung und vorübergehende Launen ſeiner Nachfolger ohne großen Nachtheil unterbrochene Begünſtigung von Seiten der Kaiſer (ſ. beſonders Theodoſius den Großen), als die vermehrte Pracht und Mannichfaltigkeit des Gottesdienſtes (ſ. Meſſe, Heilige, Reliquien, Bilderſtürmer,) der beim Sinken der klaſſiſchen Geiſtesbildung, wachſende Aberglaube der ohnehin unwiſſenden Völker und das unter ſeinem Schatten glücklich gedeihende Mönchsweſen (ſ. d. Klöſter). In dieſer, mehr den Sinn als den Geiſt anſprechenden Geſtalt kam das ſchon ſeit dem vierten Jahrh. unter den Gothen bekannte Chriſtenthum zu den übrigen germaniſchen Völkern in Weſten und Norden von Europa, und wußte die rohen Krieger, die auf den Trümmern des weſtrömiſchen Kaiſerthums neue Reiche gründeten, durch die Macht des Glaubens im 7. und 8. Jahrh. allmälig unter ſeine Herrſchaft zu bringen, während er ſein Gebiet in Aſien und Afrika an die Saracenen verlor, unter deren Bedrückungen Hunderttauſende ſchwacher Chriſten zum Mohammedanismus übergingen, und faſt nur die, von der orthodoxen Kirche verſtoßnen ketzeriſchen Parteien im Orient (ſ. Jacobiten, Kopten, Armenier, Maroniten, Neſtorianer) ſich behaupteten. Bei dieſem Wechſel der Dinge, der in Europa nur Spanien und Sicilien traf, gewann das nun immer planmäßiger zur geiſtlichen Obergewalt über das Abendland vordringende römiſche Papſtthum (ſ. d. Art. und Gregor VII.) im Norden und bald auch im Oſten dieſes Welttheils durch die Bekehrung der ſlaviſchen und ſcandinaviſchen Völker (vom 10. bis in's 12. Jahrh.) mehr, als ihm anderwärts entriſſen werden konnte. Denn jene Eroberungen der Mohammedaner hatten hauptſächlich das Gebiet der ſchon ſeit dem 5. Jahrh. mit der occidentaliſchen und dem römiſchen Stuhle ergebnen (lateiniſchen) Kirche nicht mehr einigen und allmälig ganz von ihr abweichenden orientaliſchen Kirche (ſ. griechiſche Kirche) verheert, und dieſe erhielt erſt im 10. Jahrh. durch die Bekehrung der Ruſſen neue Anhänger, die jetzt ihre mächtigſte Stütze ſind; die Kreuzfahrer aber, die bald religiöſe Begeiſterung, bald Sucht nach Gewinn und Abenteuern (1096 bis 1150) zur Eroberung des heiligen Grabes trieb, erwarben ihr neues Königreich Jeruſalem nicht dem griechiſchen Kaiſer, ſondern ſich und dem Papſte (ſ. Kreuzzüge). Die Verwirrung, die dieſes endlich doch wieder vereitelte Unternehmen in die bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten der Occidentalen brachte, bot der Kirche günſtige Gelegenheit, ihre Beſitzungen zu vermehren, und dem römiſchen Stuhle Spielraum zur Befeſtigung ſeiner Univerſalmonarchie dar. Aber ganz wider die Abſicht und Erwartung der Kirchenfürſten kamen dabei durch den vielſeitigen

Verkehr der Völker und durch die heimkehrenden Kreuzfahrer Reste alter Ketzerien (s. Manichäer, Paulicianer) in das Abendland und überhaupt neue, freiere Ideen in Umlauf, welche theils der philosophische Prüfungsgeist einige Jünger der Scholastik (s. Abälard, Arnold von Brescia), theils der unter Adel und Volk gährende Unwille über die Unchristlichkeit der Kleriker zum Zündstoff einer in allerlei Verbrüderungen und Sekten zusammentretenden Opposition gegen das ganze römische Kirchenthum machte (s. Katharer, Albigenser, Waldenser). Die Stiftung und Vervielfältigung neuer geistlicher Orden (s. d. Art.), besonders die Franciskaner und Dominikaner, zur Verwaltung der, von den Weltpriestern vernachlässigten Seelsorge und Volksbelehrung konnte dem Uebel nicht abhelfen, weil sie im Ganzen mehr für die Kirche und das Papstthum, als gegen Aberglauben und Unwissenheit thätig waren, und kühne Gedanken, die ihrer Ueberredung nicht weichen wollten, ließen sich noch weniger durch die, mit Feuer und Schwert bewaffnete Gewalt der Inquisition (s. d. Art.) aus den Seelen reißen. Die große Verschiedenheit der christlichen Religion, wie sie damals gelehrt und geübt wurde, von der Religion Jesu Christi, das Mißverständniß dessen, was die Kirche gab, mit den religiösen Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens, war einmal theils durch das Erfassen des Geistes Jesu selbst aus der Bibel, die trotz aller Verbote schon damals im Verborgnen wißbegierige Leser fand, theils durch die freimüthige Beredtsamkeit einzelner Lehrer und Sektenhäupter Vielen klar geworden; auch kirchliche Ordensgesellschaften sehnten sich, einen eignen Weg zu gehen (s. Tempelherren, Franciskaner), der Zorn beleidigter Fürsten vergaß den Dank für die Verdienste des Papstthums um die Bildung der Völker in den frühern Jahrhunderten des Mittelalters, und die Päpste selbst sorgten zu wenig, die Unsittlichkeit ihres Hofes und der Geistlichkeit abzustellen, oder vor den Augen der Welt zu verbergen, ja sie gaben ihr das Aergerniß einer Spaltung (s. Schisma, Papstthum), welche die Achtung der seit 1378 über 30 Jahre unter zwei Gegenpäpsten getheilten lateinischen Christenheit gegen ihr Oberhaupt nicht vermehren und nur durch die ihrer Macht sehr ungünstigen Beschlüsse des Conciliums zu Costnitz 1414—1418 beigelegt werden konnte. Hatten die Lehren des Engländers Wiklef (s. d. Art.) schon vorher neue Gegner des Papstthums geweckt und vereinigt: so schlug nun die Empörung der Anhänger des, wegen ähnlicher Lehren zu Costnitz verbrannten böhmischen Reformators (s. Huß, Hussiten) in vollen Flammen aus, und nöthigte dem Concilium zu Basel (1431 bis 1443) Verwilligungen (Compactate) ab, die, standhaft behauptet, den Freunden der zu Basel nur vorgeschlagenen, doch nicht durchgesetzten Kirchenverbesserung an Haupt und Gliedern zeigten, was eine eben so entschlossene und durch Vereinigung mehrerer Völker nachdrücklichere Bekämpfung der in der römischen Kirche eingerissenen Mißbräuche ausrichten würde. Wie nun seitdem die Sehnsucht nach einer Widerherstellung des ursprünglichen Christenthums der 1517 begonnenen Reformation vorgearbeitet, wie diese Fortgang gewonnen, und was sie geleistet, ist im Art. Reformation und den darin angeführten verwandten Artikeln dargelegt. Daß durch diesen gewaltigen Umschwung der Ideen und kirchlichen Verhältnisse jene Sehnsucht schon ganz befriedigt und ein Christenthum, das dem Geiste seines Stifters vollkommen entspräche, in Lehre und Leben dargestellt worden sei, behaupten die eifrigsten Protestanten eben so wenig, als umsichtige Katholiken die Nothwendigkeit einer solchen

Herſtellung und das große Verdienſt des Proteſtantismus um dieſelbe und folglich auch um die Verbeſſerung der alten Kirche ableugnen mögen (vergl. Trident, Katholicismus, Proteſtantismus). Sehr mannichfaltig ſind die Geſtalten, in denen das Chriſtenthum unſrer Tage erſcheint. Die ſüdlichen Völker beweiſen, wie leicht dieſe Religion ſich nationaliſirt, wie viel ſie aber auch unter dem Einfluſſe einer überwiegenden Sinnlichkeit und Herrſchaft der Phantaſie von der einfachen Größe, ſittlichen Kraft und reinen Geiſtigkeit ihres urſprünglichen Charakters verliert; den nördlichen Völkern nahm der Proteſtantismus die meiſten, wenn auch nicht alle, Laſten ab, mit denen die Uebermacht der irdiſchen Natur den Geiſt der Religion niederdrückt; das chriſtliche Europa trägt in ſeinem gegenwärtigen, von manchen, der Religion ganz fremden Einflüſſen bedingten, ſittlichen und politiſchen Leben immer noch das Gepräge der Erziehung, die es dem Chriſtenthum verdankt (ſ. Bildung), und hat dieſe Form auch ſeinen Kolonien in entfernten Welttheilen aufgedrückt, unter denen allein das republikaniſche Nordamerika ſich zu einer in ihrer Art einzigen Unabhängigkeit von jedem Sektengeiſte und allgemeinen Freiheit aller Bekenntniſſe zu erheben wußte. Suchen wir aber das Chriſtenthum, wie es in Chriſto ſelbſt lebte und wirkte, unter unſern Zeitgenoſſen auf: ſo finden wir es bei keinem Volke und in keiner Religionspartei rein und unentſtellt wieder, ſondern nehmen ſeine Züge nur in dem Wandel der wenigen Erleuchteten und Frommen aus allerlei Volk wahr, welche Chriſtum lieben und von ſeinem Geiſte durchdrungen ſind. E.

Chriſtian II., König von Dänemark, war zu Kopenhagen 1481 geboren. Seine nachläſſige Erziehung ließ vorausſehen, daß er den Platz, für den er beſtimmt war, ſchlecht ausfüllen würde. Als Jüngling beging er vermöge ſeines heftigen Charakters die äußerſten Ausſchweifungen. Der König Johann, ſein Vater, der endlich davon hörte, ſtrafte ihn ſtreng, aber vergeblich. Als er 1507 nach Bergen berufen wurde, um einige aufrühreriſche Bewegungen zu erſticken, faßte er eine heftige Leidenſchaft für eine junge Holländerin, Namens Dyveke, deren Mutter ein Gaſthaus hatte. Dyveke ward die Geliebte Chriſtians, der ihr, und beſonders ihrer Mutter, eine unbeſchränkte Herrſchaft über ſeinen Geiſt einräumte. Er befand ſich unter dem Titel eines Vicekönigs in Norwegen, bis die wankende Geſundheit ſeines Vaters ihn nach Kopenhagen zurückrief. Nach ſeiner Thronbeſteigung vermählte er ſich 1515, mit Cals V. Schweſter, Iſabelle. Darauf machte er Heinrich VIII. ernſtliche Vorſtellungen über die Seeräubereien der Engländer, erneuerte die Verträge mit dem Großherzog von Moskau und bemühte ſich, den Hanſeſtädten den Handel zu entreißen. Die Hoffnungen, welche dies Verfahren bei ſeinen Unterthanen erweckte, wurden bald durch die fürchterlichen Scenen vernichtet, zu welchen der Tod der Dyveke Anlaß gab. Man klagte die Verwandten von Torbern Oxe, Gouverneur des Schloſſes von Kopenhagen, an, ſie vergiftet zu haben. Oxe geſtand eine frühere Liebe für ſie ein; der König ließ ihn enthaupten. Andre Hinrichtungen verbreiteten Schrecken im ganzen Reiche; beſonders haßte Chriſtian den Adel, der auf den Monarchen grollte, welcher gegen Ueberwältigung den Bürger und Bauernſtand in Schutz nahm. 1516 kam ein päpſtlicher Legat im Norden an, um Ablaß zu predigen. Chriſtian nahm ihn auf, in der Hoffnung, daß er ihm in Schweden, nach deſſen Krone er ſtrebte, nützlich ſein könne. Die Schweden waren in mehrere Parteien getheilt. Guſtav Trolle, Erzbiſchof von Upſala, ein geſchworner Feind von Stenon Sture, Ad-

miniſtrator des Königreichs, hatte ſich heimlich mit Chriſtian verbunden; aber die ſchwediſchen Stände nahmen Sture in Schutz, ſetzten Trolle ab, und ließen ſein Schloß ſchleifen. Der Nuntius, der unter dieſen Umſtänden nach Schweden kam, ließ ſich von Sture gewinnen, entdeckte ihm die Plane Chriſtians und rechtfertigte beim Papſte die Schweden gegen Trolle. Endlich begab ſich Chriſtian 1518 ſelbſt nach Stockholm, um mit dem Adminiſtrator eine Zuſammenkunft zu haben. Zur Sicherheit wurden ihm ſechs Geißeln aus den erſten Familien übergeben. Als dieſe Geißeln, unter denen ſich Guſtav Waſa befand, auf der däniſchen Flotte angekommen waren, behandelte der treuloſe Monarch ſie als Gefangne, und reiſte nach Dänemark zurück. 1520 erſchien er mitten im Winter an der Spitze eines Heers in Schweden. Die Schweden wurden bei Bogeſund am 19. Jan. geſchlagen und Sture tödtlich verwundet. Die Dänen verfolgten ihren Vortheil. Trolle nahm den Vorſitz in der Verſammlung der Reichsſtände zu Upſala, und trug darauf an, Chriſtian als König anzuerkennen. Wiewohl viele der Union abgeneigt waren, ſo mußten ſie doch der Nothwendigkeit nachgeben und dieſelbe annehmen. Eine allgemeine Amneſtie wurde verkündigt; jeder eilte ſie zu benutzen. Die Hauptſtadt, wohin die Wittwe des Adminiſtrators ſich zurückgezogen hatte, leiſtete einigen Widerſtand. Sobald das Meer offen war, erſchien Chriſtian mit ſeiner Flotte vor Stockholm, das ſich ihm nicht ergab. Er ſah mit Kummer den Sommer verfließen; ſeine Vorräthe wurden erſchöpft, ſeine Truppen murrten. Endlich entſchloß er ſich, ſchwediſche Unterhändler an die Einwohner abzuſchicken. Seine Verſprechungen und die Hungersnoth bewirkten, was die Gewalt der Waffen nicht bewirkt hatte; man öffnete ihm die Thore. Er verſprach, Schweden ſeine Freiheit zu erhalten und des Vergangnen nicht zu gedenken. Chriſtian fand ſich zu Ende Octobers in Stockholm ein, verlangte von den Biſchöfen und Senatoren eine Acte, die ihn als erblichen König anerkannte, und ließ ſich zwei Tage nachher durch Trolle krönen. Zu Reichsrittern ernannte er nur Ausländer, und erklärte, daß er darum dieſe Würde keinem Schweden ertheile, weil er das Land durch die Gewalt der Waffen erobert habe. Trotz der allgemeinen Beſtürzung ordnete er Feſte an, während welcher er die Menge zu gewinnen wußte. Er ſann darauf, das königliche Anſehen in Schweden zu befeſtigen, und beſchloß, dieſe Abſicht durch Vernichtung der erſten Familien zu erreichen. Nur über die Mittel waren ſeine Rathgeber verſchiedner Meinung. Endlich erinnerte Slaghoek, des Königs Beichtvater, an den gegen die Feinde Trolle's geſchleuderten Bann, und fügte hinzu, daß, wenn auch der König als Fürſt das Vergangne vergeſſe, er doch als Vollzieher der Befehle des Papſtes die Ketzer ausrotten müſſe. Dem gemäß foderte Trolle die Beſtrafung der Ketzer; der König ernannte eine Commiſſion, vor welcher die Angeklagten erſchienen. Unter ihnen war auch Chriſtine die Wittwe des Adminiſtrators. Als ſie, um ihres Gemahls Andenken zu rechtfertigen, das 1517 vom Senat gegebne Dekret vorzeigte, bemächtigte ſich Chriſtian deſſelben, und machte ſeine Aechtungsliſte daraus. Die angeklagten werden verhaftet, für ſchuldig erklärt, und 94 Schlachtopfer fallen in des Königs Gegenwart unter dem Beile des Henkers. Dieſe Blutſcenen dauerten ſowohl in der Hauptſtadt als in den Provinzen fort; Chriſtian rechtfertigte ſich durch die öffentliche Erklärung, daß ſie für die Ruhe des Staats nothwendig wären. Bald darauf kehrte er nach Dänemark zurück. Der Schrecken folgte ſeinen Schritten; Blutſtröme bezeichneten ſeinen Weg; und in alle Städte

legte er zahlreiche Garnisonen. Auch in Dänemark zeigte er seine Grausamkeit. Er machte eine Reise nach den Niederlanden, um Carls V. Hülfe gegen den Herzog von Holstein, Friedrich, seinen Oheim, mit dem er in Streit gerathen, und gegen die Lübecker, die stets zu Schwedens Beistand bereit waren, zu erbitten. Bei seiner Rückkehr nach Kopenhagen war ganz Schweden unter den Waffen. Slaghoek's Tyrannei hatte einen allgemeinen Aufstand erregt; Christian rief ihn zurück, und gab ihm das Erzbisthum von Lund, ließ ihn aber bald darauf lebendig verbrennen, um den Papst zu besänftigen, der einen Legaten nach Dänemark geschickt hatte, um über die Bischöfe, welche zu Stockholm waren ermordet worden, Nachforschungen anzustellen. Um den Papst ganz zu versöhnen, änderte er in den Gesetzen Alles, was das Lutherthum begünstigte, für das er viel Neigung gezeigt hatte. Indeß aber war Gustav Wasa der Gefangenschaft entflohen, und hatte das Panier gegen die Dänen erhoben. Bald erfuhr Christian, daß die zu Wadstena versammelten Reichsstände ihn der schwedischen Krone für verlustig erklärt hatten. Die Garnison von Stockholm empörte sich wegen Mangel an Bezahlung. Christian, dessen Wuth auf's höchste stieg, befahl den dänischen Befehlshabern, alle Empörer hinrichten zu lassen; diese Maßregel beschleunigte nur seinen Sturz. Norby hielt noch Stockholm, Calmar und Abo, drei Orte, welche für die Schlüssel des Reichs galten, besetzt; aber bald ward er von den Lübeckern beunruhigt. Diese versuchten sogar einen Angriff auf die Küsten Dänemarks. Um an ihnen Rache zu nehmen, trat er mit dem Herzog von Holstein in Unterhandlungen, welche sich aber durch sein empörendes Betragen zerschlugen. Inzwischen ließ er zwei Gesetzbücher bekannt machen, wodurch einer Seits die Geistlichkeit beschränkt, andrer Seits der Bauernstand gehoben wurde. Diese allerdings weisen und menschlichen Maßregeln waren mit andern vermengt, die allgemeinen Unwillen erregen mußten. Man murrte einstimmig über die Verschlechterung des Geldes und über die unerträgliche Last der Steuern. Die jütländischen Bischöfe und Senatoren, unterrichtet von den Gesinnungen des Adels, entwarfen zuerst den Plan, gegen den König aufzustehen. Zu Ende des J. 1522 erklärten sie ihren Unterthaneneid für nichtig, Christian seiner Rechte für verlustig, und boten die Krone dem Herzog von Holstein, Friedrich, an. Der König, der Verdacht geschöpft hatte, berief den jütländischen Adel nach Callundborg in Seeland, und da sich Niemand einfand, von neuem 1523 nach Aarhuus in Jütland, wohin er sich selbst begab. Seine Ankunft zwang die Verschwornen, die Ausführung ihrer Plane zu beschleunigen. Sie versammelten sich in Viborg, und faßten daselbst zwei Urkunden ab, in deren einer sie den König absetzten und in der andern Friedrich aufforderten, vom Throne Besitz zu nehmen. Der Bürgerkrieg war dem Ausbruche nahe, als Christian seine eigne Sache aufgab. Er verließ im April 1523 Dänemark, indem er die Königin, seine Kinder, seine Kostbarkeiten und die Reichsarchive mit sich auf die Flotte nahm. Ein Sturm zerstreute seine Schiffe, warf ihn auf die norwegische Küste, und erst nach den größten Gefahren erreichte er Veere auf Seeland. Carl V. begnügte sich, sowohl Friedrich als dem jütländischen Adel und der Stadt Lübeck zu verbieten, gegen Christian zu handeln. Dieser rüstete indeß ein Heer und eine Flotte aus, und landete 1531 zu Opslo in Norwegen. Aber seine Truppen erlitten neue Verluste. Angegriffen in seinem Lager durch die dänische und hanseatische Flotte, zog er sich in die Stadt zurück; seine Schiffe wurden ein Raub der Flammen. Aller Hülfsquellen beraubt,

Digitized by Google

machte er den dänischen Generalen Vergleichsvorschläge, welche ihm endlich ein sichres Geleit ausstellten, damit er sich auf der dänischen Flotte nach Kopenhagen zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Friedrich begeben könne. Im Juli 1532 kam er vor Kopenhagen an; allein Friedrich verwarf den geschlossnen Vertrag, und der Senat verfügte Christians Verhaftung. Dem gemäß brachte man ihn auf das Schloß Sonderburg, auf der Insel Alsen. Hier verlebte er zwölf Jahre in der Gesellschaft eines Zwerges, und später eines alten Invaliden in einem Thurme, dessen Thüre man vermauert hatte. Alles verließ ihn. Als 1543 Christian III. den Thron bestieg, wurde sein Schicksal vermöge eines Vertrags mit Carl V. gemildert. Er lebte von 1546 an zu Callundborg von einer ihm angewiesenen Rente und starb daselbst den 24. Jan. 1559. Seine Gemahlin Christine, eine Bekennerin des Lutherthums, hatte standhaft bis an ihren Tod 1526 sein Unglück getheilt. Er hatte drei Kinder: Johann, der 1532 zu Regensburg, dreizehn Jahre alt, starb; Dorothea, mit der sich Friedrich, Kurfürst von der Pfalz, und Christine, mit der sich Franz Sforza, Herzog von Mailand, und in zweiter Ehe, Franz, Herzog von Lothringen vermählte und 1590 starb.

Christian VII., König von Dänemark, war 1749 geboren, und folgte seinem Vater, Friedrich V., am 13. Jan 1766. In demselben Jahre vermählte er sich mit Georgs III. von England Schwester, Caroline Mathilde. Von 1767 bis 1769 bereiste er Deutschland, Holland, England und Frankreich. Auf dieser Reise besuchte er die ausgezeichnetsten Gelehrten, die Akademien, und literarischen Gesellschaften, ward zu Cambridge Doctor der Rechte, und hinterließ allenthalben den Ruf eines leutseligen und unterrichteten Fürsten. Anfangs stand der Graf J. H. G. von Bernstorf, der Friedrichs V. ganzes Vertrauen besessen hatte, an der Spitze der Geschäfte; aber 1770 nahm Struensee, des Königs Arzt, der eine unumschränkte Gewalt über ihn gewonnen hatte, und auch die junge unvorsichtige Königin für sich einzunehmen wußte, diesen Posten ein. Die unbesonnenen Neuerungen, welche dieser Minister vornahm, erregten den Haß des Adels und die Unzufriedenheit des Militärs. Die herrschlustige verwitwete Königin (Julie Marie von Braunschweig, Stiefmutter Christians) war umsonst bemüht gewesen, Christian mit seiner Gemahlin zu entzweien, um sich der Geschäftsleitung zu bemächtigen. Jetzt verband sie sich mit einigen Mißvergnügten, und am 16. Jan. 1772 gelang es ihr, in Gemeinschaft mit diesen und ihrem Sohne, dem Prinzen Friedrich, unter dem Vorgeben, daß die Königin und Struensee damit umgingen, ihn eine Entsetzungsakte unterzeichnen zu lassen, dem lange sich sträubenden König die Ausstellung eines Verhaftsbefehls gegen die regierende Königin und Struensee abzudringen. Seitdem war die Führung der Geschäfte in der Hand der Königin Julie und ihres Sohnes Friedrich. Der König, dem eine Geisteskrankheit den Gebrauch der Vernunft raubte, regierte nur noch den Namen nach. 1784 trat der jetzige König als Mitregent an die Spitze der Regierung. Nach der Einnahme der Hauptstadt durch die Engländer kam Christian nicht wieder dahin zurück. Man hatte ihn nach Rendsburg in's Holsteinische gebracht, und hier starb er am 3. März 1808. Die Königin, Karoline Mathilde hatte, nachdem man sie auf das Schloß Kronburg geführt, sich über ihre Verbindungen mit Struensee gerichtlich vernehmen lassen müssen. Sie begab sich später nach Zelle, wo sie 1775 starb. Christian hatte nur zwei

Kinder, den jetzigen König Friedrich und die Prinzessin Auguſta, vermählt mit dem verſtorbnen Herzoge von Holſtein-Auguſtenburg.

Chriſtian Friedrich von Holſtein, älteſter Sohn des 1805 verſtorbnen Erbprinzen Friedrichs von Dänemark, (Halbbruder des Vaters des jetzigen Königs) und nächſter Kronerbe, geboren 1786, iſt gegenwärtig General-Gouverneur von Fühnen und Inhaber eines Infant. Reg. Von ſeiner erſten Gemahlin, Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, von der er ſich geſchieden, hat er einen Sohn, Chriſtian Friedrich Carl, geb. 1808. 1815 hat er ſich wieder vermählt mit Caroline Amalie, des Herzogs von Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg Tochter. Er wohnt zu Odenſee oder auf Sorgenfrei bei Kopenhagen, und reiſt ſeit 1819 in Frankreich und Italien. 1813 ward er Statthalter in Norwegen, zu einer Zeit, wo das Land wegen ſeines politiſchen Schickſals in großer Unruhe war. Rußland und Schweden unterhandelten nämlich, von England und Preußen unterſtützt, mit Dänemark, das mit Frankreich im Bunde, Krieg gegen England führte, über die Abtretung Norwegens; König Friedrich VI. aber erklärte den 23 Apr.: daß er ſich nie entſchließen werde, Norwegen gegen die Provinzen, die an das Holſteinſche grenzten, umzutauſchen. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich, Dänemark ſchloß am 10. Juni einen engen Bund mit Frankreich, und erklärte 3. Sept., Schweden, und 22. Oct., Rußland und Preußen den Krieg. Nun überzog der Kronprinz von Schweden, an der Spitze der Nordarmee, die däniſchen Herzogthümer, und nöthigte Dänemark in dem Frieden von Kiel, 14. Jan. 1814, ganz Norwegen an Schweden abzutreten, wofür es ſchwediſch Pommern erhalten ſollte. Als der Statthalter, Prinz Chriſtian, den 28. Jan. einer Verſammlung Normänner dieſen Vertrag vorlegte, ſo verwarfen ſie ihn einmüthig, und nahmen das alte Recht ihrer frühern Selbſtändigkeit in Anſpruch. Vergebens ſicherte ihnen der König von Schweden wiederholt eine freie Verfaſſung zu, mit größern politiſchen Rechten, als ſie je unter Dänemark beſeſſen: das normänniſche Volk erklärte ſich mit Begeiſterung für ſeine Unabhängigkeit, und Prinz Chriſtian machte in Drontheim, der alten Hauptſtadt des Nordens, den 19. Febr. in einer Erklärung an die Biſchöfe, den Civilſtand, das Heer und Volk bekannt, das Norwegen unabhängig ſein wolle. Unterdeſſen waren ſchwediſche Abgeſandte in Chriſtiania angekommen, um ihn zur Befolgung des Kieler Friedens aufzufodern; allein ſtatt aller Antwort leiſtete der Prinz in der Kirche den Eid als Regent, und erließ, 13. März, eine Kundmachung, daß Sieg oder Tod das Feldgeſchrei des Normanen gegen Jeden ſei, der ſeine Unabhängigkeit antaſten würde. Zugleich verſammelte er ein Heer von 12,000 Mann, und berief, 10. Ap., einen Reichstag nach Eidvold, wo die Mehrzahl von 154 Stellvertretern des Volks, 17. Mai, ein Grundgeſetz für Norwegens Freiheit entwarf, und den Prinzen zum Erbkönige von Norwegen erklärte. Als ſolcher wurde er, 19. Mai 1814, unter dem Namen Chriſtian I. ausgerufen. Er ſchickte jetzt Hrn. Carſten Anker nach London, um Englands Zuſtimmung zu erhalten; allein die brit. Miniſter machten die mit den Verbündeten abgeſchloßnen Verträge gegen den Widerſpruch der Oppoſition geltend, und verfügten, 29. Apr. die Sperre der norwegiſchen Küſten. Auch Dänemark erklärte durch ein Abrufungspatent, Kopenhagen 18. Apr., alles in Norwegen Geſchehene für ungültig. Als dagegen die Normänner däniſche Kriegsſchiffe in Beſchlag nahmen, ſo verbot ein k. dän. Patent vom 12. Mai allen

Verkehr zwischen Dänemark und Norwegen. Unterdessen zog sich ein schwedisches Heer an der Grenze zusammen, und sechs schwedische Kriegsschiffe kreuzten an Norwegens Küste. Vergebens sandten Oesterreich, Rußland, Preußen und England, im Julius Bevollmächtigte nach Christiania, um den Prinzen zum Nachgeben aufzufodern; König Friedrich VI. drohte ihm sogar mit Niedersetzung eines Gerichtshofes, das ihm das Erbfolgerecht auf Dänemark absprechen könnte. Der Kronprinz von Schweden rückte daher, von Wennesberg aus, 27. Juli, mit 10,000 Mann gegen die Grenze vor; 13,000 Mann folgten, und 10,000 standen als Nachhalt. Der König von Schweden übernahm den Oberbefehl über die Flotte von 4 Linienschiffen, 3 Fregatten und 75 Kanonenböten, welche unter dem Admiral Puke den linken Flügel deckte, und die norwegische Flottille von 6 Briggs, 4 Schoonern und 36 Kanonenböten nöthigte, sich zurückzuziehen. Nach einer sehr tapfern Vertheidigung, wobei jedoch das norwegische Heer fast immer im Nachtheile war, entschloß sich Prinz Christian zu dem Waffenstillstande von Moß, 14. Aug., wodurch Frederikshald mit Frederiksteen den Schweden übergeben, und das norwegische Heer, das an Allem Mangel litt, aufgelöst wurde. Auch genehmigte er, daß ein Storthing (Reichstag) gehalten werde, und Schweden versprach, die zu Eidsvold entworfne Verfassung anzunehmen, bis auf die, durch die Vereinigung Norwegens mit Schweden nothwendigen Abänderungen. Hierauf erklärte Prinz Christian, 16. Aug., zu Moß, daß und warum er die norwegische Königskrone niederlege. Das Volk in Christiania gerieth in unruhige Bewegung. Man schrie über Verrätherei; allein bald fügte sich Alles in die neue Ordnung. Prinz Christian, der zu Ladegardsoen bei Christiania krank war, übertrug die Regierung dem Staatsrathe, stellte 10. Oct., dem Storthing die Entsagungsurkunde aus, und schiffte sich nach Dänemark ein. Am 4. Nov. 1814 beschloß das Storthing die Vereinigung Norwegens mit Schweden, indem es Carl XIII., König von Schweden, zum constitutionellen Erbkönig von Norwegen ausrief.

Christiania, Hauptstadt des Königreichs Norwegen, im Stifte Christiania oder Aggerhuus, liegt am nördlichen Ende des Meerbusens Christiansfiord, in einer Gegend, in welcher, ohngeachtet der nördlichen Lage viel Gartenbau getrieben wird. Sie hat 1600 Häuser mit 11,000 Einwohnern, und besteht, außer den Vorstädten, aus folgenden drei Theilen: der eigentlichen Stadt Christiania, oder der Neustadt, welche König Christian IV. 1624 nach einem regelmäßigen Plane aufführen ließ, der Altstadt oder Opslo, am Fuße des Egeberges und der 1815 geschleiften Bergfestung Aggerhuus. Die eigentliche Stadt Christiania, bildet ein regelmäßiges Viereck von 1000 Schritten in der Länge und Breite, hat schnurgerade in rechten Winkeln sich durchschneidende, breite, mit erhöhten Fußwegen versehene und mit 2 Stock hohen, größtentheils steinernen Häusern besetzte Straßen, und nimt mit jedem Jahre an Schönheit der Bauart zu. Seit 1811 befindet sich hier eine Universität, bei der sich eine Bibliothek, Sammlungen, 18 Professoren und 200 Studenten befinden. Von Fabrikanstalten ist besonders das große Alaunwerk auf der Südseite der Altstadt zu bemerken. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht im Handel, vorzüglich mit Brettern, auch Eisenwaaren, und wird durch den trefflichen Hafen besonders begünstigt. Man schätzt den Werth der jährlich ausgeführten Bretter auf 810,000 Gulden. In der Nähe der Stadt sind 136 Sägemühlen, welche jährlich 20 Millionen Planken liefern.

Chriſtine, Königin von Schweden, geboren den 9. Dec. 1626, war eine Tochter Guſtav Adolphs, und der durch ihre Schönheit und ihren Geſchmack für die Künſte ausgezeichneten Prinzeſſin Maria Eleonore von Brandenburg. Guſtav, der in Chriſtinen die einzige Stütze ſeines Thrones ſah, wandte die größte Sorgfalt auf ihre Erziehung. Er ließ ſie männlich erziehen, und in allen Wiſſenſchaften unterrichten, welche ihren Geiſt bilden und ihren Charakter kräftigen konnten. Nach ſeinem Tode bei Lützen 1631, erkannten die Reichsſtände die ſechsjährige Chriſtine als Königin an, und gaben ihr die fünf höchſten Kronbeamten zu Vormündern, indem ſie dieſe zugleich mit der Landesverwaltung beauftragten. Die Erziehung Chriſtinens wurde nach dem, von Guſtav Adolph vorgezeichneten Plane fortgeſetzt. Ausgeſtattet mit einer lebhaften Einbildungskraft, einem ſehr glücklichen Gedächtniß und einem ſeltnen Verſtande, machte ſie die ſchnellſten Fortſchritte; ſie lernte die alten Sprachen, die Geſchichte, Geographie, Politik, und entſagte den Vergnügungen ihres Alters, um ſich ganz den Studien zu widmen. Zugleich verrieth ſie ſchon damals jene Sonderbarkeit in ihrem Betragen und Charakter, wovon ihr ganzes Leben das Gepräge trug, und die vielleicht eben ſo ſehr Ergebniſſe ihrer Erziehung als ihrer angebornen Neigungen war. Sie mochte nicht in Frauenkleidern erſcheinen, legte gern große Strecken zu Fuß und zu Pferde zurück, und theilte die Beſchwerden und ſelbſt die Gefahren der Jagd. Den Hofgebräuchen unterwarf ſie ſich ſchwer. Gegen die, welche ſie umgaben, zeigte ſie abwechſelnd die größte Vertraulichkeit und verhöhnenden Stolz oder Achtung gebietende Hoheit. Der Kanzler Oxenſtierna ward von ihr wie ein Vater geehrt; ſie ſchenkte ihm ihr ganzes Vertrauen, und lernte von ihm die Regierungskunſt. Bald zeigte ſie im Staatsrath eine Reife des Verſtandes, die ihre Vormünder in Erſtaunen ſetzte. Schon 1642 trugen ihr die Reichsſtände an, die Zügel der Regierung ſelbſt zu übernehmen, allein ſie entſchuldigte ſich mit ihrer Jugend und Unerfahrenheit. Erſt 2 Jahre nachher fing ſie an, ſelbſt zu regieren. Eine große Leichtigkeit in der Arbeit, und eine unerſchütterliche Feſtigkeit bezeichneten ihre erſten Schritte auf dieſer Laufbahn. Sie endigte zunächſt den 1644 mit Dänemark begonnenen Krieg, und erhielt durch den 1645 abgeſchloſſenen Vertrag die Abtretung mehrerer Provinzen. Sodann beſchleunigte ſie gegen Oxenſtierna's Meinung, der durch die Fortſetzung des Kriegs noch größere Vortheile für Schweden zu erlangen hofft, die Wiederherſtellung der Ruhe in Deutſchland, um nachher ſich ungeſtört ihrer Neigung zu den Wiſſenſchaften und den Künſten des Friedens überlaſſen zu können. Chriſtine war durch ihre Talente und durch die politiſchen Umſtände berufen, die erſte Rolle im Norden zu ſpielen, und einige Zeit hindurch zeigte ſie ſich empfänglich für dieſen Ruhm. Bei mehrern Gelegenheiten behauptete ſie die Würde ihrer Krone und die Ehre ihres Landes. Frankreich, Spanien, Holland, England bewarben ſich um ihre Freundſchaft. Sie beförderte den Handel durch eine weiſe Geſetzgebung, und vervollkommnete die vorhandnen gelehrten und literariſchen Anſtalten. Die Nation war ihr zugethan und freute ſich, die Tochter Guſtavs, umgeben von Feldherrn und Staatsmännern, die dieſer große Fürſt gebildet hatte, an der Spitze der Regierung zu ſehen. Allgemein äußerte ſich der Wunſch, daß die Königin einen Gemahl wählen möchte; aber ein ſolches Band war Chriſtinens Unabhängigkeitsſinn entgegen. Unter den Fürſten, die ſich um ihre Hand bewarben, zeichnete ſich ihr Vetter, Carl Guſtav von Pfalzzweibrücken, durch einen edlen Charakter, ausgebreitete Kennt-

Digitized by Google

nisse und große Klugheit aus. Sie lehnte seinen Antrag ab, bewog aber 1649 die Reichsstände, ihn zu ihrem Nachfolger zu bestimmen. Bald darauf (1650) ließ sie sich mit großer Pracht und unter dem Königstitel krönen. Seitdem veränderte sich ihr Benehmen auf eine auffallende Weise. Sie vernachlässigte ihre alten Minister und hörte auf den Rath ehrgeiziger Lieblinge. Die Ränke und Getriebe kleinlicher Leidenschaften verdrängten die frühern edlen und nützlichen Ansichten. Der Schatz ward durch Verschwendung erschöpft. Titel und Auszeichnungen wurden Unwürdigen verliehen, und die Eifersucht erzeugte nicht nur Klagen und Murren, sondern selbst Parteiungen. In dieser Verwirrung, von der sie sich umgeben sah, erklärte die Königin, daß sie die Regierung niederlegen wolle. Die alten, Gustav Adolphs Andenken ehrenden Minister machten die stärksten Vorstellungen dagegen und Oxenstierna vor allen drückte sich mit so viel Kraft aus, daß die Königin von ihrem Entschluß abstand. Sie übernahm mit mehr Festigkeit die Regierung wieder und zerstreute auf einige Zeit die Wolken, die sich um ihren Thron erhoben hatten. Die Künste und Wissenschaften fesselten ihre Aufmerksamkeit. Sie beschäftigte sich eifrig mit den Studien, kaufte Gemälde, Münzen, Handschriften, Bücher, unterhielt mit vielen Gelehrten Briefwechsel und berief mehrere an ihren Hof. Descartes, Grotius, Salmasius, Bochart, Huet, Chevreau, Naudé, Vossius, Conring, Meibom erschienen in Stockholm und die Königin unterhielt mit ihnen lebhaften Verkehr. Unter den literarischen Lustbarkeiten, die sie mit den ernsthaften Studien verband, war auch der griechische Tanz, welchen sie von Meibom und Naudé ausführen ließ. (S. Meibomius.) Aber neue Verwirrungen zeigten sich, und Messenius Verschwörung hatte nicht nur die Lieblinge der Königin, sondern sie selbst bedroht. Christine, die überhaupt das Außerordentliche liebte, beschloß auf's neue, dem Throne zu entsagen, und zeigte sich diesmal unerschütterlich. Sie versammelte 1654, damals 29 Jahre alt, die Reichsstände zu Upsala, machte ihnen ihre Absicht bekannt und legte in ihrer Gegenwart die Zeichen der königlichen Würde ab, um sie den Händen des Prinzen Carl Gustav zu übergeben. Sie behielt sich ein bestimmtes Einkommen, völlige Unabhängigkeit ihrer Person, und die höchste Gewalt über alle diejenigen vor, die zu ihrem Hause gehörten. Einige Tage nachher reiste sie ab, und ging über Dänemark und Deutschland nach Brüssel, wo sie feierlich einzog und einige Zeit verweilte. Hier trat sie in's Geheim und nachher zu Insbruck feierlich und öffentlich zur katholischen Religion über; ein Schritt, der mit Recht großes Aufsehen erregen mußte, und über dessen Anlässe sich nichts bestimmtes angeben läßt. Von Innsbruck reiste Christine nach Rom, wo sie in Amazonenkleidung zu Pferde mit vielem Glanz einzog. Da Papst Alexander VII. sie confirmirt hatte, setzte sie ihrem Namen noch den Namen Alessandra zu. Sie besuchte die Denkmäler, und verweilte aufmerksam bei Allem, was historische Erinnerungen wecken konnte. 1656 reiste sie nach Frankreich, und verweilte zu Fontainebleau, zu Compiegne, wo damals der Hof sich aufhielt, und zu Paris. So sehr ihre Tracht und ihre Sitten Anstoß gaben, so sehr ließ man doch ihren Talenten und Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren. Sie wollte die Vermittlerin zwischen Frankreich und Spanien werden; allein Mazarin lehnte diese Vermittlung ab und wußte mit gutem Anstand ihre Abreise zu beschleunigen. Das Jahr darauf kam sie zurück; dieser zweite Aufenthalt in Frankreich ward durch die Hinrichtung ihres Oberstallmeisters Monaldeschi merkwürdig, der ihr ganzes Vertrauen besessen hatte, aber des

Digitized by Google

Hochverraths von ihr beschuldigt wurde. Diese Handlung der Rache bleibt wiewohl selbst Leibnitz sie vertheidigt hat, ein Flecken in dem Andenken Christinens. Auch gab ihr der französische Hof sein Mißfallen zu erkennen, und zwei Monate vergingen, ehe die Königin sich öffentlich in Paris zeigte. Als sie 1658 nach Rom zurückgekehrt war, erhielt sie wenig erfreuliche Nachrichten aus Schweden. Ihre Gelder blieben aus und Niemand wollte ihr Vorschüsse machen. Aus dieser Verlegenheit zog sie Alexander VII. durch eine Pension von 12,000 Scudi. Nach dem Tode Carl Gustavs, 1660, unternahm die Königin eine Reise nach Schweden. Sie gab vor, ihre ökonomischen Angelegenheiten ordnen zu wollen; allein man bemerkte bald, daß sie andre Absichten habe. Da der Kronprinz noch sehr jung war, erklärte sie, daß sie auf seinen Todesfall den Thron in Anspruch nehmen werde. Man nahm jedoch diese Idee übel auf, und nöthigte sie, eine förmliche Entsagungsacte zu unterzeichnen. Andre Unannehmlichkeiten bewogen sie, Stockholm zu verlassen. Indeß kehrte sie 1666 zum zweitenmal nach Schweden zurück, ging aber, ohne die Hauptstadt erreicht zu haben nach Hamburg, als sie hörte, daß man ihr die öffentliche Ausübung ihrer Religion nicht zugestehn werde. Um diese Zeit bewarb sie sich um die polnische Krone, ohne daß jedoch die Polen darauf achteten, und kehrte endlich nach Italien zurück, wo sie den Rest ihrer Tage zu Rom im Schooße der Künste und Wissenschaften verlebte. Sie stiftete eine Akademie, brachte kostbare Sammlungen von Handschriften, Münzen und Gemälden zusammen, und starb, nachdem sie noch manchen Kummer erfahren, am 19. Apr. 1689. Sie ward in der Peterskirche beigesetzt, und der Papst ließ ihr ein Denkmal mit einer langen Inschrift errichten. Sie selbst hatte nur die wenigen Worte verlangt: **Vixit Christina annos LXIII.** Ihr Haupterbe war der Kardinal Azzolini, ihr Intendant. Die Bibliothek kaufte Alexander VIII., der 900 Handschriften im Vatikan niederlegen ließ, und die übrigen Bücher seiner Familie gab. Die Gemälde und Antiken kaufte Odescalchi, der Neffe Innocenz XI. Im J. 1722 kaufte der Herzog Regent von Frankreich einen Theil der Gemälde um 90,000 Scudi. Den Reichthum dieser Sammlungen erkennt man aus den beiden Werken, worin sie beschrieben sind, nämlich Haverkamp's **Nummophilacium reg. Christinae** und das **Museum Odescalcum.** Christinens Leben zeigt eine Folge von Ungleichheiten und Widersprüchen; man sieht von einer Seite Stolz, Seelengröße, Freimüthigkeit, Sanftmuth, von der andern Eitelkeit, Härte, Rachsucht und Verstellung. Ihre Kenntniß des Menschen und der Welt, ihre Einsicht, ihr Scharfsinn und durchdringender Verstand bewahrten sie nicht vor thörichten Planen, alchimistischen und astrologischen Träumen und andern Täuschungen. Sie hat einige kleine Werke hinterlassen, in denen sich ihr Charakter und ihre Denkart abspiegeln, und die größtentheils in Archenholz Memoiren dieser Prinzessin (1751, 4 Bände, 4.) enthalten sind. Die Echtheit der 1762 unter ihrem Namen erschienenen Briefe ist durch nichts erwiesen.

Christoph, Herzog von Würtemberg, wurde 1515 geboren, der einzige Sohn Herzogs Ulrich von Würtemberg und der baierischen Prinzessin Sabine. Wie sein späteres Leben und die Jahre seiner Regierung für Würtemberg höchst wichtig und wohlthätig wurden, so zeichnen sich schon seine Kindheit und Jugend durch eigne, höchst sonderbare Schicksale aus. Noch ist er kein Jahr alt, als seine Mutter aus Würtemberg entflieht, und ihn und seine Schwester unmütterlich

ihrem Schicksal überläßt; in seinem 4. Jahre vertreibt der schwäbische Bund seinen Vater von Land und Leuten, und verkauft, ohne Rücksicht auf den schuldlosen Sohn, das Herzogthum an Oesterreich; Christoph selbst wird nach Insbruck, und dann nach Wien gebracht, um hier erzogen zu werden, und wäre 1529, bei der Belagerung Wiens durch Soliman, beinahe in türkische Gefangenschaft gerathen, wenn nicht sein Erzieher Tyfferni ihn gerettet hätte; derselbe rettete ihn zum zweitenmal, als 1532 Carl V. ihn nach Spanien führen, und mit ihm seine Ansprüche auf Würtemberg in ein spanisches Kloster begraben wollte; durch Tyfferni veranlaßt, entfloh der Prinz, als man schon an den Grenzen Italiens war, und gelangte nach einer abenteuerlichen Flucht glücklich zu seinem Oheim, dem Herzog von Baiern. Jetzt trat er, nicht ohne Einwilligung seines Vaters, mit seinen gegründeten Ansprüchen auf Würtemberg öffentlich hervor, unterstützt von vielen deutschen Fürsten, selbst von auswärtigen Königen. Aber Oesterreich war nicht gesonnen, auf dem Wege der Güte das Herzogthum herauszugeben; um so mehr eilte Philipp der Großmüthige von Hessen, den vertriebnen Ulrich, seinen Freund und Vetter, mit Gewalt der Waffen zu dem Seinen wieder zu verhelfen, wozu Franz I. von Frankreich das Geld vorschoß. Die glückliche Schlacht bei Lausen, im Würtembergischen, und der Vertrag von Caden, 1534, gaben das Herzogthum den rechtmäßigen Besitzern zurück, wiewohl Ulrich genöthigt war, es als österreichisches Afterlehen anzuerkennen. Christoph war inzwischen seinem Vater fremd geworden, und schon darum nicht von ihm geliebt, weil er mit Baiern verwandt war; er mußte deshalb Würtemberg auf's neue verlassen, und trat in französischen Dienst. Endlich nach 8jähriger Abwesenheit rief ihn sein Vater zurück, vermählte ihn mit der anspachischen Prinzessin Anna Maria, 1544, und von jetzt an lebte Christoph einige Jahre mit seiner Familie ruhig in Mömpelgard, das ihm zum Sitz angewiesen war, bis das Unglück auf's neue über Würtemberg hereinbrach, und ihn zur angestrengtesten Thätigkeit aufforderte. Herzog Ulrich, der 1546 am schmalkaldischen Kriege gegen Carl V. Theil genommen hatte, wurde vom König Ferdinand deshalb der Felonie (Bruch der Lehnspflicht) angeklagt, und das Herzogthum selbst als verwirktes österreichisches Afterlehen von demselben in Anspruch genommen. Schon war der Prozeß eingeleitet, und Würtemberg abermals in Gefahr, verloren zu gehen, als Ulrich im Nov. 1550 starb. Zwar übernahm Christoph sogleich die Regierung des angefochtenen Herzogthums; zwar war sein Verhältniß ein anderes, als das seines Vaters, und er wurde von Carl V. selbst gegen seinen Bruder, den König Ferdinand, begünstigt; dennoch aber dauerte der Prozeß fort, bis endlich die Sache Christophs durch den Krieg des Kurfürsten Moritz von Sachsen 1552 eine günstigere Wendung nahm. Da waren die österreichischen Brüder froh, als sie einige unter den deutschen Fürsten zum Vermitteln geneigt und fähig fanden, auch Herzog Christoph unter ihnen, welche den passauer Vertrag zu Stande brachten, auf den einige Tage nachher ein zweiter folgte, worin König Ferdinand, gegen eine freilich bedeutende Summe Geldes, seinen neuen Ansprüchen auf Würtemberg vollständig entsagte. Christoph behielt das Herzogthum unter denselben Verhältnissen und Bedingungen, wie es sein Vater seit der Wiedereroberung besessen hatte, und von diesem Augenblick an nahm seine höchst wohlthätige Wirksamkeit für dasselbe ihren Anfang; er wurde desselben politischer und religiöser Gesetzgeber.

Das Lutherthum, schon von seinem Vater nach seiner Rückkehr eingeführt, aber in der letzten Zeit durch das sogenannte Interim verdrängt, ward zur Freude der Einwohner wieder hergestellt, und für taugliche Religionslehrer an allen Orten zur Erhaltung desselben gesorgt. Von Christoph rührt die Einführung der Kirchenconvente her, einer Art von Sittengerichten, in jeder Gemeinde des gesammten Würtembergs. Er hielt seine Hände rein von den so bedeutenden geistlichen Gütern seines Landes, er bildete daraus das große würtembergische Kirchengut; und verordnete, daß dasselbe ausschließend für die Bedürfnisse der Kirche und für andre wohlthätige Zwecke verwendet würde. Sein Werk sind die würtembergischen Klosterschulen für Bildung junger Geistlichen und das ausgedehnte theologische Seminar in Tübingen. Seine Kirchenordnungen bezeugen, wie wichtig ihm diese Angelegenheiten waren; daß bis diesen Tag seine Anstalten fortdauern, dies bezeugt, wie richtig sein Blick, wie reif sein Urtheil war. Auch seine polischen Einrichtungen dauerten lange. Wohlmeinend dehnte er die sogenannten tübinger Freiheiten, diese Grundlage der Verfassung des ehemaligen Herzogthums, auf alle Würtemberger aus; er gab den Abgeordneten der Landschaft eine mächtige Hülfe an den Prälaten, welche er ihnen auf immer zugesellte. Unter ihm bildeten sich die Ausschüsse, unter ihm fast bis zur Unabhängigkeit die ständische Steuerkasse; wenn auch diese Anstalten späterhin ausarteten, so geschah es doch nicht unter ihm, sie schienen wenigstens Anfangs, und scheinen selbst noch jetzt vielen höchst wohlthätig. Wiederum ist von ihm das würtembergische Landrecht, ein Gesetzbuch für bürgerliche Verhältnisse, das in unsern Tagen sogar gegen das napoleonische zu bestehen vermochte. Er half dadurch einem dringenden Bedürfnisse ab, ließ es auf die einzig rechte Art entwerfen, indem er die Stände beizog, welche die Bedürfnisse des Volks kennen mußten, und hielt mit Festigkeit über seiner Beobachtung. Außerdem gingen viele staatswirthschaftliche und polizeiliche Verordnungen von ihm aus, schon ging er damit um, zur Erleichterung des Verkehrs und Handels den Neckar schiffbar zu machen. Bei all dieser Thätigkeit für das Wohl seines Herzogthums verlor er dennoch das gesammte deutsche Vaterland und selbst Europa nicht aus den Augen; die Schicksale der Religion, welcher er so eifrig ergeben war, und seiner Glaubensverwandten, wo sie immer sein möchten, erregten stets seine lebhafteste Theilnahme. Selbst die noch barbarischen Völker in Slavonien, Servien ꝛc. suchte er mit andern Fürsten für sein reineres Christenthum zu gewinnen; Uebersetzungen des Neuen Testaments und mehrerer lutherischen Schriften in ihre Sprache wurden in Tübingen und Urach für sie veranstaltet. Um den unglücklichen Hugenotten in Frankreich Linderung ihres Schicksals zu verschaffen, hatte er eine persönliche Zusammenkunft mit Catharina von Medicis und den Guisen. Er trug nicht wenig dazu bei, daß nach langer vergeblicher Unterhandlung der Religionsfriede zu Augsburg 1555 zu Stande kam, als gerade alles sich zu zerschlagen drohte. Sein herzlichster Wunsch war, daß die deutschen Fürsten seiner Confession so eng als möglich zusammenhielten, um mit vereinter Kraft die Stürme zu bestehen, welche, wie er voraussah, der Religion wegen ihnen noch bevorstanden, und deshalb veranlaßte er mit unsäglicher Mühe jene Zusammenkunft zu Naumburg, 1560, wo sie sich insgesammt auf's neue zum Halten über der augsburgischen Confession vereinten. Doch nicht nur seine Glaubensverwandten sahen auf

ihn und richteten sich gern nach seinem Rath und Vorgang, sondern selbst die von der katholischen Partei gaben ihm häufig Beweise von Achtung und Zutrauen. Er war unter den Fürsten, welche das gesammte Reich auswählte, zur Visitation des, in Unordnung gerathnen Kammergerichts in Speier; er war unter denjenigen, welche als feierliche Gesandtschaft von Seiten des ganzen Reichs nach Frankreich sich begeben sollten, um die Rückgabe der, von Deutschland abgerissnen lothringischen Bisthümer zu unterhandeln. An ihn wandte sich Kaiser Ferdinand, daß er das letzte Hinderniß, welches der Wahl seines Sohnes Maximilian, zum römischen König noch im Wege stand, vollends beseitigen möchte, und welche innige, traute Freundschaft verband diesen Maximilian selbst mit Christoph, den Papisten mit dem Lutheraner, zu einer Zeit, wo Verschiedenheit der Religion die heiligsten Verhältnisse des Lebens aufhob! So lebte, so wirkte Christoph 18 Jahre als regierender Herzog von Würtemberg; er starb, zu früh geschwächt von den Anstrengungen seiner Jugend, im December 1568, vermißt und bedauert von Reich und Kaiser, am meisten von seinen Unterthanen, die einen Vater in ihm verloren. Er wurde dem würtembergischen Volk allmälig zum höchsten Fürstenideal, wollten sie einen seiner Nachfolger rühmen, so hieß es: er ist der zweite Christoph! — Seine Linie erlosch mit seinem Sohn Ludwig.

Christoph (Sanct), gehört zu denjenigen Heiligen, deren Namen und Verehrung am berühmtesten, die Lebensumstände aber am wenigsten bekannt sind. Die gemeinste Meinung ist, daß er aus Syrien oder Cicilien gebürtig, vom heiligen Babylas, Bischof von Antiochien, getauft wurde, und die Märtyrerpalme in Klein-Asien um die Mitte des 3. Jahrh. erhielt. Reliquien von ihm werden an vielen Orten, besonders in Spanien, gezeigt. Die morgenländische Kirche feiert sein Fest den 9. Mai, die abendländische den 25. Juli. Man nahm besonders in Zeiten der Pest zu ihm seine Zuflucht. Der Name Christoph oder Christophel bedeutet eigentlich einen Träger Christi; er wird riesenhaft abgebildet, das Jesuskind auf seinen Schultern durch das Meer tragend.

Christoph, s. Hayti und Heinrich.

Christus, s. Jesus.

Christusköpfe können nie die Aehnlichkeit eines Porträts haben. Die Nachricht von einer Abbildung des Angesichts Jesu, die, in Tuch abgedruckt, der König Abgar von Edessa besessen haben soll, und von einem ähnlichen Abdrucke im Schweißtuche der heil. Veronica (Berenice) ist eben so unverbürgt, als die Sage von einem solchen Gemälde, das der Evangelist Lucas verfertigt haben sollte. Eine männlich schöne Gestalt und Gesichtsbildung schreibt ein offenbar unechter Brief, den Lentulus, der Vorgänger des Pilatus, an den römischen Senat geschrieben haben sollte, Christo zu. Unter den vorhandenen Christusbildern ist das älteste ein Basrelief von Marmor auf einem Sarkophag aus dem 2. oder 3. Jahrh. im Vatican zu Rom. Man sieht darauf Christum als einen noch unbärtigen jungen Mann, mit römischen Gesichtszügen und sanftgelockten, herabhängenden Haaren, in eine römische Toga gekleidet, auf einem curulischen Stuhle sitzen. Ebendaselbst befindet sich auf einem andern Sarkophag aus dem 4. Jahrh. ein Christusbild mit ovalem Gesicht, orientalischen Zügen, gescheitelten Haaren und kurzem schlichten Bart. An dieses Bild haben sich die neugriechischen und italienischen Maler bis auf Michel Angelo und

Raphael treulich gehalten. Seit dem 16. Jahrh. wurden in dieſer Schule Jupiter und Apoll Muſterbilder für die Chriſtusköpfe, welche nun bald die Züge der verſchiednen Nationen annahmen, deren Künſtler ſich daran verſuchten. Daß eben in dieſem Mangel eines beſtimmten, porträtähnlichen Vorbildes die unverkennbarſte Anweiſung liegt, das Angeſicht des Göttlichen, wenn es einmal von der bildenden Kunſt dargeſtellt werden ſoll, aus den Zügen ſittlicher Würde und Schönheit zu geſtalten, die das Bild ſeines Geiſtes und Lebens in der evangeliſchen Geſchichte an ſich trägt, und hier mehr als bei jedem andern Kunſtwerke, religiöſe Begeiſterung den Pinſel oder Meißel führen müſſe, haben die großen Künſtler empfunden, von denen wir die anſprechendſten Chriſtusköpfe beſitzen. Je höher und reiner das Ideal in der Bruſt des Künſtlers war, deſto mehr innre, jeden Beſchauer ergreifende Wahrheit wird auch ſein Chriſtusbild haben. Wir wünſchen jedem Künſtler, der ſich daran wagen will, einen ſchönen Traum, wie ihn jüngſt Dannecker in Stuttgart hatte, und dieſem, daß es ihm gelinge, das Bild des Heilands zu verwirklichen, wie es ihm erſchien. E.

Chromatiſch. Die Griechen verbanden den Umfang ihrer Töne nicht allein zu ſolchen Tetrachorden, die aus der Folge eines großen halben Tones und zweier ähnlichen Töne beſtanden, und aus deren Zuſammenkettung diejenige Tonreihe zum Vorſchein kam, die man das diatoniſche Klanggeſchlecht oder die diatoniſche Tonleiter nennt, ſondern auch zu ſolchen, die aus der Folge zweier halben Töne und einer kleinen Terz (z. B. aus der Tonfolge e f fis a) beſtanden, und nannten die vollſtändige Tonreihe, die aus dieſen Tetrachorden hervorging, das chromatiſche oder farbige Klanggeſchlecht, wahrſcheinlich, weil man gewohnt war, die chromatiſchen Fortſchritte mit einer andern Farbe oder Tinte zu bezeichnen, als die diatoniſchen. Auch in der neuern Muſik hat man die Folge der halben Töne zu einem beſondern Klanggeſchlecht oder zu einer beſondern Tonleiter geordnet, die man auch chromatiſch nennt. Sie entſteht, wenn man diejenigen Modificationen der Töne, welche die Verſetzung der harten oder weichen Tonart auf die übrigen Töne der Tonleiter nothwendig macht, mit der Reihe der urſprünglichen Töne verbindet. Weil bei einem Theile dieſer Verſetzungen der Tonart verſchiedne Töne um einen kleinen halben Ton erniedrigt werden müſſen: ſo ergeben ſich daraus eigentlich zwei verſchiedne Gattungen dieſer chromatiſchen Tonreihe, nämlich derjenigen, die ſich aus der Erhöhung der Töne, als c cis d dis e f fis g gis a ais h und diejenige, die ſich aus der Erniedrigung der Töne, als c des d es e f ges g as a b h entwickelt. In beiden ſind aber nur die, einen kleinen halben Ton ausmachenden Fortſchritte chromatiſch, wie c cis, des d u. ſ. w.; die übrigen, die einen großen halben Ton bilden, wie cis d oder c des ſind diatoniſch. Daher nennt man mit Recht eine ſolche Tonleiter diatoniſch-chromatiſch. (Vgl. Ton, Tonart.)

Chroniſch (von dem griechiſchen Worte Chronos die Zeit), was in gewiſſe Zeiten fällt, oder was lange dauert. Gewöhnlich bezeichnet man damit, im Gegenſatze der ſogenannten hitzigen, ſchnellverlaufenden, die langwierigen Krankheiten. Obgleich der Begriff der chroniſchen Krankheiten bis jetzt noch unbeſtimmt iſt, ſo kann man ihn doch für folgende Krankheiten feſtſetzen: 1) welche ganz ohne Fieber ſind, wenigſtens ohne daſſelbe entſtehen, ſich ausbilden und eine Zeitlang fortdauern können. Dahin gehören diejenigen, welche nicht urſprünglich im Gebiete der Irritabilität, im Blutſyſtem, ihren Grund haben, alſo

Krankheiten des gesammten Nervensystems, Geistes- und Gemüthskrankheiten, Krämpfe, Hypochondrie und Hysterie, so wie Krankheiten des Reproductionssystems, solche, die in der niedern Region der organischen Masse ihren Herd haben, langsam entstehen, und einen langwierigen Verlauf haben. 2) Alle Fieber, welche entweder ihren gesetzmäßigen Verlauf überschreiten und längre Zeit fortdauern, als dieser eigentlich in sich begreift, oder welche sich zu einer andern Krankheit hinzugesellen. Die Fieber haben ihren regelmäßigen und bestimmten Verlauf; sie endigen sich zuweilen am 3. bis 4. Tage, gewöhnlich am 7., 14., 21. Tage, höchstens nach 4 Wochen. Wird aus Mangel an Naturkräften oder durch nachtheilige Einwirkungen die kritische Entscheidung derselben gestört: so setzt sich die Krankheit, anstatt in Genesung überzugehen, in einer andern Gestalt fort und wird chronisch. (Vgl. d. Art. Fieber und Metastase.) Zu den schon an sich chronischen Krankheiten der ersten Klasse kommt zuweilen noch ein fieberhafter Zustand, welcher von dem Fortschreiten der Krankheit aus dem ursprünglichen Gebiet in das der Irritabilität herrührt; dies nennt man ein chronisches Fieber. Dahin gehören auch die sogenannten schleichenden, auszehrenden, hektischen Fieber.

Chronodistichon, Chronogram, nennt man einen solchen Vers, bei dem die darin vorkommenden römischen Zahlbuchstaben die Jahrszahl derjenigen Begebenheit andeuten, auf welche der Vers sich bezieht; z. B. reges ConCeDant paCeM, wo denn CCDCM zusammen die Jahrszahl 1800 ausmachen; eine Spielerei, die jetzt wenig mehr geübt wird.

Chronologie oder Zeitkunde ist die Wissenschaft, die Ordnung und Dauer der auf einander folgenden Veränderungen der Dinge nach einem sichern Maßstabe zu bestimmen. Der Maßstab, dessen man sich hiezu bedient, sind die Bewegungen der Sonne und des Mondes, welche die natürliche Eintheilung der Zeit, in Jahre, Monate und Tage hervorbringen. Das Bedürfniß, für die Geschäfte des Lebens noch genauere und bestimmtere Abtheilungen der Zeit zu haben (die aber nur durch künstliche Mittel konnten abgemessen werden), brachte noch kleinere Zeitabtheilungen hervor; in Stunden, Minuten, Secunden, Terzien, und diese Eintheilung der Zeit nennt man die künstliche. Auch in der natürlichen Eintheilung ist indes noch etwas Willkürliches, indem es lediglich von den Eintheilungen abhängt, welchen Punkt in den Bewegungen jener Himmelskörper sie als Anfangspunkt annehmen wollen, z. B. bei der täglichen Bewegung der Sonne, Aufgang, Mittagsstand oder Untergang, oder bei der jährlichen Bewegung den längsten Sommer- oder den kürzesten Wintertag. Deshalb wurde von den ersten Gesetzgebern für das bürgerliche Leben bestimmt, wo der Aufgang und das Ende des Jahres, Monats und Tages sein, zugleich aber auch, in wie viel kleinere Theile diese größern getheilt werden sollten. Aus diesem Unterschiede der natürlichen und künstlichen oder bürgerlichen Zeiteintheilung geht ein Unterschied in der Chronologie selbst hervor; man unterscheidet die mathematische oder astronomische und die historische. Die astronomische Chronologie bestimmt die Gesetze oder Dauer der natürlichen Zeittheile nach den am Himmel richtig beobachteten Umläufen der Gestirne; die historische Chronologie handelt von den bürgerlichen Eintheilungen der Zeit, von den Zeitrechnungen der verschiednen Völker, von den alten Perioden oder berühmtesten Zeitepochen u. s. w. Ohne Erinnerung sieht man, daß jede die-

ſer Chronologien der andern bedarf, um verſtändlich zu ſein; alle hiſtoriſche Chronologie gründet ſich auf die aſtronomiſche, dieſe aber kann die Dauer der Zeittheile nicht beſtimmt angeben, ohne ſich der bürgerlichen Zeiteintheilung zu bedienen. Die Mathematiker und Aſtronomen beſtimmen zu dieſem Behufe die Theile der Zeit, wie ſie von der Natur durch die Bewegungen der Sonne und des Mondes angedeutet werden. Den Anordnern des bürgerlichen Lebens iſt es überlaſſen, geſetzlich zu beſtimmen, mit welchem Tage das Jahr anfangen, aus wie viel Tagen ein Monat, eine Woche beſtehen ſolle u. ſ. w. Dieſe geſetzlichen Beſtimmungen begründen den Calender (ſ. d. Art.) oder Almanach. Bis ſo weit mußte die aſtronomiſche Chronologie mit der hiſtoriſchen verbunden werden, wie aber die Zeit bei verſchiednen Völkern bürgerlich eingetheilt wurde, können wir nur hiſtoriſch wiſſen. Die hiſtoriſche Chronologie trägt daher vor: 1. die Jahrsformen verſchiedner Völker, wie ſie durch Geſetzgeber, Religionsſtifter und andre Anordner der bürgerlichen Geſellſchaft beſtimmt wurden; 2. diejenigen Begebenheiten, welche von verſchiednen Völkern zur Epoche gewählt wurden, d. h. zum Anfangspunkte, nach welchem ſie die Folge der Jahre zählten (Jugs der Hindus, Aera Nabonaſſars, Seleucidiſche bei den Chaldäern, Syrern, Perſern, Aegyptern, Erſchaffung der Welt bei den Juden, Chriſti Geburt bei den Chriſten, die Olympiaden bei den Griechen, Erbauung Roms, Conſular-Aera bei den Römern, Hedſchera oder Flucht Mohammeds bei den Mohammedanern, u. a. m.) Weil hiebei ſo viel Fremdartiges vorkommt, was die Berechnung erſchwert: ſo wird 3. eine Jahrform und eine Epoche gewählt, um auf dieſe die Jahresformen und Epochen der übrigen Völker zurück zu führen, und die Begebenheiten aller Völker und Zeiten darnach zu ordnen. Der heutige europäiſche Chronolog und Geſchichtsforſcher muß die Zeitangaben nach uns fremden Epochen und Jahrrechnungen auf ſolche zurückführen, die im heutigen Europa gebraucht werden. Hegewiſch hat die großen Fehler des gattererſchen Abriſſes der Chronologie und beſonders die Vermengung der hiſtoriſchen und aſtronomiſchen Chronologie in ſeiner trefflichen Eintheilung in die hiſtoriſche Chronologie glücklich vermieden. dd.

Chronometer bedeutet im Griechiſchen Zeitmeſſer alſo eigentlich eine jede Uhr. Man bezeichnet jedoch damit beſonders eine Seeuhr, eine in England erfundne Gattung vorzüglich genau gearbeiteter Secundenuhren, im Engliſchen Stop-watch genannt. Ein gutes Chronometer darf in mehrern Monaten nur um wenige Secunden, oder höchſtens Minuten abweichen. (S. auch Taktmeſſer.)

Chryſalide ſ. Schmetterlinge.

Chryſeis, ſ. Achilles.

Chryſippus, einer der berühmteſten ſtoiſchen Philoſophen aus Cicilien, der ſich beſonders durch ſeine Kunſt und Stärke im Disputiren auszeichnete. Er war der Hauptgegner der Epikuräer, und ſoll an 700 verſchiedne Werke geſchrieben haben, meiſt dialektiſchen Inhalts, von denen aber nichts Vollſtändiges mehr vorhanden iſt. Er ſtarb in hohem Alter um das J. 206 vor Chr.

Chryſolith, ein Edelſtein, welcher eine grüngelbe oder eine etwas in's Grüne ſpielende Pomeranzenfarbe hat; der weichſte unter allen Edelſteinen, er gehört zum Talkgeſchlechte, iſt durchſichtig wie Glas, auf dem Bruche muſchlicht und zeigt ſich kryſtalliſirt in breiten viereckigen Säulen mit abgeſtumpften Seitenkanten und meiſt ſechsſei-

tigen Endspitzen. Man findet ihn im Orient, in Peru, Brasilien, Böhmen, Sachsen u. s. w.

Chrysopras, oder gemeiniglich Chrysopas, eine Art von Chrysolith, der sich durch seine gelbgrüne, dem Porrelauche ähnliche Farbe unterscheidet. Man findet ihn an mehrern Orten in Schlesien.

Chrysostomus (St. Johannes), ein berühmter Kirchenvater, war zu Antiochien gegen das Jahr 344 geboren. Sein Vater, Namens Secundus, befehligte in Syrien die Truppen des Reichs. Noch bahnte in Griechenland die Beredtsamkeit den Weg zu den ersten Würden; Chrysostomus studirte sie unter Libanius, dem berühmtesten Redner seiner Zeit, und übertraf bald seinen Meister. Nachdem er die Philosophie unter Andragathius studirt hatte, widmete er sich dem Studium der heiligen Schrift, und beschloß, fern von dem eiteln Glanze der Welt, in den Einöden Syriens sein Leben Gott zu weihen. In einem Alter von 20 Jahren hatte er zwar einige Rechtssachen mit außerordentlichem Erfolge vor Gerichte geführt; bald aber entsagte er dem allen, um im Bußkleide, durch Fasten und Wachen, die Herrschaft der Leidenschaften in sich zu zerstören. Drei Jahre verlebte er in Antiochien. Eine enge Freundschaft verband ihn schon damals mit Basilius, mit Theodorus, nachmals Bischof von Mopsueste, und mit Maximus, später Bischof von Seleucien. Als Theodorus für einen Augenblick sich seinem Beruf entzogen hatte, erließ Chrysostomus zwei trefflich abgefaßte Ermahnungen an ihn, um ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen. Die Bischöfe der Provinz hatten beschlossen, ihm und Basilius die gleiche Würde zu ertheilen, nnd versammelten sich zu dieser Wahl; aber Chrysostomus nahm die Flucht und verbarg sich. Basilius wurde zum Bischof ernannt und verdankte seine Erhebung der frommen List seines Freundes, über die er sich aber bitter beklagte. Chrysostomus vertheidigte sich in seiner schönen Schrift über das Priesteramt. Er war damals erst 26 Jahre alt. Im J. 374 zog er sich zu den Einsiedlern zurück, welche die Gebirge auf der Grenze von Antiochien bewohnten. Das Leben, welches er mit ihnen führte, hat er so beschrieben: Sie stehen beim ersten Hahnenschrei oder um Mitternacht auf. Nachdem sie gemeinschaftlich Psalmen und Hymnen gelesen, beschäftigt ein Jeder sich in seiner Zelle mit Lesen der heiligen Schrift oder Abschreiben von Büchern. Sodann gehen sie in die Kirche. Nach der Messe kehren sie still in ihre Wohnung zurück. Nie sprechen sie mit einander. Ihre Nahrung ist Brod und Salz; etliche nehmen etwas Oel dazu, und die Kranken Gemüse. Nach dem Essen ruhen sie einige Augenblicke, und nehmen dann ihre gewohnten Uebungen wieder vor. Sie graben die Erde, fällen Holz, verfertigen Körbe und Kleider, waschen den Reisenden die Füße. Ihr Bett ist eine, auf die Erde gebreitete Matte, ihre Kleidung Felle oder aus Ziegen- und Kameelhaaren bereitete Zeuge. Sie gehen baarfuß; haben kein Eigenthum, die Wörter mein und dein sprechen sie nie aus. Es herrscht in ihren Zellen ein ununterbrochener Friede, eine stille und ruhige, in der Welt kaum gekannte Heiterkeit. Nach vier Jahren verließ Chrysostomus diese Einsiedler, um eine noch tiefere Einsamkeit zu suchen. Er zog sich in eine Höhle zurück, wo er zwei Jahre, ohne sich niederzulegen, verlebte. Sein Wachen, seine Kasteiungen und die Feuchtigkeit seiner Wohnung verursachten ihm eine gefährliche Krankheit, die ihn zur Rückkehr nach Antiochien (381) nöthigte. In demselben Jahre wurde er von dem Bischofe von Antiochien zum Diaconus berufen und 386

zum Priesteramte erhoben. Derselbe machte ihn zu seinem Vicar und trug ihm auf, dem Volke das Wort Gottes zu verkündigen. Bis dahin war dieses Geschäft nur den Bischöfen vorbehalten gewesen. Seine Beredtsamkeit zog die Juden, die Heiden, die Ketzer an. Er war, sagt Sozomenes, die Zierde dieser Kirche und des ganzen Morgenlandes, als im J. 397 der Kaiser Arcadius ihn auf den bischöflichen Stuhl von Konstantinopel erheben wollte. Damit sich die Einwohner von Antiochien seiner Absicht nicht widersetzen möchten, ließ der Kaiser ihn heimlich nach Konstantinopel führen, wo Theophilus, Patriarch von Alexandrien, ihn weihte. Er fing damit an, den Aufwand seines Hauses zu beschränken, stiftete und unterhielt mehrere Hospitäler, verbesserte die Sitten der Geistlichen und bekehrte eine Menge Heiden und Ketzer. Er gab so reichliche Almosen, daß er den Namen Johannes der Almosenspender erhielt; mit größter Aufopferung widmete er sich der Pflege der Kranken. Um das Evangelium zu verbreiten, schickte er einen Bischof als Missionär zu den Gothen, einen andern zu den Scythen, und noch andre nach Persien und Palästina. Ein zweimaliger Aufruhr ward durch seine Beredtsamkeit gestillt. Im J. 399 hielt Chrysostomus zu Konstantinopel eine Kirchenversammlung, auf welcher mehrere Bischöfe Asiens als Simonisten abgesetzt wurden. Severin, Bischof von Gabala in Syrien, wagte es, Chrysostomus auf der Kanzel anzugreifen und das Volk gegen ihn aufzurufen, ward aber als ein Verläumder vertrieben. Zwei gefährlichere Feinde hatte Chrysostomus in der Kaiserin Eudoxia, deren Ungerechtigkeit und Räubereien ihm zu manchen Klagen Anlaß gaben, und in Theophilus, Patriarchen von Alexandria, dessen Eifersucht er erregt hatte. Letztrer versammelte mehrere Bischöfe zu Chalcedon, welche die, gegen Chrysostomus erhobenen Klagen untersuchen sollten. Dieser aber weigerte sich, zu erscheinen, weil man in Rücksicht seiner die Kirchengesetze verletzt habe, und versammelte seiner Seits vierzig Bischöfe zu Konstantinopel. Allein der Haß seiner Feinde siegte. Seine Absetzung wurde ausgesprochen und von Arcadius bestätigt, der zugleich einen Verbannungsbefehl unterzeichnete. Chrysostomus verließ heimlich die Stadt, um nicht von seinen Anhängern zurückgehalten zu werden, und wollte nach Bithynien gehen. Das Volk aber drohte mit einem Aufstande. Ein Erdbeben verbreitete in der folgenden Nacht allgemeines Schrecken. In der Bedrängniß widerrief Arcadius seinen Befehl, Eudoxia selbst lud Chrysostomus zur Rückkehr ein. Im Triumph führte ihn das Volk in die Stadt zurück; seine Feinde flohen; die Ruhe ward hergestellt, aber nur auf kurze Zeit. Ein Fest, das mit mancherlei heidnischen Aberglauben zur Einweihung einer der Kaiserin gesetzten Statue begangen wurde, erregte den Eifer des frommen Erzbischofs, welcher öffentlich dagegen sprach. Eudoxia, auf's höchste erbittert, rief die ihr ergebnen Prälaten zurück, und Chrysostomus wurde verurtheilt, ob er gleich vierzig Bischöfe für sich hatte. Arcadius schickte einen Haufen Soldaten ab, ihn zu vertreiben; die Kirche wurde entweiht und mit Blut befleckt. Papst Innocenz I. und der abendländische Kaiser Honorius erklärten sich für Chrysostomus; aber Arcadius verweigerte die Zusammenberufung eines Conciliums, worauf jene drangen, und befahl dem Chrysostomus ausdrücklich, sich an seinen Verbannungsort zu begeben. Chrysostomus gehorchte, und wurde nach Nicäa in Bithynien geführt (404). Bald nach seiner Abreise wurden die Sophienkirche und der Palast, worin der Senat sich versammelte, ein Raub der Flam-

men. Viele Kunstwerke gingen in diesem Brande verloren, als dessen Anstifter der Kaiser die Freunde des Chrysostomus betrachtete. Die Isaurier und die Hunnen verwüsteten das Reich; man drang von mehreren Seiten auf Chrysostomus Zurückberufung; Arcadius aber blieb unerschütterlich. Eudoxia war bald nach seiner Entfernung gestorben; sie hatte noch vor ihrem Tode die kleine armenische Stadt Kukusa in den Wüsten des Taurus zu seinem Aufenthaltsort angewiesen. Von Krankheit, Entbehrungen und den Beschwerden einer siebenjährigen Reise erschöpft, kam er daselbst an. Sein frommer Eifer blieb auch hier nicht müßig. Er schickte Missionäre nach Persien und Phönicien; er schrieb siebzehn Briefe an Olympias, die eben so viel moralische Abhandlungen sind. An sie richtete er auch seine Schrift unter dem Titel: „Niemand vermag dem zu schaden, der sich nicht selbst schadet." Die ganze Christenheit sah mit Ehrfurcht und Liebe auf den frommen Dulder; aber der Kaiser, über diese Theilnahme erzürnt, befahl, ihn an die Ufer des Pontus Euxinus, nach der auf den äußersten Grenzen gelegenen Stadt Pityont zu bringen. Mit unbedecktem Scheitel ließen die dazu befehligten Offiziere den Greis in der glühendsten Sonnenhitze die Reise zu Fuß machen. Er unterlag diesen Beschwerden. Zu Komana in Pontus mußte man ihn in das Oratorium des heiligen Märtyrers Basilius bringen. Er legte weiße Kleider an, nahm die Kommunion, sprach sein Gebet, das er wie immer mit den Worten schloß: „Gott sei gelobt für Alles!" machte das Kreuz über sich und verschied (407) im 63. Jahre seines Alters. Sein Körper wurde an der Seite des heiligen Basilius beerdigt, im J. 438 aber feierlich nach Konstantinopel gebracht, und dort in der Kirche der Apostel in dem Begräbnisse der Kaiser bestattet. Später führte man seine Ueberreste nach Rom und setzte sie in der Kirche des Vaticans bei. Die griechische Kirche feiert sein Fest den 13. Nov., die römische den 27. Jan. Der Name Chrysostomus (Goldmund) ward ihm erst nach seinem Tode gegeben, um die Beredtsamkeit zu bezeichnen, die ihn über alle andern Kirchenväter erhebt. Niemals wiederholt er sich, stets ist er Original. Die Lebendigkeit und Fülle seiner Einbildungskraft, die Gewalt seiner Dialektik, sein Talent, die Leidenschaften zu erregen, die Schönheit und Genauigkeit seiner Bilder und Vergleichungen, die Zierlichkeit und Reinheit seines Styls, seine Klarheit und Erhabenheit setzen ihn den berühmtesten Schriftstellern Griechenlands an die Seite, und die christliche Kirche hat keinen vollendetern Redner. Als Schriftsteller und Kirchenlehrer ist Chrysostomus von unsterblichen Verdiensten. Die schönste und genaueste griechische Ausgabe seiner Werke ist von Heinrich Saville (1612, 9 Bände in Fol.); die vollständigste, griechisch und lateinisch, ist von Montfaucon (Paris 1618, 13 Bände in Fol.). Die Aufzählung der einzelnen Werke würde hier zu weitläuftig sein.

Chur (romanisch Coira), Hauptstadt des Graubündnerlandes am Flusse Plessur, mit ungefähr 2500 Einw. Der Speditionshandel zwischen Deutschland und Italien macht die Stadt wohlhabend. Sie hat zwei evangelische Pfarrkirchen. Auf dem Rathhause ist die Stadtbibliothek und unten das Kaufhaus mit der Waarenniederlage. An gelehrten Instituten ist hier ein philosophisches Collegium, eine ökonomische und eine Bergbau-Gesellschaft. Der Bund des Hauses Gottes war vormals fast ganz dem hiesigen Bischof zehntpflichtig. Allmälig machten sich aber dessen Gemeinden davon frei. Die Gegend hat Wein- und Obstbau, und in der Nähe fängt der Rhein an, für kleine

Fahrzeuge schiffbar zu werden. Zu dem Hochgerichte Chur gehören noch vier Kirchspiele mit 3500 Einwohnern. Bis 1498 war Chur eine freie Reichsstadt, dann kam sie mit Beibehaltung einiger Freiheiten an den Bischof, der unter dem Erzbischof von Mainz stand und ein Reichsglied war. Die bischöfliche Residenz liegt dicht an der Stadt und an demselben Platze die Domkirche, um welche herum die wenigen Katholiken wohnen, die in Chur leben. Die Einkünfte des Bischofs sind jetzt bis auf 10,000 Fl. geschmolzen, wovon der größte Theil aus Tyrol kommt. Die weltlichen Besitzungen des Bischofs sind 1802 eingezogen und der helvetischen Republik als Entschädigung für anderweitige Verluste gegeben worden.

Churchill (Charles), ein englischer Satyriker, geboren zu Westminster 1731. Auf der Schule zeichnete er sich mehr durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, als durch Fleiß und Fortschritte aus. Die Universität Oxford verweigerte ihn wegen seiner zu mangelhaften Kenntniß in den alten Sprachen die Aufnahme, und wahrscheinlich wurde dadurch der Haß geweckt, den er in mehrern seiner Werke gegen diese Universität äußert. Nachdem er noch einige Zeit die Schule von Westminster besucht hatte, verheirathete er sich, ward Geistlicher und erhielt eine unbedeutende Pfarre. Um seinen Erwerb zu vermehren, fing er an mit Fruchtwein zu handeln; aber Mangel an Ordnung und Oekonomie führten ihn bald zum Banquerott. Er kam nach London zurück, wo er nach seines Vaters Tode in dem Kirchsprengel von St. James eine Pfarre bekam und zugleich Unterricht in der Grammatik ertheilte. Aber auch hier sah er sich bald von neuen Gläubigern verfolgt, und nur durch die Großmuth eines Freundes entging er der Verhaftung. Er stand schon damals in Verbindung mit Thornton, Colman und Lloyd, die eine Art von literarischem Verein bildeten, und machte sich selbst bald durch seine Rosciade bekannt, deren erste 1761 anonym erschienene Ausgabe mit vielem Beifalle aufgenommen wurde. Dies Gedicht war eine Satyre auf die Schauspieler jener Zeit. Indes waren einige Angriffe auf die Rosciade gemacht worden; der Verfasser schrieb seine Apologie, in welcher die Journalisten, die Schauspieler und Garrick selbst mehr oder minder angegriffen wurden. Um sich zu rächen, machten seine Feinde auf sein Betragen und seine Sitten aufmerksam, die freilich nichts weniger als musterhaft waren. Er suchte sich gegen diese Beschuldigungen in einem Briefe an Lloyd, the Night betitelt, zu rechtfertigen. Zugleich erschien mit diesem Briefe der erste Gesang eines Gedichts the Ghost. Mehr Aufsehn machte the Prophecy of Famine, a Scotch Pastoral, ein mit Feuer geschriebnes Werk voller Persönlichkeiten und Ausfällen gegen die Schotten. Der Verfasser wurde von seinen Anhängern über Pope erhoben, aber diese Ehre erbitterte seine Feinde nur noch mehr, denen er durch Thorheiten aller Art reichen Stoff zu Angriffen gab. Er trennte sich von seiner Frau, und überließ sich mehr als je der Unmäßigkeit und Ausschweifung. Hogarth war sein Freund; als aber dieser eine Carikatur auf den berühmten Wilkes, mit dem Churchill in der genauesten Verbindung stand, herausgegeben hatte, rächte er Wilkes durch einen Brief an Hogarth, worin er den moralischen Charakter dieses Künstlers so unwürdig angriff, daß der Kummer darüber Hogarth's Tod beschleunigt haben soll. 1763 erschien der vierte Gesang des Ghost. Um eben diese Zeit machte er die Satyren: the Conference und the Author bekannt, von denen letztre zu seinen ange-

nehmsten Stücken gehört. Ein Jahr nachher gab er sein, aus drei Büchern bestehendes Gedicht Gotham heraus, worin er die Pflichten eines Monarchen darstellt. Hierauf folgten noch nach und nach the Candidate, the Farewell, the Times und Independence. Den Beschluß machten the Journey und eine beißende Zueignungsschrift seiner Predigten an Warburton. 1764 machte der Dichter eine Reise nach Boulogne. Hier überfiel ihn ein Friesel, an welchem er in seinem 33. Jahre starb.

Churfürsten (richtiger Kurfürsten von dem alten Worte Kören, küren: durch die Sinne empfinden, dann mit den Sinnen prüfen, hernach mit dem Verstande untersuchen, und darauf wählen, woraus Kur, Chur, Wahl, und endlich in ausschließlicher Bedeutung die Handlung, wodurch ein deutscher Kaiser als solcher bestimmt und erkannt wurde), waren diejenigen vornehmsten Fürsten des deutschen Reichs, welchen das Recht, einen deutschen (römischen) Kaiser oder König zu wählen, ausschließend gehörte. Beides, sowohl die Wahl, als auch das ausschließende Recht der Kurfürsten bei derselben, bildete sich nur nach und nach aus. In den ältesten Zeiten, unter den Carolingern, war das deutsche Kaiserthum für die regierende Familie erblich; jedoch wählte man willkürlich einen Regenten aus derselben, ohne auf die nähere oder entferntere Verwandtschaft des neuen Kaisers mit seinem Vorgänger Rücksicht zu nehmen, so daß das deutsche Kaiserthum zugleich ein Erb- und ein Wahlreich war. Nach Abgange der Carolinger, oder seit Conrad I. (gest. 919), war Deutschland ein förmliches Wahlreich, ohne daß man jedoch von der Familie des verstorbnen Königs leicht abging. Nach und nach suchten die immer mächtigern Nachfolger der vier alten Herzoge zu Sachsen, Baiern, Franken und Schwaben, die übrigen Fürsten und das Volk von der Kaiserwahl ganz auszuschließen, und so entstanden in den Jahren 1245 bis 1256 die sieben Kurfürsten, die man schon 1256 bei der Wahl des Kaisers Richard von Cornwallis findet. Diese sieben Kurfürsten waren: 1. Mainz, 2. Trier, 3. Köln, 4. Pfalz, welcher seine Kurwürde und Stimme vom Herzogthume Lothringen, 5. Brandenburg, der sie vom Herzogthume Franken, 6. Sachsen, und 7. Böhmen, welcher dieselbe 1290 von Baiern, das einige Male nicht auf dem Reichstage erschienen, und dessen Stimme von jenem vertreten war, erhalten hatte. Zwar verlangten die übrigen Fürsten noch immer einen Antheil an der Kaiserwahl; allein die Kurfürsten behaupteten sich bei ihrem Vorrechte, das endlich 1338 von allen deutschen Reichsständen und vom Kaiser Ludwig dem Baier (IV.) anerkannt und von Carl IV. (gest. 1378) durch die goldne Bulle (s. d. Art.) bestätigt ward; ihre Zahl blieb bis zum westphälischen Frieden unverändert. Als aber Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz (gest. 1632) in die Reichsacht erklärt, und seine Kurwürde an Baiern übertragen worden war: so wurde im westphälischen Frieden, um die Wiedereinsetzung des phälzischen Hauses möglichst zu vervollständigen, eine neue und achte Kurwürde für die Pfalz eingeführt, mit der Bedingung, daß, auf den Fall des Abganges der baierischen Wilhelmischen Linie, die baierische Kur wieder an Pfalz fallen, jene achte Kurwürde aber aufhören sollte. 1692 kam sogar noch eine neunte Kurwürde hinzu, indem Kaiser Leopold I. Braunschweig-Lüneburg eigenmächtig zum Kurfürstenthume erhob, welches denn, trotz der vielen und langwierigen, von Seiten der Reichsstände und besonders der Kurfürsten erhobnen Widersprüche, nach endlich (1708) erfolgter Einwilligung

1710 in das Kurcollegium eingeführt wurde. Als 1777 das Haus Baiern mit dem Kurfürsten Maximilian Joseph ausstarb, und die baierischen Lande an Kurpfalz fielen, ging die baierische Kurwürde der obigen Bestimmung gemäß, ein, und es gab wieder nur acht Kurfürsten. Diese waren theils geistliche (Mainz, Trier, Köln, mit deren Kurwürde zugleich ein geistliches Amt, das eines Erzbischofs, verbunden war, und die allezeit aus den Mitgliedern des, zum Erzbisthume gehörigen Domkapitels gewählt werden), theils weltliche oder erbliche Kurfürsten, d. h. die, kein geistliches Amt bekleideten, und deren männliche Nachkommen ihnen in der Kurwürde folgten. Diese waren: Böhmen, Pfalz *), Sachsen, Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg. Nach der Verschiedenheit der in ihren Kurländern **) herrschenden Religion waren sie entweder katholische, und zwar deren fünf; oder evangelische, an der Zahl drei, nämlich: Sachsen, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg. Die Kurfürsten hatten vor den übrigen deutschen Reichsständen gewisse Vorrechte, und zwar entweder alle gemeinschaftlich, oder auch nur einer oder der andre eigenthümlich. Die vorzüglichsten gemeinschaftlichen Vorrechte waren: 1. das Recht, den Kaiser zu wählen; 2. die Wahlcapitulation abzufassen; 3. die Erzämter zu bekleiden; 4. ein besondres Collegium auf dem Reichstage zu bilden; 5. Kurtage ***) zu halten, und auf solchen Kurvereine, d. h. Abstimmungen und gemeinschaftliche Schlüsse über die verhandelten Angelegenheiten zu fassen; 6. das Recht, daß von ihren Ansprüchen nicht an die Reichsgerichte appellirt werden konnte (privilegium de non appellando); 7. hatten sie königlichen Rang und Würde, jedoch nicht den Titel: Majestät; 8. konnten sie mehrere Kurfürstenthümer zugleich besitzen, auch 9. Reichslehne oder Allodialländer des deutschen Reichs ohne kaiserliche Bewilligung an sich bringen. Die eigenthümlichen oder besondern Vorrechte der einzelnen Kurfürsten waren: I. von Mainz: 1. der Vorsitz und die erste Stelle in dem Kurcollegium, so wie 2. der Vortrag vor den übrigen Kurfürsten; 3. das Directorium auf dem Reichstage und in dem Corpore catholicorum; 4. das Recht, den Kaiser zu krönen, welches es jedoch, nach einem mit Trier 1656 abgeschlossenen Vergleiche, mit diesem abwechselnd ausübte. II. Trier gehörte: 1. die zweite Stelle im Kurcollegium; 2. hatte es in einigen Fällen gewisse Rechte des Kurfürsten von Mainz auszuüben. III. Der Kurfürst von Köln war: 1. Erzkanzler in Italien und 2. Legatus natus,

*) Der Kurfürst von der Pfalz hieß zwar, nachdem Baiern 1778 dem Kurfürstenthume Pfalz einverleibt worden war, gewöhnlich Kurfürst von Pfalzbaiern, allein nach dem Style des deutschen Staatsrechts bloß Kurfürst von der Pfalz, und jener Titel wurde ihm, als er bei Leopold II. Wahl darum nachsuchte, nicht zugestanden.

**) Daher war der Kurfürst von Sachsen, obgleich katholisch, doch ein evangelischer Kurfürst, weil in seinen Kurlanden die evangelische Religion die herrschende war.

***) Genauer genommen, muß man 1. Versammlungen der Kurfürsten, welche bloß die Rechte und Angelegenheiten des Kurcollegiums betrafen; 2. Wahltage, welche wegen der Wahl eines Kaisers oder römischen Königs gehalten wurden; und 3. Kurtage der Kurfürstentage, wo über andre Reichsangelegenheiten, außer der Wahl eines Kaisers oder Königs, berathschlagt wurde, unterscheiden.

d. h. vermöge ſeines geiſtl. Amts geheimer Staatsrath und Geſandter des päpſtlichen Stuhls. IV. Böhmen hatte: 1. den Vorrang vor den weltlichen Kurfürſten; 2. war von der Verbindung der Reichskreiſe frei; 3. hatte nicht nöthig auf den Reichstagen zu erſcheinen, wenn ſie nicht in Bamberg, Nürnberg, oder Merſeburg gehalten wurden; 4. war, ſo viel Oeſterreich betraf, den Reichsvicarien nicht unterworfen, wiewohl es überhaupt nicht unter denſelben ſtehen wollte. V. Der Kurfürſt von der Pfalz war: 1. Erztruchſeß; 2. Reichsvicarius in den Rheingegenden; 3. hatte in den Reichscollegien mehr als Eine Stimme; übte 4. das Wildfangsrecht aus, und war 5. Schutzherr der Reichsſtädte: Aachen, Worms und Speier. VI. Der Kurfürſt von Sachſen war: 1. Erzmarſchall; 2. Reichsvicar in den Landen des ſächſiſchen Rechts; 3. Director des Corporis evangelicorum; 4. Director auf dem Reichstage, wenn Mainz erledigt oder verhindert war, das Directorium zu führen; 5. Director und Kreisoberſter im oberſächſiſchen Kreiſe. VII. Der Kurfürſt von Brandenburg war: 1. Erzkämmerer; 2. führte abwechſelnd das Condirectorium im weſtphäliſchen Kreiſe mit dem Kurfürſten von der Pfalz, und im niederſächſiſchen Kreiſe mit dem Erzbiſchofe von Magdeburg und dem Kurfürſten von Braunſchweig-Lüneburg; 3. hatte mehrere Stimmen in den Reichscollegien; 4. war Schutzherr des Johanniterordens in den brandenburgiſchen Landen. Endlich war VIII. der Kurfürſt von Braunſchweig-Lüneburg: 1. Erzſchatzmeiſter; 2. Condirector des niederſächſiſchen Kreiſes; 3. abwechſelnd Biſchof zu Osnabrück; 4. hatte mehrere Stimmen in den Reichscollegien und war 5. Schutzherr über einige Reichsſtädte. Dieſe ehemalige Verfaſſung der Kurfürſten mußte nothwendig, wenigſtens in Anſehung ihrer Beſitzungen, durch die, im Frieden zu Lüneville (1801) geſchehene Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, Abänderungen erleiden, und beſonders ſchien der 7. §. den geiſtlichen Kurfürſten nachtheilig, worin nur der erblichen Fürſten gedacht wurde, die von dem deutſchen Reiche Entſchädigung erhalten ſollten. Zwar wählten die Domkapitel zu Köln und Münſter, nach Abſterben des Kurfürſten zu Köln, Maximilian (26. Juli 1801), den Erzherzog von Oeſterreich, Anton Victor, am 7. Oct. zum neuen Kurfürſten, deſſen Wahl auch von Seiten Oeſterreichs, 14. Oct. für pflicht- und verfaſſungsmäßig erklärt wurde, obgleich von Preußen und Frankreich ſchon vorher wider dieſelbe proteſtirt worden war; allein es hatte dieſe Wahl keine Wirkung. Durch ein kaiſerliches Reſcript vom 14. Juli 1802 wurde zuerſt eine zur Erörterung der Entſchädigungen ernannte Reichsdeputation nach Regensburg zuſammenberufen, und dieſer am 21. Aug. ein von Frankreich und Rußland entworfener Entſchädigungsplan vorgelegt, nach welchem nunmehr nur ein geiſtlicher Kurfürſt, nämlich Mainz, unter dem Titel: Kurfürſt Reichserzkanzler, übrig bleiben ſollte, hingegen drei neue weltliche Kurfürſten, nämlich: Baden, Würtemberg und Heſſen-Caſſel erwählt wurden. Da aber Oeſterreich bereits am 31. Auguſt die, dem Großherzoge von Toscana durch Salzburg und Berchtolsgaden zugeſtandne Entſchädigung für unzugänglich erklärt, und darauf den 28. Dec. zu Paris wegen deſſen völliger Entſchädigung mit Frankreich eine Uebereinkunft abgeſchloſſen hatte: ſo wurde dem Großherzoge außer mehrern Beſitzungen auch die Kurwürde verſprochen. Nach der von Seiten Rußlands, Frankreichs, des Kaiſers und der deutſchen Reichsſtände geſchehenen Beſtätigung des Entſchädigungsplans, worin man zugleich dem noch lebenden Kurfürſten von Trier

gewiſſe jährliche Einkünfte feſtſetzte, wurden die vier neuen Kurfürſten: Baden, Würtemberg, Heſſen-Caſſel und Salzburg, ſo wie der neue Kurfürſt Erzkanzler, 22. Aug. 1803, in das kurfürſtliche Collegium eingeführt. Es waren nun zehn Kurfürſten, nämlich: 1. der Erzkanzler, 2. Böhmen, 3. Pfalz, 4. Salzburg, 5. Sachſen, 6. Brandenburg, 7. Braunſchweig-Lüneburg, 8. Würtemberg, 9. Baden, 10. Heſſen; und unter dieſen die letzten ſechs evangeliſche, ſo daß dieſe Religionspartei hierdurch, ſo wie durch 27 neue, im Reichsfürſtenrathe erhaltne Stimmen, ganz gegen die vorherige Verfaſſung, die Stimmenmehrheit für ſich hatte. Allein die ganze Verfaſſung des Kurcollegiums, ſo wie die deutſche Reichsverfaſſung überhaupt, eilten ihrem Ende entgegen. Schon durch den preßburger Frieden (27. Dec. 1805) wurde die ſalzburgiſche Kurwürde wieder aufgehoben, indem Oeſterreich durch dieſen Frieden Salzburg und Berchtolsgaden erhielt, dagegen der Kurfürſt von Salzburg mit Würzburg entſchädigt wurde, das er unter dem Titel eines Kurfürſtenthums erhielt; auch erhielten Baiern und Würtemberg die Königswürde, ohne jedoch deshalb aus dem deutſchen Reichsverbande zu treten, bis 12. Juli 1806, zu Paris der Abſchluß der rheiniſchen Conföderationsacte erfolgte, worauf 1. Auguſt Baiern, Würtemberg, der Erzkanzler und Baden der deutſchen Reichsverbindung entſagten, und der franzöſiſche Miniſter Bacher auf dem Reichstage zu Regensburg erklärte: daß der Kaiſer von Frankreich kein deutſches Reich mehr anerkenne, und den Titel eines Protectors der Rheinconföderation angenommen habe. Jetzt legte der deutſche Kaiſer, 6. Aug. ſeine Kaiſerwürde nieder. Noch führten zwar Würzburg, Sachſen und Heſſen den kurfürſtlichen Titel, allein nur auf kurze Zeit. Denn bereits den 30. Sept. trat der erſtre dem rheiniſchen Bunde bei und nahm den Titel eines Großherzogs an; ihm folgte am 11. Dec. Sachſen, das zugleich durch den mit Frankreich abgeſchloſſenen Frieden zu Poſen, die Königswürde annahm. Der heſſiſchen Lande endlich bemächtigte ſich, nach der Schlacht bei Jena, Napoleon, und erklärte den Kurfürſten derſelben für verluſtig. So gab es dann nur noch zwei Titulaturkurfürſten, von Trier und Heſſen. Erſterer iſt inzwiſchen geſtorben, und Letzterer, der nach dem Sturze der Napoleoniden in ſein Land zurückkehrte, hat zwar den Kurfürſtentitel beibehalten, da aber ein deutſcher Bund ſouveräner deutſcher Fürſten an die Stelle des vormaligen deutſchen Reichs getreten iſt, ſo hat dadurch die Kurfürſtenwürde ihrem Begriff und Weſen nach ein Ende erreicht.

Chylus, der Milchſaft, Nahrungsſaft, auch Nährſaft, der durch die Verdauung der Speiſen im Magen bereitet wird; eine zähe weißliche Flüſſigkeit, die in das Blut übergeht, deſſen Abgang er erſetzt. Chylification, die Bereitung des Milchſaftes aus den genoſſenen Nahrungsmitteln.

Cibber (Colley), ein berühmter engliſcher Dramatiker und Schauſpieler, geboren zu London 1671. Er diente unter dem Herzoge von Devonſhire bei der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron ſetzte, und betrat hierauf als Schauſpieler das Theater von Drury-Lane. Er fand anfangs keinen beſondern Beifall, bis endlich ſein Talent für diejenigen Rollen, welche die Engländer grims (Murrköpfe) nennen, auf eine glänzende Weiſe in der Rolle des Fondlewife in the old Batchelor von Congreve hervortrat. 1695 erſchien ſeine erſte Comödie: Love's last shift, die vielen Beifall erhielt. Er ſpielte darin die Rolle des Sir Novelty, eines Modegecken, dergleichen in ſei-

nen meiſten Stücken vorkommt, in welcher Rollengattung er ſich ebenfalls auszeichnete. Seinen dramatiſchen Ruf begründete er hauptſächlich durch the careless Husband, womit er ſelbſt ſeinem erklärten Feinde Pope Beifall abgewann. Es iſt dies Stück zwar ohne Neuheit in den Charakteren und ohne Erfindung in der Schürzung des Knotens, aber ein zierlich ausgeführtes Gemälde der Sitten und Lächerlichkeiten der Zeit. Sein Luſtſpiel the Non-juror iſt eine, den engliſchen Sitten angepaßte Nachahmung des Tartüffe. Sie erſchien 1717, und war gegen die Jacobiten gerichtet; wie ſie vom Hofe gut bezahlt wurde, ſo zog ſie andrer Seits dem Verfaſſer viele Feinde zu, deren Zahl er durch ſein Betragen als Mitdirector des Theaters von Drury-Lane, ſeit 1711, noch vermehrte. Dieſe bekamen freien Spielraum, als er 1730 zum gekrönten Poeten erhoben ward. Cibber ergriff indes bald die beſte Partie, ſelbſt über ſeine Verſe zu ſpotten, und dadurch ſeine Feinde zu entwaffnen. Nur Pope ließ nicht ab, ihn bei jeder Gelegenheit lächerlich zu machen. 1750 verließ er das Theater, das er in der Folge nur noch einmal wieder betrat, gab ſeine Denkwürdigkeiten unter dem Titel Apologie des Lebens Colley Cibbers ꝛc. heraus, ein unterhaltendes, mit Geiſt und Freimüthigkeit geſchriebnes Werk, das viele anziehende Anekdoten und Bemerkungen enthält, und ſtarb 1757. Cibber, Theophilus, des Vorigen Sohn, war 1703 geboren, und widmete ſich ebenfalls dem Theater. Die Natur hatte ihn in Anſehung des Phyſiſchen nicht ſo begünſtigt, wie ſeinen Vater; aber Einſicht und Lebhaftigkeit in ſeinem Spiele erſetzten die äußern Mängel und er würde den ausgezeichnetſten Erfolg auf der Bühne gehabt haben, wenn nicht ein unwiderſtehlicher Hang zur Verſchwendung ihn unaufhörlich irre geführt hätte. Er hatte ſich 1757 bei dem Theater zu Dublin engagirt, litt aber auf der Ueberfahrt Schiffbruch und ertrank im Meere. Als Schriftſteller hat er ſich wenig ausgezeichnet; die unter ſeinem Namen erſchienenen Lebensbeſchreibungen engliſcher und irländiſcher Dichter rühren von Robert Shiels her, der die Erlaubniß, Cibber's Namen davor zu ſetzen, um zehn Guineen von ihm erkaufte, als er eben Schulden halber in der Kings Bench ſaß. Cibber's Gattin, Suſanna Marie, geboren 1716, war eine der beſten Schauſpielerinnen des engliſchen Theaters. Sie war die Schweſter des als Componiſt berühmten Doctors Arne (von welchem auch die Compoſition des Rule Britannia herrührt), der ſie in der Muſik unterrichtete und in einer ſeiner Opern auf dem Haymarket-Theater auftreten ließ. 1734 verheirathete ſie ſich mit Th. Cibber, der ſich aber des ungeregelten Lebens halber, bald wieder von ihr ſchied. Sie widmete ſich ſpäterhin der Tragödie. Ihre Schönheit und ihr Talent erwarben ihr allgemeine Gunſt. Sie ſtarb 1766.

Ciborium, urſprünglich ein aus einem ägyptiſchen Gewächſe verfertigtes Trinkgeſchirr. In der römiſchen Kirche iſt es das Gefäß oder Behältniß, worin das Venerabile (die geweihten Hoſtien, Abendmahls-Oblaten) aufbewahrt wird.

Cicero (Marcus Tullius). Dieſer berühmte Römer war im Jahre Roms 647 zu Arpinum geboren. Seine Familie gehörte zum Ritterſtande, hatte ſich aber ſtets entfernt von Geſchäften und Aemtern gehalten. Sein Vater, der in ländlicher Ruhe den Wiſſenſchaften lebte, ſtand in ehrenvollen Verbindungen mit den erſten Bürgern der Republik. In die Zahl derſelben gehörte der berühmte Redner Craſſus, welcher ſelbſt für die Erziehung des jungen Cicero und ſeines Bruders, Quintus, ſorgen wollte, ihnen Lehrer wählte und ihre Studien leitete.

Schon früh zeigte Cicero die Ueberlegenheit seines Geistes. Das Lesen der griechischen Schriftsteller, die Dichtkunst, Redekunst und Philosophie nahmen die ersten Jahre seiner Jugend ein. Er schrieb viel in griechischer Sprache; seine Verse sind schön gebaut, aber nur von mittelmäßigem dichterischen Werth. Weder die Dichtkunst, noch die Beredtsamkeit waren bei den Römern ausgebildet, und Cicero begnügte sich, der größte Redner Roms zu werden. Zuvor aber machte er einen Feldzug unter Sylla in dem Kriege gegen die Marsen. Nach seiner Rückkehr genoß er mit Eifer den Unterricht des Akademikers Philo und des berühmten Redner Molo, und wandte mehrere Jahre darauf, sich die einem Redner nothwendigen Kenntnisse zu erwerben. Er war ein Zeuge der Grausamkeiten des Marius und Cinna, der Aechtungen des Sylla; die geschwächte blutbefleckte Republik blieb ruhig unter dem Joche ihres unbarmherzigen Dictators. Cicero, damals 26 Jahr alt, ausgerüstet mit Kenntnissen und Genie, erschien vor Gericht, anfangs in einigen Civilprozessen, dann in einer Criminalsache, indem er die Vertheidigung des auf Vatermord angeklagten Roscius Amerinus gegen des Sylla Freigelassenen Chrysogonus übernahm. Mit dem Muthe der Jugend führte er diese Vertheidigung, verwirrte die Ankläger und zwang die Richter, den Angeklagten loszusprechen. Nach diesem glänzenden Erfolge verlebte er noch ein Jahr in Rom, und übernahm sogar noch eine Rechtssache, die dem Dictator mißfallen mußte. Aber seine geschwächte Gesundheit bewog ihn, zu reisen. Er ging nach Athen, das noch immer der Mittelpunkt der Wissenschaften zu sein schien. Hier in dem Hause eines Akademikers wohnend und aufgesucht von den Philosophen aller Schulen, den Unterricht der Lehrer in der Beredtsamkeit benutzend, verlebte er sechs Jahre mit seinem Freunde Atticus im Genusse der Studien nnd gelehrter Unterhandlungen. Man setzt in diese Zeit seine Einweihung in die eleusinischen Mysterien. Auch machte er eine Reise nach Asien, wo er ebenfalls die geschicktesten Redner aufsuchte, und an ihren Uebungen Theil nahm. Nach Rom zurückgekehrt, bewiesen seine neuen Erfolge den Werth des griechischen Unterrichts. Unter andern vertheidigte er den berühmten Schauspieler Roscius, seinen Freund und Lehrer in der Declamirkunst. Endlich in einem Alter von 30 Jahren trat er in die Laufbahn der öffentlichen Angelegenheiten. Er bewarb sich um die Quästur, mit welcher die Senatorwürde unmittelbar verbunden war, ward Quästor von Sicilien zu einer Zeit der Hungersnoth in Rom, und wußte von dort eine große Menge Getreide nach der Hauptstadt zu schaffen, ohne sehr das Mißfallen der Einwohner zu erwecken. Späterhin fuhr er fort, in Rom als Redner aufzutreten; er vertheidigte die Angelegenheiten von Privatpersonen, bloß des Ruhms wegen. Unstreitig ein ehrenvoller Tag war es für Cicero, an dem die Gesandten Siciliens bei ihm erschienen, mit der Bitte, ihre Sache gegen Verres zu führen. Dieses Zutrauens eines bedrängten Volks würdig, trat er gegen den damals allmächtigen, von dem berühmten Hortensius vertheidigten Räuber auf, nachdem er in Sicilien selbst die Beweise seiner Verbrechen gesammelt hatte. Er malte sie mit den lebhaftesten Farben in seinen unsterblichen Reden. Es sind deren sieben, aber nur die beiden ersten wurden gehalten. Hortensius verstummte vor der Wahrheit, und Verres wählte freiwillige Verbannung. Nach diesem Prozesse trat er die Aedilwürde an. Ungeachtet sein Vermögen nur mäßig war, wußte er sich in diesem Amte durch weise Freigebigkeit die Gunst des Volks zu erwerben. Aber er bedurfte für seine Plane auch der Freundschaft

der Großen, und wandte sich auf des Pompejus Seite, welcher das Haupt des Adels und der erste Bürger des freien Roms war. Er ward sein Lobredner und eifrigster Anhänger. Zugleich führte er mehrere Rechtssachen. Er sprach für Cluentius in einer Criminalangelegenheit. Catilina begann damals seine Plane gegen die Republik anzuspinnen. Er war der Erpressungen in seiner Statthalterschaft von Afrika angeklagt, und Cicero war im Begriff, seine Vertheidigung zu übernehmen, als die Bewerbung um das Consulat beide zu Nebenbuhlern und Feinden machte. Cicero's Verdienst siegte über Catilina's Ränke und über die, die sein Emporkommen mit Neid betrachteten. Durch einstimmigen Zuruf ward ihm das Consulat übertragen, und jetzt beginnt die glänzendste Epoche seines politischen Lebens. Es gelang ihm, die Verschwörung Catilina's zu vereiteln, welche der allerdings schon altersschwachen Republik den Untergang drohte; wir begnügen uns jedoch, wegen dieser Begebenheit auf den Art. Catilina zu verweisen, und bemerken nur noch, daß die umfassende Geschäftsthätigkeit und Gewandheit des großen Staatsmannes ihm in dieser gewaltsamen Krisis noch Mittel an die Hand gab, eine Privatsache zu führen, indem er den, für das folgende Jahr bereits ernannten Consul Murena in einer meisterhaften Rede gegen die Anklage des Stoikers Cato vertheidigte. Catilina fiel im Kampfe gegen das, wider ihn ausgerückte Heer, die übrigen Häupter der Verschwörung wurden im Gefängnisse hingerichtet. Rom war gerettet, und alle Römer begrüßten Cicero als den Vater des Vaterlandes. Aber schon erwachte der Neid wider ihn. Ein aufrührischer Tribun erlaubte ihm nicht, von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen, und Cicero konnte, als er das Consulat niederlegte, nur den herrlichen Eid sprechen: „Ich schwöre, daß ich die Republik gerettet habe." Cäsar war stets sein Gegner, und Pompejus fürchtete einen Bürger, der die Freiheit zu sehr liebte, um den Triumvirn günstig zu sein. Cicero sah allmälig sein Ansehn sinken und sogar seine Sicherheit bedroht. Mehr als je beschäftigte er sich mit den Wissenschaften. Er schrieb in griechischer Sprache die Geschichte seines Consulats, und verfaßte über denselben Gegenstand ein lateinisches Gedicht in drei Gesängen. Endlich aber brach das Ungewitter los. Clodius, Cicero's Feind, ließ ein Gesetz erneuen, das Jeden des Verraths schuldig erklärte, der einen römischen Bürger hinrichten lassen, bevor das Volk ihn verurtheilt habe. Der erlauchte Consular legte Trauerkleider an, und erschien von den Rittern und vielen jungen Patriciern begleitet, in den Straßen Roms, den Schutz des Volks anrufend. Clodius, an der Spitze bewaffneter Anhänger, beleidigte ihn mehrere Male, und wagte sogar den Senat zu umlagern. Aus Schwäche oder aus Tugend wählte Cicero eine freiwillige Verbannung, durchirrte Italien, und nahm endlich seine Zuflucht nach Thessalonich zum Plancus. Clodius indes verfolgte seinen Triumph; er ließ durch neue Decrete Cicero's Gartenhäuser schleifen, und an der Stelle seines Hauses zu Rom einen Tempel der Freiheit erbauen; seine Gattin und seine Kinder wurden Mißhandlungen ausgesetzt. Während die Nachrichten dieser Ereignisse den Unglücklichen fast zur Verzweiflung brachten, bereitete sich zu Rom eine Aenderung zu seinen Gunsten vor. Clodius Kühnheit ward Allen gleich unerträglich. Pompejus ermunterte Cicero's Freunde, seine Zurückberufung zu bewirken. Der Senat erklärte, daß er sich mit keiner Angelegenheit beschäftigen werde, bevor nicht das Verbannungsdecret zurückgenommen sei. Durch den Eifer des Consuls Lentulus und auf den Vorschlag mehrerer Tribunen ging, trotz

eines blutigen Tumults, in welchem Cicero's Bruder Quintus gefährlich verwundet wurde, im folgenden Jahre das Zurückberufungsdecret in der Volksversammlung durch. So kehrte Cicero nach zehn Monaten ehrenvoll zurück. Der versammelte Senat empfing ihn an den Thoren der Stadt und sein Einzug glich einem Triumphe. Die Republik übernahm den Wiederaufbau seiner Häuser. Von diesem Zeitpunkte begann für Cicero ein neues Leben. Sein republikanischer Eifer minderte sich in dem Maße, wie er sich mehr an Pompejus anschloß, den er für seinen Wohlthäter erklärte. Clodius widersetzte sich mit gewaffneter Hand dem Wiederaufbau der Häuser Cicero's und griff ihn oft selbst an; Milo trieb ihn mit den Waffen zurück und klagte ihn zugleich vor Gericht an. Rom ward oft ein Schlachtfeld. Indes verlebte Cicero mehrere Jahre in einer Art von Ruhe, mit seinen rhetorischen Werken beschäftigt. Aus Gefälligkeit gegen Pompejus vertheidigte er Vatinius und Gabinius, zwei schlechte Bürger, die sich als seine unversöhnlichen Feinde gezeigt hatten. Vier und funfzig Jahre alt, trat er in das Collegium der Augurn. Der Tod des unruhigen Clodius, welcher von Milo umgebracht wurde, befreite ihn von seinem gefährlichsten Gegner. Er vertheidigte den Mörder, der sein Freund und Rächer war, in einer schönen Rede; aber der Anblick der Soldaten des Pompejus und das Geschrei der Anhänger des Clodius verwirrten ihn, als er sie hielt. Um diese Zeit ernannte der Senat ihn zum Statthalter von Cilicien. Cicero führte auf diesem, für ihn neuen Posten den Krieg mit Glück, schlug die Parther zurück, und ward von den Soldaten mit dem Titel Imperator begrüßt. Die Ehre des Triumphs ward ihm jedoch nicht zugestanden. Sobald seine Sendung beendigt war, kehrte er nach Rom zurück, das der Bruch zwischen Cäsar und Pompejus mit einem großen Ereignisse bedrohte. Die Schrecken eines Bürgerkriegs verabscheuend, trachtete er vergebens, beide Nebenbuhler zu versöhnen. Cäsar zog gegen Rom, und Pompejus sah sich gezwungen, mit den Consuln und dem Senate zu fliehen. Cicero, der dieses plötzliche Anrücken nicht vorhergesehen hatte, befand sich noch in Italien; Cäsar sah ihn zu Formiä, und vermochte nichts über ihn. Cicero, obgleich er überzeugt war, daß die Gegenpartei sichrer sei, und obgleich sein Eidam Dolabella einer von Cäsars Vertrauten war, ging dennoch aus Ehrgefühl wieder zu Pompejus. Nach der pharsalischen Schlacht und des Pompejus Flucht weigerte er sich, den Oberbefehl über einige, in Dyrrhachium gebliebne Truppen zu übernehmen, und indem er auf jeden Plan für Krieg und Freiheit Verzicht leistete, begab er sich zurück nach Italien, welches Cäsars Stellvertreter Antonius verwaltete. Diese Rückkehr war mit manchen Unannehmlichkeiten verknüpft, bis der Sieger ihm schrieb und bald nachher ihn mit huldvoller Vertraulichkeit aufnahm. Cicero beschäftigte sich ganz mit der Literatur und Philosophie. Er trennte sich von seiner Gemahlin Terentia, um eine schöne und reiche Erbin zu heirathen, deren Vormund er war. Aber die ökonomischen Rücksichten, die ihn zu diesem Schritte vermochten, konnten ihn nie bestimmen, der Oberherrschaft zu schmeicheln; vielmehr hielt er sich absichtlich entfernt, indem er die Schmeichler Cäsars verspottete, und ihnen seine Lobrede Cato's entgegensetzte. Sein Mißvergnügen ward jedoch durch Cäsars Großmuth besiegt, als dieser dem Marcellus verzieh. Entzückt über eine Handlung der Gnade, die ihm einen Freund wiedergab, brach Cicero sein Schweigen und hielt jene berühmte Rede, die eben so viel Lehren, als Lobsprüche enthält. Bald darauf sprach er für Ligarius, und der Todesbefehl entsank den Händen Cäsars. Cicero gewann einen Theil

Digitized by Google

seines Ansehns wieder, als der Tod seiner Tochter Tullia ihn auf das schmerzlichste traf. Die Ermordung Cäsars, die anfänglich Alles zu verändern schien, eröffnete dem Redner eine neue Laufbahn. Er hoffte einen großen politischen Einfluß wieder zu gewinnen; die Verschwornen theilten ihm den Ruhm einer Unternehmung zu, an welcher sie ihm keinen Antheil gegeben, und je weniger er dabei selbst gethan hatte, um so thätigern Antheil eilte er durch Billigung und Beförderung nachher daran zu nehmen. Aber durch den Tod des Beherrschers war die Republik nicht wieder hergestellt. Antonius trat an Cäsars Stelle. Auch in diesem unruhvollen Jahre fand Cicero Muße für gelehrte Beschäftigungen, und vollendete unter andern sein Werk de Gloria, das erst im 14. Jahrh. verloren gegangen. Er entschloß sich, nach Griechenland zu gehen, wo er sicher sein konnte; allein bald kehrte er nach Rom zurück, und faßte jetzt jene bewunderten Reden gegen Antonius ab, die wir unter dem Namen der Philippischen kennen, und die, indem sie seiner Beredtsamkeit das Siegel aufdrücken, so rühmlich seine Vaterlandsliebe beurkunden. Ein unversöhnlicher Feind des Antonius, glaubte er den jungen Octavius begünstigen zu müssen, wiewohl ihn die verstellte Mäßigung desselben nicht täuschte. Von ihm gingen alle kräftigen Beschlüsse des Senats zum Kriege aus, den die Consuln und der junge Cäsar im Namen der Republik gegen Antonius führten. Als nach dem Tode der beiden Consuln Octavius sich des Consulats bemächtigt hatte, und mit Antonius und Lepidus ein Bündniß schloß, sank die Macht des Senats und des Redners vor den Waffen der Triumvirn. Cicero, der stets Octavius geschont und dem Brutus sogar vorgeschlagen hatte, sich mit ihm auszusöhnen, sah endlich, daß es keine Freiheit mehr geben würde. In Tusculum, wohin er sich mit seinem Bruder und Neffen zurückgezogen hatte, erfuhr er, daß sein Name auf Antonius Verlangen auf der Aechtungsliste stehe. Er begab sich in großer Unentschlossenheit an die Meeresküste und schiffte sich ein. Ungünstige Winde trieben ihn an's Land zurück. Auf die Bitten seiner Sklaven schiffte er sich zum zweiten Mal ein, stieg aber bald wieder an's Land, um in seinem Landhause bei Formiä sein Schicksal zu erwarten. „Ich will sterben," sagte er, „in dem Vaterlande, das ich mehr als einmal gerettet habe." Seine Sklaven, welche die Gegend bereits von den Soldaten der Triumvirn beunruhigt sahen, versuchten, ihn in einer Sänfte zu entfernen; aber bald erblickten sie die Mörder auf ihren Fersen. Sie rüsteten sich zum Kampfe. Doch Cicero, welcher fühlte, daß Sterben jetzt unvermeidlich sei, verbot ihnen allen Widerstand, beugte sein Haupt dem Popilius, dem Anführer der Mörder, entgegen, der einst durch seine Beredtsamkeit gerettet war, und litt muthiger den Tod, als er das Unglück ertragen hatte. Er starb 64 Jahr alt. Seinen Kopf und seine Hände ließ Antonius auf derselben Rednerbühne befestigen, von welcher herab der Redner, wie Livius sagt, eine Beredtsamkeit hatte hören lassen, die nie eine menschliche Stimme erreicht hat. Cicero verdiente das Zeugniß vollkommen, das ihm August mit den Worten gab: Er war ein guter Bürger, der aufrichtig sein Vaterland liebte. — Er war, was so selten mit der Größe verbunden ist, auch ein tugendhafter Mann, denn er hatte nur Charakterschwächen, kein Laster, und er suchte immer das Gute um des Guten, oder was am leichtesten zu verzeihen ist, um des Ruhmes willen. Sein Herz war allen edlen Eindrücken, allen reinen und schönen Gefühlen, der Vaterlandsliebe, der Freundschaft, der Dankbarkeit, der Liebe für die Wissen-

schaften geöffnet. Er gewinnt, je näher man ihn kennen lernt. Cicero's Beredtsamkeit blieb stets Muster. Nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften war er der bewundertste der alten Schriftsteller, und immer wird die Reinheit seines Styls ihm den ersten Rang unter den römischen Klassikern erhalten. Der Styl der philosophischen Schriften, ohne rednerischen Prunk, athmet jenen feinen Atticismus, den einige Zeitgenossen auch seinen Reden gewünscht hätten. Man erkennt indes den Redner an dem gedehnten, minder lebhaften Dialog. Diese philosophischen Schriften, deren Hauptinhalt von den Griechen entlehnt ist, haben für uns einen sehr ungleichen Werth. So ist sein Werk de Natura Deorum, für uns nur eine Sammlung von Irrthümern: die Tusculanen (Tusculana Quaestiones) leiden an den Spitzfindigkeiten der atheniſchen Schule; eben so gehört das Werk de Finibus Bonorum et Malorum dieser etwas zu trocknen dogmatischen Philosophie an. Dagegen haben seine Werke über die praktische Moral ihren ganzen Werth behalten. Das Buch de Officiis bleibt die schönste, von rein menschlicher Weisheit eingegebne Abhandlung über die Tugend. Auch sind die Freuden der Freundschaft und des Alters nie besser dargestellt worden, als in Cicero's Werken de Amicitia und de Senectute. Der Traum des Scipio, und ein von Majo entdecktes andres Fragment ist alles, was wir von seinem Buche de Republica besitzen. Die Werke de Divinatione und de Legibus sind lehrreiche Denkmäler des Alterthums. Derselbe philosophische Geist zeigt sich in seinen oratorischen Schriften, besonders in der wichtigsten derselben, de Oratore, wiewohl weder hier noch in den Claris Oratoribus, den Topicis, der Partitione oratoria u. s. w. viel, für uns Brauchbares enthalten ist. Das anziehendste von allen ciceronianischen Werken aber sind für die Nachwelt seine Epistolae familiares und ad Atticum, welche mehr als irgend ein andres eine genaue und lebhafte Idee von dem Zustande der Republik geben, und den Verfasser in seiner ganzen Eigenthümlichkeit als Mensch zeigen. (Sie sind meisterhaft übersetzt von Wieland.) Wir schließen mit der Anmerkung, daß sein Leben unter den Alten von Plutarch, unter den Neuern von Middleton und Morabin beschrieben worden ist. Neuere gute Ausgaben seiner sämmtlichen Werke haben wir von J. A. Ernesti, Beck und Schütz. Ueber Cicero, als Namen einer Schriftgattung, s. Schriften.

Cicerone, in Italien, besonders in Rom, derjenige, der den Fremden die Merkwürdigkeiten und Alterthümer zeigt und erklärt. Weil dergleichen Leute sehr redselig zu sein pflegen, so hat man sie durch eine scherzhafte Anspielung auf Cicero, Cicerone genannt. Zu einem wahren, guten Cicerone gehören aber gründliche gelehrte Kenntnisse, und daher haben auch mehrere verdienstvolle Archäologen und Kunstkritiker, als Fernow, Hirt, Reifenstein u. A., es nicht verschmäht, sich einer Beschäftigung zu widmen, in welcher sie Andern nützlich werden konnten, während sie selbst durch die wiederholte Betrachtung der Kunstwerke sich immer vertrauter mit denselben machten.

Cicisbeo ist seit dem 17. Jahrh. in Italien der erklärte Führer, Begleiter und Gesellschafter einer verheiratheten Dame. Der gute Ton in allen höhern Ständen Italiens will, daß der Ehemann von dem Tage der Hochzeit an nur in seinem Hause mit seiner Frau umgehe; in Gesellschaften, zu öffentlichen Lustbarkeiten begleitet sie der Cicisbeo, der seiner Gebieterin bereits beim Puztisch aufwartet, um sich die Befehle für den heutigen Tag von ihr geben zu lassen. Dem deutschen Ehemanne möchten die Annehmlichkeiten des Cicisbeats

nicht so wohl einleuchten, als dem italienischen, so sehr auch Jagemann in dem zweiten seiner Briefe über Italien sich bemüht, das Cicisbeat gefällig darzustellen; und in der That ist diese Sitte um so auffallender, da der von Natur so eifersüchtige Italiener mit dem Ehestande zugleich seinen ganzen Charakter zu verändern scheint. Der P. Barri hat die Cicisbeatura zum Gegenstande eines moralischen Werks gemacht, und theilt sie in die larga und stretta. Die erste findet er zuläßlich, aber die letzte ist auch ihm ein Stein des Anstoßes. Cicisbeo im Deutschen gebraucht, hat stets einen, mindestens verdächtigen Nebensinn. Es wird oft für Hausfreund gesagt, aber für einen solchen, den man öfterer in Gesellschaft der Frau, als in Begleitung des Mannes vom Hause sieht; auch wohl gradezu für begünstigten Liebhaber. Doch ist der Ausdruck nur anwendbar, wenn von Personen, welche, was man nennt, zur guten Gesellschaft gehören, die Rede ist.

Cid. Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Vivar, mit dem Beinamen der Cid, geb. 1026, ist einer der wenigen Helden, denen es bloß durch Tugend, Tapferkeit und Klugheit gelang, der Stolz ihrer Nation zu werden. Von seinen Feinden el mio Cid (mein Herr), Campeador (Kampfheld ohne Gleichen) von seinem König und Volk genannt, lebt er fort in der Poesie seines Vaterlandes. Früher kannten wir fast nur aus dem Schauspiele des großen Corneille, die in ihrer Art einzige Geschichte seiner Liebe. Rodrigo liebte so zärtlich, als er geliebt ward, Ximenen, Tochter des Grafen Gormaz, der nebst Diego, dem Vater Rodrigo's, am Hofe Ferdinands I. von Castilien, vor allen Rittern glänzte. Gormaz Eifersucht auf Diego's größere Auszeichnung entzweite beide Väter, und als es einst zwischen ihnen zum Zweikampf gekommen war, worin Gomaz den Greis Diego besiegt, und diese Schmach noch durch Hohn vermehrt hatte, foderte Diego von seinem Sohne das Blut des Beleidigers. Im Kampfe zwischen Ehre und Liebe siegte die erste in des Jünglings Brust, und Gormaz fiel. Ximene, unglücklich als Tochter und als Liebende, durfte nun eben so wenig der Stimme der Liebe Gehör geben; sie mußte auftreten, Rache auf dessen Haupt zu erflehen, für den allein ihr Herz schlug, und gern hätte Rodrigo gefochten, um die glühenden Qualen des zerrissnen Herzens im eignen Blute zu löschen. Aber keiner mochte dem jungen Löwen stehen, und verzweifelnd konnte nur die Erfüllung großer Pflichten ihn aufrecht halten. Fünf maurische Könige waren in Castilien eingefallen; Verwüstung und Mord zogen mit ihnen. Rodrigo, der noch nicht zwanzigjährige Jüngling, schwang sich auf sein edles Roß Babieca, und zog an seiner Vasallen Spitze dem furchtbaren Feinde entgegen, der bald aufhörte, des Landes Schrecken zu sein. Die fünf gefangnen Könige sandte der junge Held an Ferdinand, welcher dankbar ihm Ximenen zuführte, und wieder vereinigte, was des Schicksals Ungunst auf ewig getrennt zu haben schien. Ferdinand vereinigte Gallizien, Leon und Oviedo mit Castilien; die Nachwelt nennt ihn den Großen; Rodrigo aber war's, der ihm den Zunamen erwarb. Als nach Ferdinands Tode dessen Sohn Sancho den Thron bestieg, setzte er den Cid über das ganze Heer als Campeador. Ferdinand hatte in seinem Testamente das kaum vereinte Reich, väterlich wohlmeinend, politisch unklug, ununter seine Söhne vertheilt; Sancho'n war Castilien, Alfonso'n Leon und Oviedo, dem Garcia Gallizien mit dem eroberten Theile von Portugal zugefallen. Nur zu bald wurde diese Theilung Ursache eines traurigen Bruderkriegs, in dessen Schlachten Sancho nur siegte, weil

der Campeador das Banner trug. Alfonso war gefangen, Garcia durch unweise Regierung selbst gefallen, und es kam nur noch darauf an, Zamora's hartnäckigen Widerstand zu beugen. Vor den Mauern dieser gewaltigen Stadt aber fand Sancho, meuchelmörderisch gemordet, sein Ziel, und Alfonso, nur vor acht Monaten noch vom Cid geschlagen, ward auf den Thron berufen. Die Romanzen erzählen, im Namen der Stände Castiliens habe Cid dem neuen König über Sancho's Ermordung einen Reinigungseid mit so eindringlichem Ernste vorgelesen, daß Alfonso erschüttert, aber auch beleidigt worden. Geschichtschreiber gedenken dessen auch, jedoch als ungewiß, und es ergibt sich vielmehr, daß der neue König des großen Dienstmannes jetzt ihm heilige Treue ehrte, und nichts sparte, um ihn ganz zu gewinnen und sich zuzueignen. Diese Umstände erwarten aber erst eine kritische Untersuchung, besonders in Hinsicht auf des Cid Vermählung. Nach der Geschichte vermählte Alfonso ihn mit Donna Ximene, seiner Nichte (1074), und es scheint demnach, man müsse ihn für zweimal vermählt annehmen. Joh. Müller vermuthet, daß des stolzen Gormaz großdenkende Tochter seine erste Ximene gewesen sei. Wie dem nun sei, so ist gewiß, daß der Cid, der im Frieden und Krieg auch seinem neuen Könige wichtige Dienste geleistet, dennoch öfter die Wandelbarkeit der Fürstengunst erfahren. Ein Mann wie er, von strenger Geradheit und Tugend, unbeugsam, hochgesinnt, Verächter des weiblichen Lebens, war nicht für den Hof; sein treuer Freund und Waffenbruder, Alvaro Hanez, Minaya, Weib und Kind waren seine Welt; der Ernst seiner Züge erweckte nur Ehrfurcht und Scheu; sein zurückgezogenes Leben gab den Höflingen zur Verläumdung Raum; daher ward mehrmalige Verweisung über ihn verhängt. Nur in Zeiten der Noth suchte man ihn wieder, und großmüthig und gut, wie er war, gedachte er dann nicht der zugefügten Beleidigungen. Endlich aber nahm ihm der König Alles, was er von ihm hatte, Weib, Kostbarkeiten, Geld; nur aus einer Art von Scham, vielleicht auch aus Furcht, ließ er nachher Ximenen frei. Verstoßen, geplündert, auf seine eigne Kraft beschränkt, wurde Rodrigo jetzt glücklicher und größer als je zuvor; stets getreu seinem Vaterlande und seiner Religion, schuf er allein durch den Ruhm seines Namens sich selbst ein Heer, um die Mauren in Valencia zu bekämpfen. Mitten im glücklichsten Laufe seiner Siege aber eilte der Edelmüthige seinem, von Joseph, dem Gründer Marokko's, bedrängten Könige zu Hülfe, leider auch diesmal nur, um Undank für Großmuth einzuernten. Zur Nachtzeit brach er da mit seinen Getreusten auf, und floh, verlassen, und mit Allem schlecht versehen, vor seinem König. Nur er blieb sich treu, und sein Glück ihm. Neuerdings besiegte sein Edelmuth den König, der jetzt Jedem frei gab, in Cid's Krieg zu ziehen, der stets für Spaniens gute Sache, und nie anders als mit glänzendem Erfolg geführt ward. Vor dem neidischen Hofgesinde erklärte nun Alfonso laut: „Dieser Cid dient mir weit besser, als Ihr," und ließ sich endlich nicht mehr hindern, ihn zu besuchen. Von der Zeit an wandte er sein Herz nie wieder von ihm, und beförderte nur unschuldig, was die Bosheit gegen den Cid verhängt hatte. Zwei Brüder, Grafen von Carrion, hatten beschlossen, durch Heirath seiner Töchter den Reichthum Cids in ihre Hände zu bringen. Der König selbst war der Werber, und der Cid gab dem König nach. Mit Donna Elvira und Donna Sol und dem großen Reichthum, welchen der Cid erbeutet, zogen sie von dannen. Kaum aber hatten sie sich des Geleits entledigt, als sie in einer wilden Bergwüste den Frauen die Kleider vom Leibe rissen, sie banden und schlugen, bis

der Schmerz ihre Stimme erstickte, und mit dem Gelde in die Heimath zogen. Durch einen Vertrauten, den der Vater heimlich nachgesendet, ward die Unschuld gerettet und das Bubenstück an den Tag gebracht. Cid foderte Recht; Alfonso berief alle Dienstmannen von Leon und Castilien an ein hohes Landgericht in die Stadt Toledo. Rückgabe der Kostbarkeiten und Schätze wurde geboten, und für den Schimpf Zweikampf mit Mannen, welche Cid ernennen würde. Die Buben suchten diesen abzulehnen; der König aber war für das Recht. Mit schlecht verstellter Scheu ritten sie in die Schranken; die Ritter des Cid rannten sie und ihren Oheim herunter; das entehrte Leben ward ihnen gelassen. Die letzte der öffentlichen Thaten des Cid war die Eroberung von Sagunt (Murviedro), nach welcher er im 74. J. (1099) zu Valencia starb. Was der Eine Mann gewonnen und viele Jahre lang gehalten hatte, schien gegen die andringende Macht der Ungläubigen schwer zu behaupten für die gesammte Macht von Leon und Castilien. Seine Wittwe zog deshalb mit des Helden Leichnam nach Castilien. Zu St. Peter von Cardena wurde er in seine Grabstätte gesenkt, die von Kaisern und Königen geehrt ward. Dort ruht auch die edle Ximene, und unter Bäumen vor dem Kloster liegt Babieca, das treue Roß. Cid's Thaten, besonders seine Verbannung und Rückkehr, sind der Gegenstand des ältesten, vermuthlich am Ende des 12. Jahrh. verfertigten castilianischen Gedichts, des Poema del Cid el Campeador, das in der von Sanchez 1775 herausgegebnen Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV, und in Schubert's Bibliotheca castellana, portugues y proenzal abgedruckt ist. Die spätern Romanzen, die das Andenken des Helden feiern, wurden zu Anfang des 16 Jahrh. von Fernando del Castillo gesammelt, und 1614 von Pedro de Florez wieder herausgegeben. Auch gibt es eine von Escobar herausgegebne Sammlung: Historia del muy noble y valeroso caballero, el Cid Ruy Diaz, en romances. Lissabon 1615. Eine große Anzahl derselben steht in der von Depping mit einer Einleit. und Anmerk. herausgegebnen sehr reichhaltigen Sammlung der besten aller spanischen historischen, Ritter- und maurischen Romanzen. Altenb. u. Leipz. 1817. Ueberhaupt sind deren über hundert vorhanden. Aus diesen Romanzen hat Herder in seinem Cid (Tübingen 1806) 70 übersetzt. Cid's Leben hat Joh. von Müller nach spanischen Quellen, meist nach einer alten in Risco's Histio del Cid (Madrid 1792) abgedruckten Chronik beschrieben. Es steht im 8. Theile seiner sämmtl. Werke. dd.

Cider, (Frucht- oder Obstwein), ist ein weinartiges Getränk, welches aus dem Safte solcher Früchte, die viel schleimicht-zuckerartige Bestandtheile enthalten, durch Gährung gewonnen wird. Die Verbindungen der Gährung sind a) ein gehöriger Grad der Wässerigkeit, nach welchem sie weder zu sehr, noch zu wenig mit Wasser verdünnt sind; b) eine Wärme von 55 bis 70 Grad nach Fahrenheit's Thermometer; und c) der Zugang der respirabeln Luft. Zum Aepfelweine und Birnweine, oder dem eigentlich sogenannten Cider (Vinum pomaceum) nimt man vollkommen reifes, reines, nicht durch Fäulung angegriffenes Herbst- oder Winterobst, schüttet es unter freiem Himmel auf einen Haufen, und läßt es etliche Wochen liegen, damit es recht mürbe werde, befreit dasselbe sodann von Schalen und Kernen, zerstampft oder mahlt es auf der Weinmühle, preßt den Saft aus und läßt denselben wie den Traubensaft gähren. Die Aepfel sind den Birnen, und das ungepfropfte Obst dem gepfropften vorzuziehen. Stärker wird der Wein daraus,

wenn man den Saft erst durch's Gefrieren vom überflüssigen Wasser befreit, aber auch noch Zucker zusetzt. Schwächern und schlechtern Cider aber erhält man, sobald, anstatt den Saft aus dem Obste anzuwenden, dasselbe bloß zerquetscht und mit Wasser übergossen, oder auch mit Wasser zum dünnen Brei gekocht, und dann mit Wasser mittelst eines hinzugesetzten Gährungsmittels z. B. Hefen, abgegohren wird. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß jede Sorte Obst für sich allein bleiben muß. Auf ähnliche Weise lassen sich aus den Möhren, Pflaumen, Kirschen, Schlehen, Quitten, Erdbeeren, Himbeeren, Stachel- und Johannisbeeren weinartige Getränke bereiten. Der eigentliche Cider- oder Fruchtwein wird in Deutschland nur wenig, in England und Frankreich aber häufig gemacht; die Einwohner der Normandie sollen die Erfinder des Ciders gewesen sein. Mäßig genossen, ist der Cider der Gesundheit keineswegs nachtheilig, im Uebermaße genossen aber um so mehr, da er sehr berauscht. In mehrern heißen Ländern bereitet man aus dem süßen Saft, verschiedner Palmarten, durch Gährung den sogenannten Palmwein, aus dem Safte des Zuckerrohrs den Vin de Canne, und bei uns aus dem Safte, welcher im Frühjahr durch das Anbohren den Birken abgezapft wird, ein Getränk, welches an Farbe und Geschmack dem Champagner ähnlich ist.

Cigarro, nennt man künstlich zusammengedrehte Röllchen feinen Rauchtabaks, welche von einer Seite angezündet und von der andern entweder unmittelbar in den Mund genommen, oder in ein kleines Mundstück gesteckt, und abgeraucht werden. Es gehörte dazu ursprünglich eine besondre Art Tabak, welche auf der Insel Cuba erbaut ward. Hernach nahm man auch andre amerikanische Blätter dazu. Von Amerika kam ihr Gebrauch nach Spanien, Frankreich, Deutschland, und ist jetzt allgemein verbreitet. Die feinsten Sorten kommen von der Havannah.

Cignani (Carlo), ein berühmter Maler, geboren zu Bologna 1628. Er war ein Schüler Albano's. So leicht er neue Werke unternahm, so selten war er zufrieden genug damit, um sie für beendigt anzusehen. Seine Flucht nach Aegypten war das Werk von sechs Monaten. Er verstand zu componiren, wie die Caracci, und seine Figuren auf eine Weise zu vertheilen, daß seine Gemälde größer scheinen, als sie wirklich sind. Seine schönsten Frescoarbeiten sind zu St. Michael in Bosco, in von Engeln getragnen Ovalen und in dem Sale des Palastes, wo er König Franz I. von Frankreich darstellte, wie er die Kröpfe heilt. Zu Parma malte er in dem herzoglichen Garten mehrere Anspielungen auf die Liebe, welche durch die Malereien Augustin Caracci's nichts verlieren. In seiner Himmelfahrt Mariä zu Forli hat er den schönen Michael von Guido in der Kuppel zu Ravenna und einige andre Ideen dieses Meisters nachgeahmt; aber außerdem ist er allenthalben in der Zeichnung der Nacheifrer Correggio's. Er bringt nicht so oft Verkürzungen an, wie die Lombarden, und in seinen Umrissen und Gewändern hat er eine, ihm eigenthümliche Vollendung. Sein Pinsel ist kräftig und sein Colorit lebhaft. Clemens XI. erwies ihm verschiedne Ehrenbezeugungen. Cignani starb zu Forli 1719. Seine Werke sind von mehrern Meistern gestochen worden. Von seinen Schülern waren die vorzüglichsten: Crespi, Franceschini, Quaini, der Graf Felix Cignani, sein Sohn, und der Graf Paul Cignani, sein Neffe.

Cilicien hieß das Land, welches sich von Pamphilien bis Syrien erstreckte, und im Norden vom Taurus begrenzt wurde. Die Bewohner der Küsten machten sich als Seeräuber furchtbar, und beunruhigten selbst das ägäische und jonische Meer. Die nördlichen

Einwohner lebten zum Theil nomadiſch, die öſtlichen vom Ackerbau. Die Geſchichte Ciliciens iſt uns wenig bekannt; hin und wieder werden Könige unter dem Titel: Syenneſis genannt. Durch Alexander ward Cilicien eine macedoniſche, dann eine ſyriſche, und durch Pompejus Sieg über die Seeräuber zum Theil, ganz aber erſt unter Veſpaſian eine römiſche Provinz.

Cilicium, urſprünglich ein in Cilicien verfertigtes, rauhes Gewand aus Bockshaaren, die gewöhnliche Tracht der Soldaten und Schiffsleute jenes Landes; ſpäterhin und noch jetzt das pferdehaarne Bußgewand, welches die Einſiedler und Mönche zur Fleiſchescreuzigung auf dem bloßen Leibe tragen; dann auch in den Klöſtern ein handbreiter, aus dünnem Drahte geflochtner Gürtel mit ſcharfen Spitzen, welche inwendig an den Leib kommen, genannt; er wird ebenfalls zur Büßung getragen.

Cimabue (Giovanni), der Wiederherſteller der Malerkunſt im Mittelalter, war 1240 zu Florenz geboren, und entſagte den Studien, für die er beſtimmt war, um ſeiner natürlichen Neigung zur Malerei zu folgen. Zwei griechiſche Meiſter, welche vom Senat nach Florenz berufen worden, um eine Kapelle in der Kirche di Santa Maria Novella zu malen, waren ſeine erſten Lehrer. Obgleich dieſe Meiſter ungeſchickt waren in der Führung des Pinſels, ſo lehrten ſie ihn doch nach einer alten Ueberlieferung die Verhältniſſe, welche die griechiſchen Künſtler in der Nachahmung der menſchlichen Formen beobachtet hatten. Aufmerkſam auf ihren Unterricht, befleißigte ſich Cimabue beſonders des Studiums der ſchönen antiken Statuen; nicht mindern Fleiß widmete er den alten Sprachen. So erwarb er ſich den Ruf eines eben ſo gelehrten Literators, als geſchickten Malers. Gewiß verdiente der Werth eines Künſtlers anerkannt zu werden, welcher zuerſt den Malern, die ihm nachfolgen ſollten, die Elemente des ſchönen Ideals zeigte, deſſen Andenken mehrere Jahrhunderte der Unruhen und des Unglücks ausgelöſcht hatten; jedoch findet man in den Werken Cimabue's nicht jene harmoniſche Anordnung in Vertheilung des Lichts und Schattens, welche das ſogenannte Helldunkel bildet; ſeine Farbe iſt trocken, flach und kalt; die Umriſſe ſeiner Figuren durchſchneiden ſich auf einem blauen, grünen oder gelben Grunde, nach der Wirkung, die er beabſichtigte. Er hatte keine Idee von der Linear- und Luftperſpective; ſeine Gemälde ſind eigentlich nur einfarbig. Aber dieſe Fehler, welche der Kindheit der Kunſt zuzuſchreiben ſind, werden durch die höchſten Schönheiten vergütet. Ein großer Styl, ſtrenge und wahre Zeichnung, natürlicher Ausdruck, edle Gruppen und ſchöner Faltenwurf: darin beſteht im Allgemeinen das Verdienſt dieſes großen Meiſters. Seine Werke erinnern am vollkommenſten an die berühmten Gemälde des Alterthums. Sein Talent iſt gleichſam das Band zwiſchen der alten und neuen Malerei. Cimabue übte mit gleichem Erfolg die Glas- und Frescomalerei und die Architektur. Durch ihn ward die Bahn gebrochen, auf welcher die ihm folgenden Maler die Kunſt zur Vollkommenheit brachten. Dann traten nach und nach auf: Maſſacio, Pietro Perugino, Giovanni Bellino, Leonardo da Vinci, Titian, Michel Angelo und Raphael.

Cimaroſa (Domenico), ein berühmter Tonſetzer, geboren zu Neapel 1754. Nachdem er den erſten muſikaliſchen Unterricht von Sacchini empfangen, trat er in das Conſervatorium von Loretto, wo er die Grundſätze der Schule Durante's einſog. Er ſtudirte ſehr eifrig, und konnte bald ſeine Ueberlegenheit in einer Menge von Werken, beſonders in dem Sacrificio di Abramo und der Olimpiade, glän-

zend beurkunden. Studium und Genie waren in ihm vereint. Noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, hatte er sich schon vielfältigen Beifall auf den Haupttheatern Italiens erworben. Sein Ruf stieg von Tag zu Tage. Cimarosa ward nach Petersburg, wo er sich vier Jahre aufhielt, und an mehrere deutsche Höfe berufen, um hier heroische und komische Opern zu setzen, und besonders in letztern zeichnete er sich durch Schwung, Neuheit und Lebendigkeit der Ideen, und durch eine große Kenntniß der Bühne aus. Wenige Tonsetzer haben eine größre Menge jener glücklichen Motive erfunden, die nach dem Ausdrucke der Italiener, di prima intenzione sind, und diese Fülle der Phantasie hat zu der Behauptung Anlaß gegeben, ein Finale von Cimarosa enthalte Stoff zu einer ganzen Oper. Mehrere seiner Opern glänzen nicht minder durch den Reichthum der Begleitung, als durch die Reinheit und Anmuth des Gesangs. Er hat über 120 Opern gesetzt, von denen viele noch jetzt häufig gegeben werden. Unter seinen Opere serie sind die berühmtesten, außer den oben genannten: Penelope; gli Orazii e Curiazii; Artaserse und Artemisia di Venezia, welche letztre ihn der Tod nicht ganz beendigen ließ; unter seinen Opere buffe aber: L'Italiana in Londra; l'Amor costante; le trame deluse; l'Impresario in angustie; il Pittore parigino; i nemici generosi; l'Imprudente fortunato; il Credulo; la ballerina amante; Gianina e Bernardone und seine letzte: il Matrimonio per raggiro. Keine von allen aber erregte einen allgemeinern Enthusiasmus, als il Matrimonio segreto, die er als kaiserl. Kapellmeister 1791 zu Wien schrieb, und der die einzige Ehre widerfuhr, auf Kaiser Leopolds Befehl an einem Abend zweimal gegeben zu werden, wie sie denn auch 1793 zu Neapel, unter der eignen Leitung ihres Verfassers, sieben und funfzig Mal hintereinander, in Gegenwart des Hofes aufgeführt wurde. Als Mensch war Cimarosa eben so liebenswürdig, wie er als Künstler groß und bescheiden war.

Cimbern oder Cimmerier waren das erste deutsche Volk, welches die Griechen kennen lernten. Dies geschah bald nach dem trojanischen Kriege, wo die Cimbern aus ihren Wohnplätzen in Taurien und der europäischen Tatarei in Klein-Asien einfielen. Damals mußten die Scyten vor den Massageten von der Ostseite des kaspischen Meeres weichen, und zogen sich westlich gegen die Cimmerier. Diese waren unschlüssig, ob sie, nach dem Willen ihrer Könige, sich den Ankömmlingen mit gewaffneter Hand widersetzen, oder wie eine andre Partei rieth, auswandern sollten. Es kam zwischen beiden zu einem Treffen, in welchem die königliche Partei unterlag. Nachdem man die Todten am Tyrus (Dniester) begraben, wo Herodot noch ihre Grabmäler sah, floh die geschlagne Partei um die Nord- und Ostseite des Pontus herum, und fiel in Asien ein, wo sie den Griechen bekannt wurden; der andre Theil zog an die Weichsel und noch weiter zurück. Es blieb unter den Griechen nichts, als die Sage von diesen Cimmeriern übrig, daß sie nordwestlich gezogen. Daher hielten die Griechen, als sie in den nordwestlichen Ozean kamen, die dortigen Völkerschaften für Cimmerier, und aus demselben Grunde bekam die jetzige dänische Halbinsel den Namen der cimbrischen oder cimmerischen. Homer fand eine Sage vor, welche die Cimmerier in den wilden Höhlenbewohnern um den Avernus suchte; und Pytheas hielt eine Menschengattung, die er auf der dänischen Halbinsel fand, für Cimmerier. Diese Fabeln dienten nur dazu, Verwirrung in die Geschichte zu bringen. Die wahren Cimmerier waren nie so weit nach Norden hinaufgekommen, sondern wohnten an der Weichsel, von wo sie unter

Digitized by Google

dem Namen der Cimbern, gemeinschaftlich mit den Teutonen sich den Römern fürchterlich machten. Im J. Roms 640, als die Römer schon Herren von einem Theile der östlichen Alpen im heutigen Krain, Istrien u. s. w. waren, und sich in Dalmatien und Illyricum längs der Küste festgesetzt hatten, erschien plötzlich ein ungeheurer Haufe fremder Völker, welche den Consul Papirius Carbo im heutigen Steiermark völlig schlugen, aber statt nach Italien einzudringen, auf der Nordseite fortzogen, und bald darauf, in Verbindung mit den Tigurinern, in das Gebiet der Allobroger einfielen. Die Römer stellten ihnen zwei Heere unter dem Consul L. Cassius und unter M. Aurelius Scaurus entgegen, aber beide wurden geschlagen, jener von den Tigurinern, dieser von den Cimbern. Doch auch jetzt zogen die Sieger nicht nach Italien, sondern überströmten Gallien in drei Haufen, Teutonen, Cimbern und Ambronen. Zwei neue Heere, mit welchen der Consul C. Manlius und der Proconsul Q. Servilius Cäpio ihnen entgegeneilten, wurden jenseits der Rhodanus ebenfalls geschlagen. Die Römer verloren, nach Aëtius Angabe, 80,000 Mann. Während Rom seine letzte Hoffnung in der Noth auf Marius setzte, durchzogen die Barbaren das übrige westliche Europa. Gallien ward hart mitgenommen; die Iberier und Belgier aber schlugen sie zurück. Nun ward der Einfall nach Italien beschlossen. Er sollte von den Teutonen und Ambronen auf der Westseite der Alpen, von den Cimbern und Tigurinern auf der Ostseite geschehen. Nachdem Marius die ersten durch drei volle Jahre erwartet und seine Truppen an ihren Anblick gewöhnt hatte, schlug er (651) an zwei Tagen, am ersten die Ambronen, am zweiten die Teutonen, bei Aix in Provence, vollkommen. Die Cimbern, welche indes an der Etsch dem Consul Catulus glücklich Trotz geboten hatten, wurden muthlos bei dieser Trauerbothschaft. Erst, als man ihr Verlangen, ihnen Land einzuräumen, abgeschlagen hatte, wagten sie (i. J. R. 653) eine Schlacht, die sie gänzlich verloren. Die zerstreuten Cimbern und Teutonen verschwinden seitdem aus der Geschichte; wahrscheinlich vereinigten sie sich mit andern deutschen Völkern. Ein Theil von ihnen war mit dem Gepäck in Belgien zurückgeblieben. Das sind die Advatici. Erst später erkannten die Römer in den Cimbern ein deutsches Volk. Lange hielten sie sie, durch ihren Anblick verführt, für Gelten. Das celtenartige Aeußere der Cimbern aber läßt sich dadurch erklären, daß sie sich auf ihrem Zuge von der Donau und den Karpathen mit Celten verbunden und vermischt hatten.

Cimon, der Sohn des berühmten Miltiades und der Hegesipyle, der Tochter des thracischen Königs Olorus, genoß nach Plutarch, einer sehr vernachlässigten Erziehung und überließ sich in seiner Jugend allen Arten von Ausschweifungen. In dem persischen Kriege aber fing er an, sich bekannt zu machen, und als Themistokles vorgeschlagen hatte, die Stadt zu verlassen und sich auf die Schiffe zu begeben, um den Krieg zur See zu führen, erschien Cimon im Gefolge mehrerer Jünglinge auf der Burg, legte den Zaum seines Pferdes im Tempel nieder, und nahm dafür von der Mauer einen der Schilde, womit er sich zur Flotte begab. Er zeigte viel Muth in der salaminischen Schlacht. Aristides, der ihn bemerkte, schloß sich seitdem an ihn, indem er ihn für geschickt hielt, dem gefährlichen Einflusse des Themistokles Schranken zu setzen. Als die Athenienser in Verbindung mit den übrigen Griechen eine Flotte nach Asien sandten, um ihre dortigen griechischen Pflanzstädte von dem Perserjoche zu befreien, gaben sie Aristides und Cimon den Oberbefehl derselben, und als bald

Digitized by Google

darauf Ariſtides nach Athen zurückkehrte, befehligte Cimon die geſammte griechiſche Seemacht. Er that ſich durch mehrere glänzende Unternehmungen in Thracien hervor, ſchlug die Perſer an den Ufern des Strymon, und bemächtigte ſich des Landes. Er eroberte die Inſel Scyros, deren Bewohner Seeräuberei trieben, und gründete daſelbſt eine athenienſiſche Kolonie. Hier fand er Theſeus Gebeine, und brachte ſie nach Athen, wo dieſem Heroen zuerſt ein Tempel erbaut wurde. Darauf ging er mit bedeutender Macht nach Klein-Aſien ab, unterwarf alle Städte an der Küſte und zog der perſiſchen Flotte unter Tithauſtres, welche vor der Mündung des Eurymedon lag, entgegen. Die Perſer, obwohl an Zahl überlegen, wagten nicht, die Schlacht anzunehmen, ſondern fuhren den Fluß hinauf, um ſich unter den Schutz ihres Landheers zu begeben. Cimon, der ihnen folgte, griff ſie an, und nahm oder zerſtörte ihnen mehr als zweihundert Schiffe. Darauf landet er, und brachte ihr Heer in völlige Unordnung. Dieſe beiden, an einem Tage erfochtnen Siege ſetzten Xerxes in Schrecken, und führten den Frieden herbei. Cimon, der nach Athen zurückkehrte, zeigte ſich nicht minder groß im Frieden, als an der Spitze des Heers. Er ließ die Verzäunungen um ſeine Felder und Gärten wegnehmen, damit ein Jeder nehmen könne, was ihm beliebte. Sein Tiſch war für alle Bürger ſeiner Curie gedeckt; er erſchien öffentlich nie anders, als von einigen Sklaven mit Kleidern begleitet, die er den Dürftigen austheilte; er ſchmückte die Stadt mit prächtigen Spaziergängen, ließ den Marktplatz mit Platanen bepflanzen, verwandelte die Akademie in den herrlichſten Garten von Athen, und alles auf ſeine Koſten. Dieſe Freigebigkeit war um ſo leichter, da ſie nicht aus Schmeichelei gegen das Volk geſchah, denn er war dem Themiſtokles, und ſpäter dem Perikles und Ephialtes, welche die Macht des Volkes zu vergrößern ſuchten, ſtets entgegen. Sein Hauptbeſtreben war, ein gutes Einverſtändniß zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern zu erhalten, von welchen letztern er geliebt ward, und die er nachzuahmen ſuchte. Als gegen das Jahr 466 vor Chr. die Thaſier ſich empört hatten, ſchlug er ſie, nahm ihre Stadt, ſo wie die Goldminen, welche ſie auf dem benachbarten Feſtlande hatten, und gründete die Stadt Amphipolis. Kaum war er nach Aſien zurück, als Perikles und andre Volkshäupter ihn anklagten, daß er ſich durch die Geſchenke des Königs von Macedonien habe abhalten laſſen, dieſem Fürſten einen Theil ſeiner Staaten zu entreißen, obwohl man im Frieden mit ihm war. Das Volk aber verwarf eine ſo grundloſe Anklage. Da bei einem während der Unternehmung auf Thaſos ausgebrochnen Aufſtande der Heloten gegen die Lacedämonier, letztre bei den Athenienſern Hülfe ſuchten, ſetzte es Cimon durch, ihnen Truppen zu ſenden, aber die Lacedämonier, welche den Wankelmuth der Athenienſer fürchteten, ſchickten dies Hülfscorps bald wieder zurück, welches ſehr übel aufgenommen wurde. Andrer Seits hatten Perikles und Ephialtes die Abweſenheit Cimons benutzt, um dem Areopag eine Menge Urtheile zu nehmen und dem Gerichtshofe der Heliaſten zu übergeben, wodurch die untern Volksklaſſen eine außerordentliche Gewalt erhielten. Cimon trachtete bei ſeiner Rückkehr vergeblich, die Sachen auf den alten Fuß zu ſetzen; vielmehr benutzten ſeine Feinde das, dadurch aufgeregte Mißvergnügen des Volks, ihn verbannen zu laſſen. Er begab ſich nach Böotien. Als bald darauf die Athenienſer nach Tanagra gerückt waren, um den von Delphi, das ſie von den Phocäern befreit hatten, zurückkehrenden Lacedämoniern den Durchzug ſtreitig zu machen, fand er ſich

Digitized by Google

ein, um mit seiner Tribus zu fechten. Er foderte seine Freunde auf, durch ihr Betragen zu zeigen, wie grundlos die Beschuldigung sei, daß er die Lacedämonier begünstige, und fast alle fielen, indem sie mit der größten Tapferkeit kämpften. Obwohl diese Schlacht zum Nachtheile der Athenienser ausfiel, setzten sie doch den Krieg bis zum J. 456 vor Chr. fort, wo die gänzliche Unterwerfung der Heloten ihnen die Besorgniß erregte, mit der ganzen Macht Lacedämons einen ungleichen Kampf eingehen zu müssen. Sie riefen Cimon zurück, der den Frieden abschloß, zugleich aber, um der Thätigkeit der Athenienser Nahrung zu geben, eine Expedition gegen Egypten und Cypern beschließen ließ. Mit zweihundert Schiffen ging er nach Cypern und schickte von da sechzig nach Egypten. Er belagerte darauf die Stadt Citium, starb aber noch vor der Einnahme, und nach seinem Tode zogen sich die Athenienser zurück. Athen verlor in ihm einen seiner ausgezeichnetsten Bürger. Die Volkspartei, der er widerstanden hatte, gewann nunmehr das Uebergewicht und führte den Staat seinem Untergange entgegen.

Cincinnatus (Lucius Quinctius), einer der edelsten Römer aus den ältesten Zeiten des Freistaats, eben so ausgezeichnet durch Heldenthaten, als durch Edelmuth, Genügsamkeit und Uneigennützigkeit, wurde im J. 460 v. Chr. Geb. (294 n. Roms Erb.) zum Consul gewählt. Die Abgesandten, die ihm die Nachricht davon überbrachten, trafen ihn auf dem Felde mit dem Pfluge in der Hand. Er nahm die Würde an, und bedauerte nur, daß nunmehr sein kleines geliebtes Landgut unbearbeitet bleiben würde. Das Consulat verwaltete er uneigennützig und ruhmvoll, schlug es aber, als es ihm auf das nächste Jahr wieder angeboten wurde, aus, und erhielt nachher, um den unglücklichen Krieg gegen die benachbarten Aequier zu endigen, die Dictatur auf sechs Monate. Auch diesmal fanden ihn die Bothen hinter dem Pfluge. Sogleich zog er dem eingeschlossnen Consul Minutius zu Hülfe, überfiel die Feinde bei Nacht, nahm ihr ganzes Heer gefangen, und theilte die Beute unter seine Soldaten aus, ohne mehr für sich zu behalten, als eine goldne Krone, die ihm sein Heer aus Dankbarkeit schenkte. Schon nach sechszehn Tagen legte er, nachdem er einen Triumph gefeiert, seine Würde nieder, und kehrte in die ländliche Ruhe zurück. Allein noch im hohen Alter erhielt er die Dictatorwürde abermals, um der Herrschaft des unruhigen und gefährlichen Spurius Mälius ein Ziel zu setzen. Er traf die wirksamsten Vorkehrungen, und zerstreute, als der Aufrührer durch einen gewissen Ahala umgebracht worden war, dessen zahlreiche Anhänger durch Beharrlichkeit und Nachdruck. So wurde dieser erhabne Mann zweimal Retter seines Volks, das ihn als Vater verehrte.

Cinna (Luc. Cinna), ein Anhänger des Marius, der, als Sylla durch die Achterklärung des Marius sich verhaßt gemacht hatte, das Consulat erlangte, und jenen, der eben als Proconsul nach Asien abgehen wollte, anklagte, daß er den Staat schlecht verwaltet habe. Sylla fand es nicht rathsam, sich auf diese Klage zu stellen. Als Cinna darauf ein neues Gesetz zu Gunsten der Bundesgenossen gewaltsam durchsetzen wollte, kam es zwischen seiner Partei und der Partei des Senats, an deren Spitze Octavius, der andre Consul, stand, auf dem Markte zu einem blutigen Gefechte, in welchem Cinna und die Seinigen besiegt, und nach einem Verluste von 10,000 Todten aus der Stadt vertrieben wurden. Er floh zu den Bundesgenossen,

brachte 30 Legionen zusammen, rief die Geächteten, und unter diesen auch Marius zu sich, bemächtigte sich Roms, das ihm nicht widerstand, und trat dem schrecklichen Plane des Marius bei, alle Senatoren, die dem Volke entgegen waren, zu ermorden. Dies Blutbad dauerte fünf Tage. Auch für das folgende Jahr behielt er nebst Marius eigenmächtig das Consulat. Jetzt aber erschien Sylla, und Cinna wollte ihm entgegenziehn; allein seine Soldaten weigerten sich, überfielen und mordeten ihn. Cinna (Cornelius), ein Enkel des Pompejus, war das Haupt einer Verschwörung gegen den Kaiser Augustus, der ihm aber auf das großmüthigste verzieh und selbst das Consulat übertrug. Cinna war darauf dem Kaiser bis an seinen Tod mit unverbrüchlicher Treue ergeben.

Cino da Pistoja, ein berühmter italienischer Rechtsgelehrter und Dichter, war 1270 zu Pistoja geboren. Der Name seiner Familie war Sinibuldi oder Sinibaldi, sein eigner Name aber Guittone, aus dessen Verkleinerung Guittoncino die Florentiner durch Abkürzung Cino machten. Er endigte seine Studien in Bologna, und verwaltete darauf das Richteramt zu Pistoja bis 1307, wo der, unter dem Namen des Streites der Schwarzen und Weißen bekannte blutige Bürgerzwist ihn zur Flucht nöthigte. Er ging anfangs zu einem Freunde auf der Grenze der Lombardei, der, wie er, von der Partei der Weißen war, und dessen Tochter, Selvaggia, ihm Liebe eingeflößt hatte, aber um eben diese Zeit starb. Cino reiste darauf durch die Lombardei und Frankreich, und verweilte einige Zeit zu Paris. Vor 1314 war er wieder in Italien, denn in diesem Jahre gab er zu Bologna seinen Commentar über den Codex heraus, den er in zwei Jahren geschrieben hatte, was in Rücksicht auf seinen Umfang und auf die Schwierigkeit des Gegenstandes, allgemeine Bewunderung erregte. Er erhielt dafür noch in demselben Jahre die Würde eines Doctors der Rechtsgelehrsamkeit. Mehrere Universitäten stritten um seinen Besitz. Drei Jahre lebte er zu Treviso, länger zu Perugia, wo der berühmte Bartolo sein Schüler war. Ob er auch, wie Einige behaupten, zu Bologna, Siena und selbst zu Paris gelehrt habe, ist zweifelhaft; gewiß aber, daß er 1334 unter den Professoren der Universität von Florenz war. Er lehrte das Civilrecht. Falsch ist es, daß Petrarca und Boccaccio seine Schüler gewesen. Cino war 1336 nach Pistoja zurückgekehrt, als er erkrankte und entweder noch in demselben Jahre oder zu Anfang des folgenden starb. Sein Commentar übertraf Alles, was in dieser Art bisher erschienen war, und wurde mehrere Male gedruckt. Als italienischer Dichter gehört er zu den besten in jener frühen Zeit. Von allen Vorgängern des Petrarca ist er demselben am ähnlichsten. Seine Gedichte, deren Hauptgegenstand die obengenannte Selvaggia ist, wurden zum ersten Male 1558 zu Rom von Pilli herausgegeben. Später sind sie zu Venedig mit einem zweiten Theile vermehrt erschienen, den man jedoch für unächt hält. Die vollständigste Ausgabe ist von Ciampi (Florenz, 1812, 2. Aufl.) nebst dem Leben des Dichters.

Cinque Ports, die Fünfhäfen. Unter dieser Benennung wurden seit Wilhelm dem Eroberer fünf, auf der englischen Küste von Kent und Sussex gegen Frankreich zu liegende Häfen (Dover, Sandwich, Tomney, Hithe und Hastings) verstanden, die vor allen andern Landungen zu sichern waren, und obgleich späterhin noch zwei andre (Winchelsea und Rye) hinzukamen, so ward doch wie obige Benennung beibehalten. Um die Bewohner dieser Städte desto inniger

an das Interesse Englands zu knüpfen, verwilligte man ihnen viele Freiheiten, und gab ihnen einen besondern Aufseher, welcher den Titel the Lord Ward'en (Oberamtmann) of the cinque ports führt, und jährlich 3000 Pfund Gehalt bezieht. Er hat außerdem Admiralitäts-Jurisdiction. Der Zweck dieser Einrichtung hat nun zwar insofern längst aufgehört, als alle diese Häfen gegenwärtig dergestalt verschlämmt sind, daß sie zu Landung bedeutender Kriegsflotten nicht mehr taugen; die alten Vorrechte sind ihnen aber, wenigstens zum Theil, verblieben. Dahin gehört unter andern, daß jede dieser sieben Städte, so unbedeutend sie auch sind, zwei Parlamentsglieder erwählt, daß ihre Bürger sich Barone nennen, und bei den Krönungen der Könige von England den Prachthimmel tragen, der nach Beendigung der Feierlichkeit ihr Eigenthum wird. — Auch die Aufseherstelle besteht noch, als Sinecure, und wird gewöhnlich irgend einem begünstigten Hof- oder Staatsmanne zu Theil.

Ciprian (der Heilige), im J. 200 nach Christi Geburt zu Karthago geboren, stammte aus einer angesehnen Familie und war Lehrer der Beredtsamkeit daselbst. Im J. 246 bekehrte er sich zum Christenthum, vertheilte sein Vermögen unter die Armen und lebte äußerst enthaltsam. Die Gemeinde in Karthago wählte ihn zum Presbyter und 248 zum Bischof. Er wurde das Licht der Geistlichkeit und der Tröster des Volks. Zwar floh er während der Verfolgung der Christen unter dem Kaiser Decius, ermahnte aber seine Kirche stets beim Glauben am Christenthum zu beharren. Im J. 251 berief er eine Kirchenversammlung zu Karthago, um die Büßungen derer zu bestimmen, welche während der Verfolgung abtrünnig geworden, jedoch zum christlichen Glauben reuig zurückkehren wollten. Andre Kirchenversammlungen zu Karthago beschlossen, die von Ketzern Getauften noch einmal zu taufen. Als 257 wieder eine Christenverfolgung ausbrach, wurde er nach Curuba 12 Stunden von Karthago verbannt. Am 14. Sept. 258 traf ihn der Tod eines Märtyrers, weil er wider den Befehl der heidnischen Obrigkeit in Karthago's Gärten das Evangelium gepredigt hatte. Lactanz nennt ihn den ersten beredten christlichen Schriftsteller. Doch hat seine Schreibart etwas von der Härte seines Lehrers Tertullian. Wir haben von ihm eine Erklärung des Vater Unser und 81 Briefe die viel Aufklärung über die Geschichte der Kirche zu seiner Zeit geben. 1726 erschienen seine Werke vollständig gedruckt in Folio.

Cipriani (Giambattista), Maler und Kupferstecher, wurde geboren 1732 zu Pistoja und starb 1785 zu London. Man kennt seinen Lehrer nicht, weiß aber desto besser, daß ihm Correggio Ideal war. 18 Jahr alt kam er nach Rom, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Bald erwarben ihm seine Talente einen glänzenden Ruf. Einige kunstliebende Engländer, die sich eben dort befanden, bewogen ihn nach London zu gehen. Hier ward er eins der ersten Mitglieder der dort 1769 gestifteten königl. Akademie. Cipriani's Zeichnung ist correct, seine Köpfe haben Anmuth und Lieblichkeit. Sein Colorit ist harmonisch und der allgemeine Eindruck seiner Composition einnehmend. Zu Arioſto's rasendem Roland lieferte er eine Reihe kleiner Kupfer, worin man die ganze Anmuth seines Talents findet. Mehrere artige Kupfestiche von Bartolozzi, sind nach Cipriani's Manier.

Cirkassien, eine Landschaft Asiens, auf der nördlichen Seite des Kaukasus vom schwarzen bis zum kaspischen Meer. Die Ein-

wohner nennen ſich ſelbſt Adige; von den Türken und Tataren werden ſie Tſcherkas (d. i. Straßenräuber), von den Arabern Memalik, von den Oſſeten, einem gleichfalls kaukauſiſchen Volke, Kaſach genannt. Sie bewohnen die Diſtricte: 1. Groß-Kabarda; 2. Klein-Kabarda; 3. Beslen, an der größern Laba, welche ſich in den Kuban ergießt; 4. Temirgai am Schagwaſcha; 5. Abaſech, vornehmlich am Fluſſe Pſchaha; 6. Bſeduch, an den untern Gegenden des Chuaſch; 7. Hadukai; 8. Bſchana. Dieſe kräftige und kriegeriſche Nation könnte ſehr furchtbar werden, wenn ſie, ſtatt in verſchiedne Haufen getheilt und vielen kleinen Fürſten unterworfen zu ſein, unter Einem Oberhaupte vereinigt wäre. Der wichtigſte von den circaſſiſchen Stämmen des Kuban ſind die Temirgoï; ſie bewohnen mehr als vierzig befeſtigte Dörfer und können 2000 Mann ſtellen. Die Schagacki, unterhalb der türkiſchen Feſtung Anapa, haben einen Fürſten, der ehemals Schiffe auf dem ſchwarzen Meere hielt. Die Kabarda-Circaſſier verdienen den Namen einer halbcultivirten Nation. Sie bewohnen ein fruchtbares Land, das nördlich den Terek begrenzt, und unterſcheiden ſich von allen übrigen kaukaſiſchen Völkern durch ihre Schönheit. Die Männer ſind von hohem Wuchs, regelmäßiger Bildung, und führen den Säbel unübertrefflich. Die Weiber ſind von zarten Formen, weißer Haut, dunklem Haar, regelmäßigem Geſicht, ſchlankem Wuchs, vollem Buſen. Sie gelten in den türkiſchen Harems als die vorzüglichſten Schönheiten. Der circaſſiſche Fürſt oder Edelmann, d. h. Jeder, der nicht dient und ein Pferd beſitzt, iſt ſtets mit Dolch und Piſtolen bewaffnet, und geht ſelten aus dem Hauſe ohne Säbel und Köcher. Ein Helm und ein Panzer bedecken ſeinen Kopf und ſeine Bruſt. Die ganze Kabarda ſtellt 1500 Edelleute oder Usden und 10,000 waffenfähige Bauern oder Knechte. Aber die Kabardinerfürſten reiben ſich unter einander durch ſtete Feindſeligkeiten auf. Der Boden der Kabarda iſt zum Ackerbau vortrefflich; doch iſt der Winter rauh und die Wärme nicht von langer Dauer. Die Einwohner vernachläſſigen die Geſchenke der Natur, namentlich die reichen Bergwerke, aus denen ſie köſtlichere Metalle, als Eiſen und Kupfer, woraus ſie ihre Waffen verfertigen, ziehen könnten. Ein großer Theil des Reichthums der Circaſſier beſteht in ihrer Viehzucht, in Ziegen, Schafen, Rindern und Pferden. Sie verkaufen Wolle und Wachs. Ihre Pferde ſind ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Behendigkeit. Den Füllen von guter Race brennen ſie ein Zeichen ein. Sehr merkwürdig iſt ihr Feudalſyſtem. Der Unterthan iſt des Fürſten Eigenthum, wiewohl er ihn nicht verkauft, und dieſem zu jeden perſönlichen Dienſte verpflichtet; aber er zahlt keine Abgaben. Der Edelmann erhält die Ordnung unter dem Volke und leiſtet dem Fürſten Kriegsdienſte. Letztrer hält offne Tafel und jeder von denen, die Heerden haben, trägt dazu bei. Die Ehen werden nach Reichthum und Geburt geſchloſſen. Gleich nach der Geburt eines fürſtlichen Kindes wird daſſelbe aus dem älterlichen Hauſe entfernt und einem Edelmanne zur Erziehung übergeben. Der Knabe wird unterrichtet im Jagen, Rauben und Kriegen, das Mädchen im Sticken, Nähen und Strohflechten. — Es beſteht unter den Circaſſiern ein Gaſtrecht, das ſie Kunadi nennen; für den Fremden, dem es zugeſagt worden, haftet ſein Wirth mit dem Leben. An einem Mörder nehmen die Verwandten des Ermordeten die Blutrache; kein Geld kann ſie verſöhnen. Sonſt waren dieſe Völker Chriſten; jetzt ſind ſie Mohammedaner, beobachten jedoch die Vorſchriften des Islam mit wenig Eifer. — Nach dem

Verfalle des chazariſchen Reichs ſcheinen die Cirkaſſier den Arabern, Tataren und vielleicht auch den Georgiern unterthan geweſen zu ſein; gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts wurden ſie Vaſallen der Ruſſen. Czar Iwan Waſiliewitſch ſandte (1565) eine kleine Armee unter dem General Daſchkow dem Temruk, einem cirkaſſiſchen Fürſten, zu Hülfe; nach dem Tode Iwans aber vernachläſſigte der ruſſiſche Hof dieſe entfernten Unterthanen, und ſie wurden den Chanen der Krimm zinsbar, bis ſie, der Mißhandlungen der Beamten müde, zu den Waffen griffen und eine Armee von 30,000 Mann überwanden. Gegenwärtig ſind ſie Rußland wieder unterworfen.

Circe, eine mächtige Zauberin, nach Einigen des Helios und der Perſa, einer Oceanide, nach Andern des Hyperion und der Aſterope Tochter; des Aëtes und der Paſiphaë Schweſter. Sie wohnte auf einer, an der Weſtküſte Italiens gelegnen Inſel in einem Thale, wo ihr von glänzenden Steinen erbauter Palaſt auf einem freien Platze ſtand, den gebändigte Löwen und Wölfe umſchweiften. Ihre Beſchäftigung beſtand im Weben, wobei ſie ſich mit Geſang ergötzte; ihre Dienerinnen waren vier Berg- und Flußnymphen. Als Ulyß auf ſeiner Irrfahrt auf ihrer Inſel gelandet war, ſchickte er den Eurylochus mit einem Theile der Mannſchaft aus, um die Gegend zu erkundigen. Sie kamen zum Palaſte der Circe, welche ſie mit Speiſe und Wein bewirthete, ſie dann aber mit ihrem Zauberſtabe berührte und in Schweine verwandelte. Nur Eurylochus war durch vorſichtige Enthaltung von dem Zaubertranke der Verwandlung entgangen und benachrichtigte Ulyß von dem Vorfalle. Dieſer ging nun ſelbſt gerüſtet an's Land, um ſeine Gefährten zu befreien. Unterwegs begegnete ihm Merkur, lehrte ihn, wie er ſich vor dem Zauber verwahren ſolle, und gab ihm die Pflanze Moly, als Mittel, ſeine Gefährten zu befreien. So ausgerüſtet erſchien er bei der Circe, deren Tränke bei ihm wirkungslos blieben. Dem Rathe Merkurs zufolge rannte er ſodann mit ſeinem Schwerte auf ſie los, als wolle er ſie tödten, und zwang ſie, ihm mit heiligen Eiden zu ſchwören, daß ſie ihm kein Leid zufügen, und ſeine Gefährten befreien wolle. Ulyſſes verweilte nun bei ihr ein ganzes Jahr, und zeugte mit ihr zwei Söhne, den Adrius oder Agrius und den Latinus. Vor ſeiner Abreiſe eröffnete ſie ihm, daß er, um glücklich nach Hauſe zu kommen, zuvor in die Unterwelt gehen und den Tireſias um Rath fragen müſſe.

Circenſiſche Spiele hießen die Spiele, welche in den Circis, vornehmlich aber in dem Circus maximus gehalten wurden (ſ. Circus.). Sie waren ſeit den früheſten Zeiten in Rom eingeführt, und ſchon Romulus feierte dergleichen dem Neptun zu Ehren. In der Folge ſtieg durch den Wetteifer der Aedilen die Pracht dabei immer höher, und unter den Kaiſern erreichte ſie endlich den Gipfel. Die vornehmſten unter den circenſiſchen Spielen waren die Ludi romani oder magni, auch von einem Beinamen der Cybele, megalenses, welche vom 4. bis 14. Sept. den ſogenannten großen Göttern zu Ehren gefeiert wurden. Wie leidenſchaftlich das Volk dieſe Spiele liebte, beweiſt der bekannte Ausruf, der ſeine zwei größten Bedürfniſſe umfaßt: Panem et Circenses (Brot und circenſiſche Spiele)! Im Allgemeinen iſt von der Art dieſer Spiele folgendes zu bemerken. Die erſte Feierlichkeit war ein glänzender Aufzug. Nachdem die Bildſäulen der großen Götter nach dem Tempel des Jupiter auf dem capitoliniſchen Berge gebracht worden, nahm der Zug von dieſem Tempel ſeinen

Anfang und ging über das Forum und Velabrum in den Circus maximus (ſ. Circus). Die höchſte obrigkeitliche Perſon führte den Zug an. Voraus wurde das Bild der geflügelten Glücksgöttin (Fortuna alata) getragen. Dann kamen die Bilder des Jupiter, der Juno, Minerva, des Neptun, der Ceres, des Apollo, der Diana, und, nach Julius Cäſars Tode, auch das Bild dieſes vergötterten Römers, in der Folge vielleicht auch die Bilder der vergötterten Kaiſer, auf bedeckten prächtigen Wagen, welche von Pferden oder Maulthieren, Hirſchen, Rehen, Kameelen, Elephanten, auch wohl von Löwen, Panthern oder Tigern gezogen wurden. Dem prächtigen Götterzuge folgten Reihen von Knaben, die ihre Väter oder Mütter verloren hatten, und welche die, beim Wettrennen zu gebrauchenden Pferde leiteten. Ihnen folgten die Söhne der Patricier von 15—16 Jahren, bewaffnet, theils zu Pferde, theils zu Fuß. Dann kamen die Obrigkeiten der Stadt, die höhern voran, und den Beſchluß machten der ganze Senat und die Söhne der Ritter zu Pferd und zu Fuß. Jetzt folgten die, zum Wettfahren und Wettlaufen beſtimmten Wagen und Pferde, und die verſchiednen Arten der Fechter, als Fauſtkämpfer, Ringer, Läufer, alle bis auf eine Bedeckung um die Hüften nackt. An dieſen Zug ſchloſſen ſich tanzende Männer, Jünglinge und Knaben, nach dem Alter in Reihen geordnet. Sie trugen violette Kleider, einen meſſingenen Gürtel, Schwerter und kurze Spieße, und die Männer noch überdies Helme. Jeder Abtheilung ging ein Mann voraus, der die Wendungen des Tanzes angab; die muſikaliſche Begleitung folgte, und dieſer ſchloß ſich ein Haufe, als Silene und Satyrn gekleideter Perſonen an, welche, mit großen Blumengehängen in den Händen, allerlei ſcherzhafte Tänze aufführten, und wieder eine Geſellſchaft von Muſikanten hinter ſich hatten. Der ausgelaſſenen Freude folgte jetzt das Heilige. Zuerſt kamen die Camilli, Knaben, welche die Prieſter beim Opfer bedienten, dann die eigentlichen Opferdiener, nach dieſen die Haruſpices mit ihren Opfermeſſern, und die Opferſchlächter, welche die geſchmückten Thiere zum Altar führten; die verſchiedenen Prieſterſchaften mit ihren Dienern; zuerſt der Oberprieſter (Pontifex maximus) und die übrigen Pontifices, dann die Flamines, darauf die Augurn, die Quindecimvirn mit den ſibylliniſchen Büchern, die veſtaliſchen Jungfrauen, dann die übrigen geringern Prieſterorden nach ihrem Range. Den Beſchluß machte ein Zug von Götterbildern, zuweilen auch ein Schaugepränge erbeuteter Schätze. Im Circus ging der Zug einige Mal im Kreiſe herum, worauf zum Opfer geſchritten wurde. Hatten dann die Zuſchauer ihre Plätze genommen, ſo begann die Muſik und die Spiele nahmen ihren Anfang. Dieſe waren: 1. Wettrennen, zu Pferde und zu Wagen. Sie waren ſo ehrenvoll, daß Männer vom höchſten Range daran Theil nahmen. Das ganze Wettrennen, wozu die Wettfahrer in 4 Parteien getheilt waren, beſtand aus 24 Fahrten und jede Fahrt aus 7 Umläufen, die zuſammen gegen $1\frac{1}{2}$ deutſche Meilen betrugen. Jede Partei machte 6 Fahrten, 3 Vormittags und 3 Nachmittags. Die Wagen waren ſehr leicht und gewöhnlich mit 2 oder 4 Pferden (neben einander) beſpannt; 2. gymnaſtiſche Kämpfe; 3. die ſogenannten trojaniſchen Spiele, Kampfſpiele zu Pferde, welche Aeneas zuerſt einführte, Julius Cäſar aber erneuerte; 4. Thiergefechte, in welchen entweder Thiere mit Thieren oder mit Menſchen (Verbrechern oder Freiwilligen) kämpften. Der Aufwand dabei war oft ungeheuer; ſo gab Pompejus in ſeinem zweiten Conſulate 500 Löwen zu einem Thier-

gefechte her, welche nebst 18 Elephanten in fünf Tagen getödtet wurden; 5. Nachahmung von Seegefechten (Naumachien), wozu der Circus unter Wasser gesetzt werden konnte.

Circumvallationslinie ist die Umschanzung, womit diejenigen, welche eine Festung belagern, ihr Lager umgeben, um sich gegen äußere Anfälle, gegen Entsatz zu sichern, so wie Contravallationslinie die Umschanzung heißt, womit das Lager gegen die Ausfälle der Festungsbesatzung geschützt wird. Da die Circumvallationslinie außerhalb der Schußweite um die Festung laufen muß: so bekommt sie einen Umfang, der sowohl ihre Erbauung als ihre Vertheidigung schwierig macht. Daher findet sie auch nur selten Anwendung, und man stellt lieber ein eignes Beobachtungscorps auf.

Circus hieß bei den Römern diejenige Art von Gebäuden, wo öffentliche Wettrennen zu Wagen und zu Pferde und andre Spiele des Fechtens und Ringens gegeben wurden. Der äußern Gestalt nach waren sie rechtwinklige längliche Vierecke, nur daß die eine kurze Seite einen Halbzirkel machte. Sie waren ohne Dach. Der Eingang befand sich in der geraden kurzen Seite. Inwendig waren zu jeder Hand sechs Hallen (carceres), wo die Pferde und Wagen ihren Stand hatten. An den beiden langen und der gekrümmten Seite befanden sich die, stufenweis über einander erhöhten Sitze der Zuschauer, die auf festen Gewölben ruhten, und unter denen noch ein breiter Wassergraben, Euripus genannt, die wilden Thiere von den Zuschauern abhielt. Innerhalb befand sich ein offener Platz (arena), der mit Sand bestreut war, und wo die Schauspiele gegeben wurden. Dieser Platz war der Länge nach durch eine Mauer (spina) in zwei Hälften getheilt, die zwölf Fuß breit und sechs hoch, und mit kleinen Tempelchen, Altären, Statuen, Obelisken, Pyramiden und kegelförmigen Thürmen geschmückt war. Von diesen letztern, (metae), befanden sich drei an jedem Ende. Sie waren als Ziele aufgerichtet, um welche die Umläufe geschahen. Bei der ersten Meta, der bogenförmigen Seite des Circus gegenüber, befanden sich sieben andre Säulen, welche entweder eine ovalrunde Gestalt oder ovalrunde Kugeln (ova) auf ihrer Spitze hatten. Für jeden Umlauf, wurde eine dieser Kugeln herunter genommen. Von außen war der Circus mit Säulenreihen, Gallerien, Kramläden und öffentlichen Plätzen umgeben. Das größte dieser Gebäude in Rom hieß der Circus maximus. Er lag in dem elften Bezirke der Stadt, von ihm ebenfalls Circus maximus genannt, und zwar auf dem Platze, wo Romulus die Spiele gab, während welcher die Sabinerinnen geraubt wurden. Tarquinius Priscus entwarf den Plan zu diesem Baue, und einige begüterte Senatoren führten ihn aus. In ihm wurden die ludi magni angestellt (vergl. Circensische Spiele). Dionysius von Halikarnaß gibt seine Länge auf 9331½ Fuß und die Breite auf 2187 Fuß an. Nach Plinius hatten auf den Sitzen 260,000, nach Aur. Victor 385,000 Menschen Platz. Julius Cäsar hatte ihn erweitert und ausgeschmückt, unter Nero brannte er ab und unter Antonius Pius stürzte er ein. Trajan baute ihn wieder und Constantin legte die letzte Hand daran. Gegenwärtig sind nur noch wenig Spuren von ihm übrig. Am vollständigsten hat sich unter allen der Circus des Caracalla, im ersten Bezirk der Stadt, erhalten. (Vergl. Circensische Spiele.)

Cirkel. Ueber die Bedeutung dieses Worts in der Mathematik, s. Kreis. — Ein Cirkel heißt ferner das bekannte Werkzeug, das

zu allerlei Ausmeſſungen gebraucht wird. Es gibt davon vielerlei Arten. — Haar-Cirkel: an welchen der eine Schenkel durch ein beſondres, mit einer kleinen Schraube verſehenes Gelenk, auf Haaresbreite vor- oder zurückgerückt werden kann, ohne daß man nöthig hätte, das Kopfgewinde des Cirkels deshalb in Bewegung zu ſetzen. In der Logik wird die Benennung Cirkel bei Definitionen und Beweiſen gebraucht. In einer Definition: wenn man einen Begriff durch ſolche Begriffe deutlich machen will, welche ſchon die Erkenntniß deſſelben vorausſetzen, d. h. wenn das Definitum wieder als Merkmal in der Definition vorkommt. Es kann dies geſchehen unmittelbar, durch ausdrückliche Worte, oder mittelbar, wenn der zu erklärende Begriff ſich unvermerkt in ein Merkmal der Definition einſchleicht und bei der Zergliederung der Merkmale, welche als der Probierſtein einer Definition anzuſehen iſt, wieder angetroffen wird. Im Beweiſe iſt ein Cirkel, wenn das, was erwieſen werden ſoll, ganz oder zum Theil, ſelbſt zum Beweisgrund angenommen wird.

Cis (Muſik), bezeichnet die zweite Stufe unſrer Tonleiter. Cis dur, diejenige Tonart, bei welcher der, durch ein Kreuz erhöhte Ton c zum Grundton der harten Tonart angenommen wird. Als Grundtonart eines Tonſtücks wird ſie nicht angewendet. Cis moll, die weiche Tonart, bei welcher der, durch ein Kreuz erhöhte Ton c zum Grundton der weichen Tonart angenommen wird. Traulichkeit und Klage der unbefriedigten Liebe liegen in ihrem Umkreis. (S. Ton, Tonart.)

Cisalpiniſche Republik. Nach der Schlacht bei Lodi (10. Mai 1796) proclamirte Buonaparte am 20. Mai die Freiheit der Lombardei, und bildete aus dieſer die transpadaniſche, ſo wie aus Bologna und Ferrara die cispadaniſche Republik. Bald wurden zur cispadaniſchen Republik auch Modena und Reggio geſchlagen; und am 19. Febr. 1797 trat in den Frieden zu Tolentino der Papſt außer Bologna, Ferrara noch Romagna, nebſt der Landſchaft Meſola an Frankreich ab. Alle dieſe Abtretungen wurden ebenfalls mit der cispadaniſchen Republik vereinigt, die am 17. März 1797 ihre Conſtitution und nun, mit der transpadaniſchen in eins gezogen, den Namen der cisalpiniſchen Republik erhielt, auch (9. Jul.) unter dieſem Namen proclamirt und von dem Kaiſer im Frieden zu Campo Formido (27. Oct.) als eine unabhängige Macht anerkannt wurde. Für jetzt begriff dieſe Republik: die öſterreichiſche Lombardei, nebſt dem Mantuaniſchen, die venetianiſchen Provinzen Bergamo, Brescia, Crema, Verona und Rovigo, das Herzogthum Modena, das Fürſtenthum Maſſa und Carrara und die drei päpſtlichen Legationen Bologna, Ferrara mit Meſola und Romagna. Allein ſchon am 22. Oct. d. J. wurden auch die nach Graubünden gehörenden Länder Veltlin, Worms und Cläven dazu geſchlagen, und die neue, in 10 Departements eingetheilte Republik begriff nun 771 Q. M. mit 3½ Millionen Menſchen. Der Sitz der Regierung, welche 1. aus der geſetzgebenden Verſammlung (dem Rathe der Alten von 80, und dem größern von 160 Mitgliedern), und 2. aus dem Directorium beſtand, war Mailand. Die Kriegsmacht (franzöſiſche Truppen im Solde der Republik), beſtand aus 20,000 Mann. Ihre Verbindung mit Frankreich wurde durch ein, im März 1798 abgeſchloſſenes, Trutz- und Schutzbündniß, und einen Handelsvertrag noch feſter geknüpft. Dennoch ging die neue Republik ihrer Auflöſung ſchnell entgegen. Als (im März 1799) der Krieg von neuem zwiſchen

Oesterreich und Frankreich ausbrach, wurde sie durch die Siege des erstern in Gemeinschaft mit den Russen, erobert und aufgelöst. Die Schlacht von Marengo (14. Jun. 1800) bewirkte zwar ihre Wiederherstellung, und die Republik erhielt nun eine Staatsverwaltung (Consulta) von 50, und einen Vollziehungsrath (Governo) von 9 Mitgliedern; auch wurde sie am 6. Sept. durch die Landschaften Novarese und Tortonese vergrößert, und in dem Frieden zu Lüneville (9. Febr. 1801) von Oesterreich auf's neue anerkannt; nahm aber 25. Jan. 1802 den Namen der italienischen Republik an, und erwählte Buonaparte zu ihrem Präsidenten, und Franz Melzi d'Erile zum Vicepräsidenten. Sie wurde nun in zwölf, und bald darauf in dreizehn Departements eingetheilt, allein schon 1803 (17. März) übertrug eine Deputation der italienischen Republik dem französ. Kaiser die Würde eines Königs von Italien, und am 31. März ward sein Regierungsantritt feierlich verkündigt. (Vergl. Italien.)

Cisrhenanische Republik. Da bereits eine cis- und transpadanische, cisalpinische und ligurische Republik entstanden war und man überhaupt in jenem Zeitpunkte (1797) die republikanische Regierungsform für die vollkommenste hielt: so war es nichts Außerordentliches, daß auch einzelne Städte sich in Republiken umzuschaffen suchten. So traten mehrere am Rhein gelegne Städte, namentlich Köln, Aachen, Bonn, in eine Verbindung, erklärten sich unter französischem Schutze für unabhängig, und proclamirten sich im September 1797 als eine cisrhenanische Republik. Da jedoch in dem Frieden zu Campo Formio (Oct. 1797) die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich als geheimer Artikel bestimmt wurde, mithin die cisrhenanische Republik ohnehin an Frankreich fiel: so ist diese cisrhenanische Republik, die man auch oft bloß die cisrhenanische Conföderation nannte, kaum dem Namen nach bekannt worden.

Cisterzienser heißt ein geistlicher Orden, der von seinem Stammkloster Citeaux unweit Dijon, wo er 1099 entstand, diesen Namen führt und besonders durch die Thätigkeit des heiligen Bernhard von Clairvaux (s. d. Art.) hundert Jahre nach seiner Entstehung schon zu 800 reichen Abteien in verschiednen Ländern von Europa angewachsen war. Die Cisterzienser widmeten sich nur dem beschaulichen Leben, der nach ihrer Regel sehr anstrengenden Klosterandacht und Kasteiung, und wurden bald durch eine bedeutende Anzahl Nonnenklöster ihres Ordens verstärkt. Sie wußten sich Befreiung von der bischöflichen Aufsicht zu verschaffen und bildeten einen aristokratisch-republikanischen Mönchsstaat. Ein hoher Rath, der aus dem Abte zu Citeaux, als General-Obern, den Aebten zu Clairvaux, La Ferte, Pontigni und Morimond (sämmtlich in Frankreich) und 20 andern Definitoren bestand, und den anfangs jährlich, später in jedem dritten Jahre gehaltnen, Generalkapiteln der Aebte und Prioren aller Cisterzienserklöster verantwortlich war, regierte sie unter unmittelbarer Oberaufsicht des Papstes. In Frankreich nannten sie sich aus Achtung gegen den heiligen Bernhard, Bernhardiner. Unter den, von ihnen ausgegangnen Brüderschaften waren die Barfüßer od. Feuillans (s. d. A.) u. die Nonnen von Portroyal (s. d. Art.) in Frankreich, die Recollectinnen (verbesserte Cisterzienserinnen) in Spanien und die Mönche von La Trappe (s. Trappisten) die merkwürdigsten. Der Reichthum und die Unthätigkeit dieses sonst mächtigen Ordens bereitete ihm den Verfall. Viele Klöster gingen schon vor der Reformation, noch

mehr nach derselben, theils von selbst ein, theils in andre Hände über. Das allgemeine Schicksal der geistlichen Orden in der Revolutionsepoche beschränkte die Cisterzienser auf wenige Klöster in Spanien (wo ihre Secularisation erwartet wird), Polen, den österreichischen Staaten und in der sächsischen Oberlausitz, wo noch zwei reichbegüterte Nonnenklöster dieses Ordens, Marienstern und Marienthal blühen. Das Mönchskloster Neuenzelle in der Niederlausitz wurde im Februar 1817 von der preußischen Regierung, wie früher die berühmten Klöster dieses Ordens in Schlesien, gänzlich aufgehoben. Die Cisterzienser tragen weiße Kleidung mit schwarzem Scapulier. E.

Citadelle ist eine, neben einer Stadt oder größern Festung auf einer herrschenden Höhe angelegte kleinere Festung oder Fort von 4—7 Bollwerken. Das Fünfeck ist im Allgemeinen die bequemste und vortheilhafteste Figur dazu.

Citiren, aufrufen, anführen, heißt beim schriftlichen und mündlichen Unterrichte, Jemand, einen Schriftsteller oder vielmehr einen Ausspruch desselben, besonders Stellen eines Buchs anführen (daher Citate, angeführte Stellen). In dem gerichtlichen Verfahren heißt citiren, Jemand von Obrigkeits wegen zur Stellung vor Gerichte auffodern, vorladen; daher Citation (Ladung, Vorladung) diese Handlung der Obrigkeit, oder der richterliche Befehl, vor Gericht zu erscheinen. Die Ladung geschieht auf einen gewissen Zeitpunkt. In der Regel muß jeder Vorgeladene im bürgerlichen Prozeß bei der ersten Vorladung in Person erscheinen, kann aber bei den folgenden Verhandlungen seinen Bevollmächtigten schicken. In Polizeisachen wird immer persönliche Gegenwart erfodert. Das Nichterscheinen wird als Ungehorsam gegen die Obrigkeit bestraft; daher bei unvermeidlichen Hindernissen eine zeitige Entschuldigung bei dem Richter nicht zu verabsäumen ist. Die Ladungen sind Verbalcitationen, d. h. wörtliche Auffoderungen (und zwar mündlich durch einen Diener des Gerichts, oder durch schriftlichen Befehl des Richters bei Personen vornehmern Standes), oder Realcitationen, welche in der Abholung der zu stellenden Personen vor das Gericht bestehen, und mit Gewalt verbunden sein können. Letztre tritt gewöhnlich dann ein, wenn eine verdächtige Person sich nicht gutwillig gestellt hat, oder in Criminal- und Polizeisachen, in denen schnelle Entscheidung nothwendig ist, und viel Verdacht auf den Geladenen fällt. Da aber der Zweck der Citation das wirkliche Erscheinen vor Gericht als Bedingung einer angestellten Untersuchung ist, so darf auch die dabei anzuwendende Gewalt sich nicht weiter erstrecken, als zu diesem Zwecke nothwendig ist. Man unterscheidet unter den Verbalcitationen noch die Gemeine- oder Privatladung und die öffentliche oder Edictalcitation (s. Edict). Eine peremtorische Citation (citatio peremtoria) ist eine endliche und entscheidende Vorladung, welche im Vernachlässigungsfalle Rechtsverlust nach sich zieht. T.

Citronen. Wegen ihres mannichfaltigen Gebrauchs ist die Frucht des Citronenbaums ein wichtiger Handelsgegenstand geworden. Wir erhalten sie aus den südlichen Ländern, wohin der Baum früher aus seinem Vaterlande Medien verpflanzt worden ist. Sicilien allein versendet jährlich an 30,000 Kisten, deren jede 440 Stück enthält. Um die Fäulniß zu vermeiden, nimt man sie vor der völligen Reife ab, weshalb auch die Citronen, welche zu uns kommen, nicht ihre vollkommne Süßigkeit haben. Man gebraucht davon die Schale, welche man trocknet, und den Saft, der sich auch krystallisiren läßt. Er

macht eine eigne vegetabilische Säure aus, die als Heilmittel besonders durch ihre fäulnißhindernde, antiskorbutische, harntreibende, steinauflösende Kraft, und auch in ansteckenden Krankheiten von großem Nutzen ist. So fand Spiker (Reise durch England, 1816) in dem Seehospitale zu Gospert mehrere Keller mit Vorräthen von Citronensaft angefüllt, deren ein einziger nicht weniger als 6650 Flaschen enthielt. — Unter den verschiednen Abarten der Citronen nennen wir die Citronaten und die Limonen. Das kostbare Citronenöl wird aus den frischen Schalen gewonnen, und ist in den, auf der Oberfläche der Frucht befindlichen Bläschen enthalten. Wir erwähnen hier, des ähnlichen Ursprungs wegen, auch des bekannten, wohlriechenden Bergamottöls, welches man auf gleiche Weise von einer Art Pomeranzen erhält, die auf der westindischen Insel Barbados wachsen und Bergamotten genannt werden.

Ciudad Rodrigo, eine wichtige Grenzfestung Spaniens gegen Portugal, in der Provinz Salamanca, mit 11,000 Einwohnern, welche sich am 10. Juli 1810 nach tapfrer Vertheidigung an die Franzosen ergab. Massena mußte zwar bei seinem Rückzuge aus Portugal diese Festung ihrem Schicksal überlassen, es gelang ihm indes, sie zuvor mit allem Erforderlichen gehörig zu versehen, worauf er nach Salamanca zurückging. Die Einschließung erfolgte durch die Britten unter Wellington am 8. Jan. 1812, und die Belagerungsarbeiten hatten einen so raschen Fortgang, daß die Stadt schon in der Nacht vom 19. auf den 20. d. M., durch Sturm überging, obgleich die tapfre Besatzung sich bis zu ihrer gänzlichen Gefangennehmung von Haus zu Haus vertheidigte. Die Cortes erhoben Wellington zum Herzog von Ciudad Rodrigo und Grande von Spanien erster Klasse.

Civilliste. Dieser Ausdruck war sonst nur in England gebräuchlich, und bezeichnet die Einkünfte, die jedem Könige bei dem Antritte seiner Regierung zur Unterhaltung seines Hauses und Hofstaats, mehrerer Beamten und Collegien, der Gesandten und überhaupt der bürgerlichen Regierung vom Parlamente bewilligt werden. Für den jetzigen König Georg IV. wurde als jährliche Civilliste vom Parlament zur Last der Schatzkammer von Großbritannien 850,000 Pf. St. und der Schatzkammer von Irland 207,000 Pf. St. bewilligt, außerdem noch die Kroneinkünfte aus Schottland, des Herzogthums Cornwallis, des Fürstenthums Wallis und die Admiralitätseinkünfte aus Prisengeldern. In Frankreich wurde aus der englischen Constitution von der ersten constituirenden Versammlung, die Idee der Civilliste angenommen und dem Könige 25 Millionen Livres bewilligt. Unter dem Kaiserthume, so wie auch jetzt nach Wiederherstellung der Königswürde hat man dieselbe Bestimmung beibehalten. Mehr aber Civilliste siehe in der neuen Folge des Werks.

Civilrecht. Die römischen Rechtsgelehrten theilten das Recht in Naturrecht (Jus naturale), welches für alle lebendige Wesen im außergesellschaftlichen Zustande galt; in Völkerrecht (Jus gentium) oder das Recht für den, im gesellschaftlichen Zustande lebenden Menschen, ohne Rücksicht auf Ort, Zeit und positive Gesetzgebung, und in bürgerliches oder Civilrecht ein. Das letztre im weitern Sinne ist der Inbegriff der positiven gesetzlichen Vorschriften, nach welchen die Bürger eines Staats in ihren gegenseitigen Verhältnissen ihre äußern Handlungen einzurichten haben. Der Begriff von Civilrecht ist römischen Ursprungs, und bedeutet auch im engern Sinne das römische Civilrecht. Ferner theilt man das Civilrecht wieder ein in öffentliches

und Privatcivilrecht (Jus civile publicum et Jus civile privatum). Durch das erstre wurden die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten des Staatsoberhauptes und des Volks, durch letztres die Befugnisse und Verpflichtungen bestimmt, welche die Staatsbürger gegen einander haben. Diese beiden Zweige des Civilrechts werden wieder von vielen Rechtsgelehrten eingetheilt in das allgemeine (universale, naturale), wenn nämlich die Vorschriften desselben schon von jedem vernünftigen Menschen, ohne Rücksicht auf positive Gesetzgebung, als verbindend anerkannt worden; und in das particuläre (Jus civile particulare) oder positive Civilrecht, wenn die Rechtsvorschriften der besondern Bestimmung eines Gesetzgebers ihr Dasein verdanken. — Das römische Civilrecht oder das Civilrecht im engern Sinne theilten die Rechtslehrer wiederum ein in geschriebnes und ungeschriebnes Recht, nachdem es nämlich ausdrücklich durch die Gesetzgebung im Staate als bestehendes Recht festgesetzt war, oder sich bloß auf Gewohnheiten, Herkommen ꝛc. gründete. Zu den Zeiten der Könige von Rom (vor Chr. Geb. 753—509) waren die königlichen Gesetze (leges regiae) und das Gewohnheitsrecht (Jus traditum) die einzigen Rechtsquellen der Römer. Das Jus civile Papirianum war eine Sammlung jener königlichen Verordnungen, welche der Pontifex Maximus Papirius (293 v. Chr.) veranstaltete. Der Commentar des Granius Flaccus darüber ist verloren gegangen. 302 v. Chr. brachten drei, nach Griechenland geschickte römische Gesandte von dort eine Sammlung griechischer Gesetze, aus denen das Recht der 22 Tafeln durch die Decemviros legibus scribendis verfertigt wurde, das ein Jahr hernach Gesetzeskraft erhielt. Schon früher, im J. 263, wurden die ersten Comitia tributa gehalten, wo von den Bürgern nach den Tribus gestimmt wurde, und die außer der Wahl der Tribunen und Volksädilen auch den Zweck hatten, Volksbeschlüsse (Plebiscita) zu fassen. Diese Volksbeschlüsse wurden von den Tribunen in Vorschlag gebracht, und obgleich bloß die Plebejer, nicht aber die Patricier, ein Stimmrecht dabei hatten: so wurde doch den Plebiscitis durch das Horazische, Publilische und Hortensische Gesetz (306, 416 und 465 nach Roms Erbauung) volle Gesetzeskraft beigelegt. Außer der Papirischen Sammlung der königlichen Verordnungen, dem Zwölftafelgesetz und den Volksbeschlüssen sind als Quellen des geschriebnen römischen Civilrechts anzusehen: a. die Leges curiatae, worüber die Bürger nach Curien, und die Leges centuriatae, worüber sie nach Centurien stimmten. Ein solches Gesetz wurde von den Dictatoren, Consuln oder Prälaten zuerst dem Senate vorgelegt, hierauf wenigstens 17 Tage lang öffentlich ausgehangen, und sodann über die Annahme oder Nichtannahme in obiger Art gestimmt. b. Die Rathsschlüsse (Senatusconsulta). Schon vor den Kaisern gab es Gesetze dieses Namens, welche der Senat jedoch bis zu Tiberius Zeit bloß über die, seiner alleinigen Verwaltung überlassenen Gegenstände erließ. Als sich aber die Kaiser nach und nach die gesetzgebende Gewalt allein anmaßten, so suchten sie dies dadurch dem Volke zu verbergen, daß die von ihnen gegebnen Verordnungen als Rathsschlüsse (Senatusconsulta) erlassen wurden, und so entstand unter Tiberius Regierung zuerst die neuere Art von Senatsconsulten, welche nicht, wie die ältern, zur Zeit des römischen Freistaats gegebnen Rathsschlüsse, bloß die Angelegenheiten des Senats, sondern alle Gegenstände des gemeinen Rechts betrafen. Diese neuern Senatsconsulta wurden jedesmal auf Antrag des Kaisers (praevia oratione principis vel im-

peratoris) erlassen, bis zu Constantins des Großen Zeit diese Macht des Senats noch mehr eingeschränkt und unter dem Kaiser Leo ganz aufgehoben wurde. c. Erst von Hadrian an begannen die Kaiser in eignem Namen Rechtsverordnungen zu erlassen, welche constitutiones principum genannt wurden. Diese vermehrten sich in eben dem Grade, in welchem der Anschein der gesetzgebenden Gewalt, welchen der Senat noch bis dahin gehabt hatte, sich verminderte, und die Kaiser aufhörten, sich desselben als Organs ihrer Gesetzgebung zu bedienen. Die Constitutionen wurden wieder eingetheilt: aa. in Edicte, wirkliche, bloß von den Kaisern gegebne Gesetze (leges); bb. Rescripte oder Antworten der Kaiser auf Suppliken und Vorstellungen, und diese waren aaa. Sub- oder Adnotationen, gleich am Rande der Supplik einer Privatperson geschriebene Antworten; bbb. epistolae, auf Suppliken kaiserlicher Beamten; ccc. sanctiones pragmaticae, auf Suppliken ganzer Gemeinheiten ertheilte Resolutionen cc. Decrete, in dem Auditorio (geheimen Rathe des Kaisers ertheilte Entscheidungen von Rechtssachen. dd. Mandate, kaiserliche Befehle an Obrigkeiten, Gemeinheiten oder an alle Unterthanen in einzelnen Regierungssachen, welche ihnen eine Verbindlichkeit auflegten. Seit Hadrians Zeiten erschienen unzählige kaiserliche Constitutionen, deren Sammlungen man Codices nannte (s. auch Codex). Unter ihnen sind der Gregorianische, Hermogenianische, Theodosianische Codex die berühmtesten. Der erstere wurde vom Gregorius, oder Gregorianus zu Constantin des Großen Zeiten verfertigt, und enthält die Constitutionen der Kaiser vor Constantin. Späterhin veranstaltete Hermogenes, nach Andern Hermogenianus einen neuen Codex, der alle von seinen Vorgänger übergangne oder unrichtig angeführte Constitutionen enthielt. Beide Codices, obgleich sie keine öffentliche Autorität hatten, erlangten in den Gerichten ein großes Ansehn, welches ihnen aber durch den Justinianischen Codex späterhin entzogen wurde. Wir besitzen von beiden noch Fragmente, welche Antonius aufbewahrt hat, und die nachher von Sichardus, Cujacius und Anton Schulting herausgegeben sind. Der Theodosianische Codex wurde (438) auf Befehl des jüngern Theodosius verfaßt, und enthält die Constitutionen der Kaiser nach Constantin dem Großen. Diesen Codex gab Jacob Godofredus mit einem vollständigen Commentar heraus. Das nicht geschriebne Recht leiten die römischen Rechtsgelehrten her: a. aus den von öffentlichen Beamten, z. B. den Prätoren, Aedilen und Proconsuln erlassenen, ursprünglich nur die Geschäftsform betreffenden Verordnungen (Jus honorarium). Weil aber besonders die Prätoren sehr willkürliche Veränderungen des Privatrechts sich erlaubten, und ganz neue Grundsätze einführten, so ließ der Kaiser Hadrian, um jener Willkür Grenzen zu setzen ein immerwährendes prätorisches Edict (edictum perpetuum praetorum) durch den Rechtsgelehrten Salvius Julianus ausarbeiten, und gesetzlich bekannt machen. Die Inhaltsanzeige dieses Werks besitzen wir von Godofredus, und Bruchstücke davon haben uns Ranchinus und Joh. G. Heineccius aufbehalten; b. aus den Gutachten berühmter Rechtsgelehrten. Die Dunkelheit des Zwölftafelgesetzes erheischt häufig eine Erläuterung, welche besonders die römischen, mit den Rechtsgrundsätzen bekannten Patricier ertheilten. Diese Gutachten, welche theils von jenen Rechtsgelehrten selbst, theils von ihren Schülern gesammelt wurden, standen schon, ehe noch die Kaiser Theodosius und Valentinian die Richter ausdrücklich auf die Werke mehrerer

Rechtslehrer, beſonders des Papinian verwieſen, und ehe noch ein großer Theil von ihnen vom Kaiſer Juſtinian durch die Aufnahme in die Pandekten geſetzliche Kraft erhielt, bei den Römern in größtem Anſehn. Dieſes, aus dem Gutachten der Gelehrten geſchöpfte und in den Gerichten aufgenommene Recht wird vorzugsweiſe auch von den römiſchen Rechtslehrern Jus civile genant. Ferner gehörten c. der Gerichtsgebrauch, oder die richterlichen Ausſprüche (Usus fori, res judicatae) und d. das Gewohnheitsrecht (mores majorum) zu dem ungeſchriebnen oder nicht durch die geſetzgebende Gewalt feierlich promulgirten Rechte der Römer. Juſtinian, welcher 527 nach Ch. Geburt den Kaiſerthron beſtieg, gab der römiſchen Rechtsverfaſſung eine ganz neue Form. Er ließ nämlich die noch brauchbaren kaiſerlichen Conſtitutionen von Hadrians bis auf ſeine (Juſtinianus) Zeit ſammeln, und publicirte dies, von 9 Rechtsgelehrten unter Tribonian's Aufſicht, theils aus dem gregorianiſchen, hermogenianiſchen und theodoſianiſchen Codex, theils aus andern unbekannten Sammlungen binnen Jahresfriſt zuſammengetragene und mit nöthigen Zuſätzen und Verbeſſerungen verſehene Werk (529) unter dem Titel Codex Justinianeus; ſpäterhin erhielt es den Namen Codex Justinianeus vetus. Hierauf übertrug er dem Tribonian und 17 andern Rechtsgelehrten aus den Schriften der ältern römiſchen Juriſten das Nützlichſte nnd Brauchbarſte zu excerpiren. Obgleich der Kaiſer hierzu zehn Jahre beſtimmte: ſo war die Arbeit doch in drei Jahren vollendet, und Juſtinian publicirte (533) dieſe Sammlung unter dem Titel der Pandekten oder Digeſten, indem er ihnen Geſetzeskraft beilegte und alles bisherige Recht abſchaffte. Dieſe, in 50 Büchern abgetheilten Pandekten ſind aus den Werken von 39 juriſtiſchen Klaſſikern, und zwar aus 2000 Schriften excerpirt; beſonders aus den Werken ſolcher Juriſten, die unter den Kaiſern gelebt hatten, z. B. des Martianus, Papinianus, Paullus und Ulpianus. Die Emblemata Triboniani (Einſchiebſel des Tribonians) in den Pandekten ſind eben ſowohl als die wirklichen Excerpte aus den Werken der Juriſten kaiſerliche Geſetze, und haben dieſelbe Kraft wie die Pandekten ſelbſt. Cruces Jureconsultorum nennt man die unerklärbaren Stellen der Pandekten, deren es jetzt nur noch 12 bis 15 gibt. Eigentliche Widerſprüche findet man in den Digeſten ungefähr 30. Die Ordnung dieſer Pandekten iſt im Ganzen die der Zwölftafelgeſetze und des edicti perpetui: Prozeß, Verträge, Ehe und Tutel, Verlaſſenſchaften, Eigenthum, Stipulationen und Interdicte, Criminalrecht und Lehre von den Appellationen. Die drei Ausgaben der Pandekten ſind: 1. die Holoandriſche oder Norica (Nürnberg, 1529); 2. die Taurelliſche oder florentiniſche (von Taurellus zu Florenz 1553); 3. die gemeine oder Vulgata. Die Quinquaginta decisiones oder funfzig Entſcheidungen der, in den excerpirten Stellen enthaltnen Widerſprüche ſind vom April 529 bis zum December 533 abgefaßt und durch die, an die Präfectos Prätorio Joannes und Julianus gerichtete Ueberſchrift, ſo wie durch die, auf das Conſulat des Oreſtes und Lampadius oder die beiden Jahre nach demſelben gerichtete Unterſchrift kenntlich. Die Inſtitutionen, welche in 4 Bücher abgetheilt ſind, fertigte Tribonian nebſt dem Theophilus und Dorotheus noch vor Beendigung der Pandekten. Promulgirt wurden ſie aber mit dieſen zugleich. Sie enthalten viele Stellen aus den Schriften des Gajus, und ſind nach der Ordnung von deſſen Inſtitutionen abgefaßt. Außer dem letzten Abſchnitte de publiciis Judiciis enthalten ſie blo-

ses Privatrecht; und auch in Hinsicht dieses letztern fehlen die Lehren von der Restitution, dem Eide, den Zeugen, Urkunden u. m. a. Da der Codex Justinianeus vetus mehrere veraltete Constitutionen enthielt, und viele neuere nicht darin befindlich waren: so übertrug Justinian dem Tribonian die Durchsicht und Verbesserung jenes Werks, und so kam der Codex repetitae praelectionis zu Stande, welcher 12 Bücher begreift, größtentheils nach Ordnung des immerwährenden prätorischen Edicts abgefaßt ist, und gleichfalls viele Emblemata oder Einschiebsel enthält. Er wurde 534 mit Gesetzeskraft publicirt, und die gesetzliche Kraft des alten Codex wurde aufgehoben. Die Novellen (novellae constitutiones Justiniani), die aber auch zum Theil von Justinians Nachfolgern herrühren, ändern viele der vorigen Gesetze, vorzüglich in der Lehre von der Erbfolge, Enterbung, dem Brautschatze u. s. w. Sie wurden von 535 bis 559 publicirt, theils griechisch und lateinisch, theils lateinisch allein. Ihre Anzahl ist unbekannt. Die Julianische Epitome Novellarum enthält 125. Justinians 13 Edicte betreffen bloß gewisse Provinzen und Städte oder damalige Religionsstreitigkeiten. Die Authentiken, gleichfalls ein Theil des römischen Gesetzbuches, sind Auszüge aus den Novellen, welche man unter diejenigen Gesetze des Codex gesetzt hat, wodurch die Novelle entweder bestätigt, verändert oder aufgehoben wird. Es gibt 210 solcher Authentiken im Corpore Juris civilis und 13 Authentiken von den Kaisern Friedrich I. und II. Endlich als zum Theil noch für uns verbindlich und in dem römischen Civilgesetzbuche enthalten, müssen wir auch die Libros feudorum oder das longobardische Lehnrecht anführen, welches ein Unbekannter zwischen 1158 und 1168 sammelte. Es enthält die longobardischen Gewohnheiten und einige Verordnungen der deutschen Kaiser über die Lehne, vorzüglich aus den Schriften des Gerardus Niger und Obertus ab Orto. Hugolinus a Presbyteris fügte die Libros feudorum dem Corpus Juris bei, und im 13ten Jahrhunderte hing Jacobus de Ardizone die capitula extraordinaria den libris feudorum an. Als in Italien, wo das römische Civilrecht selbst in den Zeiten der Barbarei Gesetz blieb, im 12ten Jahrhunderte nach Chr. Geb. das Bedürfniß der öffentlichen Anerkennung erwachte, wurde die Justinianische Sammlung zum Grunde gelegt. Aus den hohen Schulen Italiens, besonders aus der zu Bologna, gingen nunmehr Staatsmänner, Gesetzgeber und Rechtsgelehrte in alle Theile des gebildeten Europa's, und mit ihnen verbreitete sich die Empfehlung des römischen Civilrechts, als eines allgemein gültigen geschriebenen Rechts, und schlich sich im 13. 14. u. 15. Jahrh. in Deutschland völlig ein. Durch die Reichskammergerichtsordnung von 1495 wurde die gesetzliche Autorität desselben bestätigt. Die Pandekten, Institutionen, der Codex, die 118 glossirten Novellen, die Friedericanischen Authentiken und die capitula ordinaria des longobardischen Lehnrechts gelten seitdem als Gesetze in Deutschland. Was von den Novellen nicht glossirt ist, gilt in den Gerichten nicht (Quid non recepit glossam, id non recepit forum). Leo's Novellen und Justinians Edicte gelten nicht, und von den Justinianischen Authentiken nur die, welche mit ihrer Novelle übereinstimmen. Die Rangordnung bei Widersprüchen der einzelnen Theile des Corpus Juris wird durch die Regel: Lex posterior derogat priori (das jüngere Gesetz geht dem ältern vor) bestimmt, also erst die Novellen, dann der Codex, hierauf Institutionen und Pandekten. Letzre stehen den Institutionen im

Falle eines Widerſpruchs nur dann nach, wenn erhellet, daß Juſtinian in den Inſtitutionen vorſätzlich eine Verordnung der Pandekten hat ändern wollen. Das römiſche Civilrecht iſt in Deutſchland in complexu aufgenommen, d. h. für die Gültigkeit eines römiſchen Geſetzes beſteht die Vermuthung, bis bewieſen iſt, daß dieſes Geſetz gegen die heutige Verfaſſung, oder gegen urſprünglich deutſches Geſetz ſtreite. Zweitens iſt das römiſche Recht aber bloß in subsidium aufgenommen, und nur da anzuwenden, wo kein deutſches Geſetz oder keine deutſche Gewohnheit vorhanden iſt. Accurſius ſammelte die Gloſſen des Irnerius, Bulgerius, Azonis und Anderer, und gab ſie mit den ſeinigen vermehrt, zu Anfange des 13. Jahrhunderts heraus: Corpus Juris glossatum. Die vorzüglichſten Schriftſteller über das geſammte römiſche Civilrecht oder über einzelne Theile deſſelben ſind: a. vor dem 16. Jahrhundert: Accurſius, ein Florentiner, Bartolus, Baldus; b. im 16. Jahrhunderte die Italiener Alciatus, Sigonius und Anton Faber; die Franzoſen Duarenus, Balduinus, Hotomannus, Cujacius, Contius, Donellus, Briſſonius, Dionyſius Gothofredus; die Deutſchen: Weſembeck, Giphanius; c. im 17. Jahrhundert die Franzoſen Jacob Gothofredus und Domat; die Deutſchen: Brunnemann, Strauch, Carpzov, Lauterbach, Schilter, Struv, Coccji, Stryck, Joh. Heinr. von Berger; die Holländer und Niederländer: Vinnius, Grotius, Ulrich Huber, Voet, Noodt, Weſtenberg, Schulting, Bynkershoek; d. im 18. Jahrhundert die Deutſchen: Juſt Henning Böhmer, Wernher, Leyſer, Eberhard Otto, Heineccius, Hofmann, Pufendorf, Ritter, Hellfeld, C. F. Hommel, Weſtphal, Höpfner, Eichmann, Köchy, Glück, Hofacker, Hugo, Geiger, von Berg, Weber, von Nettelbladt, Thibaut, Bucher, Savigny, Haubold. An einem für Laien zum Nachſchlagen oder auch zum Selbſtſtudium des Civilrechts ganz brauchbaren Werke fehlt es bisher. Höpfner's Commentar über Heineccius Inſtitutionen enthält, ungeachtet ſeiner Ausführlichkeit, nicht Alles, und Thibaut's Syſtem des Pandektenrechts bedarf, um dazu brauchbar zu werden, einer völligen Umarbeitung.

Clairon (Claire Joſephe Legris de la Tude), berühmt unter dem Schmeichelnamen ihrer Jugend, war 1723 in der Nähe von Condé geboren. In einem Vorgefühl ihres künſtleriſchen Berufs widerſetzte ſie ſich als junges Mädchen den Foderungen ihrer armen und ſtrengen Mutter, die ſie zu weiblichen Arbeiten anhielt. Ihre frühſten Lebensjahre waren daher keineswegs heiter. Eine Darſtellung, des Grafen Eſſex und der verliebten Thorheiten, der ſie nach langen Bitten zuſehen durfte, machte einen ſolchen Eindruck auf ſie, daß ſie Schlaf und Eßluſt verlor; ihrem Gedächtniß blieben aber die Worte, die ſie nur einmal gehört hatte, ſo gegenwärtig, daß ſie für immer ſie vollſtändig auswendig wußte. Clairon erklärte, daß ſie Schauſpielerin werden wollte; ihre Mutter ſtritt mit Ohrfeigen und Machtgeboten dagegen, mußte aber doch endlich nachgeben, und, zwölf Jahr alt, trat Clairon nicht mit ausgezeichnetem Erfolg, doch auch ohne zu mißfallen, auf dem italieniſchen Theater auf. Da ſie wegen ihrer zu kleinen Geſtalt und wegen andrer Theatereiferſüchteleien nicht aufkommen konnte: ſo ging ſie in die Provinz, ſpielte in Rouen, wo ſie dann auch als Tänzerin und Sängerin auftrat, zu Gent, Havre, Dünkirchen und erhielt von dorther die Aufforderung zur pariſer Oper zurückzukehren, 1743. Doch bald wußte ſie bei dem franzöſiſchen Theater anzukommen, wo ſie anfangs bloß zu Zöfchenrollen benutzt

benutzt wurde, bis sie mit ihr eigenthümlicher Hartnäckigkeit, die ernsten Rollen des Trauerspiels verlangte, die sie sich weislich voraus bedungen hatte. Mißtrauisch und spöttelnd wurde ihr der tragische Scepter zugestanden, ihren Beruf dazu hatte man bei ihren komischen Darstellungen ganz übersehn. Sie trat zum ersten Male am 19. Sept. 1743 in der Rolle der Phädra auf und ihr Triumph war um so vollständiger, je unerwarteter er war. Alle Zeitgenossen kamen in der lautesten Bewunderung ihres Talents überein und in der Anerkennung ihres feinauffassenden und kräftig wiedergebenden Geistes. Zwar fand die Schauspielerin Dumesnil, in deren Rollenfach sie wetteifernd eintrat, fortwährend noch Auszeichnung, doch trug wohl das Lob, das Voltaire in den glänzendsten Versen ihr spendete, vor allem dazu bei, daß Clairdon's Name bald jeden ihrer Vorgängerinnen verdunkelte. Die Verse Dorat's zu Ehren Clairon's sind bekannt.

Ses pas sont mesurés, ses yeux remplis d'audace,
Et tous ses mouvemens deployés avec grâce.
Accents, gestes silence, elle a tout combiné.
— — — — — — — — — — —
Quel auguste maintien! quelle noble fierté!
Tout jusqu' à l'art chez elle a de la vérité.

Doch diese stolze Haltung wurde im täglichen Leben Clairon's zu sehr bemerklich und nur oft lästig. Namentlich fühlte sich die Eigenliebe ihrer Mitschauspieler um so mehr durch dieses herabsehende Aeußre und dies vornehme Fernhalten verletzt, das sicher nur scheinbar war, da die Welt sich erzählte, daß sie zuweilen gegen Leute, die keineswegs Könige und Fürsten waren, viel Herablassung und Vertraulichkeit beweiße. Zwei und zwanzig Jahre lang war sie der geschmeichelte Liebling des französischen Parterre's, als sie auf einmal in einer gerechten Anwandlung des Unwillens über einen Taugenichts unter den Schauspielern des französischen Theaters, zugleich mit Lekain und andern aufzutreten verweigerte. Aber dieser Taugenichts Dubois hatte bedeutende Gönner und so kam es, daß dem Geschrei der Zuschauer die sich schon im Saale versammelt hatten; Frétillon à l'hôpital! Clairon au fort l'Evêque! diesmal Genüge geschah. Clairon ward am folgenden Tage (im April 1765) in's Gefängniß gebracht und erschien nie wieder vor einem Publikum, das ihr diese Schmach zugedacht hatte. Man erzählt sich, daß der Polizeibeamte, der gekommen war sie in's Gefängniß zu bringen, auf ihre Versicherung, daß dieses Verfahren ihrer Ehre nicht nachtheilig sein könne, da der König selbst ihr diese nicht rauben könnte, trocken geantwortet habe: daß wo nichts sei, der König sein Recht freilich verloren habe. Ihrem Rufe hatte Graf Caylus durch eine Schmähschrift gegen sie (Histoire de Mlle. Cronel dite Frétillon, 1743) so sehr geschadet, daß solche Bemerkungen Glauben fanden. Clairon hatte ein sehr bedeutendes Vermögen erworben, das aber durch des Abbé Terray Finanzoperationen bedeutend abnahm. Mit dem Markgrafen von Anspach als Freundin lebend, folgte sie diesem nun an seinen Hof nach Anspach wo sie 17 Jahre zubrachte. Dann kehrte sie nach Paris zurück und starb dort am 18. Januar 1808. Ein bleibendes Verdienst hat sie sich durch die Herausgabe ihrer Denkschriften erworben (Mémoires d'Hippolyte Clairon et reflexions sur la déclamation théatrale, Paris 1799. 8.) deren letzter Theil der Schauspielerin Raucourt zugeschrieben wird. Da sie genaue Nachrichten über das Verfahren geben, das sie beobachtete, um zu solcher Auszeichnung zu

gelangen, und über die Eigenthümlichkeiten ihres Talents: so müssen sie allen, die nach gleichen Kränzen streben, belehrend und nützlich sein, selbst bei aller Verschiedenheit deutscher und französischer Darstellungsweise. Diese Denkschriften sind besser geordnet ganz neuerlich zu Paris wieder erschienen: Mémoires de Mlle. Clairon, actrice du théatre françois, écrits par elle-même, nouv. ed. mis dans un meilleur ordre. 1822. 8. Die vorausgehende Notice sur Mlle. Clairon hat Hrn. Andrieux zum Vf. und für die welche sich für die franz. dramatische Darstellungskunst interessiren höchst anziehend.

Clarence (W. H. Prinz von England, Herzog von), zweiter Bruder Königs Georg IV., geb. 1765. Er wurde für den Seedienst gebildet und diente von unten hinauf durch alle Grade, ohne jedoch irgend einen Oberbefehl zu haben. In der Pärskammer zeichnete er sich immer durch warme Sprache im Geiste der Opposition gegen die kriegathmenden Gesinnungen der Minister aus. Ihm verdankt man vorzüglich die Abschaffung des Negerhandels. Sein Beitritt war es hauptsächlich, welcher den Sturz der Minister Pitt und Addington herbeiführte. Dennoch lebt er stets im besten Vernehmen mit der königlichen Familie, und wie ein Privatmann im häuslich freundlichem Kreise. Sein ganzes Herz hing an der berühmten Schauspielerin Miß Jordan, mit welcher er viele Jahre in innigster Verbindung lebte. Sie starb 1816 zu Bordeaux, von ihm tief betrauert. Als Großadmiral von England führte er 1814 den König Ludwig XVIII. an die Küsten des wiedergewonnenen Frankreichs und geleitete ihn mit einem Linienschiff. Er vermählte sich 1818 mit der Prinzessin Adelaide von Sachsen-Meiningen und wollte seine Residenz künftig in Osnabrück nehmen. Er lebt mit seiner Gemahlin in London.

Clarendon (Edward Hyde, Graf von), Großkanzler von England, war zu Dinton in Wiltshire 1608 geboren. Nachdem er seine Studien zu Oxford beendigt hatte, begann er die Rechte unter seinem Oheim, Nicolas Hyde, Präsidenten der Kingsbench, zu studiren. In dem sogenannten langen Parlamente unter Carl I. hatte er sich durch seine Talente ausgezeichnet und sich das Vertrauen aller Mitglieder erworben. Die Reinheit seiner Gesinnungen und seine Anhänglichkeit an die Gesetze seines Vaterlandes brachten ihn darum. Als der Bürgerkrieg erklärt war, folgte er der Partei des Königs, und wurde zum Kanzler der Schatzkammer und Mitgliede des geheimen Raths ernannt. Er begleitete in der Folge den Prinzen Carl (nachmals Carl II.) nach der Insel Jersey, blieb daselbst, als jener nach Frankreich reiste, zwei Jahre, und fing zu dieser Zeit seine Geschichte der Rebellion an. Auch verfaßte er zu Jersey die verschiednen Schriften, die im Namen des Königs zur Beantwortung der Manifeste des Parlaments erschienen. Nach Carls I. Hinrichtung berief ihn der neue König nach Frankreich, und sandte ihn nach Madrid, um zu versuchen, ob er vom spanischen Hofe Unterstützung auswirken könne. Von da begab er sich nach Paris, um die Königin Mutter mit dem Herzog von York zu versöhnen, und dann nach dem Haag, wo Carl II. war; aber ökonomische Rücksichten nöthigten ihn, Antwerpen zu seinem Aufenthalte zu wählen. Carl, der in Ermanglung des Geldes mit Titeln gegen seine, ihm treu gebliebnen Unterthanen freigebig war, erhob ihn 1657 zum Großkanzler von England. Mehr als jeder Andre trug Edward Hyde, nach Cromwell's Tode zu dem glücklichen Ausgange der Unterhandlungen bei, welche Carl II. auf den Thron setzten. Seitdem besaß er das ganze Vertrauen des Fürsten, der ihn mit Gunst überhäufte.

Digitized by Google

Sein Titel als Großkanzler wurde bestätigt; man fügte 1660 den eines Kanzlers der Universität von Oxford hinzu. Im folgenden Jahre ward er schnell nach einander Pär und Baron Hyde, Viscount von Cornbury und Grafen von Clarendon ernannt. Ein so hohes Glück mußte den Neid erwecken; ein unerwartetes Ereigniß trug noch dazu bei. Der Herzog von York, des Königs Bruder, befand sich bei seiner Schwester, der Prinzessin von Oranien, zu Breda, lernte hier Anna Hyde, Clarendons ältere Tochter, Ehrendame der Prinzessin, kennen, und vermählte sich mit ihr im Nov. 1659, ohne des Königs und des Großkanzlers Wissen. Erst nach Carls II. Wiedereinsetzung verrieth Anna's Schwangerschaft diese Verbindung, der König erkannte, sobald er sich von der Gültigkeit dieser Ehe überzeugt hatte, Anne Hyde als Herzogin von York an, und forderte seinen Bruder auf, sie ferner zu lieben, indem er zugleich erklärte, daß dies Ereigniß seine Gesinnungen gegen seinen Kanzler nicht verändere. Zwei Töchter, Anna und Marie, die beide den englischen Thron bestiegen, waren die Frucht dieser Ehe. Aber von jetzt an verbanden sich viele Neider wider den Lord Clarendon. Da das Parlament die abgeschmackte Klage, welche Lord Bristol gegen ihn erhob, abwies, suchte man ihn in der öffentlichen Meinung zu schaden. Von der andern Seite sank sein Einfluß beim Könige, der jetzt weniger einen treuen Freund und geschickten Minister brauchte, als Männer die seiner Verschwendung dienten. Er wurde dem strengen Clarendon abgeneigt, den Buckingham unaufhörlich bespöttelte, und der in den Augen des Volks als erster Minister für alle Fehler in der Verwaltung verantwortlich war. Das wenige Glück, womit der Krieg gegen Holland geführt wurde, der Verkauf Dünkirchens und andre Ereignisse erweckten die öffentliche Unzufriedenheit; das Mißfallen des Königs aber verwandelte sich in Haß, als er den Plan, sich von seiner Gemahlin zu trennen und mit der schönen Lady Stuart zu verbinden, von Clarendon vereitelt sah, der die Vermählung dieser Dame mit dem Herzoge von Richmond veranstaltete. Dies Verfahren vergab ihm der Monarch nicht und beraubte ihn seiner Aemter. Eine Klage auf Hochverrath wurde gegen ihn erhoben. Clarendon flüchtete, und sandte von Calais eine Rechtfertigung an das Oberhaus ein. Beide Häuser verordneten, daß diese Schrift von Henkershand verbrannt werde, und Clarendon ward auf immer verbannt und für unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Der Haß des Volks verfolgte ihn noch auf dem festen Lande. Zu Evreux ward er von englischen Matrosen überfallen, gefährlich verwundet und nur mit Mühe entriß man ihn ihren Händen. Er verlebte sechs Jahre in der Verbannung, abwechselnd zu Montpellier, Moulins und Rouen, wo er im Dec. 1674 starb. Sein Leichnam wurde späterhin nach England gebracht und in der Westminsterabtei beigesetzt. Lord Clarendon war so lange er Minister war der Freund und die Stütze seines Königs gegen die Parteigänger, und der Vertheidiger der Freiheiten seines Vaterlandes gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt. Undank und Vorurtheil stürzten ihn um so leichter, als sein ernster und stolzer Charakter ihm keine Liebe hatte erwerben können. Unter mehrern Schriften, die er hinterlassen, ist seine, mit großer Genauigkeit und Unparteilichkeit geschriebne Geschichte der Rebellion von 1641 bis auf Carls II. Wiedereinsetzung die bei weitem wichtigste. Man hat sie später fortgesetzt.

Clarinette, ein 1690 von Joh. Christoph Denner zu Nürnberg (geb. 1655) erfundnes Blasinstrument, welches fast eben so wie

die Hoboe gebaut, mit Löchern, Klappen und einem Mundstücke (das letztere ist jedoch breit, dick und schnabelförmig) versehen ist, auch mit Ansetzung der linken Hand oben, und der rechten unten behandelt wird. Es wird gegenwärtig sehr häufig in Orchestern gebraucht, und hat einen größern Umfang, als die Hoboe, indem es vom E der kleinern Octave bis in's dreigestrichne F geht; man will zwar die Höhe bis in's viergestrichne C. setzen; allein das Instrument wird dadurch übertrieben. Uebrigens hat es noch das Besondre, daß es nicht in alle Töne einstimmt, sondern bei gewissen Tonarten entweder durch einzusetzende Mittelstücke dem Tone, aus welchem das Stück geht, angepaßt, oder auch eine ganz andre Clarinette genommen werden muß; denn es gibt A, B, C Clarinetten ꝛc. und es wird die Stimmung derselben jedesmal angegeben.

Clarke (Samuel), ein berühmter englischer Theolog, geboren zu Norwich 1675, bildete sich auf der Universität zu Cambridge. Obgleich Newton seine Entdeckungen schon bekannt gemacht hatte, so war doch Descartes System noch das herrschende. Clarke, dem dasselbe wenig genügte, machte die Philosophie zu seinem Studium und vertilgte nach und nach die Irrthümer der alten Lehre. Mit nicht geringerm Eifer trieb er die Theologie. Der Bischof von Norwich, ein Freund der Wissenschaften, lernte ihn kennen und ernannte ihn zu seinem Kaplan. Clarke verlebte in dem Hause dieses Prälaten zwölf Jahre. 1706 bekam er eine Pfarrstelle zu London, ward bald darauf zum Kaplan der Königin Anna, und 1709 zum Pfarrer von St. James ernannt. 1712 gab er ein Werk über die Lehre von der Dreieinigkeit heraus, von der er nicht zu glauben schien, daß sie der ersten Kirche angehöre. Das Collegium der Bischöfe aber, das weislich alle Streitigkeiten zu vermeiden wünschte, begnügte sich mit der, wiewohl unzulänglichen Erklärung, welche Clarke gab und worin er versprach, nie wieder über diesen Gegenstand zu schreiben, noch zu predigen. 1715 hatte er einen Streit mit Leibnitz über die Naturphilosophie und die Religion, in welchem der Vortheil auf seiner Seite war. Er starb 1729 mit dem Rufe eines der gelehrtesten Männer und gründlichsten Philosophen seiner Zeit. Unter seinen Schriften ist die berühmteste eine zusammenhangende Reihe von acht Predigten über das Dasein und die Eigenschaften Gottes. Sehr geschätzt ist seine Ausgabe des Julius Cäsar. Von der Ilias hatte er die zwölf ersten Bücher mit Anmerkungen und einer lateinischen Uebersetzung herausgegeben; den zweiten Band, so wie die Odyssee, fügte sein Sohn hinzu.

Classe od. Klasse, eine Abtheilung oder ein größerer Theil eines Ganzen, welches Dinge mit gewissen gemeinschaftlichen Eigenschaften umfaßt, und diese ähnlichen Dinge zusammengenommen selbst. Besonders bedient man sich dieser Eintheilung in der Naturbeschreibung, wo die Naturreiche in Klassen, diese Klassen wieder in Ordnungen, und diese in Geschlechter, Gattungen und Arten abgetheilt werden. In den Schulen sind Klassen Abtheilungen unter den Schülern nach ihren verschiednen Fähigkeiten.

Classisch, Classiker. So hießen ursprünglich unter den sechs Klassen, in welche das römische Volk eingetheilt war, die Bürger des ersten Ranges oder der ersten Klasse. Nach ihnen wurden von den Neuern die griechischen und römischen Autoren überhaupt. Klassiker genannt, d. i. vorzügliche, musterhafte Schriftsteller, wiewohl

viele Abstufungen Statt finden, und ihr innerer Werth, trotz dieser ehrenvollen Benennung, sehr verschieden bleibt. In diesem Sinne spricht man von einer klassischen Literatur, Kunst und Poesie, im Gegensatze der neuern oder romantischen. Es ist hier nicht der Ort, die Vorzüge der klassischen oder antiken Literatur von ihrer realen Seite zu betrachten; nur im Allgemeinen wollen wir andeuten, daß bei den verschiednen Grundsätzen der alten und der neuen Welt (die Richtung der letzten ward meistens durch das Christenthum bestimmt) die geistigen Erzeugnisse des klassischen Alterthums einen eigenthümlichen Charakter behaupten. Freigeborne und freierzogne Männer, zum Theil bedeutende Staatsbürger, die an der Erzeugung großer Gedanken und an freier Kraftäußerung durch bürgerliche Beschränkung wenig oder gar nicht gehindert waren, traten hier als Schriftsteller auf, anderer Vortheile nicht zu erwähnen, die in politischer, religiöser und klimatischer Hinsicht auf die alte Kunst und Literatur günstig einwirkten. Wenn man also bei einem gründlichen Studium des Alterthums den ältern Klassikern, oder vielmehr den Klassikern unter den Klassikern einfache Würde und Schönheit, großen umfassenden Sinn und plastische Gediegenheit nicht absprechen kann, so bleiben sie noch immer Lehrer der Nachwelt. Aber auch die neueste Literatur hat ihre klassischen Schriftsteller, oder, wie wir auch zu sagen pflegen, ihre Koryphäen und Heroen, und in demselben Sinne sprechen wir auch bei ihnen von klassischen Stellen, von klassischem Werthe u. s. w. Das Klassische bezeichnet also jedes in seiner Art vollendete Kunstwerk. Es müssen freilich viele äußre und innre Umstände in der Geschichte und Literatur eines Volks und in der Geistesbildung eines Einzelnen zusammentreffen, ehe selbst der großgeborne Mensch ein klassischer Meister werden kann. Wir werden also das Klassische in der Regel bei Nationen zu suchen haben, die bereits eine Literatur besitzen, und die eben so wenig ungebildet, als verbildet oder überbildet sind. Aber auch hier macht es die Reinheit der Sprache, oder die rhetorische Zierlichkeit nicht allein aus. Man fodert von einem klassischen Schriftsteller nicht allein Klarheit und Reinheit der Sprache, Eigenthümlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, sondern auch vollendete Schönheit und Einheit, oder ein harmonisches Ebenmaß aller Theile. Vor allen Dingen aber müssen wir bei diesem glorreichen Titel darauf dringen, daß Stoff und Form sich einander vollkommen entsprechen, daß jeder Gedanke seinen lebendigsten Ausdruck habe, und daß man diese Harmonie des Einzelnen auch im Ganzen wiederfinde. Der wahre Genius macht hier allerdings eine Ausnahme, er eilt oft seinem Zeitalter vor, und die Zeitgenossen mit allmächtiger Kraft ergreifend, gibt er auch der Nachwelt Gesetze. So krönt sich der umfassende Geist selbst zum Klassiker; dagegen ist es manchem ausgezeichneten Kopfe, z. B. einem Hamann, Lenz, Heinze, bei einseitiger Bildung oder bei feindlichen Beschränkungen der Außenwelt, nicht gelungen, sich zum Gipfel des Klassischen zu erheben. In Beziehung auf diese klassischen Schriftsteller der Griechen und Römer verweisen wir auf die bekannten Werke von Sulzer, Blankenburg, Eschenburg, Monike, Fuhrmann und Schöll. Die griechische Literatur allein behandeln am vollständigsten Schöll und Fabricii Biblioth. graeca, ed. Harles; die römische, außer der latein. Biblioth. des Fabricius, ein ausführliches Werk von Schöll, Paris 1815, in 4 Bänden. — Ueber die französischen Klassiker vergleiche man besonders den Cours de Littérat. franç. von La Harpe und

von Levizac, den letzten Par. 1807, in 4 Vol.; ferner Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit, und Ideler's und Nolte's Handbuch der franz. Literatur in 2 Bdn. Ueber die engliſchen Klaſſiker findet man, außer Bouterwek und den engliſchen Handbüchern von Ideler und Nolte, die ausführlichſte Auskunft in den trefflichen Werken von Johnſon und Warton. Die italieniſchen Klaſſiker lernt man am beſten kennen aus den Werken von Tiraboſchi (im Auszuge von Jagemann überſetzt, aber unvollendet), Ginguiné, Sismondi (deutſch von Hain), wie auch aus Bouterwek's und Ideler's Handbüchern. Die Hauptſchriftſteller Spaniens ſind kennen zu lernen aus Velasquez (deutſch von Dieze) und aus J. Rodriguez da Caſtro ſpaniſcher Bibliothek (Madrid, 1781 — 1786, 2 Foliobände), ferner aus Bouterwek, Sismondi und Buchholz Handbuch. — Für die portugieſiſche Literatur ſind ebenfalls Bouterwek und Sismondi vornehmlich aber D. Barbosa Machado Bibliotheca Lusitana (Lisboa 1731, 4 Bde. in Fol.) zu empfehlen. Auch haben wir eine Chreſtomathie von Ahlwardt. Unter den andern Sprachen hat beſonders die däniſche mehrere vorzügliche Schriftſteller, und die Namen eines Baggeſen, Oehlenſchläger (welche auch in der deutſchen Sprache Meiſterwerke gedichtet haben), Heiberg, Holberg, Malling, Prahm, Rahberg, Sander, Suhm, Thaarup, Tode und Andrer ſind keinem Kenner der däniſchen Literatur unbekannt. Noch verſuchen wir, ohne auf Vollſtändigkeit Anſpruch zu machen, eine Eintheilung der Hauptſchriftſteller der Deutſchen, die nach dem oben aufgeſtellten Begriffe, bald mehr bald weniger klaſſiſch zu nennen ſind (vergl. Erſch Handbuch der deutſchen Literatur, Amſterd. und Leipz. 1812, in der 1ten, 6ten, 7ten und 8ten Abtheilung). I. Proſaiker, 1) in der redneriſchen Gattung: Mosheim, J. A. Cramer, Jeruſalem, Spalding, Zollikofer, Reinhard, Löffler, Marezoll, Niemeyer, Ammon, Schleiermacher, Engel, Fichte, Dräſeke u. A. Im ſtrengern oder leichtern Lehrvortrage und in der darſtellenden Gattung überhaupt: Kant, Reinhold, Fichte, Schelling, Friedr. Heinrich Jacobi, Schloſſer, Schleiermacher, Bader, Steffens, Fries, Bouterwek, Platner, Garve, Engel, Mendelsſohn, Eberhard, Heidenreich, Herder, Leſſing, Winkelmann, Wieland, Sulzer, Möſer, Sturz, Abbt, Lichtenberg, Georg Forſter, Moriz, Zimmermann, Eſchenburg, Wolf, Böttiger, Ad. Müller, A. W. u. F. Schlegel, Schiller, Göthe. Den belehrenden Ton für Kinder und für das Volk haben am beſten getroffen: Weiße, v. Rochow, Campe, Muſäus, Salzmann, Hebel (zugleich Verfaſſer der alemanniſchen Gedichte), Demme, Becker, Peſtalozzi ꝛc. 3) Im Briefſtyle: Gellert, Rabener, Gleim und J. Georg Jacobi, Heinſe, Johannes Müller, Winkelmann u. A. 4) Im Dialoge: Leſſing, Mendelsſohn, Wieland, Meißner, Engel, Herder, Schleiermacher, Schelling, Krummacher ꝛc. 5) In der hiſtoriſchen Darſtellung: Schröckh, Möſer, Schlözer, Pütter, M. J. Schmidt, J. Müller, v. Spittler, v. Gentz, Heeren, v. Archenholz, Poſſelt, Schiller, Woltmann, v. Dohm, Planck, Pölitz, Luden, Pfiſter, v. Raumer, v. Funk u. A. II. Dichter. 1) Epiſche Gattung, a. Heldengedicht: Klopſtock, Wieland, Fr Müller, L. H. v. Nicolay, Göthe; b. Erzählung: Hagedorn, Gellert, Wieland, v. Thümmel, Meißner, Anton Wall (Heine), Muſäus, Langbein, Huber, Tieck, Heinrich v. Kleiſt, Fouqué, Kind. Ernſt Schulze (Verfaſſer der bezauberten Roſe und der Cäcilie) u. A., c. Fabel: Hagedorn, Gellert, Lichtwehr, Leſſing, Pfeffel, Krumma-

cher; d. Idylle: Geßner, Bronner, Voß, Mahler, Müller, Hebel; e. Roman: Wieland, Göthe, Hermes, J. Martin Müller, Wetzel, Meißner, Müller (von Itzehoe), Hippel, v. Thümmel, F. Schulz, Klinger, Jean Paul (Friedr. Richter), Feßler, Tieck, Novalis (v. Hardenberg), Ernst Wagner, Lafontaine, Schilling, Karoline Pichler, Hoffmann, Engel (wegen Lorenz Stark), Woltmann (wegen der Memoiren des Frhn. v. S.), Fouqué, Caroline Baronin v. Fouqué, Frau v. Wolzogen, u. A.; f. Romanze: Bürger, Christian und F. L. Grafen zu Stolberg, Herder, Schiller, Göthe, A. W. u. F. Schlegel, Apel, Kind u. A. 2) Dramatische Poesie, a. Trauerspiel: Lessing, v. Gerstenberg, Leisewitz, Klinger, Babo, Göthe, Schiller, v. Collin, Oehlenschläger, Werner, Müllner, H. v. Kleist, Grillparzer u. A.; b. Lustspiel: Lessing, Engel, Wetzel, Gotter, Göthe, Schröder, Iffland, v. Kotzebue u. A. 3) Lyrische Poesie (höhere Ode, Lied, Elegie, Sonette ꝛc.): Haller, Klopstock, Uz, Ewald v. Kleist, Ramler, J. A. Cramer, die beiden Grafen v. Stolberg, Denis, Kosegarten, Hagedorn, Weiße, J. Nicol. Götz, Gleim, Jacobi, Bürger, Hölty, Voß, Matth. Claudius, v. Göckingk, Göthe, Schiller, v. Matthisson, v. Salis, Tiedge, Tieck, Novalis, die beiden Schlegel, Apel u. A. 4) Eine didaktische Richtung haben vorzüglich: Haller, Uz, Wieland, Neubeck, Tiedge, Krummacher, a. in der Epistel sind zu nennen: L. H. v. Nicolay, Uz, Gotter, v. Göckingk; b. in der beschreibenden Poesie: Haller, Ewald v. Kleist, F. Leopold Graf zu Stolberg, v. Matthisson u. A.; c. im Epigramme: Kästner, Herder, Brinkmann, Schiller, Göthe u. A.; d. in der Satyre: Rabener, Lichtenberg, v. Thümmel, Hippel, Tieck Falk und Andre.

Claude Lorrain, s. Gelée (Claude).

Claudianus (Claudius), ein römischer Dichter aus Alexandrien, lebte im 4. und 5. Jahrh., und war zugleich ein erfahrner Krieger. Seine Gedichte erwarben ihm einen solchen Ruhm, daß auf Ansuchen des Senats die Kaiser Arcadius und Honorius ihm auf dem Forum Trajans eine Bildsäule mit einer Inschrift errichten ließen, welche besagte, daß er das Genie Virgils und die Muse Homers in sich vereinige. Außer mehrern Lobgedichten auf Honorius, Stilico u. A., besitzen wir von ihm zwei epische Gedichte, den Raub der Proserpina und eine (unvollendet gelassene) Gigantomachie, mehrere historische Gedichte, Schmähgedichte, Gelegenheitsgedichte, Episteln ꝛc. Er zeigt Phantasie, Geschicklichkeit und Kraft in den Gemälden, Mannichfaltigkeit und Bestimmtheit; dagegen aber fehlt es ihm oft an Geschmack und gefälliger Anmuth. Die besten Ausgaben sind von Geßner, 1759, 8. und Burmann, 1760, 4

Claudius (Tiberius) Druses Cäsar, römischer Kaiser, war der jüngste Sohn des ältern Claudius Drusus Nero und der jüngern Antonia, der Schwestertochter Augusts. Sein Geburtsort war Lyon. Ohne seinen Geist durch eine sorgfältige Erziehung zu entwickeln, ließ man ihn größtentheils unter Sklaven und Weibern aufwachsen und machte ihn am Hofe zum Gegenstande des Spottes und der Verachtung. So lebte er als ein unbedeutender Privatmann und beschäftigte sich mit den Wissenschaften. Unter andern schrieb er eine römische Geschichte von Cäsars Tode bis auf seine Zeiten, in 43 Büchern, und sein eignes Leben. Er war von allen Planen auf den Thron weit entfernt, als nach dem Tode Caligula's zufälliger Weise die Leibwache den Palast durchsuchte, ihn in einem verborgnen Winkel fand,

ihn hervorzog, und zum Kaiser ausrief (im J. Roms 794). Der Senat, der die Wiederherstellung der Republik beschlossen hatte, mußte diesem Schritte nachgeben. Claudius, der aus der Eingezogenheit und dem Drucke plötzlich zur ungemessensten Freiheit gelangt, verrichtete zwar zu Anfange seiner Regierung einige rühmliche Handlungen: er rief die Verwiesenen zurück, und gab ihnen ihre Güter wieder, verschönerte Rom und unternahm verschiedne große Baue zum allgemeinen Besten. Mauritanien machte er zur römischen Provinz und seine Heere fochten glücklich gegen die Deutschen; allein bald verfiel er in Ueppigkeit und Schwelgerei, und seine Gemahlinnen, namentlich die berüchtigte Messalina und die Freigelassenen bemächtigten sich ganz der Regierung, verkauften Aemter und Ehrenstellen, und übten die größten Schandthaten ungestraft. Er starb vergiftet durch seine zweite Gemahlin Agrippina, 63 Jahre alt, im 15. Jahre seiner Regierung. Seine Vergötterung veranlaßte Seneca zu einer Schmähschrift, welche den Titel Apokolokyntosis führt.

Claudius (Matthias), genannt Asmus, oder der Wandsbecker Bote; ist einer unsrer besten und beliebtesten Volksdichter, dessen prosaische und poetische Werke ein eigenthümliches Gepräge von Laune, Unbefangenheit und Herzlichkeit haben. Er wurde 1740 zu Reinfeld, im Holsteinischen, in der Nähe von Lübeck, geboren. Anfangs lebte er als Privatmann in Wandsbeck, bei Hamburg, ward 1776 Oberlandcommissär zu Darmstadt, gab aber die Stelle auf, und ging 1777 wieder nach Wandsbeck zurück. 1778 wurde er Revisor bei der schleswig-holsteinischen Bank in Altona, welche Stelle ihm erlaubte, nach wie vor in seinem geliebten Wandsbeck zu wohnen. Er sammelte seine poetischen und prosai-Aufsätze, die im wandsbecker Boten, einer politischen Zeitung, in den hamburgischen Adreßcomtoirnachrichten, im göttingischen Musenalmanach, im deutschen Museum u. s. w. gestanden hatten, und fügte noch ungedruckte hinzu, unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans, oder: Sämmtliche Werke des wandsbecker Boten." Man findet hier Lieder, Romanzen, Elegieen, Fabeln, Sinngedichte, prosaische Aufsätze mit einander abwechseln. Alle tragen das Gepräge einer populären Lebensweisheit, und suchen in einer natürlichen, gemeinverständlichen, oft launigen und drolligen Sprache (gleichsam aus dem Munde eines spaßhaften Landboten) die Gesinnungen der Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe, Ergebung in die göttliche Fügung u. s. w. zu empfehlen, und durch Spott und Verachtung wider Thorheit und Laster einzunehmen. Allenthalben herrscht innige Empfindung, gesunder Verstand, edle Denkart, Witz und Laune. Als Kunstwerk betrachtet möchte indes Manches, in Prosa und Versen, eine strenge Kritik nicht aushalten, wenn auch die Erfindungen glücklich und die Gedanken wahr sind, so ist doch der Plan selten tief angelegt, und der Ausführung schadet manche matte Stelle, Schimmer ohne Witz, Sonderbarkeit statt Neuheit, Possirlichkeit ohne Laune, ja in einigen ist die Einfassung Alles; Schale ohne Kern. Die Elisionen und Abkürzungen kleiner Wörter und Sylben, die sich Claudius zum Behufe der Volkssprache erlaubte, hätte man nicht so eigensinnig an ihm tadeln sollen; aber zu wünschen wäre, daß er seiner Sprache etwas mehr Feinheit und Gewandheit gegeben haben möchte. In einem leisen Hange zur sogenannten geheimen Weisheit, zur Mystik, und in dieser frühern Richtung seines Verstandes mag auch wohl der entfernte Grund der Erscheinung liegen, daß Clau-

dius, der ſonſt ſo warm für Duldung, Preßfreiheit und Aufklärung ſprach, nachher einen entgegengeſetzten Ton anſtimmte. Er hat auch Terraſſon's Sethos, Ramſay's Reiſen des Cyrus, S. Martin's Schrift über Irrthum und Wahrheit, und Fenelon's Werke religiöſen Inhalts überſetzt. Mehrere ſeiner Lieder ſind von unſern beſten Tonkünſtlern in Muſik geſetzt und allgemein verbreitet; ein Beweis, daß er den Volkston glücklich getroffen haben muß. Unabhängig in ſeinen Verhältniſſen, einfach und genügſam zu Hauſe, liebenswürdig in Geſellſchaft, verlebte er ein heitres und geachtetes Alter, und ſtarb 21. Jan. 1815 zu Hamburg an Entkräftung.

Clauſeln (im Juriſtiſchen), ſind diejenigen Nebentheile eines rechtlichen Aufſatzes, durch welche entweder einer ſchädlichen Wirkung vorgebeugt, oder dem Geſchäft eine vortheilhafte Wirkung beigelegt werden ſoll. Es gibt allgemeine und beſondre. Jene finden bei allen, oder doch den meiſten Geſchäften Statt, dieſe nur bei einigen gewiſſen. Zu jenen gehört z. B. die Begebung der Ausflüchte, des Betrugs, der Ueberredung, anders abgeredter als niedergeſchriebner Dinge, der Verletzung über oder unter die Hälfte, der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand u. ſ. w., welche gewöhnlich dem Schluſſe aller Verträge angehängt wird. Zu den beſondern werden gerechnet: die Clausula codicillaris, wodurch einem Teſtamente, welches nicht als ſolches ſollte gelten können, die Gültigkeit eines Codicills vorbehalten wird; bei Darlehns-, Kaufs-, Miethe- und andern Geſchäften die Clausula cassatoria, wodurch feſtgeſtellt wird, daß beim Eintritt einer gewiſſen Bedingung das ganze Geſchäft für aufgelöſt gehalten werden ſolle. In dem Wechſelrecht iſt die Clausula cambialis diejenige, nach welcher ſich derjenige, dem irgend eine Leiſtung obliegt, bei deren Unterlaſſung der perſönlichen Verhaftung unterwirft. Clauſel (in der Muſik). Vormals benannte man die Art, wie ſich die vier Hauptſtimmen bei einem vollkommnen Tonſchluſſe zur Ruhe neigten, mit den Kunſtwörtern Diskant-, Alt-, Tenor- und Baßclauſel. Die Diskantclauſel bewegt ſich nämlich entweder aus der zweiten oder ſiebenten Stufe in den Hauptton; die Altclauſel bleibt auf der Dominante, die Tenorclauſel tritt entweder, von der vierten, oder von der zweiten Stufe in die dritte und die Baßclauſel bewegt ſich von der Dominante in den Grundton. Doch wird zuweilen auch in der Altſtimme die Tenorclauſel, oder in der Tenorſtimme die Diskantclauſel gebraucht. Man nannte dies eine Clausula affinalis oder peregrina.

Claves, Claviatur, ſ. Clavis.

Clavicylinder, ſ. Chladni.

Clavier, Clavichord, ein Claviaturinſtrument, welches ſich von dem Clavecin und Fortepiano dadurch unterſcheidet, daß die Saiten viel länger ſind als die Reſonanzdecke, und daß ſie durch den Anſchlag kleiner Stückchen Blech zum Klange gebracht werden, welche in dem hintern Theile der Taſten befeſtigt ſind (ſ. Clavis). Es hat erſt in neuern Zeiten die gehörige Vollkommenheit erhalten, ſeit man es bundfrei gemacht, ſeinen Umfang auf fünf Octaven erweitert und richtigere Menſuren dabei feſtgeſetzt hat, ſo daß ein gutes Clavier, bei deſſen Anſchlag man eine gehörig beobachtete Schwungkraft der Saiten fühlen, den Ton in der Angabe genau, und deſſen Haltung einigermaßen beſtimmen kann, obwohl der Werth des Fortepiano's nicht zu verkennen iſt, von allen Claviaturinſtrumenten dasjenige bleibt, das ſich unter der Hand eines guten und die Eigenſchaften ſei-

Digitized by Google

nes Instruments benutzenden Spielers durch die mehrsten und feinsten Modificationen des Tons auszeichnet. Gemeiniglich hält man den Guido von Arezzo zu Anfange des 11. ahr. für den Erfinder des Claviers. Unter den ältern Anweisungen, das Clavier zu spielen, zeichnen sich die Werke von Johann Sebastian Bach und seinem Sohn, Carl Philipp Emanuel, aus; von den neuern möchten Türks Clavierschule und A. F. Müllers Clavier = und Fortepiano = Schule die empfehlungswertheften sein. Clavierauszug nennt man die aus der Partitur gezogne Claviermusik, welche den Charakter aller Harmonien der ganzen Instrumentalmusik auf dem Clavier möglichst wiederzugeben sucht.

Clavier = oder Diskantschlüssel, s. Schlüssel.

Clavijo y Flaxardo (Don Joseph), ein Spanier, welcher der Held oder vielmehr das Opfer der ersten Unternehmung ward, durch welche Beaumarchais sich in der Welt bekannt machte. Er lebte ruhig zu Madrid mit dem Rufe eines aufgeklärten Gelehrten, und hatte mit Erfolg ein Journal, el Pensador betitelt, und einige andre nützliche Schriften herausgegeben, als sein Verhältniß mit einer Schwester von Beaumarchais, die er geliebt hatte und nicht mehr liebte, ihm eine Ehrensache mit dem, mehr durch seinen Geist als seinen Muth furchtbaren Bruder zuzog. Sie hätte ihm beinahe das Leben gekostet, kostete ihm aber wirklich seine Aemter und sein Ansehn. Er überlebte um vieles diesen Unfall, aber in einer Art von Verachtung, worein sein gefährlicher Gegner ihn versetzt hatte. Länger als zwanzig Jahre hat er die Herausgabe des Mercurio historico y politico de Madrid, womit er seit 1773 beauftragt worden, besorgt; ferner hat er Buffon's Naturgeschichte in's Spanische übersetzt (Madrid 1785 – 90, 12 Bände, 8.). Er war Vicedirector des naturhistorischen Kabinets und Vorsteher des Theaters de los Sitios, als er 1806 starb. Weit entfernt, dem gehässigen Bilde zu gleichen, das von ihm entworfen worden, hatte Clavijo sanfte Sitten, ein redliches Herz, und einen erleuchteten Verstand.

Clavis (Musik), 1. nach der eigentlichen Bedeutung der Schlüssel, d. i. die den Noten vorgesetzte, ihre Gattung in Rücksicht der Höhe oder Tiefe bestimmende Vorzeichnung (s. Schlüssel); 2. heißt auch besonders Clavis beim Clavier, oder ähnlichen Instrumenten, jede einzelne Taste, oder dasjenige Holz, gemeiniglich mit Knochen oder Elfenbein überlegt, durch dessen Anschlag die Saite berührt, und der Ton hervorgebracht wird; daher auch die Benennung, Claviatur, womit man den Inbegriff dieser sämmtlichen Tasten, oder auch den ganzen Körper, worauf dieselben ruhen, bezeichnet.

Clémence = Isaure, eine edle Toulousanerin, welche gegen das Ende des 13. Jahrh. die Liebe zur Dichtkunst in ihrer Vaterstadt wieder erweckte. Sie war die Tochter des Ludovic Isaure und wurde 1464 auf dem väterlichen Landschloß in der Nähe von Toulouse geboren. In ihrem fünften Jahre verlor sie ihren tapfern Vater durch den Krieg, und ihre fromme Mutter weihete die einzige Tochter durch ein Gelübde der heiligen Jungfrau. Die junge Clémence wuchs an Geist und Schönheit, sie hatte eine entschiedne Vorliebe für Musik, Dichtkunst und Blumen. In der Einsamkeit, in welcher sie erzogen wurde, war es ihre Lieblingsfreude, die Blumen ihres, mit hohen Mauern umgebnen Gartens zu pflegen. Als sie eines Tages ihre Gießkanne in der Fontaine am äußersten Ende des Gartens füllte, hörte sie mit süßem Stau-

nen Harfenklänge und Gesang. Sie nähert sich einer mit Epheu umrankten Stelle der Mauer und hört deutlicher die Namen: Raoul und Isaure; sie zieht die Epheuranken weg, Sonnenstrahlen dringen durch eine breite Mauerspalte in das düstre Laubgewölbe, ein fremder Blick begegnet dem ihren und sie eilt erschrocken nach Hause. Isaure nimmt sich wohl vor, nicht wieder zur Fontaine zu gehen, aber — ihre Blumen wollen doch begossen sein, ihre Gießkanne blieb dort stehen, und so ist sie den andern Tag fast unbewußt wieder an derselben Stelle. Nichts regt sich, sie kann ohne Furcht sich umsehen, die Spalte scheint ihr erweitert und jetzt sieht sie deutlich einen jungen Knappen von lieblicher Gestalt, seine Harfe lehnt an der Rasenbank, worauf er sitzt, seine Blicke sind auf die Mauer gerichtet. Sobald Isaure die Epheuranken berührt, fällt eine daran gelehnte Schalmeye um, und augenblicklich ergreift der junge Troubadour seine Harfe und stimmt mit dem zärtlichsten Ausdruck das Minnelied an, dessen Gegenstand zu sein Isaure, nicht mehr bezweifeln kann. Er naht sich bittend, ihn nicht zu fliehen, und sieht, wie das schüchterne Mädchen, über die Fontaine hingebeugt, theilnehmend und verstohlen nach ihm hinblickt. Ganz leise ruft er: Isaure! Wie ein noch leiserer Echoklang entschwebt der Name Raoul! ihren Lippen; er wiederholt jetzt ohne Harfenaccorde den Schluß seiner Romanze:

„Vous avez inspiré mes vers,
„Qu'une fleur soit ma récompence.

Erröthend und zögernd zieht Isaure ein Veilchen aus ihrem Strauß, steckt es rasch in die Mauerspalte und eilt davon. Abends fragt sie, scheinbar gleichgültig die gute Josrande, ihre Amme, nach den Bewohnern des benachbarten Schlosses. „Das ist ein altes Stammschloß der Grafen von Toulouse, wo nur noch Geister hausen; antwortet mit geheimen Grauen Josrande, zum Glück hat unser Schloßkaplan die Fontaine am dortigen Ende des Gartens eingesegnet, da wagt sich kein Gespenst hin.“ Isaure fragt lächelnd, wie solche Geister wohl aussehen möchten, und die furchtbare Schilderung Josrandes beruhigt sie völlig. Täglich kehrte sie nun zur Fontaine zurück, täglich sang der junge Troubadour Lieder der zartesten Sehnsucht. Er deutete darin den Sinn der Blumen, und so wurden das Veilchen, die Lilie, das Tausendschönchen, die wilde Rose und die Ringelblume, welche sie ihm abwechselnd reichte, die Dolmetscher ihrer Gefühle; denn Isaure erlaubte es sich nicht, zu sprechen. Ihr farbloses, wollnes Gewand, ihre Kappe von Hermelin und der deutungsvolle Rosenkranz, den sie beständig um den Hals trug, erklärten genug dies Schweigen. Nicht lange währte ihr stilles Glück. Raoul, der natürliche Sohn des Grafen Raymond von Toulouse, folgte seinem Vater zum Heere, welches Thérouanne in der Provinz von Artois zu Hülfe eilte gegen den Kaiser Maximilian. In der merkwürdigen Schlacht bei Guinegaste verloren beide glorreich ihr Leben. Nur die Religion vermochte den tiefen Schmerz der zärtlichen Isaure zu lindern; sie sprach nun gern am Altar das Klostergelübde aus, welches ihrem Herzen ein Bedürfniß geworden war. Nur die Erinnerung der reinen Sängerliebe gab ihrem Dasein noch Reiz, sie wollte ihr ein unvergängliches Denkmal stiften. Lange schon feierte man in Toulouse nicht mehr das Dichterfest, welches zu Anfang des Jahrh. durch die fröhliche Gesellschaft der sieben Troubadours dort war gestiftet worden. Clémence=Isaure erneuerte es unter dem Namen der Jeux floraux (Blumenspiele); hier bestimmte sie die fünf

verſchiednen Blumen, die ihre Minneſprache gebildet hatten, in Gold und Silber nachgebildet, zu Dichterpreiſen (ſ. Bumenſpiele). Sie widmete ihr ganzes großes Vermögen dieſer Stiftung. Iſaure war ſelbſt Meiſterin in der fröhlichen Kunſt (gaye science) und dichtete, als ſie die Preisvertheilung zum 1. Mai beſtimmte, eine Frühlingsode, die ihr den Beinamen der touloufiſchen Sappho erwarb.

Clemens XIV. Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli, war der Sohn eines Arztes und zu S. Arcangelo bei Rimini 1705 geboren. Mit ſeinem 18. Jahre trat er in den Minoritenorden. Er ſtudirte Philoſophie und Theologie, ward bald ſelbſt Lehrer und gewann die Achtung und Liebe ſeiner Schüler; er flößte ihnen erhabne Geſinnungen und Gefühle ein, und ſuchte ſie von Kleinlichkeiten und allem mönchiſchen Weſen frei zu machen. Der ſcharfblickende Benedict XIV., erzählt man, legte einſt die Hand auf das Haupt Ganganelli's und ſagte zu dem General ſeines Ordens: „Nehmt dieſen Bruder wohl in Acht, ich empfehle ihn euch angelegentlich.“ Unter der Regierung dieſes Papſtes erhielt Ganganelli den wichtigen Poſten eines Rathgebers des heiligen Stuhls. Benedict, der das deutſche Phlegma mit der italieniſchen Lebhaftigkeit in ihm vereinigt ſah, fragte ihn oft nach ſeiner Meinung. „Er verbindet,“ ſagte er, „feſte Urtheilskraft mit großer Gelehrſamkeit, dabei iſt er tauſend Mal beſcheidner, als ein Unwiſſender, und ſo heiter als ob er nie in der Zurückgezogenheit gelebt hätte.“ Clemens XIII. ertheilte Ganganelli den Kardinalshut, aber wie ſchöne Tugenden und Talente er auch zeigte, ſo durfte man doch nicht hoffen, ihn auf dem Stuhle St. Peters einſt zu ſehen. Die Freimüthigkeit, mit welcher er ſich über die Nothwendigkeit äußerte, dem Willen der Fürſten weislich nachgeben zu müſſen, ſchien nicht geeignet, ihm die übrigen Kardinäle geneigt zu machen. In den Congregationen, welche unter den Augen des Papſtes ſelbſt in Betreff der Herzogthümer von Parma und Piacenza und der Angelegenheiten der Jeſuiten gehalten wurden, hatte er der Meinung des Papſtes und des Staatsſecretärs ſo ganz zuwider geurtheilt, daß man ihn nicht mehr um Rath fragte. „Will man den römiſchen Hof nicht von ſeiner Höhe herabſtürzen ſehen,“ ſagte er unabläſſig, ſo muß man ſich mit den Fürſten ausſöhnen; denn ihre Arme reichen über ihre Grenzen hinaus, und ihre Macht überfliegt die Alpen und Pyrenäen.“ Dieſe Geſinnungen misfielen zu Rom, aber ſie erwarben ihm auf den Fall der Erledigung des heiligen Stuhls mächtige Beſchützer. Clemens XIII. ſtarb; das Conclave war ſehr ſtürmiſch und uneins, bis die überzeugende Beredtſamkeit des Kardinals Bernis entſchied, und Ganganelli, 19. Mai 1769, zum Oberhaupte der Kirche proclamirt ward, wiewohl er nicht Biſchof war. Kein Papſt war unter ſchwierigern Umſtänden gewählt worden. Portugal, entzweit mit dem heiligen Stuhl, wollte ſich einen Patriarchen geben; die Art, wie der Herzog von Parma behandelt worden, hatte die Könige von Frankreich, Spanien und Neapel abgeneigt gemacht; Venedig wollte die geiſtlichen Orden ohne Zuziehung des Papſtes reformiren; Polen ſuchte das päpſtliche Anſehn zu mindern; die Römer ſelbſt murrten. Clemens bemühte ſich zunächſt, die Fürſten auszuſöhnen, ſchickte einen Nuntius nach Liſſabon, unterdrückte die Bulle In coena domini, welche die Regenten empörte, und unterhandelte mit Spanien und Frankreich. Aufgefodert, das Schickſal der Jeſuiten zu entſcheiden, ſchrieb er: „Ich bin der Vater der Gläubigen, vornehmlich der Geiſtlichen; ich darf einen be-

Digitized by Google

rühmten Orden nicht auflösen, ohne Gründe zu haben, die mich vor Gott und der Nachwelt rechtfertigen." Endlich, nach mehrjährigen Unterhandlungen, gab er am 21. Jul. 1773 das berühmte Breve Dominus ac redemtor noster, das die Gesellschaft Jesu aufhob. Aber seit diesem Augenblicke führte er ein sorgenvolles, von Furcht und Reue geängstigtes Leben; seine Kräfte schwanden. „Ich gehe in die Ewigkeit," sagte er, „und ich weiß warum." Er starb den 22. Sept. 1774. Dies Ereigniß gab zu der Vermuthung Anlaß, daß er vergiftet worden, welche dadurch an Glaubwürdigkeit gewann, daß sie der Papst selbst hegte und Gegengift nahm. Allein, der Ausspruch der Aerzte hat sie widerlegt. Seit Sixtus V. hatte kein Papst auf dem römischen Stuhle gesessen, der mit mehr Kraft, Weisheit und Selbstständigkeit regiert hätte. Clemens zeichnete sich durch Aufklärung, Staatsklugheit, gründliche Gelehrsamkeit, Vortrefflichkeit des Charakters, Standhaftigkeit und Thätigkeit vor seinen Vorgängern rühmlich aus, und beförderte Künste und Wissenschaften, unter andern auch durch die Stiftung des Clementinischen Museums, der schönsten Zierde des Vaticans.

Clement (Jacques), der Mörder Heinrichs III. von Frankreich, geb. im Dorfe Sorbon im Sprengel des Erzbisthums Rheims. Er war noch nicht lange im Orden der Dominikaner und fünf und zwanzig Jahre alt, als der Parteigeist der Ligue (s. d. Art.) den schwachköpfigen Schwärmer zur Ermordung des Königs (s. Heinrich IV.) aufreizte. Besonders ermunterte ihn sein Prior Bourgoing, dem er seinen Entschluß anvertraute und ermahnte ihm zu beten und zu fasten, um den Willen Gottes zu erkennen. Man soll ihn sogar eine nächtliche Stimme haben hören lassen, die ihn zum Morde des Tyrannen aufrief. Die Herzogin von Montpensier die Schwester der Guisen, (s. Guise, Heinrich) der Häupter der Ligue, wird beschuldigt, seinen Entschluß befestigt, und ihn durch die Versicherung gereizt zu haben, daß er, wenn er Rettung fände, vom Papste zum Kardinal erhoben, wenn er umkäme, aber unter die Zahl der Heiligen versetzt werden sollte. Der Schwärmer reißte im Julius 1589 von Paris ab, und begab sich nach St. Cloud, wo der König sich aufhielt. Der Generalprokurator, zu welchem man ihm führte, faßte einigen Argwohn und ließ ihn in der Nacht belauschen, wo man ihn denn in tiefem Schlafe und in dem offen vor ihm liegenden Brevier die Stelle fand, wo von der Ermordung des Holofernes durch Judith die Rede ist. Am folgenden Morgen vor dem König geführt, gab er vor, der Ueberbringer wichtiger Nachrichten von Paris zu sein, aber während der König den Brief las, den der Verräther ihm gegeben hatte, durchbohrte ihn der Mönch und ließ das Messer in der Wunde. Die Höflinge, Lognac und Guesle, die auf des Königs Geschrei wieder herein traten, erstachen sogleich, den Mörder. Clement's Leichnam ward auf einer Schleife zum Richtplatz geschleppt, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt. Die wilde Parteiwuth, deren Werkzeug er geworden war, betrachtete ihn als Märtyrer. Als seine Mutter einige Zeit nachher in Paris erschien, ermahnten die Mönche das Volk, der heiligen Mutter des Heiligen entgegen zu ziehen. Sein Bild ward auf den Altären aufgestellt, und man wanderte nach St. Cloud, um die mit seinem Blute getränkte Erde aufzusammeln. Selbst Papst Sixtus V. hielt dem Mörder eine Lobrede in der Versammlung der Kardinäle und verglich ihn mit Judith u. Eleazar.

Clementi (Muzio), geboren zu Rom 1746, einer der größten Clavierspieler, und der einzige, welchen die Italiener unserm großen

Bach entgegenſetzen können. In eben dem Grade, in welchem er Künſtler auf dem Clavier iſt, iſt er auch Tonſetzer für dieſes Inſtrument, für welches er zwar ſehr ſchwere, aber doch ſchöne und geſchmackvolle Werke ſetzte. Er befand ſich in den achtziger Jahren in Paris. Nachher ging er nach London, wo er eine große Muſikalien- und Pianofortehandlung errichtete. In den neueſten Zeiten war er in Wien. Clementi's Compoſitionen zeichnen ſich durch verſtändigen Plan und Ordnung in den Ideen aus; ſie ſind glänzend, gelehrt und angenehm zugleich. Sein Styl iſt ſtrenge und immer rein. Im eignen Spiele hat er glänzende Ausführung und viel Geſchmack. Er improviſirt unübertrefflich.

Cleopatra od. Kleopatra. Mehrere egyptiſche Fürſtinnen ſind unter dieſem Namen bekannt; aber die berühmteſte war die älteſte Tochter des Ptolemäus Auletes und Mitregentin und Gemahlin ſeines älteſten Sohnes Ptolemäus. Beide waren noch minderjährig, als ihr Vater ſtarb, und kamen unter die Vormundſchaft des Pothinus und Achilles, welche die Kleopatra ihres Antheils an der Regierung beraubten und ſie aus Egypten vertrieben. Cleopatra ging nach Syrien, verſammelte hier ein Heer und wollte ihr Recht mit Gewalt der Waffen geltend machen, als Cäſar (ſ. d. Art.) nach Alexandrien kam und ſich zum Schiedsrichter aufwarf. Cleopatra wußte in einer geheimen Zuſammenkunft den, für Jugend und Schönheit nicht unempfindlichen Dictator für ſich und ihre Sache zu gewinnen, und obgleich ihr Bruder einen Aufſtand in Alexandrien erregte, ſo gelang es doch Cäſarn, das Volk zu beruhigen und Cleopatra als Mitregentin einzuſetzen. Pothinus aber wußte das Volk auf's neue aufzuwiegeln; es kam zu dem ſogenannten alexandriniſchen Kriege, und da der ältere Ptolemäus darin das Leben verlor, ernannte Cäſar jetzt die Cleopatra zur alleinigen Königin von Egypten; doch mußte ſie ihren eilfjährigen Bruder, den jüngern Ptolemäus, zum Gemahl und Mitregenten annehmen. Cäſar verweilte noch einige Zeit an dem Hofe der Cleopatra und zeugte mit ihr einen Sohn, Cäſarion. Nach Cäſars Entfernung regierte ſie ungeſtört. Sie machte darauf eine Reiſe nach Rom, wo Cäſar ſie glänzend aufnahm und ihre Bildſäule neben die Statue der Venus in dem dieſer Göttin errichteten Tempel ſtellen ließ. Sie misfiel aber dadurch dem Volke, und kehrte bald in ihre Staaten zurück. Als ihr Bruder das vierzehnte Jahr erreicht und ſeinen Antheil an der öffentlichen Gewalt verlangt hatte, vergiftete ſie ihn in dem vierten Jahre ſeiner Regierung. Jetzt herrſchte ſie allein. Während des römiſchen Bürgerkriegs trat ſie auf die Seite der Triumvirn, und ſegelte nach der Schlacht bei Philippi nach Tarſus zum Antonius, um auch an ihm die Macht ihrer Reize zu verſuchen. Sie war damals 25 Jahre alt, und vereinigte mit der höchſten körperlichen Schönheit, Witz, Artigkeit und alle Grazien des Umgangs. Sie erſchien auf einem prächtig geſchmückten Schiffe unter einem Thronhimmel von Goldſtoff, als Venus gekleidet, umgeben von ſchönen Knaben und Mädchen, die als Liebesgötter und Huldgöttinnen ihren Hof ausmachten. Hier feierte ſie ihre Zuſammenkunft mit Antonius durch die glänzendſten Feſte, begleitete ihn nach Tyrus und kehrte dann nach Egypten zurück. Antonius eilte ſeiner Geliebten bald nach, überließ ſich mit ihr den ausſchweifendſten und koſtbarſten Vergnügungen, und verließ ſie nur, um wieder zu ihr zurückzukehren. Sie begleitete ihn auf ſeinem Zuge gegen die Parther, und ward, als er ſich am Euphrat von ihr trennte, mit Cyrene,

Digitized by Google

Cypern, Cölesyrien, Ituräa, Phönicien, Cilicien, und Kreta von ihm beschenkt, denen er auf ihr Verlangen noch einen Theil von Judäa und Arabien hinzufügte. Antonius eroberte hierauf Armenien, kehrte triumphirend nach Egypten zurück und erhob sowohl den Cäsarion, als seine drei, mit der Kleopatra gezeugten Söhne zu Königen. Jetzt begann der Krieg zwischen Antonius und Octavian. Statt durch schnelle Schritte seinem Gegner zuvorzukommen, brachte Antonius in Gesellschaft der Kleopatra ein ganzes Jahr unter Festen und Zerstreuungen in Ephesus, Samos und Athen zu, und beschloß endlich, sein Glück auf den Ausgang einer Seeschlacht zu setzen. Bei Actium trafen die Flotten zusammen. Kleopatra, welche mit 60 Schiffen den Antonius verstärkt hatte, ergriff plötzlich die Flucht und führte dadurch den Verlust der Schlacht herbei, denn Antonius eilte, wie vom Wahnsinn befallen, ihr nach. Sie flohen nach Egypten, und erklärten dem Octavian, daß sie hinfort im Privatstande leben wollten, wenn nur Egypten den Kindern der Kleopatra bliebe. Octavian aber foderte den Tod des Antonius und rückte gegen Alexandrien vor, das dieser zu vertheidigen eilte. Kleopatra beschloß, sich mit ihren Schätzen zu verbrennen; allein Octavian wußte sie durch geheime Botschafter zu beruhigen. Diese Verhandlungen entgingen dem Antonius nicht, welcher, Verrätherei ahnend, zu ihr eilte, um sich durch ihren Tod zu rächen. Sie entfloh, verbarg sich in das von ihr erbaute und zu ihrem eignen Grabmal bestimmte Monument bei dem Tempel der Isis, und ließ die Nachricht verbreiten, daß sie sich selbst getödtet habe. Antonius stürzte sich in sein Schwert, ward, noch ehe er starb, von dem Leben der Kleopatra benachrichtigt, ließ sich zu ihr tragen und starb in ihren Armen. Jetzt gelang es dem Octavian, sich der Kleopatra zu bemächtigen. Sie hoffte auch über ihn einen Sieg ihrer Schönheit davon zu tragen. Da aber ihre Künste an seiner Kälte scheiterten, und sie wohl einsah, daß er ihr Leben nur fristen wolle, um sie im Triumph aufzuführen, beschloß sie, dieser Schmach durch einen freiwilligen Tod zu entgehen. Sie ordnete ein glänzendes Fest an, entfernte ihre Wachen, und setzte sich eine giftige Natter, die ein treuer Diener ihr, unter Blumen versteckt, gebracht hatte, auf den Arm, durch deren Biß sie in wenig Minuten ohne Schmerz verschied. Octavian ließ ihr Bildniß mit einer Schlange unterm Arm bei seinem Triumphzuge prangen. Ihr Leichnam ward neben dem des Antonius beigesetzt. Sie war 39 Jahre alt und hatte 22 Jahre regiert.

Clerfayt, Graf, einer der berühmtesten österreichischen Feldherren neuerer Zeit, war 1733 im Schlosse Bruille, bei Binch im Henegau geboren, widmete sich den Waffen, und zeichnete sich bald darin aus. Seine Thaten im siebenjährigen Kriege, vorzüglich bei Prag, Kissa, Hochkirchen und Liegnitz, auch bei Callefat über die Türken, erwarben ihm die Ehre, einer der ersten zu sein, denen Maria Theresia ihren, 1757 gestifteten Orden ertheilte. Bei dem Aufstande in den Niederlande 1787 verwarf er mit Verachtung alle Vorschläge zur Untreue gegen Joseph II. 1788 und 1789 focht er als Generalfeldmarschallieutenant gegen die Türken, und erhielt 1790 den Grad eines Artilleriegenerals und das große Band des Theresienordens. 1792 befehligte er ein Corps von 10,000 Mann, nahm Stenai, Croix-aux-Bois, zog sich nach dem Rückzuge der Preußen in die Niederlande zurück, setzte sich nach der Niederlage bei Jemappes hinter der Roer, hob im folgenden Frühjahre die Belagerung von Mastricht auf, focht dann bei

Nerwinden, Quiévrain, Hanson und Famars und nahm Le Quesnoi ein. 1795 erhielt er den Feldmarschallsstab und den Oberbefehl der kaiserlichen Heere am Rhein, ward dann durch den Erzherzog Carl abgelöst, trat in den Hofkriegsrath und starb 1798 in Wien. Die Stadt errichtete ihm ein prächtiges Grabmal. Clerfayt vereinigte mit den Talenten eines Feldherrn alle Eigenschaften eines guten Bürgers und eines vortrefflichen Menschen. Seine Guts-Unterthanen hatten den mildesten Herrn an ihm. Seine Börse hatte stets jedem Verdienten und Bedürftigen seiner Untergebnen offen gestanden, und den Tag vor seinem Tode verbrannte er alle dergleichen Schuldscheine. Er war gewöhnlich einfach in seiner Kleidung, aber, wenn es gegen den Feind ging, zeigte er sich nie anders als in Staatsuniform und mit seinen Orden geschmückt. „Der Tag der Schlacht", sagte er, „ist des Kriegers Ehrentag."

Cleve, sonst die Hauptstadt des Herzogthums, jetzt die des gleichnamigen Regierungsbezirks (51 Q. M. 210,000 Einw.) liegt in einer angenehmen Wiesenfläche, mit Alleen, fruchtbaren Thälern und anmuthigen Hügeln, eine Stunde vom Rheine, mit dem sie durch einen Kanal verbunden ist, und an dem Flüßchen Kermisdal. Die Stadt enthält 1000 Häuser mit 6000 Einwohnern, ist im Ganzen wohlgebaut, und besteht aus der obern, auf Hügeln gelegnen Stadt und aus der untern. Das auf einem Hügel erbaute Schloß, Schwanenburg, ist sehr alt. Die Einwohner unterhalten Wollen-, Baumwollen-, Seiden- und Tabaks-Fabriken. Unter den reizenden Umgebungen der Stadt sind bemerkenswerth: der jenseits des Kanals gelegne Königsgarten, eine vom Prinzen Johann Moriz von Nassau-Siegen herrührende Anlage, und der Thiergarten mit seinen trefflichen Baumreihen, Springbrunnen, Wasserfällen und mit einem Gesundbrunnen. In der angenehmen Holzung, Berg und Thal genannt, ist das Grabmal des Prinzen Moriz. Er ruhet in einem eisernen Sarkophag, umgeben von dem bei Cleve ausgegrabenen Inschriften, Urnen, Krügen, Lampen und andern Ueberresten des römischen Alterthums. Das ehemalige Herzogthum Cleve erwarb Preußen bereits 1609.

Clienten, hießen in Rom die gemeinen Bürger, welche aus den höhern Klassen sich einen Patron wählten, dessen Pflicht es war, ihnen in Rechtssachen beizustehen, für sie väterlich zu sorgen, und ihnen Sicherheit und Ruhe zu verschaffen. Sie mußten dagegen die Töchter ihres Patrons ausstatten, wenn es diesem an Vermögen fehlte, ihn, wenn er von Feinden gefangen genommen worden, loskaufen, und ihm ihre Stimme geben, wenn er um ein öffentliches Amt anhielt. Gegenseitig hatten sie die Pflicht, einander nicht zu verklagen, noch gegen einander zu zeugen, sich überhaupt auf keine Weise etwas zu Leide zu thun. Romulus, der dieses Verhältniß einführte, um Patricier und Plebejer desto genauer mit einander zu verbinden, erlaubte in einem Gesetze, daß derjenige, der seine Pflicht als Patron oder Client verletzte, von Jedermann todtgeschlagen werden könne. Auch findet sich in einem Zeitraume von 600 Jahre keine Spur von Mißhelligkeiten zwischen den Patronen und Klienten; erst unter den Kaisern hörten die alten Verpflichtungen auf. 2) Bei uns bezeichnen die Namen, Patron und Klient, einen Sachwalter und denjenigen, dessen Sache er führt.

Clifford (Georg), Graf von Cumberland, Ritter des Hosenbandordens, ein, durch ritterliche Uebungen und durch Thaten zur See

ausgezeichneter Edelmann unter Elisabeth von England, war 1558 in Brougham-Castle in Westmoorland geboren, zeigte sich in Turnieren und dergleichen stets als Ritter der Königin, und erhielt einen Handschuh von ihrer Hand geschenkt, den er bei feierlichen Gelegenheiten an seinem Halse trug. Er rüstete oft Schiffe aus, erhielt auch königliche, mit denen er größtentheils glückliche Streifzüge gegen die Spanier machte, und war Befehlshaber der Flotte, welche gegen die sogenannte Armada gesandt wurde. Auch war er einer der Pärs, welche Maria Stuart richteten. Endlich hatte er noch einen bedeutenden Antheil an der Gefangennehmung des Grafen Esser. Obgleich ihm seine Capereien gegen die Spanier unermeßliche Reichthümer zugeführt, so hatte er solche doch, theils durch Ausrüstungen von Schiffen und besonders durch Aufwand bei Ritterfesten, Pferderennen ꝛc. ziemlich wieder verschwendet, als er 1605 starb. Clifford (George), ein in naturhistorischer Hinsicht merkwürdiger, und vorzüglich durch Linné bekannter Rechtsgelehrter zu Amsterdam. Er hatte auf seinem Gute Hartecamp, zwischen Amsterdam und Harlem, den prächtigsten und mit Pflanzen aus allen Welttheilen am reichsten versehnen Garten seiner Zeit in ganz Europa, eine zahlreiche Menagerie von vierfüßigen Thieren und Vögeln aller Art, ein vollständiges naturhistorisches Museum, worin besonders aus vielen Ländern eingeholte Herbarien und eine dazu passende Büchersammlung. Linné war eine Zeitlang Hausarzt bei Clifford und Aufseher über dessen Garten, und gab eine Beschreibung der darin enthaltnen seltnen Pflanzen, unter dem Titel: Hortus Cliffortianus heraus, welches Clifford mit großer Pracht drucken ließ. Nach ihm nannte Linné die dort befindliche Art Pisang, Musa Cliffortiana, und eine Pflanzengattung Cliffortia.

Clima od. Klima. Die Alten theilten die Erdoberfläche in Klimate und bezeichneten mit dieser Benennung die Flächenräume zwischen den, mit dem Aequator gleichlaufenden Kreisen, welche sie in Gedanken in solchen Entfernungen um die ganze Erdfläche zogen, daß von jedem Kreise bis zu dem nächstliegenden die Zeitdauer des längsten Tages um eine halbe Stunde zunahm. Nach dieser Eintheilung gab es also vom Aequator, wo der längste Tag 12 Stunden dauert, bis zu dem Polarkreise, wo er 24 Stunden beträgt, 24 Klimate. Vom Polarkreise an wächst der längste Tag so schnell, daß er einen Grad von demselben weiter gegen den Pol schon einen Monat lang ist. Diese sogenannten kalten Zonen, nämlich die Gegenden vom nördlichen und südlichen Polarkreise an bis zu den entsprechenden Polen, haben einige Geographen wieder in 6 Klimata getheilt. Uns hat eine genauere Bekanntschaft mit den verschiednen Ländern belehrt, daß Wärme oder Kälte nicht blos von der geographischen Breite abhängen, sondern daß mancherlei örtliche Ursachen große Abweichungen von der allgemeinen Regel hervorbringen, nach welcher allerdings ein, dem Aequator näher gelegnes Land wärmer sein sollte, als ein von ihm entfernteres. Wir verbinden daher mit dem Worte Klima einen andern Begriff und verstehen darunter das, einem jeden Lande eigne Verhalten der Witterung in Hinsicht auf Wärme und Kälte, Trockenheit und Nässe, Fruchtbarkeit und Wechsel der Jahreszeiten. So verschieden die Beschaffenheit des Klimas ist, so verschieden sind auch seine Ursachen, und durch die bis jetzt gemachten Beobachtungen und Erfahrungen hat man noch zu keinem sichern allgemeinen Ergebnisse gelangen können. Im Allgemeinen bleibt jedoch die geographische Breite der Hauptumstand, welchen

Digitized by Google

man bei Betrachtung des Klimas eines Landes zu berücksichtigen hat. Der höchste Grad der Hitze wird unter der Linie, der geringste (oder die höchste Kälte) unter den Polen angetroffen. Die dazwischen liegenden Oerter haben sehr verschiedne Grade der Temperatur nach ihrer Lage und örtlichen Beschaffenheit. Unter der Linie selbst ist die Hitze nicht gleich groß. Fürchterlich wirkt sie in den Sandwüsten Afrika's, besonders auf der Westküste, auch in Arabien und Indien; höchst gemäßigt zeigt sie sich dagegen in dem gebirgigen Südamerika. Die höchste afrikanische Hitze hat man auf 70° nach Reaumur bestimmt. Von dem höchsten Kältegrad unter den Polen läßt sich nicht bestimmt urtheilen, weil bis dahin noch kein Mensch vorgedrungen ist. Von der geographischen Breite ist die verschiedne Mittagshöhe der Sonne und ihr Verweilen über dem Horizonte abhängig. Je beträchtlicher jene Höhe und je größer jene Zeitdauer, desto wärmer ist, ohne Rücksicht auf örtliche Umstände, ein Land. Die Erhebung eines Landes über der Meeresfläche macht einen andern wichtigen Bestimmungsgrund des Klima's aus. Nicht zu übersehen ist aber insonderheit die Beschaffenheit der Erdoberfläche selbst. Die Wärme nimmt zu mit der Kultur des Bodens. So hat unser Deutschland seit mehr als tausend Jahren ein beträchtlich wärmeres Klima durch Ausrottung der Wälder, Ableitung der Seen, Austrocknung von Sümpfen und Morästen gewonnen. Ohne Zweifel hat auch die mineralische Masse, welche die oberste Lage der Fläche eines Landes ausmacht, Einfluß auf seine größere oder geringere Wärme. Der todte Sand nimt eine viel stärkere Hitze an, als Letten. Wiesenflächen sind im Sommer lange nicht so heiß, als kahler Boden. Einen entschiedenen Einfluß auf das Klima haben die Winde, denen ein Land seiner Beschaffenheit nach vorzugsweise ausgesetzt ist. Wehen in einem Lande viel Nord- und Ostwinde, so muß es bei gleicher topographischer Breite kälter sein, als ein andres, in welchem die mildern Süd- und Westwinde häufig streichen. Die Abwechselungen in der Witterung sind innerhalb der beiden Wendekreise am geringsten. Die Hitze, welche, während die Sonne im Scheitelpunkte steht, unerträglich sein würde, wird durch die alsdann eintretende Regenzeit gemildert; rückt die Sonne nach der entgegengesetzten Hälfte der heißen Zone, also immer mehr aus dem Scheitelpunkte, so entsteht die lieblichste Witterung. Lima und Quito in Perú sollen das schönste Wetter auf der Erde haben. Größer sind die Witterungsveränderungen in der gemäßigten Zone; je näher dem Polarkreise, desto beträchtlicher werden die Unterschiede zwischen Kälte und Wärme. Die höhern Breiten, besonders um den 59 und 60°, haben im Julius eine Wärme von 75 bis 80° Fahrenheit, wie sie die Länder um 10° näher an der Linie kaum haben. In Grönland ist im Sommer die Hitze so groß, daß das Pech an den Schiffen schmilzt. In Torneo in Lappland fallen die Sonnenstrahlen um die Zeit des längsten Tags eben so schief, wie bei uns um die Zeit der Nachtgleichen; dennoch ist dort die Wärme zuweilen derjenigen in der heißen Zone gleich, weil die Sonne fast immer über dem Horizonte ist. Unter den Polen ist das Klima vielleicht das beständigste. Dort scheint immerwährend eine so heftige Kälte zu herrschen, als wir hier in unsern Gegenden nicht kennen. Selbst mitten im Sommer, wo die Sonne lange Zeit und unter dem Polpunkte selbst volle sechs Monate nicht untergeht, thaut das ewige Eis nicht weg. Die den Pol umgebenden ungeheuern Eismassen empfinden von den schrägen, schwachen Son-

Digitized by Google

nenstrahlen keine merkliche Wirkung und schienen sich bisher mit jedem Jahre zu vermehren; ein bemerkenswerther Umstand, da unbezweifelte Spuren einer, in frühern Jahrhunderten Statt gefundenen größern Bewohnbarkeit dieser jetzt verlassenen Gegenden vorhanden sind. In den letzten Jahren aber haben sich ungeheure Strecken dieses, wenn man so sagen darf, Continents von Eis getrennt, und sind in die südlichen Meere hinabgeschwemmt worden. Auf diesen Umstand gründete die englische Regierung einen Plan, den Nordpol zu erreichen, und rüstete zu dem Ende mehrere Fahrzeuge aus. Die Kapitaine Roß und Parry drangen nach einander möglichst weit in das Meer der Polarinseln. Unter dem Letztern ging 1821 eine zweite Expedition dahin ab, welche noch nicht zurückgekehrt ist. Gleiche Anstrengungen machten die russische und die nordamerikanische Regierung und auch eine Gesellschaft Britten zu Schlitten, deren Erfolge erwartet werden.

Climakterisch werden in der Physiologie diejenigen Lebensjahre genannt, in denen der menschliche Körper, nach bestimmten Naturgesetzen anfängt, in seinen physischen Kräften abzunehmen, und sich bei den Männern dem Greisenalter, so wie bei den Frauen dem der Matrone zu nähern. Bei den Frauen z. B. wird die Zeit klimakterisch genannt, wo sie ihre Reinigung verlieren.

Climax, in den Redekünsten die Steigerung, Gradation (s. d.)

Clinik od. Klinik. Die Ableitung dieses Wortes von dem griechischen κλινη, Bette, führt darauf, daß es einen Unterricht am Krankenbette bezeichnen soll, um in der Erscheinung selbst den wahren Charakter der Krankheitszeichen, ihren Gang und ihr verschiednes Ende nebst allen Einzelnheiten der Behandlungsart kennen zu lernen. Die Clinik lehrt also die einzelnen Krankheiten erkennen, beurtheilen und heilen, und somit die theoretischen medicinischen Kenntnisse bei dem Kranken in Anwendung bringen. Sie erfodert demnach eine genaue Beobachtung der Krankheit, wie sie sich in der Natur darstellt, und führt zu derselben; sie bildet die echte Erfahrung. Welche wahre Fortschritte hätte die Medicin zu allen Zeiten gemacht, welche Irrthümer wären ihr erspart worden, wenn der öffentliche Unterricht stets dieser natürlichen Richtung gefolgt wäre, um den Zöglingen nur deutliche und bestimmte Begriffe zu geben, und sie mit der Anwendung der Vorschriften vertraut zu machen, die der dogmatische Unterricht immer unbestimmt läßt! Man kennt durchaus nicht die Methode, die in der Familie der Asklepiaden für den klinischen Unterricht der Medicin befolgt wurde, aber man wird die Ergebnisse davon stets in den Schriften des Hippokrates bewundern, der die gleichsam ererbte Erfahrungslehre mit allem, was er auf demselben Wege an gründlichen Kenntnissen erwarb, bereicherte. Nach ihm hörte die Medicin auf, das Eigenthum besondrer Familien zu sein, und man entfernte sich bald von dem strengen Wege der Beobachtung, den er so sehr empfohlen hatte. Die noch schwankenden Fortschritte der Anatomie und Physiologie, das anhaltende Studium der Philosophie des Aristoteles und endloses Streiten über die Natur des Menschen, die Krankheiten und Heilmittel, beschäftigten die Aufmerksamkeit der Aerzte, die weise Methode, die Krankheiten zu beobachten und genau zu beschreiben, wurde vernachlässigt. Die Hospitäler dienten bei ihrem Ursprunge mehr zur Ausübung der frommen Wohlthätigkeit der Christen, als zur Vervollkommnung der Medicin. Die Schule von Alexandria war damals so berühmt, daß, wie Ammianus Marcellinus sagt, ihre fleißige

Besuchung alle Rechte zur Ausübung der Arzneikunde gab. Eine andre alte, zwar minder bekannte, aber sehr blühende Schule war zu Nisapur in Persien, und es ist zu bemerken, daß die Hospitäler daselbst schon vor den Zeiten der Araber, denen man gewöhnlich diese glückliche Idee zuschreibt, mit den medicinischen Schulen in Verbindung gebracht waren. Diese, vom Kaiser Aurelian gestiftete Schule bestand aus griechischen Aerzten, welche die Lehre des Hippokrates im ganzen Oriente wieder erweckten; sie erhielt sich mehrere Jahrhunderte, und in ihr bildeten sich ohne Zweifel Rhazes, Ali-Abbas, Avicenna und die berühmtesten arabischen Aerzte. Um dieselbe Zeit stand der berühmte Johannes Mesve aus Damascus dem Hospitale zu Bagdad vor. Man weiß nichts von der Methode, welche in demselben befolgt wurde; aber man darf keine hohen Begriffe von dem Unterrichte zu einer Zeit haben, wo man noch allen Träumereien der arabischen Polypharmacie anhing. Die Medicin theilte in jener barbarischen Periode das Schicksal der übrigen Naturwissenschaften. Man dachte nicht daran, nach dem Vorbilde der Griechen sich langsam oder gründlich in einem großen Vereine von Kranken zu belehren. Die Gründung der Universitäten schien geeignet, die Studien, besonders in Spanien, wiederherzustellen, und eben zur Zeit der Araber besaßen Sevilla, Toledo, Cordova berühmte Schulen und Hospitäler, wo junge Aerzte sich bildeten. Aber die klinischen Studien wurden fast ganz vernachlässigt. Statt die Geschichte der Krankheiten mit Eifer zu studiren und zu ergründen, schwatzte man über die unnützesten Dinge. Nicht ersprießlicher waren die Reisen, die man in derselben Absicht im 12. oder 13. Jahrh. nach Italien und Frankreich machte. Vorzüglich besuchte man die berühmten Schulen von Montpellier und Paris, wo der Unterricht der Medicin sich auf einfache Vorlesungen und ewige Commentationen der dunkelsten Gegenstände beschränkte. Selbst als man zu Ende des 15. Jahrhunderts die Werke der alten griechischen Aerzte zu drucken anfing, fuhr man fort, sich mit Erklärungen und Wortstreiten zu beschäftigen. Es verflossen noch zwei Jahrhunderte, bis zur Wiederherstellung der klinischen Studien. Als die Begründer derselben in Holland nennt man Wilhelm von Straten, Otho Heurnius, Sylvius, gegen die Mitte des 17. Jahrh. Auch rühmt man von den Schulen zu Hamburg, Wien und Straßburg, um diese Zeit klinische Institute errichtet zu haben. Aber welches waren Resultate die daron? Wo findet man die befolgte Methode aufgezeichnet und welchen Einfluß hatten sie auf die Ausübung der Arzneikunde? Boerhave selbst, der 1714 den klinischen Unterricht des Sylvius zu Leyden fortsetzte, hat von den Tagebüchern seiner Beobachtungen keine Rechenschaft gegeben, und sich darauf beschränkt, in sehr merkwürdigen akademischen Reden allgemeine Grundsätze der Medicin aufzustellen. Der Einfluß dieser berühmten Schule wurde zunächst in Edinburgh, und später in Wien bemerkbar; zwei Schulen, deren Ruf in der Klinik bald Leyden, ihre gemeinschaftliche Mutter, verdunkelte. Einer der berühmtesten Lehrer der praktischen Arzneikunde zu Edingburgh, der Doctor Cullen, hing zu sehr an den spitzfindigen Theorien über den kranken Organismus und die Entwicklung der nächsten Ursachen der Krankheiten, als daß er in seinen Vorlesungen eine strenge Methode hätte befolgen und die genaue Geschichte der in den Krankenstuben von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende beobachteten Krankheiten zur Basis nehmen können. Was im Laufe des 18. Jahrh. in Italien, Deutschland und Frankreich für kli-

Digitized by Google

nische Institute geschah, beweist einer Seits, daß man ihre Wichtigkeit immer mehr und immer allgemeiner einzusehen anfing, andrer Seits, mit welchen Schwierigkeiten die Einrichtung solcher Anstalten verbunden ist. Wir gehen sogleich auf die wiener Schule über, die durch van Swieten, de Haen und besonders durch Stoll ein Muster des klinischen Unterrichts wurde, indem man öffentliche Vorlesungen in den Hospitälern selbst hielt und zur Einfachheit der griechischen Arzneikunde zurückkehrte. Die Ausübung der Medicin in den Hospitälern war im Allgemeinen in Frankreich nur ein indirectes Mittel, um das öffentliche Zutrauen zu erlangen, bis zu dem Zeitpunkte der allgemeinen Wiederherstellung der medicinischen Studien und der Errichtung der Ecole de Santé. Erst damals wurde der klinische Unterricht ausdrücklich eingeführt. Es wurden drei Lehrstühle errichtet, für die innere, für die äußere Heilkunde, und für seltne Fälle und neue Vervollkommnungsmethoden. Ein Hauptzweck des klinischen Unterrichts ist eine methodische Bestimmung des wahren Charakters der hitzigen Krankheiten und der, durch die Oertlichkeit und Jahreszeiten hervorgebrachten Veränderungen. Hierin sind auch die glücklichsten Fortschritte gemacht worden, da nun auf dem, von Hippokrates bezeichneten Wege Sydenham, Stoll, Hufeland, Hildebrand, Schäffer u. A. m. rühmlich fortschritten. Die Verbesserung dieses Fundamentaltheils der Medicin und aller Naturwissenschaften mußte eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen, und man fühlt, daß der klinische Unterricht den wissenschaftlichen Charakter verloren haben würde, wenn man nicht die einzeln beobachteten Krankheiten nach ihren Verwandschaften und Abweichungen in Verbindung gebracht hätte. Nur auf diese Weise konnte die Medicin ein regelmäßiges und methodisches Ganzes bilden.

Clinton (Sir Henry), berühmter englischer Feldherr im amerikanischen Freiheitskriege. Nachdem er den hannöverschen Krieg mitgemacht hatte, ging er als Generalmajor unter Howe 1775 nach Amerika, und focht mit Auszeichnung. 1778 übernahm er an Howe's Stelle, der nach England zurückkehrte, in Philadelphia den Oberbefehl des Heeres. Washingtons Annäherung zwang ihn, Philadelphia zu verlassen. Er machte einen geschickten Rückzug nach New-York, wo er mehrere amerikanische Kaperschiffe verbrannte. Im Januar 1779 nahm er Charlestown. 1780 wollte er die Franzosen bei Rhode-Island angreifen, ward aber durch Washington daran verhindert. Jetzt versuchte er durch Bestechung zu siegen. Er gewann den General Arnold, ihm dem Posten von West-Point zu überliefern. Der Plan scheiterte jedoch durch die Verhaftung des Majors André, welcher die Correspondenz überbrachte. 1782 ward er abgerufen und durch Carleton ersetzt. In London gab er 1784 „Bemerkungen über die Geschichte des amerikanischen Krieges" heraus. Er starb als Gouverneur von Gibraltar daselbst 1795. — Clinton (Georg), Vicepräsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, war 1739 in Neu-England geboren, diente unter seinem Vater, dem Obersten Clinton, als Lieutenant in dem Kriege gegen Canada, ward nach dem Frieden Advocat, 1773 Repräsentant seiner Provinz bei der Kolonial-Versammlung, wo er sich als einen festen Gegner der gewaltthätigen englischen Maßregeln zeigte, und dafür 1775 zum Mitgliede des Congresses erwählt wurde, den er aber selten besuchte, da er lieber als General-Brigadier den Freiheitskrieg mitmachte. 1777 ward er Gouverneur von New-York, und hat während seiner mehr als dreißigjährigen

Verwaltung den Wohlstand dieser Provinz auffallend gehoben. 1804 endlich ward er zum Vicepräsidenten der vereinigten Staaten und Präsidenten des Senats erwählt. Hier erwarb er sich ein großes Verdienst um sein Vaterland, indem er 1811, trotz allem Widerstande, die Aufhebung der General-Bank der vereinigten Staaten durchsetzte, und so den immer mehr überhand nehmenden Einfluß der englischen Kaufleute, welche fast alle Actien an sich gekauft hatten, vernichtete. Er starb in Washington 1812, von allen seinen Mitbürgern aufrichtig geehrt und beweint.

Clio od. Klio, Tochter Jupiters und der Mnemosyne, die Muse des Ruhms und der Geschichte. Ihre Attribute sind ein Lorbeerkranz auf dem Haupte, eine Trompete in der Rechten und eine Bücherrolle in der Linken. (S. Mythologie [griechische.])

Clive (Robert), riß in einem Zeitraume von zehn Jahren die englisch-ostindische Compagnie aus den verzweifeltsten Umständen und eroberte ihr durch Klugheit und Muth, mit Gefahr seines Lebens ein weit größeres Land, als England selbst ist. Er war der Sohn eines englischen Rechtsgelehrten, und 1725 in Shropshire auf dem kleinen Gute Styche geboren. Schon in seiner frühen Jugend war er zum Lernen zu unruhig, aber ein ungewöhnlich beherzter und verwegner Knabe. 1743 ging er in die Expeditionskanzlei der ostindischen Compagnie nach Madras. Bald aber eröffnete sich ihm eine angemessenere Laufbahn. Die österreichische Erbfolge hatte England und Frankreich in Krieg verwickelt. Die auf der Küste von Koromandel bisher auf ihre Festung Pondichery und einige Handelshäuser beschränkten Franzosen hatten unter Dupleix nicht nur ihr Gebiet ansehnlich erweitert, sondern auch 1746 Madras erobert. Clive war glücklich entkommen, nahm 1746 Kriegsdienste, und wohnte dem vergeblichen Angriffe auf Pondichery bei, worauf bald der aachner Friede folgte. Die Engländer nahmen aber jetzt das System an, sich in die Streitigkeiten der indischen Fürsten zu mischen, um daraus Vortheil zu ziehen. Der rechtmäßige Fürst von Tanjore war von einem Verwandten verjagt worden, und suchte bei den Engländern Hülfe. Unter den zu seiner Unterstützung abgeschickten Truppen war auch Fähndrich Clive, und hatte an der Eroberung der Festung Devicotta den entschiedendsten Antheil. Der Rajah bequemte sich zum Frieden und überließ den Engländern die Festung mit einem bedeutenden Landstriche. Clive erhielt darauf die einträgliche Kriegszahlmeisterstelle. Aber schon 1750 brachen im Karnatik neue Fehden aus, weil Dupleix gegen den wirklichen Nabob einen Abenteurer unterstützte. Jener hatte seine Hauptstadt Arcot verlassen und in die Festung Tritchinapoli flüchten müssen, wo er belagert wurde. Die Engländer beschlossen, ihm beizustehen, und Clive vertauschte wieder die Feder mit dem Degen. Mit 100 Europäern und 300 Seapoys eroberte er Arcot, wo er sieben Wochen lang eine harte Belagerung ausstehen mußte, bis endlich die Franzosen und ihre Verbündeten, nach großem Verluste, sich zum Abzuge genöthigt sahen. Nicht minder glücklich war er in mehrern Gefechten gegen den weit überlegnen Feind, und durch die Entsetzung von Tritchinapoli gelang es ihm, die Angelegenheiten des Nabobs 1753 wieder herzustellen. In demselben Jahre mußte Clive seiner Gesundheit wegen nach England zurückkehren; er war schon früher von einem Nervenfieber befallen worden, das in eine Art von Schwermuth ausartete, an welcher er nachher noch oft und lange litt.

Aber 1755 ging er als Obriſtlieutenant und Gouverneur des Forts David wieder nach Indien, und half, noch ehe er ſeinen Poſten antrat, den furchtbaren Seeräuber Angria in ſeinem faſt für unüberwindlich gehaltnen Raubneſte Gheria bezwingen. Um dieſe Zeit geſchah die grauſame Einnahme und Plünderung der engliſchen Factorei in Calcutta durch den Nabob von Bengalen, welche zu rächen Bombay, verſchiedne Kriegsſchiffe, und Madras den Oberſten Clive mit etwa 1900 Mann nach der Mündung des Ganges ſchickte. Er vereinigte ſich hier mit den Flüchtlingen, Calcutta ward auf der Land- und Seeſeite angegriffen und erobert. Auf die Nachricht davon erſchien der Nabob mit 50,000 Mann und einer bedeutenden Artillerie. Clive leitete in dieſer kritiſchen Lage Unterhandlungen ein, die jedoch keine Wirkung hatten. Jetzt blieb ihm kein Ausweg übrig, als mittelſt eines nächtlichen Ueberfalls bis in's Hauptquartier vorzudringen, oder ſich des Geſchützes zu bemächtigen. Die Wachſamkeit der Feinde und ein dichter Nebel vereitelten zwar die Unternehmung, indes machte ſie doch den Nabob zum Frieden geneigt. Man kam überein, daß Suraya Dowla allen Schaden erſetzen und der Präſidentſchaft erlauben ſolle, Calcutta zu befeſtigen und alle Freiheiten, wie zuvor, dort auszuüben. Jetzt kam die Nachricht von dem zwiſchen England und Frankreich in Europa ausgebrochnen Kriege nach Oſtindien. Clive wünſchte dieſe Gelegenheit zu benutzen, um die Franzoſen von den Ufern des Ganges zu vertreiben. Er ließ daher bei dem Nabob anfragen, ob er ihre Feſtung Chandernagor angreifen dürfe. Scheinbar willigte dieſer ein, unterſtützte aber zugleich die Franzoſen mit Geld, befahl ſeinen Heerführern, mit ihren Truppen die Feſtung zu decken und unterſagte den Engländern alle Feindſeligkeiten. Clive eroberte deſſen ungeachtet Chandernagor. Dieſer Schritt war das Zeichen zu einem neuen Kriege zwiſchen dem Nabob und den Engländern. Letztre ſahen die ihnen drohende Gefahr voraus, und glaubten ſie nur dadurch von ſich abwenden zu können, daß ſie durch ein Einverſtändniß mit einigen misvergnügten Großen eine gänzliche Regierungsveränderung herbeiführten. Sie traten mit des Nabobs Schwager und erſtem Heerführer, Mir Jaffir, in Unterhandlung und ſicherten ihm den Thron zu, wogegen er völlige Entſchädigung für die Plünderung von Calcutta und außerdem reichliche Belohnung für den zu leiſtenden Beiſtand verſprach. Suraya Dowla ſtand mit ſeinem Heere bei Plaſſey, in der Nachbarſchaft ſeiner Hauptſtadt; dort ſollte Clive ihn angreifen und Mir Jaffir mit ſeiner Mannſchaft zu ihm übergehen. Zwar liefen Nachrichten ein, welche Mir Jaffir's Aufrichtigkeit verdächtig machten, und es ſchien nicht rathſam, mit 3,100 Mann einen 50,000 Mann ſtarken Feind anzugreifen, wenn deſſen Befehlshaber einig waren; dennoch drang Clive bis Plaſſey vor, und ſetzte durch einen nächtlichen Angriff den Nabob dergeſtalt in Schrecken, daß er ſeine Stellung verließ. Mir Jaffir vereinigte ſich darauf mit den Engländern, das ganze Lager ward erobert und die Hauptſtadt beſetzt. Der Nabob kam auf der Flucht um. Dieſe berühmte Schlacht, welche den Grund zu der nachmaligen Oberherrſchaft der Engländer in Bengalen legte, wurde am 26. Juni 1756 geliefert. In die folgenden zehn Jahre fallen die großen Eroberungen, welche Clive in Oſtindien machte, wie denn auch Mir Jaffirs Ernennung zum Nabob den erſten Grund zu dem großen Reichthum (vielleicht eine Million Pfund Sterling) legte, den jener für ſich er-

warb, indem er von dem neuen Nabob ein Geschenk von 300,000 Pf. St. bekam. Die aus England nach Indien geschickten Räthe ertheilten ihm unumschränkte Gewalt. Als in Indien Alles beruhigt war, ging er nach England zurück, und erhielt 1761 vom Könige den Titel, Baron von Plassey (zum Andenken des daselbst erfochtenen Sieges). Aber kaum drei Jahre darauf wankte die Macht der Engländer in Ostindien von neuem und Clive ward 1765 als Ober-General und Gouverneur nach Calcutta zurückgesandt. Bei seiner Ankunft war der Hauptfeind der Engländer, der Nabob von Auhd, bereits geschlagen, und der Mogul, der sich als Prätendent bei ihm aufgehalten, hatte sich unter den Schutz der Engländer begeben, welchen Umstand Clive benutzte, sich von diesem die Belehnung über die Provinzen Bengalen, Bahar und Orixa geben zu lassen, und solchergestalt eine ungeheuer große, von funfzehn Millionen Menschen bewohnte Strecke Landes unter die Oberherrschaft der Engländer zu bringen. Hierauf suchte er die Misbräuche zu mildern, welche zur Bedrückung der Eingebornen dort eingerissen waren, und ihren Grund in der Raubgier der Europäer hatten, womit es ihm jedoch nicht glückte. 1767 kam er nach England zurück, und wurde 1769 zum Ritter des Ordens vom Hosenbande ernannt. Als nach seiner Abwesenheit aus Indien die Angelegenheiten wieder eine ungünstige Wendung nahmen, und durch üble Verwaltung und neue Kriege die Compagnie einem Banquerotte nahe war, ward eine Untersuchung verhängt. Clive ward vom Parlamente in Anspruch genommen, und man trug 1773 darauf an, daß er wegen Gewaltenmisbrauchs und wegen seines dadurch unrechtmäßig erworbnen Vermögens angeklagt werden sollte. Er vertheidigte sich aber und ward vom Unterhause mit der Erklärung freigesprochen, daß er dem Vaterlande große Dienste geleistet habe. Beim Ausbruche des amerikanischen Krieges wurde ihm der Oberbefehl angetragen; allein er lehnte es, seiner immer schwächer werdenden Gesundheit wegen, ab. Er erschoß sich in einem Anfalle der schon erwähnten Schwermuth 1774.

Clodius (Christian Aug.), ein deutscher Schriftsteller, dessen Einfluß auf sein Zeitalter nicht verkannt werden kann, geb. 1738 zu Annaberg in Sachsen. Schon früh verrieth er einen überwiegenden Hang zum Studium der Alten. Virgil und Homer waren seine liebsten Gesellschafter. 1756 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren; aber eine Krankheit nöthigte ihn nach zwei Jahren, in's väterliche Haus zurückzukehren. Damals machte er Bekanntschaft mit dem Dichter Kleist, dem Sänger des Frühlings, welcher als preußischer Major daselbst im Winterquartiere stand, ihn lieb gewann und sein Talent zur Dichtkunst entwickelte. Er ging nach Leipzig zurück, genoß Gellert's Umgang, hielt Vorlesungen und bekam in einem Alter von 22 Jahren die Stelle eines außerordentlichen Professors. Schon 1764 wurde er ordentlicher Professor der Philosophie, und gab kurz darauf seine Versuche über die Literatur und Moral heraus. Medon oder die Rache des Weisen, der Patriot, ein Vorspiel, nebst verschiednen Prologen, die er für das Kochische Theater in Leipzig verfertigte, waren zu jener Zeit seine vorzüglichsten schriftstellerischen Arbeiten. Er verheirathete sich mit der geistreichen Schriftstellerin Julie Stölzel, die 1805 starb. 1782 erhielt er die Professur der Dichtkunst und fing 1784, als eine Fortsetzung seiner vermischten Schriften, eine Monatsschrift unter dem Namen Odeum

an, die jedoch mit seinem unvermutheten Tode in demselben Jahre schon wieder aufhörte. Unsern classischen Schriftstellern ist Clodius zwar weder als Dichter, noch als Prosaist beizuzählen, doch darf er als nützlicher und angenehmer Schriftsteller vor keinem seiner Zeitgenossen zurücktreten. Man findet in seinen Werken Geschmack, Gefühl, eine lebhafte Einbildungskraft und viel von dem Geiste der Alten. Sein Sohn, Professor zu Leipzig, hat sich durch mehrere Schriften, namentlich einen Grundriß der allgemeinen Religionslehre, und ein Werk, betitelt: Von Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtsein, ferner als Dichter und geschmackvoller Kritiker vortheilhaft bekannt gemacht.

Clodwig, oder Clodowig, König der Franken, geboren 465, folgte 481 seinem Vater Childerich als Oberhaupt des Stammes der fränkischen Salier, welche ein unfruchtbares und unfreundliches Land zwischen dem Meere, der Schelde, den Morinern und Nerviern bewohnten, aber vielen kriegerischen Muth besaßen. Schon früher hatte dieser Volksstamm Einfälle in die Nachbargebiete gemacht, und sich dort zu behaupten gesucht, war jedoch durch überlegene Kräfte in seine Wälder und Moräste zurückgedrängt worden. Clodwig beschloß, einen neuen Versuch zu machen, verband sich mit dem König von Cambrai, Ragnacar, und erklärte dem Syagrius, des berühmten Aëtius Sohne, der sich zu Soissons als kaiserlicher Statthalter befand, den Krieg. Bei der Abtei Nogent kam es zu einer Schlacht, in der die Römer eine Niederlage erlitten. Syagrius floh nach Toulouse an den Hof des gothischen Königs Alarich, dessen feigherzige Räthe den Unglücklichen an Clodwig auslieferten, der ihn umbringen ließ. Soissons war nun, seit 486, die Hauptstadt des neuen Reiches der fränkischen Salier. Clodwig beherrschte bei aller Rohheit seine neuen Unterthanen mit Klugheit und Schonung, vornehmlich suchte er sich die Freundschaft der Geistlichen zu erwerben. Alle Städte in Belgia secunda unterwarfen sich Clodwig, und selbst Paris folgte 493 ihrem Beispiel und öffnete ihm die Thore. Im J. 496 zog er gegen die Alemannen, die sich in Elsaß und Lothringen festgesetzt hatten, und bemächtigte sich ihrer Länder. Die Westgothen waren das furchtbarste Volk für Clodwig in Gallien. Um ihnen desto leichter widerstehen zu können, suchte er die Freundschaft der Burgunder und vermählte sich mit Clotilde, einer Nichte des burgundischen Königs Gondebaud. Diese Fürstin, die in der katholischen Religion erzogen worden, wandte ihren ganzen Einfluß an, um auch ihren Gemahl dafür zu gewinnen. In einer Schlacht gegen die Alemannen sieht sich Clodwig hart bedrängt, und ruft in der Noth den Gott Clotildens und der Christen an. Der Sieg wandte sich zu ihm. Jetzt ward es dem beredten St. Remigius leicht, ihn zu überzeugen, daß dieser Gott der einzig wahre sei. Clodwig nahm das Christenthum an, foderte seine Franken gleichfalls dazu auf, und ließ sich am 23. Dec. 496 mit mehrern tausend Franken, Männern und Weibern, zu Rheims feierlich taufen; der heilige Remigius vollzog nach der Taufe an Clodwig auch die Salbung. Dieser Bekehrung wegen, weniger aus Furcht vor seiner Uebermacht, unterwarfen sich Clodwigs Scepter 497 die Städte von Armorica, wodurch dessen Reich fruchtbare Landschaften und tapfere Völkerschaften gewann. Jetzt waren, außer den Franken, nur noch zwei mächtige Völker in Gallien, die Burgunder und die Westgothen. Die Burgunder standen unter zwei

Königen, Godegisel und Gondebaud. Clodwig richtete zunächst seine Waffen gegen Letztern, dessen Länder sich von den Vogesen bis an die Alpen und die Meeresküste von Marseille erstreckten. In der Nähe von Dijon trafen Beider Heere auf einander. Gondebaud, der sich kurz vorher von Godegisel treulos verlassen sah, mußte dem siegreichen Clodwig Lyon und Vienne überlassen und floh nach Avignon. Hier schloß er Frieden. Clodwig kehrte mit reicher Beute heim, und war späterhin klug genug, Gondebauds Treulosigkeit, womit derselbe die eingegangnen Verpflichtungen brach, ungeahndet zu lassen, und einen neuen Bund mit ihm zu schließen, da er die Gothen zu fürchten hatte. Um dieselbe Zeit, 507, wählte Clodwig Paris zur Hauptstadt seines Reiches. Die Streitigkeiten mit den Gothen schienen nach einer persönlichen Zusammenkunft Clodwigs und Alarichs, gütlich beigelegt werden zu sollen; bald aber brachen die Feindseligkeiten aus, und südlich von Poitiers zwischen den Flüssen Vonne und Clouère kam es zur Schlacht. Clodwig erlegte mit eigner Hand seinen Gegner Alarich, gewann einen vollständigen Sieg, eroberte Aquitanien, nahm seine Winterquartiere zu Bordeaux, und schickte die, zu Toulouse befindlichen Schätze nach Paris. Aber der Ostgothenkönig Theoderich konnte den gänzlichen Untergang der Westgothen nicht zugeben, und bereitete sich zum Angriff. Da nun zu gleicher Zeit die Franken vor Arles und Carcassone Unfälle erlitten, so gab Clodwig den Friedensvorschlägen Gehör, und begnügte sich mit der Erwerbung Aquitaniens. Nach dieser Eroberung empfing Clodwig die Ehre des Consulats vom Kaiser Anastasius. Der König der Franken, sein Haupt mit einem Diadem schmückend, erschien in der Kirche St. Martin zu Tours, gekleidet in einer Tunica und einem Purpurmantel, und ward von dem Volke als Consul und Augustus begrüßet. Jetzt richtete Clodwig sein ganzes Augenmerk auf die Befestigung seiner Macht, und befleckte seinen Ruhm durch Mordthaten und Grausamkeiten, starb aber den 26. Nov. 511, nachdem er 30 Jahre regiert hatte. Er hinterließ vier Söhne, die seine Länder unter sich theilten. Fünf und zwanzig Jahre später erlag das Reich der Burgunder der Macht der Franken; die Ostgothen mußten ihnen Arles und Marseille abtreten, und Justinian gestand ihnen die Souveränität über Gallien zu. Als Gesetzgeber machte sich Clodwig durch die Sammlung des salischen Gesetzbuches verdient (s. Salier.) Noch im letzten Jahre seiner Regierung hatte er nach Orleans ein Concilium berufen, von dem sich die Rechte herschreiben, welche die Könige von Frankreich vor den andern katholischen Fürsten in Kirchensachen gegen den Papst in Anspruch nehmen.

Clootz, Baron von, berüchtigter politischer Schwärmer, unter dem Namen Anacharsis Clootz bekannt, war 1755 in Cleve geboren, ein Neffe des bekannten Schriftstellers Cornelius von Pauw, und ward schon im eilften Jahre nach Paris auf die Schule geschickt. Von keiner regelnden Vernunft in Schranken gehalten, überließ er sich sein ganzes Leben lang der ausschweifenden Willkür seines lebhaften Geistes und seiner glühenden Einbildungskraft. Er las die alten Gesetzgeber ohne Prüfung und Leitung und wollte den Völkern Gesetze geben. Noch sehr jung und mehrere Jahre vor der Revolution durchreiste er Deutschland, Italien, England und einige andre Gegenden von Europa unter dem Namen Anacharsis Clootz, verschwendete einen großen Theil seines sehr ansehnlichen Vermögens, und suchte überall

Digitized by Google

ſeine unreifen Ideen zu verbreiten. Durch die Revolution ward ſein Gehirn völlig verſengt. Er ging nach Paris zurück, nannte ſich den Sprecher des Menſchengeſchlechts (l'Orateur du genre humain), und rechtfertigte dieſen Titel, den er, mit Wegwerfung ſeines preußiſchen Adels, nun beſtändig führte, durch die unter dem Namen: Geſandtſchaft des Menſchengeſchlechts, bekannte Mummerei, welche er beim Nationalconvent einführte, und an deren Spitze er dieſen aufforderte, die Grundſätze der franz. Revolution über alle Völker zu verbreiten. In der Folge ward er Mitglied des Nationalconvents. Er überſtrömte die Nationalverſammlung mit Geſuchen, Glückwünſchen, Adreſſen, Reden, Vorſchlägen aller Art, und erbot ſich, eine preußiſche Legion unter dem Namen: vandaliſche Legion, zu errichten. Den König von Preußen nannte er den nordiſchen Sardanapal, und wollte, daß die Nationalverſammlung auf deſſen und des Herzogs v. Braunſchweig Häupter einen Preis ſetzen ſollte. In der Rede, worin er für ſeine Aufnahme als franzöſiſcher Bürger dankt, ſagt er: „Carl I. hatte einen Nachfolger, Ludwig XVI. wird keinen haben. Die Köpfe der Philoſophen wißt ihr zu würdigen; es bleibt euch nichts übrig, als Preiſe auf die Köpfe der Tyrannen zu ſetzen.“ Er gab 12,000 Livres als Beitrag zu einem Kriege gegen die Könige. Ankarſtröm, den Mörder des Königs von Schweden, pries er über Alles. Für Ludwig XVI Tod ſtimmte er „im Namen des Menſchengeſchlechts,“ und fügte hinzu: „ich verdamme den infamen Friedrich Wilhelm II. gleichfalls zum Tode.“ Endlich erklärte er ſich auch für einen Atheiſten und „perſönlichen Feind Jeſu,“ und predigte den Materialismus und eine Univerſalrepublik. Zuletzt aber wurde er Robespierren verdächtig, dieſer ſtürzte ihn mit Hebert und noch Einigen von derſelben Partei, mit denen er 1795 hingerichtet wurde. Seine Grundſätze verleugnete er ſelbſt im Tode nicht. Er predigte auf dem Wege zur Richtſtätte Hebert ſehr eifrig den Materialismus, betrat kalt und unerſchrocken das Blutgerüſt, nannte ſein Urtheil ein ungerechtes, appellirte dawider an die Menſchheit, und verlangte zuletzt hingerichtet zu werden, um, während die Köpfe ſeiner Gefährten fielen, „noch gewiſſe Grundſätze feſtzuſtellen.“

Clotho, eine der Parzen (ſ. Mythologie [griechiſche] und Parzen.)

Clotilde de Vallon Chalys (Marguerite Eleonore). Dieſe merkwürdige Dichterin aus dem 15. Jahrh., von der die, uns noch gebliebnen Gedichte erſt 1803 an's Licht getreten ſind, wurde 1405 in Vallon, auf einem herrlichen Schloſſe an der Ardeche, in der ehemaligen franzöſiſchen Provinz Languedoc, geboren. Im elften Jahre überſetzte ſie bereits ein Gedicht von Petrarca in Verſen. Mehrere glückliche Umſtände, vorzüglich die Bekanntſchaft mit verſchiednen geiſtreichen Dichterinnen ihrer Zeit, als mit dem Fräulein Louiſe von Effial, Roſe von Beaupuy, Tullia von Royan und einer Italienerin, Rocca mit Namen, bildeten und entwickelten die dichteriſchen Anlagen Clotildens. Die Uebungen dieſer jungen Dichterinnen leitete ein Mann von Kenntniſſen und Geſchmack, Jean du Sault. 1421 vermählte ſich Clotilde mit Berenger de Surville, einem jungen Ritter, der ſich aber bald genöthigt ſah, ſie zu verlaſſen, um dem damaligen Dauphin Carl VII. nach Puy-en-Velay zu folgen. Bei dieſer Trennung dichtete ſie die herrliche Heroide, welche an der Spitze ihrer Sammlung ſteht. Nach einer ſiebenjährigen Ehe verlor ſie ihren

Digitized by Google

Gemahl, der vor Orleans blieb. Clotilde, von dieſem harten Schlage und durch den Verluſt ihrer Freundinnen niedergebeugt, ſchrieb jetzt weniger neue Gedichte, als daß ſie die ältern feilte und ſich mit der Bildung junger Dichterinnen beſchäftigte. Unter dieſen werden Sophie de Lyonna und Juliette de Vivarez genannt. Als aber auch dieſe durch eine unglückliche Leidenſchaft bewogen, Clotilden verließen, um ſich in ein Kloſter zurückzuziehen, würde auch ſie, ſelbſt ihren Zeitgenoſſen unbekannt, in einer ſtrengen Einſamkeit ihre Tage verlebt haben, wenn nicht ein Zufall ſie der Margarethe von Schottland, Gemahlin des Dauphins Ludwig bekannt gemacht hätte. Nicht minder trug zu ihrer Berühmtheit ein Gedicht bei, welches ſie zum Lobe Herzogs Philipp des Guten ſang. Margarethe überſandte ihr eine Krone von künſtlichem Lorbeer mit ſilbernen Blättern und umflochten von zwölf goldnen Blumen; aber den dringenden Einladungen, am Hofe zu erſcheinen, folgte die Dichterin nicht. Sie beſang noch 1495 die Triumphe Carls VIII. Das Jahr ihres Todes iſt unbekannt. Ihre Gedichte, die an zarter Anmuth alles übertreffen, was je aus einer weiblichen Feder gefloſſen iſt, ſchienen untergegangen zu ſein, als einer ihrer Urenkel, Joſeph Etienne de Surville (welcher 1798 als heimlich zurückgekehrter Emigrant erſchoſſen wurde), ein Mann, der ſelbſt dichteriſches Talent beſaß, bei Durchſuchung der Archive ſeiner Familie die Handſchrift der Clotilde 1782 entdeckte. Mühſam entzifferte er die Schriftzüge, ſtudirte die Sprache und fand ſeine Mühe bald auf das reichlichſte belohnt. Er war noch mit dieſer Arbeit beſchäftigt, als er ſich 1791 auszuwandern veranlaßt fand. Unglücklicherweiſe ließ er die Urſchrift Clotildens zurück, welche nebſt vielen Familienurkunden ein Raub des Feuers ward. Die bereits genommenen Abſchriften mehrerer Stücke kamen durch ſeine Wittwe in die Hände des gegenwärtigen Herausgebers, Herrn Vanderbourgs. Die Echtheit dieſer Gedichte iſt nicht zu bezweifeln, obgleich es an äußern Beweiſen dafür fehlt, und ſelbſt an manchen Stellen deutliche Spuren vorhanden ſind, daß Herr v. Surville ſich Aenderungen damit erlaubt hat.

Clubb, eine geſchloſſene Geſellſchaft, welche zu einer beſtimmten Zeit an einem beſtimmten Ort zuſammenkommt, entweder um ſich zu unterhalten, oder zu vergnügen, oder auch zur Erreichung andrer Zwecke, z. B. zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften, oder zur Berathung über Staatsangelegenheiten. Die ſogenannten politiſchen Clubbs entſtanden in England, gingen nach Frankreich und andre Ländern über. Das Reichsgeſetz vom J. 1793 verbot ſolche in Deutſchland. Die engl. Clubbs nannten ſich Wächter ihrer Staatsverfaſſung, alſo des Bleibenden in derſelben. Die franz. Clubbs dagegen wollten das Beſtehende in der alten Verfaſſung gänzlich ausreuten, und benutzten die Lebhaftigkeit ihrer Nation, um neue politiſche Ideen zu verbreiten. Es war übereilt, zu geſtatten, daß die Beſchlüſſe ſolcher Privatgeſellſchaften bekannt gemacht wurden. Dieſe Clubbs zerſtörten die Conſtitution des J. 1795. Während der Excentrität der franz. Revolution wüthete beſonders der Jacobinerclubb, in dem man eine Zeitlang das Palladium der republikaniſchen Freiheit und ſpäterhin den Untergang jeder gemäßigten Freiheit ſah, (ſ. Jacobiner).

Cluniacenſer, ſ. Benedictiner.

Clytämneſtra (Klytämneſtra), Königs des Tyndarus und der

Leda Tochter, der Helena Zwillingsschwester. Sie gebar ihrem Gemahl Agamemnon zwei Töchter, Iphigenia und Elektra und einen Sohn Oreſtes. Während des Gemahls Zug nach Troja, ergab ſie ſich dem Aegiſth, ermordete mit ſolchem den zurückkehrenden Gemahl und beherrſchte Mycene mit Aegiſth ſieben Jahre. Beide tödtete der Klytämneſtra Sohn Oreſtes, (vgl. Agamemnon und Oreſt.)

Cnidus, ſ. Gnidus.

Coalition, ſich coaliſiren, in der Chemie: die innige Vereinigung oder Verbindung vorher getrennter Theile. Im Anfange der franzöſiſchen Revolution bezeichneten franzöſiſche Schriftſteller gleichſam aus Verachtung oder Haß, vielleicht weil ihnen das Wort Allianz dazu zu edel ſchien, mit dieſem Ausdrucke die Verbindung mehrerer europäiſchen Mächte gegen Frankreich; derſelbe iſt ſeitdem auch in das Wörterbuch der deutſchen Diplomatik aufgenommen worden, und man kann den Unterſchied, welcher dem jetzigen Sprachgebrauch zufolge zwiſchen Allianz und Coalition beſteht, ſo angeben, daß erſtre mehr ein Bündniß, eine Verbindung für allgemeine, nicht immer genau vorher zu beſtimmende Fälle, u. gegen künftige Feinde andeutet, letztre aber jedesmal für einen beſondern Fall und nur gegen beſtimmte, ſchon bekannte Feinde abgeſchloſſen wird. Dabei iſt jedoch zu bemerken, daß Allianz noch immer als der eigentliche Kunſtausdruck für alle Verbindungen dieſer Art betrachtet werden muß; daß der Ausdruck Coalition auch jetzt und bei uns noch einen etwas gehäſſigen Nebenbegriff mit ſich zu führen ſcheint; daß z. B. zwei oder mehr Mächte, die ſich gegen eine andere Macht verbunden, dieſes Bündniß nicht einen Coalitions-, ſondern einen Allianz-Tractat nennen, und daß im Gegentheil der Feind ihre Verbindung gegen ihn mit dem Worte Coalition bezeichnen wird. Die erſte Coalition gegen Frankreich ward zwiſchen Oeſterreich und Preußen zur Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung und Bekämpfung der franzöſiſchen Revolution (7. Febr. 1792) geſchloſſen. Ihr Ende iſt bekannt. Preußens Separatfriede zu Baſel (5. April 1795) und die Demarcationslinie für das nördliche Deutſchland waren die Vorboten von der Auflöſung des deutſchen Reiches. 2) Die Coalition von 1793. Deutſchland erklärte den Reichstag (22. März), und dieſem traten ſpäterhin Portugal, Neapel, Toscana und der Papſt bei. Hierzu kam noch der Allianz-Tractat zu London zwiſchen Großbritannien und Rußland. 3) Die Triple-Allianz zu St. Petersburg zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Großbritannien (28. Sept. 1795), zu einer Zeit, wo mehrere Reichsfürſten ihre Truppen zurückzogen. Dieſe Coalition ward aufgelöſt durch den Frieden zu Campo Formio zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, in welchem zugleich ein allgemeiner Reichsfriedens-Congreß zu Raſtadt feſtgeſetzt wurde (9. Dec. 1797 bis Apr. 1799). Die Verhandlungen daſelbſt wurden am Ende von Oeſterreich annullirt; denn noch während derſelben hatte ſich 4) eine neue Coalition gebildet zwiſchen Rußland, der Pforte (23. Dec. 1798) und England. Oeſterreich und Neapel wurden hineingezogen. Einzelne Friedensſchlüſſe löſten ſie wieder auf; der Friede zu Lüneville mit Oeſterreich und Deutſchland (9. Febr. 1801), zu Florenz mit Neapel (28. März 1801), zu Paris mit Rußland (8. Oct. 1801), ebendaſelbſt mit der Pforte (9. Oct.) und zu Amiens mit Großbritannien (25. März 1802). 5) Von allen jenen Staaten erklärte zuerſt Großbritannien den Krieg gegen Frankreich (18. Apr. 1803), und im April 1805

ſpannen ſich vier neue Unterhandlungen zwiſchen England, Rußland, Oeſterreich und Preußen zu einer Coalition gegen Frankreich an. Zu St. Petersburg wurde zwiſchen den beiden erſten Mächten feſtgeſetzt, einen allgemeinen Bund der europäiſchen Staaten gegen Frankreich zuſammenzubringen zur Herſtellung des Friedens und Gleichgewichts, und zur Stiftung eines Föderativſyſtems zur Sicherung des Völkerrechts. Alle Mächte ſollten eingeladen werden, dem Bunde beizutreten. Schon aber in demſelben Jahre wurde er zum Theil aufgelöſt durch den Frieden zu Preßburg mit Oeſterreich (26. Dec. 1805), und völlig durch den Frieden zu Paris mit Rußland (20. Juli 1806). Preußen, das bisher nicht Antheil genommen hatte, glaubte ſich um dieſe Zeit ſtark genug, allein den Kampf gegen Frankreich ſiegreich zu beſtehen, und man kann 6) durch den Antheil Englands und Rußlands (früher Sachſens, und wahrſcheinlich andrer temporiſirenden Staaten) auch hier eine Coalition annehmen. Der Friede zu Tilſit (8. u. 9. Juli 1807) machte ihr ein Ende, ſo wie 7) der Friede zu Wien (14. Oct. 1809) der öſterreichiſchen Coalition mit England. Endlich erwähnen wir 8) der letzten großen Verbindung gegen Frankreich, welche dem Begriffe nach allerdings auch eine Coalition war. Sie beſtand anfangs aus Rußland und England, nach und nach aber traten ihr bei: Spanien und Portugal, Schweden, Preußen, Oeſterreich, die deutſchen Fürſten mit wenigen Ausnahmen, Neapel und zuletzt Dänemark. Sie endigte mit dem pariſer Frieden (31. Mai 1814); doch rief Napoleons Rückkehr, 1815 ſie noch einmal in's Leben. Aus ihr entwickelte ſich der europäiſche Friedensbund der fünf Großmächte: Rußland, Oeſterreich, Großbritannien und Preußen, welche 1818 in Aachen auch Frankreich als fünfte Bundesmacht aufnahmen.

Cobbett (William), ein bekannter, jetzt lebender engliſcher politiſcher Journaliſt. Er iſt 1766 geboren, und der Sohn eines Pachters in der Grafſchaft Surrey, begab ſich 1783 heimlich nach London, ließ ſich als Soldat anwerben und ging nach Neu-Schottland. 1791 erhielt er ſeinen Abſchied, nachdem er wieder nach England zurückgekehrt war, und ging nun über Frankreich nach Amerika, wo er in Philadelphia einen Buchladen eröffnete und unter dem berüchtigten und zugleich berühmten Namen Peter Porcupine (Stachelſchwein) politiſcher Schriftſteller und Journaliſt wurde. Das franzöſiſche Intereſſe gewann in dieſem Zeitpunkte in Amerika das Uebergewicht und Cobbetts Streben ging dahin, dieſem entgegenzuwirken. Nach faſt zehnjährigem Aufenthalte in Philadelphia kehrte er nach London zurück, und fing hier zuerſt ein Journal an, ebenfalls unter dem Titel Porcupine, das aber keinen großen Beifall fand. Um ſo größern Erfolg hatte ſein weekly Register (wöchentliches Regiſter), das noch immer fortgeſetzt wird, für die Zeitgeſchichte wirklich großen Werth und durch geiſtreiche und ſcharfe Polemik lebendiges Intereſſe hat. 1810 ward er vom Advocaten der Krone wegen eines Artikels im weekly Register in Anſpruch genommen, und von der Jury zu zweijährigem Gefängniſſe in Newgate und zu einer Strafe von 1000 Pf. St. verurtheilt. Das Gefängniß, das man nicht ſo ganz im deutſchen Sinne ſich denken muß, hinderte ihn übrigens nicht an der Fortſetzung ſeines Journals, noch ſtörte es ihn in ſeinem Freimuthe. Merkwürdig iſt ſeine engliſche Sprachlehre wegen der beißenden Satire in den Beiſpielen zur Erläuterung der

Digitized by Google

Regeln. Im Sommer 1817 begab er sich nach Amerika, kehrte aber schon 1820 wieder nach England zurück, wo er sich an die Radical-Reformers anschloß. Er beschäftiget sich jetzt mehr mit landwirthschaftlicher, als politischer Schriftstellerei.

Cobenzl (Ludwig, Graf von), Ritter des goldnen Vließes, Großkreuz des St. Johanniter und des königl. ungar. St. Stephanordens, geb. 1753 zu Brüssel, ein Sohn des, als öster. bevollmächtigten Ministers in den Niederlanden ehrenvoll bekannten Grafen Johann von Cobenzl, that die ersten Dienste in dem neuerworbnen Gallizien und Lodomerien, war dann Gesandter in Kopenhagen bald nach der Revolution von 1771, und von 1775 bis 78 in Berlin bei dem großen Friedrich. Er war 1779 als Friedensgesandter nach Teschen bestimmt, wurde aber durch einen Ueberfall der Polen daran verhindert, und begab sich darauf als Gesandter nach Petersburg, wo er von 1779 bis 1797 blieb, und sich die Gunst der Kaiserin Katharina sowohl durch seine Geschicklichkeit in Geschäften, als durch den Eifer erwarb, mit dem er dieser Monarchin durch Verfertigung neuer Stücke für ihr Theater und durch persönliche Theilnahme an den Vorstellungen den Hof machte. Im Oct. 1795 schloß er im Namen des Kaisers einen Bündnißvertrag mit England und Rußland. 1797 war er einer der bevollmächtigten Gesandten zu Udine, um mit Buonaparte zu unterhandeln, und unterzeichnete am 17. Oct. den Frieden zwischen seinem Kaiser und der französischen Republik. Darauf begab er sich auf den Congreß in Rastadt, und hatte zu Selz mehrere Unterredungen mit dem Minister François de Neufchateau über die Vorfälle, welche den Gesandten Bernadotte genöthigt hatten, Wien zu verlassen. Er kehrte alsdann nach Petersburg zurück, schloß aber 1801 den Frieden zu Lüneville und ging von da nach Wien, wo er zum Staatskanzler und dirigirenden Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Im Nov. 1805 begleitete er den Hof nach Olmütz und starb 1809 in Wien (Man vergl. über ihn das 8. Hft. d. Zeitgen). Cobenzl (J. Ph., Graf v.), Vetter des vorstehenden, geboren 1741, Hof- und Staatsvicekanzler unter Joseph II. und Leopold II. bis zu dem Tode des Kanzlers, Fürsten Kaunitz. Bei den Friedensunterhandlungen zu Teschen 1789 war er österreichischer Seits bevollmächtigter Minister. Während der Unruhen in Brabant begab er sich dahin, um Unterhandlungen zu eröffnen, allein die Stände weigerten sich, ihn anzunehmen, und nöthigten ihn, sich nach Luxemburg zurückzuziehen, wo er eine Erklärung erscheinen ließ, nach welcher der Kaiser alle Edicte widerrief, welche die Unruhen veranlaßt hatten, und alles wieder auf den alten Fuß zu setzen versprach. Hierauf begab er sich auf seine Güter und schien allen Einfluß aufgegeben zu haben, bis zum Frieden von Lüneville, wo er als außerordentlicher Botschafter nach Paris ging. Nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten 1805 verließ er Paris und lebte darauf in Wien, wo er 1810 im 70sten Jahre starb. Mit ihm erlosch die Familie Cobenzl.

Cobi (chinesisch Schamo), die Hochebene Asiens vom 105. bis 130. Grad der Länge. Sie fängt an am südlichen Abhange des Gebirges Som Chai, ist mehr als 400 deutsche Meilen lang und bis 100 Meilen breit. Sie erstreckt sich von Westen nach Osten bis Thibet in einer Fläche von 40,000 Q. M. Auf der ganzen Erde liegt keine Ebene höher über dem Meer. Sie ist voll Salzseen und Salzkräu-

ter, ſonſt aber ohne Vegetation und mit hohen Gebirgen umgeben. Sie hat, wie die afrikaniſchen Wüſten, einige, aber wenige Oaſen ungemeiner Fruchtbarkeit. Weder geographiſch, noch geologiſch iſt ſie bisher unterſucht, und verdient es doch vielleicht mehr, als irgend ein andres unbekanntes Land. Die ſogenannten Oaſen ſind nirgends feſt bevölkert, ſondern dienen den Mongolen, die ſie mit den Heerden durchziehen, nur zum Aufenthalt auf eine Zeitlang. Kein andrer Punkt der Erde eignet ſich, wie dieſer, zur Schafzucht im Großen. Sand und Steine bedecken den größten Theil der Oberfläche dieſer Wüſte. Ihre Flora iſt arm, aber doch gewiß ſehr intereſſant zu unterſuchen, an welchen Stellen und nach welchen Geſetzen die Salzpflanzen hier ab und zu nehmen. Die Kälte iſt der hohen Lage wegen ſehr ſcharf; in der Tiefe von einigen Fußen findet man immer Eis. In der wärmern Jahreszeit hat die Wüſte an manchen Stellen Stellen Gräſer im Ueberfluß. Die meiſten Bäche der Wüſte verlieren ſich ſchnell im Sande, weil ſie keine menſchliche Induſtrie bisher beſſer leitet. Die Seen, deren eine Menge ſich auf einem Boden finden, der ſo wenig Fall hat, ſind zum Theil, aber lange nicht alle ſalzig. Der öſtliche Theil der Wüſte heißt Bargu.

Coblenz, vormals die Reſidenz des Kurfürſten von Trier, hernach die Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements Rhein und Moſel, jetzt die Hauptſtadt des zur preußiſchen Provinz Niederrhein gehörigen coblenzer Regierungsbezirkes (91 Q. M. 337,470 Einw.), liegt in einer reizenden Gegend, an der Mündung der Moſel in den Rhein. Ueber dieſen Fluß führt hier eine fliegende Brücke zu dem auf dem rechten Rheinufer Coblenz gegenüber liegenden Städtchen Thal-Ehrenbreitſtein, über welchem ſich auf einem majeſtätiſchen Felſen die, durch die Preußen wieder hergeſtellte Feſtung Ehrenbreitſtein erhebt. Ueber die Moſel führt eine 536 Schritt lange, auf 15 Bogen ruhende ſteinerne Brücke, von welcher man eine der ſchönſten Ausſichten am Rheine hat. Coblenz hat 1050 Häuſer und 10,200 Einwohner, beſteht aus der Alt- und Neuſtadt oder Clemensſtadt, und iſt im Ganzen ziemlich gut gebaut, beſonders der letztre Theil, wo die meiſten Gebäude von gutem Geſchmacke ſich befinden. Das neue vormalige kurfürſtliche Schloß, im antiken Styl aufgeführt und mit ioniſchen Säulen geſchmückt, zur Zeit des franzöſiſchen Beſitzes in eine Kaſerne verwandelt; das Theater (beide in der Neuſtadt); das ehemalige Jeſuitercollegium; der Metternich-Winneburg'ſche Hof und der Leyen'ſche Hof mit einem ſchönen Garten zeichnen ſich aus. Eine treffliche Waſſerleitung, welche von einem Berge bei Metternich das reinſte Quellwaſſer über die Moſelbrücke in alle Quartiere der Stadt führt, verdankt Coblenz ſeinem letzten Kurfürſten. An Fabriken fehlt es, doch beſteht eine vorzügliche Fabrik von lackirter Blecharbeit, die 100 Perſonen beſchäftigt, deren Waaren in Hinſicht der Dauer und Schönheit die engliſchen übertreffen. Ein Hauptgegenſtand des Handels ſind franzöſiſche und Moſelweine, die auf der Moſel ankommen, welche Schiffe trägt, die gewöhnlich 80 Fuß lang und 12 Fuß breit ſind, 1800 Centner tragen und wenigſtens drei Fuß tief im Waſſer gehen. Eine Viertelſtunde von der Stadt liegt auf einer ſanften Anhöhe die ehemalige Karthauſe, wo man eine der trefflichſten Ausſichten auf beide Ströme genießt, und die jetzt in ein Fort verwandelt wird, das den Namen Hunnenkopf erhalten ſoll. Auch auf dem, jenſeits der Moſel gelegnen Petersberge, wird ein

Fort angelegt. Durch diese beiden Forts, die auf der linken Rheinseite die Stadt beschützen, welche auch einige Festungswerke erhält, und durch die auf der rechten Rheinseite sich wieder aus ihrem Schutt erhebende Festung Ehrenbreitstein, wird Coblenz eine der stärksten Festungen am Rhein werden, und den Schlüssel zu Deutschland und vorzüglich zur preußischen Monarchie bilden.

Coburg, ein sächsisches Fürstenthum der ernestinischen Linie. Es besteht aus dem Fürstenthum Coburg mit 31,000, dem Fürstenthum Saalfeld 24,000, dem henneberg'schen Amte Themar 5300, dem Fürstenthum Lichtenberg, von einer dortigen Burg so genannt, mit 25,700 Einwohnern, deren Gesammtzahl daher 86,000 beträgt. Es hat gegen 600,000 Fl. Einkünfte und eine mäßige Staatsschuld. Zerstreut liegen diese Staaten, weil erst in unserm Jahrhundert in den Fürstenhäusern eines Stammes das Austauschen der Landestheile zur Ründung des Staats gebräuchlich wurde, und weil die Unterthanen, so wenig als die Staatsdiener, das Wechseln der Gesetze lieben, die jene befolgen und diese vollziehen lassen müssen, und daher bei den häufigen Landestheilungen erloschener Geschlechter es Unterthanen und Dienern ungefällig war, die Staaten durch Tausche auszurunden; indeß hat Coburg durch den Staatsvertrag vom 21sten August 1811 mit Baiern die Hoheitszwistigkeiten mit Letztrem gänzlich ausgeglichen und 1791 (28. Juli) die Erbfolge zwischen den 4 gothaer Linien (Gotha, Meiningen, Coburg und Hildburghausen), die alle vom Herzog Ernst dem Frommen von Gotha, († 1675), Bruder des Stifters der weimarischen Linie Herzogs Wilhelm, abstammen, dagegen drei andre Linien, Coburg, Eisenberg und Römhild, die andre Söhne des Herzogs Ernst des Frommen stifteten, längst erloschen sind, festgesetzt; endlich im Vertrage vom 5ten Mai 1805 den nexus gothanus des Fürstenthums Saalfeld mit dem Fürstenthum Altenburg völlig aufgehoben. — Dagegen ist noch unbekannt, welche Landesvergrößerung beim möglichen Erlöschen der gothaer Linie das Fürstenthum Coburg erwartet. Fruchtbar ist dies Fürstenthum an den gewöhnlichen Producten und Pflanzen des deutschen Klima's, hat dabei viel Wald- und Bergwerkserzeugnisse und eben daher viel Gewerbe in Leinen-, Tuch- und Baumwollenweberei, Eisenhämmer, Blaufarbenwerke, Porcellan, Marmor und Steinmühlen, auch in Veredlung der Waldproducte zur Ausfuhr. Der jetzige Herzog hob das Näherrecht auf und ertheilte im Mandat vom 11ten Dec. 1809 seinen Vasallen die Versicherung, den Lehnsverband zum Vortheil der Lehnsbesitzer aufzuheben, und hat die Vertheilung der Gemeinheiten eingeführt. In der Versicherung einer Verfassungsurkunde vom 16ten März 1816 versprach der Herzog: 1) daß er die Rittergutsbesitzer als geborne und die Glieder des Bürger- und Bauernstandes als gewählte Stände ansehe. 2) Allgemeine Gesetze, welche die persönliche Freiheit und das Eigenthum betreffen, sollen vor der Beistimmung der Stände keine Kraft haben, die Gesetze aus der Rheinbundesperiode revidirt werden. Die Stände haben das Petitionsrecht und das Recht der Bewilligung und Vertheilung der Steuern, die Rechte der Rittergutsbesitzer sollen genau bestimmt werden.

Coburg (Friedrich Josias, Herzog von Sachsen), österreichischer Feldmarschall und Senior der Ernestinischen Linie, geb. 1737. Er eroberte 1788 Choczim und schlug 1789 mit dem russischen Gene-

ral Suwarow die Türken bei Fokschan, besiegte hernach den Großvezier bei Martinestie und nahm die Hauptstadt Bukarest. 1793 erhielt er den Oberbefehl des Heers gegen die Franzosen, schlug sie bei Aldenhoven und Neerwinden und befreite die Niederlande wieder. Er nahm ihnen die Festungen Valenciennes, Condé, Cambray und Landrecy, und ließ bis Guise in Frankreich streifen. Nun erst ermannte sich Frankreich, und als sich der Herzog von York, um Dünkirchen zu belagern, von den Oesterreichern trennte, erfuhr der Herzog von Coburg eine Niederlage bei Maubeuge, Clerfayt bei Tournay und die Britten wurden bei Dünkirchen geschlagen, und in Folge dieser Unfälle trafen den Helden die Niederlagen bei Fleurus und Aldenhoven und der Rückzug diesseits des Rheins. Nun legte er den Oberbefehl nieder und beschloß sein thatenvolles Leben in seiner Vaterstadt 1815. Noch im hohen Alter heiter und gesellig, verbreitete er ein muntres Leben in dem Zirkel, den er um sich versammelte, und war bis an das Ende seines Lebens ein eifriger Anhänger des Hauses Oesterreich.

Cocagna, eine von der Regierung zu Neapel einmal jährlich veranstaltete Lustbarkeit, bei welcher dem Volke allerlei Eßwaaren auf einem Gerüste und Wein in Fontainen, aus Fässern ꝛc. Preis gegeben werden. Daher sagt man figürlich von einem Lande, wo Ueberfluß und gemächliches Wohlleben herrscht, es sei das Land von Cocagna; soviel als unser Schlaraffenland (Utopien). Mats de Cocagne, mit Seife bestrichne Masten, welche zur Belustigung des Vols von denen, die zu dem Unternehmen Lust haben, erklettert werden. Wer die Spitze erreicht, gewinnt einen darauf befestigten Preisgegenstand. Etwas Aehnliches sind bei uns die an manchen Orten üblichen sogenannten Kletterstangen.

Cocceji (Heinr.), ein berühmter Rechtsgelehrter, war 1644 zu Bremen geboren, studirte 1667 zu Leyden und 1670 in England, wo er promovirte, ward 1672 zu Heidelberg und 1688 zu Utrecht Professor der Rechte, 1690 aber Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt an der Oder, begab sich mit Beibehaltung seiner Stelle 1702 wegen der oranischen Erbfolgesache nach dem Haag, erhielt für seine ausgezeichneten Dienste 1713 den Adel als Reichsbaron und starb 1719. Als Rechtsgelehrter war er das Orakel vieler europäischen Höfe, und sein neues Lehrgebäude des deutschen Staatsrechts (Juris publici prudentia) war beinahe das allgemeine akademische Lehrbuch für diese Wissenschaft. Cocceji verdankte seine tiefe Rechtsgelehrsamkeit nicht sowol geschickten Lehrern, denn er hatte nur über die Institutionen Vorlesungen gehört, als einem seltenen Fleiße, der so weit ging, daß er dem Schlafe nur wenige Stunden gab, mit der äußersten Mäßigkeit lebte und sich sogar des Studirens halber mehrere Jahre des Mittagsessens enthielt. Er war sanft, gefällig und von musterhafter Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit. Seine zahlreichen Disputationen sind unter dem Titel: Exercitationes curiosae und Dissertationes varii argumenti in 4 Quartbänden, und seine Consilia und Deductiones in 2 Folianten zusammengedruckt. Sein Grotius illustratus erschien in 3 Foliobänden. — Sein ältester Sohn, Samuel Freiherr von Cocceji, machte sich nicht minder berühmt Er war 1679 zu Heidelberg geboren, ward 1702 zu Frankfurt an der Oder ordentlicher Professor, kam 1704 als Regierungsrath nach Halberstadt, und ward 1710 Director der dasigen Regierung. Im folgenden Jahre wurde er nach Wetzlar zur Reichskam-

Digitized by Google

mergerichtsvisitation geschickt und zugleich zum geheimen Justiz- und Oberappellationsrath in Berlin ernannt. 1714 sandte ihn der König nach Wien und 1723 ward er Kammergerichtspräsident, 1727 Staats- und Kriegsminister, 1730 Chef aller geistlichen Sachen und Curator aller königlichen Universitäten, 1731 Oberappellationsgerichtspräsident, 1738 erster Chef der Justiz in allen königlich preußischen Landen und 1746 Großkanzler, bis er 1755 starb. Er war ein gründlicher Gelehrter und trefflicher Geschäftsmann, der sich besonders durch die Verbesserung der Rechtspflege in den preußischen Staaten unsterblich verdient gemacht hat. Sein Codex Fridericianus, den er 1750 herausgab, ist ein unvergängliches Denkmal seiner Verdienste. Unter seinen übrigen Schriften, die sich auf das bürgerliche, auf das Natur- und auf das Staatsrecht beziehen, ist sein Jus civile controversum am bekanntesten (zuletzt von Emminghaus 1791 mit vielen Verbesserungen herausgegeben). Zu seines Vaters Grotius illustratus, dessen Herausgabe er besorgte, schrieb er eine Einleitung, die auch einzeln unter dem Titel: Novum systema jurispr. nat. et rom. erschienen ist. — Carl Ludwig, Freiherr von Cocceji, starb 1808 als Präsident der Oberamts-Regierung, des Oberconsistoriums und Pupillen-Collegiums zu Groß-Glogau in Niederschlesien, im 85sten Jahre seines Alters und im 55sten seiner Amtsführung. Er war der Letzte seines berühmten Stammes.

Cochenille, bei uns als die schönste rothe Farbe bekannt, ist eigentlich ein gedörrtes Insekt von der Größe und Gestalt einer Wanze, das uns als Handelsartikel aus Amerika, insbesondre aus Mexico und Peru zugeführt wird, wo es auf verschiednen Arten der Opuntia lebt. Seine Lebensdauer beträgt beim Männchen nur einen Monat, beim Weibchen aber zwei Monat. Dies stirbt gleich nach dem Gebären. Das Weibchen ist fast starr. Seine Augen, Mund, Fühlhörner und Füße sind in den Falten der Haut so versteckt, daß man sie nur durch ein Vergrößerungsglas unterscheidet. Das Männchen ist sehr selten, reicht für 300 und mehr Weibchen hin, ist beweglicher, dünn und mager. Sein Hals ist dünner als der Kopf und übrige Körper. Die Brust hat eine elliptische Gestalt und ist etwas länger als Kopf und Hals zusammen und unten platt. Seine Fühlhörner haben Glieder. Es hat Pfoten, ist hellroth. Das Weibchen ist dunkler. Herr von Neufville aus Amsterdam bewies 1736 in einer Dissertation, daß Mexico bloß nach Europa jährlich 880,000 Pfund Cochenille, in Werth 7,410,000 fl. ausführe. Nach der Einsammlung wird das Insekt entweder in heißem Wasser oder in Oefen getödtet. Es gibt davon viele Arten und Gattungen, alle aber sind inwendig mit einem zarten, rothen Staube angefüllt, der die kostbare Farbe enthält. Als Waare kommt sie in Suronen oder zusammengenäheten trockenen Thierhäuten, gewöhnlich über Cadix, in den Handel.

Cochin (Charles Nicolas) berühmter Kupferstecher, 1688 in Paris geboren, übte die Malerei bis in sein 21stes Jahr und gewann dadurch bedeutende Vortheile für die Kupferstecherkunst, der er sich nun und mit vieler Auszeichnung widmete. Er ward 1731 Mitglied der pariser Akademie und starb 1754. In seinen Blättern, vorzüglich in den Figuren mittelmäßiger Größe, herrschen Geist, Kühnheit Genauigkeit und Harmonie zugleich. — Sein Sohn Charles Nicolas Cochin hat ihn noch übertroffen. Er wurde 1715 in Paris geboren, studirte unter Joh. Restout, machte eine Reise nach Italien,

Digitized by Google

ward Mitglied und dann Secretair-Historiograph der pariser Akademie, königlicher Kabinetszeichnungenbewahrer, Hofzeichner und Kupferstecher und Ritter des St. Michael-Ordens und starb 1790. Sein lebhafter Geist trieb ihn mehr zum Aetzen, als zum Stechen. Auch sind seine geätzten Blätter die vorzüglichsten. Die Sammlung seiner Werke enthält über 1500 Stücke, worunter 112 Medaillenbildnisse der berühmtesten französischen Gelehrten und Künstler seiner Zeit, die fast alle seine Freunde waren, da er auch in den Wissenschaften wohl bewandert war, und als Schriftsteller einen rühmlichen Platz behauptet. Man hat, außer seinen Aufsätzen in den Memoiren der Akademie, noch mehrere gedruckte Werke von ihm, welche interessante Aufschlüsse über verschiedne Gegenstände der Kunst enthalten. Seine Titelkupfer, Anfangs- und Schlußvignetten sind, ihres saubern, gefälligen Geschmacks wegen, sehr geschätzt. Vorzüglichen Werth haben seine Prospecte von 16 französischen Seehäfen. Seine Composition ist im Allgemeinen reich, zart und anmuthig.

Cochinchina (Kodschin-Dschina), d. h. Westchina, eine große zu Hinterindien gehörige Landschaft, ist jetzt ein Theil des sogenannten Kaiserthums Anam, welches nach den neuesten Nachrichten die hinterindischen Provinzen Tunkin, Cochinchina, Chiampa, Cambodscha, Laos und Lac-tho begreift. Die ältere Geschichte dieser Länder, so wie ihre innere Beschaffenheit sind den Europäern wenig bekannt. Cochinchina war ehemals nur eine Provinz von Tunkin. Die Chinesen waren Herren dieser Länder, die sie durch einen Statthalter regieren ließen. Bei einer Revolution wurde der chinesische Gouverneur ermordet, und Tunkin erhielt Könige aus seiner eignen Nation, welche unter der Bedingung von dem chinesischen Kaiser anerkannt wurden, daß sie in China die Belehnung vom Kaiser nachsuchen mußten. Von Tunkin machte sich, ebenfalls in einer Revolution, Cochinchina unabhängig, und erhielt dann eigne Könige. Im Jahre 1774 brach in dem letztern Lande eine Revolution aus, wodurch der König seinen Thron verlor, und drei Brüder, die Anführer der Empörer, sich in das Königreich theilten. Einer derselben, dessen Antheil an Tunkin stieß, besiegte den König von Tunkin, eroberte sein Reich und behauptete sich im Besitz seiner Eroberung, obgleich der Kaiser von China den vertriebnen König von Cochinchina, der bei ihm, als seinem Lehnsherrn, Schutz gesucht hatte, in sein Königreich wieder einzusetzen suchte. Unterdessen hatte aber der Kronprinz des vertriebnen Königs von Cochinchina, Caun-Schung genannt, der sich durch die Flucht gerettet hatte, einen Versuch gemacht, das väterliche Reich zu erobern, welches ihm, bei der unter den Usurpatoren herrschenden Uneinigkeit und bei der Anhänglichkeit der Cochinchinesen an ihren rechtmäßigen Beherrscher, so weit gelang, daß er nicht allein Cochinchina wieder eroberte, sondern auch im Jahre 1800 das Königreich Tunkin damit vereinigte. Anfangs ließ er sich vom chinesischen Kaiser mit Tunkin belehnen, hat sich aber nachher für völlig unabhängig erklärt, unter dem Namen Gia-Long den kaiserlichen Titel angenommen, und regiert noch jetzt über dieses Kaiserthum Anam, mit welchem nun auch Cambodscha, Laos, Chiampa und Lac-tho vereinigt sind. Da also nun Cochinchina aufgehört hat, einen besondern Staat zu bilden, und als ein Theil mit unter dem anamithischen Kaiterthume begriffen ist: so wollen wir, statt einer besondern Schilderung Cochinchina's, eine allgemeine Darstellung des Kaiserthums Anam geben. Dieses Reich, nach dem angegebnen Umfange,

grenzt gegen Norden an die Südprovinzen China's, gegen Westen an Siam, gegen Süden an das indische und gegen Osten an das chinesische Meer. Es nimt die ganze Ostküste der Halbinsel jenseits des Ganges ein, und liegt vom 118. Grad bis zum 127. Grad der Länge und vom 8. Grad bis zum 23. Grad der nördlichen Breite, enthält an 18,000 Quadratmeilen, und ist von 18 bis 20 Millionen Menschen bewohnt. Das Land wird von vielen, zum Theil beträchtlichen Flüssen, darunter der Menam-Kom, wahrscheinlich ein und derselbe mit dem Kambodschafluß, bewässert. Alle Provinzen werden durch Gebirgsketten, deren Lauf man jedoch gar nicht kennt, von einander getrennt, die sehr schroff sich erheben, aber fruchtbare Thäler und Ebenen einschließen. Die Lage des Landes in der heißesten Zone läßt hier zwar ein brennendes Klima erwarten, allein die Nähe der Gebirge und des Meeres mildert die Hitze, und macht das Klima zu einem der angenehmsten in Asien. Die Fruchtbarkeit und der Productenreichthum dieser Länder ist sehr groß. Die Felder geben doppelte, bisweilen dreifache Ernte, besonders wird Reiß, als die Hauptnahrung der Einwohner gebaut; ferner gibt es Thee, Zimmet, trefflichen Zucker, Pfeffer, Ingwer, Baumwolle, Kokus-, Firniß-, Talg- und Tiekbäume, welche das trefflichste Schiffsbauholz liefern, Farbehölzer, edle Südfrüchte, außerordentlich große und gelehrige Elephanten, Rhinozerosse, Tiger, Gazellen, eine große Menge von Affen und Schlangen, indianische Vogelnester, Seide, mannichfaltiges Geflügel, Fische, das feinste Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Salpeter ꝛc. Doch kennen die Einwohner den Bergbau noch wenig, ja das Nachgraben des Goldes ist sogar verboten, um nicht die Habsucht der Europäer zu reizen. Die Einwohner, besonders der Provinzen Tunkin und Cochinchina, haben in ihren Gesichtszügen, in ihrer Sprache und Gebräuchen viele Aehnlichkeit mit den Chinesen, ohne jedoch so sehr wie diese das Fremde zu verachten, und stehen auf einer gleichen Stufe der Civilisation, mit Ausnahme der Bewohner von Laos und Chiampa, welche meistens ein Nomadenleben führen. Sie treiben Ackerbau, der sich größtentheils auf die Anpflanzungen des Reißes beschränkt, verfertigen Metallwaaren, unterhalten Baumwollen- und Seidenfabriken, haben selbst Kanonengießereien und bauen sehr gute Schiffe, wovon die Kauffarteischiffe den Junken der Chinesen gleichen, und kennen die Schreib- und Buchdruckerkunst. Ihre Literatur ist reich an moralischen, dramatischen und botanischen Werken. Der Kalender wird von einigen Gelehrten am kaiserlichen Hofe herausgegeben. Ihre Baukunst, Malerei und Musik sind chinesisch. Der Handel, den die Einwohner treiben, besonders der Küstenhandel, ist nicht unbedeutend. Von den asiatischen Völkern besuchen vorzüglich die Chinesen, Malaien, die Bewohner der Sunda-Inseln, die Japaner die Küsten dieses Landes. Hingegen haben die europäischen Handelsnationen noch wenige Handelsverbindungen anzuknüpfen vermocht. Der Hof und die Großen bekennen sich zur Religion des Confucius; die Religion des gemeinen Volkes ist eine Modification der Lehre des Buddha. Die Anzahl der Pagoden, welche ebenfalls den chinesischen ähnlich sind, und der Bonzen ist sehr groß, da jede Gemeinde ihre eigene Pagode und ihren Schutzgeist hat. Durch den Eifer der Missionäre sind auch mehrere hunderttausend Einwohner zu dem Christenthume bekehret worden. Die Regierungsform ist der chinesischen ähnlich, despotisch und militärisch. Der Bambus wird als ein Strafmittel vom ersten Mandarin bis zum niedrigsten Unter-

than gebraucht. Der Kaiser regiert mit Beihülfe von vier Ministern, welche Würde gemeiniglich die nächsten kaiserlichen Verwandten bekleiden. Den Provinzen sind Statthalter vorgesetzt. Die Armee, gegen 150,000 Mann stark, ist auf chinesische Art organisirt, aber mit vieler Artillerie und guten Waffen versehen, welche die Europäer eingeführt haben. Die Seemacht besteht aus 200 Galeeren und 25 Fregatten, mit 26,800 Matrosen bemannt, die zugleich als Seesoldaten dienen. Die Hauptstadt ist Bac-king oder Kecho am Flusse Songkoy. Nach andern ist Hue-Phu oder Kehue die Hauptstadt des ganzen Reiches und die kaiserliche Residenz. Ueberhaupt ist die Topographie dieses ganzen Staats den Europäern noch sehr wenig bekannt.

Cocon nennt man das Gewebe, mit welchem sich die Phalänen oder Nachtschmetterlinge, ehe sie sich in Puppen verwandeln, umgeben. Es besteht aus feinen Fädchen, die sie aus einem dazu eigenen Safte verfertigen, der an der Luft erhärtet. Nur von wenigen Gattungen ist dieses Gespinnst brauchbar. Das nützlichste erhalten wir von der Seidenraupe.

Cocosbaum. Er gehört zum Palmengeschlecht. Ein Art heißt die guineische Cocospalme und wächst in Südamerika wild. Sie hat nur einen dünnen, dabei stachlichten Stamm, der kaum 1½ Zoll im Durchschnitt hat, aber eine sehr saftige Frucht trägt. Die andere Art heißt die Nußcocospalme. Diese ist viel nützlicher und ihre Nüsse werden auch von uns gebraucht. Der Stamm dieses Baums hat etwa 1½ Fuß im Durchschnitt und wird 70 bis 80 Fuß hoch. Man findet ihn in Asien und Afrika und hin und wieder auch in Amerika. Er liefert den Indianern und andern Reisenden allerlei Nahrung und Bequemlichkeit. Das Holz ist weich und schwammigt, die Rinde knotig und der Stamm schießt grade in die Höhe, ohne sich in Nebenäste zu zertheilen. Aus dem Gipfel schießen die Blätter hervor, welche gefiedert, an 10 Fuß lang und 1½ Fuß breit, sehr hart sind und eine rückwärts gebogene schwerdförmige Gestalt haben. Die Indianer decken mit denselben ihre Hütten und Wohnungen, verfertigen daraus eine Art Sonnenschirme, Mäntel und andere Geräthschaften. Sie schreiben auf die Spitzen der Blätter, aus den zarten Fasern verfertigen sie schöne Matten, die großen Ribben brauchen sie zu Besen. Ganz oben in der Mitte der Krone des Baums entsteht eine große Knospe, aus welcher der Blumenbusch hervorgeht, der dem Blumenkohl nicht unähnlich ist, daraus gemeiniglich 10 bis 15 Nüsse hervorkommen. Rings um die dicke Herzknospe wachsen viele kleinere. Diesen zapft man den Saft ab, der nach 24 Stunden sauer wird, und destillirt aus solchem Arrack. Manche essen auch diese Herzknospe wenn sie noch weich und unaufgebrochen ist. Jede Nuß hat 3 bis 4 Pfund süßen Saft, mit welchen man den Durst löscht, auch soll derselbe die Wassersucht zu heilen vermögen. Oeffnet man die grüne Nuß mit einem Messer, so springt der Saft hoch heraus. Ist dieser abgezapft, so findet man einen andern geniesbaren weißen und dicken Saft, der dem Milchrahm sehr ähnlich ist. Er heißt Cocana und liegt in der Mitte der Schaale. Das Mark der grünen Nüsse ist eine angenehme Speise. Wirft man solches in's Wasser, so wird es milchartig weiß und dient zu Fleisch- oder Reißbrühen. Der Saft schmeckt in der reifen Nuß widerlich, verdickt sich und vertrocknet endlich ganz. Nun hat die Nuß eine Größe von 5 bis 6 Zoll im Durchschnitt erhalten und sie ist reif. Die äußere Schaale derselben ist braun, hanfartig, hat viele Fasern, aus welchen Seile gemacht

Digitized by Google

werden. Die zweite Schaale ist auch braun, hart wie ein Stein und besonders glatt. Man verfertigt daraus Stockknöpfe, Zunderbüchsen, Trinkgefäße u. s. w. Die dritte Schaale ist weiß und weich. In dieser liegt der Kern von der Größe eines Apfels und der Festigkeit einer Mandel; dieser Kern hat viel Oel, das zum Brennen und anderm Oelgebrauch dienlich ist.

Cocytus (Kocytus), ein Fluß des ehemaligen Epirus, der sich in den Acheron ergießt. Beide haben eine schwarze Wasserfarbe. Die Dichter Griechenlands nennen ihn den schwarzen, von Klagen wiedertönenden Kocytus. Er umfließt den Tartarus und soll aus den Thränen der Verdammten entstanden sein. Sein Name kommt von κωκύειν klagen. Die Mythe sagt ferner, daß er ein Sohn des Styx und Vater des Phlegethon und der Menthe sei. Pausanias vermuthet: „Bei Cichyrus ist der acherontische See, und liegen die Flüsse Acheron und Cocytus, deren Wasser sehr übel schmeckt. Homer hat, wie ich glaube, diese Wasser gesehen und in der gewagten Beschreibung der Hölle den Flüssen in derselben die Namen derer, welche in Thesprotis sind, beigelegt."

Code civil français, sonst **Code Napoléon**, bürgerliches Gesetzbuch der Franzosen. Unter die bedeutendsten Vortheile, welche Frankreich seiner Staatsumwälzung verdankt, darf wohl vor allen dieses Gesetzbuch gerechnet werden, wodurch zuerst in dem großen Staate eine wahre Einheit der Gesetzgebung begründet worden ist. Frankreich ist, wie Deutschland, aus der Vereinigung verschiedener Völkerstämme entstanden, welche lange Zeit nach der Vereinigung noch ihre besondern Sitten, Gewohnheiten und Rechte beibehielten. Die gesetzliche Ungleichheit war noch dadurch vermehrt worden, daß einzelne Städte und Orte besondere Freiheiten zu erhalten gewußt hatten, und daß Julius Cäsar dem von ihm eroberten südlichen Theile Galliens das römische Recht aufdrang, indes die nördlichen ihre ursprünglichen Rechte und Gewohnheiten behielten. — Bis zur Revolution theilte man daher Frankreich in Hinsicht auf die Gesetzgebung ein in pays du droit coutumier und pays du droit civil; in jenem Theile galt das ursprünglich vaterländische Recht, welches meistens Gewohnheitsrecht war, in diesem das römische oder geschriebene, bestehend aus eigentlich gesetzlichen Verordnungen. Seit dem 12. Jahrh. galt der Codex Justinianeus, aber mehr, wie in Deutschland, als Hülfsrecht durch ganz Frankreich. Nachher bildete sich ein eigentliches französisches Recht durch die Ordonnances, d. h. solche Gesetze, welche mit und ohne Zuziehung der allgemeinen Ständeversammlung erlassen worden waren. Diese Sammlung von Ordonnances bekam den Titel: Code. So gab es einen Code Henri und einen Code Louis XIV. — Als die Revolution ausgebrochen war und die ganze bisherige Verfassung des Landes einer neuen Form und Begründung bedurfte, fühlte man auch, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo eine wahre Einheit der Gesetzgebung eingeführt werden könne, weil doch nun einmal Alles neu geschaffen werden mußte. Es war daher schon ein Augenmerk der ersten Nationalversammlung, das große Unternehmen vorzubereiten, indeß konnte erst unter den folgenden Staatsveränderungen zu dessen Ausführung geschritten werden. Buonaparte, als erster Consul, ernannte in der Person von Tronchet, Portalis, Bigot de Préameneu und Maleville, vier Commissarien, welche den Plan zu einem bürgerlichen Gesetzbuche entwerfen sollten. Sie kamen mit dieser Arbeit in vier Monaten zu Stande. Er wurde gedruckt und an das

Cassationsgericht, so wie an die 32 Appellationsgerichte vertheilt, damit diese ihre Bemerkungen und Gutachten darüber einreichen möchten. Diese wurden gleichfalls gedruckt. Mit Hinsicht auf diese Bemerkungen wurde nun im Staatsrathe der ganze Entwurf des Gesetzbuches in Berathung gezogen. Hier führte der gelehrte Cambacérès, der auch schon der vorgenannten Commission einen besondern Plan eingereicht hatte, den Vorsitz, und der bekannte Jurist Lócré das Protocoll, welches gleichfalls durch den Druck bekannt gemacht worden ist und eine Menge für den Rechtsgelehrten höchst anziehender Erörterungen enthält. Endlich wurden nun sämmtliche einzeln geprüfte und gebilligte Gesetze zu einem Ganzen vereinigt, eingetheilt in Bücher, Titel und Artikel und versehen mit der Aufschrift: Code civil des Français. — Als Napoleon die Kaiserwürde annahm, wurden mit diesem Gesetzbuche diejenigen Veränderungen vorgenommen, welche die monarchische Regierungsverfassung nothwendig machte. Es hieß nun Code Napoléon und ward als solcher, 3. Sept. 1807, wiederum öffentlich als Gesetzbuch für ganz Frankreich, ohne Unterschied der Provinzen und Orte, bekannt gemacht. Der jetzt regierende König hat ihn gleichfalls, vermöge der Constitution, unter dem Namen des Code civil français anerkannt. Er ist in 3 Bücher eingetheilt. Das erste Buch handelt von den Personen, das zweite Buch von dem Vermögen und den verschiedenen Beschränkungen des Eigenthumsrechts, das dritte Buch von den verschiedenen Arten, das Eigenthum zu erwerben. Die Zahl der Artikel ist 2281. — Wenn das preußische Landrecht nach v. Feuerbach's Ansicht (s. dessen Themis oder Beiträge zur Gesetzgebung S. 9 u. f.) mehr als eine Hülfsgesetzgebung zu betrachten war, wodurch bloß die bestehenden Rechte und Gewohnheiten vervollständigt, erläutert, genauer bestimmt werden sollten: so ist das französische Gesetzbuch seinem Zwecke und seiner ganzen Einrichtung nach ein wahres allgemeines Landrecht, wodurch alle Besonderheiten in Ansehung von Statuten und Gewohnheiten gänzlich verdrängt werden sollen, und eine neue auf wahre Einheit hinstrebende Gesetzgebung begründet wird. Zwar, sagt v. Feuerbach, ist es nicht möglich, alle Ungleichheiten zu ebnen — so sehr Gleichheit vor dem Gesetze der Grundcharakter der französischen Gesetzgebung ist — an vielen Stellen des neuen Gesetzbuchs wurden Ortsgesetze und Gewohnheiten ausdrücklich bestätigt, und für diejenigen Materien, welche das Gesetzbuch übergeht, ist diese Bestätigung stillschweigend gegeben; allein so weit der Umfang seiner Bestimmungen reicht, duldet es keine andere gesetzliche Norm weder neben noch über sich. Nach diesem großen Zwecke ist seine Form und Darstellung abgemessen. Um zu werden, was es sein sollte, ein allgemein geltendes, unmittelbar anzuwendendes Landrecht, mußte es sich so streng als möglich innerhalb der Grenzen einer eigentlichen Gesetzgebung halten, durfte es nur Gesetze, umfassende Regeln, allgemeine Grundsätze in seinen Kreis ziehen, ohne zu dem Besondern herabzusteigen, und sich in das Labyrinth abgeleiteter Rechtsnormen, oder einzelner Entscheidungen zu verwirren. Alles dieses, selbst die nähere Bestimmung mancher unbestimmt gelassenen Regeln, sollte der Praxis der Gerichte oder dem Scharfsinn der Rechtsgelehrten überlassen bleiben. Daher der verhältnißmäßig geringe Umfang, die Kürze und Bündigkeit dieses Werks, wodurch dasselbe eher zu allem andern, als zu einem bloßen Hülfsrechte tauglich ist. Viele große Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, welche aus dem Prüfungsfeuer der Revolution geläutert hervorgegan-

Digitized by Google

gen waren, sollten durch das neue Gesetzbuch auf die Verhältnisse des bürgerlichen Privatlebens angewandt; viele umfassende politische Veränderungen durch die Revolution erzeugt, aber als Gewinn für Menschheit- oder Staatenwohl bewährt, sollten durch die bürgerliche Gesetzgebung, als letzter Schlußstein in der neuen Ordnung der Dinge, für alle künftige Zeiten dauernd befestiget werden. Man darf sagen: es war der Zweck der französischen bürgerlichen Gesetzgebung, einer Seits die Revolution vollkommen zu beendigen, anderer Seits die wohlthätigen Ergebnisse derselben zu verewigen. — Die Hauptideen, auf denen die französische neue Gesetzgebung ruht, scheinen vorzüglich folgende: Freiheit der Personen. Frei ist der Mensch geboren, frei muß er bleiben. Niemand darf die Person eines Andern besitzen. Also keine Leibeigenschaft in irgend einer Form. Damit fiel auch die Patrimonialgerichtsbarkeit weg, denn alle Gerichtsbarkeit gründet eine Obergewalt über Person und Güter, und ist ein Theil der Souverainetät oder Staatsmajestät. — Ferner: Rechtliche Gleichheit der Unterthanen oder Gleichheit der Gesetze für alle Bürger des Staats — Freiheit des Eigenthums; doch können Stammgüter und Fideicommisse gestiftet werden, eine Einrichtung, welche mit der staatsrechtlichen Gültigkeit des Erbadels genau zusammenhängt. — Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Staats von der Kirche in allen bürgerlichen Dingen. Sehr gut ist hier das, was die Ehe betrifft, mit dem, was die Kirche darüber zu bestimmen hat, in Uebereinstimmung und in ein passendes Verhältniß gebracht. — Die Anwendbarkeit des franz. Gesetzbuchs auf andere Staaten läßt sich nach dieser Darstellung seines eigenthümlichen Charakters gleichfalls leicht bestimmen. Die allgemeinen Grundsätze desselben nämlich möchten wohl da, wo nicht ganz besondere Verhältnisse es unmöglich machen, überall anwendbar sein; weil sie meistens aus der Vernunft und der Natur der Geschäfte, wofür sie gelten sollen, selbst entnommen sind. Besonders möchte wohl die Form zur Nachahmung empfohlen werden können. Indessen versteht es sich von selbst, daß sehr vieles Volksthümliche darin vorkommen muß, was freilich nur mit großen Aenderungen anderwärts einzuführen ist. — Auf's genaueste mit dem eigentlichen Gesetzbuche (dem Code civil) ist aber auch eine bürgerliche Gerichts- oder Prozeßordnung (Code de procédure civile) verbunden. Diese besteht aus zwei Theilen, der erste aus fünf, der andere aus drei Büchern. Im Ganzen sind der Artikel hier 1042. Die Gerichtsverfassung in Frankreich aber ist von der Gerichtsverfassung aller deutschen Länder dergestalt verschieden, daß sich kaum hier und da ein Punkt der Aehnlichkeit auffinden läßt. Die Prozeßordnung ist ein höchst unvollkommnes Werk, der Prozeß zu sehr mit Förmlichkeiten beschwert, und für die Armuth die Prozeßführung unmöglich, die Executionsordnung ist gewiß die schlechteste in irgend einem civilisirten Staate, auch die einfache Insinuation unnöthig kostbar. In Frankreich war aber der Prozeß bis zum Code de procédure so willkürlich, daß man sich dort freilich leicht überzeugen konnte, daß die neue Ordnung besser sei. Die sogenannte willkürliche Gerichtsbarkeit (wohin die actus voluntariae jurisdictionis gehören) ist der französischen Gerichtsbarkeit durchaus fremd. Sie ist dort einer besondern sehr zahlreichen Klasse öffentlicher Beamten, den Notarien, anvertraut. Jedem Gerichtshofe steht auch ein besonderer Verwaltungsbeamter, der königliche Procurator, zur Seite, theils als amtlicher Beschützer von Personen, welche sich nicht selbst zu vertreten vermögen, theils

Digitized by Google

aber auch und vorzüglich als Wächter des allgemeinen Staatswohls und als Rathgeber des Gerichtes da, wo das Förmlichrechte mit andern Staatszwecken zusammentrifft. Das erste Attribut des königl. Procurators ist in der deutschen Gerichtsverfassung mit dem Richteramte selbst vereinigt, in der letztern Hinsicht aber ist derselbe hier durch nichts ersetzt. Eine eigene Einrichtung des französischen Gerichtswesens sind auch die Friedensrichter, welche zum Theil die Patrimonialgerichte ersetzen, insofern sie mit den Unterthanen in der ersten und nächsten Berührung stehen, den gütlichen Vergleich zu vermitteln haben, und geringe Streitsachen selbst entscheiden können. — Die Handelsverhältnisse eines Staates, wie Frankreich ist, bedurften einer besondern Beachtung. So entstand der Code de commerce, der als ein besonderer Theil der Gesetzgebung zu betrachten ist, und in seiner Ausarbeitung von vieler Umsicht und tiefer Sachkenntniß zeugt. — Zu Vervollständigung der ganzen Gesetzgebung kommt noch der Code criminel hinzu, der aus zwei Theilen bestehet, wovon einer die Strafgesetze, der andere den peinlichen Prozeß betrifft. Letzterer ist accusatorisch. Vergl. in der neuen Folge des Conv. Lex. Band XI. den Art. Codes (les cinq).

Coder. Ursprünglich hieß bei den Alten Coder das unter der Rinde befindliche Holz eines Baumes. Vor Erfindung des Papiers schrieb man auf hölzerne mit Wachs überzogene Tafeln, und diese, wenn sie geschrieben oder vielmehr mit dem Griffel gegraben waren, wurden in Form eines Buchs zusammengelegt und Coder genannt; ein Wort, das man auch für die Folge, wo man auf Papier schrieb, beibehielt, um damit jedes große Buch zu bezeichnen. So hießen denn große bedeutende Werke, oder alte Handschriften überhaupt von Dichtern, Historikern, Philosophen ꝛc., die nachher aufgehoben wurden, Codices manuscripti. (Man vgl. hierüber den Art. Manuscripte.) Eben so nannte man auch eine Sammlung von Gesetzen, die in einem Lande gegeben wurden, Coder, und fügte zu näherer Bestimmung den Namen des Regenten hinzu, unter welchem diese Gesetzgebung bekannt gemacht worden.

Codicill heißt eine letzte Willensverordnung, worin keine unmittelbare Erbeinsetzung befindlich ist, sondern nur gewisse Punkte und Anordnungen bestimmt werden. Es bezieht sich ein solches Codicill entweder auf einen schon vorhandenen letzten Willen, und dann ist es bloß für den Testamentserben verbindlich; oder es ist für sich eine Bestimmung für diejenigen, welche ohne Testament erben (Intestaterben), und behält daher auch für diese Wirkung.

Codrus od. Kodrus, Athens letzter König, welcher ungefähr 1100 J. vor Chr. Geb. lebte. Als die Athenienser unter seiner Regierung mit den Lacedämoniern in Krieg verwickelt waren, erklärte das Orakel, daß sie siegen würden, wenn sich ihr König von den Feinden tödten lassen würde. Kodrus beschloß, dem Vaterlande sich zu opfern, verkleidete sich als Bauer, fing mit den Lacedämoniern muthwillig Streit an und wurde von ihnen getödtet.

Coëfficienten werden in der Buchstabenrechnung diejenigen Zahlen genannt, die vor die Buchstaben gesetzt werden und anzeigen sollen, wie vielmal der Buchstabe zu sich selbst addirt worden ist. So würde 4 a so viel sein, als a+a+a+a. Soll der Coëfficient unbestimmt sein, so drückt man ihn ebenfalls durch einen Buchstaben aus.

Coehorn (Menno, Baron von), berühmter holländischer Ingenieur, war 1641 in der Gegend von Leuwarden, in Friesland, ge-

boren. Sein Vater, ein ausgezeichneter Offizier, flößte ihm früh Neigung zu den militärischen Wissenschaften ein, die er auch bald gründlich erlernte. Schon im 16. Jahre trat er als Capitain in Dienst. Bei der Belagerung von Mastricht 1673, und in den blutigen Schlachten von Sonef, Cassel, St. Denis und Fleurus that er sich rühmlich hervor. Er stieg schnell bis zum Obristen. Da er aber (1675) das versprochene Regiment nicht erhielt, unterhandelte er mit Louvois, um in französische Dienste zu gehen. Der Prinz von Oranien aber ließ seine Frau und 8 Kinder als Geißeln einsetzen, nöthigte ihn dadurch zur Rückkehr und fesselte ihn durch Anerkennung seiner Verdienste. In dem Kriege von 1689 gegen Frankreich zeichnete er sich von neuem aus. Interessant war 1692 seine Vertheidigung des Forts Wilhelm, das er selbst angelegt hatte, gegen Vauban. Beide entwickelten ihr ganzes Talent. Endlich ward Coehorn verwundet, und hatte nur noch 150 Mann zur Vertheidigung, als er das Fort am 26. Juni 1692 übergab. 1702 vernichtete er die französischen Linien bei St. Donat. In demselben Jahre gab er zu Leuwarden seine Theorie einer neuen Befestigungskunst heraus. 1703 leitete er noch mehrere Belagerungen. 1704 lud Marlborough ihn ein, nach dem Haag zu kommen, um über fernere Unternehmungen zu berathschlagen; starb aber daselbst 17. März 1704. — Coehorn war ein Mann von biedern Gesinnungen und Sitten. Seine Verdienste um die Befestigungskunst sind glänzend und anerkannt. Er hat fast alle holländische Plätze befestigt. Berg-op-Zoom hielt er für sein Meisterstück. Man hat ihn den holländischen Vauban genannt. Indeß ist sein und Vaubans System ganz verschieden. Vauban wirkte durch Manöver und berechnete Anwendung des Geschützes und der Menschen, schonte beide, und ermüdete und zerstückelte die Kräfte des Feindes. Coehorn zerschmetterte durch die Masse des Geschützes und der Menschen und opferte beide der schnellen und gewaltigen Wirkung. Vauban's Wirkungen waren auf Berechnung gegründet, deren man immer Herr ist; Coehorn gründete die seinen auf Macht, die dem Krieger nicht stets zu Gebote steht. Dennoch bleibt sein System ein großes, reiches Muster für die Befestigungs- und Belagerungskunst.

Coeur (Jacques), ein durch seine unermeßlichen Reichthümer, seine dem Staate geleisteten Dienste und sein trauriges Schicksal berühmter französischer Kaufmann. Carl VII. zog ihn an seinen Hof und machte ihn zum Zahlmeister (Argentier). Coeur dehnte diese eigentlich nur auf die Privatkasse des Königs Bezug habenden Geschäfte bis in den Wirkungskreis eines Finanzministers aus, und leistete in diesem Fache dem Könige sehr wichtige Dienste. Sein Handel war in alle Welttheile hin verbreitet, und übertraf allein den Handel sämmtlicher französischen und italienischen Kaufleute. Alle Gewässer trugen seine zahlreichen Schiffe und Galeeren. Dreihundert Geschäftsführer arbeiteten für ihn. — Er gab Carl VII. die Mittel zur Eroberung der Normandie (1448), indem er ihm 400,000 Goldthaler lieh und vier Heere auf seine Kosten unterhielt. Der König hatte ihn in den Adelstand erhoben, und der Aufwand, mit dem er nun die glänzendsten Häuser des Reichs verdunkelte, erregte den Neid, wie seine unermeßlichen Reichthümer die Habsucht. An der Neider Spitze war der berüchtigte Minister Chabannes, damals alles beim Könige geltend. Coeur war (1448) als Mitglied der Gesandtschaft in Lausanne, um das Schisma Felix V. beizulegen. Diese Abwesenheit wurde benutzt, der König überredet, und Coeur nach seiner Rückkehr

auf allerlei unsinnige Klagen festgesetzt. So soll er (der den Uebeln des Landes kräftig abgeholfen) die Provinzen gedrückt, willkürlich Sklaven an seine Galeeren geschmiedet ꝛc. und endlich Agnes Sorel vergiftet haben. (Diese hatte ihn zum Testamentsvollstrecker ernannt.) Der letzte Punkt war zu abgeschmackt. Seine Anklägerin, Jeanne de Vendôme, mußte schimpfliche Abbitte thun. Der übrige Gang seines Prozesses ist ein Muster von Schändlichkeit. Der König ernannte (1452) eine Commission, ihn zu richten. Chabannes, sein erbittertster und mächtigster Feind, stand derselben vor. Eine Menge erkaufter Zeugen sprachen gegen ihn. Er verlangte auch seiner Seits ein Zeugenverhör und einen Advocaten. Beides ward nicht bewilligt. Den 19. Mai 1453 ward er zum Tode, und zur Confiscation seines ganzen Vermögens verurtheilt. Der König ließ ihn aber in das Franciscanerkloster zu Beaucaire einsperren. Seine Richter theilten sich in sein Vermögen. Chabannes erhielt 20,000 Thaler, und kaufte für einen Spottpreis die Coeur zugehörigen ansehnlichen Herrschaften Pereuse, Tonai und St. Fargnan, welche letzte allein 22 Kirchspiele umfaßte. Aber Coeurs Commis, die ihn liebten, entrissen ihn dem Elende. Einer derselben, Jean de Village, welcher seine Nichte geheirathet hatte, befreite ihn aus dem Kloster, und gab ihm die Mittel, nach Rom zu fliehen. Der Papst Calixtus III., der eben gegen die Türken kreuzen ließ, gab ihm das Commando eines Theils seiner Flotte. Er schiffte sich ein, ward aber unterwegs krank, legte auf der Insel Chio an, und starb daselbst vor dem Jahre 1461.

Cognaten heißen die Verwandten von mütterlicher Seite, bei unsern alten Spillmagen (s. d. Art.), im Gegensatz der Agnaten.

Cohäsion, Cohärenz (Zusammenhang), nennt man die allgemeine Erscheinung der Anziehung (Attraction) in dem besondern Falle, wenn die einander berührenden Theile eines und desselben Körpers so verbunden sind, daß eine äußere Kraft nöthig ist, sie zu trennen. Nach dem stärkern oder geringern Zusammenhange der Theile unterscheidet man harte und weiche Körper. Die Ursachen dieser Cohäsion sind bis jetzt noch nicht ergründet. Indessen scheint aus allen bisher darüber angestellten Versuchen und gemachten Erfahrungen sich der Grundsatz zu ergeben: daß der Zusammenhang desto stärker sei, je größer die Menge der Berührungspunkte ist. Dies ist wenigstens der Fall bei zwei verschiednen Körpern, die einander mit glatten Flächen berühren. So hängen z. B. zwei massive bleierne Cylinder von etwa zwei Linien Durchmesser, wenn man ihre Grundfläche glatt schleift und beide mit einiger Wendung zusammendrückt, so fest an einander, daß zwanzig und mehrere Pfunde Gewicht erfodert werden, um sie zu trennen. Noch mehr wird der Zusammenhang der Theile bestärkt, wenn man eine Flüssigkeit zwischen ihre Grundflächen bringt, welche die noch rauhen Theile ausfüllt und die Berührungspunkte vermehrt. Viele in den Künsten bekannte Verbindungsmittel, das Leimen, Kitten, Löthen, Zusammenschweißen und dergl., erklären sich aus diesem Gesetze der Cohäsion.

Cohorte, s. Legion.

Coimbra, die offene und schlecht gebaute Hauptstadt der portugiesischen Provinz Beira, an der Nordseite des Mondego, theils auf einem steilen Felsen, theils in der Tiefe am rechten Ufer des Mondego, umgeben von Wein-, Oel- und Citronengärten. Sie ist der Sitz der einzigen Universität in Portugal, welche 1291 zu Lissabon gestiftet und 1308 hieher verlegt worden ist. Die Zahl der Studi-

renden beträgt gewöhnlich über 1000. Zur Universität gehören eine Sternwarte, eine Naturalien- und physikalische Instrumentensammlung, eine große Bibliothek und ein trefflich eingerichteter botanischer Garten. Die Stadt, welche in 3000 Häusern 15,000 Einwohner zählt, ist zugleich der Sitz eines Bischofs, eines Oberschulcollegiums und eines königl. Collegiums der Künste. Sehenswerth ist die Wasserleitung von 20 Bogen. Außer Gewinnung des Weinsteinrahms, ferner Leinweberei und Töpferei, verfertigen die Einwohner besonders viele und berühmte Hornarbeiten.

Colardeau (Charles-Pierre), ausgezeichneter französischer Dichter, geb. 1732 zu Janville im Orleanischen, beschäftigte sich von Jugend auf mit der Dichtkunst. Sein erstes Werk war 1758 eine frei versificirte Uebersetzung des Briefes der Heloise an Abälard von Pope, welche von den Franzosen sehr geschätzt wird. Die dem Tasso nachgeahmte Heroide: Armide à Rénaud fand mindern Beifall, wiewohl sie sich durch Eleganz und Wohlklang ebenfalls empfiehlt. Seine Tragödien: Astarbé und Calixte, die 1758 und 1760 aufgeführt wurden, gefielen nicht. Sie beweisen, daß der Verfasser zwar den Mechanismus einer glänzenden Versification, aber kein theatralisches Talent besaß. Es fehlt beiden Stücken an Handlung und scenischer Anordnung, ihr Colorit ist finster und trübe, aber nicht tragisch. Die letztre, die eine Nachahmung der schönen Büßerin von Rowe ist, erreicht ihr Urbild nicht. Die Ode auf die Vaterlandsliebe, der Tempel von Gnidus, zwei Nächte von Young in französischen Versen, die Briefe an Minette und an Duhamel, die Menschen des Prometheus, eine Nachahmung des Milton'schen Gesanges von Adam und Eva, enthalten anziehende Einzelnheiten uud sind im Ganzen wohlklingend versificirt. Sie erwarben ihm den Beifall der französischen Akademie, die ihn als Mitglied erwählte; aber er starb 1776 vor seiner Aufnahme. Ein sanfter Charakter machte seinen Umgang angenehm. Seine Werke sind gesammelt erschienen.

Colberg, Stadt und Festung in Hinterpommern (Regierungsbezirk Cöslin), an der Persante ½ Meile von dem Meere gelegen, hat 4,500 Einw. Ihr Hafen ist zwar klein, aber gut; das dasige bedeutende Salzwerk war das einzige, welches dem preußischen Staate nach dem tilsiter Frieden übrig blieb. Colberg liegt auf einem Hügel von Morästen umgeben, die breiten Gräben können durch die Persante mit Wasser gefüllt werden. Durch eben diesen Fluß ist es möglich, die umliegenden Sümpfe zu überschwemmen. Die sogenannte Münde schützt den Hafen und steht durch zwei Erdflächen mit der Stadt in Verbindung. Auf dem Hohenberge, einer Höhe, welche die Festung, obgleich in einer sehr bedeutenden Entfernung, beherrscht, liegt ein schlechtes Fort. Mehrere andre isolirte Werke ziehen sich rings um die Stadt. Sie sind, so wie der Hauptwall, meistens bloß von Erde aufgeworfen, nur wenige enthalten Kasematten. Die Kunst hat nicht so viel, als die Natur für diesen Punkt, der mehr als Landungsplatz bei einer Diversion, denn als Schutzwehr für das Land wichtig ist, gethan. 1758 belagerte General Palmbach Colberg 19 Tage lang mit 10,000 Mann vergebens. 1760 wurde die Festung wieder durch 27 russische und schwedische Kriegsschiffe und 15,000 M. zu Lande belagert, den 18. Sept. aber durch General Werner an der Spitze von 6,000 Mann entsetzt. 1761 erschien Romanzow nochmals mit 55 Schiffen und einem bedeutenden Corps. Der Prinz von Würtemberg hatte sich unter den Kanonen der Festung mit 6,000

Digitized by Google

Mann verschanzt. In einem Gefechte um eine Schanze seines Lagers verloren die Russen 3,000 Mann. Bombardement, Sturm und eine viermonatliche Belagerung konnten den tapfern Heyden (so hieß der brave Officier, der bei dieser und den vorigen Belagerungen in Colberg befehligte), selbst nachdem der Prinz von Würtemberg abgezogen war, nicht bezwingen, endlich mußte er aber dem Hunger erliegen und den 16. Dec. capituliren. Eben so tapfer, als 50 Jahre früher, wurde Colberg 1807 vertheidigt. Zwar ließ sich der alte schwache General Lucadou, welcher anfangs hier befehligte, den 13. März die Schanze auf dem Hohenberge, so wie die alte Stadt nehmen, allein die Ausfälle Schills, so wie Nettelbeck's, eines braven Bürgers, Thätigkeit innerhalb der Stadt machte einen Theil seiner Fehler wieder gut, und Obrist Gneisenau, der den 29. April, vom Könige abgesandt, die Stelle als Commandant übernahm, gab der ganzen Belagerung eine andre Gestalt. Er ließ sogleich die Schanzen im Bullenwinkel wiedernehmen, machte dem Feinde jeden Schritt streitig und hielt ihn bis den 12. Juni in der gehörigen Entfernung. Erst an diesem Tage ward die Besatzung des Wolfsberg durch das ungeheuerste Kanonenfeuer unter der Bedingung des freien Abzugs zu capituliren gezwungen. Am 14. Junius wurde der Wolfsberg von den Preußen wieder genommen, am 15. den Franzosen wieder überlassen. Den 23. und die folgenden Tage wüthete der Kampf um die Schanze von Stubenhagen und um die lauenburger Vorstadt. Die Belagerten blieben im Besitz derselben. Am 1. Julius wurde die Maikuhle, eine mit Holz besetzte Vertiefung am Meeresstrande, die, weil sie wegen der Verbindung der Stadt mit der Münde entschied, befestigt worden war, nebst dem Wolfsberge von den Franzosen genommen. Am folgenden Morgen mißglückte durch einen tapfern Choc der Schill'schen Husaren ein Versuch derselben, die Münde zu nehmen. Die Nachricht von dem Frieden machte an demselben Tage dem Metzeln ein Ende. Die Stadt war seit dem 28. April fast stets beschossen worden; besonders heftig war das Feuer am 23. Mai, den 1. und 2. Jul. gewesen, 185 Häuser, unter ihnen das Rathhaus, gingen in Flammen auf. Colbergs Bürger zeichneten sich durch Unerschrockenheit und thätige Mithülfe aus. Sie bildeten aus ihrer Mitte Compagnien, die trotz aller Gefahren den Dienst in den Werken verrichteten, und löschten mit unerschrockner Thätigkeit, trotz alles Granatenregens jedes Feuer. Als der thätigste, unerschrockenste und besonnenste stand Nettelbeck, ein Greis von 70 Jahren, der die drei vorhergegangnen Belagerungen mitgemacht hatte, an der Spitze der schwierigsten und gefährlichsten Anordnungen, wie denn der Commandant ihm insonderheit die Obhut der Ueberschwemmungen mit dem besten Erfolge anvertraute. Die Besatzung war 6,000 Mann stark, sie verlor 429 Todte, 1,093 Verwundete, 209 Gefangne und 159 Vermißte. Die Belagerer bestanden aus Franzosen und rheinischen und italienischen Bundestruppen und waren 18,000 M. stark. Feulié, Loison und Mortier befehligten nach einander die Belagerung. Sie schickten 6775 Kugeln in die Stadt, ohne die, welche man gegen die Werke verbrauchte, zu rechnen. Der König von Preußen vereinigte die Besatzung unter ein Regiment, das auf ewige Zeiten den Namen der Festung führen soll, und erließ ihren Bürgern den Antheil an den Kriegssteuern.

Colbert (Jean-Baptiste), dieser berühmte französische Finanzminister war 1619 in Rheims geboren und der Sohn eines Tuch-

und Weinhändlers. Durch Vermittlung eines seiner Verwandten trat er 1648 bei dem Staatssecretär Le Tellier in Dienste; dieser überließ ihn dem Kardinal Mazarin, welcher seine Talente mit richtigem Blick erkannte, und ihm Gelegenheit gab, sie zu entwickeln, indem er ihn zu seinem Intendanten ernannte. Dadurch wurde Colbert berufen, gewissermaßen an der Finanzverwaltung des Königreichs Theil zu nehmen. Gleich geschickt, alle Theile derselben zu umfassen und alle Mißbräuche zu durchschauen, diente er mit Eifer dem Kardinal, und bereitete sich dadurch vor, einst dem Staate zu dienen. Mazarin belohnte ihn 1660 mit dem Amte eines Secretärs bei der jungen Königin und empfahl ihn 1660 sterbend dem Könige als einen Mann, der seines ganzen Vertrauens würdig sei. Ludwig XIV. hatte beschlossen, keinen Premier-Minister wieder zu ernennen, und um die Geschäfte kennen zu lernen, hatte er einige Conferenzen mit Colbert, den er zum Intendanten der Finanzen machte. Dies führte den Fall des unglücklichen Foucquet herbei, zu dessen Sturze sich Le Tellier aus Eifersucht und Colbert aus Ehrgeiz verbunden hatten. Jetzt trat Colbert mit dem Titel eines General-Controleurs an die Spitze der Finanzen. Wieder gut machen sollte er die Uebel, welche die stürmische und schwache Regierung Ludwigs XIII., die glänzenden, aber gewaltsamen Unternehmungen Richelieu's, die Zwistigkeiten der Fronde und die Verwirrung in den Finanzen unter Mazarin verursacht hatten. Allenthalben fand er Betrug, Unordnung und Unterschleif; die Domainen wären veräußert, die Pachtungen mit wucherischen Schulden beschwert, die Lasten, Privilegien und Exemtionen ohne Maß vervielfacht, der Staat den Generalpächtern Preis gegeben, und doch nur durch ihre Hülfe noch aufrecht erhalten; das Volk zählte 90 Millionen an Auflagen, wovon der König kaum 35 einnahm, und auf zwei Jahre waren die Einkünfte schon voraus verbraucht und der Schatz leer. Colbert mußte von demselben Punkte ausgehen, wie Sully; aber der eifersüchtige und ungestüme Louvois, die Kriege, der Luxus und die Verschwendung Ludwigs XIV. vermehrten für ihn die Schwierigkeiten, und er zwar gezwungen, in der letzten Hälfte seiner Laufbahn die Schritte zurückzuthun, die er in der ersten vorwärts gemacht. Man muß alle die Hindernisse und Unfälle in Anschlag bringen, die seine Bahn kreuzten, wenn man seine Talente und Dienste in ihrem ganzen Umfange würdigen will. Er fing damit an, einen Finanzrath und eine Justizkammer zu errichten, jenen, um sich selbst eine Uebersicht zu verschaffen, diese, um den begangnen Räubereien der Generalpächter nachzuspüren und Staatsschulden zu liquidiren. Um die Lasten des Staats zu erleichtern, schritt man zu einer Herabsetzung der Renten, und um das Gehässige dieser Maßregel zu mildern, bewilligte Colbert eine bedeutende Verminderung der Steuern und den Erlaß alles, bis zum J. 1656 Rückständigen. Nach und nach unterwarf er alle Zweige der Einnahmen und Ausgaben einer Reform. Der entsetzlichen Unordnung, welche beim Antritte seines Ministeriums herrschte, folgten durch seine Festigkeit und Wachsamkeit, Ordnung und Regelmäßigkeit. Er schaffte eine Menge unnützer Beamten ab, widerrief die lästigen Privilegien, verminderte die Gehalte, verbannte den schändlichen Aemterhandel und die nicht minder verderbliche Sitte, die Hofleute bei dem Ertrage der öffentlichen Pachtungen zu interessiren, enthüllte die Mißbräuche und Kunstgriffe, und beschränkte den ungeheuern Gewinn der Einnehmer, errichtete eine Leibcasse, verminderte die Geldzinsen, setzte den König

Digitized by Google

in ſeine Domainen wieder ein, wies für jede Ausgabe einen Fond an, und entriß ſo das Wohl des Staats den habſüchtigen Händen der Händler. Eine beſſere Vertheilung und Erhebung der Steuern erlaubte ihm, ſie faſt auf die Hälfte herabzuſetzen. Der glücklichſte Erfolg krönte ſchnell ſeine weiſen und muthig ausgeführten Unternehmungen. Ungeachtet der Ausgaben eines faſt zehnjährigen Krieges, ungeachtet des Aufwandes und der Verſchwendungen eines prachtliebenden Königs, gelang es Colbert, in 22 Jahren die Einnahmen um mehr, als 28 Millionen zu erhöhen und die Laſten um eben ſo viel zu vermindern, ſo daß bei ſeinem Tode 1683 die wirkliche Einnahme 116 Millionen betrugen. 1664 ward Colbert Oberaufſeher der Bauten, der Künſte und Manufacturen und 1669 Seeminiſter. Seinen Talenten, ſeiner Thätigkeit, ſeinen großen Anſichten verdankt Frankreich die allgemeine Entwickelung und das ſchnelle Steigen ſeiner Gewerbe und ſeines Handels. Alles gewann ein neues Anſehn. Frankreich ward nicht allein von der Abgabe befreit, die ſein Luxus dem Auslande zahlte, ſondern es theilte auch die Vortheile jenes Gewerbfleißes, der bisher nur in England, Holland, Venedig, Genua, der Levante und einigen Städten Flanderns und Deutſchlands einheimiſch geweſen war. Fabriken und Manufakturen aller Art wurden angelegt und durch Begünſtigungen in Flor gebracht. Die Landſtraßen wurden verbeſſert und neue Wege gebahnt. Colbert erbaute den berühmten Kanal von Languedoc, entwarf den von Burgund, erklärte Marſeille und Dünkirchen für Freihäfen, bewilligte Aus- und Einfuhrpreiſe, richtete die Zölle zweckmäßig ein, bildete Aſſecuranzkammern, gab dem Handel übereinſtimmende Geſetze, erhob ihn zu einer ehrenvollen Beſchäftigung, und lud den Adel ein, Antheil daran zu nehmen. 1664 wurden für Oſt- und Weſtindien zwei Handelsgeſellſchaften errichtet; der König verband ſich mit ihnen und ſchoß bedeutende Summen vor. Die Kolonien in Kanada, Martinique und beſonders in St. Domingo, die bisher kränkelten, erhielten ein neues Leben durch die Vereinigung mit der Krone; ſie wurden bevölkert, angebaut und fingen an, zu blühen. Bald errichtete man neue Kolonien in Cayenne und Madagaskar. Zur Aufrechthaltung und Beſchützung des Handels und dieſer entfernten Beſitzungen war eine bedeutende Seemacht erforderlich. Colbert ward auch hier Schöpfer. Als er in's Seeminiſterium trat, beſtand die Flotte aus wenigen alten Schiffen, die Mazarin in den Häfen hatte verfaulen laſſen. Colbert kaufte anfangs Schiffe im Auslande; bald ließ er ſie in Frankreich erbauen. Der Hafen von Rochefort erhob ſich; vier andre große Seearſenäle wurden aufgeführt zu Breſt, Toulon, Dünkirchen und Havre. Man errichtete Seeſchulen und brachte Ordnung in alle Zweige des Seeweſens. 1662 hatte Frankreich 60 Linienſchiffe und 40 Fregatten; 1681 beſaß es, zur See und zu Lande ſiegreich, 198 Kriegsfahrzeuge und 166,000 Mann für den Dienſt derſelben. Auf Colbert's Rath ließ Ludwig XIV. die bürgerliche und peinliche Geſetzgebung verbeſſern, wurden Künſte und Wiſſenſchaften befördert, deren Blüthe Frankreich nicht minder verherrlichte, als ſeine Eroberungen. Unter ſeinem Schutz und in ſeinem Hauſe ward 1663 die Akademie der Inſchriften gegründet. Drei Jahre darauf ſtiftete er die Akademie der Wiſſenſchaften und 1671 die Bauakademie. Die Malerakademie erhielt eine neue Einrichtung. Die Schule von Rom ward errichtet. Er vergrößerte die königliche Bibliothek und den botani-

ſchen Garten, erbaute eine Sternwarte, bei welcher er Huygens und Caſſini anſtellte, ließ die Vermeſſungen in Frankreich anfangen und ſchickte Naturforſcher nach Cayenne, um Beobachtungen zu machen, (vgl. Geſtalt der Erde.) Paris verdankte ihm unzählige Verſchönerungen, und alle ausgezeichnete Gelehrte Frankreichs und Europa's fanden in ihm einen Beſchützer und Beförderer. Aber bei allem dieſen hat man dem großen Miniſter auch mancherlei Vorwürfe gemacht. Der wichtigſte derſelben iſt, daß er die Gewerbe auf Koſten des Ackerbaues emporbrachte, und den Landmann ohne Hülfe und Unterſtützung im Elende ſchmachten ließ. Mit noch mehrerem Rechte wirft man ihm ein Uebermaß von kleinlichen und tyranniſchen Verordnungen vor, die er für alle Zweige der Verwaltung gab, und wodurch er dem Gewerbfleiß Feſſeln anlegte. Man hat geſagt, daß er ſeinen Eintritt in's Miniſterium mit einem Banquerott, und jedes der folgenden Jahre durch neue Auflagen, Anleihen und außerordentliche Maßregeln bezeichnet habe. Wenn man zugab, daß er Ordnung in Einnahme und Ausgabe brachte, ſo leugnete man, daß darum Ordnung in der Verwaltung Statt gefunden. Allein Colbert muß mit Bezug auf die Umſtände beurtheilt werden, unter denen er handelte. Zweifelt man, ob er alles that, was er konnte, ſo iſt es wenigſtens gewiß, daß er nie alles that, was er wollte. Er hatte nicht den Einfluß auf die Unternehmungen, auf die Beſchlüſſe und den Geiſt ſeines Fürſten, deſſen Sully genoß. Dieſer gab ſeinem Herrn das Geſetz, Colbert empfing es von ſeinem Herrn; der erſte war faſt Miniſter des Volks, dieſer nur des Königs. Heinrich IV. und Ludwig XIV. wollten beide Großes, aber jener für Frankreich, dieſer für ſich, und dieſer Unterſchied erzeugte die verſchiedenen Ergebniſſe in der Verwaltung. Sully, ſtets unabhängig und des Beifalls gewiß, bereicherte den Staat durch weiſe Sparſamkeit, die Heinrich, der ſein Volk als ſeine Familie betrachtete, beförderte. Colbert, ſtets abhängig und in ſeinen Planen gekreuzt, erhielt den Staat trotz einem prachtliebenden und verſchwenderiſchen Könige, der alles hingab für den Glanz ſeiner Regierung; erhielt ihn und brachte ihn ſelbſt in Flor, ungeachtet der Laſten, welche zahlreiche Heere und koſtſpielige Kriege ihm auflegten. Er war gezwungen, Maßregeln zu ergreifen, die er für immer abgeſchaft ſehen wollte; aber er ſagte dem Präſidenten, der auf eine Anleihe drang, voraus: „Sie öffnen eine Wunde, die unſere Enkel nicht geheilt ſehen werden.“ Sobald ihm der Friede freier zu athmen erlaubte, kehrte er zu ſeinen Grundſätzen zurück und machte das wider Willen gethane Uebel ſo ſchnell wieder gut, daß das Ende ſeiner Verwaltung noch die glänzendſte Epoche der Regierung Ludwigs XIV. war. Colbert war ehrgeizig, aber rechtſchaffen, und genoß in ſtetem Kampfe mit Ränken und Eiferſucht, keines ruhigen Glücks. Er ſtarb 1683 in einem Alter von 64 Jahren, erſchöpft durch ſeine raſtloſe Thätigkeit, gebeugt durch Kummer und Unruhe, mit Mühe den gegenwärtigen Verlegenheiten abhelfend, und mit banger Sorge in die Zukunft blickend. Das Volk von Paris, das ihn haßte und durch neue Auflagen auf die Lebensmittel erbittert worden war, ſtörte den Leichenzug und wollte den Leichnam zerreißen; aber das bald nachher über den Staat einbrechende Unglück öffnete ſeinen Feinden die Augen, und zwang ſie, wenigſtens das Andenken, des von ihnen ungerecht Verfolgten und Gehaßten zu ehren.

Digitized by Google

Colchis (Kolchis), ein fruchtbares Land, am schwarzem Meere gelegen, jetzt Mingrelien genannt. Der Zug der Argonauten machte die Griechen zuerst mit diesem Lande bekannt, dessen erste Bevölkerung, der Sage nach, von ägyptischen Kolonisten abstammte. Die Mäßigkeit der Einwohner wird gepriesen, eben so ihre Gewerbsamkeit, die Produkte ihrer Wälder zu veredeln. Strabo und Andre erzählen, daß die Einwohner an den Plätzen, wo die Waldbäche aufhörten zu schnell zu fließen, in den, in die Flüsse eingelegten Lämmerfellen, den aus den Gebirgen zugeführten Goldsand auffingen.

Cölestiner heißen nach ihrem Stifter, dem Papste Cölestinus V., die Einsiedler des h. Damianus, ein geistlicher Orden, der um die Mitte des 13. Jahrh. in Italien entstand, der Regel Benedicts folgte, weiße Kleidung mit schwarzen Kaputzen und Skapulieren trug und nur dem beschaulichen Leben gewidmet war. Besondre Bedeutung in der Kirche erhielt er nie. Im Anfange des 18. Jahrh. war er auf 96 Klöster in Italien, und 21 in Frankreich gesunken. In der neuesten Zeit scheint diese Gesellschaft trüber Religiosen noch kleiner geworden zu sein.

Cölibat heißt im kanonischen Sinn der ehelose Stand der Geistlichen, welche durch die Gesetze ihrer Kirche zu demselben verpflichtet sind. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten herrschte bei vielen Christen die schwärmerische Meinung, daß die Enthaltung von der Befriedigung des Geschlechtstriebes das Merkmal einer höhern Tugend und eine verdienstliche Entsagung sei. Daher kam es, daß viele Lehrer, namentlich die Bischöfe, der Ehe sich enthielten, oder, wenn sie schon verheirathet waren, den ehelichen Umgang mit ihren Weibern aufhoben. Doch fanden in den frühern Zeiten gar keine gesetzlichen Bestimmungen hierüber Statt, auch war die Ehelosigkeit der Geistlichen keinesweges allgemein, und es gab noch viele verheirathete Bischöfe. Erst im 4. Jahrh. ward es ziemlich allgemein Sitte, daß die Bischöfe ehelos lebten, und mehrere in diesem Jahrhunderte gehaltne Synoden beschränkten die Ehefreiheit der Geistlichen. Auch suchten von dieser Zeit an die meisten Bischöfe, die Geistlichen ihrer Sprengel, so viel als möglich, von der Ehe abzuziehen. Da das im 4. Jahrh. entstandne Mönchswesen erst im Morgenlande, dann auch im Abendlande Eingang und viele Bewunderung fand: so ward der Wahn von einer besondern Heiligkeit des ehelosen Standes immer weiter verbreitet. Viele Geistliche selbst glaubten, sie dürften nicht hinter den Mönchen zurückbleiben, das Volk gewöhnte sich immer mehr, Frömmigkeit und geistliche Würde als unzertrennlich verbunden mit klösterlicher Enthaltsamkeit zu denken, und so bildete sich allmählig die öffentliche Meinung, welche nicht nur die Bischöfe, sondern nach und nach auch die Geistlichen der niedern Ordnungen zur Ehelosigkeit nöthigte. Indeß gab es darüber noch immer keine kirchlichen Gesetze. Auch lebten noch immer viele Geistlichen der niedern Ordnung in der Ehe. Erst Papst Gregor VII., in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh., machte allen Geistlichen das Cölibat zur unerlaßlichen Pflicht. Doch gelang es ihm nicht gleich, seinen Plan vollständig durchzusetzen; an vielen Orten, besonders in Deutschland, verursachten seine Eheverbote Unruhen, und es verging noch ein halbes Jahrhundert, ehe das Cölibat in den abendländischen Kirchen durchgängig erzwungen ward. Seitdem ist in der katholischen Kirche mit unverbrüchlicher Strenge über das Cölibat gehalten worden, obgleich in neuern Zeiten besonders viele Geistlichen dieser Kirche mit

Digitized by Google

Recht über einen Zwang geklagt haben, welchen weder die Bibel, noch der Zweck ihres Amtes fodert. Die Reformation mißbilligte das Cölibat als eine willkürliche, die natürlichen Rechte verletzende Einrichtung und den protestantischen Geistlichen ward die Ehe vergönnt. In der griechischen Kirche sind nur die Erzbischöfe und Bischöfe, welche meist aus den Klostergeistlichen genommen werden, zum Cölibate verpflichtet; den Popen aber, auch den Protopopen ist die Ehe verstattet. Jedoch keine zweite Heirath.

Coligni (Gaspard de), Admiral von Frankreich, geb. 1516 zu Chatillon-sur-Loing, trug die Waffen seit seiner zartesten Jugend, zeichnete sich unter Franz I. in der Schlacht von Cerisoles und unter Heinrich II. aus, welcher ihn zum General-Obristen der französischen Infanterie und 1552 zum Admiral von Frankreich machte. Er verdiente diese Gunstbezeigungen durch seine Tapferkeit in der Schlacht bei Renti, durch seinen Eifer für die Kriegszucht, durch seine Eroberungen gegen die Spanier, besonders aber durch die Vertheidigung von St. Quentin. Der Admiral warf sich in diesen Platz und that Wunder der Tapferkeit, fiel aber, da die Stadt erstürmt wurde, in Gefangenschaft. Nach dem Tode Heinrichs II. bewogen ihn die Ränke, die Zweizüngigkeit und Bosheit Katharinens von Medicis, sich an die Spitze der Calviniſten gegen die Guisen zu stellen. Er bildete eine so mächtige Partei, daß die katholische Religion in Frankreich bedroht schien. Der Hof, sagt ein Geschichtschreiber, hatte keinen furchtbareren Feind nach Condé, der sich mit ihm verbunden hatte. Dieser war ehrgeiziger, unternehmender, thätiger; Coligni war dagegen besonnener, abgemessener und geschickter, das Haupt einer Partei zu sein; zwar eben so unglücklich im Kriege wie Condé, aber gewandt, das Rettungslosscheinende wieder herzustellen, und gefährlicher nach einer Niederlage, als seine Feinde nach einem Siege; überdies mit Tugenden geschmückt, die er übte, so weit der Parteigeist und der Sturm der Zeit es zuließ. Die erste förmliche Schlacht zwischen den Hugenotten und Katholiken ward 1562 zu Dreux geliefert. Der Admiral focht ritterlich, verlor sie und rettete das Heer. Als bald darauf der Herzog von Guise bei der Belagerung von Orleans umgebracht wurde, beschuldigte man ihn, diesen schnöden Meuchelmord gerathen zu haben; aber er rechtfertigte sich durch einen Eid. Es bedurfte dessen nicht. Der Adel seiner Gesinnungen und die Größe seiner Seele mußten ihn über jeden Argwohn erheben. Der Bürgerkrieg ruhte einige Zeit, um mit vermehrter Wuth 1567 wieder anzufangen. Coligni und Condé lieferten die Schlacht bei St. Denys gegen den Connetable Montmorency. Diesem unentschiednen Tage folgte die Schlacht bei Jarnac 1569, welche den Calviniſten verderblich war. Condé war gefallen und auf Coligni ruhte die ganze Last des Oberbefehls. Er allein hielt die unglückliche Sache seiner Partei aufrecht, ward bei Moncontour abermals geschlagen, ohne daß darum sein Muth erlag. Ein vortheilhafter Friede machte 1571 scheinbar dem blutigen Streite ein Ende. Coligni erschien am Hofe und ward, wie alle seine Anhänger, mit Gunst überhäuft. Carl IX. gab ihm 100,000 Franken Entschädigung und einen Platz im Conseil. Von allen Seiten warnte man ihn, diesen falschen Schmeicheleien nicht zu trauen. Ein schrecklicher Plan offenbarte sich bald. Als eines Freitags der Admiral aus dem Louvre kam, ward ihm durch einen Büchsenschuß aus einem Fenster die rechte Hand und der linke Arm verwundet. Ein gewisser Maurevert hatte auf des Herzogs von Guise

Geheiß und mit Vorwissen des Königs aus einem Gebäude des Klosters St. Germain l'Auxerrois diesen Schuß auf Coligni gethan. Der König von Navarra und der Prinz von Condé beklagten sich beim Könige über diesen Mordanschlag. Carl, in den Künsten der Verstellung geübt, bezeigte den tiefsten Schmerz, ließ nach den Schuldigen forschen und nannte Coligni seinen Vater. „Mein Vater," sagte er, „ihr habt die Wunde, ich aber den Schmerz." Und dies sprach er in dem Augenblick, wo schon die Niedermetzlung der Protestanten vorbereitet ward. Das Blutbad begann in der Bartholomäusnacht den 24. Aug. 1572. Der Herzog von Guise eilte mit zahlreicher Begleitung in das Haus des Admirals. Ein Meuchelmörder, einen gewissen Behme oder Besme an der Spitze, drang mit entblößten Schwertern in das Zimmer des Greises, welcher in einem Lehnstuhle sitzend, mit ruhiger und gefaßter Miene zu ihrem Anführer sprach: „Junger Mensch, mein graues Haupt sollte dir Ehrfurcht gebieten; aber thue nach Gefallen, du kannst mein Leben nur um wenige Tage abkürzen;" worauf dieser Elende ihn mit mehrern Stichen durchbohrte und zum Fenster hinaus in den Hof stürzte, wo er zu den Füßen seines nichtswürdigen Feindes mit den Worten starb: „Ich hätte verdient, von den Händen eines Edelmannes, nicht eines Troßbuben zu sterben." Der Leichnam ward drei Tage der Wuth des Volks Preis gegeben, und endlich bei den Füßen an den Galgen von Montfaucon gehängt. Montmorency, ein Vetter Coligni's, ließ ihn abnehmen, um ihn heimlich in der Kapelle des Schlosses von Chantilly zu beerdigen. Ein Italiener hatte den, vom Rumpfe getrennten Kopf zu Catharinen gebracht, welche ihn einbalsamiren ließ und nach Rom schickte.

Coliseum. Dieses ungeheure Gebäude in Rom, das noch 1534 stand, 1612 Fuß im Umfange hatte, und achtzig Arcaden enthielt, war das größte Amphitheater, das die römische Pracht errichtete. Es wurde von Vespasian erbaut, und soll in einem Jahre von zwölf tausend gefangenen Juden aufgeführt worden sein. Die Schriftsteller setzen es noch über die Pyramiden von Aegypten und die andern Wunder der alten Welt; es soll gegen hundert und zehn tausend Zuschauer gefaßt haben, von denen gegen neunzig tausend sitzen konnten. Die Gothen legten zuerst die Hand an die Zerstörung dieses Denkmals der römischen Größe; nachher nahm Papst Paul II. alle Steine davon, die er zur Erbauung des St. Marcus-Palastes nöthig hatte, und später wurden noch mehrere Paläste von den Bruchstücken desselben aufgeführt. Jetzt hütet man sich zwar, die Ruinen des Coliseums anzugreifen; indessen fällt es nach und nach von selbst ein, und in wenig Jahrhunderten dürfte von dem obern Theile desselben nichts mehr zu sehen sein; der untere Theil hingegen ist für die Ewigkeit. Seinen Namen hat das Coliseum von dem Coloß des Nero, der dahin gebracht wurde.

Collateralverwandte, oder Collaterales, sind Seitenverwandte, die von Bruder oder Schwester herrühren. Collaterallinie, die Seitenlinie.

Collator heißt derjenige, welcher das Recht hat, eine geistliche Stelle zu besetzen. Dieses Recht wird die Collatur, auch das jus patronatus genannt.

Collé (Charles), ein bekannter französischer Theaterdichter, war 1709 zu Paris geboren. Sein Vater war Procurator des Königs bei dem Gerichtshofe des Chatelet. Seine frühe Verbindung mit Hague-

Digitized by Google

nier, Gallet und Pannard, den Verfassern anakreontischer Lieder, fröhlicher und pikanter Volksgesänge, flößten ihm denselben Geschmack, dieselbe Neigung zum Vergnügen, dieselbe bequeme Philosophie ein. Die dramatische Gattung hatte er von Jugend auf geliebt und er bearbeitete sie mit Erfolg. Sein erstes Stück war eine Parodie von La Chaussée unter dem Titel: Alphonse l'impuissant. Bald darauf verfertigte er für das Theater des Duc d'Orleans, der sein Beschützer geworden war, mehrere kleine Stücke, die daselbst Beifall fanden. Seine Partie de Chasse de Henri IV., wozu ihm Dodsley's Lustspiel, (der König und der Müller von Mansfield) die Idee gab, zieht an durch die Wahrheit der Charaktere und besonders durch das treue Gemälde des guten Königs. Wenige Stücke sind öfter gegeben worden, und noch jetzt setzt dasselbe die Franzosen in Begeisterung. Auch Dupuis et Desronais steht noch auf dem Repertoire des Theater français. In andern Stücken malt er mit eben so viel Witz, als Wahrheit, die Sitten seiner Zeit, aber oft ist sein Pinsel so frei, wie seine Sitten es waren; Im J. 1807 erschien von ihm ein nachgelassenes historisches, anziehend geschriebnes Tagebuch (Journal historique) über die literarischen Ereignisse von 1748 bis 1772 in 3 Bänden gr. 8. Er starb 1783.

Collectiv, was sammelt, oder was mehrere Dinge von einer Art zusammenfaßt; daher ist in der Sprachlehre ein nomen collectivum ein solches, welches alle, zu einer und derselben Gattung gehörige Dinge bezeichnet. Collectiv-Glas ist ein converes Glas, das einem größern Brennglase zugesellt wird, um die durch die, in demselben erlittene Brechung schon zusammengedrängten (collegirten, daher der Name) Strahlen noch mehr zu brechen und in einem engern Brennpunkte zu vereinigen.

Collegialsysteme, eine Theorie der Kirchenverfassung im Verhältnisse zum Staate (s. Hierarchie). — Auch ein Gegensatz des büreaukratischen Systems, indem in jenem jedes Mitglied eines Collegiums eine mitentscheidende Stimme zu haben pflegt. — Collegialgewalt, collegialische Verfassung, wird der Büreaukratie entgegengesetzt (s. Staatsverwaltung B. 9. und Büreaukratie B. 11.).

Collegianten, s. Rheinsburger.

Collegiatstiftkirche, Conventualkirche, ist eine Kirche, bei welcher der Stifter wenigstens drei Geistliche ansetzte, die ein Collegium ausmachten, eine Brüderschaft unter sich hielten, ein Haus hatten, in welchem sie zusammen wohnten und ein eignes gemeinschaftliches Siegel führten. Die Domkirche dagegen hat, außer dem Collegio oder Capitel, den Bischof an ihrer Spitze, der die Regierung hat. Die Domherren sind eben so des Bischofs, als die Kardinäle des Papstes Gehülfen.

Collegien, Colleges, in England: Kirchen- und Schulstiftungen, oder mit Einkünften versehene Gesellschaften, deren Mitglieder (Fellow, Stiftungsstudenten) mit ihren Lehrern (Tutors) und Aufsehern, unter einem Vorsteher (Head) in besondern Gebäuden klösterlich beisammen wohnen. Diese Gebäude sind große Vierecke, zu denen Gärten und liegende Gründe gehören. Die ältern Stiftungen, ehemals Klöster, rühren aus dem 13. und 14. Jahrh. her; einige aus Heinrichs VII. Zeit sind zum Theil vom Kardinal Wolsey gegründet. Sie zeichnen sich theils durch ihre altdeutsche Bauart, theils durch wissenschaftliche und Kunstsammlungen aus. Auch bewundert man in

ihnen die treffliche Glasmalerei, eine Kunst, die sich in England bis jetzt erhalten hat. Der Vorsteher eines solchen Collegiums (Master, Warden, Rector, Dechant) bildet mit den Mitvorstehern (Beamte, Deans oder Censors), den Lehrern und Studirenden, ein sowohl von den übrigen Collegien, als von der Universität selbst unabhängige Körperschaft. Alle, die vollen Antheil an den Vortheilen einer solchen Stiftung haben, heißen Fellows (d. i. Socii). Als noch Andre zum Mitgenusse gelassen wurden, entstanden verschiedne Klassen von Mitgliedern, z. B. halbe Fellows, Postmasters und Scholars, Exhibitioners oder Stipendiaten, und Servitors (junge Leute, welche den übrigen bei Tische aufwarten, und dafür vier Jahre Kost und Unterricht frei haben). Außerdem haben mehrere Collegien noch Kaplane, Choristers oder Chorsänger, und Clerks oder Küster, ohne eine große Zahl von Bedienten. Der Vorsteher und die Beamten verwalten das Collegium nach den Statuten der Stiftung. In streitigen Fällen entscheidet der Visitor, wozu gewöhnlich ein Bischof oder Lord vom Stifter ernannt ist. Unter ihnen stehen alle Nichtgraduirte, Undergraduates, welche einer strengen Zucht unterworfen sind und wie Schulknaben behandelt werden. Sie müssen täglich in die Kirche gehen und dürfen nicht außer dem Hause schlafen. Wer einen Grad sucht, muß der Universität von einem Dean als Candidat vorgestellt werden. Die Fellows auf den Universitäten behalten ihr Fellowship zeitlebens, bis sie heirathen oder liegende Gründe erben, die mehr einbringen. Sie rücken unter sich auf, so daß ihr Einkommen von 30 bis 150 Pfund jährl. Einkommens und drüber steigt. Aus ihnen werden die Pfarreien besetzt, in welchem Falle sie ihr Fellowship gewöhnlich verlieren. Oxford hat 19 Collegien und 6 Hallen oder bloße Kostschulen, die keine Stiftung, folglich keine Fellows haben, wo jeder Student für sein Geld lebt. (Auch die Speisesäle der Collegien heißen Halls.) In Cambridge sind 12 Collegien und 4 Hallen, die sämmtlich Stiftungen haben. Die meisten Colleges in Oxford und Cambridge haben, außer den abhängigen, d. i. die zur Stiftung gehören, noch unabhängige Mitglieder, die für ihr Geld leben, jedoch den meisten Schulgesetzen ebenfalls unterworfen sind. Sie heißen nach dem Unterschiede ihres Ranges und Kostgeldes: Noblemen, Fellow-Commoners und Commoners. In Oxford beläuft sich ihre Zahl auf 14—1500. Nähere Beschreibungen dieser englischen Universitätsstiftungen liefern: Küttner in seinen Beiträgen ꝛc. St. 11. 12., und Spiker, Reise durch England ꝛc. im J. 1816. Auch die Schule zu Eton (1441 von Heinrich VI. gestiftet), der Hauptsitz des englischen Schulunterrichts, hat ein College für einen Probst, 7 Fellows und 70 Knaben, die Collegers, d. h. Alumnen heißen. Die Fellows von Eton haben das Recht sich zu verheirathen, und neben ihrem Fellowship eine Pfarrei zu besitzen; auch werden sie als Dignitaries der Kirche (z. B. wie Domherren) betrachtet. Sie und der Probst sind die Direktoren des Ganzen, verwalten die Güter des Collegiums, besetzen die Pfarreien und Fellowships desselben und wählen die Lehrer. Von den Collegers in Eton rückt der oberste Knabe in die erste erledigte Stelle des Kings College zu Cambridge, als Scholar, und wird dann in drei Jahren Fellow, mithin lebenslänglich versorgt (vergl. Ackermann hist. of the Colleges of Winchester, Eton, Westminster etc. London 1817 u. desselben Gesch. d. Westminster-Abtei u. d. Universität Oxford u. Cambridge, mit Kpf.). Die klas-

sische Literatur ist der Hauptgegenstand des Unterrichts, daher die allgemeine Kenntniß, welche in England selbst die Vornehmen und Reichen von Griechenland und Rom besitzen. Ueber die Wissenschaften werden nur dürftige Vorlesungen gehalten, die kaum die nöthigen Winke zum eignen Studium geben; auch steht mit Ausnahme der mathematischen, in der gründlichen Kenntniß derselben der Britte im Ganzen dem Deutschen nach. Allein bei der selbstständigen Art der Entwickelung, die durch den äußern Zwang nur an Gediegenheit gewinnen muß, bilden sich mehr Gelehrte in jedem Fache, wenn gleich außer diesem Fache ihre Kenntnisse mager sind. Die Colleges sind weniger Erziehungsanstalten, als gelehrte Republiken mit einer geordneten Klassenabstufung, wo eine auf die andre wirkt, und die mit dem Geiste der Nation in Verbindung stehen. Die Einrichtung der englischen Universitäten trägt selbst zur Aufrechthaltung der Staatsverfassung bei. Sie gibt der anglikanischen Kirche eine hierarchische Würde, und befördert durch die Mischung der Stände eine gewisse bürgerliche Gleichheit. Dadurch gewinnt selbst die äußere Bildung; bei dem Ansehn, das der Stand der Gelehrten in England genießt, weil ihm Unabhängigkeit, Rang und Wohlstand gesichert sind, versinkt er zwar nicht in Sorgendruck auf den Hochschulen und in den höhern geistlichen Stellen, destomehr aber in den kleinen verdungnen Pfarrstellen und man trift auch unter den brittischen Gelehrten viel Pedantismus und Einseitigkeit.

Collin (Schlacht bei), 18. Juni 1757. Friedrich der Große belagerte Prag schon seit mehrern Wochen, und alle Versuche des, darin eingeschlossenen österreichischen Heers, sich zu retten, waren fruchtlos gewesen. Fiel dieser wichtige Platz in des Belagerers Gewalt, so drang er bis vor Wien, wo man schon ernstlich an Friedensanträge dachte. Nur eine leise Hoffnung baute man noch auf Daun, diesen Fabius Cunctator unter Oesterreichs Feldherren, der mit 60,000 Mann auf den Bergen von Collin sich verschanzt hatte, und von dem man den längst ersehnten Entsatz des beängstigten Prags erwartete, zu dem er die gemessensten Befehle von Wien erhalten hatte. Diesen Entsatz unmöglich zu machen und Prags Fall zu beschleunigen, da Russen, Schweden, Franzosen und Reichstruppen seine eignen Staaten bedrohten, beschloß Friedrich, Daun anzugreifen und zu schlagen. In dieser Absicht stellte er sich an die Spitze von 12,000 Mann, während er den größten Theil seines Heers vor Prag stehen ließ, vereinigte sich am 18. Juni mit dem Corps des Herzogs von Bevern und befahl den Angriff auf Daun, der eine sehr vortheilhafte Stellung genommen, mit einer seiner Linien den Gipfel und mit der andern den Abhang der Anhöhen besetzt hatte, vor denen sich Dörfer, Hohlwege und senkrechte, fast unübersteigliche Anhöhen befanden, welche von zahlreichen Geschütz gedeckt wurden. So erwartete Daun den Angriff, der auf seinem rechten Flügel geschah, welcher nach einem siebenmaligen Andringen endlich geworfen und bis Collin, zwei Stunden vom Schlachtfelde, getrieben wurde. Schon hatte der österreichische Feldherr den Befehl zum Rückzuge gegeben, schon hatte man mit Abführung des Geschützes den Anfang gemacht, als die voreilige Hitze zweier preußischer Generale, Mannsteins und des Prinzen Moritz von Dessau, die fast schon gewonnene Schlacht verloren gehen ließ. Anstatt, ihrer Bestimmung gemäß, sich bloß neben dem kämpfenden Heere fortzubewegen, brachen sie die Schlachtlinie, um die Kroaten zu verfolgen.

Mit diesem Fehlschritte war die Disposition des Königs gestört, das Zusammenwirken unterbrochen und es entstanden nun Angriffe einzelner Regimenter und Bataillone, welche durch das österreichische Geschütz zurückgeworfen wurden und so in den hintern Linien Unordnung veranlaßten. Noch wäre vielleicht die Ordnung wieder herzustellen gewesen, wenn nicht einige sächsische Cavallerieregimenter in den rechten preußischen Flügel eingebrochen wären, und von österreichischer Reiterei unterstützt, die Verwirrung und zugleich die Niederlage vollendet hätten. Der König selbst gab sich allen Gefahren Preis. Als ein Cavallerieregiment weichen wollte, ritt er in Begleitung eines dänischen Freiwilligen unter die Fliehenden und führte sie, trotz des Kartätschenregens den Sachsen entgegen. Es war die erste Schlacht, die er in diesem Kriege verlor; 8000 seiner braven Preußen und 9000 Oesterreicher waren geblieben. Sein linker Flügel war eben im Begriff, den vermeinten Sieg zu feiern, als der Befehl zum Rückzug ankam, der auch in größter Ordnung geschah. Mannstein büßte den begangnen Fehler durch einen ritterlichen Tod auf dem Schlachtfelde. Friedrich selbst begab sich vom Schlachtfelde weg, unter der Gefahr, während der Nacht mehrere Male von streifenden Haufen seiner Feinde gefangen zu werden, und ging nach Nimburg. Auf diesem Nachtmarsche war es, wo er genöthigt war, in einem Dorfe, das kurz vorher erst von den österreichischen Husaren verlassen worden war, dem ermatteten Pferde Tränkung und Ruhe zu gönnen. Niedergeschlagen saß Friedrich auf einer Bank vor einem Bauernhause und wartete auf einen Trunk. Da brachte ihm ein verwundeter Reiter, der seinen König begleitete, in seinem Hute aus dem Pferdeeimer frisches Wasser und sprach in herzlichem Tone: „Ihro Majestät trinken doch; laß Bataille verloren sein; 's ist nur gut, daß Sie noch leben; unser Herr Gott lebt gewiß, und er kann uns schon wieder Sieg geben." Erheitert durch die Treuherzigkeit und das Vertrauen seines wackern Kriegsgefährten, bestieg Friedrich sein Pferd wieder und sammelte bei Nimburg sein Heer zu neuen Thaten. Zwei Tage darauf ward die Belagerung von Prag aufgehoben, Friedrich aber rächte seine gefallenen Preußen noch in demselben Jahre bei Roßbach und Leuthen. I.

Collin (Heinr. Joseph, Edler von), der Sohn eines berühmten Arztes, war zu Wien 1772 geboren. 1781 kam er in das Löwenburgische Stift, wo er die Grundlage seiner Bildung erhielt, die er durch Selbststudium bis zu einer Höhe vervollkommnete, welche ihn zur Führung wichtiger Geschäfte fähig machte, und verbunden mit seinem Genie, seinem rastlosen Fleiße, seiner genauen Kenntniß der klassischen Welt, ihm auch als Schriftsteller einen ehrenvollen Platz erwarb. Collin zeichnete sich als Geschäftsmann und als Dichter aus. Als erster schwang er sich bei der Finanzhofstelle von Stufe zu Stufe, bis er endlich 1809 zum Hofrath bei der geheimen Credit-Hofcommission ernannt wurde, und den Leopolds-Orden erhielt. Er arbeitete mit unermüdetem Eifer, ohne Rücksicht auf häufige, Krankheit drohende Anfälle, ohne die Warnung seiner Freunde zu beachten; selbst seine Lieblingsneigung, die beseligende Dichtkunst, brachte er der zum Opfer. Nur im nächtlichen Dunkel gestattete er sich diese Erholung, und nicht selten überraschte ihn der Morgen am Arbeitstische. Unter Anstrengungen dieser Art mußten die sinkenden Kräfte erliegen. Schon 1811 endigte ein Nervenfieber sein thätiges Leben. Collins frühere poetische Arbeiten wurden durch ihn selbst größtentheils vernichtet. Einem Zufalle,

Digitized by Google

einer Wette mit ſeinen Freunden, verdanken wir die Erſcheinung ſeines erſten Drama's, des Regulus. Er behauptete in einem freundſchaftlichen Kreiſe ſcherzhaft, er getraue ſich, binnen ſechs Wochen ein Trauerſpiel zu ſchreiben. Schon lange vorher hatte er die Idee des Regulus gefaßt, daran geordnet, geändert und berichtigt; jene Wette war der Sporn, ſein Werk zu vollenden. Dieſe ſchöne Schöpfung machte überall einen vortheilhaften Eindruck, vorzüglich aber in Collin's Vaterſtadt. Dem Regulus folgten in beträchtlichen Zwiſchenräumen: Coriolan, Polyxena, Balboa, Bianca della Porta, Mäon, die Horatier und Curiatier, ſein Schwanengeſang. Seine Oper: Bradamante, die Reichard 1809 trefflich in Muſik geſetzt hatte, iſt weder gedruckt, noch aufgeführt worden. Eine Auswahl ſeiner Gedichte erſchien bald nach ſeinem Tode in der Strauß'ſchen Officin in Wien. Bruchſtücke eines Heldengedichts, Rudolph von Habsburg, die ſchon das Gepräge ihrer ganzen Vollkommenheit trugen, zeigen, was wir in dieſer hohen Gattung der Dichtkunſt von Collin zu erwarten gehabt hätten, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, ſich bloß den Muſen zu weihen, oder wenn die Parzen nicht ſo früh ſeinen Lebensfaden durchſchnitten hätten. Ueberhaupt erblicken wir als Dichter in ihm einen, durch das Studium der Alten genährten Geiſt; eine Beleſenheit, die von geſchmackvoller Auswahl zeigt, und nur durch Berufsgeſchäfte gehemmt werden konnte; Reinheit im Versbau; Anmuth und Würde in allen Gedichten; hohen Schwung in ſeinen Oden; eine vorzügliche Kenntniß der Bühne, wobei er jedoch mehr auf dichteriſches Verdienſt, als rauſchenden Beifall ſah; Einfachheit in dem Plane ſeiner Tragödien, die ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den Griechen beurkundet; Wahrheit und Kraft in der Charakteriſtik und Sprache. Die letzte Feile konnte er ſeinen Werken nicht geben; jedoch hatte er ſchon Manches zu einer neuen Ausgabe derſelben mit der ihm eignen Genauigkeit und Sorgfalt vorbereitet. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke, begleitet von einer Biographie des Verſtorbnen, hat ſein Bruder beſorgt. Nach ſeinem Tode wurde ihm durch Verwendung des Grafen Moritz von Dietrichſtein ein einfaches, doch ſchönes Denkmal aus Granit und Alabaſter in der Carlskirche zu Wien errichtet, zu welchem aus allen Theilen der Monarchie Beiträge einliefen. Die Zinſen des Ueberſchuſſes dieſer Beiträge, 6000 Fl., wurden zur Beſtreitung eines jährlichen Stipendiums für Rechtsbefliſſene beſtimmt.

Collin d'Harleville (Jean-François), geb. 1750 zu Maintenon unweit Chartres, betrat anfangs die juriſtiſche Laufbahn, die er jedoch ſpäterhin verließ, und hat die franzöſiſche Bühne mit mehrern Charakterſtücken bereichert, welche den größten Beifall und ſich auf dem Repertoire erhalten haben. Die vorzüglichſten darunter ſind: l'Inconstant; l'Optimiste; les Châteaux en Espagne; le vieux Célibataire; Monsieur de Crac dans son petit castel; les Artistes. Dem erſten dieſer Stücke, welches 1786 erſchien, ſieht man noch das Studium des Verfaſſers an; in der Folge verließ er die Fußtapfen ſeiner Muſter, um ſich eine eigne Gattung zu bilden. Eine Ausnahme davon macht jedoch der vieux Célibataire, ſein beſtes Stück, worin er zu den Grundſätzen der Bühne zurückgekehrt iſt, und worin man ein moraliſches Intereſſe, das ſich mit Kraft und Wahrheit aus der Intrigue entwickelt, und zugleich gut entworfene und gehaltne Charaktere findet. Im Allgemeinen kann man an Collin's Komödien tadeln, daß ſie zu wenig komiſch ſind, und daß es ſeinen komiſchen Charakteren an Phyſiogno-

Digitized by Google

mie fehlt; er entwirft obenhin einige Lächerlichkeiten und die Anstrengung, die er anwenden sollte, um die Laster anzugreifen, scheint seine sanften Sitten abzuschrecken. Außer den Lustspielen hat man noch von ihm ein allegorisches Gedicht in zwei Gesängen: Melpomène et Thalie und mehrere versificirte Stücke, die er theils im Institute als Mitglied desselben vorgelesen, theils in Zeitschriften eingerückt hat. Man findet in ihnen Natur und Leichtigkeit, und einen Anstrich von einer milden und sentimentalen Philosophie, die jedoch zuweilen in's Gezierte ausartet, fast immer aber einen elegischen Charakter annimt. Die Verse sind oft schwach und ohne poetischen Schwung. Collin starb zu Paris 1806. Seine Werke sind in 4 Bänden erschienen.

Collision heißt in der Moral und dem Naturrechte ein Widerstreit der Handlungen, so daß die eine durch die andre ganz oder zum Theil verhindert wird. Da nun Gesetze die Bestimmungsgründe der Handlungen sind, so wird eine Collision der Gesetze ein solcher Widerstreit sein, wo sie nicht zugleich Bestimmungsgründe des Willens werden können. Dieselbe trifft nicht die Form der Gesetze, sondern die Handlung, welche unter gewissen vorwaltenden Umständen unter das Gesetz subsumirt wird. Es können also Gesetze mit Gesetzen, Pflichten mit Pflichten und Pflichten mit Bedürfnissen in Collision kommen. Da unter diesen Umständen nicht beide beachtet werden können, so muß eine Ausnahme verstattet sein. Die Regel dabei ist: das höhere Gesetz muß dem niedrigen, das ursprüngliche dem abgeleiteten, das wesentliche dem zufälligen vorgehen. Bei Collision der Pflichten muß die zufällige und hypothetisch nothwendige der unbedingt nothwendigen, die objective der subjectiven, die kleinere der größern weichen. Was die Befugniß betrifft, so geht das positive Recht des einen dem negativen des andern, das ältere dem neuern vor; sind Beider Rechte gleich, so muß ein Jeder gleich viel nachlassen. So klar die Regel ist, nach welcher in einer Collision gehandelt werden muß, so schwer ist sie doch in manchen Fällen zu befolgen, wo die Merkmale, nach denen die Pflichten an ihren Ort gestellt sein müssen, zu sehr in einander fließen und der höchste Scharfblick und die vollste Aufrichtigkeit dazu gehören, sie richtig zu unterscheiden.

Cölln (Friedrich von), ein preuß. Staatsdiener, der durch seine politische Schriftstellerei während des Kriegs von 1806 und 1807, sehr in Ruf kam. Er war 176. im Lippe'schen geb. und befand sich bei der Katastrophe von 1806 bei der Oberrechenkammer in Berlin angestellt. Hier durch seine Weigerung, den von den Franzosen gefoderten Diensteid zu leisten, brotlos geworden, warf er sich auf eine Schriftstellerei, die, so sehr sie auch bei dem Haufen des Publicums Beifall fand, doch um so tadelnswerther war, da sie die Schwächen der preuß. Verwaltung und die sämmtlichen Staats- und Finanzverhältnisse Preußens auf die schonungs- und rücksichtsloseste Weise aufdeckte, den Feinden des Staats dadurch auf mannichfaltige Weise Vorschub leistete, und die Regierung, ja selbst die königl. Familie dadurch herabwürdigte. Er trat zuerst mit den sogenannten vertrauten Briefen über die innern Verhältnisse Preußens auf, die nach und nach bis auf 6 Bände ausgedehnt wurden. Als Commentar zu denselben erschien zugleich das berüchtigte Journal „Feuerbrände." Nach dem Frieden kam von Cölln wegen seiner Schriftstellerei in Untersuchung und wurde nach Glatz auf die Festung geführt; zur Wiederherstellung seiner Gesundheit wurde

ihm der Besuch der Bäder zu Landeck gestattet, den er hierauf benutzte, um nach Oesterreich zu entfliehen. Sr. Majestät der König schlug späterhin die, gegen ihn eingeleiteten Untersuchungen nieder; er trat wieder in preußische Staatsdienste, und wurde zum Chef eines literarischen Büreau's ernannt, das dem Staatskanzler über Preußen betreffende Schriften und Aufsätze Bericht zu erstatten hatte. Er starb am 13. Jan. 1820.

Cöllnische Mark ist ein Silbergewicht, welches man eintheilt, entweder in 16 Loth, oder 8 Unzen, oder in 256 Pfennige = 512 Heller = 4352 Eschen = 65536 Richtpfennige (vergl. Mark.).

Colloredo, eine der berühmtesten Familien der österreichischen Monarchie, die von dem Bergschlosse Colloredo in Friaul den Namen führt. Ein Ast der dritten Linie erhielt das Erbtruchsessen-Amt in Böhmen und ward 1763 in den Reichsfürstenstand erhoben. Dieser Zweig führt zugleich den Titel von Mannsfeld. Merkwürdig sind u. m. A. I. Fabricius Colloredo, geb. 1576, trat als Page am Hofe Ferdinands von Medicis in Dienste. Cosmus II. sandte ihn als Gesandten an Kaiser Rudolph II. Daniel Eremita, ein edler Flamänder, der ihn begleitete, hat in latein. Sprache eine Beschreibung dieser Reise geliefert. Er befehligte dann ein Corps, das dem Herzog von Mantua gegen den Herzog von Savoyen beistand und genoß bei Cosmus II. und seinem Nachfolger Friedrich II., dessen erster Minister er wurde, die höchste Gunst. Er starb zu Florenz 1645. II. Rudolph Colloredo, Graf von Waldsee, Feldmarschall der kaiserl. Armeen unter Ferdinand II. und Ferdinand III., geb. 1585 und gest. 1657. Er zeichnete sich insbesondre im dreißigjährigen Kriege mannichfaltig aus. In der Schlacht von Lützen erhielt er 7 Wunden. In die spätern wallensteinschen Ränke ließ er sich nicht ein, sondern diente seinem Herrn und Kaiser immer treu. Insbesondre zeichnete er sich 1648 durch die heldenmüthigste Vertheidigung Prags gegen die Schweden aus. Mit geringen Kräften vertheidigte er die Altstadt gegen die heftigsten Anfälle der Schweden länger als 3 Monate, und es gelang ihnen nicht, ihn zur Uebergabe zu zwingen. Sie mußten sich zurückziehen und die Stadt blieb gerettet. Einige Tage nachher trat ein Waffenstillstand ein, und bald der allgemeine Friede. III. Franz Colloredo, geb. 1737 und gest. 1806, war Oberstthofmeister des jetzt regierenden Kaisers Franz, dann geh. Staats- und Conferenzminister und Chef der Hof- und Staats-Kanzlei. Nach der Schlacht von Austerlitz zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. IV. Franz Gundacar (Reichsfürst) v. Colloredo Mansfeld, geb. 1731, gest. 1807. Von 1767—1771 war er Gesandter in Madrid; seit 1772 Prinzipal-Commissarius beim Reichskammergericht und seit 1789 Reichs-Vicekanzler bis zu der, 6. Aug. 1806 erfolgten Niederlegung der kaiserlich deutschen Reichsregierung. V. Hieronymus Colloredo, Feldzeugmeister, Führer der Oesterreicher beim Siege zu Euben über die Franzosen, jetzt Generalkommandant in Böhmen, wurde 1775 geboren. Er zeichnete sich in allen Feldzügen seiner Nation seit 1813 glänzend aus. VI. Joseph Colloredo, Feldmarschall, einst Artillerie-Director.

Collot d'Herbois, einer der wüthendsten französischen Revolutionsmänner, wandernder und talentloser Comödiant vor ihr, Mitglied der berüchtigten pariser Municipalität zur Zeit des 10. Aug. und am 2. Sept. 1792, später des National-Convents, Abgeordneter des-

selben bei der Einnahme Lyons, nach dem Sturz Robespierre's aus dem Convent gestoßen und nach Cayenne verbannt, wo er im Jan. 1796 eines elenden Todes starb. Dieses ist der flüchtige Lebensabriß des ruchlosen Menschen, dessen Schändlichkeiten immer ein warnendes Beispiel für die Völker bleiben müssen, welche bei ihren innern Angelegenheiten sich von der Bahn des Rechts und der Mäßigung entfernen. — Er war es, der bei der erster Sitzung des National-Convents darauf antrug, das Königthum abzuschaffen und die Republik zu erklären, welches auch geschah. In Lyon, wo er an der Spitze der Commission stand, welche diese Stadt, in der die letzten Flammen für Recht und Ordnung aufgezuckt hatten, züchtigen sollte, führte er jene fruchtbaren und alle menschlichen Gefühle empörenden Niederschießungen in Masse ein, da die Guillotinen, obgleich nach dem technischen Ausdruck jener Zeit en permanence, nicht fertig zu werden vermochten.

Colman (George), englischer Theaterdichter, war 1733 in Florenz geboren, wo sein Vater englischer Resident war, studirte die Rechte in Oxford und gab daselbst mit noch einigen Studenten ein Journal unter dem Titel: The Connoisseur, heraus. Von dort bezog er die Rechtsschule von Lincolns-Inn, folgte aber hier seiner Neigung zur Dichtkunst. 1760 erschien sein erstes Lustspiel: **Polly Honeycomb.** Einige Jahre darauf setzte ihn eine Erbschaft seines Oheims, des Lord Bath, in Stand, sich ganz der Literatur zu widmen. Er kaufte 1768 einen Antheil am Covent-Garden-Theater, und übernahm dessen Direction, verkaufte denselben aber wieder, um 1777 das Hay-Market-Theater allein zu kaufen, welches er auch dirigirte. Er hob dieses bald zu einer vorzüglichen Höhe, da er, nach Garrick, am geschicktesten zur Führung eines solchen Geschäfts war. Gegen das Ende seines Lebens ward er wahnsinnig und starb 1794 im Irrenhause zu Paddington. Man hat von ihm 26 Theaterstücke, worunter seine **Clandestine Mariage**, die er in Gemeinschaft mit Garrick verfertigte; eine metrische Uebersetzung des Terenz; eine Uebersetzung der Ars Poetica des Horaz mit einem Commentar, in welchem er Wieland's Idee folgt, daß dieselbe eigentlich eine, an einen Enkel Piso's gerichtete Epistel sei, um ihn, auf Veranlassung der Familie, von der Dichtkunst, durch Darstellung ihrer Schwierigkeiten, abzuhalten; verschiedne Aufsätze unter dem Titel: **Prose on several occasions, 3 Vol.**; und einige andre Schriften. Sein Sohn, **Georg der jüngere**, ist ebenfalls als fruchtbarer und beliebter englischer dramatischer Dichter und Eigenthümer vom Hay-Market-Theater in London, auch als geschmackvoller Uebersetzer des Terenz bekannt und geschätzt. Er ist 1767 geboren und trat 1784 mit seinem ersten Stücke auf, welches ungedruckt geblieben. Seine zahlreichen spätern Arbeiten gehören im Fache des Lustspiels und der komischen Oper zu den beliebtesten der neuern englischen Bühne, und verdienten von den deutschen Dichtern in diesen Gattungen mehr gekannt zu sein und benutzt zu werden.

Cöln, vormals eine freie Reichsstadt und Sitz des kurfürstlich kölnischen Domkapitels, ist jetzt die Hauptstadt des kölnischen Regierungsbezirks, der Provinz Jülich-Cleve-Berg, und eine der größten und ältesten deutschen Städte am linken Rheinufer; in der Länge einer Stunde und in der Form eines Halbzirkels. Agrippina, Gemahlin des Kaisers Claudius erbaute solche. Enge, schmutzig und öde sind die Gassen der Stadt, welche mit dem Glanze der Hanse, welcher sie angehörte, ihre Hauptreichthümer und während der franz. Herrschaft am Rhein ihre wohlhabende Geistlichkeit und den besten Theil ihrer Kunstschätze verlor.

Alt, aber der Ewigkeit trotzend, stehen die großen Kaufhäuser in den Gassen der alterthümlichen Stadt, nur eine kleine Zahl der neuen Gebäude zeichnet sich durch äußere Schönheit aus. Die schönsten öffentlichen Plätze sind der Neumarkt mit seinen Linden, der Heumarkt und der Altmarkt. Noch hat Köln außer seiner Domkirche, 20 andre Kirchen, 5 Klöster, 7500 Häuser und zwischen 50—60,000 Einw. Eins der erhabensten Werke der gothischen Baukunst ist der hiesige, unvollendet gebliebene Dom, in der Form eines Kreuzes. Von 1248 bis zur Reformation wurde an solchem gebauet. Vollendet ist nur der 200 Fuß hohe Chor mit der ihn umgebenden Kapelle. Das Schiff tragen 100 Säulen, von denen die Mittleren 40 Fuß im Umfange haben, allein es hat nur ⅔ seiner Höhe und eine Decke von Holz. Der eine Thurm, deren jeder 500 Fuß erhalten sollte, hat nur 250 Fuß Höhe und der andre nur erst 21 Fuß. Am erstaunenswürdigsten erscheint das Riesengebäude beim Eintritt in das Thurmende der Kirche. Das Auge verliert sich in dem ungeheuern Raum und die dicksten Pfeiler scheinen schmächtig. Hinter dem Hochaltar ist die Kapelle der heil. drei Könige jonischen Styls von Marmor. In einem prächtig geschmückten Kasten liegen hierin einige Reliquien. Auf der linken Seite des Chors ist die goldne Kammer mit dem Domschatz. Er besitzt aber seine alten Reichthümer nicht mehr ganz. Ueber die wieder aufgefundne Original-Zeichnung des Doms sehe man Georg Müller's Beschreibung mit 9 Kupfertafeln groß Folio u. 26 S. Text 1818. Die Kirche des heil. Gereon hat auch eine kühne Kuppel mit 3 Gallerien. Die Kirche des heil. Kuniberts hat einen Altar gleich dem berühmten Altar der Peterskirche in Rom. Die Peterskirche von Rubens, der dort getauft wurde, das immer bewunderte Gemälde des Märtyrertodes des Apostels Petrus; auch ist das Damenstift der heil. Ursula merkwürdig. Das hiesige Rathhaus hat ein schönes Portal mit einer doppelten Reihe von Marmorsäulen. Die Jesuiterbibliothek, obgleich beraubt, hat noch 60,000 Bände. Viele Gemälde hiesiger Kirchen und Stiftungen raubten oder vernichteten die Franzosen. (Man vergleiche hierüber den Artikel Boisserée und Boisserée'sche Gemäldesammlung im 1sten Bde.) Doch gibt es hier immer noch schöne Kunstsammlungen. Die schöne Lage zum Handel erhält Köln immer noch vielen Handel, wenn gleich der Stapel aufgehört hat. Die hiesigen Rheinschiffe laden 1000 Schiffpfund und darüber. Die Gewerbe in Tuch, Linnen, Spitzen, Baumwolle und Seide, Taback, Steingut sind noch bedeutend, eben so die Destillation des kölnischen Wassers, dessen Versendung seit dem 7jährigen Kriege immer mehr zunahm. Es gibt jetzt darin 15 Fabriken, die jährlich davon einige Millionen Flaschen liefern. Letztere kommen von Stolberg, 3 Stunden von Aachen.

Colombo (Christoforo), spanisch Colon und mit der lateinischen Endung Columbus, der Entdecker der neuen Welt, war, den glaubwürdigsten Nachrichten zufolge, zu Cagureto im Genuesischen 1447 geboren. Sein Vater, ein Seemann, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und nahm ihn schon in seinem vierzehnten Jahre auf seine Reisen im mittelländischen Meere mit. 1464 war er in Island und später kreuzte er wieder im mittelländischen Meere auf Schiffen, die einer seiner Verwandten auf eigne Kosten gegen die Mohammedaner und Venetianer ausgerüstet hatte. Hier gerieth in einem hitzigen Gefechte sein Schiff in Brand, der Jüngling stürzte sich beherzt in's Meer, u. erreichte durch Schwimmen nach großer Anstrengung das Land. Portugal zog damals durch seine Unternehmungen zur See die Aufmerksamkeit Europa's auf sich, und Columbus ging nach

Lissabon, wo er Verwandte und Landsleute fand; er heirathete hier die Tochter des Bartolomeo Perestrello, eines verdienten Seefahrers, der an der Entdeckung von Madeira Theil genommen hatte und bei sehr ausgebreiteten Kenntnissen treffliche Charten und Instrumente besaß. Diese benutzte Columbus und immer fester ward bei ihm der Gedanke, daß, wie sein kühner Geist schon früher geahnet hatte, auch die andre Seite unsers Erdbodens Land enthalten müsse, welches zu Hinter-Asien gehöre, und mit dem noch wenig bekannten Indien zusammenhänge; während die Portugiesen einen Weg dahin um Afrika suchten, glaubte er, durch eine Fahrt nach Westen leichter und kürzer dahin gelangen zu können. Seine kühnen Plane auszuführen, bedurfte er indeß einer Unterstützung, wie nur eine Regierung sie gewähren konnte. Er sprach vergebens sein Vaterland Genua darum an; eben so fruchtlos waren seine Bemühungen bei Joseph II. von Portugal. Nicht muthlos gemacht durch die Kränkung, sich als einen leeren Planmacher abgewiesen zu sehen, wandte er sich an den spanischen Hof, während sein Bruder Bartolomeo nach England und Frankreich sich begeben sollte. Dieser aber hatte das Unglück, von Seeräubern gefangen zu werden. Columbus legte indeß seinen Plan dem Könige Ferdinand und der Königin Isabelle vor, und erhielt nach achtjährigem Kampf gegen die Hindernisse, welche Unwissenheit und böser Wille ihm in den Weg legten, von der Königin drei kleine Schiffe mit 120 Mann Besatzung zu seinen Unternehmungen. Nachdem ihm die Würde eines Großadmirals und Vicekönigs in den zu entdeckenden Meeren und Ländern, welche letztre Würde in seiner Familie erblich sein sollte, nebst einem Antheile an dem Gewinne in einem feierlichen Vertrage zugesagt worden, bestieg Columbus das größte seiner drei Schiffe, welches er Marie nannte, und segelte am 3. Aug. 1492 aus dem Hafen von Palos ab. Sobald er sich auf den kanarischen Inseln mit frischem Wasser versehen, steuerte er nach Südwesten hinaus in den ungeheuern, nie zuvor befahrnen atlantischen Ozean. Anfangs ward die Reise mit gutem Muthe fortgesetzt, als man aber 21 Tage lang immer nach einer Richtung gefahren war, ohne etwas andres, als Himmel und Wasser zu sehen, da erhob sich Muthlosigkeit und Unzufriedenheit unter der Mannschaft, welche bald in lautes Murren ausbrach. Man gehe, sagten sie, dem sichern Untergange in diesen unbegrenzten Wasserwüsten entgegen, und müsse den Befehlshaber mit Gewalt zur schleunigen Rückkehr zwingen, ja die Verwegensten riethen, ihn ohne Schonung über Bord zu werfen. Während Columbus aller Geistesgegenwart bedurfte, die Muthlosen zu erheben und die Aufrührer in Schranken zu halten, zeigten sich Erscheinungen, die auch ihn in Erstaunen setzten. Die Magnetnadel wich um einen ganzen Grad vom Nordpol ab und schien unsicher zu schwanken, dann zeigte sich plötzlich das Meer wie mit Gras bewachsen, und ließ Untiefen und verborgne Klippen befürchten. Dagegen erschienen aber auch, als Vorboten des nicht mehr fernen Landes, Schaaren von Vögeln, deren Fluge Columbus nun entgegenstürmte. Man setzte mit neuem Muth die Reise noch mehrere Tage fort, bis endlich die Unzufriedenheit so laut und allgemein ausbrach, daß Columbus die Rückkehr gelobte, wenn binnen drei Tagen kein Land erschienen sei. Fest überzeugt, daß er dem Lande nahe sein müsse, versprach er demjenigen eine Belohnung, der es zuerst erblicken würde. Alles blieb die Nacht über munter, und nachdem bereits am Abend des 11. Oct. Columbus selbst einigen Vertrauten das von ihm zuerst wahrgenommene Land gezeigt hatte, erscholl um Mitternacht von dem Mastkorbe des voransegelnden Schiffs der bestätigende Zuruf: Land! Guanahani

war die Insel, welche vor ihnen lag und bald darauf von Columbus, in der einen Hand die Fahne, in der andern das entblößte Schwert, zuerst betreten wurde, während die erstaunten Einwohner sich um ihn versammelten, und seine Soldaten, beschämt über ihren Kleinmuth, sich ihm zu Füßen warfen, Gott für ihre Rettung dankend, ihren Anführer aber, den sie kurz vorher noch mit dem Tode bedroht, als Admiral und Vicekönig begrüßend. Columbus pflanzte sofort die Fahne auf, nahm Besitz von dem Lande im Namen seines Herrn und Königs, und nannte es zum Andenken an die bestandnen Gefahren San Salvador. Auf die Nachricht der Einwohner, daß nach Süden ein reiches Goldland liege, richtete Columbus seinen Lauf dahin, entdeckte Cuba und Hispaniola, beschloß aber, da eins seiner Schiffe gescheitert und das von ihm getrennt war, seine Entdeckungsreise für jetzt nicht fortzusetzen, sondern nach Spanien zurückzukehren, um die Nachricht von dem Erfolge seiner Unternehmungen dahin zu bringen. Nachdem er die Trümmer des gescheiterten Schiffs zur Erbauung eines hölzernen Forts angewandt, und eine Besatzung von 30 Freiwilligen darin zurückgelassen hatte, trat er im Jan. 1493 die Rückreise an, auf welcher sich wider Erwarten schon am folgenden Tage das verloren geglaubte Schiff wieder mit ihm vereinigte. Ein schrecklicher Sturm überfiel beide Schiffe auf der Fahrt und brachte sie dem Untergange nahe. Columbus, während des furchtbaren Kampfes der Elemente weniger mit seiner Rettung, als mit der Erhaltung seiner Entdeckung beschäftigt, verzeichnete dieselbe auf einer Pergamentrolle, die er, in einem Fasse wohlverwahrt, dem Meere übergab, in der Hoffnung, daß die Fluth sie irgendwo an's Land treiben werde. Kaum war er mit dieser Arbeit fertig, als der Sturm sich legte, und ohne weitere Unfälle lief er am 15. März, unter dem Jubel des Volks, dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken in Palos ein. Er eilte sogleich nach Barcelona, wo Ferdinand und Isabelle ihren Hof hielten, zog feierlich daselbst ein, indem er die Erzeugnisse der neu entdeckten Länder im Triumph vor sich aufführte, und ward von seinem Monarchen auf dem Throne bewillkommt. Ihm war ein Sessel neben dem Throne bereitet, auf welchem sitzend er seinen Bericht erstattete, der Beifall und Bewunderung erregte. Nachdem er zum spanischen Granden erhoben und mit allen Zeichen der königlichen Huld überhäuft worden, lief er am 25. Sept. 1493 mit 17 Schiffen und 1500 Mann von Cadix zum zweiten Mal aus, und kam am 2. Nov. wieder auf Hispaniola an. Da er die zurückgelassene Kolonie vernichtet fand, ließ er eine befestigte Stadt erbauen, die er zu der Königin Ehren Isabella benannte, und zu deren Gouverneur er seinen Bruder Diego einsetzte. Er lief sogleich auf neue Entdeckungen aus, besuchte auf einer fünfmonatlichen Reise Jamaica, und fand sich, als er krank von dieser Unternehmung zurückkehrte, auf das freudigste überrascht durch die Gegenwart seines Bruders Bartolomeo, welcher der Gefangenschaft endlich entronnen war, und der Kolonie Lebensmittel und andre Bedürfnisse zugeführt hatte. Unterdeß aber war unter Columbus Begleitern eine allgemeine Unzufriedenheit ausgebrochen. Diese waren in der thörichten Meinung ihm gefolgt, in der neuen Welt Reichthümer ohne Mühe sammeln zu können, und fanden statt dessen Arbeit und Beschwerden. Sie rächten sich durch Verläumdungen, meldeten, daß der Hof in seinen Erwartungen getäuscht worden, und machten die gehässigsten Schilderungen von dem Lande und dem Befehlshaber. Columbus glaubte seinen Feinden am besten zu begegnen, wenn er seinen Gebietern bedeutende Schätze vorlegte, und ließ zu dem Ende, nicht

ohne gewaltſame Maßregeln, bei den Eingebornen alles Gold einſammeln. Aguado, ein perſönlicher Feind Columbus, erſchien als Commiſſär zur Unterſuchung der Beſchwerden. Der Vicekönig, dem es unter ſeiner Würde ſchien, ſich in dem Lande, wo er ſeine Macht ausübte, vor Gericht ziehen zu laſſen, ernannte ſofort ſeinen Bruder Bartolomeo zu ſeinem Stellvertreter, ging am 20. März 1496 mit 225 Spaniern und 30 Eingebornen nach Europa unter Segel, und ſchlug durch ſeine Gegenwart und noch mehr durch die mitgebrachten Schätze alle gehäſſigen Vorſpiegelungen ſeiner Feinde zu Boden. Dennoch wußten dieſe die Abſendung der Bedürfniſſe für die Kolonie ein ganzes Jahr, und die neue Rüſtung noch ein Jahr zu verzögern, ſo daß Columbus erſt am 4. Jul. 1498 ſeine dritte Reiſe mit ſechs Schiffen antreten konnte. Man hatte, um dieſe Fahrzeuge zum Theil zu bemannen, die Gefängniſſe geleert; eine Maßregel, zu der Columbus unbedachtſamer Weiſe gerathen, und die von ſeinen Feinden mit Begierde vollzogen worden war. Drei ſeiner Schiffe ſandte er auf dem kürzeſten Wege nach Hiſpaniola, mit den drei übrigen aber ging er in weſtlicher Richtung auf neue Entdeckungen aus. Er fand mehrere Inſeln, unter andern Trinidad, und erreichte auf dieſer Fahrt das feſte Land von Amerika. Er unterſuchte beſonders die Küſten von Paria und Cumana, und kehrte, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß ſie keine Inſeln, ſondern feſtes Land ſei, nach Hiſpaniola zurück. Hier war die Kolonie von Iſabella, ſeiner zurückgelaſſenen Verfügung gemäß, auf die Gegenſeite in eine neuerbaute Stadt verlegt worden, welcher er den Namen St. Domingo gab. Aber er fand dieſe Kolonie in einem Zuſtande der Gährung und Unzufriedenheit, daß er zu ihrer Rettung Maßregeln ergreifen zu müſſen glaubte, die ſein Herz nicht billigen konnte. Nachdem er durch weiſe Mäßigung die Ruhe wenigſtens äußerlich wieder hergeſtellt hatte, ſchritt er, um den Hauptmangel an Arbeitern abzuhelfen, zu einer Vertheilung der Ländereien und Einwohner, und legte, indem er ſie der Willkür ihrer Herren, dem Elende und dem Tode Preis gab, den Grund zu jener Sclaverei, die bis auf unſere Zeiten fortgedauert hat. Columbus Feinde waren indeß nicht müßig und beſtürmten die Fürſten mit ihren Vorſtellungen von den Mißbräuchen ſeiner Gewalt, welche ſich dieſer erlaube und daß er nur damit umgehe, ſich unabhängig zu machen, bis endlich auch Iſabella dem ſchon früher gewonnenen Gemahle nachgab, und Francesco Bovadilla mit großer Vollmacht nach Hiſpaniola ſchickte, um die Beſchwerden zu prüfen und den Vicekönig zur Rechenſchaft zu ziehen. Dieſer war nicht ſo bald erſchienen, als er Columbus vorladen, und da dieſer ſich unbedenklich einfand, verhaften und in Ketten werfen ließ. Gleiches Schickſal hatten ſeine Brüder. Alle drei wurden, nebſt einem Protocolle über die Ausſagen der erbittertſten ſeiner Feinde, nach Spanien geſandt. Dieſe tiefe Schmach ertrug er, dem Spanien für ſeine Wohlthaten mit Undank lohnte, in ſtiller Hoheit und mit würdiger Faſſung, und ſchrieb, ſobald er am 23. Nov. 1500 in Cadix eingelaufen war, einen Brief an den König und die Königin, worin er ihnen ſeine Ankunft und die erfahrnen Kränkungen meldete. Eine gnädige Antwort rief ihn an den Hof, wo ihn die beſchämten Monarchen mit der gewohnten Auszeichnung empfingen. Er rechtfertigte ſich in einer einfachen Rede, ward von allen Anklagen losgeſprochen und in ſeine Würden wieder eingeſetzt. Ferdinand willigte ſogar in die ſogleich beſchloſſene Abſetzung Bovadilla's ein, welches der erſte Schritt zu der, dem Admirale verſprochnen Genugthuung ſein ſollte. Die Zeit

indeß änderte diese Gesinnungen. Man sprach von neuen und großen Rüstungen, und schickte, da sie Zeit erforderten, inzwischen den Nicolao de Ovando y Lares als Statthalter nach Hispaniola. Columbus, dem der Antheil nicht entging, welchen seine Feinde an diesen Maßregeln hatten, erhob seine gerechten Beschwerden lauter, und foderte dringender als zuvor, daß ihm die feierlichst gegebnen Versprechen erfüllt würden, bis er sich nach zweijährigem fruchtlosen Harren endlich überzeugte, daß er sich umsonst zu der demüthigen Rolle eines Bittenden herablasse, und daß man beschlossen habe, seine gerechten Foderungen nicht zu erfüllen. Auch darüber wußte sich sein edles Gemüth zu beruhigen; mehr als sein Vortheil lag ihm die Vollendung seines Werks am Herzen, und in der Meinung, daß das, von ihm gesehene feste Land Asien sei, zweifelte er nicht, durch die Meerenge von Darien einen Weg nach Ostindien zu finden, von wo eben die erste reich beladene Flotte der Portugiesen auf dem Wege um Afrika zurückgekehrt war. Auf vier armseligen Schiffen, die der Hof für diese Unternehmung ausgerüstet hatte, ging Columbus endlich am 2. März 1502 mit seinem Bruder Bartolomeo und seinem Sohne Fernando zu Cadix unter Segel, und kam wider seine ursprüngliche Absicht am 25. Junius auf der Höhe von St. Domingo an, wo er vergebens um die Erlaubniß bat, in den Hafen einlaufen zu dürfen, um theils seine Schiffe ausbessern zu lassen, theils einen bevorstehenden Sturm abzuwarten. Er fand dennoch Gelegenheit, sein kleines Geschwader in der folgenden Nacht während des Orkans zu bergen, indeß eine, gegen seine Warnung unter Segel gegangene Flotte der Spanier von 18 Schiffen fast ganz zu Grunde ging. Er setzte seine Reise hierauf nach Darien fort, ohne die vermuthete Durchfahrt zu finden; zwei seiner Schiffe zerstörte ein Sturm auf dieser Fahrt, die beiden andern scheiterten im Angesichte von Jamaica, wohin er sich kaum mit seinen Gefährten rettete. Hier warteten des Unglücklichen die härtesten Prüfungen seiner Standhaftigkeit und seines Muths. Getrennt von der ganzen übrigen Welt, schien er einer ewigen Verbannung und dem gewissen Verderben Preis gegeben. Aber auch jetzt verließen ihn Muth und Hoffnung nicht. Es gelang ihm, sich von den Eingebornen ein Paar Kanoes zu verschaffen, und er bewog zwei seiner kühnsten und erfahrensten Seeleute, auf diesen, aus einem hohlen Baumstamme gezimmerten Fahrzeugen die Fahrt nach Hispaniola zu wagen, um dem Statthalter die Lage des Admirals zu melden. Monate vergingen, ohne daß sich Rettung zeigte; es schien gewiß, daß das Unternehmen mißlungen sei. Verzweiflung ergriff einen Theil seiner Begleiter. Sie überhäuften ihn mit Schmähungen und Verwünschungen, bedrohten mehr als einmal sein Leben und trennten sich endlich von ihm, indem sie nutzlos nach einem andern Theile der Insel zogen. Hier erbitterten sie durch ihr grausames Betragen die Einwohner so sehr gegen alle Spanier, daß sie aufhörten, ihnen Lebensmittel zu liefern. Der Untergang Aller schien gewiß. Aber Columbus, dessen Muth mit der Gefahr wuchs, wußte auch hier ein Rettungsmittel zu finden. Eine totale Mondfinsterniß, die er berechnet hatte, benutzte er, um die leichtgläubigen Insulaner mit dem Zorne der Götter zu bedrohen, wenn sie in ihren Feindseligkeiten fortfahren würden. Wundererscheinungen am Monde sollten die Wahrheit seiner Worte bestätigen. Alles war in Schrecken; man brachte, was er verlangte und bat ihn knieend, den Zorn der Götter zu besänftigen. Dagegen kam es jetzt zwischen ihm und den Aufrührern zu förmlichen Feindseligkeiten, in denen mehrere der letztern getödtet, ihr Anführer

aber gefangen ward. Nachdem dieser traurige Zustand über ein Jahr gewährt hatte, erschien den Unglücklichen die Stunde der Erlösung. Jene beiden kühnen Schiffer hatten glücklich Hispaniola erreicht, aber bei dem ungeneigten Statthalter nichts ausgerichtet; es gelang ihnen endlich, selbst ein Schiff zu kaufen, und auf diesem verließ Columbus mit den Seinen am 28. Jun. 1504 Jamaica. Er begab sich nach St. Domingo, aber nur um sein Schiff ausbessern zu lassen, und eilte nach Spanien zurück. Krank erreichte er Spanien, erfuhr den Tod der Königin Isabella, drang bei Ferdinand vergeblich auf die Erfüllung seines Vertrags, verlebte noch einige Jahre in zunehmender Kränklichkeit und Altersschwäche, und starb zu Valladolid den 20. Mai 1506 im 59. Jahre seines Lebens. Sein Leichnam ward, seinem Willen gemäß, nach St. Domingo geführt, und soll später nach Cuba gebracht worden sein. Die Fesseln, die er getragen hatte, wurden mit in sein Grab gelegt. In der Kartheuserkirche zu Sevilla aber ward ihm ein prächtiges Denkmal gesetzt.

Colonien. Unter den welthistorischen Begebenheiten, welche die Geschichte des Mittelalters von der neuern Geschichte trennen, steht die gänzliche Umwandlung, die ungleich höhere Wichtigkeit des europäischen Kolonialwesens, wozu die Entdeckung von Amerika und die des Seeweges nach Ostindien die Veranlassung gaben, oben an. Bis auf die beiden angeführten merkwürdigen Begebenheiten hatten die Staaten des Mittelalters, einige Handelsniederlassungen der Genueser und Venetianer abgerechnet, durchaus gar keine Kolonien, keine außereuropäischen Niederlassungen gehabt. Der Handel war größtentheils Landhandel und konnte eben deshalb nicht zu der Wichtigkeit gelangen, die er nachmals erhielt, sobald er den wesentlichen Charakter des Seehandels annahm. Das Mittelmeer bildete die Verbindungsstraße für den großen Handel, der sich vornehmlich in den Händen der kleinen, an demselben gelegnen italienischen Staaten, Venedigs hauptsächlich und Genua's und in denen der catalonischen Seestädte befand. Der Handel zwischen Indien und dem festen Lande von Europa und Asien ward vorzüglich über Ormuz und Aden, über den persischen und den arabischen Meerbusen getrieben. Aleppo, Damascus und der Hafen Barut, vor allen aber Aegypten, waren bisher die Hauptniederlagen dieses Handels gewesen. So lange er Landhandel und ein, auf Umwegen und von kleinen Staaten getriebner Landhandel blieb, konnte er nie so wichtig werden, als da nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und von Amerika die beiden westlichen Völker von Europa, Spanier und Portugiesen, als Kolonial- und welthandeltreibende Völker in Europa auftraten. Als die portugiesische Nation zuerst auf Handel und Schiffahrt und Entdeckungen ausging, befand sich dieselbe in der Blüthe ihres Heldenalters. In beständigem Kampfe mit den Mauren, anfangs in Europa, dann in Afrika, war der kriegerische Sinn des Volks gebildet, ihm jener romantische Schwung gegeben, der es für abenteuerliche Unternehmungen vornehmlich empfänglich machte, um so mehr, als er damit zugleich den glühendsten Haß gegen die Ungläubigen verband. So ward es dem edlen Infanten, Heinrich dem Schiffer, leicht, die Portugiesen zu Entdeckungsreisen zu bewegen. Seit 1410, wo diese Unternehmungen auf der Westküste von Afrika begannen, bis zu seinem Tode (1463) unternahm Don Heinrich wiederholt neue Ausrüstungen zu Entdeckungen, und die Portugiesen drangen schon, nachdem sie 1419 Madeira entdeckt, 1439 das Kap Bojador, 1446 das grüne Vorgebirge umschifft, zwei Jahre später die Azoren, dann 1449

die Inseln des grünen Vorgebirges besucht, bis nach Sierra Leone vor. Immer weiter dehnten sich auch nach des Infanten Tode die Entdeckungen auf der Küste von Afrika aus; schon 1484 ward Kongo besucht. Ein großer Schritt geschah, als Bartolomeo Diaz 1486 das stürmische Vorgebirge — seine hohe Wichtigkeit ahnend, nannte es König Johann das Vorgebirge der guten Hoffnung — erreichte. Der Weg um Afrika war geöffnet und bald fand sich unter der Regierung Königs Emanuel des Großen der kühne Mann, der die Portugiesen auf diesem Wege selbst bis nach Ostindien führte. Vasco da Gama war es, der zuerst, am 20 Mai 1498, zu Kalikut an der Küste Malabar landete. So war das große Werk vollführt, und bald wurden neue Ausrüstungen nach Ostindien, wenn gleich nicht immer mit demselben Glücke, unternommen. Nicht ohne Kampf, hauptsächlich durch die Feindschaft der Mauren, die bisher in dem Besitze des indischen Zwischenhandels gewesen waren, erregt, gelang es den Portugiesen, einzelne schwache Niederlassungen auf der Insel Malabar zu errichten, und nur der hohe Sinn und die seltne Tapferkeit der ersten Vicekönige, des großen Almeida von Abrantes (1505—1509) und des noch größern Alfonso Albuquerque, seines Nachfolgers (1515), vermochten mit schwachen Mitteln eine ausgedehnte Herrschaft in Indien zu gründen, deren Hauptsitz seit 1508 Goa ward. Jedoch blieben die Portugiesen fortdauernd viel zu schwach, als daß sie große Landbesitzungen hätten erwerben können; nur einzelne feste Plätze an den Küsten des festen Landes und bald auch auf den Inseln waren es, die sie als Stapelplätze ihres Handels besetzten, unter denen auf der Küste von Afrika, Mozambique, Sofala und Melinda, im persischen Meerbusen, Muskate und Ormuz, auf der malabarischen und indischen Küste, außer Goa, Diu und Daman, auf Koromandel, Negapatam und Meliapur, und Malakka auf der Halbinsel gleiches Namens die wichtigsten waren. Seit 1511 wurden auch auf den Gewürzinseln, seit 1518 auf Ceylon Niederlassungen angelegt, welche letztere bald vorzüglich beträchtlich wurden; unbedeutender blieben die auf Java, Sumatra, Celebes und Borneo. Auch Brasilien, obgleich schon im J. 1500 durch Cabral entdeckt, ward erst späterhin von Wichtigkeit. Dagegen aber wurden die, seit 1517 mit China, seit 1542 mit Japan, angeknüpften Handelsverbindungen lange Zeit für die Portugiesen eine höchste ergiebige Quelle von Reichthümern. Bis dahin waren die Portugiesen in dem alleinigen unbestrittenen Besitze des gesammten ostindischen Handels gewesen. Um Streitigkeiten mit Spanien vorzubeugen, waren schon 1481, durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV., alle jenseit des Kap Bojador zu machenden Entdeckungen den Portugiesen zugesprochen, und wenn auch gleich nachmals über den Besitz der Molukken mit Spanien Streit entstand, so ward dieser dennoch schon durch einen Vergleich 1529 dahin beigelegt, daß Carl V. seine Ansprüche der Krone Portugal für 350,000 Ducaten verkaufte. Erst das Ende des Jahrhunderts sollte auch den Sturz der schon längere Zeit wankenden portugiesischen Herrschaft in Ostindien herbeiführen. Nachdem 1580 Philipp II. sich zum Herrn von Portugal gemacht fielen auch die ostindischen Kolonien unter die Herrschaft der Spanier, und bald in die Gewalt der Niederländer. Portugals ostindische Herrschaft zerfiel so schnell, als sie sich gebildet. Einzelne große Männer, der Heldengeist der Nation hatten sie gegründet; sie zerfiel, als die Bedingungen ihres Beistandes als der Charakter ausartete, ein niedriger Kaufmannsgeist an die Stelle des Heldengeistes selbst unter den höhern

Digitized by Google

Klaſſen der Nation trat, damit zugleich Habſucht, Luxus und Weichlichkeit überhand nahmen, deſto verderblicher, je weitläuftiger die Beſitzungen zerſtreut lagen dazu ein überwiegender Einfluß der Geiſtlichkeit, vornehmlich durch die Inquiſition begründet. Als nun zu dieſen innern Uebeln noch äußere kamen, wie die Vereinigung Portugals mit Spanien, und daraus die Vernachläſſigung der portugieſiſchen Kolonien und das Sinken des Nationalgeiſtes zu einer Zeit, wo alle Feinde Spaniens auch Feinde der Portugieſen wurden, vor allen aber die jugendlich kühnen Niederländer; da war es unvermeidlich, daß das Gebäude der portugieſiſchen Größe in Oſtindien unaufhaltſam zuſammenſinken mußte. Portugal betrieb den oſtindiſchen Handel nie durch eine ausſchließliche Geſellſchaft, obgleich durch jährlich im Februar oder März nach Indien abgehende Flotten unter Aufſicht der Regierung. Den Zwiſchenhandel in Indien, der dort an einige Haupthandelshäfen geknüpft war, ſuchten ſich die Portugieſen ſchon früh zu verſchaffen, dagegen aber begnügten ſie ſich, die Waaren nach Liſſabon zu bringen, ohne ſie weiter in Europa zu verführen; eine Einrichtung, deren nachtheilige Wirkungen ihr Seeweſen — indem dadurch hauptſächlich die Hollander ſo gefährliche Nebenbuhler wurden — nur zu bald erfuhr. — So behaupteten nachmals die Portugieſen beinahe nur durch den Beſitz von Braſilien eine Stelle unter den Kolonialvölkern Europa's. Zum Glücke für die Koloniſation dieſes Landes ward der Goldreichthum deſſelben erſt 1698, der Reichthum an Diamanten erſt 1728 entdeckt, der Handel mit Braſilien aber erſt unter Pombal zwei ausſchließlich berechtigten Geſellſchaften übertragen. Beinahe gleichzeitig mit den Portugieſen traten auch die Spanier als Kolonialvolk auf den Schauplatz. Schon am 11. Oct. 1492 hatte der kühne Chriſtoph Colombo, die Inſel St. Salvador entdeckt, und auf ſeinen drei nachfolgenden Reiſen entdeckte er nicht nur die weſtindiſche Inſelſelgruppe, wo vornehmlich St. Domingo oder Hiſpaniola wegen ſeiner Goldgruben für Spanien von Wichtigkeit ward (auch auf Kuba, Portorico und Jamaika wurden ſchon Anſiedelungen 1508—1510 verſucht), ſondern auch einen Theil der Küſten des Feſtlandes von Amerika. Erſt den glücklichen Abenteurern, Colombo's Nachfolgern, war es jedoch vorbehalten, die ſpaniſche Herrſchaft daſelbſt zu gründen. So ward von Fernando Cortez das große Reich Mexico von 1519 bis 1521, durch Franz Pizaro und ſeine Brüder und Gefährten von 1529 bis 1535 Peru, Chili und Quito unterjocht, ſeit 1523 Tierra Firma, ſeit 1536 Neu-Granada erobert. Die natürliche Beſchaffenheit der Länder, welche die Spanier als Eroberer betraten, beſtimmte gleich anfangs den Charakter ihrer Kolonien, den dieſe auch nachmals in der Hauptſache unverändert beibehielten. Nicht jene köſtlichen Erzeugniſſe lieferten ſie wie Oſtindien, auch ſuchte man nicht darnach; dagegen fand man Gold und Silber, das, was man vorzüglich wollte. Waren daher die Kolonien der Portugieſen in Oſtindien gleich anfangs Handelskolonien, ſo wurden die der Spanier in Amerika gleich anfangs Bergwerkskolonien; erſt in der Folge nahmen ſie zum Theil einen verſchiednen Charakter an. Um ihre ausgedehnte Herrſchaft vorzüglich über die Jägervölker im Innern zu behaupten, ſuchten die Spaier bald durch Anlegung von Miſſionen die Indianer zum Chriſtenthume zu bekehren und zu feſten Wohnſitzen zu bringen. Die Verfaſſung der Kolonien ward ſchon 1532 unter Carl V. in ihren Grundlagen beſtimmt. Ein Rath von Indien ſtand in Europa, Vicekönige, anfangs zwei, nachmals vier, nebſt acht unabhängigen Generalcapitä-

Digitized by Google

nen, ſtanden in Amerika an der Spitze der Verwaltung. Städte entſtanden, anfangs an den Küſten, des Handels wegen und als militäriſche Poſten, nachmals auch im Innern, vorzüglich da, wo ſich Bergwerke fanden; ſo Vera Cruz, Cumana, Portobello, Carthagena, Valencia, Caracas, und an der Küſte des ſtillen Ozeans, Acapulco, Panama, dann Lima, Conception und Buenos Ayres. Die geſammte kirchliche Einrichtung des Mutterlandes ging gleichfalls auf die Kolonien über, nur mit dem Unterſchiede, daß hier die Kirche in ungleich größerer Unabhängigkeit von dem Könige blieb. Die Gewinnung edler Metalle blieb die Hauptſache bei der Benutzung der Kolonien, und daraus folgte ſchon von ſelbſt, daß man den Handel mit denſelben ſo viel als möglich unter ſtrenger Aufſicht zu halten ſuchte. Der Verkehr ward in Spanien auf den einzigen Hafen von Sevilla beſchränkt, von wo aus jährlich zwei Geſchwader, die Gallionen, etwa zwölf Segel ſtark, nach Portobello, die Flotte von funfzehn großen Schiffen nach Vera Cruz ausliefen. Ward alſo gleich der Handel nicht geſetzlich den Händen einer ausſchließlichen Geſellſchaft übergeben, ſo blieb er dennoch nur das Eigenthum einiger Wenigen. Seitdem Spanien 1564 von den Philippinen Beſitz genommen, ward zwiſchen Acapulco und Manilla ſeit 1572 durch einige Südſeegallionen ein regelmäßiger Verkehr unterhalten; allein die großen Beſchränkungen des Handels blieben Schuld daran, daß dieſe Inſeln, trotz ihrer vortheilhaften Lage, dennoch der Krone Koſten verurſachten, ſtatt ihr Gewinn zu bringen; nur religiöſe Rückſichten verhinderten es, daß ſie nicht gänzlich aufgegeben wurden. Ein ungleich thätigeres Leben erhielt dagegen das europäiſche Kolonialweſen und eine ungleich höhere politiſche Wichtigkeit, als zwei, im vorzüglichen Sinne des Worts Handel treibende Nationen Antheil an demſelben nahmen, — Holländer und Engländer. Die Holländer waren es zuerſt, die während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit als furchtbare Nebenbuhler der, damals dem ſpaniſchen Joche unterworfenen Portugieſen auftraten. Der Eintritt der Holländer, eines weſentlich kaufmänniſchen Volks, verlieh zugleich dem geſammten Kolonialweſen ein neues erhöhtes Intereſſe, indem der Kolonialhandel dadurch einen neuen Schwung und eine ungleich größere Ausdehnung erhielt. Schon ſeit beträchtlicher Zeit hatten die Holländer einen ausgebreiteten Handel getrieben, hatten vorzüglich den Zwiſchenhandel mit oſtindiſchen Waaren von Liſſabon aus durch das übrige Europa, beſorgt, und obendrein während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit die Schwäche der ſpaniſchen Seemacht kennen gelernt. Philipps II. deſpotiſche Maßregeln zwangen ſie ſelbſt zu dem Entſchluſſe, den ſie wohl nicht leicht aus freier Wahl gefaßt hätten, ihre Feinde in Oſtindien zu bekämpfen. 1594 ward das, ſ. on zehn Jahre früher von Philipp erlaſſene Verbot gegen den Verkehr der Holländer mit Liſſabon, wiederum mit größter Strenge erneuert, und eine Menge in dem Hafen dieſer Stadt liegende holländiſche Schiffe wurden weggenommen. So von allem Handel mit den Erzeugniſſen Oſtindiens ausgeſchloſſen, blieb den Niederländern nur die Wahl, entweder dem vortheilhaften Handelszweige gänzlich zu entſagen, oder ſelbſt unmittelbar aus Oſtindien die Waaren zu holen, die man ihnen in Europa verweigerte. Aufgemuntert durch Cornelius Houtmann, einen wohlunterrichteten Mann, und durch mehrere mißglückte Verſuche, eine nördliche Durchfahrt nach Oſtindien aufzufinden, von fernern Unternehmungen der Art abgeſchreckt, rüſtete eine, aus amſterdamer und einigen antwerpner, nach Amſterdam eingewanderten Kaufleuten gebildeten Compagnie der fernen Länder vier Schiffe aus, die den 2. Apr. 1595 unter Houtmann's und Molenaer's Befehl nach

Oſtindien unter Segel gingen. War gleich der Gewinn der erſten Ausrüſtung nicht ſo anſehnlich, als man erwartet hatte: ſo hatte man dagegen die Schwäche der, in Oſtindien jetzt allgemein verhaßten Portugieſen kennen gelernt, und ſchnell bildeten ſich mehrere ähnliche Geſellſchaften, und ſandten Geſchwader nach jenen reichen Gegenden aus. Die dadurch nicht ſelten übermäßig vermehrte Concurrenz in Indien, und die fortwährenden Feindſeligkeiten gegen die vereinigte ſpaniſche und portugieſiſche Macht, bewogen jedoch ſchon nach einigen Jahren die Generalſtaaten, die bisher getrennt beſtandnen Geſellſchaften in eine einzige oſtindiſche Compagnie zu vereinigen, welche durch einen, am 20. März 1602 ihr ertheilten und nachher zu verſchiednen Malen erneuerten Freibrief nicht nur den ausſchließlichen Betrieb des oſtindiſchen Handels, ſondern auch die Hoheitsrechte über ihre, in Indien zu machenden Eroberungen und anzulegenden Niederlaſſungen erhielt. Die Oberhoheit, welche die Generalſtaaten ſich vorbehielten, war wenig mehr als ein leerer Name. Schnell entwickelte ſich nun das holländiſche Kolonialſyſtem in Oſtindien, und gleich anfangs bekam es jenen beſtimmten Charakter, den es nachmals fortwährend beibehielt. Die Kolonien der Holländer in Oſtindien wurden, wie natürlich, Handelskolonien; die Inſeln, vorzüglich die Molukken und die großen Sunda-Inſeln, leichter zu vertheidigen, als das Feſtland von Indien, welches damals obendrein mächtigen Herrſchern gehorchte, wurden der Hauptſitz der holländiſchen Macht. Eben dies ward unſtreitig eine Haupturſache ihres langen Flors, indem ſie nur der Herrſchaft des Meers bedurfte, um ſich darin zu behaupten. Schon 1618 ward durch den Generalgouverneur Koen das neuerbaute Batavia zum Sitze der holländiſchen Regierung beſtimmt. Zwar nicht ohne Kampf, aber doch verhältnißmäßig mit leichter Mühe, entriſſen die Holländer den Portugieſen nach einander ihre ſämmtlichen oſtindiſchen Beſitzungen, wozu auch ſeit 1611 der Handel nach Japan kam, den die Holländer ſich bald ausſchließlich zu verſchaffen wußten. So blieben den Portugieſen auf Goa nur einige äußerſt unbedeutende Beſitzungen, als traurige Reſte ihrer ehemaligen Größe. Um die Mitte des 17. Jahrh. hatte die holländiſche Herrſchaft den höchſten Gipfel ihres Flors erreicht, vornehmlich nachdem ſie 1658 durch die Anlage einer Niederlaſſung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine treffliche Vormauer ihrer oſtindiſchen Beſitzungen erhalten und 1658 auch Ceylon von den Portugieſen erobert hatte. Das geſammte holländiſche Kolonialweſen in Oſtindien ſtand unter dem Generalgouverneur von Batavia, dem mehrere Gouvernements, Directorien, Commanderien und Reſidenzen — die Titel und die Zahl wechſelten mit der Wichtigkeit der einzelnen Niederlaſſungen in verſchiednen Zeiten — untergeordnet waren. In Europa wurde die Verwaltung durch einen Rath von zehn Bewindhebbers, die aus dem größern Rathe der 60 Directoren gewählt waren, beſorgt. 1621 errichteten die Holländer auch eine weſtindiſche Compagnie, die zwar anfangs (1630 bis 1640) große Eroberungen in Braſilien machte, dieſelben jedoch ſchon 1642 wieder verlor. Bleibender waren ihre Anſiedelungen auf einigen kleinen weſtindiſchen Inſeln, wie St. Euſtace, Curaſſao, Saba und St. Martin (1632 bis 1649), vorzüglich jedoch nur wegen des Schleichhandels wichtig; auf dem Feſtlande blieben nur 1667 Surinam, Paramaribo, Eſſequebo und Berbice im Beſitze der Holländer. Zugleich mit den Holländern waren auch die Engländer als Kolonialvolk aufgetreten; anfangs mit ungleich geringerm Erfolge. Die Regierung der Königin Eliſabeth war es, unter welcher die Engländer, ſchon ſeit Jahrhunderten ein Seefahrt treibendes Volk, zuerſt die fernen Meere befuhren. Nach mehrern vergeblichen Verſu-

Digitized by Google

chen, eine nordöſtliche oder nordweſtliche Durchfahrt nach Oſtindien zu finden, waren zuerſt 1591 Engländer um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Oſtindien gedrungen, und ſchon am 31. Decbr. 1600 ertheilte Eliſabeth einer Geſellſchaft einen ausſchließlichen Freibrief für den Handel jenſeit des Kaps und der magellaniſchen Meerenge. Allein deſſen ungeachtet blieb der oſtindiſche Handel anfangs ſchwach. Die Engländer erwarben auf dem feſten Lande von Indien nur einzelne Factoreien, während die Uebermacht der Holländer ſie auf den Inſeln, vornehmlich auf die Molukken nicht aufkommen ließ. Die Inſel St. Helena, die 1601 von den Engländern in Beſitz genommen war, bildete beinahe ihren einzigen feſten Punkt in jenen Gegenden. Unter der Regierung Carl I. verſchlimmerte ſich die Lage der engliſch-oſtindiſchen Compagnie noch mehr. Von den Gewürzinſeln wurde ſie 1623 durch die Holländer verdrängt, und außer dem, 1620 angelegten Fort St. George zu Madras behielt ſie nur einige wenige Factoreien auf den Küſten Malabar und Koromandel. Von 1653 bis 1658 ſchien ſie vollkommen aufgelöſt, bis Cromwell ihr neues Leben gab und ſie gegen die Holländer unterſtützte. Allein unter der Regierung Carls II. gerieth ſie von neuem, größtentheils jedoch durch ihre eigne Schuld, in Verfall, und ſelbſt ein großer Theil der Nation erklärte ſich gegen ſie. Eine neue, 1698 von der Krone privilegirte oſtindiſche Compagnie bildete ſich, und nur die 1708 erfolgte Vereinigung beider rettete, wie es damals ſchien, den oſtindiſchen Handel vom gänzlichen Untergange. Die Beſitzungen der Engländer in Oſtindien beſchränkten ſich beinahe nur noch auf Madras, Kalkutta und Bencoolen, und erſt ſeit der Mitte des 18. Jahrh. entſtand das ungeheure brittiſche Reich in Indien, und damit die entſcheidende Ueberlegenheit der Engländer über ihre Nebenbuhler. Der Verfall des mongoliſchen Reichs, durch innere Unruhen ſeit dem Tode Aureng Zebs (1707) begonnen, durch Nadir Schachs Räuberzug (1739) vollendet, gab dazu die Veranlaſſung, indem Engländer ſowohl, als Franzoſen ſich in die innern Streitigkeiten der Fürſten und Statthalter miſchten; und wenn gleich die Franzoſen unter Labourdonnaie und Dupleix anfangs die Oberhand zu behaupten ſchienen: ſo gelang es dennoch den Engländern, nachdem beide aus Indien entfernt worden, bald in Carnatik das Uebergewicht zu erlangen und während der Dauer des 7jährigen Kriegs unter Lawrence's und Clive's Führung ſich immer weiter auszubreiten. Durch die Schließung des eroberten Pondichery hatten ſie ihre Uebermacht auf der Küſte Koromandel gegründet; die mit Surajah Dowlah, dem Nabob von Bengalen, 1756 ausgebrochnen Feindſeligkeiten, durch welche anfangs ſelbſt Kalkutta verloren ging, bahnten Clive den Weg zur wirklichen Oberherrſchaft über dies reiche Land, und der Sieg bei Plaſſey, 26. Juni 1756, gründete die engliſche Alleinherrſchaft in Indien. Als auch der Subah von Oude beſiegt worden, ward durch den Vertrag von Allahabad, 12. Aug. 1765, die Dewany von Bengalen von dem Titular-Großmogul, als ſeinſollenden Oberherrn, an die Engländer abgetreten, und den Nabobs des Landes blieb nur der Schatten der Herrſchaft. Doch koſtete es noch heftige Kämpfe mit dem Sultane von Myſore, Hyder Ali, und deſſen Sohne, Tippo Saïb. Letztrer fiel am 4. Mai 1798 unter den Trümmern ſeiner Hauptſtadt; mit ihm ging ſein Reich zu Grunde, und erſt jetzt konnte die Herrſchaft der Engländer in Indien als allgemein befeſtigt angeſehen werden, denn die Maratten, mit denen die Engländer zuerſt 1774 gekriegt hatten,

blieben die einzigen furchtbaren Feinde der Compagnie. Das brittiſche Gebiet in Indien erhielt nun eine außerordentliche Ausdehnung; ein Reich ward dort von ihnen gegründet, welches an Umfang und Bevölkerung das Mutterland weit übertraf. Kalkutta ward der Hauptſitz ihrer Macht, das übrige Gebiet blieb unter die Präſidentſchaften von Bombay, Madras und Bencoolen vertheilt; die ganze Oſtküſte, der größte Theil der Weſtküſte und am Ganges und Jumna hinaus weit bis nach Delhi gehorchte Alles den Britten. Aber der Gewinn der Compagnie und der Wohlſtand der eroberten Länder ſtand mit der Ausdehnung der Eroberungen in keinem Verhältniſſe. Ueber die getroffnen Maßregeln zu Abſtellung der mannichfaltigen Mißbräuche ſehe man den Art. Oſtindiſche Compagnien. III. Beinahe gleichzeitig mit den erſten Verſuchen der Britten, an dem oſtindiſchen Handel Antheil zu nehmen, waren auch ihre Unternehmungen in Amerika, und zwar zuerſt nach dem feſten Lande dieſes Welttheils. Zwei Compagnien, die London- und Plymouth-Compagnie, wurden zu dem Ende, die erſte für die ſüdliche, die zweite für die nördliche Hälfte der Küſte, von Jacob I. 1606 privilegirt, und noch in demſelben Jahre ward James-Town, in Cheſapeak Bay angelegt. Die Kolonien in einem Lande, welches weder Gold noch ſonſtige, für den Handel vorzüglich taugliche Natur- und Kunſtprodukte beſaß, mußten nothwendig Ackerbaukolonien werden, und blieben es fortdauernd. Während der innern Unruhen in England, die viele Auswanderungen veranlaßten, gewannen die nordamerikaniſchen Kolonien gar ſehr, einzelne Provinzen bildeten ſich und erhielten, nachdem die londoner Compagnie 1625 aufgehoben, die plymouther 1637 verfallen, Verfaſſungen, die ſchon mit vielen republikaniſchen Formen gemiſcht waren. Später erfolgten die engliſchen Niederlaſſungen auf den weſtindiſchen Inſeln, auf Barbados und halb St. Chriſtoph zuerſt 1625, denen bald einige andre kleine Inſeln folgten; doch wurden die weſtindiſchen Beſitzungen, erſt nachdem auf Barbados 1641 und auf dem, den Spaniern 1655 entriſſenen Jamaica 1660 der Zuckerbau eingeführt worden war, als Pflanzungskolonien wichtig. Die Beſitzungen in Nordamerika hoben ſich dagegen ungleich ſchneller als die weſtindiſchen, ſelbſt nachdem in den letztern, 1732 der Kaffeebau einheimiſch geworden war; noch in demſelben Jahre bildete ſich Georgien, die jüngſte der 13. Provinzen. Auch Neu-Foundland (Terre-neuve) ward wegen des Stockfiſchfanges wichtig, und Kanada 1762 durch den Frieden von Paris an England abgetreten. Allein ſchon 1764 entſtanden Streitigkeiten zwiſchen England und ſeinen nordamerikaniſchen Kolonien über die Frage: ob erſteres das Recht habe, die Kolonien zu beſteuern, da ſie nicht im brittiſchen Parlamente vertreten würden? und am 19. Apr. 1775 begann ein Krieg, der durch Frankreichs Unterſtützung mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der 13. Provinzen endigte. So entſtand durch den verſailler Frieden 1783, der erſte unabhängige Staat jenſeit des Ozeans. Was man jedoch allgemein erwartete, erfolgte nicht. Englands Macht ward dadurch nicht gebrochen, vielmehr nahm der Handel mit dem neuen Freiſtaate mit ſchnellen Schritten zu. Kanada und Akadien wurden nun für England von deſto größrer Wichtigkeit; auch die brittiſch-weſtindiſchen Inſeln hoben ſich, je mehr ſich der Handelszwang minderte; das freie Nordamerika aber that Rieſenſchritte; die Zahl ſeiner Provinzen ſtieg von 13 auf 19, und ſeine Flagge wehete auf allen Meeren. Für die weſtindiſchen Kolonien dagegen traten nochmals bedenkliche Verhältniſſe ein, je mehr ſich der An-

Digitized by Google

bau der, ihnen bis dahin ausschließlich eigenthümlichen Erzeugnisse ausbreitete; auch der Sklavenhandel ward endlich im J. 1806 abgeschafft. Später, als Holländer und Britten, traten die Franzosen in die Reihe der europäischen Kolonialvölker ein. Colbert war es, der Frankreich Kolonien und, was man damals für unzertrennlich mit denselben hielt, Handels-Compagnien gab. Doch nur die Pflanzungskolonien hatten einen glücklichen Fortgang, nicht so die gleichfalls versuchten Ackerbau- und Handels-Kolonien. Colbert kaufte die, auf mehrern westindischen Inseln, wie Martinique, Guadeloupe, St. Lucie, Grenada und andern bestehenden, Privatpersonen zugehörenden Niederlassungen 1664, so wie er auch noch in demselben Jahre Kolonisten nach Cayenne sandte; vor allen aber wurden die, aus dem Räuberstaate der Flibustier hervorgehenden Niederlassungen auf einem Theile von St. Domingo wichtig. Die gleichfalls 1664 errichtete westindische Compagnie ging jedoch schon zehn Jahre später zu Grunde. Anfangs Zucker und Baumwolle, seit 1728 zuerst auf Martinique Kaffee, blieben die Haupterzeugnisse der westindischen Besitzungen, welche durch die, 1717 ihnen eingeräumten größern Handelsfreiheiten und durch den Schleichhandel mit dem spanischen Amerika, den englischen bald weit überlegen wurden. Verlor gleich Frankreich durch den pariser Frieden von 1762 einige seiner kleinern Inseln, so gab dagegen St. Domingo überschwenglichen Ersatz, indem es in den letzten Zeiten vor der Revolution jährlich einen rohen Ertrag von 170 Millionen Livres, beinahe so viel, als das übrige Westindien zusammengenommen, lieferte. Durch die Tollheit der Freiheitsapostel ward seit 1791 St. Domingo schrecklich verwüstet; doch hat es sich seitdem unter einer ganz neuen Gestalt (s. Hayti) auch wieder gehoben und besteht jetzt, vereinigt, zwar von Europa nicht förmlich anerkannt, aber doch unangetastet. Ungleich weniger wichtig waren die französischen Kolonien auf dem festen Lande von Amerika. Dort besaß Frankreich seit 1661 Kanada und Akadien nebst Terre neuve, allein die Niederlassungen machten nur langsame Fortschritte; die beiden erstern gingen schon im utrechter Frieden von 1713, letztres nebst Cap Breton 1762 verloren; auch das innere kränkelnde Louisiana ward 1764 an Spanien abgetreten, und Cayenne gab nur einen elenden Ersatz. Die nachmalige Wiederabtretung Louisiana's von Spanien an Frankreich hatte eben so wenig Erfolg, da schon 1803 Frankreich dasselbe an Nordamerika verkaufte. Mit nicht viel besserm Glücke versuchten die Franzosen sich in Ostindien festzusetzen. 1664 verdankte auch eine ostindische Compagnie Colbert ihre Entstehung. Nach vergeblichen Versuchen, sich auf Madagaskar niederzulassen, ward 1670 Pondichery auf Koromandel angelegt, und bald der Hauptsitz der französischen Herrschaft. Doch die Compagnie gerieth in Verfall; zwar ward sie 1719 mit der Missisippi-Compagnie vereinigt, allein nichts desto weniger blieb sie kränkelnd. Dagegen aber besetzten die Franzosen 1720 die beiden von den Holländern verlassenen Inseln, Isle de France und Bourbon, bald unter Labourdonaie's Verwaltung seit 1736 durch Kaffeebau blühend, während Dupleix als Generalgouverneur von Pondichery an der Spitze der Angelegenheiten in Ostindien stand. Vorzüglich seit 1751 machten die französischen Waffen beträchtliche Fortschritte, allein der Friede von 1762 entriß ihnen ihre Eroberungen wieder, und die ostindische Compagnie ward endlich 1769 aufgelöst. Die englische Uebermacht war schon zu groß geworden, als daß die Franzosen, denen nur das geschleifte Pondichery und Carical blieb, sich

ferner mit ihnen hätten meſſen können. Nur Isle de France und Bourbon erhielten ihnen einen ſchwankenden Einfluß auf den oſtindiſchen Handel. Außer den bisher angeführten Hauptkolonialvölkern Europa's, dürfen jedoch auch die Dänen und Schweden nicht gänzlich übergangen werden; ja es gab eine Zeit, wo ſelbſt Oeſterreich an dem Kolonialhandel Antheil zu nehmen ſtrebte. Schon unter Chriſtian IV., 1618, ward in Dänemark eine oſtindiſche Compagnie geſtiftet, die zwar Trankebar von dem Rajah von Tanjore erwarb, dennoch aber 1634 wieder zu Grunde ging. Kein günſtigeres Schickſal hatte die zweite, 1670 geſtiftete Compagnie, die jedoch bis 1729 beſtand. 1671 hatten die Dänen auch die Inſel St. Thomas in Weſtindien beſetzt, wozu in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. noch St. Jean und St. Croix kamen, die ſie von Frankreich erkauften. 1734 ward eine weſtindiſche Compagnie errichtet, nach deren Aufhebung aber (1764) der Handel nach Weſtindien freigegeben, worauf ſich die dortigen Inſeln ſchnell hoben. Auch der oſtindiſche Handel, für welchen 1732 eine Compagnie errichtet worden, war ſehr gewinnreich, wiewohl die Compagnie nur hauptſächlich mit China Handel trieb, ihre Niederlaſſungen in Oſtindien aber 1777 an die Krone abtrat. — Auch Schweden, obgleich es keine Beſitzungen in Indien hatte, errichtete 1731 eine oſtindiſche Geſellſchaft, um unmittelbaren Antheil an dem Theehandel mit China zu nehmen, den es mit vielem Glücke führte; 1784 aber gelang es ihm, durch die Erwerbung der kleinen Inſel St. Barthelemi von Frankreich, in Weſtindien feſten Fuß zu faſſen. — Unglücklicher war Oeſterreich, das unter der Regierung Carls VI. durch Errichtung der Compagnie von Oſtende 1722 einen unmittelbaren Verkehr mit Oſtindien anzuknüpfen verſuchte, aber durch das heftige Widerſtreben Englands und Hollands ſich genöthigt ſah, 1731 die Compagnie wieder aufzuheben. Eine, im letzten Viertel des 18. Jahrh. verſuchte Niederlaſſung auf den nicobariſchen Inſeln im indiſchen Meere, welche früher von den Dänen beſetzt, der ungeſunden Luft wegen aber wieder verlaſſen worden waren, hat eben ſo wenig Fortgang gehabt. Erſt in neuern Zeiten ſah Rußland 1787 eine eigne Compagnie zur Betreibung der Jagd und des Pelzhandels auf den Kurilien, Aleuten und den Küſten von Nordweſtamerika entſtehen. Eine Ukaſe, die zum Vortheil dieſer Handelsgeſellſchaft und der aleutiſchen Inſeln andern Nationen das Befahren der Küſten zwiſchen Aſien und Nordamerika, ſo weit Rußland an einer Seite Küſten beſitzt, und auch Fiſcherei verbot, hat von Seiten der Nordamerikaner Widerſpruch gefunden und den Beſchluß veranlaßt, militäriſche Plätze in dem Theil der Nordweſtküſte Nordamerika's anzulegen, den Spanien und England an die vereinigten Staaten abgetreten haben. So waren Oſtindien und Amerika die vornehmſten Punkte, wohin die Kolonialunternehmungen der Europäer gingen; doch ſo lange der Sklavenhandel in ſeiner ganzen Ausdehnung beſtand, war auch Afrika für das europäiſche Kolonialweſen nicht unwichtig, und ſogar in Auſtralien hat man in neuern Zeiten eine engliſche Kolonie entſtehen geſehen. Größtentheils waren es nur einzelne befeſtigte Faktoreien, welche die Kolonialvölker an den Küſten von Afrika beſaßen und noch beſitzen. Ihr Hauptzweck war der Sklavenhandel, der größtentheils durch privilegirte Compagnien betrieben ward. Dagegen ward 1786 durch die Engländer eine freie Negerkolonie zu Sierra Leone gegründet, und die von Dänemark und England (1802 und 1806) ausgegangene Abſchaffung des Sklavenhandels muß nothwendig bedeutend auf die afrikaniſchen

Niederlassungen zurückwirken. — Die Entdeckung von Australien führte 1788 die bekannte Niederlassung zu Sidney Cove in Neu-Süd-Wales auf dem Festlande des neuen Welttheils herbei, die bald eine blühende Ackerbaukolonie ward. Aus diesem kurzem Abrisse der Geschichte des Kolonialhandels des neuen Europa's geht nun die hohe Wichtigkeit hervor, welche Kolonien und Kolonialhandel in neuern Zeiten erhielten und erhalten mußten. Der Handel erhielt dadurch ungleich größere Ausdehnung und einen neuen Schwung, und bald erkannten die Völker, daß derselbe, wenn gleich nicht die einzige, doch eine der Hauptquellen ihres Wohlstandes sei. Daher das Streben fast aller europäischen Staaten, an diesem vortheilhaften Verkehre thätigen Antheil zu nehmen. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß die Vortheile des Kolonialhandels nicht selten zu hoch angeschlagen wurden, daß man, getäuscht durch die Vorspiegelungen des Mercantilsystems und noch mehr durch den großen Wohlstand, den einzelne Kolonialvölker erlangten und den man ausschließlich ihrem Kolonialhandel zuschrieb, diesen ohne alle weitere Rücksicht auf das besondre Genie und den besondern Charakter der Nation und auf ihre geographische und politische Lage, einen übertrieben hohen Werth beilegte. Dadurch verleitet, suchte man soviel, als möglich alle Fremden von diesem Handel zu entfernen, um ausschließlich die Vortheile desselben zu genießen, und es bildete sich, in Bezug auf die Kolonien, ein Völkerrecht, welches durch seine ungroßmüthigen Grundsätze sich sehr zu seinem Nachtheile von dem in Europa befolgten unterschied. So suchten schon die Portugiesen und Spanier alle andre europäische Nationen von der Schiffahrt der Meere, an denen ihre Kolonien gelegen waren, auszuschließen und selbst durch die gewaltsamsten Mittel diese Anmaßung zu behaupten. Allein weder Spanien, noch Portugal vermochten auf die Dauer solche übertriebne Ansprüche durchzusetzen, gegen welche sich vorzüglich England und Holland schon früh erklärten. Jedoch kaum waren beide in den Besitz des Kolonialhandels gekommen, als auch sie zwar nicht dieselben, aber nicht viel edlere Grundsätze aufstellten. Ward gleich im Allgemeinen der Grundsatz anerkannt, daß die indischen Meere nicht einer Macht ausschließlich angehörten: so suchten dagegen die neuen Besitzer nicht nur durch Verträge sich die ausschließliche Herrschaft über einzelne, beträchtliche Theile derselben von andern Staaten zusichern zu lassen, sondern auch durch Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen aller Art, selbst mitten im Frieden, ihre Nebenbuhler von jenen Meeren zu verscheuchen. Allgemein aber ward der Grundsatz angenommen, daß jede fremde europäische Nation von dem Handel mit den Kolonien der andern ausgeschlossen blieb; ja nicht selten war selbst das Anlanden und Besuchen der Häfen den Fremden durchaus verboten. Der Kolonialhandel selbst zerfällt seiner Natur nach, in drei Hauptabtheilungen: den Zwischenhandel mit den verschiednen Ländern jener fernen Gegenden, den Zwischenhandel zwischen Europa und den Kolonien und den Handel mit Kolonialwaaren in Europa selbst. Den Zwischenhandel in jenen fernen Gegenden, wo die Kolonien gelegen sind, der vor der Ankunft der Portugiesen in Ostindien, denn von diesem ist hauptsächlich hier die Rede, sich beinahe ausschließlich in den Händen der Araber oder Mauren befand, suchten die Europäer schon früh an sich zu reißen, jedoch glückte ihnen dies nicht so vollkommen, daß nicht noch einige andre Nationen, in spätern Zeiten vorzüglich die Chinesen und die Hindus selbst, daran einen beträchtli-

chen Antheil behalten hätten. Eben so wenig vermochte der Handel mit Kolonialwaaren in Europa ausschließlich das Eigenthum einer Nation zu verbleiben, wiewohl natürlich diejenige, welche die Waaren aus der ersten Hand geholt, darin manche Vortheile vor andern voraus hatte, die dieselben von ihr zu kaufen gezwungen waren. Mit Ausnahme der Spanier und Portugiesen, deren Handel in Europa bis auf die neusten Zeiten größtentheils nur ein Passivhandel blieb, suchten alle übrigen Nationen den Handel mit den Erzeugnissen ihrer Kolonien auch in Europa so viel als möglich für sich zu einem Activhandel zu machen. Vorzüglich war und blieb es jedoch der Zwischenhandel zwischen Europa und den Kolonien, den jede Nation ausschließlich mit strenger Entfernung aller Fremden sich vorbehielt. Es war dies die allgemeine Sitte in Friedenszeiten, und auch in Kriegszeiten ward sie beibehalten, so lange es noch keinen übermächtigen Seestaat in Europa gab, d. h. bis zu Anfang des siebenjährigen Krieges. Damals aber erhielt die englische Seemacht ein so großes Uebergewicht, daß in dem, zwischen England und Frankreich geführten Kriege die französische Flagge es nicht wagte, auf dem Meere zu erscheinen, und selbst den Handel mit ihren Kolonien weiter zu betreiben. Jetzt fingen die Franzosen an, ein, von ihnen und den übrigen minder mächtigen Kolonialstaaten, in den folgenden Kriegen mit England gewöhnlich wiederholtes Verfahren zu üben, nämlich den Handel mit ihren Kolonien zu einem freien Handel für alle befreundete und neutrale Staaten zu erklären. Auf diese Weise sicherten sie nicht nur ihre Kolonien, die zum Theil der Zufuhr nicht entbehren konnten, sondern sie retteten so wenigstens einen Theil des Gewinnes des Kolonialhandels, indem die Neutralen größtentheils nur als Kommissionäre den Handel zwischen dem Mutterlande und den Kolonien fortführten, und ersteres nur die Fracht für die hin- und hergeschickten Waaren verlor. Da aber England, welches bekanntlich in neuern Zeiten sich in der Regel immer geweigert hat, den Grundsatz: frei Schiff, frei Gut, anzuerkennen, diesen Handel störte: so fingen die Neutralen an, die Waaren der Kolonien, mit denen ihnen der Handel freigegeben worden war, zu kaufen und als ihr Eigenthum zu verführen. Die Engländer dagegen behaupteten, es sei dies in der Regel nur ein Scheinkauf, die Neutralen machten nach wie vor nur die Frachtfuhrleute für die andre kriegführende Partei, und allerdings mögen sie wohl in vielen Fällen Recht gehabt haben, wenn z. B. große Ankäufe für Oerter und Gegenden gemacht wurden, wo zum Absatze einer solchen Menge von Kolonialwaaren gar keine Gelegenheit war, oder wenn plötzlich vorher gänzlich unbekannte Handelshäuser ungeheure Unternehmungen in Kolonialwaaren machten, die sie unmöglich mit ihrem eignen Vermögen bestreiten konnten. Da England ferner behauptete, es seien alle, gegen diesen betrüglichen Handel ergriffne Vorsichtsmaßregeln durch die List der Neutralen unwirksam: so stellte es einen Grundsatz auf, der seitdem unter dem Namen der Kriegsregel von 1756 einen der Hauptstreitpunkte zwischen England und den Neutralen abgegeben hat. Die Engländer, welche den Verkehr des Feindes mit seinen Kolonien nicht nur als eine wichtige Hülfsquelle für denselben, sondern auch vorzüglich als ein treffliches Sicherungsmittel dieser Kolonien selbst betrachten, behaupten dem zufolge, es müsse derselbe, da er in Friedenszeiten allen Neutralen versagt sei, angesehen werden als ein feindliches Besitzthum, welches, gleich jedem andern feindlichen Eigenthume, ein Gegenstand des Kampfes sei und dem Sieger zugehöre;

Digitized by Google

die Neutralen aber hätten keineswegs das Recht, von der dem Feinde nur durch die Noth abgedrungnen Erlaubniß, diesen Handel zu führen, Vortheil zu ziehen, so wenig wie sie eine vielleicht gefährlich gelegne Besitzung für die Dauer des Kriegs unter ihren Schutz zu nehmen befugt wären. Auch könnten sich die Neutralen desto weniger über eine Beeinträchtigung beschweren, da ja der Verkehr mit den Kolonien des Feindes ihnen von demselben in Friedenszeiten gleichfalls keineswegs gestattet sei. Unter den Neutralen ist es vorzüglich Amerika, welches über die Kriegsregel von 1756 bittre Klage geführt hat, so wie wiederum England sich nicht minder heftig über die Betrügereien und Beeinträchtigungen der Nordamerikaner beschwerte. Doch nicht genug, die Kolonien von allem Verkehre mit den Fremden abzuschneiden, gab die Handelseifersucht und das Merkantilsystem noch einer Menge, für das Aufblühen der Kolonien höchst nachtheiligen Beschränkungen ihre Entstehung, wodurch ihr Verkehr mit dem Mutterlande selbst so viel, als möglich beengt ward. Man ging dabei, wenigstens in der Folge, von dem Gesichtspunkte aus, die Kolonien in der möglich größten, merkantilischen sowohl, als auch, wie wir bald sehen werden, politischen Abhängigkeit zu erhalten. Die vornehmste dieser Maßregeln und die am häufigsten geübte war die Errichtung von Compagnien, denen der Handel zwischen dem Mutterlande und den Kolonien ausschließlich übertragen ward. Abgesehen von den Nachtheilen, welche die Regierung solcher Compagnien für die Kolonien mit sich führt, ward schon das ausschließliche Handelsrecht derselben für die Kolonien in der Regel höchst drückend. Die nothwendige Folge dieser Beschränkung der freien Theilnahme war die, daß der Flor der Kolonien ungleich langsamer zunahm, als ohne sie der Fall gewesen sein würde. Freilich aber war auch dem Mutterlande an dem Aufblühen der Kolonien selbst in der Regel wenig gelegen; nur den größtmöglichsten Gewinn wollte man von ihnen ziehen. Die Kolonien erhielten so die Waaren und Erzeugnisse des Mutterlandes gewöhnlich in geringerer Güte und zu höhern Preisen, und die natürliche Folge war, daß sie desto weniger producirten. Aehnliche Wirkung mußte dieser Zwang der Compagnie auf das Mutterland haben, dem sie willkürlich die Preise setzten; auch die Compagnien selbst gewannen dabei in der Regel nicht, sondern nur ihre Bedienten, indem die unvermeidlichen Unterschleife und Betrügereien aller Art früher oder später die Angelegenheiten der Compagnien zerrütteten. Scheint gleich die englisch-ostindische Compagnie hiervon eine Ausnahme zu machen, so scheint es doch nur so, und man weiß, daß nur außerordentliche Umstände und Unterstützungen sie schon mehr als einmal von dem drohenden Verderben erretteten. Man hat Compagnien oft als unumgänglich nothwendig gepriesen, um den Handel in fernen Gegenden, vornemlich in Ostindien, mit Vortheil zu betreiben, indem man theils die Unbekanntschaft mit den dortigen Sitten und Gebräuchen, die Gefahr, durch zu große, zufällige Concurrenz sich einander den Markt zu verderben, endlich auch die Unsicherheit, mit räuberischen Fürsten und Völkern zu verkehren, als Gründe anführte, weswegen dort der Handel von Privatpersonen keineswegs betrieben werden könne. Allein man bedachte nicht, daß die Unbekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen, und die Gefahr, sich den Markt zu verderben, eben so gut bei andern Zweigen des Handels Statt findet oder Statt finden kann, bei denen man dennoch nie daran dachte, sie durch Compagnien betreiben zu lassen, und daß die Gefahr, welche von den

Feindſeligkeiten der dortigen Fürſten und Völker drohe, erſt vornehmlich durch die Compagnien ſelbſt erregt wurde, indem der Diener einer mächtigen Körperſchaft ſich in der Regel ungleich gewaltſamer und ſtolzer beträgt, als der einzelne wehrloſe Kaufmann, der auf den Schutz keiner bewaffneten Macht rechnen kann. Daß Compagnien zu dem Kolonialhandel nicht durchaus nothwendig ſind, das beweiſt ſchon das Beiſpiel der Spanier und Portugieſen, die dergleichen in ihrer blühenden Periode nicht kannten; ſtatt die Compagnien als den Grund des Blühens des oſtindiſchen Handels anzuſtaunen, ſollte man ſich vielmehr darüber wundern, daß trotz der Compagnien dieſer Handel ſo blühend ward. Das große und ſchnelle Glück, welches zumal die holländiſch-oſtindiſche Compagnie machte, reizte allenthalben zur Nachahmung, doch ohne gleichen Fortgang. Zugleich mit den Compagnien, auch wohl ohne dieſelben, fanden noch andre Beſchränkungen des Kolonialhandels Statt. So ward es z. B. in der Regel jedem Unterthanen verboten, in Dienſten einer fremden Macht, oder wenn der Handel ausſchließlich einer Compagnie gehörte, ohne Einwilligung derſelben nach den Kolonien zu fahren; es ward ferner der Handel gewöhnlich nur auf einige beſtimmte Häfen, auf eine beſtimmte Anzahl Schiffe, auf beſtimmte Zeiten beſchränkt. Auf jede Art ſuchte man den Grundſatz geltend zu machen, den Kolonialhandel ſo viel als möglich abhängig von dem Mutterlande zu erhalten. Erſt in neuern Zeiten hat man angefangen, auch hier ſich freiern Grundſätzen zu nähern. Wurden auch die beſtehenden Compagnien nicht aufgehoben, was jedoch mit einigen wirklich der Fall war: ſo wurden dennoch die ausſchließlichen Freiheiten beſchränkt, und auch Nichttheilnehmern an denſelben, wie z. B. in England, die Möglichkeit verſchafft, an dem Kolonialhandel Antheil zu nehmen, überhaupt aber dieſem größere Freiheit geſtattet. Was die Regierung der Kolonien betrifft, ſo fand auch hier vom Anfang an der Grundſatz Statt, ſie in einer gleich ſtrengen politiſchen als merkantiliſchen Abhängigkeit zu halten. Handel und Regierung ſtanden bei ihnen immer in der genaueſten Verbindung, wenn dies gleich nicht bei allen in gleichem Maße der Fall war. Die Kolonien laſſen ſich überhaupt nach ihrem Zwecke und ihrer Einrichtung in vier große Klaſſen theilen, nämlich in Ackerbau-, Bergbau-, Pflanzungs- und Handels-Kolonien. In den erſtern — von der Art ſind hauptſächlich die Kolonien im nördlichen Amerika — iſt, wie der Name ſchon angibt, Landbau die Hauptſache; die Europäer, die ſich dort niederlaſſen, werden Landeigenthümer und kehren ſelten in ihr Vaterland zurück. In der zweiten und dritten Generation, je mehr allmälig die Bande der Verwandtſchaft und ſonſtige Verhältniſſe, die ſie an das Mutterland knüpften, abſterben und die Erinnerungen erlöſchen, erwachſen die Koloniſten immer mehr zu einer eignen Nation und werden leicht ihrem Vaterlande entfremdet. Daher iſt auch, wie die Erfahrung gezeigt hat, der Beſitz dieſer Kolonien, ſo wie die Menſchen ſich in demſelben vermehren und in nähere Berührung mit einander gerathen, unſicher. Beinahe in denſelben Verhältniſſen ſtehen die Bergwerkskolonien, bei denen Gewinnung der edlen Metalle und Edelſteine die Hauptſache iſt; — ſo vorzüglich die Niederlaſſungen der Spanier und Portugieſen im ſüdlichen Amerika. Dieſe gehen ihrer Natur nach leicht in Ackerbaukolonien über, und auch in ihnen bildet ſich dann, wenn gleich langſamer, eine eigne ſelbſtſtändige Nation, wie dies ſchon jetzt größtentheils in den ſpaniſchen, weniger aber noch in den portugieſiſchen Beſitzungen von Südamerika der Fall iſt. Ganz

Digitized by Google

anders verhält es ſich dagegen drittens in den Pflanzungskolonien, deren Zweck die Erzeugung gewiſſer, in der Regel nur unter einem heißen Himmelsſtriche gedeihender Pflanzen für Europa iſt, wie z. B. vornehmlich die Niederlaſſungen auf den weſtindiſchen Inſeln. Eine Nation bildet ſich hier nicht leicht. Zwar ſind Europäer dort Beſitzer von Pflanzungen, allein nur in geringer Zahl und außerdem nur ſelten dort einheimiſch, indem ſie wegen des ungeſunden Klima's und der Unbequemlichkeiten des Lebens entweder ihre Pflanzungen durch Aufſeher verwalten laſſen und ihren Ertrag in Europa verzehren, oder doch, nachdem ſie ſich ein Vermögen geſammelt, in ihr Vaterland zurückkehren. Die geringe Anzahl der Pflanzer, denn der ungleich größere Theil der Bevölkerung beſteht in Negerſklaven, die ausſchließlich zur Bearbeitung der Pflanzungen gebraucht werden, verurſacht, daß Niederlaſſungen dieſer Art am wenigſten des Schutzes und der Unterſtützung des Mutterlandes entbehren können. In einem ähnlichen Verhältniſſe ſtehn endlich die Handelskolonien, die den Vertrieb der Natur- oder Kunſt-Erzeugniſſen des Landes zum Zwecke haben. Sie ſind erwachſen aus einzelnen Faktoreien und Stapelplätzen des Handels, die allmälig durch Liſt und Gewalt Mittelpunkte beträchtlicher Gebiete wurden; jedoch war der Beſitz von Grund und Boden nur Mittel zum Zwecke, der Handel blieb die Hauptſache. Die Europäer ſind in Kolonien dieſer Art Herrſcher, aber ſelten Landeigenthümer, ſondern in der Regel nur Soldaten, Beamte und Kaufleute. Eben deshalb bildet ſich auch hier nicht leicht eine Nation, indem die hier befindlichen Europäer größtentheils nur Bereicherung ſuchen, und gewöhnlich in ihr Vaterland zurückkehren. Bei der Unabhängigkeit des Militärs in den drei Hauptſtatthalterſchaften des engl. Indiens von einander und dem Einfluß der Civilreſidenten auf ſolches Militär, das in den Bundesſtaaten der oſtindiſchen Compagnie ſtationirt iſt, bei der Miſchung des königl. und Compagniemilitärs, bei der künftig bedeutend werdenden königl. Truppenzahl auf Ceylon und dem öftern Wechſel der Garniſonen, iſt nicht leicht im engl. Indien eine militäriſche Revolution zu fürchten. Das härteſte Schickſal, welches die Bewohner von Handelskolonien treffen kann, iſt, wenn ſie Compagnien in die Hände fallen, die zugleich ſouveräne politiſche Körperſchaften bilden. Es läßt ſich aber vorausſehen, daß, ſo lange der Einfluß der engl. Ariſtokratie auf beide Parlamentshäuſer fortdauern wird, die Compagnie-Regierung im engl. Oſtindien nicht aufhören wird. Die Mißbräuche und die Fehler der Verwaltung der Compagnien nöthigten auch in neuern Zeiten die Regierungen der Mutterländer, dieſelbe mehr oder weniger unter ihre unmittelbare Aufſicht zu nehmen und die Compagnien vornehmlich nur auf den Handel zu beſchränken. Anders iſt dagegen die Regierung gewöhnlich in Ackerbau-, Bergbau- und Pflanzungskolonien geſtaltet; es ſind hier nicht bloß unterjochte Völker, über die man herrſcht, ſondern größtentheils auch Europäer, die ſich hier niederlaſſen, vormalige Bewohner des Mutterlandes, welche man daher mit ungleich mehr Schonung behandeln mußte. Gewöhnlich übernahm die Regierung des Mutterlandes ſelbſt die Verwaltung dieſer Art von Kolonien, wurden ſie aber von Compagnien beſorgt, ſo ward dennoch den Koloniſten einiger Antheil an derſelben gegönnt; in mehrern herrſcht ſelbſt eine beinahe republikaniſche Verfaſſung. Nach Aufhebung des Negerhandels bildete ſich eine fünfte Hauptklaſſe von Kolonien auf der afrikaniſchen Küſte. Diejenige zu Sierra Leona unter brittiſcher Hoheit hat ſchon eine Be-

völkerung von 20,000 Menschen und die brittische Regierung strengt alle Kräfte ihrer Macht und ihres Handels an, sich in große Handelsumsätze mit dem Innern Afrika's zu setzen. Sicher wird also auch Sierra Leona bald ein wichtiger militärischer Handelsplatz werden, sobald die Verbindung desselben mit dem Innern Afrika's, nach dem Wunsche der brittischen Regierung, sich ausgebildet haben wird. Für die amerikanischen Festlandskolonien hat in unsern Tagen eine neue wichtige Periode begonnen. Brasilien war bis 1820 der Sitz eines europäischen Hofes; und das Jahr 1810 war der Anfang weitaussehender Unternehmungen in dem spanischen Südamerika und in Mexiko, welche, nach Nordamerika's und St. Domingo's Beispiele, sich in mehrere Staaten auflösen zu wollen scheinen. (Cz.)

Colonialwaaren. Man begreift unter Kolonialwaaren hauptsächlich nur die Erzeugnisse der Pflanzungs-, Handels- und Bergbau-Kolonien, jedoch der letztern nur zum Theil, denn edle Metalle und Edelsteine werden nicht leicht mit jenem Namen bezeichnet, so wenig als die Erzeugnisse der Ackerbau treibenden Kolonien im engern Sinne; dagegen aber sind Gewürze und Spezereien, ostindische Zeuge aller Art, Farbe- und Möbel-Hölzer, Arzneimittel, Baumwolle, und vor allen Kaffee, Zucker, Reiß und Thee unter diesem Namen bekannt. Der Verbrauch dieser Waaren, der früher nur den Reichern möglich war, hat sich, seitdem das Meer die große Straße für den Handel nach Ostindien und Amerika geworden, seitdem die Europäer selbst beträchtliche Niederlassungen in jenen fernen Gegenden gegründet, seit dem Anfange des 15. Jahrh., vornehmlich aber seitdem Engländer und Holländer den ersten Platz unter den Kolonialvölkern Europa's eingenommen, mit dem Anfange des 18. Jahrh. in's Ungeheure vermehrt. Statt, daß die Kolonialwaaren daher früher nur Gegenstände des höhern Luxus waren, sind sie seit der Zeit Gegenstände des Bedürfnisses, selbst für die niedrigsten Klassen der Bewohner Europa's geworden. Dadurch ward aber auch zugleich eine gänzliche Umwälzung in dem bürgerlichen und politischen Zustande unseres Welttheils herbeigeführt. Der Handel erhielt eine ungleich höhere Wichtigkeit und ein allgemeineres Interesse; denn nur durch ihn konnten diese, zum Bedürfnisse gewordnen Genüsse befriedigt werden. Der Stand der Kaufleute, der sich eben dadurch so außerordentlich vermehrte, bildete bald einen, über die gesammte kultivirte Welt sich verbreitenden Bund, der nur von Einem Zwecke beseelt war, den Handel in seinem Gange zu erhalten; und selbst unter kriegführenden Nationen bemühten sich die Regierungen vergeblich, die Verbindungen der Kaufleute unter einander gänzlich abzuschneiden. So ward durch den, immer lebhafter werdenden Verkehr der Völker unter sich zugleich der Austausch der Ideen befördert, die Begriffe erweiterten sich, ein weltbürgerlicher Geist vereinigte früher beinahe gänzlich isolirte Nationen, und schuf die Völker Europa's gleichsam zu einer großen, gebildeten Familie um. Gleich folgereich ward die, durch den immer steigenden Verbrauch der Kolonialwaaren bewirkte größere Wichtigkeit der Kolonialstaaten, d. h. in neuern Zeiten vorzüglich der beiden Seestaaten in der höchsten Bedeutung des Worts, Englands und Hollands. Für beide und freilich auch im geringern Grade für die übrigen Kolonialstaaten Europa's ward der Handel mit den Erzeugnissen der Kolonien eine vorzügliche Quelle des Reichthums und der Macht; beide wurden dadurch im eigentlichen

Digitized by Google

Sinne für Europa unentbehrlich und trugen, wie kein andrer Staat zur Bildung der europäischen Menschheit bei, wie denn auch die höhere politische Wichtigkeit beider höchst wohlthätig auf das politische Gesammtwesen von Europa zurückwirkte. Beide, vornehmlich England, je mächtiger es war, wurden im eigentlichsten Sinne die Stützen des Systems von Europa. Ihnen lag ja vor allen daran, Europa vor Unterdrückung und Universalmonarchie zu bewahren, damit nicht die Uebermacht eines Staats diesen in den Stand setze, ihnen die Häfen und Küsten des festen Landes zu verschließen, ihnen so die Ausflüsse ihrer Waaren zu verstopfen, und damit zugleich den Gewinn zu entziehen, den sie durch den Vertrieb derselben bisher gemacht hatten. So wurden die Hauptkolonialstaaten die thätigsten Vertheidiger der Unabhängigkeit der einzelnen, vornehmlich der kleinern europäischen Staaten, zugleich aber auch die heftigsten Gegner jeder entstehenden Universalmonarchie und Uebermacht. Daher suchte auch in unsern Tagen Frankreich, sobald es nach einer Universalmonarchie zu streben anfing, die Seemächte von dem Festlande auszuschließen, freilich unter sehr uneigennützig klingenden Vorwänden. Man wollte die Völker vor der Verarmung bewahren, sie von der Steuer befreien, die sie fortdauernd an England, das bei der Uebermacht seines Seewesens bald die einzige europäische Kolonialmacht von Bedeutung war, vornehmlich auch für Kolonialwaaren zahlen mußten, wollte diese Waaren durch allerhand Stellvertreter (Surrogate) überflüssig machen, und so das Festland selbst mit Gewalt und wider seinen Willen bereichern, da die trefflichen Gründe noch immer bei der schwachsinnigen, nur an Gewohnheit hängenden Menge keinen Eindruck machen wollten. Freilich war es auch allerdings auffallend, daß der Kolonialwaaren-Verbrauch schon seit Jahrhunderten Statt fand, und daß man noch immer kein wesentliches Verarmen wahrnahm, sonst hätte ja auch freilich der Handel längst aufhören müssen, da sich mit einer verarmten Nation nicht wohl ein vortheilhafter Verkehr betreiben läßt, — ganz das Gegenstück der letzten Jahre, wo trotz der Bemühungen Frankreichs, das Festland mit Gewalt zu bereichern, dasselbe täglich ärmer ward. Untersuchen wir aber genauer, ob es wirklich gegründet sei, was Frankreich behauptete, daß der große Verbrauch von Kolonialwaaren nothwendig arm machen müsse; so ist es leicht, das Gegentheil davon zu beweisen, was auch durch die Erfahrung vollkommen bestätigt wird. Das neue Bedürfniß nöthigte zu neuem Gewerbfleiß und neuer Thätigkeit, um dieses Bedürfniß zu befriedigen, vermehrte dadurch das Ergebniß der Arbeit und damit zugleich den Wohlstand der Nation. Aber, wendet man ein, das Geld, oder die Hervorbringnisse der Arbeit, gehen jetzt als Tauschmittel gegen Kolonialwaaren aus dem Lande, und würden sonst in demselben geblieben sein! Allerdings; allein theils würde, wäre nicht die Aussicht vorhanden, sich durch den Erwerb einen neuen Genuß zu verschaffen, theils ist ja auch der Zweck alles Gewerbfleißes und aller Thätigkeit, nicht Geld anzuhäufen, sondern die Summe der Genüsse zu vermehren. Wird dieser Zweck erreicht, so haben Industrie und Fleiß gewirkt, was sie wirken sollten. Auf die kleine Zahl verschwenderischer Müssiggänger, die, ohne zu arbeiten, ihr Capital verzehren, um ihre Genüsse zu befriedigen, kann natürlich gar keine Rücksicht genommen werden. — Man erkannte jedoch bald, daß in dem gegenwärtigen Zustande von Europa, alle Kolonialwaaren

gänzlich auszuschließen, nicht gut möglich sei, und so suchte man durch Surrogate aller Art sich zu helfen. Die ungeheuren Zölle, mit denen man zugleich die Einfuhr der Kolonialwaaren belegte, so weit französische Macht reichte, das hieß, in jenen Jahren beinahe über das gesammte europäische Festland, trugen dagegen wesentlich dazu bei, die Völker desselben immer ärmer zu machen; denn diese Zölle mußten bezahlt werden, ohne daß dafür irgend eine werthvolle Sache eingetauscht werden konnte, und brachten zugleich einen höchst verderblichen Schleichhandel hervor. — Was die Kolonialwaaren selbst betrifft, so liefert Ostindien vornehmlich Baumwolle, Zucker, Kaffee, Reiß, Zeuge und Spezereien und Thee aus China, Westindien Cacao, Kaffee, Zucker und Baumwolle; Südamerika edle Metalle und Steine, Färbe- und Möbel-Hölzer und Arzneimittel, Nordamerika Erzeugnisse des Landbaues. Hiedurch bestimmte sich auch der Charakter des Kolonialhandels der einzelnen europäischen Kolonialstaaten, ehe noch in den letztren Zeiten England beinahe in den ausschließlichen Besitz kam. (Cz.)

Colonna (Marc. Ant.), ein großer Feldherr des 16. Jahrh., der sich in den italienischen Kriegen, besonders gegen die Franzosen sehr tapfer erwies. Nach dem Frieden von Noyon 1516 zog ihn König Franz I. auf seine Seite und erhielt wichtige Dienste von ihm. Er wurde 1522 in der Belagerung Mailands von einer Feldschlangenkugel getödtet. Prospero Colonna, sein Oheim, hatte sie, ohne ihn zu kennen, mit Fleiß auf ihn richten lassen. Ein andrer, Marco Antonio Colonna, Herzog von Palliano, war Großconetable von Neapel und Vicekönig von Sicilien, und erlangte in spanischen Diensten großen Ruhm. Er wohnte als Generallieutenant der Schlacht bei Lepanto wider die Türken bei. Nach seiner Rückkunft nach Rom hielt ihm Muretus eine feierliche Lobrede. Er starb in Spanien 1585.

Colonna (Vittoria), die berühmteste unter den Dichterinnen Italiens, war die Tochter des Fabrizio Colonna, Großconnetable's von Neapel, und wurde 1490 zu Marino, einem, ihrer Familie gehörigen Lehne, geboren. Als vierjähriges Mädchen wurde sie dem Fernando Francesco d'Avalos, Marchese von Pescara, einem Knaben von gleichen Alter, zur Gemahlin bestimmt. Die seltnen Vorzüge des Körpers und Geistes, mit welchen die Natur und die sorgfältigste Erziehung sie geschmückt hatten, machten sie zum Gegenstande allgemeiner Bewunderung, so daß viele, selbst Fürsten, um die aufblühende Schöne warben. Getreu indeß ihrem Gelübde, gab sie dem Gespielen ihrer Jugend, der sich auch seiner Seits zu einem der vollkommensten Männer seines Zeitalters ausgebildet hatte, ihre Hand. Sie lebten in der glücklichsten Ehe. Allein die Gefangenschaft, in welche ihr Gemahl 1512 in der Schlacht von Ravenna gerieth, trübte dieses Glück, und sein Tod, den er 1525 in der Schlacht von Pavia fand, endigte es ganz. Vittoria suchte Trost in der Einsamkeit und in der Poesie. Alle ihre Gedichte waren dem Andenken ihres Gemahls gewidmet; sie verlebte sieben Jahre abwechselnd zu Neapel und auf Ischia und zog sich dann in ein Kloster, erst zu Orvietto, nachher zu Viterbo, zurück. Später entsagte sie dem Klosterleben und ließ sich zu Rom nieder, wo sie 1547 starb. Ihre Rime stehen den Gedichten der meisten Petrarchisten ihrer Zeit nicht nach. Den vorzüglichsten Werth haben ihre Rime spirituali (Venedig 1548. 4.),

welche tiefes Gefühl und eine geläuterte Frömmigkeit verrathen. Ihre sämmtlichen Gedichte erschienen 1760 zu Bergamo.

Colonne. In der Kriegskunst, im Allgemeinen eine Anzahl Truppen, welche zusammen ziehen und ihre eigne Richtung halten, um andern Abtheilungen nicht in den Weg zu kommen. Dann eigentlich ein so gestelltes Truppencorps, daß die Breite der ganzen Masse um vieles geringer, als ihre Tiefe ist. Die Colonnenstellung steht zwischen der Linien- und der Rottenstellung mitten inne. Bei der Linienstellung bildet das Heer nur eine weit gedehnte Vorderseite (Front) ohne alle Tiefe. Diese rechts oder links geschwenkt, wobei eigentlich gar keine Front Statt findet, gibt die Rottenstellung, die nur zum Marschiren, nicht zum Schlagen anwendbar ist. Die Colonnen sind mehr oder weniger dicht auf einander geschlossene Truppenabtheilungen, als Regimenter, Bataillone, Divisionen, Pelotons, Sectionen, welche keine größere Front zeigen, als jede einzelne Abtheilung für sich stark ist, und welche nun entweder durch die Gewalt der Masse die Front des Feindes zu durchbrechen suchen, oder sich bei Annäherung an derselben auseinander in Linie ziehen (aufmarschiren, entwickeln, deployiren). Es gibt viele Arten, Colonnen zu bilden, aufzulösen und überhaupt zu gebrauchen. Die Parademärsche bei Musterungen und andern feierlichen Gelegenheiten geschehen immer en colonne. Die Colonne ist die gewöhnliche und natürliche Ordnung des Heers auf allen Märschen. Daher nennt man auch die großen, zum Marsche von Truppen sich eignenden oder dazu gemachten Straßen Colonnen-Wege.

Coloratur, in der Musik, alle geschwinden Figuren, und ganz besonders, im Singen bei Bravour-Arien, die rollenden Passagen, welche der Sänger mit einer gewissen Fertigkeit herauszubringen weiß; überhaupt angenehme, auch oft überladne Manieren in der Musik, durch Schleifer, Läufer, Triller, Tremulanten u. s. w.

Colorit, s. Farbengebung.

Coloß heißt eine ungeheure Bildsäule, ein Riesenbild; daher colossalisch, was ungeheuer, riesenhaft ist. Dies Wort wird alsdann auch figürlich auf außerordentliche und anstaunenswerthe Personen und Dinge angewandt. Ein Coloß von Größe und Stärke — sagt man von einem mächtigen Reiche u. s. w. Eins der berühmtesten Kunstwerke des Alterthums war der, zu den sieben Wundern der alten Welt gerechnete Coloß zu Rhodus, eine ungeheuer große, hohle, metallene Bildsäule des Apollo oder Phöbus, welche der Bildhauer Chares aus 3000 Talenten Erz in 12 Jahren verfertigte; sie soll 70 Ellen hoch gewesen sein, hatte Finger von Mannes-Größe und stand als Leuchtthurm über dem Eingange des Hafens der Insel, so daß die Schiffe unter den ausgebreiteten Füßen der Bildsäule wegliefen. Nach 56 Jahren stürzte sie durch ein Erdbeben zusammen, lag mehrere hundert Jahre in Trümmern, weil das Orakel die Wiederaufrichtung verboten hatte, bis die Sarazenen im 7. Jahrh. nach Christi Geburt die zerschlagnen Stücke auf 900 Kameelen wegführten. — Das Colossalische unterscheidet sich von dem Gigantischen dadurch, daß jenes nicht die Absicht hat, riesenhaft zu erscheinen, sondern, in der berechneten Entfernung betrachtet, sich in natürlicher Größe zu zeigen. Das Gigantische hingegen ist auch in der Erscheinung unförmlich und übergroß, und das Colossalische ist daher, wenn es so gestellt wird, daß es gigantisch erscheint, fehlerhaft.

Digitized by Google

Columbus, s. Colombe.

Columella (Luc. Jun. Moder.), der gelehrteste praktische Ackerbau-Schriftsteller des Alterthums, aus Cadix in Spanien gebürtig, lebte um die Mitte des ersten Jahrh., und schrieb zwölf, noch vorhandne Bücher: de re rustica, welche allerlei Haushaltungsregeln in einer oft rednerischen Sprache enthalten. Hierzu kommt noch ein besondres Werk von der Baumzucht. Das 10. Buch des größern Werks enthält ein Lehrgedicht über den Gartenbau, als Versuch, den Virgil zu ergänzen. Er trägt darin die Vorschriften der Gartenkunst einfach und leicht, aber minder poetisch, als Virgil vor. Die beste Ausgabe dieses schätzbaren Werks ist von Gesner (Rei rusticae scriptores.)

Coluren, sind in der Erdbeschreibung zwei Mittagskreise auf der Himmelskugel, welche die beiden Pole und den Aequator rechtwinklig durchschneiden. Der eine geht durch die beiden Punkte der Sonnenwenden und heißt Colur der Sonnenwenden; der andre geht durch die Aequinoctialpunkte und heißt Colur der Tag- und Nachtgleiche.

Combabus, ein Syrer, der die Treue, mit welcher er die Königin Stratonice auf einer Reise begleitet hatte, durch einen theuer erkauften, aber unumstöslichen Beweis darthat, worüber unsers Wielands Erzählung Combabus zureichenden Beweis gibt.

Combination, im Allgemeinen jede Verbindung gleicher oder verschiedner Gegenstände (Elemente) ohne Rücksicht auf die Ordnung dieser Elemente. Combinationslehre, der Inbegriff der Resultate, zu welchen dergleichen Verbindungen führen können, und der darüber sprechenden Regeln. Die, für Viele gewiß interessante Frage z. B.: wie viel Amben sind aus den 5 gezogenen Lotterie-Nummern überhaupt möglich, d. h. wie oft lassen sich 5 Zahlen, je 2 und 2 ohne Wiederholung verbinden? — gehört in das Gebiet der Combinationslehre. Combinatorische Analysis, die oft sehr verwickelte, durch eine eigne Charakteristik ausgezeichnete Anwendung der Combinationslehre auf die Analysis. Dieser interessante und fruchtbare Theil der Analysis ist durch Professor Hindenburg zu Leipzig seit dem Jahre 1778 zu einer sebständigen Wissenschaft ausgebildet, welche man deutlich und vollständig dargestellt findet in: Weingärtner's Lehrbuch der combinatorischen Analysis, 2 Thle., Leipzig 1801. Man unterscheidet Verbindungen mit und ohne Wiederholung. Die beiden Lotterie-Nummern 4 und 5 z. B. lassen sich in der doppelten Gestalt 4, 5 oder 5, 4 verbinden; beide Verbindungen geben nur Eine Ambe. Man kann die gegebnen Elemente ferner entweder permutirend oder combinirend oder variirend verbinden. Die Frage z. B., wie oft können drei neben einander stehende Personen ihre Stellung verändern? bezieht sich auf Permutation; die Eingangs aufgeworfene auf Combination der Elemente. Variationen endlich sind Combinationen mit allen möglichen Versetzungen der vorkommenden Elemente. Ausführlicher kann der höchst interessante Gegenstand hier nicht behandelt werden.

Comenius (Johann Amos), ein verdienstvoller Verbesserer des Schulwesens, geboren 1592 in dem Dorfe Comma bei Prerau in Mähren, von welchem er den Namen Comenius annahm; sein wahrer Name ist unbekannt. Seine Aeltern gehörten zu der Gemeinde der mährischen Brüder, welche damals viele Verfolgungen auszustehen

hatte. Comenius studirte in Herborn, ward dann Rector in Prerau und hernach Prediger in Fulneck. Diese Stadt ward 1618 durch die Spanier geplündert und verbrannt, und Comenius verlor dadurch seine Bücher, seine Handschriften, seine ganze Habe. Um, der wider ihn als protestantischen Prediger persönlich gerichteten Verfolgung zu entgehen, floh er nach Lissa in Polen, wo er an der Schule arbeitete. Hier gab er 1631 sein Werk: Janua linguarum reserata, heraus, das ihn hauptsächlich berühmt gemacht hat. Dieses Werk hat in Zeit von 26 Jahren Uebersetzungen in 12 europäische Sprachen, außerdem in's Arabische, Türkische, Persische und Mongolische erlebt. Der Verfasser tritt darin als Schöpfer einer, für seine Zeit neuen Methode, die Sprachen zu lehren, auf. Er entdeckte und zeigte die sinnliche Lehrart, wodurch die Sprachen, als Schlüssel zu nützlichen Sachkenntnissen, der Jugend auf eine, ihr angenehme Weise beigebracht werden, und das langweilige Erlernen trockner Wortverzeichnisse erspart wird. Sein Ruf ward dadurch überall ausgebreitet. Er wurde nach England gerufen, um den Schulen eine andre Einrichtung zu geben; aber da die Zeitumstände die Ausführuug dieses Plans hinderten, ging er nach Schweden, wo der Kanzler Oxenstierna sein großer Gönner wurde. Von da ging er nach Hamburg, Brandenburg, Schlesien, Siebenbürgen, und kehrte wieder nach Lissa zurück, wo er abermals seine Bücher und einen Theil seiner Handschriften verlor, als nach Gustav Adolphs Rückzug das kaiserliche Heer diese Stadt verbrannte, um sich an den mährischen Brüdern zu rächen, welche etwas zu laut des schwedischen Königs vorige Siege gefeiert hatten. Er ließ sich zuletzt in Amsterdam nieder, wo er noch einige Werke herausgab, und 1671 starb. Sein ganzes Leben war dem Schulwesen gewidmet, das er durch praktische Bemühungen und durch seine Schriften zu verbessern suchte. In der Religion war er ein Schwärmer, entdeckte in der Offenbarung Johannis den damaligen Zustand von Europa und erwartete das tausendjährige Reich im J. 1672. Mit der bekannten Bourignon war er in inniger Freundschaft verbunden. Er verehrte sie als eine Gottbegeisterte. Adelung gibt die Anzahl seiner Werke auf 92 an; doch diese Liste ist unvollständig; er hat mehr geschrieben, aber wenig, was jetzt noch gelesen zu werden verdiente.

Comes palatinus, ein Pfalzgraf in den ältern Zeiten Hof- und Gerichtsbeamter, welcher von den deutschen Kaisern zu Verwaltung der Kammergüter, die in ganz Deutschland zerstreut lagen, angestellt wurde, und in den Ländern seines Bezirks an die Stelle der frühern kaiserlichen Commissarien (Missos, Sendgrafen) trat, und zugleich vom Kaiser bevollmächtigt war, Doctoren, Licentiaten, Magister und Notarien zu creiren, Poeten zu krönen, uneheliche Kinder zu legitimiren u. s. w. Sie wohnten in den kaiserl. Schlössern (Palatium, Palast, Pfalz) und hatten, wenn die Kaiser nicht zugegen waren, in Gemeinschaft mit den Herzogen und Grafen, für die Aufrechthaltung des Landfriedens und der öffentlichen Sicherheit, wie überhaupt für die Handhabung der Gerechtigkeit zu sorgen; so daß jene keinen Landtag halten, noch etwas von Wichtigkeit in den ihnen anvertrauten Ländern ausführen durften, ohne Zuziehung und Vorwissen der Pfalzgrafen. Sie scheinen also gleichsam ein Damm gewesen zu sein, welchen die Kaiser der Macht jener Herren entgegen setzten, um sie aufzuhalten, wenn sie die Schranken durchbrechen wollte. Als aber das kaiserl. Ansehen immer mehr zu

sinken begann, machten auch die Pfalzgrafen sich nach und nach wo sie konnten, zu erblichen Besitzern ihrer Gerichtssprengel. — Aus den Zeiten der sächsischen Kaiser kennen wir Pfalzgrafen zu Sachsen, in Kärnthen, Burgund, am Rhein, in Schwaben, Hennegau, Holland, Seeland, Pfyrt, Kiburg, Namur, Toussilon, Cardaigne und Zütphen. Der Schwabenspiegel dagegen theilt Deutschland in vier Hauptprovinzen: Sachsen, Baiern, Schwaben und Franken, deren jede ihren eignen Pfalzgrafen hatte. Alle diese Pfalzgrafschaften schwanden nach und nach, als solche, aus der deutschen Geschichte, und nur die einzige Pfalz am Rhein behielt wenigstens ihren Namen bis auf die neuern Zeiten, und das Reichs-Vicariat in den Landen fränkischen Rechts; so wie den Kurfürsten zu Sachsen, welche in der Mitte des 15. Jahrh. aufhörten, sich Pfalzgrafen zu nennen, von dieser ihrer ehemaligen Würde, bis zur Auflösung des deutschen Reichs-Vicariats in den Landen sächsischen Rechts verblieben war. Obgleich nun bei den eingetretenen Aenderungen in der Verfassung des deutschen Reichs der frühere Zweck bei der Bestellung von Pfalzgrafen von selbst aufgehört hatte; so fuhren dennoch die Kaiser fort, von Zeit zu Zeit dergleichen zu ernennen, die aber keinen Gerichtsstand hatten, keine Kammergüter verwalteten, und nur die obengenannten geringern Rechte der ehemaligen Pfalzgrafen ausübten. So finden wir, daß 1310 Graf Berthold zu Henneberg in den Fürstenstand erhoben und zum Pfalzgrafen ernannt; auch daß 1524 Graf Gabriel von Ortenburg, sammt seiner Nachkommenschaft, von Kaiser Karl V. mit dieser Würde belehnt wurde. Selbst Gelehrten von bürgerlichem Stande ward dieselbe zuweilen ertheilt. — In Frankreich gab es, vom ersten Ursprunge der Monarchie an, Pfalzgrafen (Comtes palatins, oder du palais), königl. Hofbeamte, Hofrichter, die ungefähr denselben Wirkungskreis hatten, wie die deutschen. Noch unter den Königen aus capetingischen Stamme führten die Grafen von Champagne, von Toulouse, Guyenne und Flandern den Titel Pfalzgrafen, und nannten sich, um zu zeigen, daß sie diese Würde nicht von dem römischen Kaiser, sondern von ihrem Könige hätten, Comtes palatin de France, auch wohl kurzweg Comtes de France oder du Royaume.

Comet, Komet oder Haarstern. So heißen Sterne, welche uns nur zu gewissen Zeiten erscheinen, gemeiniglich nur ein schwaches Licht zeigen, in eine Art von Nebel eingehüllt sind, und meistentheils einen langen, neblichten Schweif nach sich ziehen, der jedesmal von der Sonne abgekehrt ist. Dieser Schweif gab auch Veranlassung zu dem, von einem griechischen, diese Bedeutung tragenden Worte abgeleiteten Namen. Die Kometenbahnen sind nicht, gleich den Planetenbahnen, auf die Grenzen des Thierkreises eingeschränkt; vielmehr durchschneiden diese merkwürdigen Himmelskörper die Ebenen der Planetenbahnen unter allen Neigungen und nach allen Richtungen, einige sind recht-, andere wirklich rückläufig (s. d. Art.); in den von der Sonne entferntern Theilen der Bahn ist ihre Bewegung sehr langsam, in der Nähe der Sonne wird sie über alle Begriffe schnell. Weil sie nur von Zeit zu Zeit sichtbar werden, hat der Aberglaube in ihrer Erscheinung die Vorzeichen unglücklicher, oder doch höchst wichtiger Begebenheiten sehen wollen. Die neuere Sternkunde zeigt uns, daß sie zu unserm Sonnensystem gehörige Himmelskörper sind, die sich in sehr langen, excentrischen Ellipsen um die Sonne bewegen. Man hat bereits von mehr als siebzig erschienenen Kometen die wah-

ren Bahnen um die Sonne mit den dazu gehörigen Elementen berechnet, die Zeit der Wiederkunft mehrerer dieser Kometen auf den Grund dieser Rechnungen lange Jahre vorher bestimmt, und indem die Prophezeiung eintraf, der Astronomie, der erhabensten aller Wissenschaften, einen glänzenden Triumph verschafft. Die Kometen von 1456, 1531, 1607, 1682 und 1759 z. B. sind ein und derselbe, der seine Laufbahn in 76 J. zurücklegt u. 1835 wieder sichtbar sein wird. Wahrscheinlich sind viele Kometen schon erschienen, ohne bemerkt worden zu sein. Ueber der physikalischen Beschaffenheit dieser Himmelskörper schwebt noch ein tiefes Dunkel. Durch Fernröhre betrachtet, erscheint der Kopf des Kometen als ein dichter Kern, der um sich her einen neblichten Dunstkreis hat, der Schweif ist allezeit leuchtend und so dünn, daß man die dahinter befindlichen Fixsterne durch ihn sehen kann. In den ältern Zeiten hielt man sie für bloße Lufterscheinungen; erst seit Tycho de Brahe, und vorzüglich seit Newton, dessen durch mehrere spätere Astronomen und letztlich durch La Place bis zur Vollkommenheit ausgebildete Theorie des Kometenlaufes durch alle, seitdem erschienene Kometen bestätigt worden ist, hat man sie für feste Weltkörper angesehen. Die vielfältigen, zum Theil sonderbaren Vermuthungen über das Wesen der Kometen hier anzuführen, würde zu weitläufig sein; und wir wollen blos bemerken, daß die neuere Theorie dieser Himmels-Körper jeden gegründeten Anlaß zu der Furcht entfernt hat, irgend ein Komet könne sich einmal der Erde so sehr nähern, daß er sie aus ihrer Bahn schleuderte, ihr den Mond raubte u. dergl. m.; schon Dû Sejour (ein verdienter französischer Astronom des vorigen Jahrh.) hat berechnet, daß der Komet von 1770 der Erde bis auf 375,000 Meilen nahe gewesen, ohne eine merkliche Veränderung hervorzubringen.

Comines (Philippe de), Herr von Argenton, geb. 1445 auf dem Schloß Comines bei Menin, in Flandern, verlebte seine Jugend an dem Hofe der Herzoge von Burgund, Philipps des Guten und Carls des Kühnen. Er genoß das ganze Vertrauen des Letztern und trug wesentlich dazu bei, ihn und Ludwig XI. mit einander auszusöhnen. Auch bei verschiednen andern Verhandlungen ward er gebraucht und benahm sich mit Geschicklichkeit. Indeß verließ er die Dienste Carls und trat 1464 in die Dienste Ludwigs XI., wahrscheinlich durch den heftigen unbesonnenen Charakter des Erstern und die Versprechungen des Letztern zu diesem Schritte bewogen. Ludwig überhäufte ihn mit Zeichen seines Wohlwollens; das vertrauteste Verhältniß herrschte zwischen beiden. — Als nach dem Fall Carls des Kühnen Ludwig das Herzogthum Burgund in Besitz genommen, sandte er Comines dahin, ernannte ihn aber bald zu seinem Gesandten zu Florenz, wo während seines einjährigen Aufenthalts die Verschwörung der Pazzi ausbrach und mißlang. Er zeigte bei dieser Gelegenheit die größte Thätigkeit für die Sache der Medici. Bei seiner Rückkehr ward er von Ludwig besser, als je aufgenommen und bald darauf nach Savoyen geschickt, um sich, halb durch List, halb durch Gewalt, des jungen Herzogs Philibert zu bemächtigen und ihn ganz unter die Vormundschaft des Königs, seines Oheims, zu stellen. Zwei Jahre darauf starb Ludwig XI. — Bei der folgenden Regierung stand Comines nicht in gleicher Gunst. Er war zum Mitgliede des Staatsraths unter der Regentschaft ernannt worden und auf die Seite, der Prinzen gegen die weise und wohlthätige Regierung der Anna de Beaujeu, getreten; er ward in alle Ränke des Herzogs von Orleans

verwickelt und schloß sich besonders an den alten Connetable, Johann von Bourbon, an. Als Theilnehmer an einer Verschwörung, die entdeckt wurde, mußte er die härteste Behandlung erfahren und acht Monate zu Loches in einem eisernen Käfig zubringen. Das Parlament machte ihm den Prozeß und erkannte ihn 1488 des Einverständnisses mit mehrern Rebellen und verschiedner andern Verbrechen schuldig. Nach dem Urtheil, das nicht zur Vollziehung gekommen zu sein scheint, sollte er zehn Jahre auf eins seiner Güter verbannt werden und den vierten Theil seines Vermögens verlieren. — Carl VIII. gebrauchte ihn zu verschiedenen Verhandlungen in Italien. Allein die Regierung war zu schwankend und unbesonnen in ihrem Verfahren, man hörte zu wenig auf seinen bessern Rath, als daß er hätte glücklich sein können. Für seine Bemühungen ward ihm nur Tadel und Unzufriedenheit zu Theil, die er nicht verdient hatte. Unter Ludwig XII. scheint er an den Geschäften keinen Antheil mehr genommen zu haben. Er starb 1509 zu Argenton. Seine Memoiren (vollständigste Ausgabe, London 1747, 4 Bde. 4.) sind für die Geschichte jener Zeit von unschätzbarem Werth. Er erzählt darin die Begebenheiten, die er selbst erlebt und an denen er meistens Theil genommen, mit großer Wahrheitsliebe, in einer lebendigen, natürlichen Sprache, und zeigt allenthalben ein richtiges Urtheil, feine Beobachtungsgabe und tiefe Sach- und Menschenkenntniß.

Comitate. Siehe **Gespanschaften.**

Comitien hießen bei den Römern im Allgemeinen die Volksversammlungen, in welchen durch die Stimmenmehrheit die Angelegenheiten des Staats entschieden wurden. Schon unter den Königen fanden sie Statt; zur Zeit der Republik wurden sie von den Consuln veranstaltet. War kein Consul da, so konnten sie auch vom Interrex, vom Prätor, vom Dictator, von den Volkstribunen, Aedilen und Decemvirn, oder auch, wiewohl nur selten und in außerordentlichen Fällen, vom Pontifex Maximus berufen werden. Die Hauptgegenstände, über welche in den Comitien entschieden wurde, waren die Besetzung der höchsten obrigkeitlichen Aemter, die Annahme und Verwerfung neuer Gesetze oder die Aufhebung schon bestehender, Krieg und Frieden, und die Bestrafung von Staatsverbrechen. Zur Wahl der hohen obrigkeitlichen Personen waren die Comitien gewöhnlich auf dem Marsfelde versammelt; wurden sie aus den andern angeführten Ursachen gehalten, so geschah es bald auf dem Forum, bald auf dem Capitol, vorzüglich aber in dem eigentlichen sogenannten Comitium. Unter den Kaisern wurden die Comitien zwar dem Scheine nach beibehalten, jene aber lenkten sie nach ihrer Willkür. Nach den verschiedenen Abtheilungen des römischen Volks in Centurien, Curien und Tribus unterschied man: Comitia centuriata, curiata und tributa; nach den obrigkeitlichen Personen aber, welche darin gewählt werden sollten: Comitia consularia, praetoria, aedilitia, censoria, pontifica, proconsularia, propraetoria und tribunitia. Die ansehnlichsten und wichtigsten waren die Comitia centuriata, in welchen das Volk nach den 193 Centurien stimmte, und welche daher auch majora genannt wurden. Nur an gewissen Tagen durften Comitien gehalten werden. Siebzehn Tage zuvor (per trinundinum) wurde das Volk durch ein Edict dabei zusammenberufen. Am Tage der Comitien selbst bezog der dabei vorsitzende Magistrat, nebst einem Augur, ein Zelt vor der Stadt, um die Auspicien zu beobachten. Wenn

der Augur diese für unverwerflich erklärte, wurden die Comitien gehalten, außerdem mußten sie auf einen andern Tag verlegt werden. Vor Aufgang und nach Untergang der Sonne ward nichts in denselben vorgenommen. Wenn nichts die Comitien hinderte, so kam das Volk an dem bestimmten Tage zusammen. Der vorsitzende Magistrat saß auf seinem curulischen Stuhle und eröffnete die Versammlung durch ein Gebet, das ihm der Augur vorsagte. Dann wurde der Gegenstand der Berathschlagung dem Volke bekannt gemacht, welches sich sofort in seine Tribus und Centurien absonderte. In ältern Zeiten wurden zuerst die Equites, dann die Centurien der ersten Klasse u. s. f. zum Abstimmen aufgerufen; später looseten sie darüber; der Meinung der zuerst stimmenden Centurie folgten gewöhnlich alle übrigen. Anfänglich gab jede Centurie ihre Stimme (Votum) mündlich, später durch Täfelchen. Was die Mehrheit jeder Centurie beschloß, das wurde vom Herold als das Votum dieser Centurie ausgerufen. Unterbrochen wurden die Comitien, wenn jemand in der Versammlung von der Epilepsie (die daher auch morbus comitialis hieß) befallen wurde, wenn ein Volkstribun sein Veto aussprach, und durch verschiedene andere Umstände. — Bei uns hießen die Reichstage Comitien, und Comitial, was auf den Reichstag Bezug hatte, daher Comitialgesandter so viel als Reichstagsgesandter.

Comma nennt man in der mathematischen Klanglehre zwei Intervalle, die sich als Differenzen bei der Vergleichung und Berechnung der Intervallenverhältnisse entwickeln. Das gewöhnlichste dieser kleinen Intervallen ist das sogenannte syntonische Comma, oder das Comma des Didymus, dessen Verhältniß 81 — 80 ist. Es macht den Unterschied aus, der sich zwischen einem großen und kleinen ganzen Tone befindet; denn wenn man von dem Verhältnisse des großen ganzen Tons 10 : 9 abzieht, so bleibt der Rest, oder Unterschied zwischen beiden ganzen Tönen 81 : 80. Ein anderes mit dem Namen Comma bezeichnetes Intervall ist das diatonische oder pythagorische, oder die Differenz zwischen der reinen Octave 2 : 1 und zwischen dem Verhältnisse desjenigen Tons, der als Octave durch die Addition von zwölf reinen Quinten oder Quarten zum Vorschein kommt, nämlich das Verhältniß 531,441 : 224,288. — Comma, ein Interpunctionszeichen, s. Interpunctionszeichen.

Commanderie, Commende, Commenthurei, hieß bei verschiedenen Ritterorden ein gewisses Gebiet, worüber einer von den Ordensrittern bestellt war, der die Einkünfte theils berechnete, theils genoß. Ein solcher Befehlshaber über geistliche Ritterordensgüter hieß Commandeur, Commenthur oder Comthur. War seine Commende weitläufig, so war ihm ein Hauscommenthur beigeordnet. Der Aufseher über die Commenden einer ganzen Provinz hieß der Landcommenthur. Es heißt auch so die Dotation eines Vicarius, oder Altaristen bei Domkirchen.

Commelin (Jérome) aus Douay, ein gelehrter Buchdrucker in Heidelberg, 1598 daselbst gestorben, hat sich durch seine vorzüglichen Ausgaben griechischer und lateinischer Klassiker berühmt gemacht. Sein Zeichen ist eine Figur der Wahrheit. Auch findet man bei mehrern seiner Ausgaben auf dem Titelkupfer die Worte: Ex Officina Sanct Andreana. — Commelin (Johann und Caspar), Oheim und Neffe, beide gleich geschickte Botaniker. Ersterer, 1629 in Amsterdam geboren und 1692 daselbst gestorben, war Professor der Bo-

tanik, richtete den dortigen botanischen Garten ein, und erwarb sich dadurch, so wie durch die vorzügliche Behandlung und Bereicherung desselben, und seine mannichfaltigen gelehrten Werke ein nicht unbedeutendes Verdienst um seine Wissenschaft. Sein Neffe, 1667 ebendaselbst geboren und 1751 gestorben, folgte ihm in der Professorstelle, war zugleich Doctor der Medicin, und Mitglied der naturforschenden Gesellschaft. Seine Verdienste um die Botanik, sowohl im Praktischen, als durch seine zahlreichen und schätzbaren Schriften, stehen denen seines Oheims nicht nach. — Isaak Commelin, in Amsterdam 1598 geboren und 1676 gestorben, war ein Historiker, von dem man mehrere Werke hat. — Die besten sind die, welche Holland betreffen, das der vorzüglichste Gegenstand seiner Untersuchungen war. Seine Geschichte und Beschreibung von Amsterdam, welche er nicht vollendet, die aber sein Sohn Caspar herausgegeben hat, wird noch jetzt geschätzt.

Commerson (Philibert), ein durch seine vorzügliche Thätigkeit, seine Erfahrungen und schönen Sammlungen bekannter Botaniker, war 1727 in Châtillon-les-Dombes geboren, studirte in Montpellier, und ward daselbst Doctor der Medicin. Hier trieb er das Studium der Botanik mit solchem Eifer, daß sein Ruf sich bald verbreitete. Hier legte er auch sein Herbarium an, welches in der Folge das größte je von einem Privatmanne zusammengebrachte geworden ist. Auf Linné's Verlangen gab er für die Königin von Schweden eine Beschreibung der seltensten Fische im mittelländischen Meere heraus, welche eine so vollständige Ichthyologie enthält, als sie damals nur geliefert werden konnte. 1755 machte er eine botanische Reise in den Savoyer- und Schweizergebirgen, legte dann in seinem Geburtsorte Châtillon einen reichen botanischen Garten an, besuchte später die Gebirge von Auvergne und Dauphiné in botanischer Rücksicht, und begab sich 1764 auf seines Freundes Lalande's Aufforderung nach Paris. Er war einer von den Naturforschern, welche der König von Frankreich wählte, die Reise um die Welt (1767) mit Bougainville zu machen (vergl. Bougainville). Nach einer jungen Französin, Hortense Barré, welche ihn in männlicher Kleidung begleitete, nannte er die uns jetzt bekannte Blume Hortensia. Commerson starb auf dieser Reise auf Isle de France 1773. Seine Pflanzen, Zeichnungen und Papiere vermachte er dem pariser königl. Kabinet, wo sie aufbewahrt sind. Vor unabläßigem Beobachten ist er wenig zum eigentlichen Schreiben gekommen; doch hat man von ihm, außer einigen kleinen Werken, seinen botanischen Martyrolog, eine Biographie derer, welche ein Opfer ihrer botanischen Bemühungen geworden sind.

Commissionshandel. Nachdem zu Ende des 15. Jahrh. der Landfriede eine allgemeine Sicherheit der Land- und Poststraßen, so wie auch auf den Gewässern hergestellt hatte, war der Kaufmann im Stande, seine Geschäfte in fremden Orten und Gegenden ohne persönliches Mitreisen durch seine Bekannten und Freunde daselbst verrichten zu lassen. Der Kaufmann betrieb nunmehr die Geschäfte seines eigenen Handels auf eine ganz veränderte Art, indem er bei jeder Handelsunternehmung für seine eigene Rechnung an fremden Orten einem daselbst wohnenden Freunde Auftrag oder Commission zu seiner eigenen Unternehmung gab, alles dasjenige bei derselben zu thun, was er vormals selbst verrichtete oder durch seine Diener verrichten ließ. Diese Handelsart heißt Commissionshandel und denjeni-

gen, welcher ihn für die Rechnung eines andern betreibt, nennt man den Commissionär; der Lohn aber, welchen der Letztere für seine Bemühung beim Geschäfte erhält, heißt Provision. Die Commissionen solcher Art sind theils Einkaufs- theils Verkaufs-Commissionen. KM.

Committee, englisch, franz. Comité, der Ausschuß; die zu einer bestimmten Untersuchung oder Berathschlagung gewählte Anzahl von Personen, insbesondere bei dem englischen Parlamente. Es werden einer solchen Comittee alle zur Erfüllung ihres Auftrags erforderlichen Aufklärungen und Actenstücke mitgetheilt; sie macht dann einen Bericht ans Parlament, worauf dieses in letzter Instanz entscheidet. In der französischen Revolution wurde diese englische Einrichtung nachgeahmt, und unter dem Convente wurde einzelnen Comités sogar die Verwaltung des Reichs in ihren verschiedenen Zweigen übertragen. Die höchste Direction hatten die Comités du salut public, de sureté générale, de guerre. Es gab eine Zeit, wo die ganze Verwaltung unter 24 solcher Comités vertheilt war.

Commodore heißt bei den Engländern ein Schiffskapitän oder anderer Seeoffizier, der ohne Admiral zu sein, ein Geschwader befehligt, und nicht unter dem Oberbefehl eines andern Offiziers steht. Er behält diesen Titel, der an dem Geschäft, nicht an der Person haftet, nur so lange, als dasselbe dauert, während welcher Zeit er den Rang eines General-Brigadiers hat. Aus Höflichkeit wird auch der älteste Capitän von drei oder mehr bloß kreuzenden Schiffen Commodore genannt. — Commodore-Schiff heißt bei einer Kauffahrteiflotte das Begleitungs- und Hauptschiff (Convoy-Ship). Es führt die andern Schiffe und hält sie zusammen, und hat deshalb Nachts ein Licht auf dem Hauptmaste.

Commodus Antoninus (L. Aelius Aurelius), geboren 161 nach Chr. Geb., war der Sohn Marc Aurels und der Anna Faustina, der Tochter des Antoninus Pius. Schon früh gab er Beweise seines grausamen und wollüstigen Charakters. Als ein Knabe von zwölf Jahren befahl er, da das Wasser, worin er badete, zu heiß war, den darüber gesetzten Aufseher in's Feuer zu werfen. Sein Vater, der wahrscheinlich ihn durch Sanftmuth und Beispiel zu bessern hoffte, ließ ihn früh an der Regierung Theil nehmen. Er ertheilte ihm die tribunicische Gewalt, und in seinem sechzehnten Jahre die Consulwürde, bald darauf auch die Titel Augustus und Vater des Vaterlandes. Sodann vermählte er ihn mit der Crispina, einer Tochter des Bruttius Präsens. Alle Bemühungen Marc Aurels blieben indes vergebens, und als nach dem Tode desselben Commodus den Thron bestieg, zeigte er sich als ein Ungeheuer, das einen Caligula, Domitian und Nero noch übertraf. Morden schien seine Lieblingsbeschäftigung zu sein; zur Lust hieb er Menschen, die ihm eben begegneten, von einander, stach ihnen die Augen aus, verstümmelte sie an Nasen, Ohren und andern Gliedmaßen. Er war mit einer außerordentlichen Stärke begabt, und erschien oft, um den Herkules nachzuahmen, mit einer Löwenhaut bekleidet und einer Keule bewaffnet. Seine schändlichen Wollüste zu befriedigen, genügten ihm nicht 300 Beischläferinnen und eben so viel Knaben, noch die niedrigsten Dirnen Roms. Er hatte sogar einen blutschänderischen Umgang mit seinen Schwestern und ermordete eine derselben, Lucilla, die ihm nicht willfahren wollte und eine Verschwörung angesponnen hatte. Um die durch Verschwendung erschöpfte Schatzkammer zu füllen, belegte er das

Volk mit ungewöhnlichen Abgaben, verkaufte Statthalterschaften und Aemter an die Meistbietenden und erließ Verbrechern für Geld die Strafe. Um Proben seiner Stärke und Geschicklichkeit im Fechten zu geben, erniedrigte er sich, auf den öffentlichen Amphitheatern aufzutreten. Er soll auf diese Weise 735 Mal gekämpft und eben so oft gesiegt haben. Der Staat konnte unter einem solchen Regenten nur Unfälle erleiden. Gleich nach seiner Thronbesteigung schloß er mit den Quaden einen unrühmlichen, und mit andern deutschen Völkern einen schimpflichen Frieden. In Britannien erfocht sein tapferer Feldherr, Ulpius Marcellus, bedeutende Vortheile über die Caledonier, wofür Commodus den Beinamen Imperator und Britannicus annahm. Die Regierungsgeschäfte hatte er anfangs seinem Freigelassenen Anterus überlassen. Dieser wurde, weil man ihm die Verführung des Kaisers Schuld gab, von den Befehlshabern der Leibwache ermordet; worauf Commodus, der den Tod seines Lieblings blutig rächte, einen ehemaligen Sklaven Kleander, der seine ganze Gunst besaß, an das Staatsruder setzte. Als aber mehrere Unglücksfälle die Stadt trafen, einen Theil derselben eine Feuersbrunst verzehrte, und eine Hungersnoth das Volk in Verzweiflung setzte, brach eine Empörung aus, und der Kaiser sah sich genöthigt, seinen Minister, den man wegen dieser Drangsale anklagte, hinrichten zu lassen. — Endlich erschien aber auch für ihn der Tag, der so vieljährige blutige Greuelthaten rächen sollte. Er hatte sich vorgenommen, am ersten Tage seines achten Consulats oder am 1. Jan. des Jahrs der Stadt 946 zugleich als Consul und als Fechter aufzutreten, und zu dem Ende die beiden schon erwähnten Consuln ermorden zu lassen. Ueber den Widerspruch seiner Freunde, die ihm davon abriethen, gerieth er dermaßen in Wuth, daß er beschloß, viele derselben hinrichten zu lassen. Das Blatt, worauf er ihre Namen verzeichnet hatte, ward zufällig gefunden und einer seiner Beischläferinnen, Namens Marcia, gebracht, die mit Erstaunen sich selbst darunter fand. Sie unterrichtete die Uebrigen von der Gefahr, und verschwor sich mit ihnen gegen das Leben des Kaisers. Man brachte ihm Gift bei, und ließ ihn, da dasselbe nicht schnell genug wirkte, von seinem Lieblinge Narciß, einem berühmten Fechter, erdrosseln. Auf die Nachricht von seinem Tode, den man für die Folge eines Schlagflusses ausgab, erklärte ihn der Senat für einen Feind des Staats, ließ seine Bildsäulen zerschlagen und seinen Namen aus allen öffentlichen Inschriften vertilgen. Er hatte 31 Jahre 9 Monate gelebt und 12¼ Jahre regiert. Rom verdankt ihm seine schönsten Bäder, die Thermae Antoninianae. Auch legte er zur Versorgung der Stadt, außer der ägyptischen, noch eine afrikanische Getreideflotte an.

Communion; s. Abendmahl.

Como, Hauptstadt einer Delegation im österreichischen Oberitalien, an der Südwestspitze des comer Sees, in einem reizenden, rings von hohen Bergen eingeschlossenen Thale, mit 14,700 Einwohnern. Sie ist mit Mauern und Thürmen umgeben, und vor Zeiten durch ein festes Schloß vertheidigt worden, dessen Ruinen noch jetzt den Gipfel einer kegelförmigen Anhöhe einnehmen. Die öffentlichen Gebäude sind prächtig und die Wohnhäuser sehr anständig. Die bischöfliche Domkirche ist durchaus von weißem Marmor erbaut, und die 12 übrigen Kirchen sind, obschon von geringerem Umfange, zum Theil nicht minder merkwürdig. Die Paläste Galli und Odescalchi

und andere verschönern die Vorstadt Vico. In den Gärten des Palastes Odescalchi stand ehemals die berühmte Ulme, deren der jüngere Plinius in seinen Briefen gedenkt. Die zahlreichen Seidenmanufakturen liefern Sammet, Taffet, Handschuhe und Strümpfe. Die nahen Marmorbrüche werden von einer beträchtlichen Anzahl von Steinmetzen und Bildhauern benutzt. Der Handel mit Graubündten, der Schweiz und Oberitalien beschäftigt mehrere angesehene Handelshäuser. Die Nähe der Alpen macht das Klima nicht selten etwas streng; doch hindern die oft scharfen Winde die Fruchtbarkeit des Bodens nicht, und der Weinstock, wie der Oelbaum wuchern noch wie zu der Römer Zeit in aller Ueppigkeit der südlichen Vegetation. Como ist der nördlichste Punkt wo der Oelbaum gedeiht, in Folge des Sees in der Nähe der Oelberge, der die Folgen der Nachtfröste mildert, die übrigens hier nicht fehlen. — Der nahgelegene von der Stadt so genannte comer See (Lago di Como), den die Adda bildet, ist weltberühmt wegen seiner romantisch-malerischen Ufer, an welchen ein Kranz von hohen Bergen die zierlichsten Landhäuser in der Mitte von Weinbergen und Oelgärten umgibt. Der nördliche Theil des Sees wird zuweilen der See von Chiavenna genannt. Seine größte Länge ist 15 Stunden Weges, die größte Breite noch keine deutsche Meile. Sein Wasserspiegel ist 700 Fuß über der Meeresfläche erhaben.

Comos oder Komos, war der griechische Name für die lustigen Zechgelage junger Leute, die singend dann in die Häuser ihrer Bekannten und Geliebten zogen, um Ständchen zu bringen und Komus war der Name der Zech- und Schmauslieder selbst. Als Gott dieser Festschmäuse kommt Komus bei keinem bewährten alten Schriftsteller vor. Seine ganze Gottheit ist eine Erfindung der neuern Zeit; die den Namen der Festlieder, in denen man den Freudengeber pries, auf den Genius übertrug, unter dessen Schutze man sich in der alten Welt jede heitre Stunde dachte. Zu seiner Darstellung benutzte man eine andeutende Stelle in Philostrat's Gemählden I, 8.

Compagnie ist, in der Kriegssprache, eine Abtheilung von 100 bis 150, gemeiniglich Infanteristen (auch Dragoner haben Compagnien, und bei den Franzosen alle Cavallerie), welche unter einem Hauptmanne, einem Ober-, einem bis drei Unterlieutenants und einem Fähnrich stehen. Bei manchen Waffengattungen, z. B. der Artillerie, den Jägern und selbst bei ganzen Armeen sind oft die Stellen der Fähnriche gar nicht vorhanden. Bei den Franzosen gibt es nur 1 Capitaine, 1 Lieutenant, 1 Souslieutenant, der bei den Garden und der Artillerie Lieutenant en Second heißt. Vier bis neun Compagnien bilden, nach Befinden der Umstände, ein Bataillon. Der bei einer Compagnie angestellte Hauptmann ist entweder der wirkliche Chef derselben, oder er ist nur der Stellvertreter eines höhern Offiziers, (Staabscapitän, Capitaine en Second, Capitän-Lieutenant) und dieser ist der Compagniechef. Ueberhaupt lassen sich über die genaue Eintheilung einer Compagnie keine allgemeine Bestimmungen angeben, da diese fast in allen Heeren verschieden ist, auch bei jeder einzelnen nach dem Kriegs- oder Friedensfuß wechselt, und außerdem nach der Willkür des Regenten allerlei Veränderungen unterworfen ist.

Comparativ, s. Nomen adjectivum.

Comparsen, Comparserie. Das französische Wort: la comparse, bedeutet bei dem Carousel den Aufmarsch der Quadrillen

(Abtheilungen der Ritter) in den Schranken. Es kommt her von dem ungebräuchlich gewordenen compartir, d. h. mehrere Figuren symmetrisch aufstellen. Daher heißt in der Kunstsprache der Bühne: Comparserie, die Anordnung der Aufzüge der Statisten, d. h. der stummen, nicht eigentlich mithandelnden Personen, oder auch Thiere, welche bloß zur Schau auf das Theater kommen. Auch diese Aufzüge selbst werden so genannt, desgleichen die Darstellungen von Volksmassen, Aufläufen, Schlachten u. s. f., und die Sorge dafür macht einen Theil der sogenannten Regie aus. Die Statisten, welche auf diese Art zur Schau auf die Bühne gebracht werden, heißen Comparsen, und man pflegt in der Mehrzahl alle stummen Personen so zu nennen. So untergeordnet sie auch sein mögen, so wichtig ist es doch, dafür zu sorgen, daß sie durch ihre Erscheinung die Wirkung nicht stören und zum Lachen oder Unwillen reizen, wo die entgegengesetzten Empfindungen beabsichtigt werden.

Compaß, Boussole. Dieses Werkzeug hat auf die menschliche Bildung entschiedenen Einfluß gehabt. Mit Hülfe desselben konnte man wagen, den weiten Ozean zu beschiffen, während die Alten, ohne andere Wegweiser, als die Sonne und die Gestirne, welche der Wechsel der Witterung so oft ihren Augen entzog, sich nicht weit von den Küsten entfernen durften. Man kann weder den Erfinder, noch die Zeit der Erfindung des Compasses genau bestimmen. Einige nehmen als solchen den Flavio Gioja, Andere Giri aus Amalfi, im Königreiche Neapel, zu Anfange des 14. Jahrh., aber man hat Beweise, daß die Eigenschaft der Magnetnadel, nach Norden zu weisen, bereits früher in Europa bekannt war, u. die Seefahrer aus Süd-Frankreich bereits zu Anfang des 13. Jahrh. den Compaß gebraucht, der wahrscheinlich durch die Araber nach Europa kam. Den Engländern verdankt man die schwebende Lage des Seecompasses, und den Holländern die bequemen Namen der Weltgegenden auf der Windrose. Die ersten Missionäre trafen die Magnetnadel schon bei ihrer Ankunft in China an. Das wesentliche Stück des Compasses ist die, auf einem Stifte freischwebende Magnetnadel. Diese besitzt die Eigenschaft des Magnets, mit welchem sie bestrichen ist, sich nach der Mittagslinie, jedoch mit einiger Abweichung, zu richten. Der Name Boussole ist holländischen Ursprungs, und bedeutet ein Büchschen. Man nennt so besonders das in der praktischen Geometrie gebräuchliche, mit einer Magnetnadel und einem Diopter-Lineal versehene, allgemein bekannte Meßinstrument. Ist der Compaß besonders für den Gebrauch der Seefahrer eingerichtet, so heißt er Seecompaß und hat gewöhnlich folgende Einrichtung. Die Magnetnadel ist ein plattes Rechteck von beliebiger Länge und gewöhnlich $\frac{1}{24}$ Zoll Breite und $\frac{1}{10}$ Zoll Dicke. Ihre Ecken werden so abgestumpft, daß beide Enden in einen stumpfen Winkel zulaufen. In der Mitte durchbohrt man die Nadel und setzt an dem Umkreise der Oeffnung einen hohlen, über die äußere Fläche der Nadel hervorragenden Cylinder an, der oben mit einem ausgehöhlten, wohlpolirten Achat verschlossen ist. Die Nadel wird hierauf zwischen zwei runden Pappendeckeln eingeklebt, welche die sogenannte Wind- oder Schiffrose ausmachen. Es wird darauf ein Stern von 32 Strahlen gezeichnet, deren Spitzen die Weltgegenden anzeigen. Der Nordpol der Nadel muß dabei mit dem Punkte Norden genau übereinstimmen. Der Rand der Rose wird in 360 Theile getheilt. Um die durch das Schwanken des Schiffes verursachte Schwingung der Nadel zu verhindern, setzt man

an ihre untere Fläche kleine Flügel von Pappe an, welche durch den Widerstand, den sie von der Luft erleiden, bewirken, daß die Nadel eher in Ruhe kommt. Die Nadel mit ihrem Stifte und übrigen Apparate wird in ein rundes kupfernes Gehäuse eingesetzt, welches sich mittelst zweier daran befestigten Zapfen in einem das Gefäß umgebenden Ringe frei bewegt. Der Ring hat in einer Entfernung von 60 Graden von den Stellen, wo das Gefäß ihm eingezapft ist, ebenfalls zwei Zapfen, mit welchen er sich in einem großen, unterwärts liegenden Halbkreise gleichfalls ganz frei bewegt. Dieser ruht unten auf einem Fuße, um welchen sich das ganze Instrument frei herumdrehen läßt. Durch Umdrehung des Gehäuses wird die Windrose nicht mit umgedreht, weil sie an der Nadel befestigt ist, und diese sie, vermöge ihrer Polarität (beständiger Richtung nach dem Nordpol) unbeweglich erhält. Die Aufhängung in einem schwebenden Ringe bewirkt, daß sie sich bei allem Schwanken des Schiffs immer in horizontaler Lage erhält. Der Fuß wird an den Boden befestigt und das Gefäß oben mit einer Glasscheibe versehen. Die Lenkung und Richtung des Schiffes nach dem Compaß erfodert viele Kenntnisse, die einem geschickten Steuermanne unentbehrlich sind. Es kommt dabei auch besonders die jedesmalige Abweichung der Magnetnadel in Betracht. (S. Magnetnadel.)

Competenz eines Gerichts oder Richters ist die Befugniß desselben, eine Person oder Sache vor seinen Richterstuhl zu ziehn. Wo diese Befugniß nicht Statt findet, kann Einrede gegen das Verfahren erhoben werden, welches dadurch nichtig wird. — Auch versteht man zuweilen unter Competenz die jährlichen Geldsummen, welche nachgeborne Prinzen aus den Einkünften des Landes, oder nachgeborne Söhne adelicher Personen aus dem Ertrage der Lehngüter ihrer Familien erhalten. (S. auch Appanagen.) — Competenz-Recht nennt man die Gerechtsame adelicher und anderer schriftsässiger Personen, daß, wenn ihr Vermögen zum Concurs kommt, ihnen doch so viel übrig gelassen werden muß, um, wenn auch eingeschränkt, ihrem Stande gemäß leben zu können.

Composition ist in der Musik die Kunst, vermittelst der Regeln des reinen Satzes oder der Wissenschaft alles dessen, was auf Melodie und Harmonie genauere Beziehung hat, neue Tonstücke hervorzubringen und mit Gefühl und Charakter zu beleben. Es heißen daher nur diejenigen, welche der Tonkunst auf diese Art obliegen, und sie nach diesem Maßstabe behandeln, im eigentlichen Verstande Componisten und Tonsetzer. Denn es kann jeder, wie in allen Künsten, so auch hier, mit gesundem Menschenverstande und anhaltendem Fleiße einen gewissen Grad von Vollkommenheit erlangen, er kann sich gründliche Einsichten in die Harmonie erwerben, über Wirkungen in der Musik und deren Ursachen die richtigsten Urtheile fällen, und in jeder Partitur die kleinsten Abweichungen von der Reinheit im Satze entdecken und zur Noth musikalische Aufsätze machen lernen, denen von Seiten des Rhythmus und der Regeln des reinen Satzes auch die strengste Kritik nichts anhaben kann; allein alle diese eleganten Fähigkeiten gewähren nur Ansprüche auf den Titel eines einsichtsvollen Harmonisten. — Wenn man in der Composition nicht Mittel mit Zweck verwechselt, so hat das Gebiet derselben einen sehr weiten Umfang. Um dasselbe mit festem Fuß betreten zu können, bedarf man der Kenntniß alles dessen, was zum reinen Satze gehört: die Lehre von Melodie, Harmonie, Rhythmus, Generalbaß der Fuge, des Canons

und doppelten Contrapunkts. Mit diesen wissenschaftlichen und zur Composition nothwendigen theoretischen Fächern, welche die Kunst, sich harmonisch richtig und mit Mannichfaltigkeit auszudrücken, lehren, aber über die eigentlichen Mittel zur Erreichung des Zweckes der Composition sehr wenig enthalten, ist zwar sehr viel, aber bei weitem noch nicht Alles gethan. Die hier noch einschlagenden, wissenschaftlichen Theile müssen aus sehr entlegenen Gebieten zusammengetragen werden. So ist z. B. für die Composition des Gesanges nothwendig: vollkommene Kenntniß der Sprache überhaupt, Richtigkeit der Begriffe von Accent, Declamation u. s. w. In Beziehung auf Instrumentalmusik: Kenntniß der Natur und Wirkung jedes Instruments, von dem man Gebrauch machen will, dessen Temperatur = Umfang von Tönen, Verhältnisse seiner Tonarten gegen die übrigen u. s. w. So kräftig nun diese Kenntnisse und Hülfsmittel in Vereinigung mit jenen wirken können: so ertheilen sie doch einem Tonstücke immer noch nicht Seele und Charakter. Diese werden nur durch die unmittelbare Beihülfe der Natur erreicht, und diese besteht hauptsächlich in einem feinen und richtigen Gefühle, einer feurigen Einbildungskraft und in Geschmeidigkeit des Charakters, sich in den und jenen Affect mit Leichtigkeit versetzen zu können. Um dieses letztern aber in Beziehung auf glückliche Uebertragung derselben fähig zu sein, müssen diese Affecte schon in der Seele des Componisten gelegen haben und nur durch den gegenwärtigen Fall angefacht worden sein; und will man dieses wiederum annehmen, so setzt es eine, schon im frühern Alter gehabte Bildung, zweckmäßigen Umgang und Vertrautheit mit mannichfaltigen Situationen aus der sittlichen Welt voraus. (S. auch Malerei.)

Compressibilität. Dieses Wort drückt sehr bequem diejenige Eigenschaft der Körper aus, vermöge welcher sie sich durch hinlängliche Kraft zusammendrücken, d. i. bei unverringerter Masse in einen engen Raum bringen lassen. Dies kann nur geschehen, wenn die Bestandtheile eines Körpers im gewöhnlichen Zustande einander nicht so nahe sind, als sie sein können. Da nun alle Körper Zwischenräume haben, in welche fremde Materien eindringen können; so ist wahrscheinlich, daß alle Körper compressibel sind, obgleich einige, namentlich die tropfbarflüssigen, der Compression einen fast unüberwindlichen Widerstand entgegen setzen. Die Körper, die in ihren vorigen Raum zurückkehren, wenn der Druck aufhört, heißen elastisch, diejenigen, bei denen dies nicht der Fall ist, weich. Compressionsmaschine nennt man die Vorrichtung, durch welche elastische, flüssige Materien zusammengedrückt oder verdichtet werden können. Dergleichen ist z. B. eine, mit Hähnen versehene Luftpumpe, durch welche man die Luft unter fest verschlossenen Gefäßen verdichten kann. Es gibt aber auch einige Maschinen zu Compression trofbarer Flüssigkeiten, z. B. des Wassers, von denen Abich kürzlich eine erfunden hat. Diese besteht aus einem metallenen Cylinder, der 21 Zoll $5\frac{19}{12}$ Linien hoch ist, und 3 Zoll $7\frac{1}{2}$ Linie im Durchmesser hält. Die Dicke seiner Wände beträgt 1 Zoll $2\frac{1}{2}$ Linie. Dieser Cylinder wird mit Wasser gefüllt und ein eiserner, mit Leder umlegter und genau passender Stämpel hineingetrieben. Zu diesem Hineintreiben bediente man sich zuerst einer Schraube, aber hernach wurde, zur bessern Bestimmung der Kraft, ein Hebel vorgeschlagen, der den Stämpel niederdrückt. Ein an dem Stämpel befindliches Merkmal zeigt durch seinen Abstand von einer am Cylinder befestigten Querleiste, wie weit

der Stämpel hinein=, und bei nachlassender Kraft wieder herausgetrieben wird.

Compromiß heißt die Uebereinkunft streitender Personen, daß sie sich mit dem Ausspruche eines gewählten Schiedsrichters wollen begnügen lassen; dann dieser Ausspruch selbst. In der Handlung, besonders bei den Verträgen über Handlungsverbindungen, wird es häufig zur Bedingung gemacht, daß bei eintretenden Streitigkeiten diese nicht gerichtlich, sondern durch ein Compromiß entschieden werden sollen (s. auch Geusen).

Concav heißt die hohle Seite einer krummen Fläche, einer Kugelfläche z. B, und convex ihre erhobne Seite. Bestimmter ausgedrückt: denkt man sich durch einen gewissen Punkt einer krummen Fläche eine berührende ebene gelegt, d. h. eine solche, welche die krumme Fläche in keinem andern Punkte schneidet, sondern nur jenen einzigen mit ihr gemein hat, so ist die, von dieser Berührungsebene abgewendete Seite der krummen Fläche concav, die ihr zugewendete hingegen convex. Auf der Gestalt solcher Flächen in Verbindung mit dem einfachen Gesetze der Reflexion der Lichtstrahlen beruhen nun die Erscheinungen der hohlen oder Brennspiegel, und erhobnen Spiegel, so wie der unter dem Namen Linsen und Lupen bekannten Gläser. Weil nämlich die Lichtstrahlen von einer Fläche immer unter demselben Winkel zurückgeworfen werden, unter dem sie auffallen: so folgt daraus durch eine einfache geometrische Betrachtung, daß, während ebene Spiegel in Folge dieses Gesetzes der Reflexion der Lichtstrahlen, ein vollkommen gleiches Bild des abgespiegelten Gegenstandes hervorbringen, welches so weit hinter der Spiegelfläche entfernt erscheint, als es der Gegenstand selbst vorwärts derselben ist, die auf einen hohlen Spiegel parallel auffallenden Strahlen nach der Reflexion sich einander nähern oder convergiren (auch bei den paraboliſch gekrümmten Spiegeln in einen einzigen geometrischen Punkt, den Brennpunkt oder Focus, und bei andern gekrümmten Flächen, wie bei sphärischen oder elliptischen Spiegeln, mehr oder weniger in einem solchen Punkt sich vereinigen), dieselben Strahlen hingegen nach der Reflexion von einem erhobenen Spiegel sich von einander entfernen oder divergiren; daher dann auch die Gegenstände in dem Hohlspiegel vergrößert, in dem erhobnen Spiegel verkleinert erscheinen, so wie auch daraus die übrigen Erscheinungen dieser Spiegel sowohl, wie der cylindrischen und konischen oder kegelförmigen Spiegel, worauf die sogenannten katoptrischen Anamorphosen beruhen, erfolgen, deren weitere Erklärung aber in die Optik gehört. Aus einem zweiten Gesetz der Lichtstrahlen, daß dieselben nach dem Uebergange aus Luft in Glas einen kleinern Winkel mit einer, auf dem Brechungspunkte senkrecht auf die Ebene gezognen Linie (dem Einfallslothe) bilden, als vor der Brechung, beim Uebergange aus Glas in Luft hingegen dieser Brechungswinkel größer ist, als vor der Brechung (vergl. d. Art. Optik), folgt nach einfachen geometrischen Gründen, daß die auf ein ebenes Glas parallel auffallenden Strahlen auch nach der Brechung parallel bleiben, hingegen dieselben Strahlen nach der Brechung durch ein convexes Glas convergiren, und fast in einem Punkte, dem Brennpunkte, der um die Brennweite vom Glase entfernt ist, zusammenkommen, daher diese Gläser auch Brenngläser heißen, und daß ferner die, durch ein concaves Glas gebrochnen Strahlen, wenn sie vorher parallel waren, nach der Brechung divergiren. Uebrigens sind bloß solche Gläser gebräuchlich, welche von Theilen einer Kugel=

fläche begrenzt, d. i. Kugelsegmente sind, und je mehr conver oder concav ein Glas dann ist, desto kleiner, je weniger es aber solches ist, desto größer ist der Halbmesser seiner Kugelfläche, und offenbar läßt sich aus dem gegebnen Halbmesser durch geometrische Beobachtungen die Brennweite des Glases bestimmen und berechnen. Während ein Glas auf der einen Seite conver oder concav ist, kann es auf der andern entweder eben, conver oder concav sein; mithin gibt es drei Arten von erhobnen Gläsern, converconv re, planconvere und concavconvere oder Meniscus, wo der Radius der concaven Seite größer ist, als der der converen, so wie auch drei Arten von Hohlgläsern, concavconcave, planconcave, converconcave, wo der Radius der converen Seite größer ist der, als der der concaven. Die Wirkung der converen und concaven Gläser ist offenbar desto größer, je größer die Convexität oder Concavität ist; auch wird unter gleichen Umständen von den converen Gläsern das converconver am meisten, das concavconvere am wenigsten die Lichtstrahlen sammeln, und von den concaven Gläsern das concavconcave am meisten, das converconcave am wenigsten die Lichtstrahlen zerstreuen. Uebrigens ist klar, daß ein converconcaves Glas, bei dem beide Flächen gleiche Halbmesser haben, wie z. B. ein Uhrglas, die Strahlen völlig eben so bricht, wie ein ebenes Glas. Daraus, daß die converen Gläser die Strahlen sammeln, folgt nun auch, daß sie vergrößern, weil wir durch sie, wegen der frühern Convergenz der Strahlen Gegenstände unter einem größern Gesichtswinkel sehen, als mit bloßen Augen, und sie daher für größer halten müssen; weil hingegen concave Gläser die Strahlen zerstreuen: so müssen wir, wegen der spätern Convergenz convergirender Strahlen, die Gegenstände durch sie unter einem kleinern Gesichtswinkel sehen, als mit bloßen Augen und sie daher für kleiner halten. Daher denn der Gebrauch der Sammlungsgläser als Brillen für Weitsichtige und der Zerstreungsgläser als Ferngläser für Kurzsichtige, so wie die Anwendung der erstern zu Mikroskopen und Fernröhren, über welches Alles die Optik einen nähern Aufschluß zu geben hat. (Vergl. die Art. Brennglas und Linsenglas.) L.

Concert. 1) diejenige Art von Tonstücken, die absichtlich so eingerichtet sind, daß ein Tonkünstler durch Ausführung der Hauptstimme auf dem Instrumente, für welches sie gesetzt ist, seine Geschicklichkeit beweisen kann. So wie die Instrumentalmusik ursprünglich Nachahmung des Gesanges ist, so ist insbesondre das Concert eine Nachahmung des Sologesanges mit vollstimmiger Begleitung, oder, mit andern Worten, eine Nachahmung der Arie. Daher sollte auch, genau genommen, der erste Zweck eines jeden Concerts sein, diese oder jene Empfindung einer einzelnen Person, nach der von dem Tonsetzer ihr beigelegten Empfindungsart, auszudrücken. Ist die Hauptstimme einem einzelnen Instrumente zugetheilt, so heißt das Concert: Concerto di Camera; ist sie unter zwei zugleich concertirende Instrumente getheilt, so heißt es Doppelconcert; lassen sich endlich zwischen den Sätzen des vollen Orchesters mehrere Instrumente, bald wechselweis, bald vereint hören, so heißt ein solches Concert eine concertirende Sinfonie (sonst Concerto grosso). 2) Eine vollstimmige Musik, die entweder ein Fürst zu seiner und seines Hofes Unterhaltung von seiner Hofkapelle aufführen läßt, oder die man öffentlich veranstaltet, und die von einer Tonkünstler- oder Liebhaber-Gesellschaft aufgeführt wird. Ueber die Besetzung vergl. den Art. Capelle. — Concert spirituel war ein, zu Paris eingerichtetes

Concert, das zur Absicht hatte, an den Tagen, wo die Theater geschlossen waren, den Freunden der Tonkunst, durch Aufführung anderer als Opernmusiken, Unterhaltung zu verschaffen. Die erste Erlaubniß dazu erhielt 1725 Anne Danican, genannt Philidor, ein Bruder des berühmten Tonsetzers; es bestand unter verschiednen Unternehmern bis zur Revolution, wurde nach der Schreckenszeit wieder errichtet, bald aber von den Concerten des Conservatoires verdrängt. — Concertirend (wetteifernd) nennt man eine oder mehrere Instrumentalstimmen, welche die Melodie mit der vorhandnen Hauptstimme wechselsweise vortragen, oder sich zwischen den Sätzen der Hauptstimme mit ausgeführten Solosätzen hören lassen.

Concession, eigentlich das Zugestehen einer Sache, die Erlaubniß; insbesondre die, einem Handwerker vom Staate zugestandne Begünstigung, auf eigne Rechnung sein Handwerk zu betreiben. Bei dem Hasse gegen alle Privilegien fand man auch in der Zunftverfassung so viel Schädliches, daß man sie in Frankreich ganz aufhob, oder durch Concessionen beschränkte. Die Concessionen werden, im Gegensatze mit Gerechtigkeiten, deren Zahl in einer Gemeinde bestimmt ist, und die als jus reale auch vererbt und veräußert werden können, nur als persönliche Begünstigungen ertheilt; der damit Begüngstigte kann sie nicht veräußern und darf auch, zum Unterschiede von den Meistern der Innung oder Zunft, keine Lehrlinge annehmen.

Concetti sind, nach der Uebereinkunft der italienischen und französischen Kunstrichter, glänzende aber eigentlich schielende Urtheile und zugespitzte, weit hergeholte Wortspiele und Tiraden, die besonders durch den italienischen Dichter Marino in bösen Ruf gekommen sind. Der Geschmack daran war eigentlich eine Entwickelungskrankheit aller Literaturen. Spanier u. Engländer haben lange an ihr gelitten. Marino, der sie in Italien einheimisch machte, hatte sie in Frankreich sich zugezogen, wo ein Dichter einst den Wind des Aeolus Landreiter, die Sonne die Fürstin der Kerzen ꝛc. genannt hatte, und Deutschland hat Lohenstein gehabt und hat noch manchen, der vor aller Augen an ihr leidet.

Conchilien sind die Gehäuse oder Schalen einer ganzen Ordnung von Würmern, die man daher Schalthiere nennt. (S. den Art.)

Concilium ist ein lateinisches Wort, welches Versammlung bedeutet, vorzugsweise aber von den Kirchenversammlungen, welche man auch mit einem, aus dem Griechischen entlehnten Worte, Synoden zu nennen pflegt, gebraucht wird. Schon seit dem 2. Jahrh. wurden particuläre, d. h. solche Kirchenversammlungen gehalten, an denen nur die Gemeinden der einen oder der andern Provinz Theil nahmen. Man berathschlagte über die Lehre, die Gebräuche und die kirchliche Zucht, und die versammelten Bischöfe und Aeltesten machten sich gegen einander verbindlich, die Beschlüsse der Synode in ihren Gemeinden einzuführen. Gewöhnlich wurden diese Versammlungen in der Hauptstadt der Provinz (Metropolis) gehalten, und die Bischöfe dieser Stadt, welche seit dem 3. Jahrh. den Titel: Metropoliten, führten, pflegten die Verhandlungen dieser Berathschlagungen zu leiten. Diese Concilien hatten keine andre gesetzgebende Gewalt, als die, welche auf der wechselseitigen Uebereinkunft der Theilnehmer beruhte. Nachdem das Christenthum seit dem Anfange des 4. Jahrh. herrschende Religion im römischen Reiche geworden war, riefen die Kaiser Kirchenversammlungen zusammen, welche, weil alle Bischöfe des ganzen Reichs dazu eingeladen wurden, ökumenische, d. h. allge-

meine Kirchenverſammlungen hießen. Unter dieſen allgemeinen Kirchenverſammlungen ſind folgende die merkwürdigſten: erſtlich das, 325 unter Conſtantin dem Großen zu Nicäa (ſ. den. Art.) in Bithynien gehaltne Concilium, auf welchem Arius für einen Ketzer erklärt, und die Lehre vom Sohne Gottes feſtgeſetzt ward; zweitens das, 381 zu Konſtantinopel gehaltne Concilium, wo man die Lehre von dem heil. Geiſt beſtimmte; drittens das Concilium zu Epheſus (431) und das von Chalcedon (451), auf welchen beiden das Dogma von der Vereinigung der göttlichen und der menſchlichen Natur in Chriſto ſeine nähern Beſtimmungen erhielt. Seit dem 4. Jahrh. kam die Meinung auf, daß die Kirchenverſammlungen unter einer beſondern Leitung des göttlichen Geiſtes ſtänden, und daher das große Anſehn, welches ihre Beſchlüſſe erlangten. So wie die römiſchen Kaiſer, ſo übten auch anfangs die deutſchen Könige das Recht aus, Synoden zu verſammeln, namentlich Carl der Große, unter deſſen Regierung die von ihm zuſammenberufene Geiſtlichkeit des fränkiſchen Reichs (749) eine merkwürdige Kirchenverſammlung zu Frankfurt am Main hielt, welche ſich gegen den, unter den Griechen eingeführten Bilderdienſt erklärte. Im Mittelalter behaupteten die Päpſte das Recht, Synoden zuſammen zu berufen, die jedoch, weil die abendländiſche Kirche ſich bald von der griechiſchen Kirche trennte, nicht als allgemeine Kirchenverſammlungen betrachtet werden können, und unter denen theils die, unter Urban II. zu Clermont (1096) gehaltne, wo der erſte Kreuzzug beſchloſſen ward, theils einige ſpätere Synoden, wo man mit den Griechen über die Wiedervereinigung unterhandelte, die merkwürdigſten ſind. Als zu Ende des 14. Jahrh. das ſogenannte große Schisma (Spaltung) entſtanden war, indem erſt zwei, dann drei Päpſte auf den heil. Stuhl Anſpruch machten, kam 1409 das Concilium zu Piſa zu Stande, welches den Grundſatz behauptete, daß der Papſt unter dem allgemeinen Concilio ſtehe, und die ſchismatiſchen Päpſte richtete. Und als das piſaniſche Concilium auf eine, ſeiner unwürdige Weiſe erloſchen war, ohne daß es das Schisma hatte beendigen können, ward 1414 die koſtnitzer Synode, die feierlichſte und größte aller Kirchenverſammlungen, gehalten, welche den Grundſatz, daß ein allgemeines Concilium über dem Papſt ſei, erneuerte, das Schisma endlich beilegte und außerdem durch die Verdammung des berühmten Johann Huß (1415), und ſeines Freundes, Hieronymus von Prag (1416) merkwürdig geworden iſt (ſ. den Art. Koſtnitz). Auch die zu Baſel (1431) gehaltne Synode erneuerte jenen Grundſatz, und es iſt dieſe Kirchenverſammlung beſonders darum wichtig, weil ſie eine Reformation, zwar nicht in der Lehre, aber doch in der Verfaſſung und in der Zucht bezweckte. Zu der Zeit der Kirchenverbeſſerung war viel von einem allgemeinen Concilio die Rede, welches die Religionsſtreitigkeiten beilegen ſollte; die Proteſtanten verlangten mehr als einmal ein ſolches Concilium; auch der Kaiſer und die der alten Lehre getreu gebliebnen Stände wünſchten es und hielten es für das beſte Mittel, den Frieden in der Kirche wieder herzuſtellen. Die Päpſte aber, eingedenk der zu Piſa, Koſtnitz und Baſel geflognen, ihnen ſo nachtheiligen Verhandlungen, ſuchten immer auszuweichen. Endlich aber konnte der Papſt dem Andringen des Kaiſers und der Stände nicht länger wiederſtehen, und er ſchrieb daher ein Concilium nach Trident (ſ. den Art.) aus, welches auch 1545 ſeinen Anfang nahm und es ſich zum vorzüglichſten Geſchäft machte, das Eigenthümliche des katholiſchen Lehrbegriffs gegen die

Digitized by Google

Protestanten zu befestigen. Seit dem tridentinischen Concilio ist keine Kirchenversammlung, an welcher alle der katholischen Kirche zugethanen Völker des Abendlandes Theil genommen hätten, gehalten worden; mehrere Nationalconcilien aber haben, besonders in Frankreich, Statt gefunden. Die Lutheraner haben ihre Angelegenheiten niemals auf Concilien verhandelt; allein in den reformirten Kirchen sind mehrere, zwar nicht allgemeine, aber doch Particulärsynoden gehalten worden, unter denen besonders die dortrechter (1618), zu bemerken ist, welche die eigenthümlichen Meinungen Calvin's über die Gnadenwahl im Gegensatze gegen die Arminianer bestätigte.

Conclave (wörtlich Gemach), wird hauptsächlich theils von dem Orte gebraucht, wo sich die Kardinäle zur Wahl des Papstes versammeln, theils von der Versammlung der wählenden Kardinäle selbst. Der Papst Gregor X., dessen Wahl drei Jahre lang verzögert worden war, schrieb auf der 1274 zu Lion gehaltnen Kirchenversammlung die Einrichtung des Conclave vor. Wenn der Papst, ward festgesetzt, in einer Stadt, wo er sich mit seinem Hofe aufhielt, sterben würde, so sollten die dort anwesenden Kardinäle nur verbunden sein, zehn Tage lang auf ihre abwesenden Mitbrüder zu warten. Nach dem Verlaufe dieser zehn Tage sollten sich die gegenwärtigen in dem Palaste, in welchem der Papst gestorben, versammeln; hier sollten alle ein Gemach (conclave) ohne Zwischenwand oder Vorhang bewohnen, welches, bis auf einen Eingang in's Innere, auf allen Seiten verschlossen sein sollte, damit niemand mit den Kardinälen heimlich reden könne, und sie selbst sollten auch niemand vor sich lassen, als wer mit Einwilligung aller ihrer Mitbrüder wegen des Wahlgeschäfts gerufen würde. Auch sollte es niemanden erlaubt sein, ihnen einen Boten zu schicken, oder zu schreiben. Doch sollte in dem gedachten Gemache ein Fenster offen bleiben, durch welches ihnen die nöthigen Speisen gebracht würden. Hätten sie drei Tage nach dem Eingange noch keinen Papst gewählt, so sollten sie an den fünf folgenden Tagen Mittags und Abends nur ein Gericht bekommen, und wenn auch diese Zeit abgelaufen wäre, ohne daß sie einen Papst gewählt hätten, so sollten sie bis zur Vollziehung der Wahl nichts weiter, als Brot, Wein und Wasser erhalten. Diese Verordnung Gregors X. ist zwar nicht immer in allen Stücken, aber doch im Wesentlichen bis auf die neuesten Zeiten beobachtet worden. Da die meisten Päpste in Rom starben, so ward das Conclave gewöhnlich in dem vaticanischen Palast gehalten, wo man die Einrichtung traf, daß an den Galerien des Vaticans so viele kleine Zellen, als Kardinäle zugegen waren, in einer Linie erbaut wurden, welche nur ein schmaler Raum von einander schied. Dahin begaben sich die Kardinäle zu zwei und zwei am Tage nach dem Begräbnisse des Papstes, oder an dem zehnten Tage nach seinem Tode, nachdem sie eine Messe, die man Missam spiritus sancti nannte, gehört hatten, und blieben hier, bis die Wahl vollzogen war. Das Conclave, welches den gegenwärtigen Papst Pius VII. wählte, ward, weil Pius VI. fern von Rom gestorben war, von den zu Venedig versammelten Kardinälen gehalten.

Concomitanz, s. Abendmahl.

Concordanz ist ein solches Buch, in welchem alle, in der heiligen Schrift vorkommenden Worte in alphabetischer Ordnung aufgeführt und unter jedes die Stellen, in denen das Wort vorkommt, gesetzt sind. Es gibt Real- und Verbalconcordanzen, und bei beiden

können entweder der griechische oder hebräische Text, oder eine allgemein geltende Uebersetzung zum Grunde gelegt werden. Schriften dieser Art sind theils dem Exegeten nützlich, weil die Vergleichung der Parallelstellen ein wichtiges Hülfsmittel der Erklärung ist, theils dem Prediger, welcher durch sie in den Stand gesetzt wird, die von einem Gegenstande handelnden Stellen der Schrift leicht zu übersehen, und die Aussprüche der heiligen Schriftsteller, derer er sich nur dunkel erinnert, ohne Mühe zu finden. Das erste Werk dieser Art hat im 13. Jahrh. Hugo de Sancto Caro verfaßt, welcher dabei die allgemein geltende lateinische Uebersetzung der Bibel, Vulgata genannt, zum Grunde legte.

Concordat ist ein, zwischen dem römischen Bischofe, als Oberhaupt der Kirche, und einer Regierung zu der Feststellung kirchlicher Verhältnisse geschlossener Vertrag. Verträge, welche der Papst als weltlicher Herr über politische Angelegenheiten mit andern Fürsten schließt, werden nicht Concordate genannt. Eines der berühmtesten Concordate aus der frühern Zeit ist das wormser oder calixtinische, welches 1122 zwischen Papst Clemens II. und Kaiser Heinrich V. zu der Beilegung des langwierigen Investiturstreites geschlossen, und seitdem als ein Grundgesetz des deutschen kirchlichen Staatsrechts betrachtet worden ist. Die meisten Concordate sind den Päpsten durch die Völker oder die Regierungen abgedrungen worden. Das geschah schon im 15. Jahrh. Denn da das kostnitzer Concilium auf eine Reformation des päpstlichen Hofes drang, sah der damalige Papst, Martin V. sich genöthigt, 1418 mit der deutschen und bald darauf auch mit andern Nationen Concordate abzuschließen. Doch ist es den Päpsten auch noch im 15. und 16. Jahrh. gelungen, Concordate, welche zu ihrem Vortheile gereichten, zu Stande zu bringen. Das war der Fall mit den aschaffenburger Concordaten (richtiger werden sie die wiener genannt), welche, nachdem sie Nicolaus V. bloß mit dem Kaiser Friedrich III., ohne Vorwissen der Reichsstände, 1448 abgeschlossen hatte, doch bald darnach von den Reichsständen angenommen wurden. Auch bei dem Concordate, welches Leo X. mit dem Könige von Frankreich, Franz I., 1516 schloß, war der Vortheil auf der Seite des römischen Stuhls. In den letztern Zeiten aber, besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., wo der heil. Stuhl im steten Kampfe mit dem Zeitgeiste erscheint, wurden den Päpsten von den meisten Regierungen Corcordate abgedrungen, in denen jene wichtige Rechte aufopferten. Sie konnten den Kampf mit den Staatsgewalten nicht mehr bestehen, und mußten zufrieden sein, wenn sie nur mit Anstand verloren. Buonaparte, als erster Consul der damaligen französischen Republik, schloß am 15. Juli 1801 mit dem jetzigen Papste, Pius VII., das Concordat für Frankreich ab, welches im April 1802 feierlich vollstreckt ward, die durch die Revolution entstandne kirchliche Verwirrung in Frankreich endigte und die Grundlage der jetzt bestehenden kirchlichen Verfassung dieses Landes ward. Freilich weniger zum Vortheile der Religion, als des Regenten, der sich die Ernennung der Geistlichen und andre wesentliche Rechte des Kirchenregiments vorbehielt, der Staatscassen, die, nachdem sie während der Revolution das gesammte Kirchengut als Nationaldomäne an sich gerissen hatten, durch die Herabsetzung der im alten Frankreich sonst viel größern Anzahl der Metropolitan- und Bischofs-Sitze in dem bis zum Rheine erweiterten neuen Reiche auf 60 zu bedeutenden Ersparnissen berechtigt wurden, ja auch des Papstes selbst, der, ob-

ſchon auf die Wiederherſtellung der geiſtlichen Orden und ſeinen unmitttlbaren Einfluß durch die Legaten Verzicht leiſtend, ſich doch das Recht der kanoniſchen Einſetzung der Biſchöfe und die damit verbundenen Einkünfte ſicherte. Die Religion litt dabei wenigſtens inſofern, als die meiſten Sprengel nun zu groß waren, um gehörig verwaltet werden zu können, und das Schickſal, der ohnehin übelbedachten niedern Geiſtlichkeit, welche die Seele der Kirche iſt, ganz der Willkür des Regenten überlaſſen blieb. Neue Verwirrung entſtand, da der Papſt politiſche Anſichten gegen Napoleon durch Verweigerung der kanoniſchen Beſtätigung einiger Biſchöfe zu erreichen ſuchte. Das erfolgloſe Nationalconcilium (1811 zu Paris) konnte dem Uebel nicht abhelfen, und daß der Entwurf eines neuen Concordats, über den Napoleon (25 Jan. 1813) zu Fontainebleau mit dem Papſte ſich vereinigt zu haben vorgab, um alle bisherige kirchliche Streitigkeiten zu ſchlichten, nur eine leere Vorſpiegelung war, kam ſehr bald an den Tag. Daher ſchloß Ludwig XVIII. mit Pius VII. (11. Juni 1817) zu Rom ein neues Concordat ab, in dem das, den Freiheiten der gallicaniſchen Kirche ſo nachtheilige Concordat von 1516 wieder in Kraft geſetzt, das Concordat von 1801, nebſt den damit verbundnen organiſchen Artikeln von 1802 aufgehoben, durch die Foderung von Ausſtattungen für 42, nebſt ihren Kapiteln und Seminarien, neu zu errichtende Metropolitan- und Biſchofs-Sitze der Nation eine jetzt unerſchwingliche Abgabe aufgelegt, und ſonſt in den unbeſtimmten Ausdrücken des 10. Art., der von Maßregeln gegen eingeriſſene Hindern'ſſe des Wohles der Religion und der Ausführung kirchlicher Geſetze redet, der Unduldſamkeit des päpſtlichen Hofes freies Spiel geöffnet wird. Gefallen konnte dieſe Erneuerung alter Mißbräuche, dieſe Sorgfalt für den Luxus zahlreicher geiſtlicher Generalſtäbe auf Koſten des Volks nur dem ultraroyaliſtiſchen Adel, der darin Mittel zur Verſorgung ſeiner Söhne mit Pfründen ſah; die Nation nahm das Concordat mit einer faſt allgemeinen Mißbilligung auf; die gewichtvollſten Stimmen erhoben ſich dagegen (Grégoire Essai historique sur les libertés de l'église Gallicane. Paris, 1818. Lanjuinais Appréciation du projet de loi rel. aux troi concordats. Paris, 1818. 5me edit. De Pradt: les quatre concordats. Paris 1818, 3 vol.) und die Miniſter ſahen ſich genöthigt, den Geſetzvorſchlag, der es in die Kammern bringen ſollte, zurückzunehmen. Indeß hat es jetzt den Anſchein, daß das abgeſchloſſene blacas'ſche Concordat bald eingeführt werden dürfte. Glücklicher war der Papſt bei dem am 16. Februar 1818 zu Terracina mit Neapel abgeſchloſſenen Concordate, worin er die ausſchließliche Herrſchaft des Katholicismus in dieſem Reiche, die Unabhängigkeit der geiſtlichen Lehranſtalten von der weltlichen Regierung, die freie Verfügung über 12,000 Ducati Pfründen in Neapel zu Gunſten römiſcher Unterthanen, die Rückkehr der Einkünfte von den erledigten Stellen an die Kirche, die unbeſchränkte Freiheit der Appellationen an ſeinen Stuhl, die Beſeitigung der ſonſt nöthigen königlichen Genehmigung zu den biſchöflichen Hirtenbriefen, die Cenſur und Herrſchaft über die Literatur durch Bücherverbote und die Zulaſſung von Novizen in den beſtehenden oder neu zu errichtenden Klöſtern, nebſt der Beſtätigung andrer wichtiger Rechte auf die erſten Stellen in den Kapiteln und auf die Vergebung der Hälfte aller Kanonikate und einfachen Pfründen, der Conſiſtorialabteien und der in curia erledigten Pfarreien; der König aber die Ernennung zu

allen Bisthümern, die Besteuerung der Geistlichkeit, die Verminderung der Bisthümer und der vor Murat bestandnen Klöster und das Verbleiben der veräußerten Kirchengüter in den Händen ihrer gegenwärtigen Besitzer gewann. Das Concordat wurde sogleich in Vollzug gesetzt, jedoch unbeschadet der alten Kirchenfreiheit (Monarchia) Siciliens, wo der König geborner Legat a latere ist. Im Concordat mit Baiern vom 5. Juni 1817 werden für die 2,400,000 Katholiken in Baiern zwei Erzbisthümer: München (mit den Bisthümern Augsburg, Passau und Regensburg) und Bamberg (mit den Bisthümern Würzburg, Eichstädt und Speier) und Seminarien errichtet und anständig mit liegenden Gründen ausgesteuert, die Ernennungen dem Könige unter Vorbehalt der päpstlichen Bestätigung gegen verhältnißmäßige Annaten und Kanzleigebühren überlassen, die Gränzen der bürgerlichen und kirchlichen Gerichtsbarkeit, mit Freistellung der Zuflucht in rein geistlichen Sachen nach Rom, sehr genau bestimmt, neue Klöster verheißen und andre, dem Katholicismus zuträgliche Verfügungen getroffen. Dieses Concordat ward zugleich mit der neuen Verfassungsurkunde im Mai 1818 öffentlich bekannt gemacht, wobei alle Besorgnisse wegen des kirchlichen Zustandes der Protestanten in Baiern gehoben wurden. Oesterreich unterhandelt noch mit dem Papste, der auch die Schweiz noch nicht ganz zufrieden gestellt hat. Ueber das zwischen Preußen und dem Papst abgeschlossenen Concordat sehe man den Art. deutsche Kirche in der neuen Folge dieses Werkes. Die übrigen deutschen Fürsten haben, nach Vereitelung ihrer frühern Unterhandlungen mit Rom, den Plan zu einem gemeinschaftlichen Concordate gefaßt, und die Vorarbeitungen ihrer Bevollmächtigten in dieser Sache zu Frankfurt wurden schon 1818 beendiget. Vergl. den angef. Art.

Concordia, die Göttin der Eintracht. Ihr waren in Rom mehrere Tempel erbaut, und jährlich wurde ihr ein Fest am 16. Januar gefeiert. S. Mythologie (griechische).

Concordien-Formel (Formula concordiae), wird eines der wichtigsten symbolischen Bücher der protestantischen Kirche genannt, welches auf Veranstaltung des Kurfürsten Augusts von Sachsen von mehrern der angesehensten Theologen entworfen wurde. Längst schon hatte Kurfürst August Verdacht wegen heimlicher Anhänger der Lehren des Calvin, und als er hierin bei der veranstalteten Kirchenvisitation noch mehr bestärkt wurde, hielt er ein Concordien-, d. h. ein Einigungs-Buch (welches die Einigkeit der Lehre unumstößlich befestigen sollte) für's beste, um den Religionsgährungen ein Ende zu machen. Zwölf Theologen wurden nach Lichtenberg berufen und bei der, hierauf zu Torgau veranstalteten Versammlung wurde das Nähere untersucht und ausgemacht, und zuletzt in der Versammlung in Kloster-Bergen, 1577, vollendet, worauf denn auch eine feierliche Unterschrift von mehrern Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Reichsstädten ꝛc. erfolgte, und dieselbe 1580 gedruckt wurde. Dem Kurfürsten soll diese Angelegenheit 80,000 Thaler gekostet haben, (vergl. Symbolische Bücher).

Concret, ein logisches Kunstwort. Stellt man sich gewisse Eigenschaften als eben an einem Gegenstande befindlich vor, so betrachtet man sie, nach der Sprache der Philosophie, in concreto; denkt man sie aber abgesondert im Verstande, und nicht als an einem Gegenstande befindlich, so betrachtet man sie in abstracto; z. B. ein

gerechter Mensch ist eine concrete Vorstellung, die Gerechtigkeit aber ist ein abstracter Begriff. Es sind also concret die Anschauungen individueller Gegenstände, oder doch solcher allgemeinen Begriffe, die zunächst an das Individuelle gränzen.

Concubinat heißt die Verbindung eines Mannes mit einer Beischläferin. Daß eine solche Verbindung nach dem Naturrechte erlaubt sei, ist eben so einleuchtend, als daß es dem Staate frei stehe, sie durch besondre Gesetze zu verbieten. Bei den Römern war das Concubinat weder unerlaubt, noch schimpflich. Es wurde vielmehr durch die Lex Julia und durch die Lex Papia Poppaea unverheiratheten Männern förmlich erlaubt, jedoch mit der Bestimmung, daß es sich auf eine einzelne Beischläferin beschränke, und daß nur Weibspersonen von niedriger Herkunft, als Freigelassene, Schauspielerinnen und dergl., nicht aber Frauenzimmer, an denen das Verbrechen der Schändung begangen werden konnte, dazu gewählt wurden. Die im Concubinat erzeugten Kinder galten nicht für rechtmäßig, sondern hießen natürlich. Mit Einführung des Christenthums hörte das Concubinat auf, und schon Constantin der Große gab Gesetze dagegen. Bei den Griechen war das Concubinat selbst verheiratheten Männern erlaubt; auch war die Zahl der Beischläferinnen nicht beschränkt. Das neue französische Gesetz erlaubt dem Ehemanne das Concubinat ebenfalls, nur darf er die Beischläferin nicht in dem Hause halten, das er mit seiner Frau bewohnt.

Concurs, eigentlich ein Zusammenlauf, uneigentlich das Zusammentreten der Gläubiger, um sich in das Vermögen eines Schuldners nach dem Verhältnisse ihrer Foderungen zu theilen (concursus creditorum). Dieser Fall kann nur eintreten, wenn der Schuldner mehr schuldig ist, als er besitzt. Es wird der Concurs eröffnet, d. h. man ladet die Gläubiger ein, sich mit ihren Schuldforderungen zu melden. Concursmasse ist das vorhandne, gesammte Vermögen des Schuldners, worein sich die Gläubiger theilen sollen. Concursprozeß ist das, in solchen Fällen übliche rechtliche Verfahren, (vergl. Falliment).

Concussion, Gelderpressung, Plackerei, crimen concussionis, da Verbrechen, wenn eine obrigkeitliche Person einen Geringern durch falsche Beschuldigung eines Verbrechens, durch angedrohte Bestrafung oder andre Gewaltthätigkeiten in Furcht setzt, oder die Justiz übermäßig verzögert, um Geld zu erpressen.

Condamine (Charles Marie de la), berühmter Naturforscher, war zu Paris 1701 geboren und starb daselbst 1774. Mit einem feurigen Geiste und einem kraftvollen Körper ergab sich La Condamine in seiner Jugend dem Vergnügen; bald aber entsagte er demselben, so wie der schon betretnen militärischen Laufbahn, um sich den Wissenschaften zu widmen. Er trat in die Akademie als Adjoint-Chimiste. Seine Wißbegierde bewog ihn, sich mit mehrern Wissenschaften zu beschäftigen, ohne daß er in eine besonders tief eingedrungen wäre. Er unternahm verschiedne Reisen, die ihn mit Kenntnissen bereicherten. Nachdem er auf dem mittelländischen Meere die Küsten von Asien und Afrika besucht hatte, wurde er 1736 mit Godin und Bouguer gewählt, um durch eine in Peru vorzunehmende Vermessung die Gestalt der Erde zu bestimmen, deren Abplattung gegen die Pole hindurch, außer Zweifel gesetzt wurde, (s. Gestalt der Erde). Zugleich machte er hier die Entdeckung, daß die Berge schwere Körper anziehen und ihnen eine andre Richtung geben, als sie nach dem einfachen

Gesetze der Schwere nehmen würden; eine Wahrheit, die nachher von Maskelyne und Cavendish bestätigt worden. Nachdem Condamine in Amerika seine Arbeiten, unter Besiegung von tausend Schwierigkeiten und Gefahren, vollendet hatte, kehrte er nach einer achtjährigen Abwesenheit in sein Vaterland zurück, und begab sich bald darauf nach Rom, wo Benedikt XIV. ihn mit Auszeichnung aufnahm und ihm die erbetne Dispensation gab, um sich mit einer seiner Nichten verheirathen zu dürfen. Seine Wißbegierde konnte weder durch Gefahren, noch durch Abscheu und Entsetzen zurückgehalten werden. Man erzählt davon folgende Anekdote. Bei der Hinrichtung Damiens mischte er sich, um keinen Umstand dieser schrecklichen Todesart unbeachtet zu lassen, unter die dabei beschäftigten Henker. Man wollte ihn zurückweisen, aber der oberste derselben, welcher Condamine kannte, verhinderte es mit den Worten: Laissez Monsieur, c'est un amateur. Seine Hauptwerke sind seine Reisebeschreibung und seine Schrift über die Gestalt der Erde und über die berühmte Vermessung dreier Grade des Meridians, die er mit Bouguer und Andern vom J. 1735 ab, in den Aequatorialgegenden ausführte, um den Streit über die wahre Gestalt der Erde schlichten zu helfen. Außerdem hat er mehrere Abhandlungen über die Pockenimpfung geschrieben, deren Verbreitung er mit großem Eifer zu befördern bemüht war.

Condé (Louis de Bourbon, Prinz von), mit dem Zunamen der Große, geb. 1621, einer der größten Feldherren des 17. Jahrh., besaß bei einem vortheilhaften Aeußern etwas, das jeden unwillkürlich an ihn zog. So lange sein Vater lebte, führte er den Titel Herzog von Enghien; er verewigte diesen Namen durch die Schlacht bei Rocroi, in welcher er, erst 22 Jahre alt, die Spanier schlug (1643). Nachdem er den Abend zuvor alles für die Schlacht angeordnet hatte, schlief er so fest ein, daß man ihn, als die Zeit des Angriffs heranrückte, aufwecken mußte. Wo er hinkam, zeigte er sich als Sieger; er war so glücklich, eine Niederlage des Marschalls Turenne wieder gut machen; er belagerte (1646) im Angesichte der spanischen Armee Dünkirchen und brachte diesen Platz zuerst an Frankreich. Nicht weniger glücklich, als gegen Frankreichs auswärtige Feinde, war er bei Stillung des bürgerlichen Krieges, den Mazarin veranlaßt hatte, welcher nachher genöthigt war, sich selbst an Condé zu wenden. Eifersüchtig auf den Ruhm des Prinzen und seinen Stolz fürchtend, ließ Mazarin seinen Befreier im J. 1650 als Gefangnen nach Vincennes bringen, und gab ihm erst nach einem Jahre seine Freiheit wieder. Der beleidigte Condé trat jetzt in Unterhandlungen mit Spanien und focht mit solchem Glücke wider sein Vaterland, daß er nach Paris gehen konnte. Er bemächtigte sich der benachbarten Plätze, indeß sich Turenne der Hauptstadt näherte, um diese zu decken. Beide Feldherren schlugen sich (2. Juli 1652) bei der Vorstadt St. Antoine so tapfer, daß der Ruhm eines jeden dadurch vergrößert wurde. Kurze Zeit darauf wurde Friede geschlossen, welchem jedoch Condé nicht beitrat, sondern sich in die Niederlande begab. Der pyrenäische Friede 1659 gab endlich Frankreich den großen Condé wieder; die Furcht vor ihm bewog Mazarin, in seine Wiedervereinigung zu willigen. Nach Turenne's Tode, 1675, befehligte er noch eine Zeitlang das französische Heer in Deutschland und in den Niederlanden. Das Podagra nöthigte ihn endlich, sich auf sein schönes Landgut zu Chantilly bei Paris zurückzuziehen, wo er sich den Wissen-

schaften widmete. Hier besuchten ihn Corneille, Bossuet, Racine, Boileau, Bourdaloue und freuten sich der geistreichen Unterhaltung des Prinzen eben so sehr, als sich dieser der ihrigen. Er starb 1687 zu Fontainebleau. In der Kirche des heiligen Ludwigs zu Paris wurde ihm ein Denkmal errichtet.

Condé (Louis Joseph de Bourbon, Prinz von), geboren zu Chantilly 1736, einziger Sohn des Herzogs von Bourbon und der Prinzessin von Hessen-Rheinfels. Durch den Tod beider Eltern kam er schon im 5. Jahre unter die Vormundschaft des Grafen Charolais, seines Oheims. Ludwig XV. ernannte ihn an seines Vaters Stelle zum Grand maître de la maison und Statthalter von Burgund. Der Prinz ward mit vieler Strenge erzogen, und machte schöne Fortschritte in den Wissenschaften. Schon 1758 vermählte er sich mit der Prinzessin von Rohan Soubise, welche ihm den Prinzen Bourbon-Condé 1756, und 1757 eine Prinzessin gebar, die 1760 starb. Während er als Statthalter von Burgund mit den ständischen Angelegenheiten beschäftigt war, rief ihn der Ausbruch des 7jährigen Krieges nach Deutschland, wo er durch Muth und richtigen Blick sich auszeichnete und 1762 das Treffen bei Johannisberg über den Erbprinzen von Braunschweig gewann. Stets dem König, aber auch der alten Verfassung treu, widersetzte er sich Ludwig XV. wegen Einführung eines neugestalteten Parlaments, wurde deshalb verbannt, aber bald wieder zurückgerufen. Die Zeiten der Ruhe widmete er den Studien in freundlicher Geselligkeit mit den besten Köpfen seiner Zeit und den Verschönerungen von Chantilly, wo ihn Paul I. besuchte. Seine rein ritterlichen Gesinnungen bewies sein Duell mit dem Grafen Agoult, wobei er verwundet wurde. Der Strudel der Revolution faßte auch ihn. 1789 floh er nach Brüssel und von da nach Turin; hierauf bildete er 1792 zu Worms aus den ausgewanderten Edelleuten ein kleines Heer, 6806 Köpfe stark, das zur österreichischen Armee unter Wurmser stieß. Gleich nachdem er 1791 mit Gustav III. von Schweden zu Aachen wegen künftiger Unternehmungen sich besprochen hatte, wurde er zu Worms von einem Abgeordneten der Nationalversammlung und vom König selbst aufgefodert, bei Verlust aller seiner Güter binnen 14 Tagen nach Frankreich zurückzukehren. In Coblenz ertheilte er mit den übrigen Prinzen die verweigernde Antwort. Beim Ausbruch des Kriegs zeichnete sich sein Corps sehr aus; allein Oesterreichs Operationsplan stimmte nicht mit den Absichten der Emigranten zusammen, daher auch die Verbindung des Prinzen Condé mit Pichegrü ohne Folgen blieb. 1795 trat er mit seinem ganzen Corps in englischen Sold. 1796 zeichnete sich der Prinz in dem Treffen bei St. Mergen in der Hölle, Bieberach, Schliengen ꝛc. vortheilhaft aus. Er trat 1797 in russische Dienste, und marschirte mit seinem ganzen Corps nach Rußland, wo er in Pauls I. Residenz auf das freundlichste und großmüthigste empfangen wurde, um 1799 unter Suwarow wieder an den Rhein zurückzukehren und 1800, nach der Trennung Rußlands von der Coalition, wieder in englische Dienste zu treten. Der Feldzug von 1800 endigte des Prinzen kriegerische Laufbahn; er zog sich nach England zurück, wo er bis 1818 friedlich die Abtei Amesbury bewohnte, in welchem Jahre seine zweite Gemahlin, die Prinzessin von Monaco, starb. Am 14. Mai 1814 zog er wieder in Paris ein, erhielt das 10. Linienregiment und die Würde des Generaloberſten der Infanterie, so wie

die des Grand maître de France und das Protectorat des Ludwigordens. Er wohnte der berühmten königl. Sitzung am 17. März 1815 bei, floh mit dem König nach Gent und kehrte mit ihm 1815 nach Paris zurück, wo er zum Präsidenten eines Bureau der Pärskammer ernannt, einige Zeit sich aufhielt, späterhin aber nach Chantilly sich zurückzog. Hier hatte er einst das anziehende Werkchen geschrieben, welches seit 1806 in 2 Auflagen unter dem Titel: Essai sur la vie du grand Condé, par L. J. de Bourbon, son 4me descendant, erschienen ist. Er starb 1818. Sein Enkel war der Duc d'Enghien (s. d. Art.)

Condé (Louis Henri Joseph, Herzog von Bourbon), Sohn des Vorigen, geb. 1756, wurde, wie alle Prinzen seines Hauses, für die Waffen erzogen. Kaum war er der Kindheit entwachsen, als sein Herz mit der heftigsten Liebe an Louise Marie Therese Bathilde d'Orleans hing. Man beschloß, daß er noch 2 Jahre reisen sollte, ehe er sich mit seiner Braut vermählte. Allein er entführte die Geliebte aus ihrem Kloster und sie gebar ihm 1772 den Prinzen von Enghien. Condé's glühende Lebhaftigkeit veranlaßte zwischen ihm (1778) und dem Grafen Artois ein Duell, welches seine Verweisung nach Chantilly zur Folge hatte. Er entzweite sich gleichfalls mit seiner Gemahlin, und trennte sich 1780 von ihr. 1782 reiste er mit dem Grafen Artois in's Lager von St. Roch zur Belagerung von Gibraltar, zeichnete sich dort überall aus und ward nach seiner Rückkehr zum Marschall ernannt. Der Stolz seines Namens, die Wärme seines Blutes und das Vertrauen auf Königsgewalt ließen ihm im Beginn der Revolution vielleicht zu auffallend verachtend ein gährendes Volk behandeln. Er rieth stets zum Gebrauch der Gewalt im Beginnen, und wanderte 1789 mit seinem Vater nach Turin aus. Er schloß sich an jenes Corps der französischen Emigranten an und zeigte 1792, 1793 und 1794 den alten Muth der Condés. 1795 schiffte er sich in Bremen nach Quiberon ein, um in der Vendee eine Diversion zu machen, mußte aber ohne Erfolg nach England zurückkehren. 1797 ging er mit dem Corps nach Rußland, und kehrte von da 1799 an den Rhein zurück. Nach Auflösung der königl. französischen Armee begab er sich 1800 nach England, wo er bis zum Mai 1814 lebte. Am 15. Mai 1814 wurde er zu Paris zum Generaloberſten der leichten Infanterie ernannt, und erhielt bei Buonaparte's neuem Einfall 1815 den Oberbefehl in den westlichen Departements, ohne den Sturm beschwören zu können. Er mußte sich conventionsmäßig zu Nantes einschiffen und segelte nach Spanien, woher er im August über Bordeaux und Nantes nach Paris zurückkehrte. Seine geschiedne Gemahlin lebt seit dem 5. Juni 1816 wieder zu Paris. Er ist im Begriff sich mit der Prinzessin Maria Christina aus dem Hause Sicilien zu vermählen.

Condensation, Verdichtung. Außer mechanischen Kräften (s. Compressionsmaschine) gibt es auch chemische Mittel zur Verdichtung. Dahin gehört die Kälte. Insbesondre heißt Condensation die Verdichtung luftförmiger Flüssigkeiten zu tropfbaren, z. B. der Wasserdämpfe zu Wasser, durch die Kälte. Condensation der Elektricität nennt Volta ein von ihm erfundnes Werkzeug zur Sammlung und Messung der Elektricität in solchen Fällen, da sie sich nur in schwächern Graden veroffenbart, und Condensator der Wärme, Wärmesammler, heißt eine Vorrichtung zur Sammlung des fühlbaren Wärmestoffs.

Condillac (Etienne Bonnot de), Mitglied der französischen und der berliner Akademie, war 1715 zu Grenoble geboren. Seine Familie bestimmte ihn zu dem einzigen Stande, in dem der unbemittelte Adel Glück machen konnte; aber weder er, noch sein Bruder, der Abbé Mabli, fühlten einen andern Trieb in sich, als das Bedürfniß, von ihren Kenntnissen den nützlichsten Gebrauch zu machen. Diese Neigung für die ernsten Studien äußerte ihren Einfluß auf seinen geselligen Umgang. Während die ausgezeichnetsten Männer unter seinen Zeitgenossen in der Geselligkeit selbst den erfreulichen Eindruck ihrer Werke vorausnahmen, lebte Condillac zurückgezogner und fremd ihren Kreisen. Sein Essai sur l'origine des connaissances humaines (1746. 2 Bde. in 12.) machte die Welt zuerst auf einen Denker aufmerksam, der mit so vielem Scharfsinne alle Erscheinungen, welche der menschliche Geist darbietet, durch den Satz der Ideenverbindung zu erklären versuchte. Vielleicht führte ihn diese glückliche Bemerkung zu weit in seinen Folgerungen; so wie denn auch die zweite Hälfte dieses Werks, über den Ursprung der unter sich so eng verketteten Künste der Einbildungskraft, mehr geistreich, als gründlich und erschöpfend schien. So sehr auch Locke's Entdeckungen im Gebiete der Erfahrungsseelenlehre auf dies Werk mochten Einfluß gehabt haben, doch kann man Cond. den Ruhm nicht streitig machen, genauer erörtert und tiefer geforscht zu haben. Doch glaubte er selbst zu bemerken, daß er die ersten Regungen der menschlichen Geistesthätigkeit nicht genug aufgeklärt habe, und diesem Mangel abzuhelfen, entstand sein zweites Werk: Traité des systèmes, 1749. 2 Bde.), das durch Hinweisungen auf genauere Beobachtungen vielleicht mit am nützlichsten eingegriffen hat. Man würde Cond. mißverstehen, wenn man glaubte, er habe alle Systeme mißbilligt; aber statt jener Grundsätze und Erklärungen, die Cartesius, Spinoza, Malebranche als Pfeiler ihrer Gebäude hingestellt hatten, foderte er Wahrnehmungen der einfachsten Art, die mit verwandten zusammengestellt, das natürlichste System bilden würden. Sein: Traité des sensations, 1754. 2 Bde., möchte deutschen Forschern jetzt am wenigsten genügen, obgleich die geistreiche Art, wie er die Aufgabe: das Bewußtwerden sinnlicher Eindrücke zu erklären, gelöst hat, immer anziehend bleibt. So vielen Beifall diese Schrift auch fand, so war sie doch diejenige, welche ihm empfindliche Beurtheilungen zuzog. Man glaubte in Diderot's und Büffon's Werken den Ideengang schon gefunden zu haben, dem Cond. gefolgt war und gekränkt durch diese Vermuthung, schrieb dieser nun seinen: Traité des animaux (1775), in welchem er Büffon's Meinungen durch Grundsätze widerlegte, welche er in seinem Traité des sensations aufgestellt hatte. Der Scharfsinn und die Klarheit, die alle Schriften Cond. unterscheiden, verschaffte ihm die Auszeichnung, zum Lehrer des Infanten, Herzogs von Parma, eines Neffen Ludwigs XV. erwählt zu werden. Die enge Freundschaft, die zwischen ihm und dem andern Miterzieher, H. von Keralio, bestand, machte dies Verhältniß ihm erwünschter. Man verdankt diesem Anlasse jenen geistreichen Cours d'études, (1755. 13 Bde. 8.) in welchem er, mit demselben entwickelnden Talente, die äußern Zeichen innerer Eindrücke untersucht, und ihnen nachforschend bis zu ihren künstlichen Vervielfältigungen, in diesen Darstellungsmitteln eine Aufregung neuer geistiger Eindrücke nachweist. So wurde nothwendig seine Sprachlehre eine allgemeine; seine Kunst zu schreiben, eine

Anweisung, der vorherrschenden Gedankenfolge den angepaßtesten Ausdruck zu geben. In demselben Sinne waren die Kunst zu urtheilen und die Kunst zu denken gearbeitet, welche Theile jenes genannten Werkes sind. Auch seine Geschichte ist in diesem Sinne gearbeitet, und sie möchte, abgesehen von der Nüchternheit ihres Vortrags, zunächst der Vorwurf treffen, daß sie nach voraus festgestellten Ansichten die Begebenheiten darstellt. — Condillac kehrte nach Vollendung der Erziehung des jungen Fürsten zu seiner frühern Zurückgezogenheit in Paris zurück, wo er 1768 in die französische Akademie aufgenommen wurde, die er, etwas kalt angehört, seit dem Tage seines Eintritts nie wieder besuchte. Noch gab er eine Schrift: Le commerce et le gouvernement considérés relativement l'un à l'autre, 1776, eine Anwendung, seiner auf die ersten Grundsätze zurückgehenden Methode auf mehrere Annahmen in der Staatsverwaltung. Es fand dieses Werk weniger Beifall, weil Cond. da bloß Analysen aufgenommen hatte, wo bestimmte Angaben doch zu Rathe gezogen werden mußten. Seine Logik, das letzte seiner Werke, wurde durch eine Aufforderung veranlaßt, für die polnischen Schulen ein Lehrbuch auszuarbeiten. Die Zurückführung der Gedanken auf ihre einfachsten Anfänge, als das sicherste Mittel, die Wahrheit zu finden, ist auch hier von ihm dringend empfohlen. Dieses Lehrbuch erschien nur wenige Monate vor seinem Tode und erst lange nachher erschien seine: Langue des calculs, 1798. Condillac war auf seinem Gute Flux bei Bougenoi am 3. Aug. 1780 verschieden. Die Sammlung seiner Werke, deren neue Bearbeitung er selbst angefangen hatte, erschien zu Paris 1798 in 23 Bänden, und in demselben Jahre nochmals ebend. in 35 Bänden. Eine neuere Ausgabe von 1803 besteht aus 31 Duodezbänden.

Condorcet (Marie Jean Antoine Nicolas Caritat Marquis von) war am 17. Sept. 1743 zu Ribemont bei S. Quentin geboren. Seine Familie, die zu der ältesten der Dauphiné gehörte, hätte es ihm leicht machen müssen, auf dem bequemsten Wege zu einer Bedeutendheit zu kommen, die er glaubte nur seinem Talente verdanken zu dürfen. Durch Unterstützung seines Oheims Jacques Marie von Condorcet, Bischof von Lisieux, ward er im Collegium von Navarra zu Paris erzogen. Bei einer öffentlichen Prüfung, der d'Alembert, Clairaut und Fontaine zuhörten, erwarb ihm die Art, wie er einen mathematischen Satz durchführte, den Beifall dieser Männer, und dieses Lob entflammte den 16jährigen Jüngling so sehr, daß er von nun an sich bloß den exacten Wissenschaften zu widmen beschloß. Der Herzog von Rochefoucault wurde sein Wohlthäter und führte ihn als 19jährigen jungen Mann in die Welt ein; aber der Reiz, den sie bot, konnte ihn nicht den ernstesten Studien untreu machen. Er überreichte der Akademie der Wissenschaften in einem Alter von 21 Jahren einen Essai sur le calcul integral, der Fontaine zu der Aeußerung brachte, er sei eifersüchtig auf dieses Talent. Mit seinem später erschienenen: Mémoire sur le problème des trois points erschien es nochmals etwas erweitet in seinen Essais d'analyse. Ein Werk dieses Gehalts verschaffte ihm 1769 die verdiente Auszeichnung eines Sessels in der Akademie der Wissenschaften. Mit überraschender Leichtigkeit und Gewandheit behandelte Condorcet die schwersten Aufgaben der Größenlehre, doch schien sein immer weiterstrebender Geist sich mehr in Andeutungen, als in Ausführungen zu

gefallen, und zufrieden, die Formeln hingestellt zu haben, überließ er Andern die Anwendung auf die einzelnen Fälle. Damals war Grandjean de Fouchy Secretär der Akademie der Wissenschaften. Die Lobreden auf die Mitglieder der Akademie, die dieser pflichtmäßig halten muß, erinnerten an Fontenelle, aber so, daß man ihn lebhaft vermißte. Condorcet glaubte ein Talent in sich zu fühlen, das auch Fontenelle ersetzen könne und gab daher 1773 seine Eloges des académiciens morts avant 1699. Obgleich auch sie vieles zu wünschen übrig ließen, so fand man sie doch so ausgezeichnet, daß die Stelle des Secretärs der Akademie im J. 1777 ihm selbst von seinen Gegnern nicht verweigert ward. Die Verpflichtung, die ihm dadurch wurde, hätte jedem andern Anlaß sein müssen, sich in dem unendlichen Gebiete der Wissenschaften, über deren ausgezeichnetste Förderer er Rechenschaft geben mußte, und in der Darstellung der neuesten Entdeckungen zu verlieren; ihn entfernten diese mannichfaltigen Forschungen nicht von seinen mathematischen Studien. Durch seine Theorie der Kometen gewann er 1777 den von der Akademie zu Berlin ausgesetzten Preis, und fortwährend bereicherte er die Acten der gelehrten Gesellschaften von Petersburg, Berlin, Bologna, Turin und Paris durch die tiefsinnigsten Beiträge aus dem Gebiete der höhern Mathematik. Doch zog eine vorwaltende Neigung ihn zu den philosophischen Forschungen. Nur des Ministers Maurepas Abneigung gegen Cond. verzögerte seinen Eintritt in die franz. Akademie bis 1782. Durch eine Rede über den Gewinn, der der bürgerlichen Gesellschaft aus der Vereinigung der physischen und moralischen Wissenschaften zuwächst, nahm er Besitz von diesem ihm längst zugesprochnen Ehrenplatze. Mit Türgot im vertrautesten Verhältniß, ward er zu einer genauern Prüfung des Systems der Oekonomisten veranlaßt, und durch d'Alembert zu sehr lebhafter Theilnahme an der Encyklopädie. Aus allen seinen Schriften ergibt sich ein Glaube an Menschenwürde und eine höhere Ansicht des Menschenlebens, welche eine erfreuliche Erscheinung besonders in der Umgebung ist, in welcher er auftrat. Zunächst zeigte sie sich in den 1776 zu London herausgegebnen: Eloges et pensées de Pascal. Dieselbe Gesinnung bestimmte ihn der Sache der Amerikaner das Wort zu reden und selbst der Negersklaven und ihrer allmäligen Heranbildung zur Freiheit eingedenk zu sein (Reflexions sur l'esclavage des nègres). 1787 gab Condorcet Voltaire's Leben, gleichsam als Nachtrag zu der vollständigen Ausgabe von Voltaire's Werken, die er mit Noten und Einleitungen geliefert hatte, und sprach darin die Bewunderung unverholen aus, die ihm des großen Mannes Genius durch seine vielseitige Wirksamkeit und seinen Eifer für die Sache der Menschheit abgezwungen hatte. Es war jene Zeit, wo die schon unvermeidliche Revolution durch die Wünsche aller Bessern herbeigerufen und durch die Werke der geistreichsten Schriftsteller herbeigeeilt ward. Daß Condorcet hinter der Meinung der besten jener Zeit nicht zurückbleiben würde, war vorauszusehen. Zwar entfremdete ihn diese Ueberzeugung, die er von den Rechten des Bürgers und Menschen hatte, gegen den Herz. von Rochefoucauld, seinen frühern Wohlthäter; aber doch darf man bei seinen, der Volkspartei so günstigen Schriften (Sur les assemblées provinciales, später in der Bibliothèque de l'homme public und der feuille villageoise, die er mit Cerutti herausgab) keinen andern Beweggrund voraussetzen, als jenen Enthusiasmus für

das Große und Gute, der ihn wohl manchmal über die Grenzen des zunächst Erreichbaren täuschte. Seine Feinde haben versichert, daß die Verweigerung der Stelle als Lehrer des Dauphin, um die er angehalten hatte, ihn in die Volkspartei gestürzt hätte. Je gemäßigter sein Aeußres war, desto mehr war der Sturm seiner aufgeregten Leidenschaftlichkeit zu fürchten. D'Alembert, der ihn zu einem seiner Testamentsvollstrecker ernannt hatte, verglich ihn einem schneebedeckten Vulkane. Anfangs weniger vom Volke gekannt, war er nicht mit zu den Generalstaaten ernannt worden. Weit allgemeinern Einfluß verschaffte ihm seine feuille villageoise, wo er die ersten Grundzüge des Staatshaushalts und der Staatenverhältnisse in der höchsten Einfachheit vorträgt. Auf die Nachricht von der unbesonnenen Flucht des Königs stellte er (in einer damals bewunderten Rede) die Königswürde als eine antisociale Einrichtung dar. Den königlichen Schatz, bei dem er seit 1791 als Commissär angestellt war, gab man auf seinen Antrag den Namen: Nationalschatz. Endlich ward er von Paris zum Abgeordeten in der gesetzgebenden Versammlung gewählt und bald, so wenig auch seine Körperkräfte ihn dazu zu eignen schienen, zum Secretär der Versammlung ernannt. Im Febr. des J. 1792 ward er zum Präsidenten ernannt, verfaßte die Kundmachung an die Franzosen und an Europa, wodurch die Abstellung der Königswürde erklärt ward, stimmte in der Nationalconvention, wo er als Deputirter des Aisnedepartement seinen Platz hatte, zwar meist mit den Girondisten, dann im Prozeß über Ludwig für die härteste Strafe, die aber nicht die Todesstrafe sein dürfe, und trug zugleich darauf an, die Todesstrafe in Zukunft ganz abzuschaffen, die nur bei Verbrechen gegen den Staat Statt finden sollte. Diese Theilnahme am Prozesse des unglücklichen Königs war der Grund, weshalb sein Name aus der Mitgliedschaft der petersburger und berliner Akademieen gestrichen ward. Die Revolution vom 31. Mai 1793 verhinderte, daß eine, von Condorcet selbst ausgearbeitete Constitution nicht in Kraft trat. Die durch jenen Tag herbeigeführte, die er ohne Schonung und Rückhalt mißbilligte, ward der Anlaß seiner Anklage vor den Schranken am 8. Juli. Als Brissot's Mitschuldiger ward er am 3. Oktober in den Anklagezustand versetzt. Gezwungen, sich zu verbergen, ward er bald außer den Schutz des Gesetzes erklärt; nur die Freundschaft verließ ihn nicht. Eine edle Frau, Madame Verney, verbarg ihn 8 Monate lang und sorgte für sein Leben und seine Erheiterung, selbst durch kleine Gedichte. In dieser Verborgenheit entwarf Cond., ohne alle äußern Hülfsmittel und selbst von den Schrecken umgeben, die seine Lage herbeiführte, jene vortreffliche Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain, noch voll Enthusiasmus für jene Freiheit, deren Entartung er eben so hart büßte. Nur die Menschlichkeit der edeln Frau, deren Schutz er angefleht hatte, verließ ihn, den alles verlassen hatte, nicht in dieser peinlichen Lage, und als Erwiederung der tröstenden Worte, mit der sie seinen Kummer zuweilen erheiterte, schrieb er die: Epître d'un Polonois exilé en Sibérie à sa femme, voll der Gesinnungen, die der eigentliche edlere Grundzug seines Lebens waren. Endlich erfuhr er durch die öffentlichen Blätter, daß Todesstrafe denen drohe, welche Geächtete aufgenommen hätten. Trotz aller inständigen Bitten der großmüthigsten Frau, war sein Entschluß nun gefaßt, sie zu verlassen. Je suis hors de la loi,

sagte er ihr, il faut que je vous quitte. Mais vous n'êtes point hors de l'humanité, war die Antwort der Wohlthäterin. Doch ging er am 19. März 1792 Abends 8 Uhr verkleidet aus Paris. Er hatte gehofft bei einem Freunde, Herrn Suard, ein augenblickliches Unterkommen zu finden. Man wieß ihn ab. Im Gehölze und in den Steinbrüchen auf der Höhe von Mont-Rouge verborgen, mußte er endlich seine Freistätte vor Hunger verlassen. Er ging in ein schlechtes Wirthshaus zu Clamar, bestellte sich einen Eierkuchen von sechs Eiern und erregte durch sein vernachlässigtes Aeußere die Besorgnisse der Wirthin wegen der Bezahlung. Sie zu beruhigen, zieht er ein Taschenbuch aus der Brust, das mit seiner Kleidung, seinem langen Barte nicht zu passen schien. Ein zufällig gegenwärtiges Mitglied des Revolutionstribunal von Clamar fragt nach dem Paß. Seine Antwort schien eben so verdächtig, wie sein Heißhunger. Man zwang ihn mit zu den Ort zu gehen, wo das Sitzungslokal der Comité revolutionär war. Auf halbem Wege fiel Cond. in Ohnmacht. Ein Winzerpferd bringt ihn weiter. Man schließt ihn bis auf weitre Untersuchung in einen Kerker. Am andern Morgen (den 28. März) fand man ihn todt auf dem Boden des Zimmers ausgestreckt, wahrscheinlich durch ein Gift getödtet, das er zu gleichem Zwecke schon längst bei sich trug und von dessem frühern Gebrauche ihn nur die Liebe zu einer Gattin und einer Tochter abhielten. So endete Condorcet. Als Gelehrter hatte er beinah schon in seiner frühsten Jugend alle die Auszeichnungen vereinigt, die den geehrtesten Schriftsteller meist nur am Schlusse eines mühevollen Lebens zufallen. Es würde unbegreiflich sein, wenn über einen Mann von seiner Art und seiner Richtung die Meinungen einstimmig wären. Als ein Urtheil, das viele andre andeutet, mag das von Rivarol über seine Schreibart gelten: er schrieb mit Opium auf bleierne Tafeln. Von seinen zahlreichen Schriften, denn auch an einer Menge Zeitblätter hatte er Theil genommen, ist 1804 zu Paris eine vollständige Sammlung erschienen, in der aber seine mathematischen Werke nicht mit aufgenommen sind. (Oeuvres complètes, publiés par Garat et Cabanis, 21 Bände, 8.). Das vollständigste Verzeichniß derselben gibt eine: Notice sur la vie et les ouvrages de Condorcet, par Ant. Dianyère. 1796. 8.

Confession, das Glaubensbekenntniß, z. B. die augsburgische Confession, s. d. Art. und Reformation. Auch eine Glaubenspartei, z. B. die drei christl. Confessionen, die römisch-katholische, evangelische und reformirte. Confiteor, ich bekenne, heißt die Beichte, welche der katholische Geistliche zu Anfange des Gottesdienstes, oder der Messe, vor dem Altare ablegt.

Confirmation heißt der Gebrauch der Protestanten, den die katholische Kirche Firmung oder Firmelung (s. d. Art.) nennt. Die Reformatoren hatten die Firmung, weil sie die Wirkung der Taufe zu verkleinern schien, ganz abgeschafft. Da man aber doch die Nützlichkeit einer religiösen Feier zur Erneuerung des Taufbundes der Katechumenen vor dem ersten Genusse des heiligen Abendmahls einsehen mußte, wurde sie später mit Hinweglassung der Salbung (s. d. Art. Chrisam) wieder eingeführt. Dies geschah schon zu Ende des 16. Jahrh. in Hessen und Brandenburg, und im 17. Jahrh., besonders durch Spener's Eifer, auch in andern protestantischen Ländern. Als eine öffentliche kirchliche Handlung, die alljährlich mit

den Katechumenen eines Kirchspiels zugleich gehalten wird, kam sie aber erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. allgemein in Gebrauch. Wesentlich ist dabei, außer einer vorhergehenden Prüfung der Religionskenntnisse der Katechumenen, die Ablegung ihres Glaubensbekenntnisses, um ihren Taufbund zu erneuern und die darauf mit Gebet und Händeauflegen durch die Prediger zu verrichtende Einsegnung. In den letzten Jahrzehenden hat man viel gekünstelt, um sie recht feierlich zu machen; der Zweck der Confirmation aber, den jungen Christen eine Weihe ihrer, nun mit selbständiger Thätigkeit zu erstrebenden religiösen und moralischen Mündigkeit zu geben und der Charakter des Protestantismus erfodert nur Eindringlichkeit und einfache Würde der Reden, Gebete und Gesänge, um eine Rührung in ihren Herzen hervorzubringen, die um so nachhaltiger wirken wird, je mehr sie sich auf ihre eigne Einsicht, Ueberzeugung und Frömmigkeit gründet, und diese hängt wiederum hauptsächlich von der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ihrer Erzieher und Lehrer ab.

Confucius oder Con-fu-tse, welcher, wie Moses, Zoroaster und Mohammed, einen weitverbreiteten Einfluß auf Mit- und Nachwelt geäußert hat und nach Jahrtausenden noch von seinem Volke geehrt und in Europa, wie in Asien, mit Achtung genennt wird, lebte um das J. 500 vor Christi Geburt. Er war aus königlichem Geblüt entsprossen, ward in dem Königreiche Lou (welches gegenwärtig unter dem Namen Schang-tong eine Provinz des, damals noch nicht zu einer großen Monarchie vereinigten chinesischen Reichs ausmacht), geboren, bekleidete eine lange Zeit an dem Hofe des Königs dieses Reichs die Würde eines Mandarin, verließ aber diese Würde, als der König seinen Rathschlägen nicht mehr folgen wollte, ging in das Königreich Sum und trat hier als Sittenlehrer auf. In seinem ganzen Leben erscheint er als ein friedlicher und nüchterner Weiser, welcher weder die bestehenden Verfassungen umstürzen, noch durch Betrug Herrschaft über die Gemüther der Menschen erlangen, sondern nur Lehren der Tugend und der Klugheit ausbreiten wollte. Er lehrte in den Städten und an den Höfen der Fürsten. Viele sammelten sich um ihn, und er ward der Stifter einer zahlreichen Sekte, welche noch in China fortdauert, sich aber niemals über die Grenzen dieses Reichs ausgebreitet hat. Seine Religionsmeinungen sind sehr ungewiß und streitig, und es scheint nicht, daß er den, unter seinem Volke herrschenden Glauben verändert und gereinigt habe. Man kann indeß mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er die Unsterblichkeit der Seele lehrte und den schon unter Chinesen herrschenden Glauben an das Loos und an die Wahrsagung, so wie die Verehrung gewisser wohlthätiger Geister, welche über die Elemente und die verschiednen Theile der Erde wachen, billigte und fortpflanzte. Gewiß ist es, daß er seinen Schülern die Verehrung der Vorfahren zur Pflicht machte. Mehr, als von seiner Religionslehre wissen wir von seiner Sittenlehre und hier war er besonders ausgezeichnet. Tief hatte er das menschliche Herz erforscht und seine Sittenlehre umfaßt alle Verhältnisse des Lebens und enthält allgemein gültige Gebote. Auf die eindringendste Weise lehrt er allgemeine Menschenliebe, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit und Redlichkeit, und die Beobachtung der einmal eingeführten Gebräuche und Sitten, weil es rathsam sei, daß die, welche zusammen leben, auf einerlei Weise leben und Vortheil und Beschwerden theilen. Bald wirft er seinen Blick auf das

Alter und gebietet Ehrerbietung gegen dasselbe; bald kehrt er ihn auf die Kinder und lehrt, wie man die erwachenden Neigungen lenken und die aufkeimenden Leidenschaften unterdrücken solle; bald redet er von den friedlichen Tugenden des häuslichen Lebens; bald ermahnt er die Monarchen, Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu üben. Auch preist er das Glück der Freundschaft und lehrt die Beleidigungen verzeihen. Weniger Beifall verdient er als Gesetzgeber; denn indem er alles auf die väterliche Gewalt und auf die kindliche Liebe zurückführt, vergißt er zu sehr, das es nicht genug ist, auf die Sitten der Bürger zu wirken, sondern daß auch ihre Rechte gesichert werden müssen. Die Grenzen der väterlichen Gewalt dehnte er unleugbar zu weit aus, indem er den Eltern sogar das Recht, ihre Kinder zu verkaufen, zugestand, und es war ein, seiner Weisheit unwürdiger Trugschluß, wenn er sagte, da die Kinder sich selbst verkaufen könnten, so dürfte man nicht Bedenken tragen, eben dieses Recht auch den Urhebern ihres Daseins zuzugestehen. Vornehmlich irrte Confucius darin, daß er die Gesetzgebung nur als einen Zweig der Moral betrachtete und sich daher begnügte, allgemeine Vorschriften zu geben. Auch hindert ihn die Achtung gegen die frühern Gesetzgeber seines Volks, in eigne Untersuchungen einzugehen, er ließ es lieber bei den Aussprüchen dieser berühmten Männer bewenden, deren Schüler er sich nannte. Sehr beifallswerth war es, daß er zur Ehe nachdrücklichst ermunterte und den Ackerbau empfahl; den Handel aber, ohne ihn ganz zu untersagen, begünstigte er weniger. Unter den Schriften, welche ihm zugeschrieben werden, ist das Schuking oder Schan-Schu die wichtigste; doch ist ungewiß, ob diese Schrift in allen Theilen von ihm herrührt. Vergleicht man Confucius, Mohammed und Zoroaster mit einander, so hat Mohammed als Religionsstifter, Zoroaster als Gesetzgeber, Confucius aber als Sittenlehrer den Vorzug.

Congo im weitern Sinne oder Niederguinea, bezeichnet den Küstenstrich Afrika's auf der Westseite vom Vorgebirge Lopez Gonsalva bis zum Vorgebirge Negro, der sich 210 Meilen weit, vom Aequator bis zum 17° der Südbreite erstreckt. Die Grenzen sind nördlich Oberguinea, östlich das unbekannte innere Afrika, südlich das Kaffernland und westlich das äthiopische Meer. Von den im Innern sich erhebenden Bergen kommen eine Menge Flüsse und Bäche herab, die auch in der heißesten Jahreszeit nicht versiegen, und von Osten nach Westen fließend, sich in das Meer ergießen. Alle sind Küstenflüsse, mit Ausnahme des Congo oder Zaire, der tief aus dem Innern Afrika's kommt, und den man in den neuern Zeiten bisweilen für einen und denselben Strom mit dem, im Innern Afrika's fließenden Niger hält, welche Meinung durch die 1816, von den Engländern unter dem Capitain Tukey auf diesem Strome unternommne Entdeckungsreise unwahrscheinlich geworden ist, indem die Engländer denselben nicht so ansehnlich fanden, daß er die Fortsetzung und Mündung des großen Nigerflusses sein könnte. Congo oder Niederguinea hat, da es in der heißen Zone liegt, ein sehr warmes Klima, das jedoch durch die anhaltenden Regengüsse, die Seewinde, starken Thau und die Gleichheit der Tage und Nächte gemildert wird. Man kennt hier nur zwei Jahrszeiten, die trockne oder den Sommer, und die Regenzeit oder den Winter, durch welchen die Natur neues Leben empfängt, und die Gewächse zu grünen und zu blühen anfangen. Eis und Schnee sind unbekannt. Der Boden ist längs der Küste hin

meistens eben, weniger fruchtbar und sandig; im Innern erheben sich Hügel und Berge und hier ist der Boden ungemein fruchtbar und ergiebig, so daß man jährlich zweimal erntet. Es gibt europäische Hausthiere, viele wilde Thiere, als: Elephanten, Rhinozerosse, Flußpferde, wilde Büffel, wilde äthiopische Schweine, Löwen, Panther, Leoparden, Hyänen, Schakals, Affen von vielerlei Arten und in großer Menge, Zebra's, Antelopen, vieles zahme und wilde Geflügel, vielerlei Schlangen, darunter auch Riesenschlagen, einen großen Reichthum von Fischen; aus dem Pflanzenreiche: Reiß, Mais, europäische Gartengewächse, Maniok- und Jamswurzeln, Bataten, Zuckerrohr, Malaghettapfeffer, vielerlei Arten von Palmen, Tamarinden, Mangle- und Kalabassenbäume, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Pisang, Kassien und viele andre Gewächse. Die Berge im Innern sind erzhaltig und haben Gold, Silber, schönes Kupfer, Zinn, Quecksilber, Eisen, Marmor, Porphyr, Jaspis, Krystall, Stein- und Quellsalz. Die Bewohner sind Neger, die in viele kleine Völkerschaften getheilt sind, und durch ihre Olivenfarbe, das krause röthliche Haar, minder aufgeworfne Lippen und kleinre Statur sich sehr von den Negern in Oberguinea unterscheiden. Sie stehen auf einer niedern Stufe der Bildung, treiben jedoch etwas Ackerbau und kennen auch einige mechanische Künste. Sie haben die guten Eigenschaften und Fehler der Naturmenschen. Bei ihrer natürlichen Trägheit besitzen sie eine angeborne Leidenschaftlichkeit. Ihre Religion besteht meistens in einem rohen Fetischendienst. So wird in dem tukey'schen Reisebericht erzählt, daß die Neger, die einen Besuch auf einem der englischen Schiffe machten, alle, ohne Ausnahme, mit Fetischen behangen waren, den sonderbarsten und mannichfaltigsten, die man finden konnte. Sie waren verfertigt aus Lumpen, Holz, Steinen, Muschelschaalen, Horn, Glas und dergleichen; vorzüglich aber war ein Bein von einem gewissen Affen der Gegenstand religiöser Verehrung. Der Hauptfetisch des einen war ein abenteuerliches Gebilde von zwei Menschen, umgeben von Ziegenbockshörnern, Muscheln und dergleichen. Man bemerkte mit Erstaunen, daß diese Menschenfiguren statt der Negergesichter, die man zu finden erwarten sollte, ägyptische Physiognomien hatten. Außer den Negern haben sich die Schaggaer, die erst im 16 Jahrh. aus dem innern Afrika hieher vorgedrungen sind, einiger Gegenden von Niederguinea bemächtigt. Von europäischen Nationen haben sich die Portugiesen angesiedelt. Sie kamen zuerst 1484 dahin, wurden von den Einwohnern gastfrei empfangen, eroberten das Land 1578, breiteten die christliche Religion mit glücklichem Erfolge aus, so daß jetzt ein beträchtlicher Theil der Neger sich zur katholischen Religion bekennt, und benutzten ihren Einfluß dahin, daß sie sich einen Theil dieses Küstenreichs unterworfen haben, und in den meisten übrigen Gegenden sich eine Art von Oberherrschaft anmaßen. Dieser Besitz war ihnen besonders wegen des Sklavenhandels wichtig. Man theilt Congo im weitern Sinne oder Niederguinea gewöhnlich in folgende Landschaften ein: Loango, Cacongo, Congo (im engern Sinne), Angola, Matamba, Benguela und Jago-Caconda. Die Verfassung in allen diesen Staaten ist despotisch; die Könige von Loango, Congo, Angola, Matamba und Benguela stehen in Abhängigkeit von den Portugiesen. Besonders sind die Könige von Congo und Angola gänzliche Vasallen der Portugiesen. In Congo ist die christlich-kathalische Religion eingeführt, und die Ver-

fassung hat viel Aehnlichkeit mit dem vormaligen deutschen Feudalsysteme, denn es besteht aus mehrern größern und kleinern Fürstenthümern, die zum Theil von dem Könige bestätigt werden. In der Stadt St. Salvator, der ersten königlichen Residenz, welche auf europäische Art gebaut ist, unterhalten die Portugiesen eine Besatzung, und die in der Provinz Angola gelegne Stadt San Paola de Loanda ist der Sitz des portugiesischen Statthalters der sämmtlichen portugiesischen Besitzungen auf der Südwestküste von Afrika.

Congregationen heißen am päpstlichen Hofe die, aus Kardinälen und Beamten des Papstes bestehenden Versammlungen, welche zur Besorgung gewisser Angelegenheiten und fast für jeden Zweig geistlicher und weltlicher Staatsverwaltung Statt finden; dahin gehört selbst die Inquisition (Congregation des heil. Amtes), die Congregation zur Auslegung und Vollziehung des tridentinischen Conciliums (del Concilio), die Congregation de propaganda fide, welche letztre ein, von den Päpsten eingesetztes Collegium aus zwölf Kardinälen und einigen Prälaten ist, das die Verbindlichkeit auf sich hat, für die Ausbreitung des römisch-katholischen Glaubens, namentlich für die Bekehrungsgeschäfte und Missionen, wie auch für Ausrottung der Ketzereien zu sorgen (vergl. Propaganda.). So gibt es auch eine militärische Congregation, deren Präsident ebenfalls ein Prälat ist. Congregation heißt auch eine Gesellschaft mehrerer Klöster von einerlei Regel, die zusammen eine regulirte Corporation ausmachen, Kapitel halten und ihre Obern wählen; die Provinz eines geistlichen Ordens wird ebenfalls Congregation genannt.

Congreß und Congresse. Das einfachste Mittel, um auf dem diplomatischen Wege die verschiedenartigen Ansprüche kriegführender Mächte oder auch solcher Staaten, die in gespannten Verhältnissen sich befinden, gegen einander auszugleichen und dadurch das Friedensgeschäft vorzubereiten und abzuschließen, oder einem Bruche vorzubeugen und überhaupt streitige Gegenstände des Staateninteresse zu vermitteln, ist ein Congreß. *) Es versammeln sich die Bevollmächtigten der Betheiligten, oder auch nur die der vermittelnden Mächte an einem bestimmten, gewöhnlich neutralen Orte, um theils durch Notenwechsel, theils durch mündliche Besprechung die Verhandlungen zu einem friedlichen Ziele zu führen. Man unterscheidet den Präliminarcongreß, auf welchem das Vorläufige, Zulassung oder Vertretung der verschiedenen Mächte, Ort und Zeit der Zusammenkunft, Umfang der Neutralität, Sicherheit der Gesandten und Staatsboten, Ceremoniel und Geschäftsform der Verhandlung, bestimmt wird, — von dem Hauptcongreß, der den Gegenstand selbst zum endlichen Abschlusse bringen soll. Gewöhnlich werden jene Vorfragen durch vermittelnde Mächte auf dem gesandtschaftlichen Wege entschieden; dann tritt sogleich der Hauptcongreß zusammen. Auch bestimmen die, zu einem Congresse versammelten Gesandten, nach geschehener gegenseitigen Bewillkommnung, in einer Präliminarconferenz den Tag der Eröffnung, die Reihenfolge der Gegenstände, die Form der Verhandlung, den Rang der einzelnen Mächte unter sich (seit 1815 ist die alphabetische Ordnung

*) Die Versammlung der Repräsentanten der Union der nordamerikanischen Freistaaten unter einem Präsidenten wird der Congreß genannt. Der im J. 1823 versammelte 18te Congreß besteht aus 212 Repräsentanten der 24 Staaten, welche jetzt die Union bilden. S. den Art. Vereinigte Staaten.

beliebt worden (s. d. Art. Ceremoniel) und die Zeit der Sitzungen. Die Eröffnung des Congresses beginnt mit dem Verlesen und Auswechseln der Vollmachten in vidimirten Abschriften, welche, im Fall die verhandelnden Theile über die Annahme eines Vermittlers (Mediateurs) übereingekommen sind, diesem übergeben werden. Darauf verhandeln die Gesandten der betheiligten Mächte entweder unmittelbar unter sich, oder mit dem Vermittler, und zwar in einem gemeinschaftlichen Versammlungszimmer, oder abwechselnd in den Wohnungen; im Fall ein Vermittler da ist, in dessen Wohnung. Diese Verhandlungen werden schriftlich oder mündlich fortgesetzt, bis man zu der Unterzeichnung eines Tractats schreiten kann, oder bis die eine oder die andere Macht durch die Abberufung ihrer Gesandten den Congreß auflöst. — Die Congresse sind ein Erzeugniß des praktischen europäischen Völkerrechts, und je mehr sich das neuere Staatensystem ausgebildet hat, desto umfassender und wichtiger sind die Congresse geworden, bis sie, seit dem zu Wien im J. 1814 und 1815 gehaltnen Congresse, die Bedeutung eines europäischen Friedensrathes erlangt haben. Die Geschichte derselben ist daher zugleich die Geschichte des europäischen Staatensystems. Es scheint, daß Heinrich IV. und Sully, als sie die Idee hatten, aus Europa einen Staatenverein zu bilden, dessen Glieder sich ähnlich an Macht, ihre Streitigkeiten durch einen Senat entscheiden lassen sollten, diese Form zu verhandeln zuerst für räthlich gehalten haben. Indeß wurden vor dem dreißigjährigen Kriege keine förmlichen europäischen Congresse gehalten. Denn die Congresse, welche in Roskild 1568, in Stettin 1570, und vom Czar Iwan IV. dazu aufgefodert, durch den Papst in Kiverova-Horka 1581 flg., dann in Stolbowa 1617, bei Wiasma 1634, zu Stumsdorf 1635, und in Brömsebro 1645, die darnach benannten Friedensschlüsse zur Folge hatten, betrafen einzig die nordischen Staatenverhältnisse. Die Geschichte der europäischen Friedensversammlungen beginnt also mit dem Congresse zu Münster und Osnabrück. Nach der Wichtigkeit ihres Einflusses auf die Gestaltung von Europa gibt es drei Hauptabschnitte in der Geschichte der Congresse: 1) von der Begründung des neuen europäischen Staatensystems durch den Doppel-Congreß, welcher den westphälischen Frieden zur Folge hatte, bis zu dem utrechter Frieden (von 1648—1713); 2) von der Befestigung des Einflusses der brittischen Kolonial- und Seemacht auf die Continentalpolitik von Europa durch den utrechter Frieden, bis auf den wiener Congreß (von 1713—1815); 3) von der Wiederherstellung des politischen Gleichgewichtssystems in Europa und der Aufstellung des Legitimitäts- und Stabilitätsprincips durch den Congreß zu Wien und die heilige Allianz bis jetzt. In jedem dieser Congresse seit 1648 traten einige Hauptmächte an die Spitze der übrigen, und bestimmten gewissermaßen den Gang der gegenwärtigen und der nachfolgenden Verhandlung durch die Feststellung allgemeiner Grundlagen. Die Völker selbst kamen dabei jedoch erst seit dem wiener Congresse in Betrachtung; in welcher, und mit welchen Resultaten? Darüber steht nur der Geschichte das unparteiische Urtheil zu. Aus seinem Standpunkte hat Bignon die Interessen der Völker und der Kabinette gegen einander abgewogen in seiner neuesten Schrift: Les Cabinets et les peuples, depuis 1815, jusq'à la fin de 1822. Nach der von uns aufgestellten Ordnung der drei Perioden wollen wir die wichtigsten Congresse nach einander aufführen, wobei wir auf den Art. Friedensschlüsse mit verweisen. I. Von 1648—1713. —

1) Congreß zu Münſter und Osnabrück. Es iſt merkwürdig, daß während des dreißigjährigen Kriegs derjenige Souverän, welcher, außer Spanien, zuletzt unter allen europäiſchen Fürſten der einzige war, der den weſtphäliſchen Frieden nicht anerkannte, daß der Papſt durch ſeinen Nuncius Ginetti in Köln im J. 1636 die erſten Friedenseröffnungen machen ließ; auch ſandten der Kaiſer und Spanien wirklich Geſandte nach Köln, die unter der Vermittlung des Papſtes mit Frankreich und Schweden zu unterhandeln bereit waren; allein eben jener Vermittlung wegen beſchickte Frankreich dieſen Congreß nicht; dagegen vereinigte es ſich mit Schweden zu Hamburg zu gemeinſchaftlichen Friedensverhandlungen; endlich entſchloß ſich auch der Kaiſer in dem Präliminartractate zu Hamburg 1641, mit beiden Mächten zu Münſter und zu Osnabrück zu unterhandeln. Des Ranges wegen, den Frankreich und Schweden ſich ſtreitig machten und um das Zuſammentreffen der proteſtantiſchen Geſandten mit dem Nuncius zu vermeiden, wählte man jene beiden, von Frankreich dazu vorgeſchlagnen Städte, die nur ſechs Stunden von einander entfernt waren, und ſetzte feſt, daß beide Verſammlungen bloß einen Congreß bilden ſollten. Doch erfolgte die Eröffnung dieſes erſten großen europäiſchen Friedensrathes erſt im December 1644. In Münſter wurde alles durch die Vermittler: den päpſtlichen Nuntius und den Geſandten der Republik Venedig, verhandelt; in Osnabrück unmittelbar, und zwar lateiniſch; ſ. das Weitere unt. dem Art. Weſtphäliſcher Friede. — 2) Congreß in den Pyrenäen. Frankreich und Spanien ſetzten den Krieg, welchen in Deutſchland der weſtphäliſche Frieden geendigt hatte, noch bis 1659 fort. Dann ward, nachdem der Präliminarfriede zu Paris am 7. Mai geſchloſſen worden war, die Faſanen-Inſel im Bidaſſoafluſſe an der Grenze beider Staaten zum Congreßorte gewählt, und Kardinal Mazarin hielt mit dem ſpaniſchen Miniſter, Don Luis de Haro, vom 13. Aug. bis zum 25. Nov. 1659, überhaupt fünf nnd zwanzig Conferenzen unter einem Zelte, wobei jener ſtets italieniſch, dieſer ſpaniſch ſprach. Der ſchon am 7. Nov. unterzeichnete pirenäiſche Friede ſicherte Frankreich ſein politiſches Uebergewicht; Spanien erkannte den münſterſchen Frieden an und trat Rouſſillon, Conflans und einige Plätze in den Niederlanden an Frankreich ab, das den geächteten Prinzen von Condé wieder in ſeine Würden und Güter einſetzte; auch wurde Lothringen ſeinem Herzoge zurückgegeben. — 3) Der Congreß zu Breda endigte, unter ſchwediſcher Vermittelung, den Krieg zwiſchen Großbritannien auf der einen, und den Niederlanden, Frankreich und Dänemark auf der andern Seite, durch den Frieden zu Breda, den 31. Juli 1667, der vorzüglich die gegenſeitigen Kolonien in Weſtindien und den Sundzoll betraf. — 4) Der Congreß zu Aachen endigte den ſogenannten Devolutionskrieg zwiſchen Frankreich und Spanien, unter Vermittelung des Papſtes, durch den aachner Frieden, den 2. Mai 1668, durch den Frankreich die in den ſpaniſchen Niederlanden eroberten Plätze behielt, die Franche-Comté aber an Spanien zurückgab. — 5) In dem Kriege Ludewigs XIV. mit den Niederlanden, von 1672 bis 1678, wurde anfangs ein Congreß zu Köln 1673 eröffnet, aber ſchon im folgenden Jahre, weil der kaiſerliche Geſandte den kurkölniſchen gewaltſam aus Köln entführt und nach Wien geſchickt hatte, aufgelöſt. Darauf leiteten die brittiſchen Geſandten (unter ihnen befanden ſich der berühmte Ritter Temple), und der päpſtliche Geſandte, als Vermittler, die Friedensverhandlungen zwiſchen Frankreich, Spanien, den

Niederlanden, dem deutschen Kaiser, Schweden, Dänemark, Brandenburg und einigen kleinern Staaten auf dem Congresse zu Nimwegen, seit 1676 bis zu dem Abschlusse des Friedens von Nimwegen 1678, der aus mehrern Separatfriedensschlüssen bestand: zwischen Frankreich und den Niederlanden; zwischen Frankreich und Spanien; zwischen Frankreich, Schweden und dem deutschen Reiche im J. 1679, von welchem der Friede mit Brandenburg zu St. Germain en Laye und der mit Dänemark zu Fontainebleau und Lund, so wie der zu Nimwegen zwischen Schweden und Holland, die unmittelbaren Folgen waren. So trug die französische Diplomatik, welche die Alliirten trennte, auf diesem Congresse den Sieg davon, und Ludewigs XIV. politisches Uebergewicht war auf längere Zeit befestigt. — 6) Hierauf veranlaßte die Wegnahme Strasburgs, welche mitten im Frieden 1681 geschah, und Ludwigs Reunionssystem das große haager Schutzbündniß gegen Frankreichs Uebermuth und Ländersucht, dessen Seele Wilhelm III. war. Es vereinigten sich nämlich Schweden und Holland, dann der Kaiser, Spanien und einzelne deutsche Reichskreise mit einander zur Aufrechterhaltung des westphälischen und des nimweger Friedens, und statt der Waffen, welche der Kaiser bereits gegen die Türken führen mußte, wählte man den Weg der Unterhandlung. Dies war der Zweck des merkwürdigen Congresses zu Frankfurt im J. 1681, der zwar französischer Seits im Dec. 1682 abgebrochen, in der Folge jedoch zu Regensburg fortgesetzt wurde und einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit Frankreich im J. 1684 bewirkte. Aber vergebens suchten die europäischen Mächte durch Bündnisse unter sich, insbesondre durch die große augsburger Verbindung (Association) vom J. 1686, welche der Statthalter Wilhelm III. von Holland, zu Stande brachte, der Herrschsucht Ludwigs einen Damm zu setzen; denn schon im Sept. 1688 überzogen die französischen Heere die Rheinländer. Dies und die Vertreibung des Hauses Stuart durch Wilhelm III. aus England (im Nov. 1688) hatte einen neunjährigen Krieg zur Folge. — 7) Die Rücksicht auf die spanische Erbfolge bewog jedoch den siegreichen Ludwig durch besondre Vorträge die Alliirten zu trennen, und als dies nicht ganz gelang, Schwedens Vermittelung nachzusuchen, wodurch der Congreß zu Ryßwick, einem Schlosse beim Haag, im Mai 1697, zu Stande kam. Man unterhandelte zwar, nachdem ein runder Tisch im Conferenzsaale allem Rangstreite ein Ende gemacht hatte, auf die Grundlage des westphälischen und nimweger Friedens; allein es gelang dennoch der französischen Staatskunst abermals, durch einzelne Verträge mit den Verbündeten das allgemeine Friedenswerk zu leiten und das deutsche Reich zur Annahme der von Frankreich mit Spanien, Großbritannien und den Niederlanden festgesetzten Bedingungen zu nöthigen. Der Friede zu Ryßwick wurde von den Seemächten am 20. Sept. und vom Kaiser am 30. Oct. 1697 unterzeichnet. — In diese Periode fallen noch einige Congresse, auf denen die europäische Diplomatik die Staatenverhältnisse der nordischen Mächte in Hinsicht auf Polen und die Pforte ordnete. — 8) Der berühmteste ist der zu Oliva, einem Kloster bei Danzig, im Mai 1660, wo Frankreich den Frieden zwischen Schweden und Polen vermittelte, und den zugleich der deutsche Kaiser, der Kurfürst von Brandenburg, der Herzog von Curland und andre kleine Fürsten beschickten. Die Bevollmächtigten der Republik der Niederlande, von Dänemark und von Spanien wurden nicht zugelassen. Der Friede zu Oliva, vom 3. Mai 1660, befestigte das politische

Uebergewicht Schwedens im Norden, sicherte ihm den Besitz von Liefland und bestätigte die Souverainetät Preußens; zugleich vermittelten England, Holland und Frankreich den Frieden zu Kopenhagen, 27. Mai 1660, zwischen Schweden und Dänemark; endlich wurde das Friedenswerk von Oliva vervollständigt durch den Frieden zwischen Schweden und Rußland zu Kardis, den 1. Jul. 1661. — Da nun auch der Congreß zu Nimwegen die Verhältnisse der nordischen Staaten mit betroffen hatte, so verflochten seitdem mehrere Bündnisse der Seemächte mit den nordischen Staaten das Interesse der letztern mit dem von Europa. — 9) Zwischen Polen und Rußland fanden ebenfalls besondere Congresse Statt: zu Radzyn 1670, zu Moskau 1678, zu Radzyn und Andrussow 1684, die endlich den Definitivfrieden zu Moskau 1686 zur Folge hatten, wodurch Polens Macht, die schon der Tractat von Oliva erschüttert hatte, den zweiten Stoß erhielt; die Grenzen zwischen Rußland und Polen blieben so, wie sie jener Friede bestimmt hatte, bis 1772. — 10) Der Congreß zu Altona, 1687, wo der der deutsche Kaiser und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg die Streitigkeiten Dänemarks mit dem Hause Holstein-Gottorp vermittelten, bewirkte, nachdem auch Großbritannien und die Generalstaaten als Vermittler hinzugetreten waren, den Frieden zu Altona 1689, durch welchen der Herzog von Holstein sein Land mit voller Souverainetät wieder erhielt. — Endlich gehören noch in diese Periode: 11) die Friedensconferenzen zu Carlowitz, im Nov. 1698, wo zuerst ein türkischer Sultan in die Formen der europäischen Diplomatie sich fügen lernte, indem er die Vermittelung Großbritanniens und Hollands annahm, worauf sein erster Dragomann, Maurocordato, das diplomatische Talent der griechischen Nation rühmlich bewährte, indem er durch einen runden Tisch alle Rangstreitigkeiten beseitigte, und mit dem deutschen Kaiser, Polen, Venedig und Rußland, die einzelnen Friedensschlüsse oder Waffenstillstandsverträge zu Carlowitz 1699 zu Stande brachte, in welchen zuerst der Macht der Pforte ein Ziel gesteckt wurde; doch mußte Venedig auf Candia und die Inseln des Archipels verzichten; es behielt nur Morea, die jonischen Inseln und einige Plätze in Albanien. — II. Von 1713—1814. — 1) Den spanischen Erbfolgekrieg endigte der Congreß zu Utrecht, wohin Frankreich, England, die Generalstaaten, Savoyen, der Kaiser, Portugal, Preußen, der Papst, Venedig, Genua, Kurmainz, Kurköln, Kurtrier, Kurpfalz, Kursachsen, Kurbaiern, Hannover und Lothringen im Januar 1712 ihre Bevollmächtigten schickten, nachdem bereits Frankreich und Großbritannien in den Friedenspräliminarien zwischen sich, den 8. Oct. 1711, die Grundlinien des Friedensgeschäfts gezogen und dadurch gewissermaßen schon die Bestimmung der neuen Staatenverhältnisse entschieden hatten. Auch zu Utrecht gelang es der französischen Diplomatie, die Verbindung der interessirten Mächte zu trennen durch den Beschluß, daß jeder der Alliirten seine Foderungen einzeln übergeben sollte. Der Zwist unter ihnen nahm noch zu, als sie sahen, daß die Unterhandlungen von England meist insgeheim und unmittelbar mit dem Kabinette von Versailles geführt wurden. Die Resultate waren acht Separatfrieden, welche Frankreich, Spanien, England, Holland, Savoyen und Portugal in den J. 1713 bis 1715 unter sich schlossen, indem sie Oesterreich und das Reich sich selber überließen; s. den Art. Utrechter Friede. Seitdem trat die brittische See- und Handelsmacht in der Reihe der Hauptstaaten voran, und Englands In-

tereſſe leitete jetzt das Schickſal des ſogenannten europäiſchen Gleichgewichts. — 2) Der Congreß zu Baden, im Juni 1714 war nur eine Formalität, um den zu Raſtadt von Eugen und Villars im Namen des Kaiſers und Frankreichs geſchloſſenen Frieden, welcher auf dem zu Utrecht ruhte, in einen lateiniſch abgefaßten Reichsfrieden umzuwandeln. — 3) Auch der Congreß zu Antwerpen war eine Folge des utrechter Friedensrathes. Dort vermittelte England zwiſchen dem Kaiſer und den Generalſtaaten den Barriereetractat vom 15. Nov. 1715. — 4) Der Congreß zu Cambray 1722 betraf die Streitigkeiten zwiſchen dem Kaiſer, Spanien, Savoyen und Parma, in Hinſicht der Vollziehung des utrechter Friedens und der Bedingungen der Quadrupleallianz, wobei England und Frankreich die Vermittelung übernahmen; allein Philipp V. von Spanien, beleidigt durch die Zurückſchickung ſeiner, mit Ludwig XV. verlobten Tochter (im April 1725) rief ſeine Miniſter von Cambray ab, und ſchloß hierauf allein ſeinen Frieden mit Oeſterreich zu Wien, den 20. April 1725, worin er die Garantie der pragmatiſchen Sanction übernahm. Das bald darauf geſchloſſene Schutzbündniß zwiſchen Oeſterreich und Spanien hatte eine Gegenallinnz zwiſchen England, Frankreich, den vereinigten Niederlanden, Dänemark, Schweden, Heſſen-Caſſel und Wolfenbüttel zu Herrnhauſen zur Folge; wogegen Rußland, Preußen und einige deutſche Stände ſich an die wiener Allianz anſchloſſen So ſchien ein allgemeiner Krieg nahe zu ſein, als Oeſterreich durch einſtweilige Aufhebung der Compagnie zu Oſtende, und Spanien durch den Tractat zu Pardo mit England, zur Ausgleichung die Hand bot. — 5) Der Congreß zu Soiſſons im Junius 1728, ſollte dieſe Ausgleichung auch zwiſchen Oeſterreich, Frankreich, England und Spanien bewirken; allein es gelang dem franzöſiſchen Staatsminiſter, Kardinal Fleury, Spanien von Oeſterreich zu trennen, worauf Frankreich, Spanien und England das Friedens- und Schutzbündniß zu Sevilla 1729, dem auch Holland beitrat, errichteten, um ihren Willen Oeſterreich als Geſetz vorzuſchreiben. Dadurch wurde der Congreß zu Soiſſons aufgelöſt und das beleidigte Oeſterreich griff zu den Waffen. Aber die Garantie der pragmatiſchen Sanction, welche Englnnd und Holland übernahmen, bewog den Kaiſer Carl VI. 1731 die Beſtimmungen des Tractats von Sevilla anzuerkennen. — 6) Der Congreß zu Aachen, im April 1748, an welchem Frankreich, Oeſterreich, England, Spanien, Sardinien, Holland, Modena und Genua Theil nahmen, endigte den öſterreichiſchen Erbfolgekrieg durch den aachner Frieden, den 18. Oct. 1748. — 7) Der ſiebenjährige Krieg zwiſchen England und Frankreich wurde, ohne daß ein Congreß ſich verſammelt hatte, geendigt; Oeſterreich, Sachſen und Preußen aber ſchloſſen ihren Frieden auf dem Congreſſe zu Hubertsburg, der ſich im December 1762 verſammelt hatte, am 15. Febr. 1763. — 8) Der Congreß zu Teſchen, im März 1779, entſchied den baierſchen Erbfolgeſtreit zwiſchen Oeſterreich und Preußen, unter franzöſiſcher und ruſſiſcher Vermittlung; doch ſchickten auch Kurpfalz, Kurſachſen und Zweibrücken Bevollmächtigte, nur nicht der, um deſſen Erbfolge es ſich handelte, der Kurfürſt von Baiern; ſ. den Art. Teſchner Friede v. 13. Mai 1779. — 9) Hierauf boten Rußland und Oeſterreich ihre Vermittelung in dem amerikaniſchen Freiheitskriege zwiſchen England und Frankreich an. Wien ſollte die Congreßſtadt ſein; allein Frankreich leh te die Vermittelung ab, und als nachher öſterreichiſche und ruſſiſche Miniſter an dem, in Paris im Oct. 1782 eröffneten Friedenscon-

gresse der Minister Frankreichs, Spaniens, Englands, Hollands und der vereinigten Staaten, als Vermittler Theil nehmen wollten, kamen die Friedenspräliminarien, am 30. Nov. 1782 und am 20. Jan. 1783, ohne ihr Wissen, zu Stande, sowie der Definitivfriede zu Versailles und zu Paris den 3. Sept. 1783, und mit Holland den 20. Mai 1784. — 10) Die Streitigkeiten Josephs II. mit der Republik Holland über die Eröffnung der Schelde und andern Gegenstände im J. 1784, veranlaßten Frankreich, seine Vermittelung anzutragen, und es wurde zu Versailles ein Congreß am 8. Dec. d. J. von dem französischen Minister Grafen Vergennes, mit dem kaiserlichen und den holländischen Bevollmächtigten eröffnet. Er hatte den Tractat zu Fontainebleau vom 8. Nov. 1785 zum Enderfolg, durch welchen der Barriere-Tractat von 1715 und der wiener Tractat von 1731 aufgehoben, die Grenzen von Flandern, wie sie 1664 waren, wieder hergestellt, und an den Kaiser einige Landstriche abgetreten, auch eine Summe von 10 Mill. Gulden (wozu Frankreich, damit der Congreß nicht abgebrochen würde, die Großmuth hatte, 4½ Mill. beizutragen, an den Kaiser als Entschädigung bezahlt wurden. Dagegen blieb die Schelde geschlossen und der Kaiser entsagte seiner übrigen Ansprüche. — 11) Als Leopold II. den Aufstand der Niederlande mit den Waffen zu dämpfen im Begriff war, wurde in Folge der reichenbacher Convention, ein Mediationscongreß im Haag, von den Gesandten Oesterreichs, Preußens, Hollands und Englands im Sept. 1790 eröffnet, bei welchem man auch die Deputirten der belgischen Provinzen zuließ. Jene Mächte schlossen damals die haager Convention vom 10. Dec. d. J., nach welcher jedoch der Kaiser den belgischen Provinzen die alten Verfassungsgesetze nur so, wie sie zur Zeit des Todes der Kaiserin Maria Theresia gegolten hätten, bestätigen wollte. Darüber entstanden neue Streitigkeiten und Unruhen. Endlich stellte Franz II. im März 1793 die alte Verfassung, wie sie unter Carl VI. gewesen war, wieder her, und beschwor zu Brüssel, im April 1794, die joyeuse entrée; allein zu spät, denn bald darauf wurde Belgien von den Franzosen erobert. — 12) In der Geschichte des Revolutionskriegs ist der Congreß zu Rastadt denkwürdig, ob er gleich fruchtlos war. Er wurde von der Reichsdeputation unter dem Vorsitze des kurmainzischen Directorial-Subdelegirten, Freih. von Albini, in Gegenwart des kaiserlichen Bevollmächtigten, des Grafen Metternich, am 9. Dec. 1797, eröffnet, und am 7. April 1799 durch den kaiserlichen Bevollmächtigten mittelst eines kaiserlichen Commissionsdecrets aufgelöst. Die alte Würde des deutschen Reichs zeigte sich während desselben bloß in einer leeren und schwerfälligen Förmlichkeit, mit welcher der grobe und beleidigende Uebermuth der französischen Bevollmächtigten den schneidendsten Contrast bildete. Die Deputation übergab ihre Noten in deutscher, die französische Gesandtschaft in französischer Sprache. In Hinsicht auf den Gegenstand aber glich die Deputation einem an Händen und Füßen gelähmten Menschen mit verbundnen Augen, da ihr die geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio und die Bedingungen der geheimen rastadter Convention vom 1. Dec. 1797 unbekannt geblieben waren. Daraus entstanden Mißtrauen und Uneinigkeit, vorzüglich zwischen Oesterreich und Preußen; indem nun die Deputation gewissermaßen im Finstern tappte, stieß sie überall auf Hindernisse und gab Blößen, so daß der Subdelegirte von Baden, als Beweggrund seiner Abstimmung für die Abtretung des ganzen linken Rheinufers, unt. and. den Zorn anführte,

in welchen die Minister Frankreichs gerathen wären, als sie gehört hätten, daß man ihnen nur einen Theil jener Uferländer anbieten wolle! Die französische Diplomatie verleugnete zu Rastadt jede Form des Anstandes; die deutsche benahm sich oft kleinlich und furchtsam; die Verhandlung selbst war nur ein blinder Kampf mit dem Spiele verborgner Interessen und mit dem Trotze des republikanischen Stolzes; das Ganze endigte mit einem blutigen Frevel (am 28. April 1799), den wahrscheinlich die gewaltsame Maßregel eines Mannes von heftigem Charakter, der sich persönlich rächen wollte, und die blinde Wuth eines damit beauftragten Subaltern-Officiers verschuldet hat S. das Weitere unter dem Art. Rastadter Congreß). Die Grundlagen der Abtretung des linken Rheinufers und der Entschädigung der dadurch verletzten Erbfürsten durch Säculariſation der geistlichen Länder, welche die Reichsdeputation zu Rastadt bereits angenommen hatte, wurden, ohne Zuziehung des Reichs, vom Kaiser nachmals in dem luneviller Frieden 1801 zu Friedensartikeln erhoben. — 13) Der Congreß zu Amiens, wo Joseph Buonaparte und der Marquis von Cornwallis über den Definitivfrieden zwischen Frankreich und England vom Dec. 1801 bis zum 27. März 1802 unterhandelten, und wobei Malta der schwierigste Punkt war, wo der spanische und der holländische Bevollmächtigte aber nur dann an den Verhandlungen Theil nahmen, wenn diese das Interesse ihrer Mächte betrafen, erreichte seinen Zweck in dem, von allen vier Bevollmächtigten am 27. März 1802 unterzeichneten Tractate von Amiens, welchem auch die Pforte beitrat (am 13. Mai 1802), der aber schon am 18. März 1803 durch Englands Kriegserklärung wieder aufgehoben wurde. — 14) Napoleon unterhandelte seine Friedensschlüsse gewöhnlich mit den Waffen in der Hand; es bedurfte dann keines Vermittlers. Vergebens bot daher Oesterreich vor dem Frieden zu Tilsit 1809 seine Vermittelung an; eben so wenig hatte früher Haugwitz in Wien 1805 Preußens Dazwischenkunft geltend machen können. Als aber Napoleon, um Spanien zu unterwerfen, seinen Rücken in Deutschland und Polen sichern und deshalb mit Rußland sich enger verbinden, zugleich aber einen Versuch, mit England einen allgemeinen Frieden einzuleiten, machen wollte, da versammelte er den ersten europäischen Monarchen- und Minister-Congreß zu Erfurt im Oct. 1808. Napoleon kam den 27. Sept. in Erfurt an und wenig Stunden nach ihm der Kaiser Alexander. Noch waren daselbst versammelt die Könige von Sachsen, Baiern und Würtemberg, der damalige König Hieronymus von Westphalen, der Großfürst Constantin, Prinz Wilhelm von Preußen, die Herzoge von Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha und Holstein-Oldenburg und mehrere andere Fürsten, so wie die Staatsminister der genannten Höfe) außerdem noch der preußische, der dänische, der würzburgische, der fürst-primatische, der badensche Staatsminister u. a. m.; im Namen des Kaisers von Oesterreich erschien der Baron von Vincent, mit einem Schreiben, worin der Kaiser seine friedlichen Gesinnungen gegen Frankreich bezeugte. Die Verhandlungen betrafen eine Verminderung der dem preußischen Staate von Frankreich aufgebürdeten Leistungen und die Aufnahme des Herzogs von Oldenburg in den Rheinbund, hauptsächlich aber den Frieden mit England, die Verhältnisse zwischen Frankreich und Oesterreich und die Angelegenheiten der Türkei. Auf den Friedensantrag der Kaiser von Frankreich und Rußland, mittelst eines gemeinschaftlichen Schreibens vom 12. Oct., erklärte die brittische Regierung ihre Bereitwilligkeit, wenn auch Schweden und die spa-

Digitized by Google

nische Regierung auf dem Congresse durch Bevollmächtigte erschienen; da Napoleon aber der spanischen Nation dieses Recht nicht zugestehen wollte: so wurden die Verhandlungen im December abgebrochen. Unterdessen war auch die Versammlung in Erfurt bereits am 14. Oct. auseinander gegangen, nachdem Napoleon den Frieden mit Oesterreich gesichert zu haben glaubte, und mit dem Kaiser Alexander gewisse Verabredungen getroffen hatte, deren Inhalt nicht genau bekannt ist. (S. Schöll Traités de paix. IX. 194.) — In diese Periode gehören noch: 15) Die beiden fruchtlosen Congresse zu Braunschweig im Laufe des nordischen Kriegs; der erste löste sich auf im Febr. 1713, und der zweite im März 1714. — 16) Der Congreß, welchen der holsteinische Minister, Baron von Schlitz, genannt Görtz, im Namen Carls XII., mit den Bevollmächtigten des Czaren im J. 1718 auf den Alandsinseln hielt; allein den daselbst auf ziemlich billige Bedingungen für Schweden verhandelten Frieden vereitelten der Tod Carls XII. und der Parteigeist des schwedischen Adels, dessen Opfer Görtz wurde. Die schwedische Regierung brach die Unterhandlungen mit Rußland auf den Alandsinseln ab, und schloß unter Frankreichs Vermittelung, auf dem Congresse zu Stockholm, besondere Friedensschlüsse mit Hannover den 20. Nov. 1719, darauf im J. 1720 mit Preußen, Dänemark und vorläufig mit Polen. Endlich mußte Schweden, unter Frankreichs Vermittelung, den Frieden auch von Rußland annehmen, der nach den vom Czar, dictirten Bedingungen, die Rußlands Uebergewicht im Norden feststellten, auf dem zu Nystadt im Mai 1721 versammelten Congresse, am 10. Sept. 1721, unterzeichnet wurde. Darauf folgte auch der Abschluß des Definitivfriedens mit Sachsen und Polen, mittelst bloßer Declarationen in den J. 1729 und 1732. — 17) Der im J. 1741 zwischen Schweden und Rußland ausgebrochne Krieg wurde auf dem zu Åbo von russischen und schwedischen Bevollmächtigten gehaltnen Congresse, nachdem Schweden, statt des Kronprinzen von Dänemark, den Bischof von Lübeck, Adolf Friedrich Herzog von Holstein-Gottorp, zum Thronfolger erwählt hatte, durch den Definitivfrieden zu Åbo den 17. Aug. 1743 geendigt, worauf das petersburger Bündniß zwischen Rußland und Schweden im J. 1745 zu Stande kam. — Während Rußland in seinen Friedensschlüssen mit Schweden, Polen und der Pforte, die Vermittelung fremder Mächte, vorzüglich unter Catharina's II. Regierung, nicht mehr zuließ, fand diese in den Kriegen Oesterreichs mit der Pforte Statt. — 18) Der Congreß zu Passarowitz endigte den, in den J. 1714 und 1716 ausgebrochnen Krieg der Pforte mit Venedig und Oesterreich durch die Vermittelung Großbritanniens und Hollands, im Frieden zu Passarowitz den 21. Jul. 1718, nach welchem Morea, ohne daß davon im Tractate selbst Erwähnung geschah, der Pforte als eroberte Provinz verblieb. — 19) In dem Kriege Rußlands mit der Pforte 1736 suchte die Pforte Oesterreichs, Hollands und Großbritanniens Vermittelung; allein Rußland lehnte die Vermittelung der Seemächte ab, so daß der Congreß zu Niemiroff in Polen, im Juni 1737, bloß aus den Bevollmächtigten der Pforte, Rußlands und Oesterreichs bestand. Als aber auch Oesterreich der Pforte den Krieg erklärte, so übernahm Frankreich die Rolle eines Vermittlers. Die Verhandlungen wurden zwar schon im October abgebrochen, jedoch durch den französischen Gesandten, Herrn von Villeneuve, der deshalb sowohl vom Kaiser Carl VI., als auch von der Kaiserin Anna geheime Instructionen erhielt, von denen

jedoch ihre Miniſter, Graf von Sinzendorf und Graf Oſtermann, welche ihrerſeits über einen beſondern Frieden mit der Pforte unterhandelten, nichts wußten, auf's neue angeknüpft und theils in Konſtantinopel, theils im Lager des Großvezirs fortgeſetzt. Endlich ſchloß der öſterreichiſche General, Graf von Neipperg, auf eine ſehr übereilte Art den 1. Sept. 1739 einen Präliminarvertrag ab, deſſen Garantie Frankreich als Vermittler übernahm, und nach welchem Belgrad, ob es gleich in gutem Vertheidigungszuſtande war, den Türken übergeben wurde. Hierauf brachte Villeneuve auch den für die Pforte äußerſt vortheilhaften Definitivtractat von Belgrad ſowohl mit Oeſterreich, als mit Rußland den 18. Sept. 1739 zu Stande und unterzeichnete den letztern als Bevollmächtigter der ruſſiſchen Kaiſerin, ohne daß der, ebenfalls zum Abſchluſſe des Friedens mit der Pforte bevollmächtigte Feldmarſchall Münnich darum wußte. — 20) In dem Kriege Rußlands mit der Pforte von 1768 bis 1774 wurde zu Fockſchany in der Moldau im Aug. 1772 ein Congreß von ruſſiſchen und türkiſchen Bevollmächtigten gehalten, bei welchem auch ein öſterreichiſcher und ein preußiſcher Miniſter erſchienen; allein Catharina erkannte ſie nicht als Vermittler an, und ſie erfuhren bloß ingeheim von dem türkiſchen Geſandten den Gang der Verhandlungen. Dieſer Congreß ging aber bald auseinander; auch ein zweiter Congreß, der ſich im Oct. 1772 zu Bucareſt verſammelte, wo jene beiden Miniſter nicht zugelaſſen wurden, löſte ſich ohne Erfolg, wahrſcheinlich durch Frankreichs Einfluß auf den Divan, ſchon im März 1773 auf. Endlich ſahen ſich der von Adrianopel abgeſchnittene Großvezier genöthigt, ohne weitere Unterhandlung, auf die vom ruſſiſchen Feldherrn, Grafen von Rumanzoff, gemachten Bedingungen, den Frieden zu unterzeichnen in dem Zelte des ruſſiſchen Feldherrn zu Kutſchuk-Kainardgi, den 21. Juli 1774. — 21) In dem ruſſiſch-öſterreichiſchen Kriege mit der Pforte von 1787 folg. lehnte Catharina ebenfalls jede Vermittelung ab; allein Oeſterreich mußte ſie annehmen, und es verſammelte ſich im Juni 1790 ein Congreß zu Reichenbach, wo Graf Herzberg im Namen Preußens mit Oeſterreich unterhandelte, und an welchem auch Polen, Großbritannien und die Generalſtaaten Theil nahmen. Um einen Krieg mit Preußen zu vermeiden, entſchloß ſich Oeſterreich, das Ultimatum des preußiſchen Kabinets anzunehmen; ſo kam die reichenbacher Convention vom 27. Juli zu Stande, nach welcher Oeſterreich mit der Pforte den Frieden zu Sziſtowe den 4. Aug. 1791 abſchloß, wo ſich ein Congreß von öſterreichiſchen und türkiſchen Bevollmächtigten, ſo wie von den Miniſtern der vermittelnden Mächte, Großbritannien, Preußen und Holland, im Januar d. J. verſammelt hatte. Hierauf wurde in St. Petersburg über den Frieden Rußlands mit der Pforte von jenen vermittelnden Mächten unterhandelt; indeß kamen die Friedenspräliminarien unmittelbar zwiſchen dem Großvezier und dem Fürſten Repnin, ſchon am 11. Aug. 1791 zu Gallacz, und hierauf der Friede zu Jaſſy den 9. Jan. 1792, zu Stande. — 22) In dem letzten Kriege Rußlands mit der Pforte, von 1806—1812, ward nach Alexanders Zurückkunft von Erfurt, von ruſſiſchen und türkiſchen Miniſtern ein Congreß zu Jaſſy im Aug. 1807 gehalten, wo die Foderungen Rußlands aber die Pforte bewogen, die Unterhandlungen bald abzubrechen. Endlich mußte die Pforte ſich entſchließen um Friede zu bitten, und es verſammelte ſich ein Congreß zu Bucareſt im December 1811, wo, durch Großbritanniens und Schwedens Vermittelung, ungeachtet der franzöſiſche Kaiſer in

Digitized by Google

seinen Bündnissen mit Oesterreich und Preußen, im März 1812, die Integrität der Besitzungen der Pforte stipulirt hatte, der Friede am 28. Mai 1812 in demselben Augenblicke zu Stande kam, als Napoleons Heere im Begriff waren, in Rußland einzubringen. — III. Von 1814 bis jetzt. Nachdem während des großen Kampfes des verbündeten Europa mit Napoleon der Congreß zu Prag im J. 1813, und der Congreß zu Chatillon im Febr. und März 1814 (s. d. Art. Chatillon) erfolglos auseinander gegangen waren, und der pariser Friede vom 30. Mai 1814 eine neue Ordnung der europäischen Staatenverhältnisse herbeigeführt hatte: so wurde in diesem Friedenstractate bestimmt, daß ein allgemeiner Congreß zu Wien die Verfügungen desselben vervollständigen sollte. — 1) Dieser Congreß übertraf an Würde, Glanz und Bedeutung alle bisherigen. Persönlich waren zugegen: die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg, der Kurfürst von Hessen, die Großherzoge von Baden und Sachsen-Weimar u. a. m., sowie die ersten europäischen Staatsmänner und Minister: vom Papst Kardinal Consalvi, von Oesterreich Fürst Metternich und der Freiherr von Wessenberg, von Rußland Fürst Rasumowski, Graf Stackelberg und Nesselrode, von Großbritannien Lord Castlereagh, dann Herzog Wellington, Cathcart, Clancarty und Stewart, von Preußen Fürst Hardenberg und Baron von Humboldt, von Frankreich Fürst Talleyrand, v. Dalberg u. A., von Baiern Fürst Wrede, Graf Rechberg, von Hannover Graf Münster; ferner die Gesandten von Spanien, von Portugal, von den Niederlanden, von Dänemark, von Sardinien u. s. w. Der Congreß wurde eröffnet den 1. Nov. 1814, und geschlossen den 25. Mai 1815. Herr von Gentz führte das Protocoll. Auf ihm bildeten für die europäischen Sachen den engern Verein die fünf Hauptmächte, die den pariser Frieden geschlossen hatten: Oesterreich, Preußen, England, Rußland und Frankreich, unter dem Vorsitze des Fürsten Metternich; zu dem in einzelnen Fällen noch die drei andern: Spanien, Portugal und Schweden, gezogen wurden. Für die deutschen Angelegenheiten bildeten Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Würtemberg einen Ausschuß, zu dessen Verhandlungen aber später auch die Bevollmächtigten der übrigen deutschen Souveraine und freien Städte gezogen wurden. Da man über die meisten Hauptpunkte schon im Ganzen einverstanden und vorzüglich darauf bedacht war, Frankreichs Eroberungspolitik für die Zukunft zu hemmen: so erleichterte die persönliche Gegenwart, der Charakter und die wechselseitige Freundschaft der Monarchen die endliche Feststellung. Am schwierigsten waren die Bestimmungen über Polen und Sachsen, sowie über die innern Verhältnisse des deutschen Bundes; eine unerwartete Begebenheit, Napoleons Rückkehr von Elba nach Frankreich, machte endlich das Interesse jedes Einzelnen schweigen und führte plötzlich den Abschluß der von den acht Mächten: Oesterreich, Preußen, England, Rußland, Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden, unterzeichneten, aus 121 Artikeln bestehenden Congreßacte herbei am 9. Junius 1815. Die Wiederherstellung des europäischen Staatensystems ward darin im Allgemeinen gegründet auf das Princip der Legitimität. Oesterreich erhielt zurück: das neue lombardisch-venetianische Königreich, mit Einschluß des Veltlin, außerdem drei Secundogenituren: Toscana, Modena und Parma; das neue Königreich Illyrien, das venetianische Dalmatien nebst Ragusa und dem Golfo di Cattaro; ferner durch Verträge mit Baiern: Tirol

Digitized by Google

und Vorarlberg (ohne das Amt Weiler), Salzburg bis an die Salza, die, 1809 abgetretenen Theile des Inn- und Hausruckviertels; von Rußland den, 1809 abgetretenen Theil von Ostgalizien. In Ansehung der Wiederherstellung der übrigen Staaten verweisen wir auf die besondern Artikel und bemerken hier bloß im Allgemeinen, daß Rußland, als eine bedeutende Vergrößerung seiner Macht, Warschau unter dem Namen des Königreichs Polen erhielt; daß Krakau eine freie Stadt wurde; daß Preußen, weil es nicht in seinen Länderbesitz von 1806 wieder hergestellt werden konnte, durch neue Theilungen und Abtretungen sich für Ostfriesland, Hildesheim ꝛc., die an Hannover kamen, — für Anspach und Baireuth, die bei Baiern blieben, entschädigen ließ, indem es ein Stück von Polen (das Herzogthum Posen), fast die Hälfte des Königreichs Sachsen, Schwedisch-Pommern, Cleve, Berg und den größten Theil des linken Rheinufers bis an die Saar erhielt, damit es hier für Deutschland eine feste Vormauer gegen Frankreich bildete. Dänemark, das Norwegen an Schweden abgetreten hatte, bekam Sachsen Lauenburg und wurde wegen dieser Provinz und wegen Holstein, Mitglied des deutschen Bundes. Baiern erhielt als Ersatz für seine Abtretungen an Oesterreich: Würzburg, Aschaffenburg, den jetzigen Rheinkreis am linken Rheinufer u. s. w. (seine weitern Ansprüche auf den Main- und Tauberkreis und den Heimfall des Neckarkreises sind unbefriedigt geblieben). Hannover erhielt die Königswürde und mehrere neue Provinzen, wodurch es sich abrundete. Dieses Contiguitätsprincip konnte aber weder bei Baiern, noch bei Preußen befolgt werden. Aus Holland und Belgien wurde das Königreich der Niederlande mit einer festen Grenze gegen Frankreich gebildet. Die niederländische Provinz Luxemburg aber wurde als Großherzogthum dem deutschen Bunde zugetheilt. Großbritannien behielt Malta, Helgoland, einige eroberte Kolonien und erhielt die Schutzhoheit über die wieder hergestellte Republik der jonischen Inseln. Der Schweizerbund ward durch drei Cantone vergrößert und durch die Anerkennung seiner beständigen Neutralität zu einer Schutzgrenze für Frankreichs schwache Seite erhoben. Dem wiederhergestellten Staate des Königreichs Sardinien wurde Genua als Herzogthum einverleibt, mit Bewilligung eines Freihafens; zugleich ward die Thronfolge der Linie Carignan zugesichert. Ferner wurden wieder hergestellt: das Großherzogthum Toscana, das Herzogthum Modena, der Kirchenstaat und das Königreich beider Sicilien, indem Mürat seinen Untergang sich selbst zuzog. Lucca wurde der Infantin Marie Luise von Spanien gegeben; erhielt jedoch späterhin eine andere Bestimmung (s. d. A. Parma und Lucca). Spanien sollte an Portugal Olivenza zurückgeben, was aber des, von portugiesischen Truppen besetzten Monte-Video's wegen bis jetzt noch nicht geschehen ist. Indem so durch die wiener Congreßacte die Territorialverhältnisse nach dem alten Gleichgewichtssysteme auf's neue geordnet wurde, brachte der Drang der Umstände auch die deutsche Bundesacte vom 8. Juni 1815, welche in der allgemeinen Congreßacte mit enthalten ist, zu Stande (s. d. Art. Deutschland). In dieser hatte der 13. Art.: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung Statt finden", die größten Widersprüche zwischen den constitutionell gesinnten Staatsmännern und den Anhängern der alten Staatsformen, vorzüglich von Seiten Baierns und Würtemberg, erfahren. Auch haben mehrere Artikel derselben spätere Verhandlungen und eine Additionalacte zur Folge gehabt; einige Punkte derselben, z. B. der über

den Nachdruck, sind noch nicht vollzogen. Doch erhielt Deutschland auf dem wiener Congresse wenigstens die politische Bestimmung, der Friedensstaat von Europa zu sein. Die wichtige Episode der wiener Congreßverhandlung, welche die Achtserklärung Napoleons am 13. März und die am 25. März 1815 erneuerte Verbindung Oesterreichs, Rußlands, Großbritanniens und Preußens gegen Napoleons Rückkehr auf den französischen Thron betrafen, ist in den Art. Buonaparte u. russisch deutscher Krieg mit Frankreich im J. 1815 enthalten. Jener Verbindung traten auf dem Wiener Congresse auch Sardinien, Portugal, Hannover, Baiern, Sachsen, Würtemberg, die Niederlande, Dänemark, Hessen, Baden u. a. m. bei; nicht aber Spanien und Schweden. Dieser Krieg entschied insbesondre die sogenannte sächsische Frage. Anfangs hatten England und selbst Oesterreich in die Vereinigung des ganzen Königreichs Sachsen mit Preußen eingewilligt; allein die Note des Herzogs von Sachsen-Coburg vom 14. Oct., die Protestation des Königs von Sachsen, Friedrichsfelde den 4. Nov. 1814, der Widerspruch Frankreichs und das Gewicht der öffentlichen Stimme bewirkten endlich, daß man jene Vereinigung aufgab, worauf der Fürst Metternich am 12. Jan. 1815 die Theilung Sachsens vorschlug, welche eine besondre Verhandlung Metternichs, Talleyrands und Wellingtons mit dem nach Preßburg eingeladenen König von Sachsen zur Folge hatte, der endlich auf die Grundlage der vorgeschlagnen Theilung zu Laxenburg im Mai, unter Oesterreichs Vermittelung, mit Preußen und Rußland über den Frieden unterhandelte, den er zu Wien am 18. Mai 1815 unterzeichnete, worauf er am 28. Mai auch auf das Herzogthum Polen förmlich Verzicht leistete; so daß die neue Vertheilung der polnischen Länder, wie sie Oesterreich, Rußland und Preußen durch ihre Verträge zu Wien am 3. Mai 1815 geordnet hatten, vollzogen werden konnte. — Nach der Entscheidung der Territorialfragen betraf eine andre Verhandlung des wiener Congresses die Abschaffung des Sklavenhandels (s. d. Art.), und eine dritte die freie Schiffahrt auf dem Rheine, der Weser und der Elbe (s. d. Art.). Ob nun gleich die nähere Bestimmung und Feststellung dieser und mehrerer anderer Gegenstände spätern Verhandlungen vorbehalten blieb: so enthielt dennoch die wiener Congreßacte, deren Originalurkunde in den Archiven des k. k. Staatsraths zu Wien niedergelegt wurde, die Grundlage für die neue politische Gestaltung Europas, dessen Staatensystem, nach der Erklärung der Wiederhersteller selbst, ein freies sein soll. In Bezug auf das politische Gleichgewicht scheint es zwar, als ob durch Polens Vereinigung mit Rußland das Uebergewicht dieser Macht auf dem Continente zu groß geworden, während Großbritannien kein Gegengewicht mehr als Seemacht beschränkt; allein es hat sich gleichwohl in dem wieder hergestellten Staatensystem Europa's, aus dem Tractate von Chaumont (s. d. Art.), durch die Form der wiener Verhandlungen, eine Aristokratie der Hauptmächte factisch und diplomatisch gebildet, wie sie ehemals nicht Statt fand. Diese Aristokratie schreibt sich aber selber ihre Gesetze vor, indem sie sich auf die allgemeinen Angelegenheiten beschränkt. Sie hat durch den heiligen Bund (s. den Art.) und durch die spätern Congresse ihre nähere Entwickelung und Anwendung erhalten; so daß sie jetzt gewissermaßen einen europäischen Senat bildet, der als vermittelnde Behörde den allgemeinen Frieden durch das Princip der Stabilität der, auf dem wiener Congresse geordneten Staatenverhältnisse, zu erhalten bemüht ist. — Diese Gestal-

tung iſt jetzt allgemein in's Leben getreten, obgleich der Papſt durch den Kardinal Conſalvi, den 14. Juni 1815, gegen diejenigen Artikel der Congreßacte proteſtiren ließ, durch welche er Avignon und Venaiſſin, ſowie die deutſche Kirche ihre verlornen Beſitzungen nicht wieder erhielt. Auch hatte der Johanniterorden vergeblich ſeine Wiederherſtellung vom wiener Congreſſe verlangt. — 2) Die Grundſätze und Beſchlüſſe des wiener Congreſſes erhielten ihre weitere Befeſtigung und Anwendung zuerſt in den Conferenzen der Miniſter Oeſterreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands mit dem franzöſiſchen Miniſter, Herzog von Richelieu, zu Paris, welche den Abſchluß des pariſer Tractats vom 20. Nov. 1815 zur Folge hatten, nachdem die Territorialverhältniſſe mehrerer deutſcher Fürſten bereits durch das pariſer Protocoll der Bevollmächtigten der vier verbündeten Mächte vom 3. Nov. in Bezug auf Frankreichs Abtretungen und auf das Vertheidigungsſyſtem des deutſchen Bundes, neue Beſtimmungen erhalten hatten, und die Art der Ratification der wiener Congreßacte und des Beitritts der einzelnen Mächte zu derſelben feſtgeſetzt worden war. Außer dieſem Haupttractate wurden auf dem Congreſſe zu Paris noch mehrere andre Beſchlüſſe von den vier alliirten Mächten gefaßt, z. B. die Convention vom 2. Aug. 1815, die Bewachung Napoleons Buonaparte betreffend, der Definitivtractat vom 5. Nov. 1815, welcher die joniſchen Inſeln als vereinigte Staaten unter den ausſchließenden Schutz Großbritanniens ſtellte; die Neutralitätsacte der Schweiz vom 20. Nov. 1815, welche auch Frankreich mit unterzeichnete; der Allianztractat der vier Hauptmächte von demſelben Tage, durch welchen ſie ſich zur gemeinſchaftlichen Aufrechthaltung der neuen politiſchen Ordnung verbanden, und deshalb Frankreich mit einer Armee einige Jahre lang beſetzt hielten. Nach dem Schluſſe des Congreſſes zu Paris wurden noch zwölf beſondre Verträge von den verſchiednen größern und kleinern Staaten unter ſich in den J. 1816, 1817 und 1818 geſchloſſen, welche theils die neue Ausgleichung der Territorialverhältniſſe, theils die, von Frankreich übernommenen Zahlungen, den Rückfall Parma's an die ſpaniſche Infantin, Herzogin von Lucca, und die Abſchaffung des Sklavenhandels betrafen. — 3) Zu der Vollendung des Werks der Monarchen fehlte noch die völlige Ausſöhnung mit Frankreich durch die Zurückziehung der engliſch-preußiſch-öſterreichiſch-ruſſiſch-deutſchen Beſatzungsarmee von 150000 Mann. Sie ward, nach Vollziehung der von Frankreich übernommenen Geldverpflichtungen, hauptſächlich unter Wellington's Vermittelung, von den vier verbündeten Mächten auf dem Congreſſe zu Aachen beſchloſſen (im Oct. und Nov. 1818), wovon der Eintritt Frankreichs in den Bund der Hauptmächte die Folge war. Die fünf Mächte erließen hierauf zu Aachen die berühmte Declaration vom 15. Nov. 1820, welche, im Geiſte des heiligen Bundes, die Grundſätze und Formen der Politik für die Zukunft ausſprach, deren Zweck ein dauerhafter Friedensſtand ſein ſoll. Doch gab auch Stourdza's (ſ. d. Art.) bekanntes Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne, in Aachen die Veranlaſſung, daß hier und dort Mißtrauen gegen die deutſchen Hochſchulen und den deutſchen Volksgeiſt überhaupt entſtand. Unglücklicherweiſe wurde dieſes Mißtrauen durch einzelne Mißbräuche der Preßfreiheit und durch die Ausſchweifungen einer ſchwärmeriſch politiſirenden Jugend, von welcher zwei fanatiſche Jünglinge zu Frevelthaten ſich hinreißen ließen, bis zu einem antiliberalen Argwohn geſteigert, was allgemeine ſtaatspolizeiliche Maßregeln in Deutſchland zur Folge hatte. —

Digitized by Google

4) Diese wurden beschlossen auf dem Congresse zu Carlsbad, wo sich im August 1819 die Minister von Oesterreich, Preußen (Graf Bernstorf), Baiern, Hanover, Sachsen, Würtemberg, Baden, Sachsen-Weimar, Mecklenburg und Nassau versammelten, um sich unter dem Vorsitze des Fürsten Metternich, wobei Herr von Gentz das Protocoll führte, theils über die Ergänzung der, die innere Organisation Deutschlands betreffenden Beschlüsse des wiener Congresses, theils über den gefährlichen moralisch-politischen Zustand Deutschlands zu berathen. Was sie beschlossen hatten, wurde am 20. Sept. d. J. auf dem Bundestage zu Frankfurt gesetzlich bekannt gemacht, und es wurden hierauf die deutschen Staaten eingeladen, nach dem Sinne des monarchischen Princips eine angemessene Auslegung des 13. Artikels der Bundesacte, die Einführung landständischer Verfassungen betreffend, abzugeben; es wurde eine Vollziehungscommission zur nöthigen Ausführung der gefaßten Beschlüsse errichtet; es wurden die deutschen Hochschulen in disciplinarischer und die öffentlichen Lehrer in politischer Hinsicht unter die Aufsicht von Curatoren gestellt; es wurden alle Ordensverbindungen der Studenten, namentlich die Burschenschaft, bei Strafe der Relegation und der Ausschließung von öffentlichen Aemtern, verboten; es wurde für alle periodische Blätter und Schriften, die weniger als 20 Druckbogen zählten, eine Censur angeordnet, welche Maßregel jedoch nur fünf Jahre lang in Wirksamkeit bleiben sollte; es wurde endlich eine Centralbehörde zur Untersuchung der, in mehrern Bundesstaaten entdeckten revolutionären Umtriebe (s. den Artikel Umtriebe) zu Mainz errichtet. — 5) Bald nachher versammelte sich, um die Organisation des deutschen Bundes zu vervollständigen, am 25. Nov. 1819 ein Minister-Congreß zu Wien, der, unter dem Vorsitze des Fürsten Metternich, aus den Abgeordneten von sämmtlichen deutschen Bundesstaaten bestand, welche die Schlußacte der, über Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes gehaltnen Conferenzen am 15. Mai 1820 zu Wien unterzeichneten. (Abgedruckt im Polit. Journ. Juni und Juli 1820, u. vgl. den Art. Deutschland.) Hatten diese beiden Minister-Congresse, inwiefern sie dem Umsichgreifen demokratischer Ideen entgegenarbeiteten, nur mittelbar das allgemeine Staatensystem von Europa berührt: so betrafen dagegen die, seitdem gehaltenen Monarchen Congresse zu Troppau, Laibach und Verona allgemein wichtige europäische Angelegenheiten. — 6) Den Congreß zu Troppau, welcher daselbst vom October bis zum Dec. 1820 versammelt war, und hierauf Neapels wegen nach Laibach verlegt wurde, hatten zunächst die durch die stehenden Heere in Spanien, Portugal und Neapel bewirkten Staatsveränderungen veranlaßt. Die Minister von Oesterreich, Preußen und Rußland faßten in Troppau mehrere, die Ruhe von Europa betreffenden Beschlüsse. Ein Auszug der, in den Conferenzen von Friedrich von Gentz aufgenommenen Protocolle wurde in Form eines Rundschreibens mehrern Bundesgesandten, so wie dem französischen und dem großbritannischen Gesandten bei dem Bundestage mitgetheilt, nach welchem die Stifter der heiligen Allianz, in Beziehung auf die Revolution in Neapel, den Congreß nach Laibach zu verlegen beschlossen. Oesterreich sollte, wenn es zum Kriege mit Neapel käme, sich allein damit befassen; Rußland und Preußen aber sollten den Frieden in dem übrigen Europa bewachen und für die völlige Sicherheit der österreichischen Erbstaaten Garantie leisten. In der, deshalb von den drei Monarchen aus Troppau an die andern

Regierungen erlaſſenen Erklärung ward der Grundſatz aufgeſtellt, daß den Mächten das Recht zuſtehe, gemeinſchaftliche Maßregeln der Vorſicht gegen Staaten zu nehmen, deren Umformung, durch Aufruhr erzeugt, den rechtmäßigen Regierungen Gefahr drohe, vorzüglich, wenn dieſer Geiſt der Unruhe durch geheime Agenten den benachbarten Staaten mitgetheilt würde. Hierauf wurde der König von Sicilien eingeladen, ſich als Vermittler zwiſchen ſeinem irre geleiteten Volke und den Staaten, deren Ruhe dadurch gefährdet ſei, nach Laibach zu begeben. „Das Syſtem der verbündeten Mächte ziele jedoch weder auf Eroberung, noch ſolle der Unabhängigkeit anderer Mächte nahe getreten werden.“ Gegen dieſes Recht der Einmiſchung in die innern Angelegenheiten benachbarter Staaten, welches auch Großbritannien in Laibach nicht förmlich anerkannte, erſchien die bekannte Schrift von Bignon: du congrès de Troppau. Indeß wurde es von den übrigen Mächten, namentlich von Frankreich, auf dem Congreſſe zu Laibach, der vom Ende des Decembers 1820 bis in die Mitte des Mai 1821 dauerte, in das poſitive Völkerrecht diplomatiſch aufgenommen. In Laibach waren Alexander, Franz I., Ferdinand I., und mehrere italieniſche Fürſten in Perſon zugegen, um durch gemeinſchaftliche Berathung die Ruhe Italiens gegen die Carbonari (ſ. den Art.) zu ſichern, dem weitern Umſichgreifen erzwungner, von den ſtehenden Heeren ausgehender Staatsveränderungen Einhalt zu thun, und die Ordnung in Neapel und Sicilien, ſo wie auch ſpäterhin (im März) die alte monarchiſche Gewalt in Piemont und Genua wieder herzuſtellen. Uebrigens bildeten die Staatsminiſter Oeſterreichs, Rußlands und Preußens (der König von Preußen konnte nicht perſönlich Theil nehmen) mit ihren Kanzleien (von Gentz als Protocollführer) ſo wie die Geſandten von Frankreich, Großbritannien, Sardinien, Rom und den übrigen Staaten Italiens, in Laibach einen noch zahlreichern Kreis von Staatsmännern, als in dem Congreſſe zu Troppau vereinigt waren. Die Reſultate der Beſchlüſſe von Laibach, von wo aus die alliirten Mächte eine Declaration wegen Neapel erließen, waren, als gütliche Mittel fruchtlos blieben, die Beſetzung von Neapel, Sicilien und Piemont durch öſterreichiſche Armeen, wodurch die, daſelbſt den Königen aufgedrungne ſpaniſche Conſtitution abgeſchafft, die alte Verfaſſung wieder hergeſtellt und das monarchiſche Princip befeſtigt wurde (ſ. d. Art. Sicilien, beide, und Piemont). Im Fall dies zu bewirken Oeſterreich nicht gelungen wäre, würde eine ruſſiſche Armee von 80,000 Mann, die ſchon den Marſch nach Ungarn angetreten hatte, in Italien eingerückt ſein. Nachdem die Ruhe in Neapel und Piemont wieder hergeſtellt war, beſchloſſen die beiden Kaiſer den Congreß zu Laibach durch eine, von den Miniſtern Oeſterreichs, Preußens und Rußlands unterzeichnete Declaration vom 12. Mai 1821, in welcher ſie erklärten, daß Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit, welche die Berathungen der Monarchen geleitet, jederzeit die Vorſchrift ihrer Politik ſein würden. — 7) Allein ſchon war der Aufſtand der Hellenen ausgebrochen; die dadurch entſtandene Spannung zwiſchen der Pforte und Rußland konnte durch die Vermittlung des öſterreichiſchen und des engliſchen Miniſters in Konſtantinopel nicht beigelegt werden; zugleich erregte der Zuſtand Spaniens und Portugals Beſorgniſſe für die Sicherheit der monarchiſchen Regierung, und insbeſondre für die Ruhe Frankreichs; endlich ſchienen die Angelegenheiten Italiens eine neue Organiſation der politiſchen Verhältniſſe der dortigen Staaten zu fodern. Dies alles

bewog die beiden Kaiser, welche schon in Laibach einen Congreß im Sept. 1822 zu Florenz zu halten beschlossen hatten, einen Congreß zu Verona zu versammeln, welcher vom Oct. bis in den Dec. 1822 dauerte. Vorbereitende Conferenzen wurden bereits im Sept. zu Wien, wo Kaiser Alexander am 7. d. M., nebst dem Staatssecretär, Grafen Nesselrode, eingetroffen war, von den Staatsministern der fünf Hauptmächte gehalten. Der König von Preußen aber begab sich unmittelbar nach Verona, wo er und der Kaiser von Oesterreich am 15. Oct., Kaiser Alexander am 16., und die Könige von beiden Sicilien und von Sardinien, nebst mehrern andern italienischen Fürsten, später eintrafen. Diesmal erschien auf dem Congresse kein brittischer Staatsminister; denn der Marquis von Londonderry hatte, in einem Anfalle von Schwermuth, durch die Last und die Verwickelung des bisher von ihm befolgten politischen Systems gedrückt, sich selbst den Tod gegeben, sein Nachfolger Canning aber wollte, dem Grundsatze strenger Neutralität getreu, des brittische Staats- und Handelsinteresse nicht durch gewaltsame Einmischung in die innern Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel gefährden. Er schickte daher den Herzog von Wellington nach Wien und Verona, wohin sich auch der bisherige brittische Gesandte am wiener Hofe begab. Von Seiten Frankreichs erschienen der Staatsminister, Vicomte nunmehriger Herzog von Montmorency, und der franz. Bothschafter am brittischen Hofe, der Vicomte von Chateaubriand. Außer diesen waren noch mehrere russische (z. B. Graf Pozzo di Borgo), französische und andere Diplomatiker in Verona gegenwärtig; preußischer Seits Graf Bernstorff und der Fürst Hardenberg. Dieser verließ jedoch, nach Entscheidung der Hauptfrage, Verona, um Mailand und Genua zu sehen, während sein Monarch eine Reise nach Rom und Neapel unternahm. Fürst Hardenberg starb in Genua den 26. Nov. Unter den übrigen, in Verona anwesenden Personen wurde der Banquier, Baron Rothschild bemerkt. Auch fand der durchreisende Kronprinz Oscar von Schweden eine ausgezeichnete Aufnahme. Ueber den Gang der Verhandlungen zu Verona, bei welchen Fürst Metternich den Vorsitz und Herr von Gentz das Protocoll führte, ist jetzt (Jan. 1823) nur so viel bekannt, daß die Continentalmächte Frankreich die verlangte Befugniß, mit bewaffneter Macht die Halbinsel zur Wiederherstellung einer monarchischen Verfassung zu zwingen, zugestanden und im nöthigen Falle Unterstützung versprochen haben; da jedoch England an diesen Verhandlungen nicht Theil nahm und stets zu friedlichen Maßregeln rieth, da auch der französische Finanzminister, Graf von Villele, der, den Krieg gegen die spanischen Cortes laut fordernden, sogenannten Partei der Fanatiker, die triftigsten Gründe für die Beibehaltung des Friedens entgegenstellte, und die von Verona nach Paris zurückgekommnen Staatsmänner diese Ansicht unterstützten, da endlich die in Catalonien aufgestellte Glaubensarmee von den constitutionellen Truppen unter Mina geschlagen worden war: so versuchte Frankreich im December 1822 zuerst den Weg gütlicher Unterhandlungen, um die Cortes zu einer Abänderung ihrer Constitution im Sinne des monarchischen Princips zu bewegen. In Ansehung der Spannung zwischen Rußland und der Pforte, beschloß man zu Verona, durch den brittischen Gesandten bei der Pforte, Lord Strangford, der deshalb nach Verona berufen worden war, ein Ultimatum der Pforte vorlegen zu lassen, das die genaueste Erfüllung des bucharester Vertrags von 1812 verlangte; man wollte sich jedoch der griechischen Insur-

genten auf keine Art annehmen, daher auch die, in Ancona angekommenen Deputirten derselben in Verona nicht zugelassen wurden. In Ansehung Piemonts wurde die gänzliche Räumung dieses Landes von österreichischen Truppen, in Ansehung Neapels und Siciliens aber eine beträchtliche Verminderung des dortigen österreichischen Besatzungsheers beschlossen, die weitere Organisation des italienischen Staatensystems ward jedoch vor der Hand noch ausgesetzt. Indeß begab sich König Ferdinand I. von beiden Sicilien, von Verona auf unbestimmte Zeit nach Wien. Auch die Form des deutschen Bundestages zu Frankfurt sollte von Verona aus eine Abänderung erhalten; endlich wurden einige Actenstücke, die geheimen Gesellschaften betreffend, in Berathung gezogen; über diese und andre Gegenstände werden jedoch die Endbeschlüsse noch erwartet. Bis auf Neapel und Piemont, ist also kein eigentliches Resultat des Congresses zu Verona bekannt, sondern in Ansehung der spanischen und der türkischen Frage der Weg der Unterhandlung eingeschlagen worden, so daß die Berathungen über die spanische Sache in Paris fortgesetzt werden. Die Monarchen verließen Verona in der Mitte des Decembers, um in ihre Staaten zurückzukehren. Die merkwürdigste Erscheinung auf diesem Congresse ist, daß das brittische Ministerium, seit Canning's Eintritt in dasselbe, einen; von der Continentalpolitik abweichenden Gang gewählt und durch den Herzog von Wellington jedes gewaltsame Einschreiten in Spanien, wenn der König ungefährdet bliebe und Spanien seine Constitution nicht weiter zu verbreiten suche, widerrathen hat. Aber auch im Osten ging Englands Politik dahin, jede Ergreifung der Waffen zu vermeiden. Werfen wir einen Gesammtblick auf alle vierzig Congresse, die seit dem westphälischen Frieden in Europa gehalten worden sind: so wird man nicht allein durch die fortgeschrittene Bildung der diplomatischen Kunst überrascht, indem wir jetzt erleben, daß ein östreichischer Internuncius in der Audienz bei dem Großwesir türkisch spricht, und ein Großwesir seinen Gegengruß deutsch ausdrückt, während im J. 1738 das österreichische Kabinet nicht einmal den Namen des regierenden Sultans wußte, weil es den, im J. 1730 abgesetzten Sultan Achmed noch auf dem Throne zu sehen glaubte; sondern es bietet sich auch die erfreuliche Bemerkung dar, zu sehen, wie nach und nach der Charakter der europäischen Politik sich veredelt; wie die kleinlichen Interessen einseitiger Staatskunst vor den größern des allgemeinen Staatensystems und des Friedens von Europa zurückweichen; wie die Monarchen selbst durch gegenseitige Besprechung den Gang der Verhandlungen abkürzen und vereinfachen, und wie die ersten Staatsmänner immer mehr den Grundsatz, daß die Sicherheit der Throne eben so sehr durch das Heil der Völker, als die Völker-Wohlfahrt durch die Heiligkeit des Kronenrechts und der Herrscherpflichten bedingt sei, als den wahren Angelpunkt aller Staatskunst vor Augen haben! K.

Congreve (William), einer der bessern dramatischen Dichter der Engländer, stammte aus einer alten Familie in Staffordshire. Ort und Zeit seiner Geburt sind ziemlich unbekannt. Nach seinem Grabmale in der Westminster-Abtei ward er 1672 geboren. Er selbst nannte sich einen Engländer, ob ihn gleich Andre zu einem Irländer gemacht haben. So viel ist gewiß, daß er anfangs auf der Schule zu Kilkenny und hierauf zu Dublin erzogen wurde. Im 16ten Jahre wurde er nach London geschickt, um die Rechte zu studiren, die er aber bald gegen die Dichtkunst vertauschte. Er zeigte sich früh als

Schriftsteller. Sein erstes dramatisches Werk, die mit großem Beifall aufgenommne Komödie: the old Bachelor, wurde 1693 aufgeführt. Sie war ihm sehr einträglich und verschaffte ihm die Gunst des Lord Halifax, der ihn zu einem der Commissioners for licensing coaches etc. ernannte. The double Dealer, ein Lustspiel, 1694, genoß keiner so ausgezeichneten Aufnahme. 1695 wurde Love for Love gespielt, ein Stück, welches die Handlungen der Menschen treffender darstellte, als die vorigen. Sein Trauerspiel: The mourning Bride (1697) gehört zu den besten Stücken der englischen Bühne und wird noch jetzt gespielt. Sein letztes Schauspiel: The Way of the World, gefiel nicht, und dies veranlaßte ihn zu dem Entschlusse, von nun an in der Zurückgezogenheit bloß sich und seinen Freunden zu leben. 1710 gab er seine Miscellaneous Poems heraus, zu denen er in der Folge, ob er gleich nach ihrer Erscheinung noch lange lebte, nichts hinzufügte. Als die Whigs, denen er vorzüglich ergeben war, 1714 emporkamen, ward er Secretary for the Island of Jamaica, ein Posten, der ihm 1200 Pfund eintrug. Wie sehr er geschätzt wurde, sieht man unter andern daraus, daß Pope ihm seine Iliade zueignete. Er starb zu London 1729. Als Schauspieldichter war er originell. Seine Charaktere sind glücklich gewählt, aber nicht immer der Natur getreu nachgebildet. Er war für das Drama geboren; aber seine Kräfte verließen ihn, wenn er in eine andre Sphäre trat.

Congreve (William) der berühmte Erfinder der, nach ihm sogenannten Raketen, ist geb. 1772. Er ist in England nicht minder berühmt für seine Verbesserungen im Bau der Schleusen bei Kanälen und als der thätigste Mitarbeiter der Neuerungen bei dem engl. Heere. Man hat mehrere geschätzte Schriften über hydraulische Gegenstände und über die Wissenschaft der Artillerie von ihm. Er ist Parlamentsglied, gegenwärtig General bei der englischen Artillerie, Aufseher über das königl. Laboratorium u. s. w. 1816 und 1817 begleitete er den Großfürsten Nicolaus auf seinen Reisen in's Innere von England. Neuerer Zeit hat er Brandraken mit einem Fallschirme versehen, der sich auf dem höchsten Punkte des Wurfes entwickelt und in der Luft majestätisch eine Bombe führt, die, wenn der Wind günstig ist, auf den, zur Zerstörung bestimmten Gegenstand niederfällt. (Ueber diese congrev'schen Raketen sehe man noch den Art. Raketen.)

Conjugation, s. Sprachlehre. Conjunction, s. dens. Art. Conjunction in der Astronomie, s. Aspecte. — Conjunctiv, s. Sprachlehre.

Connetable war schon ehedem in Frankreich einer der vornehmsten Kronbeamten, welcher den Rang gleich nach den Prinzen von Geblüte hatte. Er war Groß-Schwertträger des Königs. Die Benennung wird abgeleitet von Comes stabuli, weil in den ältesten Zeiten diese Würde dem Ober-Stallmeister ertheilt zu werden pflegte. Dieser hatte in der Regel auch den Oberbefehl über die Gendarmerie (Garde-Cavallerie) und so erhob sich nach und nach der Connetable zum höchsten Befehlshaber über die ganze Kriegsmacht zu Lande. Ludwig XIII. hob 1627 die Stelle auf, weil sie dem, der sie bekleidete, zu großen Einfluß gab, und übertrug die Verrichtungen den Marschällen von Frankreich. 1804 wurde diese Stelle wieder errichtet und der Inhaber derselben gehörte zu den fünf höchsten Kronbeamten. Sie erlosch mit Wiederherstellung des Königthums.

Cönobit, s. Anachoret, Klöster und Mönchswesen.

Staatsgrundgesetz erklärt. Jeder französische Bürger war geborner Soldat und verpflichtet, als solcher vom 16. bis zum 40. Jahre dem Staate zu dienen. Bis zum 60. Jahre gehörte er noch zur Nationalgarde. In jedem Jahre wurde die junge Mannschaft, welche das bestimmte Alter erreicht hatte, einberufen und unter die Militärdivisionen vertheilt. Eine eigne General-Inspection der Revüen und der Militär-Conscription, welcher ein Staatsminister als General-Director vorstand, war damit beauftragt. In mehrern Staaten des ehemaligen Rheinbundes war dieselbe Einrichtung getroffen. Sie ist aber seit Napoleons Sturz als eine, durch den Mißbrauch, den dieser davon machte, verhaßt gewordne Einrichtung allenthalben wieder abgeschafft, oder doch anders gestaltet worden, ohne daß jedoch die Regierungen von dem, an sich richtigen und in seinen Folgen sehr fruchtbaren Grundsatze der Allgemeinheit der Militärpflichtigkeit, auf dem das Wesen der Conscription beruht, abgegangen wären. Nur in Dänemark blieb man bei dem alterthümlichen Grundsatz, alle Städte für militärfrei und mit Ausnahme des Adels der Angesteilten und ihrer Familien, alle, auf dem Lande geborne Jugend für militärpflichtig in der Regel zu erklären. Der Grund der Regierung bei dieser eigenthümlichen Einrichtung ist die vermuthete größere Manneskraft der Landjugend, sie ist aber falsch bei der ärmlich ernährten jungen Mannschaft, und veranlaßt daß sehr häufige Austreten der eigenthumlosen Jünglinge über die Grenze gegen die Periode der Einrückung in die Militärpflicht.

Consecration, die Einweihung, insbesondre des Brotes und Weines beim Abendmahl. In der katholischen Kirche die Verwandlung, d. h. die Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi (s. Abendmahl); desgleichen auch die feierliche Einweihung eines Bischofs oder Erzbischofs zu seinem Amte.

Consens (gerichtlicher), ist die schriftliche und ausdrückliche Einwilligung der Obrigkeit zu irgend einem Geschäfte, z. B. zur Erborgung eines Capitals auf ein Grundstück. Die Urkunde darüber heißt Consens-Urkunde. Die auf solche Art gemachten Schulden haben besondre Vorrechte (vergl. Hypothek.) Es gibt Staaten, wo man diese sehr überflüssigen Consense nicht kennt und wo doch die Grundstücke mehr Werth haben und mehr Kredit existirt, als in den Staaten, wo die Obrigkeit zur Eventualcession des Schuldners — das Wesen jeder Hypothekstellung — den immer kostbaren und weitläufigen Consens erst ertheilt. Beim Militär darf der Soldat und der Offizier niedern Ranges in der Regel sich nicht verheirathen ohne vorgängige höhere Erlaubniß, welche schriftlich ertheilt und ebenfalls Consens genannt wird.

Conservatorien heißen in Italien die öffentlichen Musikschulen, weil sie bestimmt sind, die Kunst zu befördern und in ihrer Reinheit zu erhalten. Sie sind öffentliche, fromme Stiftungen, auch Hospitäler, von reichen Privatleuten unterhalten. Die Zöglinge erhalten darin freie Wohnung, Kost, Kleidung und Unterricht. Man nimt aber auch Pensionärs darin auf, die hier musikalische Bildung erhalten wollen, da man in Italien den Unterricht in den Conservatorien allem Privatunterricht vorzieht. In Neapel gab es drei Conservatorien für Knaben, in Venedig vier für Mädchen. Das berühmteste unter jenen war di Santa Maria di Loretto. Leo und Durante waren hier Lehrer gewesen, und unter seinen Zöglingen zählte es die berühmten Namen von Traetta, Piccini, Sacchini, Guglielmi, Anfossi, Paësiello u. A. Gewöhnlich waren bis über 200 Zöglinge von 8 bis 10 Jahren im

Conservatorium di Loretto, in den andern etwa die Hälfte. Man nahm solche vom 8 bis zum 20 Jahre darin auf. Die Zeit, für welche sie sich verpflichten mußten, zu verbleiben, war gewöhnlich auf acht Jahre festgesetzt. Bemerkte man indessen kein Talent an ihnen, so wurden sie bald zurückgeschickt. Die Conservatorien für Mädchen in Venedig waren auf denselben Fuß eingerichtet. Sie hießen Ospedalo della Pietà, delle Mendicanti, delle Incurabili und l'Ospedaletto di San Giovanni e Paolo. Sacchini war lange im letztern der erste Lehrer. In Beziehung auf die Sitten wurden die Mädchen sehr strenge gehalten, und sie blieben gemeiniglich so lange in den Conservatorien, bis sie verheirathet wurden. Alle Instrumente bei den öffentlichen Concerten wurden hier von Mädchen und Frauen gespielt. Aus diesen Conservatorium ist immer die große Anzahl von Componisten, Sängern und Sängerinnen hervorgegangen, welche ganz Europa überschwemmt haben. In Neapel ist nur noch das Conservatorio della Pietà beibehalten. In Mailand wurde 1808 vom Vicekönig ein neues Conservatorium errichtet, dessen Direction Asiolin erhielt. Es hat 14 Professoren und 60 Zöglinge. In Frankreich war bis zu dem Zeitpunkte, wo die italienische und deutsche Musik durch Piccini, Sacchini, Gluck und andre große Meister bekannt wurde, die Musik überhaupt wenig getrieben. Jetzt fühlte man, daß man erst Sänger bilden müsse. Die Oper legte also eine Musikschule an und 1784 ward sie zur École royale de chant et de déclamation erhoben. Indessen entwickelte sich diese Anstalt erst in der Revolution zu größerer Bedeutung. Man fühlte das Bedürfniß, vierzehn Armeen mit Instrumental-Musikern zu versorgen, und im Nov. 1793 decretirte der Convent die Errichtung eines Institut national de Musique. Späterhin erhielt es 1795 seine schließliche Einrichtung und den Namen Conservatoire. Es sollte für beide Geschlechter dienen; 600 Zöglinge sollten aus allen Departements dazu gewählt werden und 115 Lehrer wurden dabei angestellt. Die Ausgaben wurden auf 240,000 Franken gesetzt, 1802 aber auf 100,000 Franken, und folglich auch die Anzahl der Lehrer und Zöglinge beschränkt. Der Unterricht theilte sich in den für Musik und den für Declamation zur Bildung für das Theater. Es sind immer die ausgezeichnetsten Lehrer angestellt gewesen, unter denen wir hier nur Gossec, Mehul, Garat und Cherubini nennen wollen. Seit seiner Errichtung (1793) hat es bereits über 2000 Musiker, Sänger und Sängerinnen gebildet und entlassen. Ueberhaupt ist das Conservatoire in Paris der Vereinigungspunkt für alle Musikliebhaber. Die öffentlichen Uebungen der Zöglinge sind die glänzendsten öffentlichen Concerte in Paris. Insbesondre ist die Ausführung der Simphonien unübertrefflich. Es hat sich auch noch dadurch sehr verdient gemacht, daß es fast in allen Zweigen und für alle Fächer Elementarbücher oder sogenanante Methoden herausgegeben hat, die zu den geschätztesten gehören und in ganz Europa bekannt und eingeführt sind.

Consigniren, eigentlich versiegeln, dann auch aufzeichnen, verzeichnen. In der Handlung bezeichnet insbesondre consigniren, Waaren an Jemand in Commission zum Verkauf schicken, wogegen der Absender gemeiniglich zwei Drittel oder doch die Hälfte des Geldbetrags in Wechsel, in zwei bis drei Monate Zeit zahlbar, auf denjenigen entnimt, an den die Waaren consignirt worden sind, der dagegen auch die Assecuranz der Ladungen gewöhnlich und in der Regel zu besorgen pflegt, damit das Geschäft für ihn um so sicherer und einträglicher ist. So

consignirt der Königsberger Getreide, der Amerikaner Tabak, Reiß, Häute, der Sachse Wolle auf die Märkte nach Amsterdam, Hamburg und London, als die vorzüglichsten Stapelplätze des Continental-Handels und englischen Verkehrs.

Consilium abeundi, wörtlich der Rath, sich zu entfernen, ist auf den Universitäten eine mildere Art der Relegation, welche den, auf diese Weise Verwiesenen nicht hindert, auf einer andern Universität seine Studien fortzusetzen und überhaupt seine bürgerliche Ehre nicht verletzt, da sie nicht wegen wirklicher Verbrechen, sondern nur jugendlicher Unbesonnenheiten und Ungebührlichkeiten wegen verhängt zu werden pflegt.

Consistorium eine, von dem Landesherrn, oder einer kirchlichen Gemeinde angeordnete Behörde, welche die der Kirche zuständigen Rechte, in Ansehung einer oder mehrerer Kirchen eines gewissen Landbezirks oder einzelnen Ortes, ausübt. Der Name schreibt sich aus den Zeiten der römischen Kaiser, besonders Kaiser Hadrians († 138 nach Chr.) her; diese hatten stets ein Collegium von Räthen (Consistoriani) bei sich, welche beisammen sein (consistere) mußten, um über diejenigen Sachen Recht zu sprechen, welche unmittelbar vor den Kaiser kamen. Das Collegium hieß: Consistorium sacrum, oder Consistorium principum. Als nach und nach die Hierarchie (s. d. Art.) durch die, den Bischöfen ertheilte Gerichtsbarkeit in geistlichen Sachen eingeleitet wurde, richteten diese ihre geistliche Regierung nach der Form der weltlichen und unter gleicher Benennung ein, und eben so wurden auch in protestantischen Ländern nach der Reformation zweckmäßig Consistorien eingeführt. Sie sind jedoch nur da gewöhnlich, wo dem Landesherrn, oder auch einer einzelnen Stadt oder Herrschaft die Regierung über die Kirche gehört; hingegen werden da, wo der Magistrat allein diese Regierung ausübt, die kirchlichen Angelegenheiten eben so, wie andere weltliche Rechtssachen, in den Versammlungen des Magistrats entschieden. Die Consistorien sind entweder: 1. Landesconsistorien, welche gewisse bestimmte Rechte der kirchlichen Gewalt über die Kirchen eines bestimmten Landesbezirks ausüben, und von dem Landesherrn, oder wenn der Landesherr sich zu einer andern Religion bekennt, nach der Landesverfassung von seinen Dienern in seinem Namen angeordnet werden; oder 2. mittelbare Consistorien, welche von einzelnen Unterthanen, denen die Regierung über eine Kirche, vermöge besondern Rechtes, gehört, angeordnet werden. So gab und gibt es in Deutschland, z. B. in der sächsischen Oberlausitz, Consistorien, die von einer einzelnen Standesherrschaft, einer landessässigen Stadt, ja auch von einem bloßen Rittergutsbesitzer bestellt sind. Diese schreiben sich noch aus den Zeiten der Reformation her, wo in der, mit Böhmen verbundnen Lausitz, die protestantischen örtlichen Autoritäten nach den kaiserlichen Majestätsbriefen einzelne Städte, Standesherrschaften und Rittergutsbesitzer sich in den Besitz des Rechts, diese Angelegenheiten und Rechte zu verwalten, setzten. So wie es übrigens in Ansehung der Personen, welche dem Consistorium unterworfen sind, auf die Landesverfassung, oder den Umfang der den Consistorien zustehenden Rechte ankommt; bisweilen stehen unter ihnen alle, ein geistliches Amt bekleidende Personen, deren Witwen und Kinder; ferner diejenigen, welche Güter und Grundstücke der Kirche besitzen; endlich alle weltliche Personen höhern oder niedern Standes, wenn ihre Angelegenheit eine eigentliche Consistorialsache ist, — so gehören zu diesen eigentlichen Consistorialsachen besonders: Ehesachen, Besetzung der kirchlichen Aem-

ter, Streitigkeiten über diese, so wie über Gottesäcker und Begräbnisse, ferner die Aufsicht über die geistlichen Amtsverrichtungen, öffentlichen Gottesdienst, Liturgie und Kirchengebräuche, Stadt- und Landschulen; endlich die Aufsicht über alles, den Kirchen und geistlichen Cassen zuständige Vermögen und ihre Grundstücke. Im besondern Verstande heißt Consistorium das höchste Staatscollegium am päpstlichen Hofe, in welchem die Kardinäle Sitz und Stimme haben. Das ordentliche Consistorium versammelt sich wöchentlich einmal im päpstl. Palaste; die außerordentlichen und sogenannten geheimen Consistorien beruft der Papst nach dem Drang der Umstände, die eine neue kirchliche Einrichtung bedürfen. Alle wichtigen Staatsangelegenheiten, die Ernennung der Kardinäle, der Erz- und Bischöfe, werden in diesem Consistorio verhandelt.

Consolato del mare, s. Handelsrecht.

Console heißt in der Baukunst das an einer Wand Befestigte, Hervorragende, worauf etwas gesetzt oder gestellt wird, z. B. Vorsprünge, worauf man Büsten u. dergl. setzt. Man hat im Deutschen auch das Wort Kragstein dafür.

Consolidirte Fonds, s. Fonds.

Consonanten, in der Sprachlehre, sind Mitlauter, d. h. solche Buchstaben, deren eigentlicher Laut oder Ton nur in Verbindung mit Vocalen oder Selbstlautern deutlich gehört werden kann. Dergleichen sind: B, C, D, F, G u. s. w.

Constable, der Name eines Amts in England. Die allgemeine Obliegenheit aller hohen und niedern Constables ist Beschützung des Landfriedens. Der Lord Ober-Constable, der siebente in der Reihe der Kronbeamten, war in frühern Zeiten, nebst den Marschall von England, Richter des Rittergerichtes, oder Kriegsgerichts, und hatte eine ausgedehnte Gewalt, die aber später beschränkt, und nicht mehr erblich blieb, auch nicht für immer sondern nur für eine bestimmte Gelegenheit, z. B. bei einer Krönung verliehen wurde. Eine ähnliche Würde gleiches Namens besteht noch in Schottland, und ist in der gräflichen Familie Errol erblich. Jetzt nennt man Ober-Constables (High-Constables) diejenigen Polizeibeamten, die in gewissen Bezirken seit der Regierung Eduards I. als Aufseher der öffentlichen Sicherheit angeordnet wurden, und entweder von den sogenannten Mannengericht (court leet) oder von der Versammlung der Friedensrichter gewählt werden. Unter ihnen stehen die in einzelnen Gemeinden bestellten Constables, welche Geschworne bei dem Mannengericht der Gemeine, oder in deren Ermangelung zwei Friedensrichter wählen. Der Constable hat eine sehr ausgedehnte Gewalt, unter den gesetzlichen Bedingungen zu verhaften, seine Hauptobliegenheit aber ist, bei Tag und Nacht in seinem Bezirke für die öffentliche Sicherheit zu wachen. Sein nächster Vorgesetzter ist der Friedensrichter (s. d. Art.) er selber aber wählt seine ihm verantwortlichen Wächter. Die in 26 Bezirke (Wards) abgetheilte Stadt London, hat eben so viele Constables, die von den Bewohnern jedes Bezirks am Thomastage gewählt, und dann von einer aus Rathsherrn (Aldermen) zusammengesetzten Behörde beeidigt werden. Jeder dieser Constables muß das Wappen des Königs und der Stadt London über die Thüre seiner Wohnung setzen. Es gibt auch einige von gewissen Oertern benannten Constables z. B. Constable des Tower, des Schlosses Windsor, die so viel als Schloßaufseher oder Kastellane sind. Vergl. d. Art. in der neuen Folge d. Werks. — **Constabler** hieß ehemals bei dem Militär ein, bei der

Artillerie Angeſtellter, welcher an die Kanoniere Pulver und Kugeln vertheilen mußte, auch ſelbſt die Stücke losfeuern half. —

Conſtant de Rebecque (Benjamin), der Sohn eines holländiſchen Generals, welcher ſich in ſein Vaterland, die franzöſiſche Schweiz, zurückgezogen hatte, und dort die Milizen befehligte, geb. 1767 zu Genf. Auf dem Carolinum zu Braunſchweig und ſpäter für die Rechtswiſſenſchaft ausgebildet, trat er dort ſpäter in Hofdienſte, die ihn aber nie banden; denn er lebte bald in Paris, bald im Waadtland, bis er ſich ganz an Frankreich anſchloß. Zu Anfang der Revolution begab er ſich nach Paris, führte 1796 vor dem Rath der Fünfhundert die Sache ſeiner, durch die Widerrufung des Edicts von Nantes vertriebenen Landsleute und zeichnete ſich bald durch mehrere Schriften über Staatsverfaſſung und Revolutionsgegenſtände aus, während er eifrigſt die deutſche Sprache und Literatur ſtudirte. Mehr Aufſehen erregte er noch 1797, als Mitglied des Cercle constitutionel durch das Feuer ſeiner Reden, und bereitete ſich dadurch die Ernennung zum Tribun vor, in welcher Eigenſchaft er vorzüglich für Gleichheit der Bürger, für das Repräſentativſyſtem und die Freiheit der Preſſe alles in Bewegung ſetzte, ſo wie für die Erhaltung der ordentlichen Juſtiz. Aber ſeine Reden und Schriften hatten ihn dem erſten Conſul gehäſſig machen müſſen, und ſo wurde er 1802 von ihm ſeiner Tribunenwürde entledigt. Gleiche Geſinnungen ſchloſſen ihn an die Frau von Stael an; mit ihr bereiſte er mehrere Staaten, bis ihm Buonaparte erlaubte, für kurze Zeit einigemal nach Paris zurückzukehren. Endlich ging er nach Göttingen und beſchäftigte ſich dort vorzüglich mit deutſcher Literatur und einem großen Werke über die Geſchichte der verſchiedenen Arten des Gottesdienſtes. Im Gefolge des Kronprinzen von Schweden erſchien er 1814 wieder zu Paris, und zeigte ſich öffentlich als einen muthigen Eiferer für die Sache der Bourbons, beſonders in dem verhängnißvollen März 1815, durch mehrere heftige Artikel im Journal de Débats. Dennoch ließ er ſich von Buonaparte im April zum Staatsrath ernennen, und arbeitete mit an der Conſtitution des Maifeldes, welche er auch in mehreren Schriften lebhaft vertheidigte. Nach der Rückkehr des Königs ging er nach Brüſſel, wo er als Privatmann lebte, bis ihm im Nov. 1816 die Rückkehr nach Paris geſtattet wurde, worauf er, 1819, zum Mitglied der Deputirtenkammer gewählt ward. In allen neuern Verhandlungen ſtand er immer auf der Seite der Conſtitutionellen, oder Gemäßigten; er genießt die Achtung der Franzoſen und gilt im Auslande für einen ihrer beſten und gründlichſten Schriftſteller der Zeit. Als Redner ſteht ihm alle Kunſt der Dialektik zu Gebote, doch ſchreibt er vielleicht noch beſſer, als er ſpricht. Klare Lebendigkeit im Styl, Phantaſie und oft wiſſenſchaftliche Tiefe in ſcharfer Beobachtung, zeichnen ſeine Schriften vor den meiſten rühmlich aus, obgleich er ſich oft dem Hang nach Declamation, Witzelei und Trugſchlüſſen nicht entziehen kann. Seine bedeutenden Schriften ſind: Effet de la terreur; de l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leur rapports avec la civilisation Européenne, 1814, 8. — Réflexions sur les constitutions, la distribution des pouvoirs, et les garanties dans une monarchie constitutionelle, 1814, 8. — De la liberté des brochures, des pamphlets et des journaux, sous le rapport de l'intérêt du gouvernement, 1814. 8. — Observations sur le discours prononcé par S. E. le ministre de l'interieur en faveur du projet de loi sur la liberté de la presse, 1814.

8. — De la responsabilité des ministres, 1815. 8. — Principes de politique, applicables à tous les gouvernements représentatifs et particulièrement à la Constitution actuelle de la France, 1815. — Principes du droit public, 1815. 8. — Adolphe anecdote trouvée dans les papiers d'un inconnu, 1816. 12. — Beinahe sämmtliche Werke erschienen in mehrern Auflagen und Uebersetzungen. Außerdem hat er Schillers Wallenstein für die französische Bühne bearbeitet. Mehr über Benjamin Constant findet man in der ersten Abtheilung des 11. Bandes d. Werks. Diesem können wir hier nun noch nachtragen, daß man bei den neuen Wahlen von 1823 ihn nicht wieder in der Kammer gewählt und er gleichzeitig von dem Zuchttribunal wegen Preßvergehen zu einer Gefängnißstrafe von mehrern Wochen verurtheilt wurde.

Constantia-Wein, s. Cap.

Constantin Paulowitsch, Großfürst von Rußland, zweiter Sohn Pauls I., jüngerer Bruder des Kaisers Alexander, geb. 1779. Rasche Thätigkeit, feurige Heftigkeit, durchdringender Verstand, schneller Blick und eine, an Verwegenheit grenzende persönliche Tapferkeit sind die hervorstechenden Eigenschaften dieses Fürsten. 1799 unter Suwarow und 1805 unter Alexanders Oberbefehl zeichnete er sich als tapfrer Soldat und kühner Heerführer gleich rühmlich aus. Bei Austerlitz verrichtete er an der Spitze der Garden Wunder der Tapferkeit, nachdem ihn sein Feuer zu unvorsichtigem Vorrücken verleitet hatte. 1812, 1813 und 1814 begleitete er den Kaiser auf allen Heereszügen erschien dann beim Congreß in Wien mit allgemeiner Auszeichnung, und erhielt vom Kaiser Franz ein Küraſſier-Regiment. Hierauf eilte er nach Polen, um die Angelegenheiten dieses neuen Reichs zu ordnen. Er wurde nach und nach zum Militär-Gouverneur und Generalissimus der polnischen Truppen und zum Deputirten auf dem letzten Reichstage ernannt. Er residirt zu Warschau mit großem Glanz und scheint die Achtung aller Polen in hohem Grade gewonnen zu haben. Im März 1820 ward er von seiner bisherigen Gemahlin, einer Prinzessin von Koburg, welche in der Schweiz lebt, geschieden, und vermählte sich bald darauf, unter Genehmigung des Kaisers, mit einer polnischen Gräfin, Johanna Grudzinska, die späterhin vom Kaiser, nach den in der Woywodschaft Mosovien gelegenen und dem Großfürsten geschenkten lowiczer Gütern zu einer Fürstin von Lowicz erhoben wurde, mit der Bestimmung, daß die aus dieser Ehe etwa entsprießenden Kinder denselben Titel führen sollten. Kurz vor der Vermählung war durch einen kaiserl. Ukas als Reichsgrundgesetz festgestellt werden, daß Kinder kaiserl. Prinzen und Prinzessinnen, denen von mütterlicher Seite die Abstammung einer regierenden Dynastie fehle, auf den Thron keinen Anspruch zu machen hätten.

Constantinopel (Konstantinsstadt), von den Morgenländern Konstantina oder Konstantinia, sonst auch von den Türken Istambol (d. h. in der Stadt), von den Wallachen und Bulgaren Zaregrad (d. h. Königsstadt) genannt, wurde von Constantin dem Großen an der Stelle des alten Byzantiums erbaut, im J. 330 eingeweiht und nach ihm genannt. Es war bis 1453 die Haupt- und Residenzstadt der oströmischen, und von jener Zeit an bis jetzt der türkischen Kaiser. Es liegt in der Statthalterschaft Rom-Ili (Rumelien), an dem Meere von Marmora und dem südwestlichen Ausgange der thrazischen Meerenge, welche Europa von Asien trennt, und hat einen großen und si-

chern Hafen. Das äußre Ansehen der Stadt ist prächtig wegen der herrlichen amphitheatralischen Lage, wegen der Paläste und der vielen vergoldeten Kugeln und Halbmonde auf den Minarets der Moscheen; aber das Innre stimmt wenig damit überein. Die Straßen sind meistens eng, unsauber und abhängig, der größte Theil der Häuser niedrig, aus Lehm und Holz erbaut. Auch fehlt es an öffentlichen Plätzen. Der größte freie Platz ist der Atmeydan, welcher 250 Schritte lang, 150 breit und mit einem 60 Fuß hohen Obelisk aus Granit geziert ist. Die Luft zu Konstantinopel ist gesund, und die jährlich grassirende Pest wird nur aus Egypten hinübergebracht, und durch den Mangel an allen Gegenanstalten unterhalten. Die Sommerhitze wird durch die, vom schwarzen Meere her wehenden Winde gemäßigt, aber eben diese Winde bringen oft einen schnellen und sehr empfindlichen Uebergang der Witterung von der Wärme zur Kälte hervor. — Die Stadt selbst hat, ohne die Vorstädte, 2½ deutsche Meile im Umfange. Mit den Vorstädten hingegen beträgt der Umfang 12 Meilen. Die Zahl der Einwohner in der Stadt und den Vorstädten schätzt man nach der Mehlconsumtion auf 1 Million Einwohner oder nahe daran, wovon über 200,000 griechische, über 40,000 armenische Christen, über 60,000 Juden, der Ueberrest aber Türken waren. Die Zahl der Häuser wird auf 88,000 gerechnet. Nach dem Muster Roms wurde Konstantinopel auf sieben Hügeln erbaut. Landeinwärts dehnt es sich immer mehr in die Breite aus, und hat ungefähr die Gestalt eines Dreiecks mit gebognen Seiten und mit stumpfen Winkeln an der Spitze. Diese Spitze grenzt an die Meerenge, die Nordseite an den Hafen, die Südseite an das Mare di Marmora; die Westseite, oder die Basis des Dreiecks, hängt mit dem festen Lande zusammen, hat unter den drei Seiten die größte Länge und reicht mit etwas gebogner Linie von dem Hafen gegen Süden bis an das Mare di Marmora. An dieser Südwestseite, nicht weit von dem Meere, befindet sich im Umfange der Mauer das Schloß der sieben Thürme. Es hatte anfänglich sieben, später acht Thürme in seinem Umfange, von denen aber 1754 durch ein Erdbeben vier, und 1766 noch einer einstürzten. Zu dem, zum Arsenale gehörigen Quartiere, welches sich auf die andre Seite des Kanals des süßen Wassers herumschlingt, werden noch geringere Theile gerechnet, die sich bis gegen Galata erstrekken. Man begreift sie unter dem Namen Kassum-Paschi. Hier befindet sich die Wohnung des Kapudan-Pascha, das Zeughaus, die Schiffswerft, wie auch das Behältniß für die Galeeren. Nicht weit davon ist die Banie oder das Gefängniß der kaiserlichen Sklaven, die an diesem sumpfigen Orte unter harter Arbeit sehr übel gehalten werden. Die Vorstadt Galata, mit einer eignen Mauer umgeben, liegt, dem Serail gegenüber, an dem Hafen oder dem Kanale, welcher aus dem schwarzen Meere kommt, ist von beträchtlicher Größe, hat eine Menge bequemer und massiver Häuser, und ist der Sitz der europäischen Kaufleute. Noch weiter an dem Kanale hinauf liegt Tophana, welches von der Stückgießerei den Namen hat. Auf den obern Anhöhen von Galata und Tophana liegt die Vorstadt Pera, wo die europäischen Gesandten wohnen. Nicht weit davon ist der offne Begräbnißplatz der Europäer und nebenbei, auf einem Berge, noch eine ziemlich große, meißentheils von Griechen bewohnte Vorstadt, St. Dimitri genannt. Schifft man nach der asiatischen Seite hinüber, so erscheint, fast in der Mitte des Kanals, auf einen Felsen erbaut, der Thurm des Leander, der eine Art von Festung und Gefängniß abgibt, und mit eini-

gen Kanonen besetzt ist. Jenseit liegt die Vorstadt Scutari, ebenfalls von bedeutendem Umfange. Die Befestigung von Konstantinopel ist unbedeutend. Eine mit 548 Thürmen besetzte, theils aus gehauenen, theils aus Backsteinen erbaute Mauer, die auf der Landseite doppelt und mit einem breiten, ausgemauerten Graben versehen ist, schließt die Stadt ein. Auf der Landseite befinden sich sechs Thore, nach dem Mare di Marmora sieben, und nach dem Hafen zu dreizehn, außer vielen kleinen. Die Vorstädte sind zum Theil ganz offen, zum Theil mit einer alten, von den Griechen und Genuesern erbauten Mauer eingefaßt. — Unter den Gebäuden verdient das Serail vorzüglich bemerkt zu werden. Dies ist nicht ein Palast, sondern eine Sammlung von Wohngebäuden, Bädern, Moscheen, Kiosks, Gärten und Cypressenhainen. Der türkische Name heißt eigentlich Serai (Schloß) und zum Unterschiede von andern Schlössern nennen es die Türken wohl auch Padishah Serai (das kaiserliche Schloß). Es hat eine herrliche Lage. Gegen Südost hat es den Meerbusen von Nicäa, Asien und besonders Scutari; gegen Nordost die schönen Gegenden des Kanals, der aus dem schwarzen Meere kommt, und die Vorstädte Tophana, Pera, Galata, welche sich an den Bergen gleichsam terassenartig erheben. Mit seinen Gärten bildet es eine mäßige Stadt, und ist mit einer hohen Mauer umgeben, welche nach den Kanälen zu mit Kanonen besetzt ist. Diese werden während der Spazierfahrten des Kaisers und bei öffentlichen Freudensbezeigungen abgefeuert. Einzelne Schüsse aus ihnen verkündigen die Hinrichtung eines Staatsverbrechers im Serail. Das innere Serail ist mit Blei gedeckt, die obern Verzierungen aber, als die Knöpfe, Halbmonde u. s. w., sind vergoldet. Das Hauptthor, vor welchem sich auf der einen Seite die vormalige Sophienkirche, auf der andern aber eine schöne Fontäne befindet, ist ziemlich hoch und weit, und führt zu dem ersten unregelmäßigen und schlecht gepflasterten Hofe, auf welchem links die Münze, rechts die Ställe, ein großes Krankenhaus und verschiedne andre Gebäude stehen. Hier ist auch die Hofmoschee. In einer Entfernung von ungefähr tausend Schritten von der äußern Pforte befindet sich das zweite Thor. Es ist, wie das erste, von Kapidichi's bewacht und führt auf den zweiten Hof, welcher kleiner, aber schöner, als der erste, ist. Die Gebäude rund herum sind nicht von einerlei Höhe, sie haben zum Theil Säulengänge. In der Mitte ist ein schöner Springbrunnen, beschattet von vielen Cypressen und wilden Maulbeerbäumen. Das wichtigste unter den Gebäuden hier ist der Divan. Von hier kommt man auf den dritten Hof, welchen nur Türken und auch die nur, wenn sie zum Hofe gehören oder ausdrücklich hineingerufen werden, betreten dürfen. Nur die Gesandten kommen durch einen bedeckten Gang aus dem Divan in das Audienzzimmer des Sultans, das sich in dem innersten oder eigentlichen Serail befindet, und zwar prächtig, aber klein und dunkel ist. Weiter läßt sich von diesem innersten Gebäude, das der eigentliche Wohnsitz des Kaisers und der Frauenzimmer ist, nichts entdecken. Von außen sieht man viele große, aber unregelmäßige Gebäude, die in Kuppeln, welche mit Blei gedeckt sind, zusammenlaufen. Außer diesem Hauptserail ist fast in der Mitte der Stadt noch ein altes Eski-Serai, von Mahomed II. erbaut, worin man die Weiber und Sklavinnen des abgegangnen Kaisers einsperrt, um dessen Tod lebenslang zu beweinen, dafern sie nicht etwa hinaus verheirathet werden. Die Zahl der Dschami's und Moscheen beläuft sich auf fast 500. Darunter ist die älteste und merkwürdigste die, von Justinian erbaute ehemalige

Kirche der heiligen Sophia oder des heiligen Geistes von 270 Fuß Länge und 240 Fuß Breite. Jedem, der nicht Muselmann ist, ist ohne eine besondre Erlaubniß des Sultans, der Eintritt in dieselbe verboten. Die Kuppel ruht auf Säulen, welche mit Marmor belegt sind. An diese große Kuppel schließen sich noch 8 Halbkuppeln an. Der Fußboden ist mit Porphyr und Verde antico ausgelegt, und mit reichen Teppichen bedeckt. Von außen sieht man nichts als einen Haufen unscheinbarer Massen; die vielen, ungleichartigen Zusätze machen nichts Zusammenhängendes aus; nur die Kuppel erhebt sich majestätisch. Die vier Minarets, welche Selim II. hat aufführen lassen, stehen isolirt, haben jeder eine andre Form und sind gothischen Thürmen ähnlich. Nächstdem sind die berühmtesten die Moscheen von Selim, Mahmud, Achmed, Soliman, der Sultanin Valide, der Mutter Mahommeds VI., und von Bajazed. Bethäuser (Metscheds) zählt man 5000; ferner 23 griechische, 3 armenische, 1 russische, 9 katholische Kirchen, 130 öffentliche Bäder, 11 Akademien, wo auf kaiserliche Kosten über 1,600 junge Türken zu künftigen Kirchen- und Staatsdienern gebildet werden; 518 höhere Lehranstalten (Medrese) mit freiem Unterricht und Pflege, 1,300 Kinderschulen, 13 öffentliche Bibliotheken, doch keine über 2,000 Manuscripte stark und ohne alle gedruckte Bücher. Ferner gibt es hier Karavanserais, eine mathematische und Seeschule, türkische, armenische und jüdische Buchdruckereien und eine Menge Kaffehäuser, in chinesischem Geschmack verziert und sonderbar ausgemahlt, wo sich Leute aus allen Ständen versammeln; manche rauchen den größten Theil des Tages hindurch, dreißig bis vierzig Pfeifen Taback, und verzehren eben so viel Tassen Kaffee. Zu den öffentlichen Häusern gehören auch die Teriak-Hane oder Opiumbuden, wo sich die Gäste gewöhnlich des Abends versammeln, einige Pillen Opium verzehren, ein Glas Wasser dazu trinken, und nun die Entzückung abwarten, die auch nicht lange ausbleibt. Die Fabriken liefern Maroquin, Saffian, baumwollne, seidne und leinene Zeuge, Teppiche, Schabracken und Brieftaschen, Gewehre, Bogen und Pfeile, Gold-, Silber-, und Stickereiarbeiten. Es fehlt nicht an Rothfärbereien, Steinschneidereien, geschickten Juwelirern ꝛc. Der Handel wird in Konstantinopel vorzüglich in den Khans, Bazars Bezestens geführt. In den Bazars befinden sich Kaufleute von allen Nationen des türkischen Reichs. Es sind ansehnliche Gebäude von Stein. Der eine, Misr Chartschè, der ägyptische Markt, enthält lauter Waaren aus Kairo, besonders Mineralien und Arzneimittel. Andre Theile des Bazar sind mit Juwelirern und mit Buchhändlern besetzt, die türkische, arabische und persische Manuscripte feil haben. Meistens haben einzelne Artikel ihre besondern Gassen. Die Pelzhändler, Schumacher und Pfeifenmacher sind jede in ihrer Gasse, und finden sich nicht durch die ganze Stadt zerstreut, wie in andern Städten. Ueberhaupt ist der Handel Konstantinopels bedeutend, und befindet sich vorzüglich in den Händen der Griechen, Armenier, und Juden. Von den europäischen Nationen (hier Franken genannt) handeln besonders die Italiener, Russen, Engländer und Franzosen hieher. In der Nähe von Kostantinopel liegen: Eyoub, Dorf oder vielmehr eine Vorstadt desselben, mit einer Moschee, worin der jedesmalige neue Sultan feierlich mit dem Schwerte umgürtet wird, was die Stelle der Krönung vertritt; Bujukdereh, ein Dorf, welches zum Sommeraufenthalte der europäischen Gesandten dient, welche hier Landhäuser nach orientalischer Art besitzen; Belgrad, Dorf, sonst gleichfalls von den Gesandten im Sommer besucht, jetzt wegen der schädlichen Luft ziemlich verlassen;

Digitized by Google

Fondukli mit einem Schlosse; Dulmach Baktsche (der Nelonengarten) ein großherrlicher Palast, in chinesischem Geschmacke; Beschiktasch, Dorf mit einem großherrlichen Sommerpalaste, der aber 1816 größtentheils abgebrannt ist.

Constantinus (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius) mit dem Beinamen der Große, Sohn des Kaisers Constantius Chlorus und der Helena, geb. im J. Chr. 274. Als Diokletian des Constantins Vater zum Mitregenten ernannte, behielt er den Sohn gewissermaßen als Geißel an seinem Hofe, ließ ihn aber mit großer Sorgfalt erziehen. Nachdem Diokletian und Maximianus Hercules die Regierung niedergelegt hatten, bemühte sich Galerius, der auf den Jüngling eifersüchtig war, sich von ihm zu befreien; Constantin fand bei seinem Vater in Britannien Zuflucht, und wurde, nach dessen bald darauf erfolgten Tode von den Soldaten (306 nach Chr. Geb.) zum Kaiser ausgerufen. Galerius weigerte sich zwar, ihn als Augustus anzuerkennen und bewilligte ihm nur den Titel Cäsar. Constantin nahm aber dessen ungeachtet die Länder seines Vaters: Gallien, Hispannien und Britannien in Besitz. Seine ersten Kriegsunternehmungen waren gegen die Franken, welche damals Gallien verwüsteten. Er machte zwei ihrer Anführer zu Gefangnen, ging über den Rhein, überfiel und zerstreute sie. Bald darauf richtete er seine Waffen gegen Maxentius, der sich mit Maximus wider ihn verbunden hatte. Als er sich auf dem Zuge nach Italien an der Spitze seines Heeres befand, erblickte er, wie man erzählt, bald nach Mittag ein flammendes Kreuz unterhalb der Sonne, mit der Inschrift: In hoc signo vinces (unter diesem Zeichen wirst du siegen). In der darauf folgenden Nacht aber erschien ihm Christus selbst und befahl ihm, eine Fahne in Gestalt jener Lichtsäule zu führen, die er gesehen hatte. Constantin gehorchte diesem Befehle und ließ eine Fahne in Kreuzesform verfertigen, welche Labarum genannt wurde. Eine Tage darauf lieferte er eine Schlacht unter den Mauern Roms und schlug das Heer des Maxentius, welcher sich auf der Flucht in die Tiber stürzte. Constantin zog triumphirend in Rom ein, setzte alle in Freiheit, die durch die Ungerechtigkeit des Maxentius eingekerkert waren, und begnadigte alle diejenigen, die gegen ihn Partei genommeu hatten. Der Senat erklärte ihn zum ersten Augustus (obersten Kaiser) und Pontifex Maximus, obgleich er damals Katechumene war; eine Sonderbarkeit, die man bei allen seinen Nachfolgern bis auf Gratian bemerkt. Das folgende Jahre, 313, wurde merkwürdig durch das Edict des Constantinus und Licinius zu Gunsten der Christen. Jedem wurde freigestellt, sich zu derjenigen Religion zu bekennen, die er seiner Denkungsart am angemessensten fand, aber den Christen wurden die Güter zurückgegeben, die man ihnen während der Verfolgungen genommen hatte. Sie durften nicht nur nicht verfolgt, sondern auch von den öffentlichen Aemtern nicht ausgeschlossen werden. Dieses Edict bezeichnet, wenn auch nicht das völlige Ende der Verfolgung, doch den Sieg des Christenthums und Sturz des Heidenthums. Constantinus hatte seine Tochter mit Licinius vermählt; dennoch faßte der Letztre, aus Eifersucht über Constantins Ruhm, einen unversöhnlichen Haß gegen ihn, den er dadurch äußerte, daß er die Christen zu verfolgen anfing. Beide Kaiser griffen zu den Waffen, und trafen (314) in Pannonien auf einander. Constantin, umgeben von Bischöfen und Priestern, flehte den Beistand des Gottes der Christen an; Licinius, seine Wahrsager und Magier um Rath fragend, empfahl sich dem Schutze seiner Götter. Es kam zur Schlacht; Lici-

nius wurde geschlagen und erbat von dem Sieger den Frieden, den dieser ihm auch gewährte. Aber nicht lange nachher wurde Licinius, der die Feindseligkeiten erneuert hatte, wieder geschlagen, gefangen und auf Constantins Befehl getödtet. Dieser wurde nun allein Herr des abend- und morgenländischen Reichs, und seine Hauptsorge war die Befestigung der öffentlichen Ruhe und die Verbreitung der Religion. Mehrere wohlthätige Einrichtungen wurden von ihm getroffen. Dahin gehört, daß er alle Anstalten der Ausschweifung aufhob, die Kinder der Armen auf seine Kosten zu ernähren befahl, förmlich die Erlaubniß gab, sich über seine Beamten zu beklagen, und nicht nur die Aussagen selbst anzuhören, sondern auch die Kläger, wenn ihre Beschwerden sich gegründet fänden, zu belohnen versprach. Er verringerte die Grundsteuer um ein Viertel und ließ, um eine richtige Vertheilung zu erhalten, einen neuen Kataster anfertigen. Der Fiscus zog zu seinem Vortheile das Vermögen der Criminalverbrecher ein; Constantin nahm das Vermögen ihrer Frauen davon aus und milderte das Loos ihrer Kinder. Da, wie er sagte der Tod im Gefängnisse für einen Unschuldigen entsetzlich, und für einen Schuldigen zu süß sei: so befahl er, die Gefangnen auf der Stelle zu richten. Er verbot ungesunde Kerker und verletzende Fesseln. Sein Grundsatz war, man müsse sich des Angeklagten versichern, nicht aber ihn leiden lassen. Er erlaubte den Kranken, Witwen und Waisen, von dem Ausspruche des Ortsrichters zu appelliren und versagte diese Appellation ihren Widersachern. Nach einem Todesfalle theilten die Erben unter sich die hinterlassenen Sklaven; Constantin verbot, bei diesen Theilungen die Männer von den Weibern, und die Väter von ihren Kindern zu trennen. Die Ehescheidungen waren unter den Römern sehr gewöhnlich geworden; Constantin erschwerte sie. Den Christen erlaubte er, nicht nur Kirchen zu bauen, sondern auch die Kosten dazu von seinen Domainen zu nehmen. Mitten unter den Regierungssorgen und den Arbeiten des Kriegs dachte er an die Zwistigkeiten der Kirche und berief das Concilium von Arles, um dem Schisma der Donatisten ein Ende zu machen. Ein andres Concilium oecumenicum, das er 325 zu Nicäa in Bithynien versammelte, wo Arius verdammt wurde, besuchte er selbst. Er faßte den Plan, eine neue Stadt zu gründen, um den Sitz der Regierung dahin zu verlegen. Der Grund dazu wurde am 26. Nov. 329 zu Byzanz in Thracien gelegt, an dem Hellespont zwischen Europa und Asien. Jene Stadt war von Severus fast gänzlich zerstört worden, Constantin stellte sie wieder her, erweiterte ihren Umfang, zierte sie mit einer Menge von Gebäuden, öffentlichen Plätzen, Springbrunnen, einem Circus, einem Palaste und gab ihr seinen Namen, den sie noch jetzt hat. Durch seine Lage begünstigt, wurde Konstantinopel die Nebenbuhlerin Roms, oder verdunkelte vielmehr dasselbe und stürzte es von seiner Höhe herab. Alle Reichthümer flossen nach dem Morgenlande; dorthin brachten die Völker ihren Tribut und ihren Handel, und die alte Weltbeherrscherin Rom sank in der Folge in Trümmer und wurde den Barbaren zur Beute. Die Verlegung der Residenz nach Konstantinopel hatte eine andre, noch schädlichere Folge, die Trennung des Reichs selbst. Constantin veränderte auch die Regierungsverfassung. Er theilte das Reich in vier Theile, denen vier Praefecti praetorio vorstanden. Diese vier Theile bestanden wieder aus dreizehn Diöcesen, deren jede ihren Vicarius hatte, und die dreizehn Diöcesen aus hundert und zwanzig Provinzen, die von besondern Vorstehern verwaltet wurden. Einen andern Nachtheil zog Constantin dem Reiche dadurch

zu, daß er die Legionen, welche an den Grenzen ſtanden, in den Provinzen vertheilte. Er nahm dadurch nicht nur dem Reiche ſeine Schutzwehren, ſondern verweichlichte auch die Soldaten. Am Ende ſeines Lebens begünſtigte er die Arianer, wozu Euſebius von Nicomedien ihn bewog; er verbannte mehrere katholiſche Biſchöfe. 337 erkrankte er unfern Nicomedien, ließ ſich bei dieſer Gelegenheit taufen, und ſtarb nach einer Regierung von ein und dreißig Jahren. Conſtantin hatte in ſeinem Teſtamente den politiſchen Fehler begangen, das Reich unter ſeine drei Söhne, Conſtantinus, Conſtantius und Conſtans zu theilen. Die Hinrichtung ſeines Sohnes Criſpus, den ſeine zweite Gemahlin fälſchlich angeklagt hatte, als habe er ſie verführen wollen, wird ihm ebenfalls zum gerechten Vorwurfe gemacht. Sein Eifer für das Chriſtenthum ſcheint nicht weniger durch die Bemerkung, daß dieſe, ſchon von der Mehrheit der Bewohner des römiſchen Reichs angenommene Religion trotz aller Hinderniſſe obſiegen werde, und daher die Kraft einer Regierung, die ſie begünſtigte, nur verſtärken könne, als durch die Neigung zu ihren, einem beladnen Gewiſſen tröſtlichen Lehren bewirkt worden zu ſein. Man hat ihn eines unbegrenzten Ehrgeizes, der keinen Nebenbuhler dulden mag, und einer übertriebnen Freigebigkeit und Prachtliebe beſchuldigt. Er war übrigens tapfer an der Spitze ſeiner Heere, ſanft und leutſelig gegen ſeine Unterthanen, die Liebe ſeines Volks, der Schrecken ſeiner Feinde. 332 kriegte er mit Glück gegen die Gothen, welche bereits ſeine Macht erfahren hatten. Sein älteſter Sohn erfocht mehrere Siege; gegen hunderttauſend Feinde kamen durch das Schwert, durch Hunger und Ungemach um. Conſtantin benutzte ſeine Vortheile zu einem billigen Frieden, der dem Sieger wie dem Beſiegten Vortheile gewährte. Er befreite ſich von dem ſchimpflichen Tribute, den ſeine Vorgänger dieſen Barbaren bezahlt hatten, und ſicherte ſeine Grenze auf der Seite der Donau. Den Sarmaten, die er früher ebenfalls bekriegt hatte, wies er in Thracien, Klein-Scythien, Macedonien und ſelbſt in Italien Ländereien an, als ſie, von ihren Sklaven, die ſie unvorſichtiger Weiſe gegen die Gothen bewaffnet hatten, ſelbſt aus ihrem Lande vertrieben, bei ihm Zuflucht ſuchten. Der Vorwurf der Weichlichkeit trifft Conſtantin ſo wenig, daß er ſich noch in ſeinem 56ſten Jahre, kurz vor ſeinem Tode, entſchloß, in Perſon gegen die Perſer zu Felde zu ziehen. Neben den Waffen liebte er die Wiſſenſchaften und begünſtigte ſie ſehr. Er las viel und ſchrieb faſt alle ſeine Briefe ſelbſt. Man findet im Euſebius verſchiedne Proben ſeiner theologiſchen Gelehrſamkeit. Mehrere Martyrologen haben ihn als einen Heiligen geehrt, und bezeichnen den 20. Mai als ſeinen Feiertag. Die Griechen und Ruſſen begehen ſein Feſt am 21. deſſelben Monats. Unter allen Schriftſtellern, welche den Charakter, die Politik und den Einfluß Conſtantins darzuſtellen verſucht haben, ſcheint Gibbon durch den Umfang ſeiner Unterſuchungen und die Tiefe ſeiner Anſichten den Preis zu verdienen. Doch iſt das in aller Hinſicht befriedigendſte biographiſche Werk über dieſen, oft falſch beurtheilten Regenten, Manſo's Leben Conſtantins des Großen. Breslau, 1817.

Conſtellation, der jedesmalige Stand und das Verhältniß der Geſtirne gegen einander, auch mehrere zu einem Sternbilde vereinigte Sterne. Die ſogenannten Nativitätsſteller wollen aus der Conſtellation, unter welcher jemand geboren iſt, ſeine Schickſale und Lebensdauer u. ſ. w. vorausbeſtimmen (ſ. Sternbild).

Constitutionen. Was eine Constitution, oder im Inbegriff der Staatsgrundgesetze sei, wird unter dem Art. Staatsverfassung entwickelt werden. Sie sind theils herkömmlich entstanden, theils urkundlich, entweder vertragsmäßig oder vom Souverain gegeben. Die letzten heißen oktroirte oder bewilligte Constitutionen. Hier ist unsre Absicht, die verschiednen constitutionellen Staaten, welchen entweder die alte ständische Verfassung, oder das neuere Repräsentativsystem zu Grunde liegt, zusammen zu stellen. Bekanntlich beruhen die constitutionellen Staaten des Mittelalters auf dem altgermanischen Feudal- und Corporationssystem, welches die Wahlform der eigentlichen Volksrepräsentation ausschließt, und womit bald weniger, bald mehr, bald nur eine scheinbare Theilnahme an der Regierungsgewalt verbunden war. Jene Wahlform aber, oder das sogenannte demokratische Princip war in Europa ursprünglich nur in der Verfassung von San Marino, in einigen deutschen freien Reichsstädten und in einigen Republiken der Eidgenossen vorhanden; in andern, wo das Patriziat galt, war das aristokratische Princip der Regierung theils mit unumschränkter Gewalt verbunden, theils mit demokratischen Elementen vermischt. Eben so gab es in monarchischen Staaten eine ständische Verfassung, theils mit aristokratischen, theils mit demokratischen Elementen. Die Wahlform in der brittischen Constitution stellte zwar in einem monarchischen Staate das Bild einer Volksvertretung auf; allein das Repräsentativsystem im demokratischen Sinne, verbunden mit wirklicher Theilnahme an der Ausübung wesentlicher Regierungsrechte, ward erst durch die Verfassung der Vereinigten Staaten ganz ausgebildet, und nachher von Frankreich der Constitution von 1791 und den nachfolgenden, so wie von andern Staaten, ihren neuen Verfassungen zu Grunde gelegt. — I. Die Constitutionen der Feudalstände des Mittelalters und die des Corporationssystems haben sich meistens herkömmlich erhalten: 1) in der österreichischen Monarchie. Es bestehen nämlich a) in dem Erzherzogthum Niederösterreich, in Steyermark und Kärnthen, in Böhmen, Mähren, und nach dem k. k. Rescripte vom 13. Apr. 1817, und nach der Bekanntmachung: Lemberg d. 5. Mai 1817, auch in Galizien und Lodomerien mit Einschluß der Bukowina, die Landstände aus vier Klassen: Prälaten, Herren, Ritterstand und Bürgerstand; den letztern vertreten die Magistrate der königlichen oder landesfürstlichen Städte durch Abgeordnete. — In Tyrol besteht wiederum, nach der Ständeverfassung vom 24. März 1816, die 4te Klasse aus dem Bauern-, die 3te aus dem Bürger-, die 2te aus dem Herrn- und Ritter- und die 1ste aus dem Prälatenstande. Allein sie haben das alte Recht der Steuerbewilligung nicht wieder erhalten; doch gestattet man ihnen, Bitten und Vorstellungen im Namen des Landes dem Landesfürsten zu überreichen. — In dem k. k. Antheile von Schlesien machen bloß die Herzoge und Fürsten, dann die freien Standesherrn und die, dem Landesfürsten unmittelbar unterworfne Ritterschaft die Stände aus. — Salzburg und Vorarlberg, so wie Krain und Görz sehen der Organisirung einer landständischen Verfassung entgegen. b) in dem lombardisch-venetianischen Königreiche beruhen nach der Constitution vom 24 Apr. 1815 die Stände auf dem Corporationssystem. Es bestehen nämlich die beiden Centralcongregationen zu Mailand und Venedig und die verschiednen Provinzialcongregationen, aus den, dort vom Könige, hier von der Centralcongregation und dem Gubernium ernannten Deputirten der adligen und nicht adligen Güterbesitzer und der königlichen Städte, unter dem Vorsitz des k. k. Gouverneurs oder

Delegaten. Jede der drei Corporationen schlägt nämlich drei aus ihrer Mitte zu Deputirten vor. Die Rechte aller dieser Stände bestehen fast nur in der Bewilligung der königlichen Postulate, in der Vertheilung und Aufbringung der Steuern, einige haben auch das Recht, mit der Regierung zu berathschlagen und das Petitionsrecht. c) In Ungarn haben die vier Klassen der Reichsstände: der hohe Klerus, die Reichsbarone und Magnaten, der Ritterstand und die königl. freien Städte, bedeutende Rechte (s. Ungarn). Der Adel und die Städte wählen ihre Abgeordneten und geben ihnen Vorschriften. Im J. 1808 waren auf dem Reichstage, der Reichspalatin an der Spitze, gegenwärtig: 273 Prälaten, Reichsbarone und Magnaten, und 425 Ablegaten und Deputirte. d) In Siebenbürgen übt der Großfürst gewisse Majestätsrechte nur mit Theilnahme der, von ihm berufenen Repräsentanten der drei Nationen: Ungarn, Szekler und Sachsen, aus; diese bestehen theils aus k. k. Beamten, theils aus vom Regenten ernannten, theils aus von den verschiednen Corporationen gewählten Deputirten. — 2) in der sardinischen Monarchie, und zwar auf der Insel Sardinien, wo die Geistlichkeit, die Ritterschaft und die Deputirten der Städte und Flecken das Gesetzgebungs- und Besteurungsrecht gemeinschaftlich mit dem Könige ausüben. — 3) im Königreiche Schweden bestehn auch nach der neusten Constitution vom 7. Juni 1809, die alten Reichsstände aus vier Klassen: 1) Adel oder Ritterschaft nach drei Kurien; 2) Geistliche; 3) Bürger; 4) Kron- oder Reichsbauern. Der Reichstag hat das Recht der Gesetzgebung, der Besteurung, und der Aufsicht über die Finanzverwaltung, Bank und Münze; der König hat ein unbedingtes Veto. Uebrigens ist in jenem Verfassungsgesetze vielfache Rücksicht auf die neuern Constitutionen andrer Staaten genommen. — 4) Im Königr. Sachsen bestehn die Landstände aus 3 Klassen: 1) Prälaten, Fürsten, Grafen und Herrn, nebst den Deputirten der Universität Leipzig; 2) die Ritterschaft, zu welcher noch seit 1820 in den einzelnen 4 Kreisen von sämmtlichen Rittergutsbesitzern 29 Wahlstände gewählt werden, wobei bloß der Besitz und das Zutrauen der Wähler, nicht Geburt oder Ahnenprobe entscheiden sollen; 3) die von den Stadträthen gewählten Abgeordneten der Städte. Von der Landschaft hängt das Steuerwesen, die Bewilligung und Bestimmung der Auflagen und die Abnahme der dahin gehörigen Rechnungen ab; auch müssen ihr wichtige, allgemeine Landesgesetze und ähnliche Angelegenheiten zur Berathung vorgelegt werden. 5) Eben so besteht noch die alte Landschaft des Herzogth. Sachsen-Gotha, nach drei Gesammtstimmen der Grafen, Ritter und Städte, nebst einer ständischen Deputation. Die Landschaft des Fürstenthums Altenburg besteht aus der Ritterschaft und den Städten. 6) Auch im Herzogth. Sachsen-Meiningen bilden die Rittergutsbesitzer und die Städte die alten Landstände. — 7) Im Königreiche Hannover ward den 7. Dec. 1819, mit Beibehaltung des alten Corporationssystems, die allgemeine Ständeversammlung in 2 Kurien oder Kammern abgetheilt. Die erste besteht aus den mediatisirten Fürsten und Grafen, dem Erblandmarschall, den Mitgliedern der Ritterschaft, den Bischöfen und Aebten; die zweite aus den Mitgliedern des Schatzkollegiums bürgerlichen Standes und den Deputirten der geistlichen Güterverwaltung, der kleinern Stifter, der Universität, der Städte und der freien Grundbesitzer, die nicht zur Ritterschaft gehören. Die Ständeversammlung hat das Recht der Steuernbewilligung und der Mitverwaltung derselben, auch werden sie bei neu zu erlassenden allgemeinen Landesgesetzen zu Rathe gezogen. Eine neue Staatsverwaltung ward durch das kön. Edict vom 26. Oct.

Digitized by Google

1822 gebildet. — 8) Im Fürstenthum Liechtenstein ist d. 9. Nov. 1818. die, in Oesterreich bestehende landständische Verfassung eingeführt worden; die Landstände bestehen aus der Geistlichkeit und den von den Vorstehern und Altgeschwornen jeder Gemeinde vorgestellten Mitgliedern der Landmannschaft. Sie dürfen Vorschläge machen. 9) In den Staaten der Großherz. von Mecklenburg, Schwerin und Strelitz; 10) in den Fürstenth. Reuß bestehen noch die alten Landstände; so auch 11) in dem dänischen Herzogth. Sachsen-Lauenburg. — 12) Die Sieben-Inseln Republik wurde d. 21. März 1800 errichtet und nach der, unter russischem Einflusse gegebnen Constitution vom 6. Dec. 1803 aristokratisch regiert. Dies blieb so, als die Inseln 1807 an Frankreich kamen; allein den 17. Juni 1814 besetzte sie der brittische General Campbell, und die Rep. kam unter brittischen Schutz, worauf Maitland als britt. Commissar den seit 1803 zu Korfu bestandnen Senat auflöste, und mit dem 1. Jan. 1818 eine neue Constitution einführte, nach welcher die gesetzgebende Versammlung von dem Corps der adeligen Wahlmänner, und die Senatoren aus der Mitte der gesetzgebenden Versammlung gewählt werden.

II. Das alte Corporationssystem und die Repräsentation des Volks durch gewählte Stellvertreter hat die brittische Constitution verbunden. Das Oberhaus besteht nämlich aus dem hohen Adel, den Erz- und Bischöfen; das Unterhaus aus den, von den Freeholders oder freien Grundbesitzern der Shiren, und den Bürgern der Städte und Flecken, die das Wahlrecht besitzen, in den Wahlversammlungen erwählten Abgeordneten zum Parlamente. Die Inseln Man, Jersey, Guernsey, Malta, Gozzo, Helgoland, Gibraltar und die Kolonien haben keine Repräsentanten im Parlamente. Der König ist unverletzlich; aber seine Minister sind der Nation verantwortlich. Zur Gesetzgebung ist eine Uebereinstimmung der drei Stimmen (des Königs, des Ober- und des Unterhauses) nothwendig; im Unterhause aber kommen ausschließlich alle Geldbills zum Vortrage. Seien auch die Gebrechen der Repräsentation des brittischen Volks (s. d. Art. England) noch so groß: so ist es dennoch eine, durch die Erfolge der englischen Constitution bewährte Thatsache, daß eine Constitution, welche dem eigenthümlichen Geiste und Charakter eines Volks entspricht, dieses Volk nicht nur bei seiner politischen Selbständigkeit und Würde erhält, sondern dasselbe auch zu einem höhern Wohlstande und zu einem bedeutenden politischen Gewichte in Hinsicht der auswärtigen Verhältnisse erhebt. Uebrigens hat sich aus ihr zuerst der Kampf des dritten Standes gegen die alte Feudalaristokratie entwickelt.

III. Eine allgemeine Volksrepräsentation wurde zuerst durch die Constitution der Vereinigten Staaten eingeführt. Dies geschah 1787, und seitdem sind ihr eine Menge ähnlicher nachgebildet worden, bis man endlich das demokratische Princip durch das Zwei-Kammernsystem wieder mit dem aristokratischen verbunden und durch ständische Formen neutralisirt hat. In den V. St. ist die gesetzgebende Gewalt einem Congresse anvertraut, der aus einem Senate und einem Hause der Repräsentanten besteht. Alle sechs Jahre werden die Senatoren von der Legislatur der einzelnen Staaten, von jedem 2, die Repräsentanten aber alle 2 Jahre von dem Volke der einzelnen Staaten, und zwar auf eine bestimmte Zahl von Köpfen ein Repräsentant erwählt. Vorrechte einzelner Bürger finden nicht Statt, so wenig als in Ansehung der Religion. Der Präsident wird, so wie der Vicepräsident, alle vier Jahre durch die von jedem Staate ernannten Wähler nach der Stimmen-

Digitized by Google

mehrheit bestimmt; im Falle mehrere gleiche Stimmenzahl für sich haben: so wählt das Haus der Repräsentanten durch Kugeln einen davon zum Präsidenten, der Senat aber den Vicepräsidenten. Der Präsident übt mit Rath und Einwilligung des Senats die vollziehende Gewalt aus. Auch die richterliche Gewalt ward in der Ausübung von der gesetzgebenden und der vollziehenden getrennt. Jeder einzelne Staat hat eine, durch seine eigne, von der Union genehmigte Constitution, geordnete republikanische Regierungsform. Allgemein gesetzlich ist die persönliche und die Preßfreiheit, so wie das Petitionsrecht des Volks. Diese Hauptzüge einer Verfassung, in welcher das aristokratische und das oligarchische Princip nicht vorhanden waren, wurden von Frankreich, und dann von mehrern Staaten, welche sich von den Fesseln des Lehnsystems befreiten, in ihre monarchischen Verfassungsgesetze, bald mehr bald weniger mit aristokratischen Elementen vermischt aufgenommen. Einige dieser Constitutionen waren jedoch nur vorübergehende Erscheinungen. Der Raum gestattet nicht, sie alle einzeln zu charakterisiren, wir stellen sie daher historisch zusammen, mit Angabe ihrer Eigenthümlichkeit.

A. Frankreich hat seit der Revolution nun verschiedne Constitutionsgesetze erhalten: 1) die monarchisch-demokratisch-repräsentative Constitution 1791; 2) die republikanisch-demokratische vom 24. Juni 1793, welche noch weniger ausführbar, als die vorige, gar nicht in's Leben eintrat; 3) die vom 23. Sept. 1795, welche eine Directorialregierung einsetzte, und das gesetzgebende Corps der Nationalversammlung in den Rath der Alten und in den Rath der Fünfhundert spaltete; allein sie übertrug die Wahl der Repräsentanten den sogenannten Urversammlungen oder der Volksmasse unmittelbar, und es fehlte der Regierung eines Staates, wie Frankreich, die Kraft der Einheit; daher stellte 4) die Constitution vom 13. Dec. 1799 die Gewalt eines Oberconsuls, umgeben von einem Staatsrathe und den Ministern, mit dem Rechte der Iniative auf; sie errichtete zugleich einen Erhaltungssenat, dessen Mitglieder auf Lebenszeit ernannt wurden, ein Tribunal, welches über die Vorschläge zu Gesetzen berathschlagte, und einen Gesetzgebungskörper, welcher über die Gesetzesvorschläge abstimmte. Auch wurde eine dreifache Wahlstufe festgesetzt, indem die Bürger eines Gemeindebezirks ein Zehntel aus sich als Bürger bezeichneten, die sie zur öffentlichen Geschäftsführung für tauglich hielten; die in den Gemeindeverzeichnissen eines Departements genannten Bürger wählten wieder aus ihrer Mitte ein Zehntel, und die in diesem Departemental-Verzeichnisse genannten Bürger erwählten gleichfalls den zehnten Theil aus ihrer Mitte, welche aus allen Departements zusammengenommen das Nationalverzeichniß bildeten, aus welchen der Senat die Gesetzgeber, die Tribunen, die Consuln, die Cassationsrichter und die Rechnungs-Commissarien wählte. In dieser, der Monarchie die Rückkehr ebnenden Constitution vermißte man die früher angenommnen Grundsätze über die Preßfreiheit u. a. m. Sie wurde bald in wesentlichen Punkten durch sogenannte organische Senatusconsulte verändert und ergänzt. 5) Die organischen S. C. vom 2. und 4. Aug. 1802, erhoben den Oberconsul Napoleon Buonaparte zum lebenslänglichen, ersten Consul und ertheilten ihm mehrere monarchische Vorrechte; endlich übertrug ihm 6) ein Staatsverfassungsgesetz, das organische S. C. vom 18. Mai 1804, die erbliche Kaiserwürde, und Frankreich hatte nunmehr eine durchaus monarchische Constitution mit einigen demokratischen Formen; eine derselben, das Tribunat, wurde durch das organische S. C. vom 19. Aug. 1807 aufgehoben. 7) Nach

Napoleons Sturz entwarf der Senat die 5te Constitution vom 6. Apr. 1814, welche eine erbliche Aristokratie in den Familien der Senatoren aufstellte, übrigens aber die Garantien der Volksfreiheit enthielt. Allein bekanntlich nahm Ludwig XVIII. zu St. Ouen am 2. Mai 1814 nur gewisse Grundlagen davon an, welche das Repräsentativsystem in zwei Körpern, die Verantwortlichkeit der Minister, die Unabsetzbarkeit der Richter, die Unwiderruflichkeit des Verkaufs der Nationalgüter, die Fähigkeit jedes Franzosen zu allen Civil- und Militärstellen u. s. w. betrafen. 8) Hierauf gab der König die von einer, von ihm niedergesetzten Kommission ausgearbeitete 6te, noch jetzt gültige Constitution vom 4. Juni 1814, oder die charte constitutionelle, welche eine, von des Königs Ernennung abhängige Pärs- und eine, von den Wahlcollegien, deren Organisation noch bestimmt werden sollte, zu ernennende Deputirten-Kammer, als Organe der Gesetzgebung, einführte, vieles aber unbestimmt ließ. Es ward daher, nach Napoleons Rückkehr von Elba, von demselben 9) ein neuer Verfassungsentwurf, als Zusatzartikel zu der vierten Constitution, am 22. Apr. 1815 bekannt gemacht, und vom Volke im Juni auf dem sogenannten Maifelde angenommen; allein nach Ludwigs XVIII. Rückkehr trat die von ihm gegebne Charte sogleich wieder in Kraft; es ist aber seitdem, besonders durch das letzte Wahlgesetz, das demokratische Princip derselben in Ansehung der Repräsentation des Volks außerordentlich geschwächt worden. (S. d. Art. Frankreich.)

B. Aehnliche Veränderungen erfuhren die Niederlande in ihrer Staatsverfassung. Hier mußte der Widerstand der Anhänger des Föderalismus gegen die der Unität (die Demokraten) durch einen Gewaltstreich beseitigt werden, ehe die, der dritten französischen nachgebildete 1te Constitution der batavischen Republik vom 23. Apr. 1798 von der bereits zum zweiten Male berufnen Nationalversammlung angenommen wurde. Eine 2te Constitution vom 16. Oct. 1801 war zwar der franz. vierten von 1799 nachgebildet; allein es fehlte auch ihr die Einheit in den Maßregeln der Regierung; daher erhielt die batavische Republik, unter des Kaisers Napoleons Einflusse, eine 3te mehr monarchische Constitution am 15. März 1805, in welcher ein Rathspensionär an die Spitze der Regierung kam; sie durfte nur wenig verändert werden, als der Staatsvertrag mit Frankreich vom 24. Mai 1806 das neue Königreich Holland auf das festeste an das Interesse der französischen Politik knüpfte. Dies geschah 4) durch das constitutionelle Gesetz des Königr. Holland vom 10. Juni 1806, welches bis 1810 galt, wo am 9. Jul. Holland dem französischen Reiche einverleibt wurde. — Im Dec. 1813 aber wurde der Sohn des letzten Erbstatthalters, der jetzige König Wilhelm I, als Soverain der Niederlande anerkannt; dieser berief die Notabeln im März 1814, welche den, von ihm vorgelegten Constitutionsentwurf annahmen. So erhielt der auf dem Congresse zu Wien mit Belgien vereinigte und zum Königreich erhobne Staat der Niederlande seine gegenwärtig 5te Constitution vom 24. Aug. 1815, die, ungeachtet des Widerspruchs der katholischen Notabeln von Belgien, auch für die belgischen Provinzen, folglich für alle 17 Provinzen des gesammten Königreichs im J. 1815 in Wirksamkeit gesetzt wurde. Diese Verfassung beruht auf dem Repräsentativsystem. Die Generalstaaten, welche das niederländische Volk repräsentiren und mit dem Könige, gemeinschaftlich die gesetzgebende Gewalt ausüben und das Budget bestimmen, bestehen aus 2 Kammern. Die Mitglieder der ersten ernennt der König auf Lebenszeit; die der 2ten werden von den Ständen der Provinzen auf 3 Jahre gewählt. Die

Staaten (Stände) der einzelnen Provinzen aber sind aus drei Ständen: Ritterschaft, Städten und Landleuten zusammengesetzt.

C. Polen, welches bis 1791 eine aristokratisch-monarchische Republik war, that den ersten Schritt zu einer constitutionellen, volksmäßigen Verfassung, als den polnischen Städten der Freiheitsbrief vom 14. Apr. 1791 ertheilt wurde, welcher den ganzen Bürgerstand in Polen für die neue Ordnung der Dinge gewann und begeisterte. Bald darauf ward die Constitution vom 3. Mai 1791 angenommen. — Sie trug ganz das Gepräge der polnischen Nation; und es ist merkwürdig, daß sie vier Monate früher vollendet wurde, als die erste französische Constitution; allein die unter Catharina's II. Schutze gebildete targowitzer Conföderation führte ihren Untergang und die Herstellung der alten Verfassung herbei. Endlich erhielt das, von Napoleon im tilsiter Frieden gestiftete Herzogthum Warschau die, von ihm zu Dresden am 22. Juli 1807 unterzeichnete Constitution, welche im Ganzen zwar das Gepräge einer National-Verfassung trug, jedoch die Vernichtung der Leibeigenschaft und die Gleichstellung aller Bürger vor dem Gesetze aussprach. Nach der Vereinigung des Königreichs Polen mit Rußland durch den wiener Congreß, nahm Kaiser Alexander am 30. Apr. 1815 den Titel eines Königs von Polen an, und gab diesem Staate die Constitution vom 27. Nov. 1815, welche der polnischen Nation eine Nationalrepräsentation ertheilte, die in einem Landtage besteht, der aus dem Könige und zwei Kammern zusammengesetzt ist. Die erste Kammer bildet der Senat, dessen Mitglieder der König ernennt; die zweite wird von 77 Landboten und 51 Abgeordneten der Gemeinen gebildet. Die Landboten werden in den Provinzialversammlungen der Adligen (Diätinen), die Abgeordneten werden in den Communalversammlungen (der nicht adligen Bürger) erwählt; das Königreich ist deshalb in 77 Bezirke und in 51 Communensprengel 8 für die Stadt Warschau, 43 für das übrige Land) abgetheilt. — Auch der, auf dem wiener Congresse neugebildete Freistaat Cracau erhielt am 3. Mai 1815 eine neue, von dem F. Metternich, dem F. Hardenberg und dem Gr. von Rasumoffsky unterzeichnete Constitution, welche nach liberalen Grundsätzen entworfen ist, und der demokratischen Staatsform sich nähert. Die Repräsentanten-Versammlung besteht 1) aus den Abgeordneten der Gemeinden, deren jede einen wählt; 2) aus 3, vom Senate (der Regierungsbehörde) abgeordneten Mitgliedern; 3) aus 3, vom Domkapitel abgeordneten Prälaten; 4) aus 3, von der Universität abgeordneten Facultätsdoctoren; 5) aus 6 im Amte stehenden Friedensrichtern. Der Senat besteht aus 12 Mitgliedern und einem Präsidenten. Neun Senatoren, den Präsidenten mit inbegriffen, werden von der Repräsentanten-Versammlung gewählt; die übrigen vier vom Domkapitel und von der Universität, wozu jede Körperschaft zwei ihrer Mitglieder ernennt.

D. Schweden u. Norwegen haben, obwohl unter Einem Könige verbunden, zwei verschiedne Constitutionen. Die schwedische, oben bereits erwähnte, vom 7. Jun. 1809, beruht größtentheils auf dem alten reichsständischen Corporationssystem. Norwegen gab sich, als es nach dem Kieler Frieden (14. Jan. 1814) seine Selbständigkeit behaupten wollte, die demokratisch-monarchische eidswolder Constitution vom 17. Mai 1814, welche auch der König von Schweden, als König von Norwegen annahm. Sie erhielt nur, in Folge der Vereinigung der Reiche Norwegen und Schweden, durch Norwegens außerordentlichen Storthing zu Christiania den 4. Nov. 1814, einige nähere Bestimmungen, und heißt daher jetzt die Constitution vom 4. Nov. 1814. Nach derselben übt das Volk die gesetzge-

Digitized by Google

bende Macht durch das Storthing aus, welches aus einem Lagthing (gesetzgebenden Körper) und einem Odelsthing (den Grundeigenthümern) besteht. Die stimmberechtigten Einwohner ernennen Wahlmänner, und diese ernennen die (75 bis 100) Mitglieder des Storthings, wobei das numerische Verhältniß so bestimmt worden ist, daß die Repräsentanten der Kaufstädte sich zu denen des Landes wie 1 zu 2 verhalten. Das Storthing erwählt dann unter seinen Mitgliedern ein Viertheil, welches das Lagthing ausmacht; die übrigen drei Viertheile bilden das Odelsthing.

E. Spaniens alte Monarchie wurde zuerst, unter Napoleons Einfluß, durch die, von von ihm nach Bayonne berufne Junta erneuert, indem sie die Constitution Josephs Napoleon vom 6. Jul. 1808 entwarf und annahm. Allein die Regentschaft, welche in Ferdinands VII Namen Spanien regierte, gab dem Reiche am 19. März 1812 eine neue Verfassung, die Constitution der Cortes, welche jedoch Ferdinand VII. bei seiner Rückkehr auf den Thron durch die Erklärung zu Valencia vom 4. Mai 1814 aufhob, in der Folge aber, durch den Aufstand des Heers und der Städte dazu genöthigt, am 7. März 1820, annahm und beschwor. Dieses Verfassungsgesetz hob nicht nur die alten Feudal- und hierarchischen Formen in Spanien auf, sondern es beschränkte auch die königliche Gewalt durch das demokratische Princip so sehr, daß in Spanien eine sehr zahlreiche Gegenpartei entstand, worauf drei der ersten Continentalmächte auf dem Congresse zu Verona im Dec. 1822 sich für eine Abänderung desselben im monarchischen Sinne nachdrücklich erklärten; eine solche Abänderung kann jedoch, nach dem 375 Art. der Constitution, sobald diese acht Jahre lang in Wirksamkeit gewesen ist, von den Cortes selbst durch eine besondre Deputation beschlossen werden.

Auch Portugal hat eine, der spanischen ähnliche, jedoch die königliche Gewalt noch mehr einschränkende Constitution auf eine ähnliche Weise durch die, am 24. Aug. 1820 ausgebrochne Revolution, erhalten, die von den, seit d. 26. Januar 1821 in Lissabon versammelten Cortes entworfen, dann von dem Könige am 1. Oct. 1822 beschworen wurde, und seitdem in der ganzen Monarchie, mit Ausnahme Brasiliens, in Wirksamkeit getreten ist. — In Neapel hatten ebenfalls die im Heere und unter dem Volke verbreiteten Anhänger der spanischen Constitution, die Einführung derselben gewaltsam erzwungen, worauf das, in Neapel am 1. Oct. 1820 versammelte Parlament des Königreichs beider Sicilien, auf die Grundlage der, vom Könige bereits am 13 Juli beschwornen spanischen Constitution, eine neue für Neapel und Sicilien im Januar 1821, entwarf, die aber durch das Einrücken eines östreichischen Heers, in Folge der Beschlüsse des laibacher Congresses, schon im März 1821 vernichtet wurde. Dasselbe geschah in Piemont, wo die am 10. März 1821 durch einen Soldatenaufstand proclamirte spanische Constitution nach dem Einrücken der Oestreicher, zu welchen ein Theil der k. sardinischen Armee unter dem General Latour stieß, in Turin am 10. Apr. d. J. wieder abgeschafft wurde.

F. Italien hat in der neuern Zeit unter allen Ländern Europens die meisten politischen Umbildungen, in Hinsicht auf constitutionelle Repräsentation seiner Völker, erfahren. a) Savoyen, Nizza und Piemont wurden von 1796 und 1798 bis 1814, nach den, für Frankreich gegebnen Constitutionen regiert; seit 1814 regiert der König ohne repräsentative Staatsformen. Genua verlor 1797 seine aristokratische Staatsform und erhielt durch des Generals Buonaparte Mitwirkung in der Convention zu Montebello vom 6. Juni 1797, eine demokratische Verfassung, die

vom 2. Dec. 1797 bis 1802 galt, wo sie durch die, der cisalpinischen Constitution nachgebildete, von Buonaparte und Talleyrand unterzeichnete Constitution vom 26. Jun. 1802 ersetzt, jedoch bald durch ein neues Verfassungsgesetz vom 1. Dec. 1802, großentheils wieder erneuert wurde. Am 4. Juni 1805 ward jedoch die ligurische Republik Frankreich einverleibt und Genua erlangte erst am 19. Apr. 1814, durch Lord Bentinck, im Namen Großbrittanniens, seinen alten Namen und die vor 1797 gültig gewesene aristokratisch-republikanische Verfassung wieder. Allein der wiener Congreß hob diese auf, und theilte die Rep. Genua als Herzogthum dem Könige vom Sardinien zu, womit auch in Genua die repräsentative Staatsform erlosch; indeß erhielt das neue Herzogthum einen Senat, ein eignes Obergericht und Provinzialräthe, ohne deren Zustimmung keine neuen Steuern eingeführt werden können. — b) Die ehemalige cisalpinische Republik erhielt ihre erste, der französischen von 1797 nachgebildete Verfassung, in welcher das demokratische Princip vorherrschend war, vom Gen. Buonaparte d. 29. Juni 1797; allein schon im J. 1798 machte der franz. Gesandte Trouvé wesentliche Veränderungen in derselben, und bald ward sie mit der Republik selbst durch die Waffen Oesterreichs und Rußlands im J. 1799 vernichtet. Hierauf durch den Sieg von Marengo im J. 1800 wieder hergestellt und provisorisch regiert, erhielt sie von einer, zu Lyon berufnen Staatsconsulta, als italienische Rep. eine neue Constitution vom 28. Januar 1802, und zum Präsidenten den ersten Consul. Diese Verfassung behauptete in ihren drei Wahlcollegien: der Grundeigenthümer, der Gelehrten und der Kaufleute, einen wesentlichen Vorzug vor der franz. Constitution vom J. 1799. Als aber die ital. Republik in das Königreich Italien verwandelt und Napoleon am 16. März 1805 König von Italien geworden war, gab er diesem Staate drei constitutionelle Statute, vom 16. März, vom 27. März und vom 5. Juni 1805, wodurch die monarchische Form des Staats ausgebildet wurde. Nach Napoleons Falle, gründete hier Kaiser Franz das lombardisch-venetianische Königreich, und gab ihm das auf dem Corporationssystem beruhende Verfassungsgesetz vom 24 Apr. 1815 (S. oben). — c) der aristokratische Freistaat Lucca erhielt 1799 von einem französ. General eine, der französischen vom J. 1795 nachgebildete demokratische Constitution, die aber kaum in's Leben treten konnte, weil die Verbündeten in Italien vordrangen. In Folge des Siegs bei Marengo, ließ Napoleon von einer Constitutions-Commission eine neue, der cisalpinischen von 1802 ähnliche Constitution entwerfen, die am 26. Dec. 1801 als Staatsgrundgesetz ausgesprochen wurde. Allein im J. 1805 bat die Republik den Kaiser um einen Fürsten aus seiner Familie. Dieser war der Gen. Bacciochi (s. d. Art.) Fürst von Lucca und Piombino, und Napoleon gab das Constitutionsstatut vom 23. Juni 1805. Im J. 1814 ertheilte der wiener Congreß dieses Fürstenthum, das im Wesentlichen nach der Verfassung von 1805 regiert werden sollte, der vormaligen Königin von Etrurien; allein eine neue Verfassung ist noch nicht eingeführt. — d) der Kirchenstaat wurde vom Gener. Berthier am 15. Febr. 1798 in eine römische Republik verwandelt, welche eine von Daunou entworfne, der französ. von 1795 ähnliche Constitution am 20. März 1798 erhielt, die aber mit der Auflösung der Rep. im J. 1799 verschwand. Nach der Wiedereinsetzung des Papstes im J. 1814, erließ er für die bessere Gestaltung des Innern am 6. Juli 1816 zwar keine neue Constitution, aber doch ein zweckmäßiges, organisches Decret. — e) der kleine Freistaat S. Marino behauptet noch jetzt, seine alte demokratische repräsentative Verfassung,

mit einigen aristokratischen Elementen. F. Neapel erhielt von seinem damaligen König, Joseph, zu Bayonne am 20. Jun. 1808 eine, vom Kaiser Napoleon bestätigte Constitution, die aber dessen Nachfolger Joachim, nicht in Wirksamkeit setzte; erst nach seiner Niederlage im J. 1815 ließ er durch seinen Minister Agar eiligst eine Constitution entwerfen, die aber bloß angeschlagen, nicht eingeführt wurde. — Früher hatte Lord Bentinck dem Königreiche Sicilien, das damals, unter brittischem Schutze, von dem Könige Ferdinand IV. und bald nachher von dessen Sohne Franz regiert wurde, im J. 1812 eine, der brittischen nachgebildete Constitution gegeben, welche die gesetzgebende Gewalt ausschließlich dem Parlamente (das aus zwei Kammern bestand, den Pärs und den Gemeinen), die vollziehende dem König, und die richterliche eignen, unabhängigen Behörden übertrug, und die Feudalverfassung völlig aufhob. Diese Verfassung galt bis zum 23. Jul. 1814, an welchem Tage Ferdinand IV., der die Regierung von neuem übernommen, die von England vorgeschriebene Constitution zugleich mit dem bisherigen sicilischen Parlamente aufhob. Als er aber, nach Mürat's Besiegung, durch die wiener Congreßacte auch Neapel im J. 1815 zurück erhielt: so rief er die beiden Kammern des sicilischen Parlaments wieder zusammen und ließ ihnen den neuen Constitutionsentwurf für Sicilien vom 16. Mai 1815 mittheilen, welcher viel Aehnliches mit der, von Ludwig XVIII. im J. 1814 gegebnen Charte hat; allein auch diese Constitution trat nicht in's Leben. Nachdem Ferdinand IV. aber am 8. Dec. 1816 Neapel und Sicilien zu einem vereinigten Reiche erhoben und den Namen: Ferdinand I., König des Reichs beider Sicilien angenommen hatte: so erließ er für die gesammte Monarchie das organische Gesetz vom 12. Dec. 1816, welches die Abschaffung des Feudalismus bestätigte, eine Nationalrepräsentation jedoch nicht wieder einführte (s. oben E. Spanien).

G. Deutschland, dessen ehemalige Reichsverfassung ganz auf dem feudal-aristokratischen und Corporationsprincip der verschiednen Stände beruhte, hatte zwar die Conföderationsacte des Rheinbundes vom 12. Jul. 1806, die Einführung neuer Constitutionen in einzelnen Staaten veranlaßt; allein die, in derselben angekündigte Bundesversammlung trat nie in Wirklichkeit; eben so wenig war darin von einer Repräsentation der einzelnen Völker des Bundes die Rede. Dagegen hat die deutsche Bundesacte vom 8. Juni 1815, nicht nur die Eröffnung einer Bundesversammlung zu Frankfurt am M., welche die Souveräne und die freien Städte durch Gesandte bilden, zur Folge gehabt, sondern auch in dem 13. Art. ausgesprochen: „in allen Bundesstaaten wird eine landesständische Verfassung Statt finden." Die Auslegung dieses Art. veranlaßte viele Streitigkeiten und bewirkte, daß man endlich die historische oder die ständische, und die monarchische Basis als das Wesen jeder neuen landständischen Verfassung ansah. In Folge der Rheinbundes- und der deutschen Bundesacte entstanden, seit 1806 und seit 1815, in den deutschen Staaten verschiedne Constitutionen, welche theils mehr dem neuern repräsentativen, theils mehr dem ältern ständischen und Corporationssystem sich näherten. Diejenigen Staaten, welche die alten Feudalstände und Corporationsverfassung ganz beibehalten oder auf's Neue hergestellt haben, sind schon unter I. genannt worden. 1) Das Königreich Westphalen, welches von 1807 bis 1814 bestand, erhielt zuerst auf deutschem Boden, eine dem französischen Repräsentativsysteme nachgebildete und darum dem deutschen Nationalcharakter nicht sehr angemessne

Digitized by Google

Constitution, welche wiederum andern Staaten des Rheinbundes zum Muster diente. Sie ward von Napoleon gegeben am 15. Nov. 1807, und durch das Statut vom 23. Dec. 1808 ergänzt — Wie die westfälische, so ist auch erloschen: 2) das ähnliche Verfassungsgesetz des Großherzogthums Frankfurt vom 16. Aug. 1810—1813. 3) Das Königreich Baiern begründete eine völlig neue Nationalrepräsentation durch die Constitution vom 1. Mai 1808 und sechs organische Edicte; doch wurden durch das Decret vom 22. Dec. 1811 die Majoratsherren und adeligen Lehnsbesitzer für geborne Repräsentanten der bairischen Nation erklärt. Indessen machte der König schon am 20. Oct. 1814 und am 26. Mai 1815 bekannt, daß er seinen Staaten eine angemessnere Verfassung geben wolle. Dies geschah, nachdem vorher die Gemeindeverfassung vom 17. Mai 1818 erschienen war, durch die vom Staatsrathe von Zentner bearbeitete Verfassungsurkunde und 10 Edicte vom 26. Mai 1818, welchen das, zu Rom am 5. Juni 1817 abgeschloßne Concordat vorausgegangen war. Dadurch erhielt Baiern (seit dem Febr. 1819), nach dem Vorbilde des brittischen Parlaments und der französischen Kammern, eine öffentliche Ständeversammlung in zwei Kammern, wo die Nation ihre Staatsmänner und Stellvertreter nach ihrem öffentlichen Charakter kennen lernte. Diese Verfassung war übrigens eine vom König gegebne; sie ward nicht erst den Ständen zur Prüfung vorgelegt. Sie ist ferner keine repräsentative, sondern eine ständische; denn sie geht bei der Wahl der Volksvertreter nicht von der Gesammtbevölkerung des Reichs, sondern von der Eintheilung der Staatsbürger in verschiedne Stände (Adel, Geistlichkeit und Gelehrte, Bürger, Bauern) aus. Zugleich wurden durch königl. Edicte die Vorrechte der Mediatisirten und des übrigen hohen Adels, in Hinsicht der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, der Begünstigung bei den Abgaben, der Fideicommisse und Majorate u. s. w. bestätigt. Uebrigens enthält sie alle Grundlagen der bürgerlichen und politischen Freiheit des baierischen Volks, als die Freiheit des Gewissens, die Preßfreiheit, die Gleichheit vor dem Gesetze, die gleiche Berechtigung zu allen Graden des Staatsdienstes, die Gleichheit in der Besteuerung, der bestimmte Antheil der Stände an der Gesetzgebung, ihr Recht der Steuerbewilligung nach dem vorgelegten Budget, so wie ihr Recht der Beschwerdeführung und die Verantwortlichkeit aller Staatsdiener. Auch besteht nach dem königl. Befehl vom 1. Jan. 1822 in sämmtlichen 8 Kreisen ein Landrath, der von einem Wahlcollegium gewählt wird. 4) In dem Königreiche Würtemberg hatte der erste König Friedrich schon 1806 die, auf alten Verträgen beruhende landständische Verfassung aufgehoben, und er regierte streng monarchisch nach dem, von ihm gegebnen Organisationsdecrete vom 18. März 1806. Als aber der wiener Congreß die Einführung einer ständischen Verfassung in allen Bundesstaaten aussprach: so wollte er durch das Manifest vom 11. Jan. 1815 die Einführung einer ständischen Verfassung in seinen Staaten beschleunigen; allein die von ihm im März 1815 berufne ständische Versammlung verwarf die, ihr vorgelegte neue Verfassung, indem sie die Wiederherstellung der alten verlangte. Darüber verzog sich die Entscheidung und nach dem Tode des Königs (am 30. Oct. 1816) vertagte sein Nachfolger, König Wilhelm I., die ständische Versammlung bis zum 3. März 1817, worauf er den Geheimen Rath durch Verordnung vom 8. Nov. 1816 neu organisirte, und von demselben einen neuen Verfassungsentwurf vom 3. März 1817 den Ständen vorlegen ließ, gegen den sich aber

die Mehrheit erklärte. Hierauf ließ der König die Verſammlung aus einander gehen und bereitete durch die Organiſation der untern Staatsverwaltung (vorzüglich in Anſehung des Gemeindeweſens) vom 31. Dec. 1819 eine neue Verfaſſung vor, die auch endlich mit der im Jul. 1818 berufnen ſtändiſchen Verſammlung auf dem Wege des Vertrags, am 25. Sept. 1819 zu Stande kam. Nach derſelben, welche auf denſelben Grundlagen der bürgerlichen und politiſchen Freiheit ruht, wie die baieriſche und wie der deutſchen neu-conſtitutionellen Staaten, gibt es zwei Kammern: die der Standesherren und die der Abgeordneten. Zu der erſten gehören theils geborne, theils vom König erblich oder auf Lebenszeit ernannte Mitglieder. Die zweite beſteht aus dem vom ritterſchaftlichen Adel, von der Geiſtlichkeit, von den Städten und den Oberamtsbezirken gewählten Abgeordneten. Auch iſt der jedesmalige Kanzler der Landesuniverſität Mitglied. Der Gewählte iſt als Abgeordneter des ganzen Landes anzuſehen. So lange die Stände nicht verſammelt ſind, vertritt ihre Stelle ein von ihnen gewählter ſtändiſcher Ausſchuß. 5) Dem Großherzogthum Baden ward ſchon am 5. Jul. 1808 eine neue Verfaſſung zugeſichert; indeß erhielt es durch das Edict vom 26. Nov. 1809 eine neue Verwaltungs-Organiſation. — Das Zuſammentreten der Landſtände aber wurde erſt, in Folge des wiener Congreſſes, von dem Großherzoge Carl im März 1816 beſchloſſen. Endlich gab er die neue Verfaſſungsurkunde vom 22. Aug. 1818, welche ſich durch ihre zeit- und volkgemäße Grundſätze vortheilhaft auszeichnet. Hierauf verſammelten ſich die Landſtände in zwei Kammern (die zweite beſteht aus den, von den Wahlmännern der Städte und Aemter erwählten Abgeordneten) im April 1819; allein der Widerſpruch derſelben gegen das, vom Großherzog Ludwig am 16. Apr. 1819 gegebne Edict, die Standes- und grundherrlichen Rechte betreffend, und andre Mißverſtändniſſe bewirkten die plötzliche Vertagung der Ständeverſammlung am 28. Jul. 1819, welche erſt im Juni 1820 wieder eröffnet wurde, worauf man jenes Edict bis 1822 ausſetzte. Auch erſchien das Geſetz wegen Verantwortlichkeit der Miniſter und oberſten Staatsbehörden v. 5. Oct. 1820. 6) Das Großherzogthum Heſſen erhielt von ſeinem Souverän eine landſtändiſche Verfaſſung von 2 Kammern den 18. März 1820. (Die Abgeordneten der zweiten Kammer werden von dem angeſeſſenen Adel, von gewiſſen Städten und von beſtimmten Wahldiſtricten gewählt.) Die von beiden Kammern einmüthig angenommne neue Verfaſſungsurkunde vom 17. Dec. 1820 iſt ſeitdem ganz in Kraft getreten. 7) Das Fürſtenthum Waldeck mit Pyrmont erhielt von ſeinem Fürſten am 28. Jan. 1814 ein Verfaſſungs- und Organiſationsdecret, das aber zu mehrern Widerſprüchen Anlaß gab; daher berief der Fürſt im März 1816 die Stände nach Arolſen, wo der Landesvertrag vom 19. Apr. 1816 die neue, ſehr liberale Verfaſſung des Landes feſtſetzte, nach welcher die Bewohner in einer allgemeinen Verſammlung und durch eine Deputation als vollziehende Behörde repräſentirt werden durch die Beſitzer bisheriger Rittergüter, durch die Bürgermeiſter der Städte und durch die von den Gemeinden ſelbſt gewählten Repräſentanten des Bauernſtandes. 8) Das Herzogthum Naſſau erhielt ſchon durch das Patent vom 2. Sept. 1814 eine landſtändiſche Verfaſſung von zwei Kammern, wozu bloß die Mitglieder der zweiten gewählt werden, in der erſten aber, oder auf der ſo genannten Herrenbank, lebenslängliche und erbliche Mitglieder ſitzen. Damit ſtand die, am 1. Juli 1816 bekannt gemachte neue Landverwaltungsorganiſation in genauer Verbindung. Späterhin ward auch beſtimmt, daß die Si-

Digitized by Google

tzungen der zweiten Kammer der Abgeordneten öffentlich sein sollen. Zwei Patente vom 3. Nov. 1815 ordneten die Wahl der Landstände und ertheilten den gesammten adeligen Gutsbesitzern sechs Virilstimmen auf der Herrenbank, welche sie durch sechs, aus ihrer Mitte erwählte Deputirte vertreten lassen. 9) Sachsen-Weimar hatte schon am 20. Sept. 1809, als es zum Rheinbunde gehörte, eine Constitution erhalten. Nachdem es aber durch den wiener Congreß zum Großherzogthume erhoben worden war, erfolgte am 1. Dec. 1815 die Organisation des Staatsministeriums; hierauf erschien am 30. Jan. 1816 eine großherzogl. Verordnung, die Bildung und Zusammenberufung einer ständischen Berathungsversammlung zur Entwerfung der Landesverfassungsurkunde betreffend. Auf diesem Landtage wurde durch dies (von dem deutschen Bunde garantirte) Grundgesetz über die landständische Verfassung vom 5. Mai 1816 eine gemeinschaftliche Repräsentation, ohne eine Vertheilung derselben in zwei Kammern, angenommen, zu der jeder Stand (Rittergutsbesitzer, Bürger und Bauern) zehn, aus ihrer Mitte und die Universität Jena einen Deputirten erwählt. Der Stand der Gelehrten, Künstler, Kaufleute und Fabrikanten erhielt also keine eigne Repräsentation; übrigens war in der neuen Verfassung das Zweckmäßigste mit hoher Liberalität berücksichtigt. Die Wahlen sind durchaus frei, und die Freiheit der Presse war darin unbedingt ausgesprochen. Doch wurde auf den, am 17. Dec. 1820 eröffneten Landtage die Oeffentlichkeit der Landtags-Sitzungen verneint, und die Verabschiedung eines Staatsdieners nach den bestehenden Gesetzen, ohne Urthel und Recht, bejaht. Nur Auszüge aus den Verhandlungen sollten durch den Druck bekannt gemacht werden. 10) Der Herzog von Sachsen-Koburg gab seinem Lande durch das Decret vom 16. März 1816 die Grundzüge einer Verfassung, welche den 21. Aug. 1817 als Urkunde erschien, nach welcher die, von jedem Stande gewählten Abgeordneten der Ritterschaft, Städte und Dorfgemeinden in Einer Versammlung die Interessen des ganzen Landes vertreten; auch besteht, wenn der Landtag nicht versammelt ist, ein Ausschuß, der über die Verfassung- und Gesetz-Vollziehung wacht. Die ständische Verfassung, Wahl- und Landtagsordnung wurde durch die Manifeste vom 15. Dec. 1820 bestimmt und der erste Landtag im J. 1821 gehalten. 11) Auch der Herzog von Sachsen-Hildburghausen versprach schon im J. 1815, den Bauernstand in die Landschaft einzuführen, und der Entwurf einer neuen landschaftlichen Verfassung vom 27. Nov. 1817 wurde von den Ständen geprüft, den 7. Jan. 1818 angenommen, dann als Landesgrundgesetz bekannt gemacht, und unter die Garantie des deutschen Bundes gestellt. Die, aus den von den Rittergutsbesitzern, den Städten, den Aemtern und dem geistlichen Stande gewählten Abgeordneten bestehende Landschaft wird fortwährend durch einen Ausschuß repräsentirt. 12) Das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt erhielt am 8 Jan. 1816 eine neue Organisation der ständischen Verfassung, nach welcher die Rittergutsbesitzer, Städte und Landeigenthümer die Repräsentanten des Landes wählen; die landschaftliche Verfassung wurde den 21 Apr. 1821 gesetzlich angenommen und zugleich ein ständischer Ausschuß angeordnet. 13) Dem Fürstenthum Lippe-Schaumburg gab die Verordnung vom 15. Jan. 1815 eine neue, zeitgemäße, ständische Verfassung, nach welcher der Landtag aus den Besitzern adeliger Güter und aus den, von den Städten und den Amtsunterthanen gewählten Deputirten besteht. 14) Auch das Fürstenthum Lippe-Detmold erhielt eine, von der Fürstin-Vormünde-

Digitized by Google

rin Pauline ſelbſt entworfne, auf die Wahlform gegründete, neue, in jeder Hinſicht ausgezeichnete, landſtändiſche Verfaſſung den 8. Juni 1819, gegen welche aber die alten Landſtände von Ritterſchaft und Städten, ſo wie der Fürſt von Schaumburg, als Agnat, proteſtirt haben. 15) In dem Herzogthum Braunſchweig-Wolfenbüttel ward eine neue, am 19. Jan. 1820 von den Ständen unterſchriebne Landſchaftsordnung eingeführt, nach welcher die Ständeverſammlung aus 2 Sectionen beſteht. In der erſten erſcheinen ſechs Prälaten und die Beſitzer der 78 Rittergüter; in der zweiten die übrigen landtagsfähigen 6 Prälaten, 19 von den Städten und 19 von den Dienſt- und meierfreien Landgutbeſitzern gewählte Deputirte. Unter den Deputirten der Städte befindet ſich jedoch der erſte Bürgermeiſter, kraft ſeines Amts. Beide Sectionen bilden ein Ganzes und repräſentiren das geſammte Land. In Hinſicht der Steuerbewilligung iſt die alte Verfaſſung beibehalten. 16) Der freien Stadt Frankfurt, welche von ihrem ehemaligen Landesherrn, dem Fürſten Primas, eine freiſinnig abgefaßte Organiſation am 10. Oct. 1806 erhalten hatte, ward ſchon von dem Staatsminiſter, Freih. von Stein, ein Conſtitutionsentwurf am 19. Jul. 1814 empfohlen; allein der Senat ließ im J. 1816 eine Ergänzungsacte zu der alten frankf. Stadtverfaſſung, welche von den Bürger am 18. Juli 1816 mit Stimmenmehrheit angenommen wurde. Nach ihr ſind die vormaligen Rechte der patriziſchen Geſchlechter erloſchen und die ganze Bürgerſchaft wird durch den geſetzgebenden Körper repräſentirt. 17). 18). 19) Die drei Hauptſtädte Hamburg, Lübeck und Bremen haben ihre alte, freie Verfaſſung, welche Hr. v. Villers in ſeiner Schrift: Constitution des trois villes libres-anséatiques etc. (Lpz. 1814) abgedruckt hat, im J. 1814 wiederhergeſtellt.

H. Die Eidgenoſſenſchaft der Schweiz, welche das franzöſiſche Directorium im J. 1799 in eine helvetiſche Republik mit einer demokratiſchen Regierungsform verwandelt und der hierauf Napoleon durch die Mediationsacte vom 19. Febr. 1803 eine, aus alten und neuen Elementen gebildete, neue Föderativverfaſſung gegeben hatte, trat auf's Neue zuſammen, durch den zu Zürich am 8. Sept. 1814 abgeſchloſſenen Bundesvertrag. In den Bund der 19 Cantons wurden drei neue: Wallis, Genf und Neufchatel aufgenommen. Jeder Canton hat ſeine eigne, aus den alten Elementen und den Grundſätzen der Mediationsacte gebildete Repräſentativ-Verfaſſung; in einigen herrſcht das ariſtokratiſche, in andern das demokratiſche Princip vor; doch iſt keiner mehr rein ariſtokratiſch. Einige hingegen ſind rein demokratiſch, wie Wallis, Graubünden, Zug u. a. (vergl. die einzelnen Artikel). Neufchatel insbeſondre hat eine ariſtokratiſch-demokratiſch-monarchiſche Verfaſſung mit einer landſtändiſchen Repräſentation von ſeinem ſouveränen Fürſten, dem Könige von Preußen, London den. 18. Juni 1814 und 26. Dec. 1814 erhalten.

I. Endlich ſind auch in Amerika repräſentative Verfaſſungen in den neuen demokratiſchen Freiſtaaten: Südamerika oder Buenos Ayres, Chili und Columbia entſtanden, welche ihre Befeſtigung von der Zeit noch erwarten. Andre ſind im Werden, wie die von Peru, Mexico und Braſilien. Die nordamerikaniſche Conſtitution hat ihnen großentheils als Muſter gedient. Paraguay wird ohne Verfaſſung vom D Francia regiert. In Haiti erhielt das Königreich im J. 1811 eine Verfaſſungsurkunde. Die demokratiſche Verfaſſung der Republik Haiti vom 27. Jan. 1807 wurde 1816 erneuert; und nach dem das Königreich im J. 1820 und das ehemalige ſpaniſche St. Domingo im J. 1822 mit der Republik vereinigt worden waren, auf der ganzen

Digitized by Google

Inſel eingeführt. Nach derſelben iſt zur Verwaltung der geſetzgebenden Gewalt, nach Art der amerikaniſchen Verfaſſung, eine Kammer der Repräſentanten und ein Senat verordnet; die ausübende Gewalt aber einem von den Bürgern frei erwählten Präſidenten anvertraut. Bloß Indier, Afrikaner, Mulatten und Meſtizen können Bürger dieſes Freiſtaats ſein. Weiße ſind des Bürgerrechts unfähig.

K. Die neueſte Erſcheinung einer repräſentativen Verfaſſung iſt die proviſoriſche Conſtitution, welche der Nationalcongreß der Hellenen am 1. (13.) Jan. 1822 zu Epidauros, im erſten Jahre der Unabhängigkeit, bekannt gemacht hat. Die Regierung ſoll künftig aus zwei Körpern beſtehen, dem durch gewählte Abgeordnete gebildeten, geſetzgebenden Senat und dem Vollziehungsrathe. — Allein noch iſt die innere ſittlich bürgerliche Zerrüttung dieſer neuen politiſchen Maſſe zu groß, als daß eine geordnete Regierung ſchon in das Leben eintreten kann.

Nach dieſer Ueberſicht derjenigen Staaten, welche theils repräſentative, theils ſtändiſche Verfaſſungen im zeitgemäßen Sinne, d. i. wobei eine wahre Stellvertretung und eine freie Theilnahme an der Beförderung des allgemeinen Landes- und Volksintereſſe Statt findet, erhalten haben, müſſen noch anhangsweiſe diejenigen Staaten genannt werden, welche IV. ohne beſondre Verfaſſungsgeſetze, weder mit ſtändiſchen, noch mit repräſentativen Formen regiert werden. Dieſe ſind: 1) Piemont, Savoyen und Nizza; 2) Toscana, Parma und Modena; 3) beide Sicilien; 4) der Kirchenſtaat; 5) Preußen, mit Ausnahme von Neufchatel; doch hat das königl. Dekret vom 22. Mai 1815 der geſammten Monarchie eine repräſentative Verfaſſung zugeſichert, und es wird bereits an der Bildung von Provincialſtänden gearbeitet, aus welchen künftig die Verſammlung der Repräſentantenkammer gewählt werden ſoll. 6) Das Kurfürſtenthum Heſſen. Hier wurde zwar die alte, ſtändiſche Verfaſſung von 1806 im J. 1813 wiederhergeſtellt; allein der Kurfürſt berief auf den, im März 1815 eröffneten Landtag nicht bloß die Abgeordneten der drei Stände, des Adels, der Geiſtlichkeit und der Städte, ſondern auch die des Bauernſtandes; darüber entſtanden Streitigkeiten, und als die Verſammlung gegen den neuen Conſtitutionsentwurf Widerſpruch erhoben, ward ſie völlig aufgelöſt. Seitdem regiert der Kurfürſt ohne Stände, hat aber am 29. Jun. 1821 das Staatsminiſterium und die Verwaltung neu organiſirt. 7) Die Landgrafſchaft Heſſen-Homburg. 8) Das Herzogthum Anhalt. Zwar erhielt das Herzogth. Anhalt-Köthen von ſeinem Souverän am 28. Dec. 1810 eine Conſtitution, die, ſo wie die darauf gegründete Organiſation der Verwaltung ganz den Einrichtungen des damaligen franzöſiſchen Reichs nachgebildet war. Allein beide wurden von dem Vormunde des Nachfolgers ſchon am 24. Oct. 1812 ſuspendirt. Seitdem beſteht auch in Köthen, wie in den beiden andern Herzogthümern Anhalt, die alte, gemeinſchaftliche landſtändiſche Verfaſſung uud das davon abhängige landſchaftliche Credit- und Schuldenweſen, unter der Oberdirection des jedesmaligen Senior des herzogl. Hauſes, aber ein eigentlicher Landtag iſt ſeit 1698 nicht gehalten worden. Doch werden, ſo oft es nöthig iſt, von dem Senior Deputations- und Landrechnungstage ausgeſchrieben. 9) Die Fürſtenthümer Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen. 10) Das Fürſtenth. Schwarzburg-Sondershauſen. 11) Das Herzogthum Oldenburg. 12) Das Herzogthum Holſtein, doch ſoll, nach öffentlichen Nachrichten, in beiden eine landſtändiſche Verfaſſung eingeführt werden. 13) Das Königreich Dänemark wo die alte ſtändiſche Verfaſſung im J. 1660 aufgehoben wurde. 14) Das Kaiſerthum Rußland.

Digitized by Google

Ueber die mannichfaltigen Formen der einzelnen Verfassungen und ständischen Versammlungen sind theils die Artikel der betreffenden Staaten, und der Art. Ständeversammlungen, theils die publicistische Sammlung nachzusehen, welche unter dem Titel: „Die Constitutionen der europäischen Staaten" (Leipz. 1817 bis 1820) in 3 Theilen erschienen und mit historischen Einleitungen versehen ist. Ein vierter Theil wird diese, zweckmäßig angelegte Sammlung beschließen. Eine andre historisch-kritische Sammlung der vorzüglichsten Regierungs- und Staatsurkunden der Völker, welche Benj. Constant, Gregoir. Lanjuinais u. A. in Paris seit 1818 herauszugeben angefangen haben, ist auf 7 Octavbände berechnet. K.

Consul. 1. in der alten römischen, und 2. in der ehemaligen französischen Republik der Titel des höchsten Staatsbeamten; 3. der Titel von gewissen Beamten in den neu-europäischen Staaten. — Nachdem man in Rom die Könige vertrieben hatte, führte man eine republikanische Verfassung ein, und stellte an die Spitze des, den Staat verwaltenden Senats zwei, jährlich neu zu wählende Personen, die den bescheidnen Titel: Consules, d. i. Rathgeber, Berather, führten. Um wahlfähig zu sein, mußten sie in Rom gegenwärtig sein und das 43ste Jahr zurückgelegt haben. Nur drei Mal wich man von dieser letzten Vorschrift ab. Nach dem Willen des Volks erstreckte sich ihre Gewalt auf folgende Punkte. Sie veranstalteten Senats- und Volksversammlungen, worin sie den Vorsitz führten, und vollzogen deren Beschlüsse; denn das Volk hatte sich die gesetzgebende Gewalt errungen, und nur die ausübende war dem Senate geblieben. Im Kriege führten sie das ausgehobne Heer an, sorgten für dessen Bedürfnisse und ernannten die Unterbefehlshaber. War der Staat in Gefahr, so war die Macht der Consuln unumschränkt; dann konnten sie, ohne das Volk zu befragen, einzelnen Magistraten uneingeschränkte Gewalt ertheilen. Sie gaben den auswärtigen Gesandten Audienz, nahmen die Staatsbriefe in Empfang, veranstalteten die Kriegserklärungen, hatten die Aufsicht über die Staatskasse, die Provinzen und, vor Einsetzung der Prätoren, über das ganze Gerichtswesen. Mit der Regierung und dem Vorsitze wechselten die beiden Consuln monatlich, zuweilen täglich. Ihrer Gewalt war ihr Ansehn angemessen. Nicht nur wurden die Gesetze und das Jahr nach ihnen benannt (weshalb die Staatsannalen consularische Jahrbücher, Fasti consulares, hießen), sondern sie waren auch durch ehrenvolle Merkmale ihres Ranges auszeichnet. Sie saßen bei ihren Amtsverrichtungen auf einem Prachtsessel (Sella curulis), hatten in der Hand statt des königlichen Scepters einen elfenbeinernen Befehlsstab (Scipio eburneus), waren bekleidet mit einer purpurverbrämten Toga (Toga praetexta), die unter den Kaisern in eine gestickte Toga verwandelt ward, und gingen in Begleitung von zwölf Lictoren, welche die Fasces (Ruthenbündel, mit Lorbeerzweigen umwunden) vor ihnen hertrugen. In diesen Bündeln waren ehedem auch Beile, das Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, die aber seit der Zeit des Valerius Publicola daraus genommen, wenn sie innerhalb der Stadt erschienen, und nur außerhalb Roms hinzugefügt wurden. So hatten sie königliche Gewalt und königliches Ansehn, nur ohne Königs Namen, und Niemand wird bei ihnen an einen Bürgermeister denken. Beim Antritt ihres Amtes statteten der Senat und die Vornehmen Roms ihnen in ihrem Hause feierliche Glückwünsche ab, und in Begleitung des Senats verrichteten sie dann ein feierliches Opfer auf dem Capitole. Am Ende des Jahres legten sie ihr Amt mit dem Eide nieder, dasselbe den Gesetzen gemäß ver-

Digitized by Google

waltet zu haben. Nach dieser Zeit hieß der gewesene Consul Consularis, und hatte als solcher einen Rang vor den übrigen Senatoren, die noch nicht Consuln gewesen waren. Zu ihren Vorrechten gehörte, daß sie in römische Provinzen als Statthalter versendet wurden, wo sie den Titel Proconsules, führen. Nachdem Rom nach Cäsar Augustus wieder eine monarchische Regierungsform erhalten hatte, ließ man zwar die alten Würden, um anfänglich das Volk mit dem Scheine der Republik zu täuschen; allein ihr Ansehn und ihre Macht sanken mehr und mehr, so daß endlich ein frecher Cäsar seinen Spott so weit trieb, sein Pferd zum Consul zu ernennen. Die ersten, im Jahre Roms 244, waren Junius Brutus und Tarquinius Collatinus, die letzten waren unter dem Caiser Justinian, 541 nach Chr. Geb. In Frankreich ward durch die Revolution vom 18. Brümaire des J. 8. der Republik (9 Nov. 1799.) die Directorial-Regierung (3te Constitution) aufgehoben, eine von dem gesetzgebenden Körper ernannte Consular-Commission (Buonaparte, Sièyes und Roger Ducos) entwarf, die vierte Constitution, die schon am 15. Dec. proclamirt, und durch welche nun Frankreich zu einer Republik unter consularischer Regierung erklärt ward. Drei Wahlconsuln (Buonaparte, Cambacérès, Lebrün, jeder mit 500,000 Franken jährlichen Gehalts) erhielten auf zehn Jahr die vollziehende und fast unumschränkte Gewalt; das Tribunat und die gesetzgebende Versammlung erhielten die gesetzgebende; auch ward ein sogenannter Erhaltungs-Senat errichtet. Aber schon am 2. Aug. 1802. wurde Buonaparte zum ersten Consul auf Lebenszeit ernannt, und hiemit die Verfassung des französischen Staats, ihrem Wesen nach, schon wieder vollkommen monarchisch. Er erhielt das Recht seinen Nachfolger zu ernennen, die beiden andern Consuln vorzuschlagen, die Senatoren, Staatsräthe und die Präsidenten der Volksversammlungen zu ernennen, diese zu berufen, die Dauer ihrer Sitzungen zu bestimmen, das gesetzgebende Corps nach Willkür zu berufen und zu entlassen. Alle peinlichen und Civil-Gerichtshöfe wurden seiner Willkür unterworfen, das Begnadigungsrecht ward ihm zugestanden, die Zahl der Mitglieder des Tribunats auf die Hälfte herabgesetzt. Er leitete die Staatseinkünfte und Ausgaben, sorgte für innre Sicherheit und äußre Vertheidigung, hatte den Oberbefehl über die Kriegsmacht, unterhielt alle politischen Verbindungen mit dem Auslande, bestätigte alle Verträge, und hatte in Zeiten der Gefahr für den Staat sogar die Macht, die Constitution aufzuheben. So vereinigte denn auch hier, namentlich der erste Consul, königliche Macht und königliches Ansehn, und damit er dies um so mehr behaupten könne, wurde die Civilliste auf sechs Millionen Franken erhöht, und am 15. Aug. 1802 als dem Geburstage des ersten Consuls, ein förmlicher consularischer Hof zu St. Cloud eingerichtet, und an diesem der vormalige Hofzwang wieder eingeführt. Eine Consulargarde war schon früher errichtet worden, jetzt wurde diese Leibwache beträchtlich vermehrt. Weil in diesen Veranstaltungen viele nur die Neigung sahen, unumschränkte Herrschaft wieder einzuführen, entstanden immer wiederholte Verschwörungen gegen das Leben des ersten Consuls, die aber nur beförderten, was sie verhindern wollten, indem sie zu dem Entschlusse drängten, des ersten Consuls Regierung noch fester zu begründen. So geschah es, daß in der fünften Constitution die französische Republik gänzlich aufhörte, und ein französisches Kaiserthum errichtet ward, der Bestimmung nach erblich in der Familie Napoleons. Die ersten Consuln dieser Republik waren zugleich auch die letzten, der eine wurde Kaiser, die andern Prinzen. Seit den Zeiten der Kreuzzüge finden wir in verschiednen Staaten Consuln

als Obrigkeiten zur Entscheidung, Beschützung oder Verification in See- und Handelssachen. Besonders waren es die italienischen Staaten, welche die Kreuzzüge dazu benutzten, um von asiatischen Fürsten das Recht zu erlangen, in deren Staaten solche Beschützer der dortigen Handelsleute ihrer Nation zu ernennen, welches Beispiel von andern europäischen Staaten für ihre Handelsplätze in der Levante und Afrika, und seit dem 15ten und 16ten Jahrh. auch zwischen europäischen Mächten unter sich nachgeahmt wurde, so daß die Anzahl der Handelsconsuln in- und außerhalb Europa jetzt sehr beträchtlich ist. Das Recht, Consuln abzuschicken, wird als ein Hoheitsrecht betrachtet; sie können aber nur dahin gesendet werden, wo Verträge oder Herkom dazu berechtigen. Die Bestimmung aller ist, Schutz und Beistand der der Handelsleute und Schiffer ihrer Nation zu sein, auf Beobachtung der Handelsverträge zu sehen, und über den Zustand und das Beste des Handels der Unterthanen ihres Souverains an dem Orte ihres Consulats, Nachricht an ihren Hof zu geben. In Ansehung der Vorrechte aber sind die Consuln in der Levante und in Afrika von den europäischen verschieden. Jene, welche auf den Fuß der Gesandten behandelt werden, haben völlige Civil-Gerichtsbarkeit über die Unterthanen ihrer Souveräns; selbst oft in Klagen der Ausländer gegen sie; diese haben nur eine sehr beschränkte Aufsicht über die Unterthanen ihres Souveräns in deren Handelsangelegenheiten unter einander, wobei sie noch meist bloß Schiedsrichter sind, und ungeachtet man sie als Minister anzusehen hat (wofür sie doch manche gar nicht wollen gelten lassen), so stehen sie doch auch den Gesandten der untersten Klasse nicht gleich, denn sie haben keine Creditive, sondern nur Bestallungsschreiben, die von dem Staate, worin sie sich aufhalten, erst bestätigt werden müssen. Daher genießen sie keine Vorzüge der Gesandten, Befreiung von der Gerichtsbarkeit und den Abgaben, gesandschaftlichen Gottesdienst, Ceremoniel u. s. w. In der Regel sind sie der Civil-Gerichtsbarkeit des Orts unterworfen, wo sie sich als Consuln aufhalten. General-Consuln nennt man solche, die für mehrere Plätze oder über mehrere Consuln ernannt sind. Zuweilen wird dem Consul ein Vice-Consul beigegeben.

Consulta, Staatsconsulta, d. i. Staatsrath, war ein eigner Zweig der Staatsverwaltung der italienischen Republik und des nachherigen Königreichs Italien. Die Consulta bestand aus acht Personen, und hatte hauptsächlich die auswärtigen Angelegenheiten und diplomatischen Verträge zu besorgen. Als im J. 1804 die Republik in ein Königreich umgeschaffen wurde, erhielt der Staatsrath folgende Einrichtung. Er bestand 1. aus einem geheimen Rathe von acht Staatsräthen (Conseil des Consulteurs), 2. aus einem Rathe der Gesetzgebung von zwölf, und 3. aus einem Auditoren-Rathe von funfzehn Staatsräthen. Der König, Vicekönig, oder ein hoher Kronbeamter, hatte den Vorsitz im Staatsrathe, der nur Rathschläge ertheilen, und nur in Gegenwart von 18 Mitgliedern deliberiren konnte. Keiner konnte ein Mitglied der höhern Abtheilung werden, der nicht vorher eins der niedrigern gewesen. Die Mitglieder des geheimen Raths waren Staatsräthe auf Lebenszeit. Mit dem Königreiche ist auch diese Anstalt 1814 aufgelöst worden.

Consumtionssteuern, Abgaben, welche auf den Genuß oder den Verbrauch gelegt sind. Diese Abgaben sind in den verschiednen Ländern Europa's sehr verschieden und ihre Wirkung ist, je nachdem die Gegenstände der Besteurung zu den unentbehrlichen oder entbehrlichen Bedürfnissen gehören, höchst mannichfaltig. Es gibt zwei Haupt-

Digitized by Google

klassen von Consumtionssteuern, directe und indirecte. Directe Consumtionssteuern sind solche, welche unmittelbar von den Consumenten erhoben werden; zur Besteurung dieser Art sind vorzüglich diejenigen Güter geschickt, welche eine längere Zeit fortdauern, ehe sie gebraucht werden, z. B. Häuser, Taschenuhren, Edelsteine, Gold- und Silbergeräth, Pferde, Kutschen ꝛc. Die indirecten Consumtionssteuern werden mittelbar von den Consumenten erhoben; der Staat hält sich in der Regel nicht an den Käufer oder Verzehrer, sondern an den Verkäufer des besteuerten Genußmittels, und überläßt es dann diesem, die gehabte Auslage von seinen Kunden sich wieder ersetzen zu lassen. Die vorzüglichsten Abgaben dieser Art sind die Accise (s. d. Art.), der Licent (s. d. Art.) und der Zoll (s. d. Art.). Die indirecten Consumtionssteuern sind eben so oft laut gepriesen, als bitter getadelt worden. Die Lobpreiser derselben führen zu ihrer Empfehlung an: 1. sie seien dem Bezahler beinahe unmerklich, weil er sie zugleich mit dem Preise der steuerbaren Gegenstände bezahle; 2. es hange gleichsam von eines Jeden eigner Willkür ab, ob er viel oder wenig oder gar nichts zu dieser Steuer beitrage; 3. die Steuer werde von Jedem gerade zu der Zeit entrichtet, wo er am besten im Stande sei, sie zu bezahlen; 4. sie könne wohl von dem Einkommen der Bürger viel wegnehmen, nie aber ihr Kapital angreifen; 5. es finden bei der Einnahme nie Rückstände Statt. — Dagegen wird von der andern Seite behauptet: 1. die Erhebung der Steuer sei für die Nation die kostspieligste vor allen, besonders wegen der davon beinahe unzertrennlichen Bestechung der Beamten; 2. die Sittlichkeit leide dadurch, denn der Gewinn des Betrugs sei so sehr reizend, daß alle List für ihn aufgeboten werde, diese List aber gehe dann leicht in wirklichen Diebstahl über; 3. die Form der Erhebung sei oft so unbequem, daß selbst redliche Staatsbürger sich dadurch zur Einschwärzung verleiten lassen; 4. wenn dieselbe auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse gelegt sei, so könne sie für die ärmere Klasse der Bürger höchst drückend werden. Im Allgemeinen läßt sich diese Art der Besteurung eben so wenig unbedingt empfehlen, als verwerfen, sondern es kommt vielmehr in dieser Hinsicht alles auf die besondre Lage und die Verhältnisse des Staats an, wo sie eingeführt werden soll. In der Regel wird dieselbe keinen Nachtheil bringen, so lange einerseits dafür gesorgt ist, daß der ärmern Klasse die Anschaffung ihrer unentbehrlichsten Bedürfnisse dadurch nicht erschwert wird, und andrerseits die Erhebung so weise eingerichtet ist, daß der Gewerbfleiß und die persönliche Freiheit dadurch nicht unterdrückt werden, welches letztre, obgleich schwer, doch nicht unmöglich ist. Ist die Auflage mäßig, so vermischt sie sich leicht mit dem Preise der Waare, ihre Bezahlung veranlaßt nicht leicht Beschwerden, und ihre Umgehung hat nicht Reiz genug, um die Gefahr der Bestrafung zu wagen; ist dieselbe aber hoch, so ist sie nicht mehr versteckt, der Consument enthält sich, durch den hohen Preis abgeschreckt, des Einkaufs, der Kaufmann erhält ein Interesse, die Auflage zu umgehen; die Verminderung des Verbrauchs vermindert zugleich das Einkommen des Staats; die Nothwendigkeit, den Betrug zu verhindern, vermehrt die Erhebungskosten; was der Staat sich dadurch verschafft, steht weder im Verhältniß mit der Summe, welche die Steuerpflichtigen zahlen, noch mit den Entbehrungen, welche dieselben sich aufzulegen genöthigt sind. In der Regel aber sollten es nur entbehrliche Genußmittel sein, welche mit der Consumtionssteuer belegt werden, unentbehrliche höchstens nur dann, wenn sich mit Grund voraussetzen läßt, daß der gemeinste Arbeiter im

Lande mehr verdiene, als zur Anschaffung der nothwendigsten Lebensmittel seiner Familie erfoderlich ist, er also sich am Nothwendigen nichts abzuziehen brauche, sondern durch Verminderung seiner überflüssigen Bedürfnisse die Abgabe aufzubringen vermöge. Würde in einem solchen Fall eine Auflage auf unentbehrliche Gegenstände z. B. auf Brot gelegt: so braucht dieselbe deshalb nicht von dem Brot-Verbrauch abgezogen zu werden, der Arbeiter wird vielmehr immer dieselbe Masse Brot fortessen, aber er wird vielleicht weniger Branntwein trinken oder weniger Tabak rauchen; es kann aber triftige Gründe für die Finanzverwaltung geben, die Steuer lieber vom Brote als vom Tabak zu ziehen. Wenn daher der auf unentbehrliche Bedürfnisse gelegten Consumtionssteuer hin und wieder der Vorwurf gemacht wird, daß sie den Arbeitslohn erhöhe, also im Grunde von denen bezahlt werden müsse, welche die Arbeiter lohnen: so ist dies nur in so fern richtig, als der Lohn der Arbeiter kaum die nothwendigen Bedürfnisse derselben zu befriedigen hinreicht; in vielen Ländern aber, wo auch der gemeinste Arbeiter viele überflüssige Bedürfnisse von seinem Lohne stillen kann, wird sich die arbeitende Klasse deshalb nicht vermindern, weil sie eine kleine Abgabe von den unentbehrlichsten Bedürfnissen zu tragen genöthigt wird. Bemerkenswerth ist es jedoch, daß in Großbritannien, wo der größte Theil des ungeheuern Staatsaufwandes mittelst indirecter Consumtionssteuern gedeckt wird, die dringendsten Bedürfnisse des Lebens, namentlich Getreide und Fleisch, von aller Besteuerung verschont bleiben, woraus der Schluß zu ziehen sein dürfte, daß selbst in Ländern, wo höchst bedeutende Summen durch die Besteurung aufgebracht werden müssen, die Heranziehung solcher Gegenstände zur Steuer bedenklich sei.

Contagium, ein Ansteckungsstoff, welcher in dem thierischen und menschlichen Körper durch eine fieberhafte Krankheit erzeugt worden ist und durch die Einwirkung auf einen andern lebenden Körper dieselbe Krankheit in ihm erregen kann. So erzeugen z. B. die Masernkrankheit, das Scharlachfieber, die Blattern, die Pest u. a. m. ein Contagium, welches in andern Menschen, wenn sie die Krankheit noch nicht gehabt haben und in Berührung mit dem Ansteckungsstoff kommen, wieder Masernkrankheit, das Scharlachfieber, Blattern, Pest u. s. w. erregt. Das Contagium entwickelt sich während der Krankheit, kommt aber erst mit der Beendigung derselben zur Vollkommenheit oder Reife, und wird zugleich mit den kritischen Aussonderungen aus dem Körper geschafft. Es hat verschiedne Umhüllungen (Vehikel), die es enthalten, je nachdem es von einer Krankheit erzeugt wird. Bei den Blattern z. B. ist es in dem Eiter der Blatterpusteln, bei den Schutzpocken in der hellen Lymphe derselben, bei Masern und dem Scharlachfieber wahrscheinlich in der lymphatischen Masse, welche das Oberhäutchen aus dem Blute bildet, bei der Pest in den Pestbeulen u. s. w.

Contarini ist der Name eines edeln venetianischen, noch fortdauernden Geschlechts, von welchem viele Mitglieder, während mehrer Jahrhunderte, in verschiednen Fächern einen rühmlichen Namen in der Geschichte erlangt haben. — Domenico Contarini war Doge von Venedig von 1043 bis 1071. Er baute die, vom Patriarchen von Aquileja verbrannte Stadt Grado wieder auf, und unterwarf die empörte Stadt Zara. — Jacopo Contarini, Doge, von 1275 bis 1280. Unter seiner Regierung zwangen die Venetianer die Stadt Ancona, ihre Herrschaft über das adriatische Meer anzuerkennen. —

Andrea Contarini, Doge, von 1367 bis 1382. Die Genueser eroberten unter Pietro Doria 1379 Chiozza, und bedrohten selbst Venedig; Contarini, 1380, nahm ihnen diese Stadt wieder ab, und befreite die Republik von den Feinden. — Francesco Contarini, Doge, von 1623 bis 1625. Oesterreich hatte Mailand und das Waatland erobert, und wollte sich Graubündens bemächtigen, um durch das Waatland eine Verbindung zwischen den italienischen Staaten des Königs von Spanien und den deutschen Ländern des Kaisers zu gründen. Venedig, mit Ludwig XIII. von Frankreich, dem Herzoge von Savoyen und dem protestantischen Schweizer-Cantons, kam den Graubündnern zu Hülfe. Das Waatland ward 1624 wieder genommen. — Carlo Contarini, Doge, von 1655 bis 1656. Lazaro Mocenigo, Admiral der Republik, gewann Anfangs Juni 1655 unter den Dardanellen ein glänzendes Seetreffen gegen die Türken. — Domenico Contarini, Doge, von 1659 bis 1674. Seit 5 Jahren führte Venedig um den Besitz der Insel Kandia Krieg mit den Türken. Am 26. Sept. 1667, nach einer dreijährigen, beispiellos hartnäckigen Belagerung und Vertheidigung, übergab Francesco Morosini Kandia. Der Friede erfolgte darauf. — Francesco Contarini lehrte 1460 die Philosophie in Padua, ging als Gesandter zu Pius II., führte die venetianischen Truppen gegen die Florentiner, welche die Siener angegriffen hatten, und schrieb die Geschichte dieses Feldzugs. — Ambrosio Contarini wurde (1483 — 1477) als Gesandter der Republik an den König von Persien, Usun Kassan, geschickt. Die Beschreibung dieser anziehenden Reise kam zuerst italienisch 1481 in Venedig heraus. — Gasparo Contarini. Als venetianischer Gesandter bei Carl V. unterhandelte er einen dauerhaften Frieden zwischen dem Kaiser und der Republik. Er ging 1527 als Gesandter nach Rom und dann nach Ferrara, um die Freiheit Clemens VII., den Carl V. im Fort St. Angelo gefangen hielt, zu erhalten; ward, nachdem ihm dies gelungen, Gesandter bei dem Papste, und nach seiner Rückkehr Senator in Venedig. Paul III. verlieh ihm 1535 den Kardinalshut. 1541 wohnte er als päpstlicher Legat den Verhandlungen des regensburger Reichstags bei, wo er sich sehr gemäßigt benahm. Bei Gelegenheit der, von den Protestanten aufgestellten 22 Artikel, welche die Bischöfe verwarfen, ließ er diese zu sich kommen, und ermahnte sie, den Völkern durch Luxus, Habsucht und Ehrgeiz kein Aergerniß mehr zu geben, sondern lieber ihre Kirchensprengel zu besuchen, die Armen zu unterstützen, Schulen anzulegen, und die Pfründen bloß nach Verdienst, nicht nach Rücksichten zu vertheilen. Nach seiner Rückkehr ward er als Legat nach Bologna gesandt und starb daselbst 1542. — Giovanni Contarini, in Venedig 1549 geboren und 1605 gestorben, einer der berühmtesten Maler seiner Zeit, arbeitete in Titian's Styl, und war vorzüglich stark in der Kunst, Plafonds zu malen, wie man dies an seiner Auferstehung in S. Francesco di Paolo in Venedig sehen kann. — Vincenzo Contarini, zu Venedig 1577 geboren und 1617 gestorben, ein Gelehrter, der in so großem Rufe stand, daß der Magistrat in Padua, um ihn bei der dasigen Universität zu behalten, einen außerordentlichen Lehrstuhl der griechischen und lateinischen Beredtsamkeit für ihn errichtete. Er war damals 26 Jahr alt. Bis 1614 lehrte er daselbst. — Simone Contarini, in Venedig 1563 geboren und 1633 gestorben, Dichter und Procurator von S. Marco, war nach einander venetianischer Gesandter beim Herzoge von Savoyen, bei Philipp II. von Spanien, bei Mohammed III. in Konstan-

tinopel, beim Papste Paul V., beim Kaiser Ferdinand II., und ward dann Procurator von S. Marco. Als solcher machte er noch eine Reise in Angelegenheiten des Senats nach Konstantinopel. Als 1630 die Pest in Venedig wüthete, wollte er die Stadt nicht verlassen, um die, bei einem Uebel dieser Art so nöthige Ordnung zu erhalten.

Contat (Louise, Frau von Parny, auf dem Theater bekannt unter dem Namen Demoiselle), eine berühmte französische Schauspielerin, (s. französische Schauspielkunst und Pariser Theater).

Conté (Nicolaus Jacques), Künstler, Mechaniker, Chemiker, geboren zu St. Cenery, unweit Seez, 1755, gestorben 1805. Conté widmete sich sehr frühzeitig mit unwiderstehlicher Neigung der Mechanik und Malerei. Schon im achtzehnten Jahre malte er mit vielem Glücke, ohne darum das Studium der physikalischen und mechanischen Wissenschaften zu vernachlässigen. Das Modell einer von ihm erfundnen hydraulischen Maschine übergab er der Akademie der Wissenschaften zur Prüfung, und diese erstattete darüber den vortheilhaftesten Bericht. Er ließ sich hierauf in Paris nieder. Hier ward er durch das Studium großer Muster und den Umgang mit Gelehrten aus allen Fächern bald bekannt. Sein Eifer für die Physik veranlaßte ihn (1793), im Vereine mit mehrern Sachverständigen, über die Zersetzung des Wassers durch Eisen Versuche im Großen zu machen, da man sie vorher nur in Flintenläufen angestellt hatte. Seine Rathschläge hierbei, seine anhaltenden täglichen und nächtlichen Anstrengungen trugen viel zum Gelingen des Unternehmens bei. Auf einen Regierungsbefehl mußte er nun in Meudon jene Versuche wiederholen und der glückliche Erfolg derselben leitete auf den Gedanken hin, sich der Luftballons zur Vertheidigung der Republik zu bedienen. Er ward Director des aërostatischen Instituts und widmete hier dem Unterrichte der zahlreichen Zöglinge alle Sorgfalt. Um den, bei den Heeren befindlichen Compagnien der Aëronauten einen Vereinigungspunkt zu geben, ward Conté, mit dem Grade eines Brigade-Chefs, commandirender Chef der Aëronauten. Er erfand nun eine treffliche Art von Blei- und Zeichenstiften und gründete darin eine große Manufaktur, die noch jetzt ganz Frankreich damit versieht. Aber bald erhielt er, nebst andern Gelehrten, den Ruf zu der bekannten Expedition nach Aegypten. Bei seiner Ankunft in Alexandrien stellte er auf dem daselbst befindlichen Pharus binnen zwei Tagen auf die einfachste Weise Oefen zu glühenden Kugeln her, wodurch die englichen Schiffe, welche etwa durch Ueberrumpelung jene Stadt hätten nehmen wollen, in gehöriger Entfernung gehalten werden konnten. Von da nach Kairo berufen, errichtete er daselbst bald die nöthigen Werkstätte für die Bedürfnisse des Heeres an Waffen u. dergl. so wie auch mehrere Windmühlen, Maschinen für die Münzen von Kairo, für die orientalische Druckerei, für die Pulverfabrikation. Zugleich stellte er verschiedne Gießereien her, und sowohl Stahl und Säbel, als auch gefirnißte Leinwand, Pappe ꝛc. wurden in seinen Werkstätten gefertigt. Er vervollkommnete die Brotbäckerei, verschaffte die Erfoderniſſe für die Hospitäler, mathematische Instrumente für die Ingenieurs, Gläser für die Astronomen, Vergrößerungsgläser (Loupen) für die Naturforscher, Stifte für die Zeichner, kurz Alles, was zu einer solchen Unternehmung, bei einem solchen Zweck, in einem solchen Lande nöthig ward. In kurzer Zeit verdankte man ihm auch einen

Telegraphen, obgleich dessen Errichtung in dieser heißen Atmosphäre unendliche Schwierigkeiten hatte.

Contemplation, die innere, geistige Anschauung oder Betrachtung. Der Geist sagt sich von allen äußern Eindrücken los, und verweilt bei den, nach seinen Ideen im Innern gestalteten Bildern und Begriffen. Es sind gewöhnlich Bilder der übersinnlichen Welt, oder das Verhältniß der sinnlichen zur übersinnlichen und ihr Untergang in jener, was der Geist auf solche Weise bildet und anschaut. Dieses Betrachten wird auch vielfach für das eigentlich Religiöse gehalten, und wurde es besonders bei den orientalischen Völkern. In ihrem Klima und ihrer Philosophie liegt der Keim zum beschaulichen Leben, und von ihnen wurde es auch im 3. Jahrh., mit den gnostischen und neu platonischen Ideen der Erhebung über die Sinnenwelt bereichert, in die christliche Religion übergetragen, bis es sich endlich durch das Mönchswesen verkörperte.

Conti (Abt Antonio Schinelle), ein zu Padua 1677 geborner, venetianischer Patricier, ist berühmt wegen seiner mathematischen Forschungen, die Newton's Aufmerksamkeit auf ihn zogen. Den geistlichen Stand hatte er aufgegeben, weil er nicht Beichte sitzen wollte. Mathematik und philosophische Untersuchungen hatten ihn angezogen; er ging nach Paris, 1715 nach London, wo er auf J. Newton's Antrag zum Mitglied der k. Gesellschaft aufgenommen ward, und in den Streit zwischen Leibnitz und Newton verwickelt, durch das Bestreben keinem zu mißfallen, keinem genügte. Zufällig war er in den Besitz einer Handschrift gekommen, die Newton's System der Zeitrechnung enthielt. Durch Conti's Mittheilung kam sie in Freret's Hände, der sie mit scharfen Noten bekannt machte. Newton nannte dies eine Unrechtlichkeit und so ist Conti's Name schon darum sicher, nicht vergessen zu werden. Kränklichkeit zwang ihn, 1726 Frankreich zu verlassen und den mildern Himmel seines Vaterlandes aufzusuchen. Er verließ von da an Venedig nur für kürzere Zeit, ganz seinen literarischen und reindichterischen Beschäftigungen hingegeben. Denn nach der Art seines Landes konnte er sich dem Dienste der Musen nicht versagen. Oft hatte man ihn aufgefodert, seine Werke herauszugeben. Von den 6 Bänden, die er beabsichtigte, sind nur die beiden ersten erschienen (Venedig 1739. 4.), von denen der erste ein langes Gedicht: il Globo di Venere enthält, das platonische Ideen über das Schöne versinnlichen sollte. Zwei Jahre nach Conti's Tode, der 1749 zu Padua erfolgte, erschienen zu Florenz vier seiner Trauerspiele (Junius Brutus, Cäsar, Marcus Brutus und Drusus) die nicht dazu beitrugen, seinen dichterischen Werth außer allen Zweifel zu setzen. In seinen Werken erkannte man überall mehr den abstracten Denker, als den gestaltenden Dichter; und seiner Sprache macht man den Vorwurf, daß sie bei aller Kräftigkeit, doch keineswegs frei von fremdartigen Einmischungen sei.

Continent, das, was ununterbrochen zusammenhängt. Insbesondre die großen Massen Landes auf dem Erdkörper, zum Unterschiede von den Inseln; z. B. der Continent, das Festland von Amerika, d. h. der ganze Welttheil mit Ausnahme der Inseln.

Continentalsystem. In der Geschichte der Unterdrückung Europa's durch den Despotismus Napoleons, behauptet das von ihm ausgeführte Continentalsystem einen merkwürdigen Platz. Es bestand in dem Plane, England von aller Verbindung mit dem Continente auszuschließen, das heißt mit andern Worten, gesammten Seehandel

von Europa zu zerstören. Aller Verkehr mit England und englischen Waaren und Producten ward vermöge dieses Systems unter dem Vorwande für verboten erklärt, England auf diese Weise zum Frieden und zur Anerkennung des, im utrechter Friedens aufgestellten Seerechts zu zwingen. Ehe wir jedoch zu der Geschichte des Continentalsystems selbst übergehen, müssen wir einige Bemerkungen über das Seerecht und das Verhältniß der neutralen zu den kriegführenden Seemächten, das heißt hier vorzüglich zu England, vorausschicken. Schon seit längerer Zeit war zwischen den seefahrenden Nationen über die Rechte der neutralen Flagge eine heftiger Streit geführt worden, der vornehmlich folgende sechs Streitpunkte betraf: 1) macht frei Schiff frei Gut oder nicht? 2) macht unfrei Schiff unfrei Gut oder nicht? 3) wie weit erstreckt sich das Recht der kriegführenden Mächte, neutrale Schiffe zu visitiren, wenn sie ohne oder wenn sie unter Convoy segeln? 4) was ist Kriegscontrebande zur See und wozu berechtigt sie? 5) wie weit erstreckt sich die Befugniß, Oerter in Blokadestand zu erklären? und endlich 6) ist ein Handel, der den Neutralen in Friedenszeiten verboten war, ihnen in Kriegszeiten erlaubt, oder dürfen die Neutralen den Handel mit den Kolonien der kriegführenden Mächte betreiben oder nicht? In der Beantwortung jeder dieser verschiednen Fragen, die für den Seehandel und den Handel der Neutralen insbesondre von der höchsten Wichtigkeit sind, wichen in neuern Zeiten die Engländer nicht nur von den Neutralen, sondern auch gewöhnlich von den minder mächtigen Seestaaten, mit denen sie in Kriege verwickelt waren, durchaus ab. Doch nicht allein England war es, welches sich in eine solche Opposition gegen die Grundsätze der Neutralen setzte, sondern auch Frankreich; auch andre Seemächte thaten dasselbe, sobald sie sich stark genug fühlten, ihre Prätensionen durchführen zu können. So ward allmälig von der überwiegenden Seemacht der Grundsatz bestritten, frei Schiff mache frei Gut, und das neutrale Gut ward immer seltner in feindlichen Schiffen respectirt; man hatte sich das Recht angemaßt, nicht nur einzeln segelnde neutrale Schiffe, sondern auch selbst solche, die in Flotten unter Convoy des Staats segelnd angetroffen wurden, zu visitiren, ohne sich mit der Einsicht der Seepapiere oder gar der bloß mündlichen Versicherung des die Convoy commandirenden Officiers, daß dieselbe keine Contrebandewaaren am Bord habe, begnügen zu wollen; der Begriff der Kriegscontrebande ward nicht bloß auf Waffen und Kriegsmunition oder auf sogenannte directe Contrebande, sondern auch auf die directe, das heißt, auf alle Gegenstände, aus denen Waffen und Kriegsmunition leicht verfertigt werden können, ja selbst auf die zufällige Contrebande ausgedehnt, unter welchem letztern Ausdrucke man alle unter beiden angeführten Kategorien nicht begriffne Waaren versteht, die vielleicht unter besondern Umständen der andern kriegführenden Macht vorzüglich unentbehrlich sein möchten. Immer allgemeiner aber war der Grundsatz geworden, man sei berechtigt, jede Art von Contrebande, oft sammt dem Schiffe, welches sie führte, zu confisciren. Ueber den Begriff und die Ausdehnung der Blokaden waren gleichfalls neue Ideen in Umlauf gekommen. Während die Neutralen und nachmals auch die minder mächtigen kriegführenden Seestaaten behaupteten, eine Blokade könne nur gegen einen bestimmten Platz oder Hafen verfügt werden, und berechtige nur dann zur Confiscation der Schiffe, welche eine solche Blokade zu brechen versuchen möchten, wenn durch eine hinreichende Anzahl sta-

tionirter Kriegsschiffe das Einlaufen in den Hafen nicht ohne offenbare Gefahr bewerkstelligt werden könne, dehnten die Engländer, vorzüglich in der neuern Zeit, nicht nur den Begriff einer Blokade auf Mündungen von Flüssen, ja selbst auf ganze Küsten und Länder aus, sondern behaupteten auch, nicht nur das bloße Vorhandensein von Kreuzern, sondern selbst eine schriftliche Erklärung reiche zur Constituirung eines solchen Blokadezustandes hin. Endlich kam auch in neuern Zeiten seit dem Jahre 1756 die Frage in Anregung: ob die Neutralen den ihnen in Friedenszeiten verboten gewesenen Handel mit den Kolonien des Feindes in Kriegszeiten führen dürfen, wenn der Besitzer der Kolonien ihnen dieses gestattet; und auch dies verneinten die Engländer aus dem Grunde, weil ein solcher Handel als ein feindliches Besitzthum, die Beute des Siegers anzusehen sei, den die Neutralen daher so wenig wie irgend, ein andres feindliches Eigenthum zu beschützen und zu sichern befugt wären. Es waren die Behauptungen, welche England in neuern Zeiten beinahe allein aufstellte, da alle andern bisherigen Seemächte zu schwach waren, sich ihm mit Gewalt zu widersetzen, größtentheils Folgen seiner zur See erlangten Superiorität. Fragt man aber, wie es zuging, daß England diese überwiegende Superiorität zur See erlangte: so ist die Antwort keine andre, als daß Frankreich selbst es war, das ihm dazu verhalf, indem es durch immer erneuerte Usurpationen auf dem festen Lande, England zu einem, beinahe ununterbrochnen, zwanzigjährigen, glücklichen Kampfe zwang, so daß es nach Besiegung aller seiner Feinde beinahe als die einzige Seemacht in Europa dastand. Ob aber ein solcher Principat zur See wirklich so furchtbar und gefährlich sei, daß dagegen die gewaltsamsten und zerstörendsten Maßregeln ergriffen werden mußten, davon sieht man leicht, bei etwas genauerer Beleuchtung, den vollkommnen Ungrund ein. Nur den Handel drückte dieser Principat, und auch dies nur, wie wir gleich sehen werden, im Kriege; er vertheuerte vielleicht einige Artikel des Luxus; wie aber konnte er die unabhängige, politische Existenz der Nationen, ihr höchstes Kleinod gefährden, wie, gleich der Präpotenz einer Continentalmacht, Staaten vernichten und Europa in Fesseln schlagen? Obendrein aber trafen diese Uebel die Nationen des Contingents nur in Kriegszeiten, in Friedenszeiten dagegen erlaubte sich England nie Bedrückungen gegen den neutralen Handel; doch selbst im Kriege machte man ihm größtentheils nur dann diesen Vorwurf, wenn man den Seekrieg in allen Stücken nach den völkerrechtlichen Regeln des Landkrieges beurtheilte. Beide aber sind wesentlich von einander verschieden; die in dem einen geltenden Regeln können keinesweges unbedingt auf den andern angewandt werden. So ist es eine allgemeine, wenigstens anerkannte, wenn gleich nicht immer befolgte Regel in Landkriegen, daß das Privateigenthum des Feindes geschont werden müsse. Wollte man aber diese Regel unbedingt auf den Seekrieg übertragen, wie Frankreich es verlangte: so würde dieser in den meisten vollkommen Fällen illusorisch werden. Wie soll z. B. England in einem Seekriege gegen Frankreich, nachdem es dessen wenige Kolonien erobert, dessen Kriegsflotten vernichtet hatte, demselben überhaupt noch Schaden zufügen, sobald das Privateigenthum allgemein respectirt werden muß? Wollte man in diesem Falle die einzig mögliche Art, Feindseligkeiten zu üben, nämlich das Privateigenthum gleich dem Staatseigenthume wegzunehmen, ausschließen, so würde der Krieg von selbst aufhören müssen. Aus demselben Grunde kann auch die neutrale Flagge in Seekriegen nicht

nicht gleich unbedingt, wie in Friedenszeiten respectirt werden. Wäre dies der Fall, so würde die Flagge des minder mächtigen kriegführenden Staats von allen Meeren verschwinden, während die Neutralen den Handel desselben unter ihrer Flagge ungestört forttrieben, und wie sollte man hier je Betrügereien verhindern? Die Neutralen selbst räumen ein, daß sie nicht befugt sind, in Kriegszeiten mit Contrebandewaaren Handel zu treiben; nur über den Begriff derselben wird gestritten, dagegen aber verlangen sie Freiheit von Visitationen und Anerkennung des Princips: frei Schiff macht frei Gut. Allein das letztre kann England aus den angeführten Gründen nicht zugeben, so lange es so mächtig ist, daß es bei einem jeden entstandnen Seekriege die Flagge seines Feindes von allen Meeren verscheucht und eben so wenig das erstre; denn würde nicht unter dem Schutze der Freiheit von Visitationen jede Art von Contrebandhandel ungestört von den Neutralen fortgetrieben werden können? Die Neutralen, vor allen aber Frankreich, das sich in unsern Tagen plötzlich und unberufen zum Wortführer derselben aufwarf, beklagten sich über das, von England auf ganze Küsten und Länder ungebührlich ausgedehnte Blokadesystem; allein hier fragt sich dennoch wieder, ob England nicht mächtig genug war, selbst ganze Küsten und Länder im Blokadezustande zu halten, und war dies der Fall, so war dies durchaus nicht von der Blokade eines einzelnen Hafens verschieden. Wenn Buonaparte Repressalien gegen England ergriff, wie er es nannte, so fielen die Repressalien nicht auf England, sondern auf die Neutralen, deren Handel zerstört ward, während der von England vernichtet werden sollte. Frankreich verlangte, jeder Staat solle seine Häfen den Engländern verschließen, weil England die Freiheit der Meere und die Rechte des neutralen Handels nicht anerkenne, und jeder Staat die Pflicht habe die Unabhängigkeit zu schützen. Allerdings ist diese letztre Behauptung sehr richtig, allein kein dritter Staat ist befugt, über die Art und Weise ihrer Ausübung Rechenschaft zu fodern; nur gegen sich selbst hat jeder Staat die Verpflichtung, nicht gegen einen dritten, und es war eine Anmaßung sonder Gleichen, wenn sich Frankreich hier zum Vormunde aller andern Staaten aufwarf, — Frankreich, das bis auf diese Zeit die Rechte der Neutralen, so oft es irgend konnte, wenigstens eben so gröblich verletzt hatte, als England. War es doch klar, daß man nur deshalb so häufig auf die Freiheit der Meere drang, um die Aufmerksamkeit von demjenigen abzulenken, was indessen auf dem Continente ungleich Aergeres geschah, daß, während man die Rechte der Neutralen zur See rächen wollte, dieselben längst nicht mehr auf dem Continente vorhanden waren, daß, indem man die Freiheit der Meere foderte, man die Freiheit des Continents, die Existenz aller unabhängigen Nationen auf immer vernichten zu wollen schien. Durch die gänzliche Verschließung aller Häfen des Continents für den Verkehr mit England, durch die geschärften Maßregeln gegen allen Handel mit englischen Producten und Waaren wollte man England zum Nachgeben zwingen; daher mußten alle Nationen des Continents, ohne irgend eine Rücksicht auf ihre besondre Lage und ihre besondern Verhältnisse, ein gleiches Betragen gegen England beobachten, das heißt, die Vernichtung ihres eignen Handels und ihres eignen Wohlstandes ward die unerlaßliche Bedingung der Fortdauer eines schwankenden Friedens mit Frankreich. Es war dies ein Opfer, nicht viel geringer, als der Krieg selbst, und daß sich so lange Zeit alle Staaten

des Continents unter dieses drückende Joch beugten, gibt den überzeugendsten Beweis von der Erschlaffung und Ermattung aller Nationen, die nur durch den, zu einer unerträglichen Höhe gesteigerten Druck endlich aus ihrem unwürdigen Schlummer aufgerüttelt zu werden vermochten. Das unbestreitbare Recht eines jeden Staats, mit andern in Friede und Freundschaft zu leben und frei mit ihnen zu verkehren, ward so durch politische Willkür vernichtet und den Nationen nur die bittre Wahl gelassen, zwischen einem ungewissen und ängstlichen Zustande voller Entbehrungen und Noth, oder einer offnen Fehde mit der drohenden Uebermacht. Napoleon, der sich so bitter über England wegen seiner Nichtachtung der Rechte der neutralen Flagge beklagte, vernichtete ungescheut das erste und heiligste Recht der Neutralität, die Befugniß eines jeden Staats, neutral bleiben zu dürfen. Indeß versprach man sich in vielen Staaten die überwiegendsten Vortheile von dieser Handelssperre mit England: Flor des Handels im Innern; — wenn nur da viel zu handeln wäre, wo keine Nachfrage nach dem Ueberflusse ist, da dieser nur erst durch die Ausfuhr zur See seinen Werth erhält; Aufblühen der eignen Manufakturen und Fabriken, denen leider die rohen Stoffe entzogen wurden, und die am Ende in den mehrsten Fällen ungleich theuer arbeiteten, als die englischen; endlich Verhütung des Wegschleppens des Geldes und dadurch unausbleiblicher Verarmung. Allein viele Jahre hatten diese Staaten bereits mit England Handel getrieben und noch waren sie nicht verarmt, was sich schon daraus auf's deutlichste ergab, daß sie überhaupt noch mit Engländern handeln konnten; denn daß mit einem völlig verarmten Lande kein Handel möglich ist, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Und dennoch mußte Napoleon, der übrigens hier, wie bei andern Gelegenheiten, eine beinahe unbegreifliche Kurzsichtigkeit in allem, was den Handel verrieth, bald inne werden, daß er seinem Zweck, die Vernichtung Englands, durch diese Handelssperre vergeblich zu erreichen hoffte; desto schmerzlicher für die übrigen Staaten Europa's, die eine falsche Berechnung der französischen Staatskunst mit Entbehrungen aller Art und einem wesentlichen Theile ihres Wohlstandes bezahlten. So beruhte das Continentalsystem auf der grundfalschen Voraussetzung, der europäische Handel sei die einzige Quelle von Englands Reichthum u. damit zugleich von Englands Macht. Allerdings war er bis dahin eine Hauptquelle, wenn gleich nicht die einzige gewesen, und blieb es auch nur so lange, als der Continent von Europa noch nicht durch das eiserne Joch des militärischen Despotismus gänzlich verarmt war. Sobald dies aber der Fall war, so verlor auch Europa die merkantilische Wichtigkeit, die es bisher für England gehabt hatte, und Englands Kapital und Industrie wandten sich nach andern Weltgegenden, wo man nichts von einer Freiheit der Meere wußte, die dem Handel die schwersten Fesseln anlegte, und nichts von Rechten der Neutralen, die diese von allen Meeren verscheuchten. In den ersten Augenblicken konnten allerdings die, von Buonaparte ergriffnen Maßregeln eine scheinbare Stockung des Handels und der Gewerbe in England hervorbringen, allein bald suchten und fanden dieselben neue Kanäle, und England bewies unwidersprechlich, daß trotz der Jahre lang fortgesetzten Verschließung beinahe aller Häfen Europa's, dennoch sein Handel und seine Macht sich ungeschwächt erhielten. Buonaparte selbst erkannte dies zuerst öffentlich an, indem er durch die Ertheilung von Licenzen seine eignen Maßregeln unwirksam machte, aber auch hierbei äußerte sich desto unver-

holner ſein deſpotiſcher Sinn, indem er zu gleicher Zeit von allen andern Staaten ſtrenges Beharren in dieſen zweckloſen Maßregeln verlangte. — Die Geſchichte des Continentalſyſtems beginnt mit dem Decrete von Berlin vom 21. Nov. 1806, durch welches die britiſchen Inſeln zu Waſſer und zu Lande in Blokadezuſtand geſetzt, aller Handel, Verkehr und Correſpondenz mit ihnen verboten, jeder Engländer, ohne Ausnahme, der ſich in einem von franzöſiſchen Truppen oder deren Verbündeten beſetzten Lande betreffen laſſe, für kriegsgefangen, jedes Magazin, alle Waaren und Eigenthum von jeder Art, die einem Engländer zugehörten, für gute Priſe erklärt, aller Handel mit engliſchen Waaren aber durchaus verboten wurde. Kein direct von England oder von den engliſchen Kolonien herkommendes Schiff, oder welches dort ſeit der Publication des Decrets geweſen, ſollte in irgend einem Hafen zugelaſſen, alle Schiffe aber, die durch falſche Declarationen dieſe Beſtimmung zu umgehen ſuchen würden, ſollten ſammt ihrer Ladung, gleich dem engliſchen Eigenthume, confiscirt werden. — Als Gründe wurden angeführt: England erkenne das, von policirten Nationen befolgte Völkerrecht nicht an; es behandle jedes, einem feindlichen Staate zugehörende Individuum, feindlich, ſelbſt die Mannſchaften der Handelsſchiffe mache es zu Kriegsgefangnen; es dehne das Recht der Eroberung auf Handelsſchiffe und Privateigenthum, und das Recht der Blokade auf nicht befeſtigte Häfen und Plätze, auf Mündungen der Flüſſe, ja ſogar auf ganze Küſten und Reiche aus. — Indeß waren dieſe Verfügungen Englands größtentheils von jeher in den Seekriegen allgemein gebräuchlich geweſene Maßregeln, die Frankreich, ſo lange es nur konnte, in ihrer ganzen Strenge befolgte, hier aber ſo gern als grobe Verletzungen des Völkerrechts darſtellen wollte; Frankreich, das in unſern Tagen auf dem feſten Lande nie eine Neutralität reſpectirte, als inſoweit es ſeiner Convenienz gemäß war. — England ſäumte nicht, gegen das Decret von Berlin Repreſſalien anzuordnen, und zwar erſt durch eine Geheimerathsverordnung vom 7. Jan. 1807, durch welche allen neutralen Schiffen verboten ward, von einem Hafen nach einem andern zu fahren, wenn dieſe Häfen Frankreich oder deſſen Verbündeten zugehörten, oder ſo ſehr unter deſſen Controle ſtänden, daß die engliſchen Schiffe nicht frei dorthin handeln könnten. Jedes neutrale Schiff, welches dieſe Vorſchriften verletzen würde, ſollte ſammt ſeiner Ladung confiscirt werden. Noch ungleich drückender für den neutralen Handel ward eine zweite engliſche Verordnung vom 11. Nov. 1807. Dadurch wurden nämlich alle Häfen u. Plätze von Frankreich u. deſſen Alliirten in Europa und in den Kolonien, ſo wie überhaupt ein jedes Land, mit dem England im Kriege begriffen und von dem die engliſche Flagge ausgeſchloſſen ſei, denſelben Einſchränkungen unterworfen, als wenn ſie auf's ſtrengſte blokirt wären; aller Handel mit Waaren und Producten ſolcher Länder ward für verboten, und die darin gebrauchten Schiffe der Confiscation für unterworfen erklärt, ſo wie auch alle diejenigen Schiffe, die mit feindlichen Urſprungscertificaten verſehen ſein möchten. Eine andre Geheimerathsverordnung erklärte zugleich den Verkauf von Schiffen von Seiten der Kriegführenden an Neutrale für geſetzwidrig und die beabſichtigte Uebertragung des Eigenthums für ungültig. Allein kaum waren dieſe Befehle publicirt, als auch von franzöſiſcher Seite neue Repreſſalien erfolgten. Durch ein Decret von Mailand vom 17. Dec. 1807, das durch ein zweites aus den Tuilerien vom 11. Jan. 1808 noch geſchärft

Digitized by Google

wurde, ward durchaus jedes Schiff, von welcher Nation es auch sein möge, welches von einem englischen Schiffe visitirt worden, oder sich einer Fahrt nach England unterworfen, oder irgend eine Abgabe an die englische Regierung bezahlt habe, für denationalisirt und eben dadurch für englisches Eigenthum erklärt; dergleichen denationalisirte Schiffe aber sollten in jedem Falle, so wie auch diejenigen, welche die gegen die brittischen Inseln verfügte Blokade gebrochen, aus einem Hafen Englands oder seiner Kolonien, oder eines von den Engländern besetzten Landes ausgelaufen oder nach einem solchen bestimmt wären, für gute Prisen angesehen werden. Um den englischen Handel desto sicherer zu vernichten, erschien am 3. Aug. 1810 der Tarif von Trianon für die Kolonialwaaren, der durch ein zweites Decret vom 12. Sept. desselben Jahres noch mehr erweitert wurde, worauf gleichfalls noch am 18. Oct. desselben Jahres ein Decret von Fontainebleau über die Verbrennung aller englischen Waaren folgte; — Decrete, die auch in allen andern mit Frankreich in Verbindung stehenden Staaten, mit mehr oder weniger Modificationen angenommen und vollzogen werden mußten. Dies war das berüchtigte Continentalsystem, welches alle Staaten des Continents in die gespannteste Lage und den Handelsstand zum Theil in große Verlegenheit brachte. Indeß erhoben sich viele Fabrikzweige des festen Landes zum Nachtheil der englischen. Dagegen stiegen die Preise der Kolonialwaaren zu einer außerordentlichen Höhe, wobei einzelne Kaufleute viel gewannen, die gewohnte Lebensweise der gebildeten Klassen aber sehr empfindlich gestört wurde. Doch am unwilligsten ertrug der Continent die gänzliche Trennung von einem hochcivilisirten Volke, das durch alle Bande der Kultur an Europa so fest geknüpft war. Diese Zerreißung des Welt-Verkehrs der höhern Geselligkeit war ein unnatürlicher Zustand, der auf die Länge nicht dauern konnte. Als daher die Riesenplane des kriegerischen Imperators nur Elend auf Elend über Europa gehäuft, und zuletzt in Rußland und in dem Herzen von Deutschland ihr Grab sich selbst gegraben hatten: da fiel auch das Continentalsystem in sich zusammen. Gegenwärtig hat dieses Wort keinen andern Sinn, als inwiefern damit die abweichende Richtung des politischen Systems der europäischen Continentalmächte von dem System der ersten See- und Handelsmacht bezeichnet werden kann. Bisher hat diese Abweichung sich nur hier und da in den verschiednen Handelsinteresse der Staaten des festen Landes gezeigt, und namentlich hat Rußland dem englischen Fabrikhandel seinen Markt sehr beschränkt; allein in Ansehung des, durch den wiener und den aachner Congreß vorgezeichneten Charakters der allgemeinen europäischen Staatskunst hat, so lange Lord Londonderry die auswärtigen Angelegenheiten Englands leitete, keine Verschiedenheit zwischen dem politischen System der Continentalmächte und dem von Großbritannien sich bemerkbar gemacht; erst in Ansehung der spanischen Frage, ist auf dem Congresse zu Verona Canning's Politik von der der drei Continentalmächte: Oesterreich, Preußen und Rußland, ganz abgewichen und hat einen selbstständigen Gang, dem brittischen Interesse gemäß, gewählt. Seitdem scheint es, als ob auch Frankreich nicht übereinstimmend mit den übrigen drei Kabinetten des Festlandes, ein und dasselbe politische System praktisch anwendbar fände, und sich England mehr näherte; ist dies aber der Fall, so kann jetzt von einem Continentalsystem kaum noch die Rede sein.

Contingent hieß derjenige Theil des deutschen Reichsheers, den ehemals einzelne Reichsstände zu Reichskriegen stellen mußten,

und im französischen Kriege hat man sogar das Fünffache ausgeschrieben, welches jedoch nicht ganz gestellt worden ist. Kleine Reichsstände gaben oft Geld, statt der Mannschaft. Die Errichtung des rheinischen Bundes änderte in dieser Verfassung für die, den Bund bildenden Reichsfürsten nichts als die Formen, während die übrigen noch nicht zum Bunde gehörenden nunmehrigen Souveräne durch die Auflösung des deutschen Reichs von den bisherigen Verbindlichkeiten, welche die carolinische Reichsmatrikel besagte, entbunden wurden. Ein umsichtiger Vortrag über die ganzen Militärverhältnisse des deutschen Bundes ward von dem österreichischen Gesandten am 19. Jan. 1818 zu Frankfurt gehalten. Doch hat man sich bisjetzt nur über die Matrikel dahin vereinigt, daß das Contingent, oder die Zahl der zu stellenden Mannschaft, nach der Bevölkerung zu bestimmen sei; so daß beim Simplum auf 100 Seelen Ein Mann gestellt, und weil die von den einzelnen Mitgliedern angegebne Volksmenge des ganzen Bundes 30,095,054 Menschen beträgt, das Simplum des Bundesvereins 300,000 Mann Truppen aller Art in 10, Divisionen von denen Preußen und Oesterreich jedes 3, Baiern 1, und die übrigen Staaten stellen, umschließt. Doch gilt die, auf die angegebne Volkszahl der Bundesstaaten gegründete Matrikel, als Regel für die Mannschaftsstellungen und für die Geldleistungen, provisorisch nur auf fünf Jahre, binnen welcher Zeit die definitive Matrikel von einer Commission bearbeitet werden soll. Die Militärcommission fährt immer noch fort, thätig zu sein.

Contour, s. Umriß.

Contrabande, Contrebande, nennen wir alle Waaren, die gesetzwidrig in ein Land ein-, oder aus einem Lande ausgefahren werden. Es gibt 1) Kriegs-, 2) Handels-Contrebande. Was Kriegs-contrebande sei, bestimmen die unter den Staaten vorhandnen Verträge, die aber keinesweges übereinstimmend sind. Noch vor dem Consolato del Mare (s. Handelsrecht) der italienischen Handelsstaaten war von mehrern Mächten ihren Unterthanen verboten, dem Feinde Waffen zuzuführen. Durch Verträge und Verordnungen der kriegführenden Mächte selbst ward es nachher auch neutralen Staaten untersagt, Kriegsvorräthe gegen den Feind zu führen, und daher wurde der Name Contrabande — contra bannum — gewöhnlich. In der Folge dehnte man den Begriff auch auf solche Stoffe aus, woraus Kriegsgeräth gemacht werden konnte. Alle übrigen Gattungen Waaren hingegen, auch wenn sie dem Feinde sehr nützlich sein könnten, als: Getraide, Wein, Lebensmittel, Geld u. s. w., galten, außer wenigen, durch besondre Verträge bestimmten Ausnahmen (z. B. im Vertrage zwischen Spanien und Frankreich 1604, zwischen England und Holland 1654 u. a.), für freie Waare, bis in neuester Zeit dem Begriffe der Kriegscontrebande eine unerhörte Ausdehnung gegeben wurde. Mehrere kriegführende Mächte erlaubten sich bei dem, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ausgebrochnen Kriege einseitige Erklärungen darüber, z. B. 1794 England und Rußland, welche verlangten, daß Frankreich auch kein Getraide von neutralen Mächten zugeführt werde, und England verfuhr am Ende dabei mit dictatorischer Willkür, indem es z. B. gesalznes Fleisch für Contrebande erklärte, unter dem Vorwande, daß es nur für Garnisonen und Schiffsmannschaften bestimmt sein könne. Ueber Handels-Contrebande bestimmt jeder einzelne Staat selbst, meist nach dem Grundsatze, nichts einführen zu lassen, was das Land selbst in

Menge erzeugt, und nichts auszuführen, was nicht den eignen Bedarf übersteigt.

Contra-Proteſt. Wenn ein Wechsel nicht bezahlt wird, so läßt der Inhaber deſſelben darüber eine Notariats-Urkunde aufnehmen, als Beleg, daß er nichts bei der Präſentation verſäumt hat. Dieſes nennt man Proteſt. Um gegen den Bezogenen, inſofern er den Wechsel acceptirt hatte, nach den Wechſelgeſetzen verfahren zu können, iſt in einigen Ländern der Gebrauch, z. B. in Holland, daß der Wechsel erſt vom Inhaber dem Ausſteller zur Erſtattung wieder präſentirt ſein muß. Weigert er dieſe, ſo wird darüber eine neue Urkunde aufgenommen, welche man Contra-Proteſt nennt, und nur auf den Proteſt und den Contra-Proteſt kann alsdann eine Wechſelklage gegründet werden. Ueberhaupt alſo iſt der Contra-Proteſt der, beim Ausſteller auf verweigerten Erſatz aufgenommene Proteſt.

Contrapunkt. Urſprünglich wurde darunter die harmoniſche Begleitung von mehrern Stimmen, welche man zu einer Melodie ſetzte, verſtanden. In ältern Zeiten wurden nämlich die Noten bloß durch eine Reihe Punkte, auf verſchiedne Linien geſetzt, angedeutet, und wenn eine oder mehrere Stimmen zur Begleitung dazu geſetzt werden ſollten, mußte gegen eine ſolche Reihe noch eine andre, und alſo gegen jeden Punkt noch einer geſetzt werden. In dieſer Bedeutung heißt alſo der Contrapunkt eigentlich nichts anders, als die harmoniſche Zuſammenſetzung, oder die Kunſt des Satzes ſelbſt. In engerm Verſtande aber iſt er die beſondre Art der, zu einem Geſange geſetzten Stimmen. Können dieſe Stimmen gegen einander verwechſelt und ohne Veränderung ihres Ganges und Verletzung der Harmonie höher oder tiefer geſetzt werden, ſo daß z. B. der Gang im Baſſe, welcher vorher die Discant-Stimme bloß begleitet, nunmehr dieſe Stimme ſelbſt als Melodie hat, und hingegen die vorherige Discant-Stimme mit dem Gange des Baſſes, welcher vorher zur Begleitung diente, vertauſcht wird ꝛc.: ſo wird dies der doppelte oder vielfache Contrapunkt genannt. Weil es bei dem doppelten Contrapunkt demnach hauptſächlich auf die Verſetzung der einen Stimme in ein andres Intervall ankommt: ſo gibt es eben ſo viele verſchiedne Gattungen des Contrapunktes, als verſchiedne Intervallen zu einer ſolchen Verſetzung der Stimmen vorhanden ſind. Man hat daher den doppelten Contrapunkt in der Secunde oder None, in der Terze oder Decime, in der Quinte oder Duodecime, in der Octave oder Decima quinta u. ſ. w. Vollſtändigen Unterricht darüber findet man in Kirnberger's Kunſt des reinen Satzes. — Laſſen ſich die Stimmen ohne Verletzung der Regeln nicht umkehren, ſo wird der Satz ein einfacher Contrapunkt genannt.

Contraremonſtranten, ſ. Gomariſten und Remonſtranten.

Contraſt. Daß entgegengeſetzte Dinge, neben einander geſtellt, ſich wechſelſeitig in ein ſtärkeres Licht ſetzen, iſt eine längſt gemachte Erfahrung. Hohe und glänzende Farben ſcheinen neben dunkeln und ſchwachen noch höher und glänzender, ſo wie die dunkeln neben den hohen dunkler, die ſchwachen neben glänzenden noch ſchwächer. Das Fortiſſimo ſchallt ſtärker nach dem Pianiſſimo, dieſes tönt leiſer nach jenem, und eine plötzliche Generalpauſe nach dem Fortiſſimo macht durch den Contraſt einen wunderbaren Eindruck. Alle dieſe Wirkungen des Contraſtes ſind längſt bekannt genug; dennoch hat es nicht gelingen wollen, das Weſen des Contraſtes genau zu beſtimmen,

wobei ein Haupthinderniß die Verwechſelung deſſelben mit der Antitheſe war. Antitheſe hat zwar mit dem Contraſte gemein, daß in beiden eine Vereinigung verſchiedenartiger Gegenſtände Statt findet; allein in jener ſind ſie als Entgegenſetzungen, in dieſem als Aehnlichkeit vereinigt, dort, um deſto mehr von einander unterſchieden, hier, um verglichen zu werden. Die Antitheſe iſt daher wirklicher Gegenſatz, der Contraſt bloß Abſtich, und es iſt falſch, den Contraſt Gegenſatz zu nennen, wie doch die meiſten Aeſthetiker thun. Der Gegenſatz, welcher widerſprechend ſcheinende Dinge vereinigt, gewährt das Vergnügen des Witzes, und wird daher von dem Verſtande, der Contraſt hingegen wird unmittelbar von dem Gefühle beurtheilt, ſo wie er ſich auch bloß auf das Gefühl bezieht. Denn Contraſt iſt nichts anders, als Zuſammenſtellung zweier, auf das Gefühl wirkender Gegenſtände (Geſtalten, Bewegungen, Töne, Charakter, Geſinnungen, Gemüthsbewegungen, Handlungen) zur Erhöhung oder Schwächung des zweiten Eindrucks in Vergleichung mit dem erſten. Ein ſolcher Contraſt iſt ſchreiend, wenn der Uebergang aus einem Gefühle in das entgegengeſetzte nicht allmählig und durch Mittelſtufen, ſondern plötzlich und unerwartet geſchieht; er wirkt dann abſtoßend, iſt widerlich und im Leben oft gefährlich. Wer würde einer zarten Freundin die Nachricht vom Tode des Geliebten plötzlich und unvorbereitet bringen wollen? und dann gar in einem Augenblicke, wo ihr Herz der Freude hingegeben iſt? Wogegen aber im Leben der zartere Sinn ſich ſträubt, das wird uns häufig in der Kunſt von Leuten, die vornehmlich auf's Ueberraſchen ausgehen, geboten. Verſtänden ſie etwas von dem wahren äſthetiſchen Contraſte, ſo würden ſie weder ſo unbarmherzig mit unſern Gefühlen umſpringen, noch alle Arten der äſthetiſchen Endpunkte ſo bunt unter einander würfeln. Sie wollen durch Contraſt wirken, und gefallen ſich bloß in den äußerſten Contraſten, oder wiſſen die mittlern, ſanftern nicht zu treffen. Um einen Tugendhelden zu verherrlichen, ſtellen ſie ihm ein laſterhaftes Ungeheuer an die Seite, dem Helden den Feigen, dem Schönen das Häßliche. „Warum aber," fragt Eberhard, der hier am richtigſten ſah, „verſchmähen die großen Meiſter dieſes gemeine Mittel? Sie wiſſen zuvörderſt, daß der äußerſten Contraſte nur wenige ſind. Wenn ſie ſich alſo nur auf dieſe einſchränken wollten: ſo würden ſie in ihre Werke eine Einförmigkeit bringen, die den Dichter eben ſo ſehr einer ſchimpflichen Unfruchtbarkeit des Geiſtes verdächtig machen, als der ſchönen Mannichfaltigkeit ſeines Geiſtes ſchaden würde. Hiernächſt fühlen ſie, daß ein poetiſches Werk ſo gut, als ein Gemälde durch die äußerſten Contraſte hart wird. Sie kennen zu gut, wie der große Maler, das Bedürfniß, durch ſchwächere Unterſchiede und ſanfte Abſtufungen die einzelnen Farben ihres Gemäldes einander zu nähern, um in das Ganze die ſchöne Harmonie zu bringen, die wohlthuender iſt, als alles bunte Gepränge des grellſten Colorits. Sie ſtellen alſo nicht Tugend und Laſter, Tapferkeit und Feigheit, Liebe und Haß neben einander, ſondern ſie ſetzten die eine Art der Tugend, der Tapferkeit, der Liebe, einer andern an die Seite: der männlichen Tugend die weibliche, der rauhen die ſanfte: die rohe Tapferkeit eines Ajax dem jugendlichen Muthe eines Achilles und dem bedächtigen eines Ulyſſes: die väterliche Liebe Hektors der mütterlichen der Andromache." Der Contraſt iſt die Quelle der Rührung, d. h. des Zuſtandes einer augenblicklichen Hemmung, und gleich darauf erfolgenden ſtärkern Ergießung des Lebensgeiſtes im Gemüthe, wodurch ein aus Un-

Lust und Lust gemischtes Gefühl erregt wird. Auf einer besondern Art des Contrastes beruht aber auch die Lachen erregende Kraft der Vorstellungen (komische Kraft), die in vielen Fällen als eine rührende Kraft im weitern Sinne betrachtet und als solche gebraucht werden kann. Ueberhaupt aber dient der Contrast, die Einförmigkeit zu vermeiden und die Mannichfaltigkeit zu befördern. Aus diesem Gesichtspunkte ist er vornemlich in der Theorie der bildenden Kunst genommen, wo man ihn dem bloß Symmetrischen, das nur Steifheit hervorbringen würde, entgegensetzt. Daher Contrast der Schatten und Lichter, Contrast im Ausdrucke, in der Charakteristik, in den dargestellten Personen nach Alter, Geschlecht u. s. w., in den Gruppen, in den Stellungen und Bewegungen der Figuren, ja einer und derselben Figur, an welcher z. B. nicht beide Schultern und Hüften einerlei Höhe haben sollten, das Haupt sich gegen die erhobne Schulter neigen, der Arm der Seite, an welcher der Fuß sich nach hinten bewegt, sich vorwärts bewegen, das Gewölbte der einen, das Flache der andern Hand sichtbar sein soll. Nur wenn der malerische Contrast auf diesen Contrast der Figur, wie allerdings bisweilen geschehen ist, eingeschränkt wird, dürfte die Behauptung gegründet sein, daß sich die Bedeutung des Contrastes in der Malerei ganz von der gewöhnlichen entferne. Nirgends aber hat man wohl den Künstlern willkürlichere und sonderbarere Regeln aufbürden wollen, als eben in Ansehung dieses sogenannten Contrastes. Nimt man mit Mengs an, daß man in der Malerei unter Contrast eine zweckmäßige Abwechselung in den Partieen verstehe, als das Entgegengesetzte von dem, was man Wiederholung nennt: so dürfte der Ketzer Diderot wohl Recht haben, wenn er sagt: „der einzige Contrast, den der Geschmack billigen kann, ist der, welcher aus Verschiedenheit der Kraft und der Theilnahme entspringt. Es bedarf keines andern. Der Contrast der Studirstube, der Akademie, der Schule ist falsch." dd.

Contratöne, s. d. Art. **Tabulatur**.

Contravallationslinie, s. **Circumvallationslinie**.

Contre-Alt, in der Tonkunst die Mittelstimme zwischen Tenor und Discant; auch Alt überhaupt genannt.

Contrescarpe heißt in der Kriegskunst eigentlich die Gegenböschung, d. i. die schiefgemauerte, äußere Grabenseite gegen das Feld zu, welche der innern Böschung des Grabens (escarpe) auf der Stadtseite entgegensteht. Man versteht aber darunter sowohl jene eigentliche Contrescarpe, als auch den, über dieselbe hinausliegenden, bedeckten Weg mit seiner Brustwehr und den Glacis.

Contribution (Zusammenlegung, Zusammenschießung), ist 1) die Abgabe, welche den Bewohnern eroberter Länder von dem Feinde aufgelegt wird. Sie ist eigentlich eine Vergütung dafür, daß der Feind dem Fürsten und den Unterthanen ihr unbewegliches Eigenthum läßt, und das Bewegliche mit der Plünderung und Verheerung verschont. Dagegen war es sonst völkerrechtlich, daß der Feind Alles, was er sich außerdem liefern ließ, bezahlte und nur Kriegsfuhren unentgeltlich foderte. Gewöhnlich werden beim Eindringen des Feindes Verträge über die zu liefernde Summe, die Termine der Zahlung, die Sicherheit u. s. w. geschlossen, und öfters Geißeln gegeben. Beim Frieden wird über Nachzahlung oder Aufhebung der noch rückständigen Contribution das Nöthige festgesetzt. 2) Bedeutet Contribution die in Kriegszeiten von der Regierung den eignen Un-

terthanen aufgelegte Steuer, um die vergrößerten Staatsbedürfnisse damit zu bestreiten. 3) Wird auch in manchen Ländern die ständige Grundsteuer, welche allerdings ursprünglich eine Kriegssteuer (wie Nr. 2) war, Contribution genannt.

Controle. 1) Doppeltes Register aller Ausfertigungen in obrigkeitlichen Staatsämtern oder in Kanzleien, um dieselben sicher zu erhalten und Betrug zu vermeiden. 2) Doppelte Rechnung, von einem zweiten Rechnungsführer geführt, Gegenrechnung, daher: Controleur, Gegenschreiber, ein Aufseher, der bei öffentlichen Einnahmen und Ausgaben dasjenige, was der Kassenvorsteher einnimt und ausgibt, zugleich in sein Buch oder Gegenregister einträgt, so daß Beider Bücher oder Register mit einander übereinstimmen müssen. 3) Ueberhaupt ein Register oder Tagebuch.

Controverse, Streitsache, Streitigkeit, besonders in der Religion. Controvers-Predigten, Predigten, in welchen die Glaubenslehren andrer Religionsparteien bestritten werden. Status controversiae, die eigentliche Lage oder Beschaffenheit einer Streitsache, oder eines Prozesses.

Contumax, widerspänstig, ungehorsam, ein Rechtsausdruck. — Ein Angeklagter, welcher der, von dem Gerichte an ihn gelangten Auffoderung sich zu stellen, nicht Folge leistet, vielmehr der etwa verwirkten Strafe durch die Flucht zu entgehen sucht, heißt contumax, und wird, den Umständen nach, in contumaciam verurtheilt.

Contumaz, als Quarantäne, bedeutet diejenige Zeit, während welcher ein Schiff, welches aus einem Hafen kommt, der in Verdacht von herrschenden ansteckenden Krankheiten ist, in dem Orte seiner Bestimmung nicht landen, mit niemanden Verkehr haben, die Waaren nicht ausladen, die Reisenden nicht absetzen darf. Da anfangs die Zeit im Allgemeinen auf 40 Tage festgesetzt war, so entstand daraus der Name Quarantäne, welcher zwar für Contumaz jetzt der gebräuchlichere, insofern aber weniger passende Name ist, da jetzt die Zeit sehr verschieden, bald auf weniger, bald auf mehr Tage, bestimmt ist. Weil für Europa die größte Gefahr obwaltete, daß durch den Handel aus der Levante die orientalische Pest möchte verbreitet werden: so wurde besonders in den Zeiten, wo der Handel nach den dortigen Gegenden am blühendsten in den Häfen des mittelländischen Meeres war, in diesen Orten am meisten für genaue Quarantäne gesorgt; allein in der Folge erstreckte sich diese Vorsicht auch weiter, je nachdem von andern Nationen Antheil am Handel genommen wurde, und seitdem die occidentalische Pest, oder das sogenannte gelbe Fieber, sich in Westindien, in Nordamerika und selbst in Spanien gezeigt hat, sind auch die Schiffe, welche aus den dortigen Häfen ankommen, der Contumaz oder Quarantäne unterworfen, sobald der Gesundheitszustand derselben verdächtig wird. Auch im Innern des Landes findet Contumaz Statt, sobald sich in irgend einer Stadt oder Provinz eine ansteckende Seuche zeigt, wie z. B. vor einigen Jahren in Spanien der Fall mit dem gelben Fieber war. — Contumazanstalten sind nun theils diejenigen Oerter, an welchen Schiffe oder Reisende ihre Quarantäne halten, theils die Gesetze und Einrichtungen, welchen sie sich dabei unterwerfen müssen. Sie wurden, aus oben berührter Ursache, vorzüglich und zuerst in den Häfen des mittelländischen Meeres errichtet, um die Vortheile des Handels nach der Levante und Barbarei zu genießen, und doch Europa vor der Verbreitung der, in jenen Gegenden so oft herrschenden Pest zu

sichern, indem Erfahrung gelehrt hatte, daß nur die Berührung des Peststoffes die Krankheit fortpflanzt, letztre folglich verhütet werden kann, wenn alle und jede Berührung angesteckter Personen oder solcher Sachen vermieden wird, an welchen Peststoff haftet. Zur nähern Kenntniß solcher Contumazanstalten dient die kurze Schilderung der marseiller Quarantäneanstalt, als einer der besten in Europa. Kein Schiff, das aus irgend einem verdächtigen Hafen, vorzüglich aus der Levante oder Barbarei kommt, darf in keinem Hafen des mittelländischen Meeres und namentlich von Marseille einlaufen, ohne vorher seinen Gesundheitspaß oder sein Patent vorgezeigt zu haben. Von diesem hängt die Bestimmung und Dauer der Quarantäne größtentheils ab, und es ist entweder a) Patente nette, wenn der Ort, von dem das Schiff ausgelaufen, völlig gesund ist; oder b) touchée, wenn zwar dasselbe versichert wird, jedoch Schiffe aus verdächtigen Orten dort angekommen sind; c) soupçonnée, wenn in dem Gesundheitsattest erklärt wird, daß dort eine bösartige, epidemische Krankheit herrscht, oder Verbindung mit Gegenden Statt findet, in welchen die Pest ausgebrochen ist; d) brute, wenn an dem Orte selbst, von welchem das Schiff kommt, oder doch in dessen Nähe, wirklich die Pest herrscht. Für die Richtigkeit dieser Patente haftet sowohl der unterzeichnete Consul des Orts, von dem das Schiff kommt, als auch der Capitän des Schiffs selbst. Nachdem nun diese Patente lauten, dürfen die Schiffe in einem der Häfen der vor Marseille liegenden Insel Pomégue vor Anker gehen. Nach einer neuen ausführlichen Untersuchung, wobei der Capitän die Wahrheit seiner Aussagen beschwören muß, und einer genauern Prüfung der Gesundheitspatente wird die Art und Zeit der Quarantäne bestimmt. Alles dies geht vor, ohne nähere Gemeinschaft, indem beide Theile stets in einiger Entfernung von einander bleiben Hat der Capitän Briefe oder andre Papiere bei sich, so muß er sie abgeben. Diese werden durchräuchert oder durch Essig gezogen. Außer den Patenten richtet sich die Bestimmung der Quarantäne auch noch genau nach folgenden Umständen: nach der Beschaffenheit der geladnen Waaren, ob sie nämlich für die Aufnahme des Ansteckungsstoffs empfänglich sind, worunter z. B. alle Arten von Wolle und deren Fabrikate, Seide, Hanf und Flachs, Pelze, trocknes Leder, Federn u. dergl. gerechnet werden; oder nicht empfänglich, welches von Gewürzen aller Art, Tabak, nassen Häuten, Wein, allen Flüssigkeiten u. a. m. angenommen wird; ferner nach den Häfen, aus welchen das Schiff kommt, in welcher Rücksicht man drei Klassen bestimmt, nach deren Steigerung auch die Strenge der Contumaz zunimt. In die erste gehören die Häfen von Dalmatien bis Aegypten und von Marokko; in die zweite die Küste von Tripolis bis Algier, in die dritte Konstantinopel, das schwarze Meer u. s. w. Endlich wird auf die Vorfälle während der Reise des Schiffs Rücksicht genommen, ob Menschen auf demselben erkrankt sind, ob, und wo es unterwegs gelandet, wen es an Bord genommen u. s. w. Je nachdem nun das Schiff mehr oder weniger in den Verdacht der Ungesundheit kommt, wird die Länge der Contumaz bestimmt. Z. B. ein Schiff mit Patente nette, mit nicht empfänglichen Waaren, aus einem Hafen der ersten Klasse kommend, wird auf 18 Tage Quarantäne gesetzt; mit empfänglichen Waaren auf 20 Tage, und so nach Verhältniß weiter. Schiffe, welche aus einem Hafen der dritten Klasse kommen, ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf Patente und Waaren, bekommen 40 Tage Contumaz.

Sobald die Quarantäne bestimmt ist, wird dem Schiffe in dem Theil des Hafen bei der Insel ein bestimmter Platz angewiesen. Es behält die Wachtboote zur Seite und Wachen am Bord, welche es gleich anfangs bekam, und welche alle Verbindung verhindern; das Schiff wird gelüftet, kein Schiff darf sich ihm nähern, die Mannschaft desselben muß am Bord bleiben, die Bedürfnisse werden ihr mittelst langer Stangen zugestellt. Täglich muß ein genauer Bericht von dem Zustande der Mannschaft an den Gesundheitsrath abgeschickt werden. Die Reisenden, welche nicht auf dem Schiffe bleiben wollen, kommen in das, auf der Insel befindliche Lazareth. Dieses hat zwei Hauptabtheilungen: das große Lazareth und das kleine oder eigentliche Pestlazareth. Die Gesunden kommen in das erstre, die wirklich Kranken in das zweite; das Ganze umschließt eine doppelte, 25 Fuß hohe Mauer, um welche beständig Wache herumgeht. Das große Lazareth hat wieder seine besondern Abtheilungen nach den Patenten des Schiffs. Die Besatzung des Ganzen besteht aus dem Lazarethcapitän, einem Lieutenant, den Garden und Thürhütern. Sobald der Reisende in dem Lazarethe ist, bekommt er ein eignes Zimmerchen, welches bei Nacht verschlossen wird, eine Wache, die ihn weder bei Tage noch bei Nacht verläßt, er darf nicht mehr heraus, so wie überhaupt ohne schriftliche Erlaubniß des Capitäns niemand weder aus dem Lazarethe, noch in dasselbe darf. Nur diejenigen Reisenden, deren Schiff Patente nette hatte, dürfen am Tage in den freien Platz ihrer Abtheilung, oder auf eine, mit einem Gitter umschlossne Gallerie sich begeben. Sobald bei einem der Reisenden oder bei der auf dem Schiffe gebliebnen Mannschaft sich Spuren eines Fiebers zeigen, wird er sogleich in das eigentliche Pestlazareth gebracht und gänzlich isolirt. Ein Arzt, der aber durch ein Gitter von ihm getrennt bleibt, untersucht ihn. Wird die Krankheit als Pest erkannt, oder nur verdächtig gefunden, so kommt selbst die Wache nicht mehr zu ihm; Arzneien, Speisen und Getränke werden ihm mittelst einer langen Stange zugereicht; er kann beichten und sein Testament machen, allein der Notar und der Geistliche müssen gleichfalls durch das Gitter von ihm getrennt und entfernt bleiben. Stirbt er, so wird er mit eisernen Haken auf einen kleinen Rollwagen gebracht und zur Gruft gefahren, welche sehr tief ist und mit Kalk verschüttet wird, auch in 30 Jahren nicht wieder eröffnet werden darf. Alles in der Zelle Vorhandne wird verbrannt, die Wände werden abgekratzt und frisch geweißt, Boden und Fenster mit Essig abgewaschen u. s. w. Geneset er, so wird er doch nicht eher für gesund erklärt, bis alle Beulen (wenn er wirklich die Pestkrankheit hatte) völlig vernarbt sind. Nach jeder Krankheit, selbst wenn es nicht die Pest war, fängt die Quarantänezeit für das ganze Schiff von neuem an, und zwar um 10 Tage verlängert. Nach Verlauf der Quarantäne wird endlich der Reisende nochmals 4 bis 5 Minuten lang durchräuchert, und dann von dem Capitän freigelassen. Das Schiff und die Waaren bleiben jedoch 10 Tage länger in der Quarantäne. Die Waaren werden gleich anfangs in die, nach den Patenten bestimmten Abtheilungen des Lazareths gebracht, dem Durchstreichen der Luft ausgesetzt, oft gewendet u. s. w. Nach vollendeter Quarantänezeit werden sie wieder auf das Schiff zurückgeschafft, nachdem dieses nochmals genau untersucht und durchräuchert worden ist, und dann erst freigesprochen. Erklärte Pestschiffe mit Patente brute werden in den meisten andern Contumazanstaltn gar nicht zugelassen. In der marseiller Quaran-

täneanstalt werden sie zwar zugelassen, allein die Wachtboote, die Garden und alle Maßregeln werden verdoppelt; die Zeit der Quarantäne wird bei den Reisenden auf 80 Tage, bei den Schiffen und Waaren auf 100 gesetzt, das Schiff wird noch mehr und längere Zeit gelüftet, die Waaren werden 20 Tage auf dem Schiffe, eben so lange auf Böten der Lüftung ausgesetzt und dann erst in das Pestlazareth geschafft. Jeder Verdächtige oder Kranke von der Mannschaft kommt sogleich in das Pestlazareth und wird auf das strengste abgesondert. Nach der Genesung muß er von neuem 80 Tage Quarantäne halten, wobei er während der ersten 50 bis 60 Tage seine Zelle nicht verlassen darf. Sogar seine Wache wird nach dem Tode oder der Genesung des Kranken auf 80tägige Quarantäne gesetzt, und die des ganzen Schiffs um 80 Tage verlängert. Alle Waaren werden ausgepackt und der Lüftung ausgesetzt; die Lastträger, welche damit zu thun haben, müssen gleichfalls eine 80tägige Quarantäne aushalten, ehe sie entlassen werden. Auch darf, sobald ein Pestkranker im Lazareth liegt, kein andrer, in der Quarantäne befindlicher Reisender seine Zelle verlassen, ohne Rücksicht auf das Patent seines Schiffes. H.

Conty, s. Bourbon (Haus).

Conus, s. Kegel.

Convent, eine Zusammenkunft. Daher hieß Nationalconvent während der Revolution in Frankreich die Versammlung der Nation durch ihre Abgeordneten. — Bei Klöstern heißt Convent die Versammlung der Mönche in Angelegenheiten des Klosters, so wie auch der Ort, wo sie sich versammeln, oft auch das Stift oder Kloster selbst. Conventualen werden nicht nur die Glieder des Klosterkapitels, sondern auch, zum Unterschiede von den Observanten, die Zweige eines Ordens genannt, die eine mildere Regel beobachten, z. B. die Conventualen von den Franziskanern, Karmelitern u. s. w. — Conventicula, Conventikel, sind Winkelversammlungen, geheime Zusammenkünfte, z. B. von religiösen Schwärmern, Böhmisten, Stillen im Lande.

Conventionalstrafe, s. d. Art. Strafrecht.

Conventionsgeld, das nach dem Conventionsfuß geschlagne Geld, s. Münzfuß.

Convergenz, die Zusammenneigung oder das Ineinanderfallen zweier Linien oder Strahlen, welche von verschiednen Punkten ausgehen, aber immer näher zusammenlaufen. Das Gegentheil ist Divergenz.

Conversation ist Umgang, also genauere Verbindung zwischen Personen, die öfter mit einander in Gesellschaft sind und sich gegenseitig aufsuchen, um das Vergnügen ihrer Gesellschaft zu genießen. Hier ist demnach mehr, als bloße Vereinigung zur angenehmen Unterhaltung des Augenblicks; allein im gewöhnlichen Leben ist man mit jener Bestimmung nicht so genau, und nimt Conversation für gesellige Unterhaltung jeder Art. Unvermerkt jedoch hat sich noch die Nebenidee an gebildetere, feinere Kreise damit vergesellschaftet, so daß man bei Conversation nur an gesellige Unterhaltung feinerer Cirkel denkt. In solchen Cirkeln gibt es eine eigne Kunst der geselligen Unterhaltung und wer diese besitzt, der hat den Conversationston, guten gesellschaftlichen Ton. Worin dieser bestehe, wird man leicht finden, wenn man das, was die Conversation ausmacht, genauer erwägt. Sie ist zuvörderst Unterhaltung; man verlangt also von jedem Mitgliede der Gesellschaft einen persönlichen Beitrag zu dem

Vergnügen durch Talente, besonders in der Unterredung, denn sonst kommt die gähnende Langweile geschlichen. Diese Unterhaltung aber soll gesellig sein; man erwartet demnach, daß kein Mitglied sich, und seiner Sphäre eine übergroße Wichtigkeit beimessend, durch sein breites Ich ermüde, oder zu selbstisch die Theilnahme der übrigen beschränke, oder zu rechthaberisch seine Meinungen mit Ungestüm geltend mache, wodurch Verdruß erregt werden würde. Diesen zu vermeiden, ist eine Hauptsorge der feinern Cirkel, welche vielmehr dahin streben, Jedem eine gute Meinung von ihm beizubringen, und als der Stifter seiner angenehmen Selbstgefälligkeit ihm selbst angenehm zu werden. Als feine Cirkel müssen sie nothwendig verlangen, daß der Conversationston wenigstens ein guter, wo nicht ein feiner Ton sei. Der gute Ton vermeidet alles, was gegen die Achtung verstoßen könnte, die ein gesitteter Mensch dem andern schuldig ist, verletzt deshalb nie den Anstand, versteht sich zu Aufmerksamkeiten, unterdrückt seine Leidenschaften und zeigt in seinem ganzen Benehmen ein gewisses Wohlwollen, das er aus Achtung gegen die Gesellschaft selbst denen nicht entzieht, mit welchen er sonst vielleicht in gespannten Verhältnissen steht. Der Meister des guten Tons vermeidet aber eine zu sichtbare Aufmerksamkeit und studirte Höflichkeit, die zu Erwiederungen nöthigt, den Gesellschafter belästigt und mehr, als die Unaufmerksamkeit und Gleichgültigkeit peinigt. Der feine Ton (Urbanität genannt, im Gegensatze gegen den plumpen, bäuerischen Ton, die Rusticität, die übrigens viel Gutmüthigkeit haben kann) gibt dem Wohlthuenden in unserm gefälligen Betragen die Form der Schönheit, welche den Werth dessen, was man mittheilt, durch die Art, wie es mitgetheilt wird, noch erhöht. Dieser Ton läßt sich nicht erlernen; die Erziehung der höhern Stände aber, wo diese wirklich auch zugleich die gebildetern, feinern Cirkel bilden, sorgt wenigstens für etwas, das ihm ähnlich sieht. Durch stillschweigende Uebereinkunft sind gewisse Regeln entstanden, deren Kenntniß dem Kinde früh beigebracht und an deren Beobachtung es gewöhnt wird, damit das Benehmen darnach zur Fertigkeit werde. Mit der Fertigkeit in Ausübung einer bloß conventionellen Höflichkeit und Etiquette dürfte sich aber nur dann jemand schmeicheln, schon den ächten Conversationston zu haben, wenn jene feinern Cirkel, worin er herrscht, nicht zugleich auch die gebildetern Cirkel wären. Die Feinheit bezieht sich auf das sittliche Gefühl, die Bildung bezieht sich auf den Geist. Wie dürfte es einer wagen, sich den Gebildeten zuzuzählen, dessen Geist nie auf höhere, als bloß sinnliche Bedürfnisse gerichtet gewesen wäre, der über Welt und Menschen nie ernster nachgedacht, von der Natur und Bestimmung des Menschen, der Einrichtung göttlicher und menschlicher Verfassungen, den Ereignissen der Zeit und den Ursachen derselben in der Vergangenheit sich keine Kenntnisse verschafft hätte; wenn auch nicht gelehrte, doch wenigstens recht geordnete und deutliche. Demnach sind Philosophie des Lebens, Natur- und Menschenkunde, die Kenntniß der Erde, die Geschichte der Natur und Menschheit Kenntnisse, die für ihn so unerläßlich sind, als Ausbildung des Geschmacks durch Aneignung der Schönheiten der Kunst. Wer ohne solche Kenntnisse und Bildung zum geselligen Umgang kommt, der wird bei aller eingelernten und eingeübten höflichen Sitte doch nur ein Figurant bleiben, oder, wenn er Dünkel genug hat, der sich freilich mit Unwissenheit gewöhnlich paart, ein leerer Schwätzer sein, die man in wahrhaft feinen und gebildeten Cirkeln nur duldet, wenn man etwa

Digitized by Google

aus Rücksichten muß. Die wahre gute Lebensart besteht wahrlich nicht darin, daß man viele leere Worte sagt; die menschliche Gesellschaft hat einen erhabnern Zweck, und ihre Bemühungen beruhen auf einem bessern Grunde. Der Mensch setzt sich unter sich selbst herab, wenn er redet, um nichts zu sagen. — Ist nun aber die Conversation von solcher Art, so hat ja Rousseau wohl Recht, wenn er sagt: „Der gute gesellschaftliche Ton ist weder schwerfällig, noch flatterhaft, er ist fließend und natürlich, verständig ohne pedantisch, fröhlich ohne lärmend, zierlich ohne gekünstelt, artig ohne abgeschmackt, scherzhaft ohne zweideutig zu sein. Man macht weder Abhandlungen noch Epigramme; man spricht vernünftig, ohne schulgerechte Schlüsse zu machen; man scherzt ohne Wortspiele und verbindet auf eine geschickte Art Witz und Vernunft, Lehren und gute Einfälle, sinnreiche Satyren, gut angebrachte Schmeicheleien und strenge Moral; man spricht da von allem, damit Jeder etwas sagen könne, vertieft sich aber nicht in Untersuchungen, um nicht Langeweile zu erregen; wirft nur im Vorbeigehen Fragen auf und handelt sie schnell ab; spricht deutlich und also auch zierlich; Jeder sagt seine Meinung und unterstützt sie mit wenigen Worten; Keiner bestreitet die eines Andern mit Hitze; Keiner vertheidigt die seinige mit Hartnäckigkeit; man untersucht, um sich zu belehren, und hört auf, ehe man in Streit geräth; Jeder unterrichtet, Jeder unterhält sich, Alle gehen vergnügt auseinander und selbst der Weise kann würdigen Stoff zu stillen Betrachtungen mit sich nehmen.“ Hauptsache bei der Conversation ist: das Gemeine zu meiden oder doch gut einzukleiden; allein es erfodert einen reichen Fond von Ausbildung und Geist, immer etwas Gutes und Feines zu sagen, und noch seltner ist ein immer regsamer Takt, um das Wort zu seiner Zeit zu sagen oder zu unterdrücken. Das poetische Genie fehlt oft darin, daß es wenig und passend seine Funken sprüht; das humoristische, daß es zu viel und ungezügelt glänzt. Die Grazien des Widerspruchs, wenn sie nicht maskirte Furien sind, reizende naive Vestalinnen, wenn sie nicht über der Obhut des heiligen Feuers sich steif gesessen haben, sind besonders angenehme Gesellschafterinnen. Der fröhliche Weingott färbt gern alle Abstufungen der Conversation mit hellern Faben; doch darf er nicht die Hefe seines Pokals zur Farbengebung mischen. Der Vorwurf, den man so oft der Bildung zur guten und feinen Lebensart gemacht hat, daß sie die Falschheit begünstige und Ehrlichkeit beeinträchtige, dürfte so gar gewichtig nicht sein. Muß denn die Ehrlichkeit eben plump und grob sein? Und gewiß, Lessing hatte Recht, da er sagte: „Man ist doch auch verzweifelt wenig, wenn man nichts ist, als ein ehrlicher Kerl.“ Wir Deutschen legen auf die bloße Ehrlichkeit, die sich doch wohl von selbst verstehen sollte, ein viel zu großes Gewicht, und unsre Schauspieldichter legen es oft und zwar in Schauspielen, deren übliche Benennung: Conversations-Stücke, man als Spott betrachten könnte, recht geflissentlich darauf an, die Feinheit des Betragens im Umgange von den ehrlichen Kerlen mit Füßen treten zu lassen, gleich als ob beide ganz unverträgliche Gegensätze wären. Athen, der Sitz der Künste und Wissenschaften, war in seiner glänzendsten Zeit zugleich der Ort der alten Welt, wo die Grazien des Umgangs und der Geselligkeit sich vereinigt hatten, um dem Leben jenen Zauber zu verleihen, der ihm den Reiz der Jugend unvergänglich erhält; in neuerer Zeit war Paris die

Schule des feinen Tons, von wo aus er sich weiter verbreitete. Die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sich um einige, mit Geist und Anmuth reich geschmückte Frauen, um eine L'Espinasse, Du Deffand, Geoffrin (s. diesen Art.), welcher letztern wir selbst eine geistreiche Abhandlung über die Conversation danken, die feinsten und gebildetsten Cirkel versammelten, gilt mit Recht für die später nie wieder zurückgekehrte Blüthezeit des Gesellschaftstons in Frankreich. So gewiß es ist, daß die Kunst des Umgangs nur durch die Gunst des Himmels empfangen, aus Theorien aber nur einseitig und unvollkommen erlernt wird: so wichtig und lehrreich bleibt es doch immer, die Vorschriften eines Meisters darüber zu hören. Ein solcher ist Delille, dessen Gedicht: La conversation, keinem Gebildeten unbekannt bleiben darf. Von Frau von Vannoz erschien: Conseils à une femme, sur les moyens de plaire dans la conversation. Von Chazet: L'art de causer. Gern wird man die Franzosen zu Vorbildern in der gesellschaftlichen Unterhaltung oder der Conversation nehmen, da es wohl nicht unwahr ist, was ein alter Ausspruch sagt: que les Français seulement savent converser et que les autres nations ne savent que disserter et discuter?

Conver, Converglaser, s. Concav und Linsengläser.

Convictorium ist auf Universitäten derjenige Ort, wo Studenten gemeinschaftlich speisen und dafür wenig oder gar nichts bezahlen dürfen. Das Convictorium in Leipzig z. B. besteht aus 18½ Tischen, jeder zu 12 Personen, wovon die eine Hälfte von wohlthätigen Privatleuten gestiftete Freitische sind, und die andern zu den Unterhaltskosten, die größtentheils aus der Universitätskasse bestritten werden, nur etwas Weniges beitragen. Diejenigen, welche in dieser gemeinschaftlichen Speiseanstalt beköstigt werden, heißen Convictoristen.

Convoy, im Seewesen ein oder mehrere Kriegsschiffe, welche eine Kauffahrteiflotte begleiten (convoyiren) und ihr zur Bedeckung dienen, um sie im Fall der Noth wider Angriffe der Feinde oder Seeräuber zu schützen und zu vertheidigen.

Convulsionärs, s. Jansenisten.

Convulsionen s. Krampf.

Cook (James), dieser berühmte Seefahrer und Weltumsegler war 1728 in der englischen Provinz Yorkshire geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann mit zahlreicher Familie, konnte auf seine Erziehung nichts wenden. Er brachte ihn schon im 13. Jahre bei einem Kohlenschiffer, welcher Kohlen von Newcastle nach London zu bringen pflegte, auf sieben Jahre in die Lehre. Diese Zeit verfloß ohne Auszeichnung. Auch nachher machte er mehrere Reisen von Newcastle nach London. Nachdem er sich lange um einen Dienst bemüht, und sogar einmal die Stelle eines Schiffskochs versehen hatte, ward er auf einem Schiffe dem Steuermann zum Gehülfen beigegeben. Hier überzeugte er sich, wie unentbehrlich einem Steuermanne gründliche Kenntnisse in der Mathematik sind, und widmete sich ihr mit rastlosem Eifer. Alles, was er ersparen konnte, wandte er für Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunst an, in denen er schnelle Fortschritte machte. Er machte weitere Reisen nach der Ostsee, nach Petersburg, Wiburg und Norwegen, und wohnte als Meistersgehülfe der Eroberung von Louisburg und Cap Breton bei. Seine Obern ließen weder

seine Kenntnisse, noch sein pünktliches, treues, untadelhaftes Betragen unbeachtet. Sie verschafften ihm 1759, als England eine Rüstung gegen Quebeck machte, die Stelle eines Schiffsmeisters auf der Flotte des Admirals Saunders. Hier gab er bei der Unternehmung auf die Insel Orleans Beweise von eben so viel Muth, als Vorsicht. Er führte bei Nacht die brittische Flotte den Sct. Laurenzfluß hinauf; Quebeck und Canada wurden erobert. Nach dem Frieden blieb er mit seinem Schiffe an der Küste von Nordamerika. Schon war Cook's Geschicklichkeit in der englischen Marine anerkannt. Dies beweist der Auftrag, den er erhielt, die für die Fischerei höchst wichtige Insel Neu-Foundland aufzunehmen. Er erhielt dazu ein kleines Schiff mit 10 bis 12 Mann, verschaffte sich selbst die erforderlichen mathematischen Instrumente, nahm von 1764 bis 1767 die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen Küste auf und lieferte davon treffliche Specialcharten. Ein Unfall beraubte ihn hier seines Daumens und einiger andern Finger der rechten Hand. So große Entbehrungen er übrigens auch hier ertragen mußte, so empfand er sie doch wenig, ja sein Geiz vermehrte sie noch. Als einen Beweis desselben führen wir an, daß er seit jener Verwundung sich eine jährliche Vergütung von vier Pfund Sterling zahlen ließ, die jedem, im Seedienste Verwundeten aus einer Kasse gewährt werden, wozu der gemeinste Matrose monatlich fünf Pence von seinem Solde beitragen muß. Cook lebte auf einem kleinem Grundstücke am östlichen Ende von London, als er zu einer neuen Unternehmung berufen wurde. Die londoner Societät der Wissenschaften trug darauf an, den Durchgang der Venus durch die Sonne 1769 auf den von Capitän Wallis in der Südsee entdeckten Inseln, welche er Georgsinseln benannt hatte, beobachten zu lassen. Der König befahl zu diesem Behuf die Ausrüstung eines Schiffs, und Lord Hawke ernannte Cook zum Lieutenant und Befehlshaber desselben. Das Schiff ging nach Otaheiti; mehrere gelehrte Männer, namentlich Joseph Banks und Doctor Solander, machten die Reise mit, deren Beschreibung von Hawkesworth aus Cook's und Banks Handschriften herausgegeben wurde. Cook machte als Seckelmeister einen Gewinn von 3 bis 4000 Pfund. Wichtiger war es, daß er durch sein Betragen bald das Zutrauen der Otaheiter, denen die Mißhandlungen von Seiten der Franzosen noch im Andenken waren, zu gewinnen und ihnen eine bessere Meinung von den Europäern beizubringen wußte. Die Beobachtungen des Durchgangs der Venus durch die Sonne und der geographischen Lage von Otaheiti wurde übrigens auf's zweckmäßigste veranstaltet, außerdem die ganze Insel umsegelt und nebst den benachbarten Inseln aufgenommen. Cook entdeckte von hier aus, daß Neu-Seeland aus zwei Inseln bestehe; die dazwischen liegende Meerenge wurde Cook's Meerenge genannt. Nachdem er auch, nicht ohne mancherlei Gefahren, die Meerenge entdeckt hatte, welche Neu-Holland von Neu-Guinea trennt, trat er den Rückweg an und kam, ohne weitern Unfall, als daß er einige Leute durch Krankheiten verloren hatte, nach England zurück, wo ihn der König sehr gut aufnahm und zum commandirenden Schiffsmeister (zwischen Lieutenant und Capitän) ernannte. Einige von den Franzosen gemachte Entdeckungen veranlaßten in England den Beschluß, das große Südmeer genauer zu untersuchen. Es wurden dazu zwei Schiffe ausgerüstet, the Resolution und the Aventure: jenes führte, als Haupt der ganzen Unternehmung, Cook, dieses Tobias Furneur als Schiffsmeister. Die beiden Forster wurden gewählt, diese Reise mitzumachen,

Digitized by Google

die im Julius 1772 angetreten wurde und die wir aus Forster's Beschreibung kennen. Durch die zweckmäßigen Maßregeln, welche Cook und Forster gemeinschaftlich nahmen, gelang es, dem fürchterlichen Scharbock vorzubeugen und überhaupt die Schiffsmannschaft bei so guter Gesundheit zu erhalten, daß auf dieser dreijährigen Reise nur Ein Mann an einer Krankheit starb. Cook befuhr das Weltmeer zwischen 60 Gr. südl. Br. und dem Polarkreise, wo die Schiffe stets in Gefahr sind, an den häufigen Eisgebirgen dieser kalten Zone zu scheitern. Die ganze Unternehmung wäre beinahe dadurch vereitelt worden, daß Cook tödtlich erkrankte. Allgemein war die Trauer, da man das Leben des Mannes bedroht sah, der das unbeschränkte Vertrauen Aller besaß. Endlich neigte sich die Krankheit zur Besserung; allein um zur völligen Genesung zu gelangen, war frisches Fleisch unumgänglich nothwendig, außer einem treuen otaheitischen Hunde aber, der Forstern gehörte, kein Thier auf den Schiffen. Forster ließ ihn augenblicklich schlachten und so gelang es, Cook wiederherzustellen. Sie erreichten darauf das Kap, nachdem sie 28 Monate in See gewesen waren. Er versuchte genau anzugeben, bis wohin es möglich sei, vorzudringen, und befriedigte damals Alles durch die Genauigkeit und Richtigkeit seiner Angaben. Er wurde jetzt zum wirklichen Capitän der Flotte erhoben und bekam eine Stelle beim Hospitale zu Greenwich. Während seiner Abwesenheit hatte man auch einen Versuch zur Erforschung der nördlichen, polarischen Gewässer angestellt, wobei Capitän Philipps (nachmals Lord Mulgrave) nicht sehr glücklich gewesen war. Man war früher schon dem Pole näher gekommen. Bannington, der darauf aufmerksam machte, suchte es dahin zu bringen, daß durch eine Parlamentsacte dem Auffinder einer nördlichen Durchfahrt aus der Südsee in das atlantische Meer eine Belohnung von 20,000 Pfund Sterlinge zugesichert wurde, und noch 5000 mehr, wenn er im Stande sei, sich dem Pole bis auf einen Grad zu nähern. Cook ward auch hiezu vorgeschlagen und ging im Julius 1776 mit zwei Schiffen, der Resolution unter seiner eignen, und der Discovery unter Capitän Clarke's Führung in See. Am 9. Novbr. verließen sie das Kap. Zunächst untersuchte Cook die, von Manian und Kerguelen entdeckten Inseln, dann besuchte er Neu-Holland, Neu-Seeland und die Societätsinseln. Den Otaheitern brachte er verschiedne Thiere, auch pflanzte er hier einige, von Neu-Holland mitgenommne Muskat-Nußbäume. Gegen Ende des Jahrs segelte er nordwärts, erreichte im März des folgenden Jahrs die Küste von Amerika, segelte längs derselben hinauf, verbesserte manche Fehler der bisherigen Charten, fand die Meerenge zwischen Asien und Amerika, die sich nordöstlich zog, und glaubte schon das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, als er sich plötzlich dergestalt vom Eise umgeben sah, daß er in Gefahr gerieth, davon fest eingeschlossen zu werden. Da er gegen den Pol zu ein Land vermuthete, wendete er sich auf die asiatische Seite, um längs der sibirischen Küste einen Versuch zum weitern Vordringen zu machen. Aber auch hier mußte er zurück nach der Straße, die er verlassen hatte. Auf einem Abstecher von hier seitwärts traf er unter 200 Gr. östl. L. und 22 Gr. nördl. Br. auf eine Inselgruppe (die Sandwich-Inseln), deren Einwohner an Gestalt, Sitten und Sprache den Otaheitern gleichen, ohne daß es möglich ist, den Zusammenhang zwischen ihnen nachzuweisen. Cook ankerte auf einer dieser Inseln (Owaihi), ward wohl aufgenommen und mit allem Erforderlichen versehen. Er segelte ab, aber ein Windstoß, durch den er

Digitized by Google

den Vordermaſt ſeines Schiffs verlor, nöthigte ihn zur Rückkehr. Jetzt zeigten ſich die Einwohner anders, als zuvor, diebiſch und hinterliſtig. Sie raubten ſogar ein Boot. Es zurückzufodern, wollte ſich Cook zum Oberhaupte der Inſel begeben. Ein Eingeborner begegnet ihm mit frecher Beleidigung und Cook, vom Jähzorn überwältigt, gibt Feuer auf ihn. Dieſe raſche That empörte die Wilden; ſie fielen über ihn her und erſchlugen ihn nebſt vier ſeiner Leute. Dies geſchah am 14. Febr. 1779. Sein Leichnam wurde zerriſſen und nur einzelne Theile konnten die Engländer retten. So ſchrecklich endigte dieſer große Entdecker, der allein in beide Polarkreiſe, und in den ſüdlichen, den niemand vor ihm beſucht hatte, drei Mal eingedrungen war, und dem wir zuerſt zuverläſſige Nachrichten über die Südſee, Süd-Indien, ſo wie unzählige Entdeckungen in der Aſtronomie, Botanik, Menſchen- und Völkerkunde verdanken. Mit einem glücklichen, natürlichen Verſtande verband er raſtloſe Thätigkeit, ausharrenden Muth und lebhafte Theilnahme an der Noth ſeiner Gefährten. Zwar verleitete ihn ſeine vernachläſſigte Erziehung zur Verachtung aller Gelehrſamkeit, und machte ihn habſüchtig, mürriſch und ungeſellig: allein dieſe Fehler thun ſeinem Ruhme keinem Abbruch. Was er war, war er ganz allein durch ſich ſelbſt. Die neuern Entdecker, Portlack, Dickſon, Wilſon u. A. ſind ſeine Schüler; ſeine Reiſen, die in England mehrmals beſchrieben worden ſind, hat für die Deutſchen beſonders Forſter, ſein Begleiter, bearbeitet; die beſte Biographie hat Wiedmann nach Kippis geliefert.

Copal iſt der ausgetrocknete Harzſaft des Baums Rhus copallinum. Sein Vaterland iſt China, Amerika, in den Antillen und in Afrika. Dies Harz iſt ſehr hart, feſt und glänzend. Man bildet daraus 3 Firniſſe, a. ätheriſchen mit Schwefeläther Rosmarin oder Lavendelöl; b. ſpirituöſen, mit Zuſatz ſtarken Alkohols; c. fetten. Hier ſchmilzt man den Copal bei gelinder Wärme, gießt erhitztes Leinöl zu, und nachdem beides ſich verbunden hat und abgekühlt worden, Terpentinöl, um den Malern und Lakirern zu dienen.

Copeke (Kopeika), eine ruſſiſche Kupfermünze, eigentlich Spieß, von dem Gepräge des Ritters Georg mit dem Spieße ſo genannt; 100 derſelben machen einen Rubel.

Copenhagen (Däniſch Kioebenhavn), die Hauptſtadt des Königreichs Dänemark und die Reſidenz des Königs, liegt auf der Inſel Seeland, am Sunde und an einem ſchmalen Seearme, der ſie von der Inſel Amak trennt. Sie iſt befeſtigt, mit einer Citadelle (Friedrichshafen) verſehen und ſchön gebaut, mit regelmäßigen, des Nachts erleuchteten Straßen und ſchönen, meiſt von Backſteinen erbauten Häuſern. Man zählt hier 230 Straßen, darunter beſonders die Gotherſtraße und die ſchöne Amalienſtraße, und 13 öffentliche Plätze, darunter der neue Königsmarkt, der größte aber unregelmäßige Platz der Stadt, mit der Statue Chriſtians V., und der ſchöne, achteckige Friedrichsplatz, auf dem vier Straßen zuſammentreffen und in deſſen Mitte die ſchöne Bildſäule des Königs, Friedrichs V., zu Pferde ſteht. Kopenhagen enthält: 22 Kirchen, 22 Hoſpitäler, 30 Armenhäuſer, 4000 Häuſer und 80,000 Einwohner, darunter 2400 Juden. Die Stadt beſteht aus drei Haupttheilen, die von den Feſtungswerken eingeſchloſſen werden, nämlich der Altſtadt, ſeit dem Brande ſchöner wieder aufgebaut, der Neuſtadt, wovon der öſtliche Theil die Friedrichsſtadt heißt und der

Digitized by Google

ſchönſte aber am wenigſten lebhafte Stadttheil iſt, und Chriſtianshafen, welcher Theil auf der Inſel Amak liegt, und durch einen Seearm von der Inſel Seeland gebildet wird. Dieſer Kanal bildet den ſchönen, ſichern Hafen, der 400 Schiffe faſſen kann, und bei welchem das Seearſenal, die Schiffswerfte und andre, zur Marine gehörige Gebäude ſich befinden, und in welchem auch die Station der Kriegsflotte iſt. Außerhalb der Feſtungswerke liegen noch drei Vorſtädte, welche zum Theil aus ſchönen Landhäuſern beſtehen. Sonſt befanden ſich zu Kopenhagen vier königliche Schlöſſer, aber im J. 1794 wurde das prachtvollſte, königliche Reſidenzſchloß (eins der anſehnlichſten und ſchönſten in Europa, mit einem Koſtenaufwand von ſechs Millionen Thalern erbaut, Chriſtiansburg genannt) ein Raub der Flammen, ſo, daß nur noch die Trümmern und die prächtigen Pferdeſtälle ſtehen geblieben ſind. Die übrigen drei Schlöſſer heißen: Charlottenburg, jetzt der Kunſtakademie eingeräumt und mit einer Gemäldegallerie verſehen; das alte königliche Schloß Roſenburg, worin viele Koſtbarkeiten und Alterthümer aufbewahrt werden und bei welchem der Königsgarten, ein ſehr angenehmer, öffentlicher Spaziergang ſich befindet, und die Amalienburg, eigentlich vier Paläſte, welche nach dem Schloßbrande zur königlichen Wohnung erkauft worden ſind. Andre merkwürdige Gebäude ſind: das Zeughaus mit der königlichen Bibliothek von 130,000 Bänden und 3000 Handſchriften, das Schauſpielhaus, die Börſe mit der Bank, die Dreifaltigkeits- und die prächtige Friedrichskirche; das große, ſchöne, trefflich eingerichtete Friedrichshoſpital nebſt dem Gebär- und Findlingshauſe, und das Seehoſpital. Kopenhagen hat viele wiſſenſchaftliche und Unterrichtsanſtalten. Dazu gehört beſondes die, 1475 geſtiftete Univerſität mit vier Fakultäten, 20 ordentlichen und 16 außerordentlichen Profeſſoren, einer Bibliothek von 100,000 Bänden, einem botaniſchen Garten und mit einer Sternwarte; ferner die königliche chirurgiſche Akademie, welche gegen 200 Zöglinge zählt; auch findet man hier eine Akademie der Land- und Seecadetten, und außer der königlichen und Univerſitätsbibliothek, die claſſen'ſche öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden und mehrere öffentliche und Privatkunſtſammlungen. Die Wiſſenſchaften blühen zu Kopenhagen, und zu ihrer Beförderung dienen mehrere geſtiftete Geſellſchaften, von welchen wir nur anführen: die königliche Akademie der Wiſſenſchaften, die königliche Akademie der ſchönen Künſte, die Geſellſchaft zur Verbeſſerung der nordiſchen Sprache und Geſchichte ꝛc. Außer allen Arten von Handwerkern und Künſtlern hat Kopenhagen vielerlei Fabriken, welche 14,000 Perſonen beſchäftigen. Dahin gehören: die königliche Porzellanfabrik, die Tuch-, Kattun-, Seiden-, Baumwollen-, Wachstuch- und Tapeten-Fabriken, die Eiſengießereien und die 18 Zuckerraffinerien mit 520 Arbeitern. Noch wichtiger iſt der Handel; denn Kopenhagen iſt der Mittelpunkt des geſammten däniſchen Handels, der ſowohl zur See als zu Lande getrieben wird, und zu deſſen Beförderung die königliche Bank mit einem Kapitale von 2,400,000 Species, die Seeaſſecuranzgeſellſchaft, die oſt- und weſtindiſchen privilegirten, königlichen Handelsgeſellſchaften und der treffliche Hafen dienen, in welchem jährlich an 5000 Schiffe einlaufen. Es ſind hier an 80 große Handelshäuſer, die gegen 340 eigne Schiffe beſitzen. 1807 wurde die Stadt durch einen plötzlichen Angriff der Engländer nach einem fürchterlichen Bombardement zur Capitulation gezwungen, nachdem 305 Häuſer und Gebäude, darunter die ſchöne Frauenkirche, ganz verbrannt, an 2000 Häuſer beſchädigt und unbewohnbar gemacht wurden, auch gegen 2000 Menſchen, ſowohl von der Be-

Digitized by Google

satzung, als den Bewohnern dabei ihr Leben verloren hatten. Auf 9000 Bomben, welche in die Stadt flogen und vorzüglich die neuerfundnen congrev'schen Brandraketen richteten diese Verwüstung in wenig Tagen an. Die Umgebungen von Kopenhagen sind zum Theil sehr schön und angenehm, und in der Nähe befinden sich die königlichen Lustschlösser Friedrichsberg, die gewöhnliche Sommerresidenz des königlichen Hofes, Hirschholm, Friedensburg, Friedrichsburg und Jägerpreis.

Copernicus (Nicolaus), einer der seltensten und größten Menschen, so je gelebt haben, ward zu Thorn an der Weichsel, da wo sie aus Polen in die preußische Grenze trit, den 19. Febr. 1473 geboren. Er gehört zu den klaren, hellen, besonnenen deutschen Naturen, zu denen Leibnitz, Lessing, Möser, Göthe gehören, und deswegen sei seiner hier mit gebührender Vollständigkeit gedacht. — Sein Vater, Nicolaus Kopernik, war zehn Jahre vorher Bürger in Thorn geworden, und man vermuthet, daß die Familie aus Westphalen stammte. Seine Mutter war die Schwester des Bischofs von Ermeland, Waisselrod, genannt von Alten. Von der Schule in Thorn ging Kopernikus nach Krakau und studirte Medicin, in der er auch Doctor wurde. Zugleich studirte er Mathematik und Astronomie. Er hörte die Namen Peurbach und Regiomontan nennen, die Wiederhersteller der Astronomie in Europa, zwei Deutsche, die früh starben, aber lange genug lebten für ihren Ruhm. (Der erste wurde nur 35 Jahr alt, der letzte nur 40.) Vorzüglich war es Regiomontan's großer Ruf, der ihn anzog. Er wollte dem Manne gleichen, der den Himmel genauer beobachtet und gekannt, als alle seine Vorgänger, den Rom zu sich rief, um von ihm zu lernen, und der für seine Verdienste im Pantheon begraben liegt. Als er 23 Jahre alt war, ging er nach Italien, wo die Künste und Wissenschaften nach dem Umsturz des byzantinischen Kaiserthums anfingen aufzublühen. In Bologna hörte er die Astronomie bei Dominicus Maria, dessen Freund und Vertrauter er wurde. Im J. 1500 finden wir ihn in Rom, wo er Mathematik mit großem Beifalle lehrte. Man setzte ihn jetzt schon dem Regiomontan an die Seite. Von Rom kehrte er in sein Vaterland zurück, wo ihm sein Oheim eine Pfründe am Dom zu Frauenburg ertheilte. 1521 sandte ihn das Kapitel auf den Landtag nach Graudenz, wo eine der Hauptangelegenheiten war, die Verwirrung des Münzwesens zu heben, die durch gesetzloses Münzen entstanden. Kopernicus arbeitete eine Schrift aus, in der er auf den unbilligen Münzfuß der drei Städte: Elbing, Danzig und Thorn, aufmerksam machte und vorschlug, daß diese ihre Münzstädten an einen vierten Ort verlegen sollten, wo sie auf des Landes Kosten und unter Aufsicht gingen. Allein das Münzwesen gehört, wie Lichtenberg bemerkt, zu den Herzensangelegenheiten der Staaten. Man strit lange über das kopernicanische Münzsystem und legte es endlich zu den Acten. Von diesem ersten Theil seines Lebens würden wir nichts wissen, wenn nicht eben dieser Anordnungsgeist und dieser gerade und kräftige Menschensinn seine Kraft auf einen der erhabensten Gegenstände der Natur mit so vielem Glück gerichtet, und so die Dauer seines Rufs an die Dauer der Welt geknüpft hätte. Unter den mannichfachen Vorstellungen, die sich die Menschen seit 2000 Jahren von der Einrichtung unsers Planetensystems gemacht haben, hatte endlich eine das Uebergewicht erhalten, die das feinste, künstlichste und dabei sonderbarste Gewebe von Scharfsinn, Spitzfindigkeit und Verblendung ausmacht, auf welches der menschliche Geist je gerathen ist. — Pythagoras, Aristo-

teles, Plato, Hipparch, Archimedes und alle berühmten Namen waren dieſer Meinung. Man nannte dieſe Lehre die ptolemäiſche Weltordnung, (ſ. Weltſyſtem) von Ptolomäus, einem berühmten Aſtronomen von Alexandrien aus dem 2ten Jahrh., der ſolche in ſeinem Almageſt, dem einzigen vollſtändigen Werke, das wir über die Aſtronomie der Alten beſitzen, vorgetragen hatte. Kopernikus trug ſich immer mit dem Gedanken, daß die himmliſchen Bewegungen unmöglich ſo verworren und verwickelt ſein könnten, wie die ptolemäiſche Weltordnung ſolches angebe; denn die Natur bewege ſich nach einfachen Geſetzen, und ſobald man dieſe gefunden, müßten auch dieſe verwickelten Erſcheinungen ſich einfach erklären laſſen. Er durchlas nun die Schriften der Alten, um zu ſehen, ob man ſonſt keine andern Syſteme gehabt, als das Ptolemäiſche, und fand, daß verſchiedne Alte, als Nicetas, Heraklides und Ecphontus von einer Bewegung der Erde geredet, und obgleich dieſes auf eine völlig leere und nichts ſagende Weiſe geſchieht, ſo gab dieſes ihm doch Veranlaſſung, hierüber mehr nachzudenken. Die beſte Stelle bei den Alten über die Bewegung der Erde, die von Ariſtarch von Samos, kannte Kopernikus nicht, da ſie in des Archimedes Arenario ſteht, der erſt ſpäter in Venedig gedruckt wurde. In dieſer Stelle ſagt Ariſtarch: daß ſich die Erde in einem ſchiefen Kreiſe um die Sonne drehe und dabei täglich um ihre Achſe. Sie iſt in dem Art. Bewegung der Erde angeführt, wo angezeigt worden, daß ſie mehr ein pythagoräiſches Philoſophem iſt, als aſtronomiſchen Inhalts. Kopernicus nahm nun an, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und daß die Erde ein Planet ſei, ſo wie Mars und Venus, und daß alle Planeten in folgender Ordnung um die Sonne laufen: Merkur in 87 Tagen, Venus in 224, Erde in 365, Mars in 1 Jahr 321 Tagen, Jupiter in 11 Jahren und Saturn in 29. Als er nun hiernach die Bahnen zeichnete, ſo fand er, daß, ſo einfach dieſe Kreiſe waren, ſie doch alle himmliſchen Bewegungen ganz vollkommen erklärten, und daß das ſcheinbare Stillſtehen und Rückwärtsgehen nothwendig aus der gleichzeitigen Bewegung der Erde und des Planeten herrührt. Und ſo war denn das wahre Weltſyſtem gefunden und der Menſch hatte ſich völlig los geſagt vom Truge des Scheins. In dieſer Weiſe ſteht Kopernicus da als Grenzſtein einer neuen Zeit. Ausführlicher iſt hierüber geredet in dem Art. Bewegung der Erde. Kopernicus ſtarb den 11. Jun. 1543 im 71ſten Jahre ſeines Alters. Sein großer Landsmann, Keppler, hat ſeinen Charakter in folgenden Worten kurz und ſtark gezeichnet: Copernicus, vir maximo ingenio et quod in hoc exercitio magni momenti est, animo liber. — Lichtenberg hat ſein Leben beſchrieben. Ein ſeltnes Glück für einen großen Mann, einen ebenbürtigen Geiſt zu ſeinem Geſchichtſchreiber zu erhalten. Kopernicus herrlicher, klarer Charakter offenbart ſich am ſchönſten in dem Sendſchreiben, womit er dem Papſte ſein Werk zuſendet, und worin der deutſche Domherr ſogar ein wenig philoſophiſch mit Sr. Heiligkeit über das Weltgebäude redet, — obgleich dieſes damals mehr für eine Domäne der Kirche, als für eine Domäne der Philoſophie gehalten wurde. Lichtenberg hielt die Zuſchrift an den Papſt für ein Meiſterſtück des Styls und männlicher Bedachtſamkeit. Benzenberg hat ſie in der Geſchichte der kopernicaniſchen Weltordnung, (Verſuche über die Umdrehung der Erde) ganz in's Deutſche übertragen. — Ueberſehen wir noch einmal den von Kopernicus durchlaufnen Weg, ſo finden wir Folgendes: der Glaube, daß die Erde ruhe, war völlig allgemein. Die von den größten Aſtronomen verworfne

Digitized by Google

Idee von der Bewegung der Erde nimmt Kopernicus, der Domherr des 16. Jahrh. in Schutz. Er verfolgte sie mit unermüdeter Sorgfalt, nicht ein paar Jahre hindurch, sondern durch die größte Hälfte seines siebenzigjährigen Lebens; er vergleicht sie immerfort mit dem Himmel — bestätigt sie endlich, und wird so der Stifter eines neuen Testaments in der Astronomie. Und alles dies leistete er, was man nie vergessen muß, hundert Jahre vor Erfindung der Ferngläser, mit elenden, hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Dintenstrichen getheilt waren. Das that der Geist der Ordnung, der in ihm wohnte, der, selbst vom Himmel stammend, sein eignes Wesen in seine Werke hinaustrug, und Ordnung um so leichter erkannte, als er selbst durch innre Stärke freier geblieben war.

Copie nennt man die Vervielfältigung (von copia, Menge) einer schriftlichen Ausarbeitung oder eines Werks der bildenden Kunst. Im ersten Fall ist Copie Abschrift. Wir verlangen von dem Abschreiber, Copisten, in der Regel nur, daß er uns Wort für Wort der Urschrift wiedergebe, seine Handschrift sei, welche sie wolle; es gibt nur seltne Fälle, wo wir auch die Züge der Handschrift des Originals nachgemacht haben wollen. An die Copie eines Werks der bildenden Kunst machen wir hingegen die Anfoderung, jeder Zug, jede Linie, jeder Umriß, jeder Farbenton u. s. w. solle dem Urbilde so treu nachgebildet sein, daß die Abbildung an die Stelle des Abgebildeten treten könne, und das Urbild doppelt erscheine. Durch gute Copien von Meisterwerken wird der Genuß derselben natürlich mehr verbreitet. Wie kommt es nun, daß man gleichwohl mit dem Ausdruck Copisten in der schönen Kunst häufig einen ungünstigen Begriff verknüpft findet? Verdienen sie nicht vielmehr Dank, als Tadel? Man bemerke wohl, daß dieser Tadel sich nicht auf die Nachbilder von Meisterwerken bezieht, die man eben so wenig tadeln kann, als die gelungnen Nachbildungen selbst, sondern auf eine gewisse Art der Nachahmung. Alle bildende Kunst muß natürlich von Nachahmung ausgehn, weil sie ihre Vorbilder in der Natur hat; es fragt sich aber, wie der Künstler dabei verfährt. Es gibt eine freie Nachahmung und eine knechtische; bei jener übertrifft der Künstler durch Geschmack die Wirklichkeit, bei dieser verdoppelt er sie nur, ohne etwas hinzuzuthun oder wegzulassen, und dies Verdoppeln kann nur mit einer kleinlichen Aengstlichkeit bewerkstelligt werden, die sich mit vollendeter Kunstdarstellung durchaus nicht verträgt. Wie mit Nachahmung der Natur, so der Kunstwerke. Der Copist derselben bleibt lediglich beim Modell des Meisters stehen, darf nur mit dessen Augen sehen. Kein Wunder, daß man nun der Copie den Zwang ansieht, daß sie steif wird. Wenn aber gleichwohl Einer es nicht wagt, oder nicht vermag, auch bei eignen Darstellungen von Vorbildern, sei es der Natur oder der Kunst, sich zu entfernen; so ist der eigentliche Copist, und Niemand wird sich wundern, daß von solchem nicht eben so günstig gesprochen wird. Es springt in die Augen, daß er in der schönen Kunst nur tagelöhnert. Deshalb darf man aber nicht sogleich alles Copiren unbedingt verwerfen; das Copiren nach der Natur nicht, weil es dient, die Naturwahrheit sicherer zu erreichen, und das Copiren nach Werken guter Meister ist eine treffliche Uebung für Hand und Blick. Nur darf der Schüler freilich nicht dabei stehen bleiben, sondern muß auch den Verstand üben, nicht an einem einzigen Vorbilde haften, das Verfehlte wie das Gute seines Meisters erkennen, und zur Vergleichung mehrerer zur wahren Kunst sich erheben. So beginnt er mit Copiren, erhebt sich zur freien Nachahmung und endet

als Künstler. Ludwig Caracci wurde einst gefragt, welchen Maler er am meisten schätze? Den, antwortete er, der von den Besten das Beste sich zuzueignen versteht. (Malvasia Felsina Pittrice 3, 481.) S. übrigens Modell. dd.

Copir-Maschinen. Man hat allerlei Erfindungen gemacht, um sowohl Schriften, als Zeichnungen mechanisch copiren und vervielfältigen zu können. Unter den Copirmaschinen für Geschriebenes ist die Penna duplex, oder die doppelte Schreibfeder die einfachste und älteste, mittelst welcher man zwei Briefe auf einmal schreiben kann. Einen allgemeinern Gebrauch hat, besonders in England selbst, eine neuere Erfindung von Watt gefunden. Auf das zu copirende, frisch geschriebne Blatt wird ein eben so großes anders, durchscheinendes ungeleimtes Stück Papier gelegt, welches vorher angefeuchtet worden, und mit glattem Papier oben und unten bedeckt. Dies alles wird alsdann zwischen ein eigen dazu verfertigtes, mit Tuch überzognes Futteral zur Zusammenhaltung und Pressung gelegt, welches nun ein oder mehrere Male durch eine Walzenpresse gezogen wird. Auf dem ungeleimten Papiere erscheint dadurch ein Abdruck der Urschrift, welches durchscheinend gelesen werden muß. In England bedient man sich dieser Art zu copiren fast ausschließlich, und es ist nicht zu verkennen, daß sie, wenn man einmal in der Behandlung dabei und in dem gehörigen Grade des Anfeuchtens Fertigkeit und Sicherheit erhalten hat, sehr bequem ist.

Copten. Man hält die Kopten für Nachkommen der alten Aegypter; aber schon bei Eroberung des Landes durch die Araber bestanden sie aus einem Gemische von Persern, Griechen, Römern und andern Völkern. Seitdem haben sie sich fast ohne alle weitre Vermischung fortgepflanzt. Sie lebten in ganz Aegypten zerstreut, aber in einem verachteten und bedrängten Zustande, daher sie sich immer mehr und mehr vermindern. Man rechnet gegenwärtig noch 30,000 koptische Familien. Sie unterscheiden sich gar sehr von allen andern Aegyptern durch Bildung, Charakter, Gebräuche und Religion. Die koptische Sprache, von welcher der englische Orientalist Woide eine Grammatik und ein Wörterbuch herausgegeben hat, ist eine todte Sprache geworden. Die Kopten sind Christen von der Secte der Monophysiten (s. d. Art.)

Copuliren, verbinden; in kirchlicher Bedeutung: trauen, vermählen. In der Gärtnersprache, einen wilden Zweig und ein veredeltes Reiß von gleicher Dicke durch einen gleichmäßigen, schrägen Schnitt genau an einander fügen, und durch ein mit Baumwachs belegtes Band befestigen, wodurch dann bewirkt wird, daß die so vereinigten Theile zusammenwachsen, so daß der veredelte Reiß künftig die Krone des Stammes bildet. — Copulation, die Verbindung, die Vermählung, sowohl im kirchlichen Sinne, als in der Gärtnerei.

Coran (mit dem Artikel Alkoran), ist das, in arabischer Sprache geschriebne Religionsbuch der Mohammedaner. Er enthält Reden Mohammeds, Lobpreisungen Gottes, Ermahnungen, Widersprüche gegen Götzendiener und Christen, Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfälle und Erzählungen, in einer ungleichen, aber meist prächtigen, oft schwülstigen Sprache. Abubekr, Mohammeds Schwiegervater, hat ihn gesammelt. Dieses Buch hat von Gott, von der Vorsehung, der Zukunft, den Strafen und Belohnungen viel Herrliches, oft der Bibel Würdiges, und die darin enthaltnen Gesetze und Entscheidungen sind

den Bedürfnissen der Nation sehr angemessen. Nicht wenige Ideen des Koran sind unverkennbar aus der Bibel entlehnt. Die Einheit Gottes wird auf das Nachdrücklichste behauptet; auch Rechtschaffenheit, Milde gegen die Armen und Gastfreiheit dringend empfohlen. Die Lehre von einer absoluten Vorherbestimmung; die Lehre, daß der Mensch keine Linie breit von dem Wege abweichen könne, der ihm von der Stunde seiner Geburt an vorgezeichnet sei; die Schildrung eines wollüstigen Paradieses, und die Versichrung, daß der Tod für die Sache Gottes das sicherste Mittel sei, zu der Vergebung der Sünden und zu dem höchsten Himmel zu gelangen, mußte beitragen, den Kriegssinn der Mohammedaner zu entflammen. Mit Rücksicht auf das Klima des Landes werden häufige Reinigungen angeordnet, wird der Gebrauch berauschender Getränke beschränkt, die Vielweiberei aber gestattet. Abgesehen von dem Inhalte unterscheidet sich der Koran auch dadurch von der Bibel, daß er ein einziges Ganzes, nicht eine Folge historischer Urkunden ist. Die Abtheilungen des Koran heißen Suren. Zu allen Zeiten hat es unter den Mohammedanern eine große Menge von Erklärungen dieses heiligen Buchs gegeben.

Corai (Adamantius), eigentlich Korais, ein gelehrter Arzt und geschickter Hellenist, geboren zu Smyrna 1748. Nachdem er sich früh mit dem Studium der alten und neuern Sprachen beschäftigt, und schon in seiner Kindheit einen Katechismus aus dem deutschen in's griechische übersetzt hatte, ging er, um seine Bildung zu vollenden, 1782 nach Montpellier, wo er Medicin und Naturgeschichte studirte und Doctor ward. 1788 ließ er sich in Paris nieder. Er hat sich seitdem als Uebersetzer aus mehrern Sprachen, und Herausgeber verschiedner griechischer Schriftsteller ehrenvoll bekannt gemacht. Am berühmtesten ist seine Uebersetzung der hippokratischen Schrift über die Luft, das Wasser und die Ortsbeschaffenheit, Paris 1800, 2 Bde. 8., welche den zehnjährigen Preis gewann. Mehr über Corai in der neuen Folge dieses Lexikon oder der ersten Abtheilung des 11ten Bandes.

Corday d'Armans (Marie Aline Charlotte), geboren 1768 zu St. Saturnin bei Seez in der vormaligen Normandie. Mit der Anmuth ihres Geschlechts vereinigte sie einen seltnen Muth. Sie hat sich in der französischen Revolutionsgeschichte einen Namen durch die Ermordung des berüchtigten Marat gemacht. Sie liebte einen jungen Offizier in der Garnison zu Caen, und ward von ihm wieder geliebt. Von Marat als Verschworner gegen die Freiheit der Republik angeklagt, ward er durch bezahlte Bösewichter ermordet. Dies reizte Charlotte Corday zur Rache. Sie hatte beim Lesen der Geschichte der Vorzeit einen tiefen Haß gegen alle Unterdrücker eingesogen. Sie beschloß, ihrem Vaterlande ein Beispiel von Ergebenheit zu liefern, und Marat, den Urheber der Ermordung ihres Geliebten, den sie als das Haupt der Ungeheuer betrachtete, die man mit dem gräßlichen Namen: Blutsäufer (Buveurs de sang) bezeichnete, den Dolch in's Herz zu stoßen. Noch ein andrer Beweggrund erhob ihren Muth. Mehrere Deputirte (Barbaroux, Louvet, Gaudet u. A.), welche durch Marat (31. Mai 1793) verbannt worden, deren Talente sie achtete und deren politischen Meinungen sie anhing, appellirten vergebens an den Beistand der, unter den Schrecken der Zeit vernichteten Freiheit der Franzosen. Charlotte schwankte jetzt keinen Augenblick mehr. Sie verläßt ihre stille Heimath, kommt den 12. Jul. 1793 in Paris an, begibt sich zwei Mal in seine Wohnung, wird aber nicht vorgelassen. Mit ka-

ter und reiflicher Ueberlegung schreibt sie noch am Abend folgendes Billet an ihn: „Bürger! so eben komme ich von Caen. Ihre Liebe zum Vaterlande läßt mich voraussetzen, daß Sie mit Vergnügen über die unglücklichen Begebenheiten jener Provinz der Republik sich unterrichten werden. Ich werde mich zu Ihnen begeben; haben Sie die Güte, mich anzunehmen und mir auf einen Augenblick Zutritt bei Ihnen zu gestatten. Ich habe Ihnen wichtige Geheimnisse zu entdecken, und werde Ihnen Gelegenheit verschaffen, Frankreich einen großen Dienst zu leisten." Der folgende Tag kam, und mit einem Dolche in Busen trit sie in Marat's Wohnung, der, im Begriffe, aus dem Bade zu steigen, sogleich befiehlt, sie eintreten zu lassen. Die Versammlungen zu Calvados waren der erste Gegenstand der Unterhaltung; Marat hörte mit Begierde die Namen derjenigen, welche diese Zusammenkünfte belebten. „Alle diese, rief er, sollen bald auf dem Schaffotte büßen!" Er hatte sein eignes Todesurtheil gesprochen, denn im Augenblicke stieß Charlotte ihr Messer dem Schrecklichen in's Herz. Mit einem Schrei „mir das?" hauchte er auf der Stelle seine Seele aus. Sie aber stand ruhig, wie eine Opferpriesterin mitten in dem Tumulte der Diener und herzuströmenden Nachbarn. Sie ward in das Gefängniß der Abtei gebracht. Als ihr Begleiter den Pöbel, der sie umbringen wollte, an das Gesetz erinnerte, fiel sie in Ohnmacht. Beim Erwachen bezeigte sie sich verwundert, daß der Pöbel sie habe leben lassen, und daß solche Ungeheuer noch dem Gesetze gehorchen. Das Weinen der Weiber schmerzte sie tief, aber sie sagte: Wer sein Vaterland rettet, den kümmert es wenig, was es kostet. Man fand bei ihr eine Adresse an das Volk. Als sie vor der Abtei war, rannte ein Jüngling herbei mit der Bitte, ihn statt ihrer zu opfern; auch er mußte sterben. — Ihre erste Sorge war, ihres Vaters Verzeihung zu erflehen wegen des Kummers, den sie ihm mache, indem sie ohne seine Zuziehung über ihr Leben entschieden habe. Dann schrieb sie an Barbaroux. Beide Briefe zeugen von der höchsten Bildung des Geistes und den erhabensten Gesinnungen. „Morgen um 5 Uhr," schreibt sie dem letztern, „fängt mein Prozeß an und ich hoffe, noch denselben Tag mit Brutus und andern Alten im Elysium zusammenzukommen; denn die Neuern, da sie so schlecht sind, reizen mich nicht." — Vor dem Revolutionstribunal erschien sie mit würdevollem Anstande; ihre Antworten waren bestimmt und edel. Nichts war fähig ihre Ruhe zu stören; sie sprach von ihrer That wie von einer gegen das Vaterland erfüllten Pflicht. Ihr Vertheidiger (Chaveau-Lagarde), voll Erstaunens über solchen Muth, rief aus: „Ihr hört die Angeklagte selbst! Sie gesteht ihr Verbrechen, sie bekennt, daß sie es mit kaltem Blute vorher überlegt gehabt, sie verhehlt keinen Umstand, sie selbst will keine Rechtfertigung! Diese unerschütterliche Ruhe, diese gänzliche Verleugnung ihrer selbst, diese Zeugen der innersten Gewissensruhe, sie sind nicht in der Natur! Diese Erscheinungen sind nur aus der politischen Schwärmerei zu entziffern, welche ihr den Dolch in die Hand gab! An Euch Bürger Geschworne! ist es nun, zu urtheilen, von welchem Gewichte diese moralische Ansicht in der Wagschaale der Gerechtigkeit sei!" Was hätte er auch wohl sagen können? Was er sprach, konnte unmöglich auf die blutdürstigen Richter Eindruck machen, und hier war ja ein Angriff auf die öffentliche Sicherheit und Ordnung, der selbst gegen den Böswicht nicht Statt finden darf, zu bestrafen! Doch wußte Charlotte das Benehmen ihres Vertheidigers zu würdigen. Als sie verurtheilt worden

Digitized by Google

war, wandte sie sich an ihn mit den Worten: „Sie haben mich eben so fein, als edel vertheidigen wollen, und dies allein war meiner Lage angemessen. Ich danke ihnen dafür, und gern möchte ich ihnen ein Zeichen der Achtung geben, die Sie mir eingeflößt haben. Diese Herren unterrichten mich jedoch so eben, daß mein Vermögen verfallen ist; aber es bleiben mir im Gefängnisse noch kleine Schulden zu bezahlen, und diese Pflicht übertrage ich hiermit Ihnen!" — In einen rothen Mantel gehüllt, ward sie nun auf das Blutgerüste geführt; mit lächelnder Miene ging sie durch das Volk, für das sie starb, und von dem sie verwünscht wurde. Diese ruhige Fassung behielt sie bis zum letzten Augenblicke. Aus der gaffenden Volksmenge rief eine Stimme in höchster Verwunderung solchen Muthes: „Seht, sie ist größer, als Brutus!" Es war ein Abgeordneter der Stadt Mainz, Namens Adam Lux; begeistert schrieb er an das Tribunal, und verlangte zu sterben, wie Charlotte Corday. Sie starb unter dem Beile der Guillottine am 17. Julius 1793. Man vergl. den Art. Marat.

Cordeliers. 1. Eigentlich versteht man darunter einen Mönchsorden, welcher zu den Franziscanern gehört. (S. Franziscaner.) 2. In den ersten Jahren der französischen Revolution (1792—1794) führte diesen Namen von ihrem Versammlungsort, eine Gesellschaft Männer, welche sich im Jacobiner-Clubb bekannt gemacht hatten, weil sie in ihren Reden und Handlungen alle Mäßigung überschritten. In diesem Clubb der Cordeliers erhoben Marat und andre, ihm ähnliche Wüthriche sehr bald ihre Stimmen; Danton, dem gewisse Talente nicht abzusprechen waren, verschaffte dem Clubb erst Ansehn. Camille-Desmoulins gehörte auch zu den Häuptern dieser Gesellschaft. Er gab, unter dem Namen des alten Cordeliers, ein Volksblatt heraus, worin er vorzüglich gegen die sogenannten Ultrarevolutionisten zu Felde zog, und den berüchtigten Hebert und seine Genossen zu entlarven suchte. Da er aber nachher, zugleich mit Danton, das Unglück hatte, selbst eingekerkert und hingerichtet zu werden: so gerieth die Gesellschaft in Abnahme. Zu der Zeit, da die Jacobiner in ihrer Sitzung aufgehoben wurden, waren die Cordeliers schon lange in Vergessenheit.

Cordilleras, auch Andes, eigentlich Cordilleras de los Andes, eine Kette von Gebirgen, welche der Länge nach von der darischen Erdenge bis zur magellanischen Straße über 650 Meilen weit sich erstreckt, und deren höchste Gipfel, ehe man die Gebirge des mittlern Asiens näher kannte, für die erhabensten Punkte auf der Erdkugel gehalten wurden. Die Spanier nennen diese Alpenkette Cordilleras, da sie kettenförmig sich ausdehnen, und fast in rechten Winkeln drei Hauptäste ausschicken. Die erste dieser Nebenketten entsteht nicht weit von der darischen Erdenge, und geht längs der Küste von Venezuela bis an den Magdalenenstrom und die Insel Trinidad. In dieser Kette findet man die Schneeberge Sierra Nevada und Santa Martha von 14,000 und Merida von 15,000 Schuhen. Zwischen diesen höchsten Gipfeln dehnen sich Bergebenen, die man Paramos nennt, 4 bis 5, auch 9000 Schuh über die Meeresfläche aus. Die zweite Seitenkette wird von v. Humboldt die Cordilleras der Wasserfälle des Orinoko genannt. Er untersuchte sie hundert Meilen weit bis an den großen Bara. Der übrige Theil dieser Kette ist gänzlich unbekannt, fast unzugänglich und von wilden Völkerstämmen besetzt. Sie verläßt den großen Stamm der Andesgebirge zwischen dem dritten und sechsten Grad südlicher Breite, erhebt sich, indem sie ostwärts fort-

geht, zu bedeutenden Höhen, woraus mit ungeheuern Katarakten große Ströme entſpringen, und enthält beſonders die noch von keinem Europäer geſehenen Quellen des Orinoko. Denn die Gegenden dieſer Quellen bewohnen höchſt kriegeriſche und kannibaliſche Völker. Jenſeits dieſer Einöden iſt dieſe Alpenkette durch einen Spanier, Don Antonio Santos, bekannter geworden, der mit bewundernswürdigem Muthe dieſe Reiſe unternahm, indem er nackt, wie ein Wilder, ſeinem Körper die beliebte Kupferfarbe gab, und ſich übte, alle Dialekte dieſer Völker zu ſprechen. Bis nach Guyana erſtreckt ſich dieſe Gebirgskette, und der ſogenannte goldne Berg, Eldorado, gehört zu ihr, von leichtgläubigen ältern Reiſenden ſo genannt, ungeachtet das vorgebliche Gold nur ein gelber, glänzender Glimmerſchiefer iſt. Die zweite Kette erhebt ſich nicht zu einer bedeutenden Höhe; die meiſten Berge haben nur 4000 Fuß, und ſind mit Palmen, Ananas und köſtlichen Schlingpflanzen ſo bedeckt, daß Niemand durchdringen kann. Ein einziger feuerſpeiender Berg, Duida, erhebt ſich bis zu 8465 Schuh über die Meeresfläche. Merkwürdig iſt, daß dieſe ganze Seitenkette bloß aus Urgebirgen beſteht, und daher gar keine Verſteinerungen oder Ueberreſte aus der Vorwelt enthält. Die dritte Seitenkette, die der große Rücken der Andes ausſchickt, ſind die Gebirge von Chiquitos, welche ſich zwiſchen dem 15ten und 20ſten Grad S. B. nach Oſten erſtrecken, und den Flüſſen ihren Urſprung geben, die in den Maranon und den Plata fallen. Dieſe verbinden die Rieſenhäupter der Andes in Peru mit den Bergen von Braſilien und Paraguay. Es wird aber ganz Südamerika durch dieſe drei großen Gebirgzüge in eben ſo viele ungeheure Flächen getheilt, welche weſtwärts durch den Hauptrücken der Andes geſchloſſen, gegen Oſten zu bis an den atlantiſchen Ozean offen ſind. Die nördlichſte Fläche iſt das niedrige Thal des Orinoko, worin Neuandaluſien und Guyana liegen; die zweite Fläche iſt das waldreiche Thal des Maranon, wozu noch das nördliche Braſilien gehört; die ſüdliche Ebene bildet die viehreichen Pampas, welche ſich bis nach Rio-Janeiro und Buenos-Ayres erſtrecken. Der Hauptrücken der Andes erhebt ſich in der Gegend von Quito über 20,000 Schuh hoch. Der Chimboraſſo iſt der höchſte unter allen. Er erhebt ſich bis auf 20,142 Schuh. v. Humboldt erſtieg ihn den 28. Juni 1802 bis zu 18,192 Schuhen. Ihm zunächſt ſteht der Antiſana, der ſich auf 17,958, und der Cotopaxi (ſ. den Art.), der ſich auf 17,712 Schuh erhebt. Auch der Pichincha gehört zu dieſen Rieſen, doch beträgt ſeine Höhe nur etwas über 15,000 Schuh. Dieſe Gebirge ſtehen faſt alle wenig ſüdlich vom Aequator, zwiſchen Quito und Lora, von der Südſee kaum 25 bis 30 Meilen entfernt. Ihre gefrornen Häupter beſtehen faſt durchgehends aus Porphyr, der eine Höhe von 10 bis 12,000 Schuhen einnimmt; dagegen findet man Granit nur bis etwa über 11,000 Schuh über der Meeresfläche. Sie ſind die Behälter eines unermeßlichen Brennſtoffs, der in fürchterlichen Erdbeben ausbricht, wobei nicht bloß Lava und verſchlackter Baſalt, ſondern auch ganze Ströme Waſſer, viel Thon, und ſelbſt eine Menge todter Fiſche ausgeworfen werden. Sehr oft brauſen aus dieſen Vulcanen, wie aus den Fabelhöhlen des alten Aeolus, fürchterliche Sturmwinde hervor, die alles zu Boden werfen, was ihnen entgegenſteht. Dabei ſind dieſe Gebirge äußerſt reich an Metallen aller Art, Blei allein ausgenommen. Außer der Platina iſt ihnen ein ſonderbares Erz eigen, welches aus Thon, Eiſenkalk, ſalzſaurem und gediegnem Silber beſteht. Ungeachtet der außerordentli-

chen Höhe jener Gebirge, ungeachtet die Schneelinie bei 15,000 Schuhen anfängt, und die Spitze des Chimboraſſo alſo über 5000 Schuh hoch mit ewigem Schnee bedeckt iſt: ſo gibt es doch in den Andesgebirgen keine Gletſcher, weil unter dem Aequator die Temperatur ſich faſt immer gleich iſt und die Sonne das ganze Jahr hindurch faſt mit gleicher Stärke ſcheint. Daher kommen auch in den Andesthälern nie die fürchterlichen Lavinen vor, denn die immer gleiche Temperatur macht, daß ſich weder große Schneemaſſen anhäufen, noch auch zu andern Zeiten wegſchmelzen können. Dagegen unterſcheidet ſich der Eindruck, den die Andes machen, von dem der europäiſchen Alpen durch die ungeheuern Felſenſpalten, die bisweilen eine Tiefe von mehr, als 4000 Schuhen haben, und dabei ganz ſenkrecht ſind. Eine ſolche Felſenſpalte, Ikononzo genannt, durch welche der Summa Paz fließt, iſt wegen einer natürlich gewölbten Brücke merkwürdig, welche 300 Schuh über dem Fluſſe ſich 50 Fuß lang, 40 breit und 8 Schuh dick von einem Felſen zum andern erſtreckt. Nur im höhern Virginien gibt es ein ähnliches Naturwunder. Ein ungeheurer Kalkfelſen nämlich, deſſen ſenkrechte Wände 230 Schuh hoch ſind, bildet eine Spalte von 90 Fuß Breite, die oberwärts durch ein ſo dickes Bogengewölbe überbaut iſt, daß ehedem die ſchwerſten Laſtwagen drüber gingen. Künſtliche Brücken über dieſe ſchrecklichen Schlünde der Andes machen die Eingebornen aus Stricken, wozu ihnen die zähen Faſern der amerikaniſchen Agave den Stoff liefern. Dieſe hängenden Brücken bedecken ſie mit Rohr oder Schilf, und geben ihnen einen ſchmalen Rand von Flechtwerk. Furchtlos laufen ſie dann auf dieſen ſchwankenden Brücken über die ungeheuern Abgründe hinweg. Unter den merkwürdigen Waſſerfällen, welche die Ströme der Andes bilden, iſt beſonders der Tequendama in Bogota zu nennen. Vierzig Fuß breit ſtürzt das Waſſer in zwei Abſätzen 600 Schuh hoch in ein tiefes Becken hinab und verſchönert die, an ſich reizende Landſchaft außerordentlich.

Cordon (Schnur), heißt im militäriſchen Sinne diejenige Stellung der Truppen, wodurch ſie eine ununterbrochene Linie, gleichſam eine Truppenſchnur, bilden, um entweder ein Land vor feindlichen Einfällen, oder auch bei ausbrechenden, anſteckenden Krankheiten vor Einführung oder Ausbreitung derſelben zu verwahren.

Cordova, am Guadalquivir, eine alte berühmte Stadt in der ſpaniſchen Provinz Nieder-Andaluſien, und der Hauptort eines nach ihr benannten Diſtricts, ſonſt eines kleinen mauriſchen Königreichs, mit ungefähr 30,000 Einwohnern (4° 45′ 45″ W. L. von Greenwich, 37° 52′ 13″ N. B.) Cordova iſt amphitheatraliſch am ſanften Abhange des Gebirges erbaut, bildet ein längliches Viereck und iſt mit Mauern und mächtigen Thürmen umgeben. Ein Theil der Stadt iſt römiſchen, ein andrer mauriſchen Urſprungs; der Umfang iſt ſehr bedeutend, aber viele Gebäude ſind gänzlich verfallen, und eine Menge von Gärten nimt einen großen Theil des bewohnbaren Raumes weg. Die Vorſtädte ſind faſt ſo weitläufig, wie die Stadt. Die Straßen ſind eng, krumm und ſchmuzig. Dagegen iſt die Plaza Mayor, der Hauptmarktplatz, durch ſeine Größe, ſeine Regelmäßigkeit und die Schönheit der ihn umgebenden Säulengänge ausgezeichnet. Die Ueberbleibſel des Wohnſitzes der alten mauriſchen Könige machen einen Theil des jetzigen erzbiſchöfflichen Palaſtes aus. Das merkwürdigſte Gebäude in Cordova iſt die Domkirche, eine ehemalige, zu Ende des 7. Jahrh. von König Abderhaman erbaute pracht-

volle Moſchee, deren wunderbar verbundne, theils achteckige, theils runde Kuppen, von beinahe 1000 Jaſpis- und Marmorſäulen getragen werden, welche im Innern 19 Säulengänge bilden. Die Brücke über den Strom ruht auf 16 Bogen und iſt von den Mauren erbaut. — Cordova hat zu allen Zeiten ſtarken Handel getrieben, und ſchon zur Zeit der Mauren ward das hier, ausſchließlich bereitete Glanzleder (Corduan) weit und breit verſandt In welchen Jahren die Römer den Grund der Stadt (Colonia Patricia, ſpäter Corduba) gelegt, iſt nicht bekannt. Im J. 572 ward ſie von den Gothen erobert, und 692 von dem mauriſchen Feldherrn Abderhaman in Beſitz genommen, welcher hernach ſich ſeiner Lehnspflicht gegen den Kalifen von Damascus entzog, und Cordova zu ſeiner königlichen Reſidenz erhob. Die Provinz Cordova umfaßt, außer dem fruchtbaren und ſchönen Thale das Guadalquivir, die, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge der Sierra Morena.

Corea (Korea), von den Einwohnern Tio-cen-koak, von den Chineſen Tſchaoſien oder Kao-li, von den Japanern aber Tſioſye, Korey oder Fakkuſai genannt, iſt eine große längliche Halbinſel, die zwiſchen China und den japaniſchen Inſeln liegt, und gegen Mitternacht theils an die ſogenannte öſtliche Tatarei, theils an die chineſiſche Provinz Quanton oder Leao-tong ſtößt, auf den übrigen drei Seiten aber von dem japaniſchen, chineſiſchen und gelben Meere umgeben iſt, vom 34. bis zum 43. Grade der Breite, und vom 142. bis zum 148. Grade der Länge reicht und einen Flächenraum von 4000 Q. M. enthält. Den nördlichen Theil nehmen unzugängliche, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge und ungeheure Wälder und Wüſten ein, nach Süden zu wird das Land angenehmer, fruchtbarer und bewohnter. Hier gewinnt man Reis, Hirſen und andere Getreidearten, auch Hanf, Baumwolle, Seide. Außerdem hat Korea Eiſen-, Blei-, Silber- und Goldbergwerke, Perlen-Fiſchereien und Ueberfluß an zahmen und wilden Thieren. Die Koreaner ſind eine Vermiſchung von Mantſchu-Tunguſen und Chineſen, wohlgebildet und in Sitten und Lebensweiſe den Chineſen ſehr ähnlich. Sie treiben Handel nach China und Japan, aber mit Europäern haben ſie keinen Verkehr. Das Oberhaupt iſt ein König, der zwar ein Vaſall von China iſt, und jährlichen Tribut dahin zahlt, übrigens aber völlig unumſchränkt und ziemlich despotiſch regiert. Die ganze Halbinſel wird in acht Provinzen getheilt, die der König durch Statthalter verwalten läßt. Die Hauptſtadt von ganz Korea und die Reſidenz des Königs heißt Kingkitao.

Corelli (Arcangelo) war in Fuſignano, einer Stadt nicht weit von Imola, im Gebiete von Bologna 1653 geboren, und entwickelte ſchon früh ſeine Neigung, ſo wie ſein Talent für die Muſik. Sein erſter Lehrer in den Elementen dieſer Kunſt und im Generalbaß war Matteo Simonelli, ein Sänger der Peterskapelle zu Rom. Wie dieſer für die Kirchenmuſik, ſo bildete ihn nachher Baſſano zu Bologna für die weltliche Muſik. Die Violine war ſein Hauptinſtrument, und er brachte es auf derſelben zu einer faſt wunderbaren Fertigkeit. Die Erzählung, daß er in ſeinem zwanzigſten Jahre nach Paris gegangen und von Lully aus Eiferſucht von dort vertrieben worden, erklärt Burnay für ungegründet. 1706 unternahm er eine Reiſe nach Deutſchland, war einige Zeit in Dienſten des Kurfürſten von Baiern, und kehrte nach etwa fünf Jahren in ſein Vaterland zurück. Seine Virtuoſität auf der Geige machte ſeinen Namen durch ganz Europa berühmt. Er wußte ſein Inſtrument mit tiefer Einſicht und einer

Digitized by Google

unglaublichen Fertigkeit zu behandeln. Die Sprünge und tändelnden Verzierungen andrer Violinſpieler waren ihm fremd. Sein Vortrag hatte einen eigenthümlichen Charakter, voll Anmuth und Ausdruck; ſein Ton war feſt und gleich. Einer der vorzüglichſten Gönner Corelli's in Rom war der Kardinal Ottoboni. Corelli bildete und leitete, nach Crescentini's Angabe, jene berühmte muſikaliſche Akademie, die alle Montage in dem ottoboniſchen Palaſte gehalten wurde. Durch ſeine Sonaten und Concerte ward er gleichſam Schöpfer einer neuen Harmonie, zumal für ſein Inſtrument. Er ſtarb 1713 und hinterließ, außer einem beträchtlichen Vermögen, eine koſtbare Gemäldeſammlung, welche der Kardinal Ottoboni erbte.

Corfu (ehemals Corcyra), eine Inſel im joniſchen Meere, der Küſte von Albanien gegenüber, enthält auf 9 Q. Meilen 60,000 Einwohner, meiſtens Griechen. Der nördliche Theil der Inſel iſt ſehr fruchtbar an Wein, Oel, Honig, Gartenfrüchten, beſonders Feigen ꝛc., aber weil das Eigenthum ſo wenig getheilt iſt, iſt der größte Theil der Oberfläche unbenutzte Heide, und einiger Marſchboden iſt weder bedeicht, noch entwäſſert und daher für die Nachbarſchaft höchſt ungeſund; faſt alles Getreide und Fleiſch bezieht die Inſel aus Morea. Die Schönheit der Gegend und die Vortrefflichkeit des Klimas beſingt ſchon Homer; die berühmten Gärten des Alcinous waren auf dieſer Inſel. Die Hauptſtadt gleiches Namens hat 14,000 Einwohner und iſt gut befeſtigt. Eine ſtarke Citadelle vertheidigt den Hafen, der für Kriegsſchiffe aller Art geräumig und ſicher iſt (ſ. den Art. Joniſche Inſeln).

Corilla; ſ. Improviſatoren.

Corinna, die Tochter des Achelodoros zu Tanagrä in Böotien geboren, war eine Zeitgenoſſin des Pindar, den ſie in einem feierlichen Wettſtreite zu Theben beſiegt haben ſoll, daher ihr Bild, durch eine Siegerbinde ausgezeichnet, im Gymnaſium zu Tanagrä aufgeſtellt war. Nach Pauſanias, der dies erzählt (IX, 22), war ſie ſo ſchön, daß wohl ihre Reize auf das Urtheil eingewirkt haben könnten. Wahrſcheinlich erwarb ihr die Zartheit und Weichheit ihrer Geſänge den Beinamen der Fliege in demſelben Sinne, wie Sappho und Erinna Bienen genannt wurden. Von den fünf Büchern Gedichten, welche die Alten ihr zuſchreiben, ſind uns nur wenige Fragmente erhalten. Welker hat in Creuzer's Meletem. e disc. antiquit. II., 10 ff. die Nachrichten über ſie zuſammengeſtellt und kritiſch gewürdigt.

Corinth, (Korinth) türkiſch Koritho, jetzt nach neuern Verheerungen in Morea eine Stadt von kaum 2000 Einwohnern. Ruinen, Weinberge, Felder, Haus- und Oelgärten liegen zwiſchen den einzelnen Häuſergruppen an der, zwiſchen den Meerbuſen von Aegeia und Lepanto ſich erſtreckenden Landenge. Die Ruinen dieſer, vormals prächtigſten Stadt in Griechenland beſtehen aus verſunkenem Gemäuer und wankenden Säulen, die nichts mehr tragen. Verſchüttet iſt der nördliche Hafen Lechäon am korinthiſchen Meerbuſen, eben ſo iſt der öſtliche, Cenchrea, am ſaroniſchen und nur noch Spur vom ſeichteſten Schoenos, ebenfalls nördlich belegen, der nichts als eine Key für Marktverbrauch der prächtigen Stadt war, iſt noch zu ſehen. Die Häfen ſind nur Sümpfe, welche die Luft verpeſten. Ein gemeinſchaftliches Schickſal aller alten griechiſchen Städte. Die jetzigen Kirchen, die Moſcheen und die Privathäuſer ſind aus den Bruchſteinen des alten Korinths wieder erbaut worden. Für die Türken hatte nur die Feſtung Akrokorinthos Werth. Dieſe war daher von ihnen noch einigermaßen erhalten wor-

Digitized by Google

den. In der langen, letzten griechischen Belagerung wurde sie indeß sehr beschädigt. Der Aeolier Sysiphus war Gründer des alten Korinths, seinem Stamm folgten die Herakliden, diesen die Aristokratie der Bachiden und dieser eine reine Volksdemokratie, die sich an die Spitze des achäischen Bundes stellte. Mit Mäßigung verfuhr dieser Bund, aber Roms Aristokratie duldete wohl Könige und Aristokratien, aber keine Demokratien in der Nähe, für die Roms Patrizier immer Abneigung empfanden. Der Consul Mummius zerstörte die Hauptstadt des demokratischen Bundes von Grund aus. Erbaute gleich Julius Cäsar wegen der trefflichen Handelslage die Stadt Korinth wieder: so vermochte er doch nicht, Wohlhabenheit in ihre Mauern zurückzurufen. — Das alte Korinth gab der zierlichsten Säulenordnung den Namen. Korinthisch nannte man alle innern Einrichtungen des Luxus und Reichthums im Innern der Paläste. Die Byzantiner hatten ein eignes Hofamt des sogenannten corinthiarii, der auf die innern Schmuckmobilien die Aufsicht führte. Arm war gegen Korinth das sonst freilich gebildetere Athen, dessen Luxus vorherrschte in allem, was öffentlichem oder gemeinnützigem Gebrauch gewidmet war. Auch in Ausschweifungen zeichneten sich Korinths Hetären vor den Athenerinnen aus, und umgaben sich mit einem Aufwand, der die Liebhaber verarmte. — Es war in Korinth Mode der guten Gesellschaft, eine theure Hetäre, wie unter den vornehmen Türken ein Serail, zu unterhalten. Die berühmte Landenge ist ein schmaler Bergrücken, wo die isthmischen Spiele in dem Fichtenhaine vor dem Tempel des Neptun gefeiert wurden. Der Preis der Sieger bestand in einem Fichtenkranze, aber dafür prangten bis zur Zerstörung des heiligen Hains zwischen seinen ehrwürdigen Bäumen die Bildsäulen der Sieger zum Andenken für die Enkel. — Zu den wenigen vernünftigen, aber eben daher unvollendet gebliebnen Verwaltungsplanen des römischen Nero gehört die unter seiner Regierung begonnene Durchgrabung der korinthischen Landenge, von der man noch Spuren sieht. Diese Durchgrabung blieb unausgeführt, weil der kleinliche Neid der moralisch-bessern Nachfolger sonderbar genug es anstößig fand, das Gemeinnützige zu vollführen, was ein Scheusal der Menschheit zufällig ausgeheckt hatte.

Corinthen, s. Rosinen.

Corinthisches Erz, war lange vor der Zerstörung Korinths in Griechenland bekannt, vielleicht war es sogar ein Naturerzeugniß und auf jeden Fall, nach der Beschreibung der Alten, messingartig. — Korinthischer Hauptsaal heißt in der Baukunst ein großer Saal mit einem Tonnengewölbe, das auf Säulen ruht, und dessen Abseiten auf beiden Seiten mit Felderdecken versehen sind. — Korinthische Höfchen sind Säle, welche 8 Säulen weit lang und breit sind und rund herum Flügel haben, die eine Säulenweite groß sind. Diese 20 Säulen deckt ein Pultdach. — Das korinthische Vorhaus hat Abseiten korinthischer Art, deren Vorhaus in der Mitte gleichsam ein Schiff hat, das durch Säulen korinthischer Ordnung von den Abseiten unterschieden wird. Unter Abseiten versteht man alles was nicht zum Hauptgebäude gehört, auch die der Vorderseite entgegengesetzte Seite eines Gebäudes. — Corinthische Säulenordnung; s. Säulenordnung.

Coriolan. Dieser große Römer erwarb durch seine Tapferkeit anfänglich seinem Vaterlande die glänzendsten Vortheile, brachte es aber nachher aus Rachsucht und Ehrgeiz an den Rand des Verderbens,

Digitized by Google

bis die Thränen seiner Mutter seinen Starrsinn beugten und Rom retteten. Sein eigentlicher Name war Cajus Marcius, den Beinamen Coriolan aber erhielt er, als die Hauptstadt der Volscer, Corioli, fast durch ihn allein erobert worden war. Gleich darauf erfochten die Römer durch seine Tapferkeit einen wichtigen Sieg gegen die Antiater, wofür der Consul Cominius ihn mit einer goldnen Kette belohnte. Diese glänzenden Thaten hatten ihm die Liebe des Volks gewonnen, die er jedoch eben so bald wieder verscherzte, als er bei einer, in Rom ausgebrochnen Hungersnoth (Jahr Roms 263, vor Chr. Geb. 491) sich an die Spitze der Patrizier stellte, um dem Volke die früher errungnen Vorrechte wieder zu entreißen, und sogar den Vorschlag machte, das aus Sicilien angekommene Getreide nur unter der Bedingung dem Volke mitzutheilen, daß das Tribunat wieder abgeschafft würde. Erbittert foderten ihn die Tribunen vor ihren Richterstuhl, suchten, da er nicht erschien, sich seiner Person zu bemächtigen, und verurtheilten ihn endlich, da auch dieser Versuch mißlang, vom tarpejischen Felsen gestürzt zu werden. Die Patrizier aber retteten ihn, und man beschloß jetzt, seine Sache vor dem Tribunale des Volks auszumachen. Coriolan erschien und antwortete auf die Anklage der Tribunen, die ihn der Tyrannei und des Strebens nach der königlichen Gewalt beschuldigten, durch die einfache Aufzählung seiner Thaten und dem Vaterlande erwiesenen Dienste. Er zeigte seine mit Narben bedeckte Brust und rührte die Menge bis zu Thränen. Da er indeß die Beschuldigungen nicht entkräften konnte, vorzüglich die, daß er einem römischen Gesetze zuwider die Beute unter die Soldaten vertheilt habe, statt sie dem Quästor zu überliefern, gelang es doch den Tribunen, seine Verbannung zu bewirken. — Für dieses ihm ungerecht scheinende Urtheil beschloß er, an dem undankbaren Vaterlande Rache zu nehmen, ging zu Roms erbittertsten Feinden, den Volscern, und bewog sie, Rom noch vor Ablauf des Waffenstillstandes zu bekriegen. Er selbst wurde nebst Attius zum Anführer des Heeres ernannt, welches plötzlich die Feindseligkeiten anfing, und mit siegreichen Waffen die Städte Latiums sich unterwarf. Schon war Lavinium gefallen und das volscische Lager im Angesichte Roms bei Fossa Cluilia aufgeschlagen, ohne daß ein Heer zur Rettung der Stadt aufgestellt werden konnte. Schrecken herrschte überall. Die von dem Senat abgeschickte Gesandtschaft kehrte mit der Antwort zurück, daß Rom nur durch die Abtretung des, den Volscern bisher abgenommenen Gebiets den Frieden erkaufen könne. Eine zweite Gesandtschaft richtete eben so wenig aus, und als endlich auch die in feierlicher Procession an ihn abgesendeten Priester und Augurn unverrichteter Sache zurückkehrten, stieg die Verzweiflung auf's äußerste. Die Männer liefen nach den Mauern, während die Weiber in den Tempeln Roms Rettung von den Göttern zu erflehen bemüht waren. — Da wandte sich Valeria, die Schwester des Valerius Publicola, wie von einer göttlichen Eingebung begeistert, zu den andern Frauen, und ermahnte sie, zu versuchen, ob sie nicht durch Thränen einen Mann zu erweichen vermöchten, der männlichen Bitten nicht habe nachgeben wollen. Sie begaben sich zum Hause der Veturia, der Mutter Coriolans, wo sie auch die Volumnia, seine Gemahlin fanden, und bewogen beide, mit ihnen hinauszuziehen, um einen letzten Versuch auf das Herz des Siegers zu machen. Der Senat bewilligte den Entschluß, und die Frauen Roms, die Veturia und Volumnia, nebst ihren Kindern, an der Spitze, begaben sich zu

Coriolan. Dieſer, ſobald er ſeine Mutter, ſein Weib und ſeine Kinder erkannt hatte, befahl ſeinen Lictoren, die Fasces vor ihnen zu neigen, und empfing ſie unter Thränen und zärtlichen Umarmungen. Ihren Bitten aber widerſtand er anfangs, und foderte ſie auf, das falſche Rom zu verlaſſen und zu ihm zu kommen. Dagegen ließ ſeine Mutter nicht ab, ihn mit Bitten zu beſtürmen, umfaßte ſeine Knie, foderte ihn auf, ſeinem Vaterlande einen ehrenvollen Frieden zu gewähren, und ſagte ihm, daß er nur über ihren Leichnam in die Thore Roms einziehen könne. Da konnte er nicht länger widerſtehen, hob gerührt ſeine Mutter auf und geſtand, daß er durch ſie entwaffnet ſei. Er führte ſein Heer zurück, und ward, als er ſich in der Verſammlung der Volſcer deshalb rechtfertigen wollte, in einem, von Attius erregten Auflaufe ermordet. Roms Senat aber ließ auf öffentliche Koſten einen Tempel dem Glücke der Weiber auf eben der Stelle erbauen, wo Veturia zum Heile Roms ihren Sohn erweicht hatte, und ernannte dieſe zur erſten Prieſterin des Heiligthums.

Cork, 8° 28′ 15″ W. Länge von Greenwich, 51° 53′ 54″ N. B., an der Mündung des Lee, mit 8600 Häuſern und gegen 90,000 Einwohnern, die zweite Stadt in Irland. Das Klima iſt ungeachtet der ſüdlichen Lage feucht und neblicht. Cork war im 6. Jahrh., wahrſcheinlich von den Dänen, urſprünglich auf einer kleinen Inſel des Lee gegründet, und ſtand noch bis ziemlich ſpät bloß durch 2 Brücken mit dem feſten Lande in Verbindung. Seitdem aber hat ſich die Stadt zu beiden Seiten des Stromes beträchtlich ausgebreitet, und noch 5 Brücken ſind zu jenen erſten beiden hinzugekommen. — Cork iſt reinlich und gut gebaut, aber ſelbſt in den öffentlichen Gebäuden ohne Pracht. — Der ſehr bedeutende Ausfuhrhandel der Stadt beſteht hauptſächlich in geſalznem Rind- und Schweinefleiſch, Butter, Talglichtern, Seife und gegärbten ſowohl, als rohen Rindshäuten, in Branntwein, Segeltuch, leinen und wollen Garn, Lein- und Glas-Waaren. Der Hafen von Cork (Cork-Cove), 3 Stunden unterhalb der Stadt, iſt wegen ſeiner Sicherheit und Bequemlichkeit ſeit langer Zeit berühmt. Die Einfahrt, ſchmal und tief, wird durch zwei ſtarke Forts von beiden Seiten vertheidigt; auch ſind ſeit einiger Zeit große Summen auf die Befeſtigung zweier kleinen Inſeln verwendet worden, deren Geſchütz die Einfahrt beſtreicht. Im 12. Jahrh. erkannte Cork die Oberherrſchaft Heinrichs II. an.

Cornaro (Lodovico), merkwürdig wegen des hohen Alters, das er durch eine mäßige und nüchterne Lebensweiſe erreichte, war aus einer vornehmen venetianiſchen Familie, die ihrem Vaterlande mehrere Dogen und der Inſel Cypern im 15. Jahrh. eine Königin gegeben hat, welche bei ihrem Tode das Königreich den Venetianern hinterließ. Lodovico Cornaro ſtarb zu Padua 1566, 104 Jahr alt, ohne Todeskampf ſanft entſchlummernd. Schon in ſeinem fünf und zwanzigſten Lebensjahre wurde er von Magenübeln, von der Gicht und einem langſamen Fieber befallen und trotz aller angewandten Mittel blieb ſeine Geſundheit ſchlecht bis zu ſeinem vierzigſten Jahre. Er entſagte endlich dem fernern Gebrauche der Arzneimittel, und da ihn die Erfahrung belehrt hatte, welchen Einfluß jede Unregelmäßigkeit auf ſeinen Körper habe, beſchränkte er ſich auf die größte Mäßigkeit, von der er nie wieder abwich. Er erzählt die guten Wirkungen davon in ſeinem Buche: Von den Vortheilen eines nüchternen Lebens. Zwar ſind die Vorſchriften Cornaro's nicht auf alle Naturen anwendbar, aber ſeine allgemeinen Grundſätze werden ſich ſtets bewährt finden. Seine Krank-

Digitized by Google

heiten verschwanden schnell, und machten einer festen Gesundheit, verbunden mit einem Gefühle des Wohlbefindens und der Zufriedenheit, Platz, die er bis dahin nicht gekannt hatte. Außer dem genannten Werke schrieb er noch drei andre Abhandlungen über denselben Gegenstand. In seiner Schrift über die Geburt und den Tod des Menschen, die er in seinem 95sten Jahre verfaßte, entwirft er von sich selbst folgendes Gemälde: Ich bin gesund und wohlauf, wie man es mit 25 Jahren ist, ich schreibe täglich sieben oder acht Stunden: die übrige Zeit gehe ich spazieren, unterrede mich, oder wohne einem Concerte bei. Ich bin heiter, alles, was ich esse, schmeckt mir. Meine Phantasie ist lebhaft, mein Gedächtniß stark, mein Urtheil gut, und was in meinem Alter Verwunderung erregt, meine Stimme stark und wohlklingend.

Corneille (Peter), der Schöpfer des französischen Trauerspiels und der ältste in der Zeitfolge unter den Schriftsteller, welche das Zeitalter Ludwig XIV bildeten, war am 6. Juni 1606 zu Rouen geboren, wo sein Vater General-Advocat bei dem Gerichtshof war, der der marmorne Tisch hieß. Seine Jugendbildung fällt in die Zeiten der Hofintriguen und Unruhen während der Minderjährigkeit und der ersten Regierungsjahre Ludwig XIII. Die Einwirkungen dieser Periode konnte man selbst in seinen vollendetsten Werken spätrer Bildung nachfühlen. Ein etwas zweideutiges Glück bei der Geliebten seines Freundes, zu der er arglos von diesem selbst gebracht worden war, war der erste Anlaß, daß er sich als Lustspieldichter versuchte. Er brachte dies Abentheuer in Verse, und unter dem Namen Melite erschien es 1629 auf der Bühne. Der Erfolg erhob seinen Muth. Clitandre, die Wittwe, la Galerie du Palais, die Zofe und der Königsplatz (1635) kamen nach und nach auf die Bühne. Voltaire hat diese Stücke, die mehr als Bezeichnungen der Zeit betrachtet werden müssen, welcher sie angehören, bloß abdrucken lassen, ohne sie einer genauern Würdigung werth zu halten. Doch fanden sie zu ihrer Zeit so vielen Beifall, daß für sie sich eine eigne Schauspielergesellschaft bildete, und manche haben späterhin, in dem Einzelnen bloß verjüngt, Anerkennung von einem Publikum erhalten, das Corneille durch seine Leistungen zu größrer Strenge erzogen hatte. Die Vernachlässigung der Natur theilte er mit seinem Zeitalter. Dem Seneca nachgebildet und eben so deklamatorisch, wie dessen Werke, war seine Medea (1635). Vielleicht hätte Corneille kurz nach ihrem Erscheinen allen dramatischen Arbeiten entsagt, wäre nicht ein Zufall entscheidend für seine ganze schriftstellerische Richtung geworden. Kardinal Richelieu, damals allmächtig, hielt mehrere Dichter im Solde, die Lustspiele nach seinen Angaben ausführen mußten. Demüthig nannten sie ihn dafür ihren Herrn. Auch Corneille, dessen Stücke gern gesehen wurden, sollte in gleiches Verhältniß treten. Aber eine Aendrung, die er sich in einem übergebnen Plane erlaubte, verdarb alles. Corneille zog sich unter einem schicklichen Vorwande nach Rouen zurück. Dort schlug ihm einst Herr von Chalon, ein ehemaliger Secretär Marien's von Medicis, im Gespräche vor, sich vom Lustspiele zum Trauerspiele zu wenden, und empfahl ihm die Spanier als Muster. Im Sinne der Franzosen aufgefaßt, meinte er, müßten die, von ihnen behandelten Stoffe Wirkung thun. Er wurde sein Lehrer der spanischen Sprache. Corneille ging auf den Vorschlag ein und der Cid (1636) bestätigte die Voraussagung des einsichtigen Freundes. Die Bewundrung und den rauschenden Beifall der ganzen Hauptstadt schien nur einer nicht zu theilen, der Kardinal Richelieu,

der durch des Dichters Selbſtändigkeit und freimüthige Verſchmähung zugeſagter Gunſt lebhaft gekränkt, die neugeſtiftete Akademie veranlaßte, ihre Meinung über den Cid auszuſprechen. Chapelain, der Wortführer dieſer Geſellſchaft, ſuchte durch gelehrte Beweiſe ihrem Stifter zu genügen, ohne allzuſehr gegen die Stimme des Publikums anzuſtoßen. Die Sentimens de l'académie française sur la tragi-comédie du Cid, ſind ein wichtiges Actenſtück, das der Rechtlichkeit der franzöſiſchen Gelehrten größre Ehre bringt, als ihrer Einſicht. Weniger gemäßigt war das Urtheil derer, die durch Herabwürdigung des verhaßten Dichters in der Gunſt des Miniſters zu ſteigen hofften. Corneille zog vor, durch Werke ſie zu widerlegen. 1639 erſchien ſein Horatier (Horace, wie die frühern Ausgaben ſagen, erſt die ſpätern haben Horaces) durch den er den Vorwurf mangelnder Schöpferkraft glücklich widerlegte, den man noch bei ſeinem Heraclius (1647) nach Calderon, und dem Lügner 1642 nach Pedro de Roxas wiederholte. Vielleicht war dieſer Vorwurf Anlaß an dem Mißgriff, der Corneille ſpäterhin immer mehr von Stoffen der neueuropäiſchen Geſchichte entfernte. Denn faſt ausſchließlich warf er ſich in die römiſche Geſchichte, ſtrenger Patriotismus der ältern und die ehrgeizige Politik der ſpätern Römer mußten ihm, wie ein geiſtreicher Kunſtrichter ſagt, die ritterliche Ehre und Treue erſetzen, deren Darſtellung im Cid eine Verwandtſchaft mit dem Geiſte ſpaniſcher Dramatiker vorausſetzen läßt. Die Bewundrer Corneille's unter den franz. Kunſtrichtern haben den Horatiern Mängel zugeſtanden, die von den Deutſchen noch mehr hervorgehoben wurden. Die erſtern ſind geneigt, Cinna (1639) für ſein Meiſterſtück zu halten; nur wenn man Polyeuktes nicht gedenkt, wird dieſe Behauptung im Auslande wahr gefunden werden. Die glückliche Miſchung des Rührenden mit dem feierlich Ernſten, zu dem Corneille ſo ſehr neigt, macht dieſes Stück anziehender, als ſeine übrigen. Dafür iſt im Tode des Pompejus (1641), trotz der edeln Weiſe, wie der Sinn römiſcher Optimaten im Kampfe gegen ſeine Unterdrücker dargeſtellt iſt, doch ein Hang zum Schwülſtigen nicht zu verkennen, das bei ſolchen Stoffen ſich ſo leicht aufdrängt. Sehr verdienſtlich war ſeine Bearbeitung des Lügners. Sie gab im Luſtſpiele, ſtatt des Herkömmlichen-Erfundnen, Natur und Wahrheit. Die Vergleichung mit dem ſpaniſchen Original (lo Sospechosa verdad) würde ſelbſt jetzt noch für die Freunde der dramatiſchen Kunſt belehrend ſein. Mit derſelben Fruchtbarkeit fuhr Corneille fort, das Theater zu verſorgen; aber ſeine Kraft ſchien ſich erſchöpft zu haben. Rhodogüne, das Lieblingsſtück des Dichters 1646, läßt einen ſchmerzlichen Eindruck, den die, mit aller Kunſt ſymmetriſch gehäuften Schrecken keineswegs zu vergüten im Stande ſind. Corneille's ſpätre Werke (Heraklius 1647; Don Sancho von Aragonien; Andromeda, ein Stück im Sinne der heutzutage beliebten, mit Muſik, Feſtzügen, Tanz), ſind weniger gekannt, und verdienen es ſelbſt nach der Meinung der Franzoſen weniger, mit Ausnahme des Nicomedes, 1652, der, durch Talma's Talent gehoben, ſich fortwährend mit Beifall auf der Bühne erhielt. Der trotzige Spott gegen das Schickſal gibt dem Helden eine Eigenthümlichkeit, die von der größten Wirkung iſt. Nur bemerkt man darin jene, in Gegenſätzen ſich gefallende Rhetorik, welche bei vielen ſeiner Stücke ſich ſtörend breit macht. Perharite (1653) mißfiel völlig. Beſtürzt und zweifelhaft an ſeinem Talente, wollte Corneille ſich der dramatiſchen Kunſt entziehen, und fing an, zu ſeinem Troſte, das Buch De imitatione J. Chr., deſſen erſtes Buch er ſchon in Verſe gebracht hatte,

Digitized by Google

vollends eben ſo zu überſetzen. Die albernen Mährchen über den Anlaß zu dieſem Unternehmen verdienen keine Widerlegung. Sechs Jahre verwandte Corneille auf dieſe Arbeit, deren Aufnahme ihn über den dramatiſchen Unfall hätte tröſten können; aber ſein Herz hing am Ruhme, welchen die Bühne verſchafft. Durch Fouquet bewogen, wagte er ſich auf's neue auf den Schauplatz. Oedipus 1659, Sertorius 1662 ſchienen ihm die ehemalige Gunſt der Zuſchauer wieder zu verſchaffen, die er durch glänzende Decorationen im goldnen Vließen nebenbei zu beſtechen ſuchte; aber alle folgenden: Otho, Ageſilaus, Attila u. ſ. w. verriethen einen Dichter, der ohne Nebenbuhler ſich entwickelt hatte, und noch den Palmen mit ſchon verſchwindenden Kräften nacheilte. Selten werden dieſe Darſtellungen in der Auswahl ſeiner Werke mit aufgenommen; von den drei und dreißig Stücken, die er hinterlaſſen hat, kommen nur etwa 8 auf das Theater. Doch möchten manche, mit Luſt und Liebe geſpielt, vielleicht größrer Aufmerkſamkeit werth ſein, als man gewöhnlich ihnen ſchenkt, obgleich Corneille von dem erſten Augenblicke ſeines Auftretens an, ſich der Gunſt des Publikums wohl zu erfreuen hatte. Jetzt hat ſein Anſehn durch die Zeit gewonnen, ſchon längſt nannten die Franzoſen ihn den Großen; wenn auch Voltaire, der Herausgeber ſeiner Werke, und Laharpe, dieſen berühmten Vorgänger benutzend, nicht durchaus beifällige Urtheile über Corneille's Verdienſt ausſprachen. Was A. W. Schlegel über ihn geſagt hat, iſt allen Literaturfreunden erinnerlich. Die Schwächen in der Anlage mehrerer ſeiner Stücke ſind ſchon von Leſſing mit glänzendem Witze dargethan worden. Lebhaft muß man bedauern, daß ſeine großen Anlagen durch die Hinwendung zu dem ſtarren Römerweſen in der Entwicklung geſtört wurden, welche ſie im Cid ſo glänzend verſprachen. Durch die Begebenheiten ſeiner Zeit angeregt, nahm er politiſche Händel für tragiſche Stoffe; ſelbſt Voltaire bemerkte ihren Einfluß auf die Anordnung des Cinna und auf den Erfolg, den ſie hervorbrachten, und überſah nicht, daß die eben aufglimmenden janſeniſtiſchen Streitigkeiten das Intereſſen an mehrern Stellen des Polyeukt erhöhen mußten, welche durch ſie erſt veranlaßt ſein mochten. — Im Leben hatte Corneille wenig Einnehmendes. Seine Unterhaltung war ſchleppend und nicht gewählt. Wie Türenne, hielt man ihn eher für beſchränkt. Im Aeußern glich er einem kleinem Kaufmann aus Rouen, und ſehr begreiflich iſt's daher, daß er mit etwas rauhen Sitten und nicht unbedeutendem Gefühl ſeines Werthes bei Hofe ſich nicht an ſeinem Platze fühlen konnte. Sein Ruf und ſeine Talente machten ihn nicht reich. Er lebte ſo mittelmäßig, daß es zuweilen nach Dürftigkeit ausſah. Seit 1647 war er an Maynard's Stelle in die franz. Akademie aufgenommen, und als er am 1. Octbr. 1684 Frankreich entriſſen ward, ſtarb er als der älteſte dieſes Kreiſes. Mit ſeiner Gattin, einer Tochter des Generals Andely, hatte er drei Söhne erzeugt, von denen zwei ihn überlebten. Von dem älteſten dieſer beiden lebte eine Abkömmling noch im J. 1813, eben ſo wenig vom Schickſal begünſtigt, wie die Urenkelin des großen Corneille, der Voltaire, durch die Herausgabe der Werke ihres Großonkels, die Gemeinſchuld ſeines Vaterlandes abtrug. Die neuſten Anſichten der Franzoſen über dieſen, um die Bildung ihres Theaters ſo hochverdienten Mannes findet man in einem Eloge de Corneille par M. Victorin-Fabre, die im Jahre 1807 den Preis der franz. Akademie davon trug, und ſeitdem auf's neue aufgelegt worden iſt. Die genaueſte und vollſtändigſte Ausgabe ſeiner Werke, bereichert durch die Hauptwerke ſeines Bruders, Voltaire's Commentare

Digitized by Google

und eine Auswahl von Paliſſot's Noten, iſt die von Renouard beſorgte, Paris 1817 in 12 Octavbänden.

Corneille (Thomas), der zwanzig Jahr jüngere Bruder des vorhergehenden, wurde am 20. Aug. 1625 zu Rouen geboren. Eine durch ſein ganzes Leben ſich bewährende Verehrung gegen ſeinen Bruder Peter, mit dem er bis zu ſeinem Tode in der herzlichſten Einigkeit lebte, beſtimmte ihn, ſich, wie dieſer, der dramatiſchen Dichtkunſt zu widmen, für die er übrigens ſchon bei den Jeſuiten Anlage bewieſen hatte. Denn ein Luſtſpiel in lateiniſchen Verſen, das er in dem Collegium gemacht hatte, fand ſein Regent ſo vorzüglich, daß er es, ſtatt ſeines eignen, bei der Preisvertheilung aufführen zu laſſen beſchloß. Dadurch ermuthigt und durch den Beifall, den ſeines Bruders Werke fanden, gereizt, entſtand ſein erſtes Luſtſpiel, das öffentlich 1647 gegeben wurde. Es war nach Calderon bearbeitet und fand Beifall. Dieſem zufälligen Verlöbniß folgten bald mehrere ähnliche, den Spaniern entlehnte Stücke. Die Zahl ſeiner dramatiſchen Arbeiten ſteigt auf zwei und vierzig; doch ſind die Mehrzahl derſelben ſo vergeſſen, daß ſelbſt ihr Verzeichniß in der Geſchichte der franz. Akademie nicht richtig gefunden wird. Zu ihrer Zeit wurden aber die Luſtſpiele des jüngern Bruders beinahe mit mehr Intereſſe geſehn, als die des großen Corneille; dieſen ſich zum Muſter nehmend, verſuchte ſich Thomas auch bald im Trauerſpiele, und namentlich fand ſein Timokrat (1656) ſo ausdauernden Beifall, daß die Schauſpieler endlich müde, von der Bühne herab baten, man möchte ihnen erlauben, etwas Andres zu geben, ſie vergäßen ſonſt alle andre Stücke. Seitdem kam er nie wieder auf die Bretter. Gleichen Rauſch brachte Camma und Pyrrhus hervor (1661), bei deren Darſtellungen die Zuſchauer ſich ſo zudrängten, daß auf dem Theater kaum für die Spielenden Raum blieb. Wir beſchränken uns, aus der Liſte ſeiner dramatiſchen Werke diejenigen anzuführen, welche noch jetzt Aufmerkſamkeit verdienen, z. B. Ariane, die mit Racine's Bajazet die Zuſammenſtellung beſtand, und in der Hauptrolle wohl jeder Zuſammenſtellung gewachſen war; das heroiſche Luſtſpiel: der Unbekannte (1675), das 1724 bei einem Feſte in den Thuilerien wieder vorgenommen wurde, wo dann Ludwig XV. mit allen jungen Leuten vom Hofe im Ballette tanzte; vor allen Graf Eſſex (1678), der bekanntlich mit Stilico und Ariane noch jetzt zuweilen dem pariſer Publikum vorgeführt wird. Läge nicht die Aufforderung zu nahe, ihn mit ſeinem Bruder zu vergleichen, man würde vielleicht Thomas mehr auszeichnen. Schwächer, als ſein Bruder, war er doch nach Voltaire's Glauben, derjenige, der in jeder Beziehung ihm am nächſten ſtand. Vielleicht verleitete dieſe Verwandſchaft ihn zu einem Mißkennen ſeiner Kräfte; denn, wenn gleich weniger in die Augen fallend, aber gewiß eben ſo eingreifend war ſein Verdienſt als Sprachforſcher. Als er nämlich im J. 1685 ſeinem Bruder nach einſtimmiger Wahl im Lehrſtuhle der franz. Akademie gefolgt war, den die öffentliche Meinung ihm als ein gerechtes Erbe zuerkannte, ſchloß er ſich dem Unternehmen eines franz. Wörterbuchs an, das bekanntlich 1694 endlich erſchien, gab Noten zu Vaugelas Bemerkungen, fügte zum Dict. de l'acad. einen Nachtrag, in dem er die Kunſt und wiſſenſchaftlichen Ausdrücke erklärte, der als Grundlage der nachmaligen Encyklopädie angeſehn werden kann. Außerdem fleißiger Mitarbeiter am Mercure galant, den ſein Freund du Viſé herausgab, und als Gelehrter eben ſo thätig, als als Dichter, verdiente er die Mitgliedſchaft in der Akad. der Inſchriften welche ihm ſchon dem Grabe näher zu Theil ward.

Er verlor in seinem hohen Alter das Gesicht und starb, von seinen Zeitgenossen hochgeehrt und wegen seiner geselligen Tugenden geliebt, zu Andelys am 8. Dec. 1709. Im Umgange war er heiter und geistreich. Er hinterließ zwei Kinder; die Tochter seines Sohnes Franz war es, welche Voltaire an den Gr. de la Tour du Pin vermählte. Bei den Werken seines Bruders findet man gewöhnlich eine Auswahl seiner Dramen beigefügt. Seine übrigen Werke, jetzt meist durch bessere ersetzt, sind nicht zusammengedruckt worden.

Cornelia, eine durch äußern und innern Adel große Römerin, Tochter des berühmten Scipio Africanus des ältern, Gemahlin des Consuls Gracchus im J. Roms 577. Sie war eine höchst gebildete Frau, auch Schriftstellerin, ist aber besonders als edle treue Mutter bekannt worden, die einst einer mit ihrem Schmucke prangenden Römerin, welche den Schmuck der Cornelia zu sehen verlangte, ihre Kinder, als ihren liebsten Schatz, vorstellte. Ueber ihre Söhne s. d. Art. **Gracchus**.

Cornelis (Cornelius), ein berühmter niederländischer Maler, geb. 1562 zu Harlem, lernte bei dem jungen Peter Aertsens, wollte dann eine Reise durch Frankreich nach Italien machen, kehrte aber schon zu Rouen, wegen der Pest, wieder zurück, und ging nach Antwerpen, wo er unter Peter Porbus und Aegidius Coignet arbeitete. 1583 ging er wieder nach Harlem, und trat zuerst mit seinem großen Gemälde: die Gesellschaft der Büchsenschützen, auf, welches seinen Ruf gründete. Descamps nennt es, „vom Genius der Geschichte entworfne Bildnisse." Er erhielt nun viel Arbeit und viel Beifall. 1595 legte er mit Carl von Mander in Harlem eine Malerakademie an. Seine Gemälde, obgleich sehr zahlreich, sind doch selten, weil die Flamänder sie äußerst hoch schätzen. Er malte im Großen und im Kleinen, Geschichte, Porträts, Blumen, und vorzüglich mythologische Stücke. Er ist ein einziger Zeichner, treuer Nachbildner der Natur und hat ein lebhaftes, gefälliges Colorit. Die wiener und dresdner Galerien enthalten einige seiner Werke. J. Müller, H. Golzius, Saenredam, L. Kilian, Matham, van Geyn u. m. A. haben nach ihm gearbeitet. Er starb 1638.

Cornelius Nepos, ein berühmter römischer Geschichtschreiber aus Hostilia im veronesischen Gebiete, lebte im goldnen Zeitalter der römischen Sprache und in Freundschaft mit Catull, Cicero, Pomponius Atticus und andern ausgezeichneten Männern, und starb unter dem Triumvirat, wahrscheinlich im J. 724 nach Roms Erbauung. Von seinen Schriften, haben sich nur die Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Feldherren bis auf unsre Zeiten erhalten. Er stellte hier im klassischen Styl, gedrängter Kürze und mit großer Deutlichkeit 25 Biographien der merkwürdigsten Helden des Alterthums auf. Seine Charaktere sind gewöhnlich treffend gezeichnet; nur fehlt ihm in der Darstellung oft das richtige Ebenmaß, indem wichtige Sachen zu kurz, und geringfügige zu weitläufig behandelt werden; auch schöpft er nicht immer aus zuverlässigen Quellen, und gibt, eben wegen seiner Kürze, wenig neuen Aufschluß in der Geschichte. Die Ausgabe von Staveren, **cum notis variorum**, Leyden, 1773, 8. ist die geschätzteste. Gute, neuere sind von Fischer, Harles, Tzschucke, Bremi. Unter den deutschen Uebersetzungen dieses Werks verdient die von Bergsträßer angeführt zu werden.

Cornelius (Peter), zu Düsseldorf geboren, gegenwärtig Director der Kunstakademie daselbst, bildete sich unter Langer später in

Rom, wo die Liebe für die alten Meister der italienischen und deutschen Schule, welche er mit einigen sinnverwandten Freunden in Wort und That zeigte, seinem Leben Aufmerksamkeit und Theilnehmer gewann. Das Lebendige seiner Auffassung und das Charakteristische seiner Darstellungen ist auch von denen anerkannt worden, welche strenge Richtigkeit der Zeichnung im Einzelnen und in den ausgeführten Gemälden technische Fertigkeit und Farbe vermißten. Staffeleigemälde gibt es von ihm fast gar nicht. Dafür besitzen Kunstliebhaber von ihm sehr geistreich und sorgfältig ausgeführte Federzeichnungen, und erfreuen sich seiner Scenen aus Göthe's Faust, gestochen von Ruscheweih, 3 Lieferungen jede zu 4 Blättern, Queerfolio, so wie an den Blättern zum Nibelungenliede. In diesen erkennt man vorzüglich jene Fülle von Formen und jene plastische Auffassung der dichterischen Gedanken, in der wohl wenige der jetzt lebenden deutschen Künstler ihm gleichstehen möchten. Zum Beleg dieser Behauptung verweisen wir an das so reich und zugleich tiefgedacht componirte Titelblatt. Eben war Cornelius mit Studien zu Darstellungen aus Dante für die Villa Massimi zu Rom beschäftigt, als ihm vom kunstliebenden Kronprinzen von Baiern die malerische Ausschmückung der Prachtsäle seiner Glyptothek zu München aufgetragen wurde. Daher verließ Cornelius im J. 1819 Rom, und lebt seitdem abwechselnd in Düsseldorf und München, wo er seitdem fortwährend an der Ausführung der zum Theil in Rom schon entworfnen Cartons mit Lust und Liebe arbeitet. Der Gegenstand dieser Fresken ist aus dem Mythenkreise des Homer, Hesiodus und der alten Heroenwelt genommen. Erst wenn sie ganz vollendet sein werden, dürfte ein genügenderes Urtheil über sie an der Zeit sein; doch können wir an das tübinger Kunstblatt 1820. N. 20. verweisen, wo sich bestimmtere Angaben über die innere Anordnung finden.

Corniche, der Karnieß, s. Säule.

Cornwallis (Charles, Marquis und Graf von), geb. 1738, ward 1758 Capitän der Infanterie) und drei Jahre nachher Adjutant des Marquis Granby, in dessen Gefolge er bis zu Ende des Kriegs in Deutschland war. 1761 ward er Oberstlieutenant und das Jahr darauf erbte er nach seines Vaters Tode den Titel eines Grafen von Cornwallis. 1765 ernannte ihn der König zu seinem Kammerherrn und Adjutanten; bald darauf erhielt er das Commando des 33. Linien-Infanterieregiments. 1768 verheirathete er sich mit Miß Jones, einer überaus reichen Dame; er erzeugte mit ihr einen Sohn und eine Tochter. Beim Ausbruche des Kriegs in Amerika ging er mit seinem Regimente dahin ab. Seine Gemahlin, die ihn nicht hatte bewegen können, dem Dienste zu entsagen, starb vor Schmerz darüber. In diesem Kriege nahm er Philadelphia ein, trug viel zur Unterwerfung des mittäglichen Carolina bei und schlug mit einer geringen Macht den General Gates vollständig. Aber 1781 war er genöthigt, den vereinigten Heeren Frankreichs und Amerika's zu weichen, und kam fast um dieselbe Zeit nach England zurück. Die Angelegenheiten Großbritanniens nahmen in Indien eine beunruhigende Wendung. Lord Cornwallis ward zum Generalgouverneur von Bengalen ernannt. Im Dec. 1790 nahm er Bangalore, und dieser Eroberung folgte die gänzliche Niederlage Tippo-Saïb's, welcher dem Lord seine beiden Söhne als Geißeln überlieferte. So endigte er auf eine ehrenvolle Art diesen wichtigen Krieg, der die Besitzungen der Engländer in Ostindien ansehnlich erweiterte, kehrte 1793 nach England zurück, und ward zur Belohnung zum Marquis und zum Lord der Admiralität ernannt. Bei dem Aus-

Digitized by Google

bruche der irländiſchen Unruhen begab er ſich mit dem Titel eines Lord-Lieutenant dahin, ſchlug die Empörer, und nöthigte im Oct. 1798 ſämmtliche auf der Inſel ausgeſchiffte Franzoſen ſich zu ergeben. Auch den zweiten Landungsverſuch der Franzoſen vereitelte er, und machte mit ſeinem kleinen Corps den General Humbert zum Gefangenen. Er wirkte kräftig mit, die nöthige Vereinigung Irlands mit England zu bewerkſtelligen. 1801 erſchien er als bevollmächtigter Miniſter in Frankreich, und unterzeichnete in dieſer Eigenſchaft die Präliminarien des Friedens von Amiens. Nachher begab er ſich im Sommer 1805 als Generalgouverneur nach Indien, ſtarb aber daſelbſt bald nach ſeiner Ankunft im Oct. deſſelben Jahres am Fieber.

Coromandel, eigentlich Dſcholamandol (das Hirſe-Land), ein ausgedehnter Landſtrich an der Weſtſeite des bengaliſchen Meerbuſens, von der Mündung des Kiſtnaſtroms bis Cap Kaleimer. Obſchon dieſe Küſte eine Menge blühender Städte und unter dieſen ſogar die engliſche Provinzialhauptſtadt Madras enthält: ſo hat ſie doch in einer Ausdehnung von mehr, als 75 deutſchen Meilen nicht einen einzigen guten Hafen, und, mit Ausnahme der Bai von Koringa, macht die Brandung das Landen faſt überall äußerſt beſchwerlich. Von Anfang October bis April wehen die Nordwinde längs dieſer Küſte und zwar während der erſten 3 Monate mit ſolcher Heftigkeit, daß die Schifffahrt hier mit offenbarer Gefahr verbunden iſt; dieſes heißt der Nordoſt-Monſuhn. Um die Mitte des Aprils fangen dagegen die Südwinde an, welche bis zur Mitte des Octobers dauern, und im Verlauf dieſer Monate kann man ſich mit Sicherheit der Küſte nähern. Während dieſer Jahreszeit weht den Tag über nicht ſelten ein brennendheißer Wind, der alles ausdörrt und das Athmen erſchwert, doch erfriſcht der kühle Seewind über Nacht allemal wieder das Land. Da die Küſte zwiſchen den Wendekreiſen liegt, ſo hat ſie zwei Regenzeiten, die eine, wenn die Sonne über ſie hinweg nach Norden geht, die andre, wenn ſie nach Süden zurückkehrt. Doch iſt das Klima deshalb nicht ungeſund, ausgenommen für diejenigen, die ſich der Sonne zu ſehr ausſetzen, oder im Thau ſchlafen. Die ſandige Beſchaffenheit faſt der ganzen Küſte iſt dem Reisbau nicht günſtig. Aber die in Menge erzeugte Baumwolle wird, theils als rohes Product, theils in der mannichfaltigſten Geſtalt verarbeitet, zur Quelle der Wohlhabenheit für die gewerbfleißigen Bewohner.

Coroner, in England, eine Gerichtsperſon, welche im Namen der Regierung (der Krone), mit Beihülfe eines Geſchwornen-Gerichts, über die Urſachen gewaltſamer Todesfälle Unterſuchung anſtellt, und beurtheilt, ob darüber ein weiteres gerichtliches Verfahren einzuleiten ſei, oder nicht. Der Klaſſen, unter welche Todesfälle dieſer Art gebracht werden, ſind vier: Lunacy (Geiſtesverwirrung), Manslaughter (zufälliger Todtſchlag), Murder (Mord), und endlich, wenn keine anſcheinende Urſache vorhanden iſt, Death by the visitation of God (Tod durch göttliche Heimſuchung.)

Corps, von Corpus, Körper, ein franzöſiſches Wort, deſſen wir hier ſo weit erwähnen, als ſeine Bedeutungen in deutſchen Reden vorkommen. Unter Corps verſteht man im Allgemeinen die Geſammtheit mehrerer, durch dieſelben Geſetze, Regeln, Gebräuche vereinigten Perſonen. So ſagt man: „Ingenieurcorps; Cadettencorps; die Ausländer ſind auf dieſer Univerſität ſo zahlreich, daß ſie ein Corps ausmachen" u. ſ. w. — Corps iſt beſonders eine Anzahl Soldaten, welche ſehr verſchieden ſein kann. Doch liegt in der richti-

gen Bedeutung dieses Worts der Begriff einer gewissen, wenn auch nur verhältnißmäßigen, Ansehnlichkeit und Bedeutenheit, so wie eine Verschiedenheit der Truppen, entweder der Waffen, oder der Regimenter, Bataillone ꝛc., die unter einen Befehl gestellt sind und kein Heer ausmachen. Von einem Regimente kann man kein Corps abtrennen, sondern nur ein Detachement. Dagegen kann ein Officier aus mehrern Flüchtlingen, wenn gleich nur wenigen, die er sammelt und an deren Spitze er trit, ein Corps bilden. — Doch sagt man auch Corps für Regiment, Bataillon ꝛc. — Corps d'Armee, Armeecorps, heißen gewöhnlich nur die Hauptabtheilungen des ganzen Heeres. — Corps de Bataille ist das Hauptcorps, welches zwischen den beiden Flügeln in der Linie steht. — Corps de Reserve, Reservecorps, ein Corps, das erst nach mißlungnem Bestreben der Truppen, durch welche die Schlacht eigentlich geliefert werden soll, zur Thätigkeit, und das Verlorene zu ersetzen, das Uebel gut zu machen bestimmt ist. — Corps volant, fliegendes Corps, das zu besondern Zwecken, vorzüglich kleinern Unternehmungen, Ueberrumpelungen u. dergl. bestimmt ist. (S. d. Art. Fliegend.) — Corps de Garde sind die, auf die Wacht gestellten Soldaten, und der Ort, worin sie sich aufhalten, die Wachtstube, besonders die der Gemeinen. — Corps diplomatique, s. Diplomatisches Corps. — Corps de Logis ist das Hauptgebäude eines Schlosses oder Hauses, im Gegensatz der daran stoßenden Flügel, Seitengebäude ꝛc.

Corpulenz, die Beschaffenheit des menschlichen Körpers, da sein äußerer Umfang über das gewöhnliche Verhältniß zunimt. Sie ist also die sichtbare Aeußerung der Vermehrung der Fleisch- und Fettmasse des Körpers. Die Fleischmasse bildet das Muskelsystem, und das Maß, so wie der Umfang desselben hat seine Bestimmung in der Form der einzelnen Muskelpartien, kann deshalb nicht über ein gewisses Maß steigen und nicht unter ein bestimmtes fallen. Weit weniger beschränkt ist die Fettmasse, deren Erzeugung und Ansatz an keine so bestimmte Form gebunden ist, daher außerordentlich zunehmen kann. Die Erzeugung der Muskelfasern oder die Verwandlung des Blutes in Fleischmasse geht in dem Haargefäßsystem, welches die feinsten Endungen der Arterien nach den Muskeln hin bilden, vor sich. (Ueber die Fetterzeugung s. d. Art. Fett.) Ist das Blut reichlich mit nährenden Stoffen versehen, so setzen sich auch um so mehr Muskelfasern und Fettheile an. Die Absonderung des Fettes gehört bis zu gewissen Graden zum Stande der Gesundheit. Der Standpunkt ist jedoch nicht streng bestimmt, bei einem höher, bei dem andern niedriger. Die Umstände, welche sie begünstigen, sind weibliches Geschlecht, Kindheit, reichliche Nahrung bei gutem Zustande der Verdauung, körperliche Unthätigkeit, Gemüthsruhe und Sorglosigkeit, häufiger Genuß geistiger Getränke, Alter, kalte Jahrszeit, Verminderung der Ausdünstung. Es gibt jedoch eine gewisse krankhafte Neigung, welche unabhängig von allen diesen Einwirkungen, die Erzeugung und den Absatz von Fett vermehren kann. Erwachsene und in mittlern Jahren stehende Jünglinge und Männer, selbst geistreiche, stets thätige Geschäftsmänner trifft man, die sehr corpulent sind. Man hat Beispiele von ungeheuerer Corpulenz mancher Menschen, die in gar keinem Verhältnisse mit der Nahrung derselben stand, und offenbar Krankheit ist, wie manche andre Absonderungen im Körper, z. B. die Bereitung und Absonderung der Galle, des Speichels u. a. m. krankhaft vermehrt werden kann. Sandifort bemerkte schon bei einem

ungebornen Kinde eine ungeheure Anhäufung des Fettes. Tulpius ſah einen fünfjährigen Knaben von hundert und funfzig Pfunden. Bartholini erzählt von einem eilfjährigen Mädchen, das über zweihundert Pfund gewogen habe. In den Philosoph. Transact. wird das Gewicht eines Engländers, Namens Bright, zu ſechshundert und neun Pfund angegeben. (Voigtel's Handb. der pathol. Anat.) Nicht allemal rührt jedoch die Corpulenz bloß von vermehrter Fettabſonderung, oft iſt es auch nur eine Anfüllung der Zellchen des Zellgewebes von wäſſerigen, gas- und dunſtartigen Stoffen, wie bei der ſogenannten ſchwammigten Leibesbeſchaffenheit der Fall iſt, welche noch mehr von krankhafter Neigung herrührt und oft der Anfang wirklicher Waſſerſucht iſt. Eine mäßige Corpulenz beſteht mit der Geſundheit und widerſpricht den Anſprüchen auf Schönheit nicht, indem ſie alle eckigen und unebenen Formen ausgleicht und die Rundung derſelben bildet. Daher behalten Frauenzimmer und Männer von mäßiger Corpulenz länger ein ſchönes und jugendliches Anſehn, als hagere Menſchen. Ueberſchreitet aber die Corpulenz das Maß, ſo verdirbt ſie nicht nur die ſchöne Form, ſondern ſie wird auch läſtig und endlich für Geſundheit und Leben gefährlich. Wer dieſe unwillkommne Zunahme von ſich entfernen will, muß diejenigen von den angeführten Urſachen, welche etwa bei ihm Statt finden, vermeiden. Er muß Waſſer, ſtatt Wein, trinken, vorzüglich Milch, Bier und Branntwein vermeiden, fleißig körperliche Bewegung vornehmen und dem Geiſte Beſchäftigung geben. Sorgen und Bekümmerniß ſchmelzen bald das überflüſſige Fett hinweg. Ob in den Fällen, wo die Corpulenz krankhaft wird, Arzneimittel dagegen anzuwenden ſind, und welche, bleibt billig dem Urtheile des Arztes überlaſſen.

Corpus, in der Sprache der Buchdrucker, eine Art von Schrift oder die Lettern von beſtimmter Größe. Dieſe ſeltſame, willkürliche Bezeichnung wird davon hergeleitet, daß das erſte **Corpus juris** mit ſolcher Schrift gedruckt worden ſein ſoll.

Corpus catholicorum und **Corpus evangelicorum.** Ungeachtet die deutſchen Reichsſtände insgeſammt Mitglieder eines Reichs waren, ſo fand doch unter ihnen, in Anſehung ihrer Rechte ꝛc., viel Unterſchied Statt. Den wichtigſten machte die Verſchiedenheit der Religion. Man theilte in dieſer Hinſicht die Reichsſtände in die katholiſchen (corpus catholicorum) und in die evangeliſchen (corpus evangelicorum). Je weniger die katholiſchen Reichsſtände ihr Recht, ein eignes Ganze zu bilden, achteten, weil ſie die Stimmenmehrheit für ſich hatten, den Reichstag leiteten, und überdies der Kaiſer ihrer Religion zugethan war; um ſo wichtiger war hingegen, eben wegen jener überwiegenden Vortheile der Katholiken, dieſes Recht für die evangeliſchen Reichsſtände, beſonders um ſich gegen die Mehrheit der Stimmen zu ſchützen. Die erſte Grundlage zur Verbindung der evangeliſchen Reichsſtände liegt in Luther's Reformation, und den Anfang machten Sachſen und Heſſen durch das, 1526 zu Torgau zur Vertheidigung der evangeliſchen Religion abgeſchloſſene Bündniß, welchem bald darauf die Herzoge von Lüneburg und Mecklenburg, der Fürſt von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg beitraten. Dieſe proteſtirten 1529 gegen den, auf dem Reichstage zu Speier wider die Evangeliſchen gefaßten Reichsſchluß. Die übrigen evangeliſchen Reichsſtände, den Vortheil dieſer Verbindung einſehend, ſchloſſen ſchon im ſogenannten nürnberger Religionsfrieden von 1523, als ein Corpus,

mit den Katholiſchen, als zweitem Reichscorpus, den Vergleich ab; indeſſen wurde dieſe immer mehr ſich ausbildende Verbindung bloß in Angelegenheiten der Religion benutzt. Als aber während des dreißigjährigen Kriegs die Kaiſer Ferdinand II. und III. den Plan verfolgten, die evangeliſche Religion ganz zu unterdrücken, wurde dieſe Verbindung, beſonders ſeit 1631, allenthalben ſichtbar und durch den weſtphäliſchen Frieden förmlich anerkannt; am engſten aber ſeit 1720. Zum evangeliſchen Vereine gehörten alle Regenten evangeliſcher, ſowohl lutheriſcher, als reformirter Länder, auch wenn ſie perſönlich die katholiſche Religion bekannten. Ungeachtet auf dem Reichstage ſelbſt keine Abſonderung der beiden Religionsparteien Statt fand, der Kurfürſt von Mainz die Anordnung der Geſchäfte oder das Directorium führte: ſo trat doch im Gegenfalle ein doppeltes Directorium ein, welches ſodann der Kurfürſt von Mainz bei dem katholiſchen, der Kurfürſt von Sachſen aber bei dem evangeliſchen Corpus führte. Hierzu hatte Friedrich III., der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, den Grund gelegt, da er 1522 auf dem Reichstage zu Nürnberg die Angelegenheiten der Proteſtanten durch ſeinen Geſandten vertheidigen ließ. Sein Nachfolger, Johann der Beſtändige, ſtellte ſich an die Spitze der Proteſtanten, berief ſie zur Berathſchlagung über die augsburgiſche Confeſſion vor Uebergabe derſelben zuſammen, und wurde, beſonders ſeitdem er 1531 die evangeliſchen Reichsſtände nach Schmalkalden einlud, auch die dortigen Berathſchlagungen leitete, von beiden Religionsparteien ſtillſchweigend als Director anerkannt. Seit 1575 fing Kurfürſt Friedrich III. von der Pfalz, welcher zur evangeliſchen Religion übergetreten war, an, die Direction der Religionsangelegenheiten zu übernehmen, welche ſeine Nachfolger ganz an ſich ziehen zu wollen ſchienen, und dies um ſo leichter, da die damaligen Kurfürſten von Sachſen jenes mehr für eine Beſchwerde, als für ein beſondres Recht anſahen. Während des dreißigjährigen Kriegs übernahm anfangs Guſtav Adolph, dann ſein Kanzler Oxenſtierna dieſes Directorium; jedoch wurde es dem Kurfürſten von Sachſen, Johann Georg I., welchem, bei ſeiner Anhänglichkeit an den Kaiſer, ſelbſt mehrere der evangeliſchen Stände, es zu übertragen, Bedenken gefunden hatten, nach Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens 1653 förmlich übertragen. Seit dieſer Zeit blieb Sachſen im Beſitz deſſelben bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs. Zwar veranlaßten die Religionsveränderungen Friedrich Auguſt I. und II. neue Bewegungen bei den evangeliſchen Reichsſtänden. Allein, da jener die Aufrechthaltung der proteſtantiſchen Religion in ſeinen geſammten Landen verſicherte, ſeine Religionsveränderung für eine bloß perſönliche Sache erklärte, dem Herzog Friedrich II. von Gotha das Directorium ſelbſt übertrug, und dieſem das Geheimeraths-Collegium zu Dresden, in Abſicht auf die proteſtantiſchen Religionsgeſchäfte, beiordnete: ſo waren die evangeliſchen Reichsſtände beruhigt. Und auch, als Friedrich Auguſt II. 1717 ſich zur katholiſchen Religion bekannte, und der Kurfürſt von Brandenburg, Friedrich Wilhelm I., Director zu werden hoffte, blieb dieſe Würde doch bei Sachſen, obſchon der Kurfürſt von Hannover, Georg II., die freie Wahl eines Directors der evangeliſchen Stände vorſchlug. Sachſen ließ das Directorium durch ſeine Geſandten fortſetzen, welche jedoch allezeit evangeliſcher Religion ſein mußten, und in Sachen, die das Corpus evangelicorum angingen, vom geheimen Concilium in Dresden ihre Inſtruction erhielten.

Corpus delicti, ſ. Thatbeſtand.

Digitized by Google

Corpus juris. Man verſteht darunter eine Sammlung von Geſetzen und Verordnungen, welche der griechiſche Kaiſer Juſtinianus (im 6. Jahrh.) zuſammentragen ließ. Das Werk iſt in lateiniſcher Sprache abgefaßt, hatte alſo gleich bei ſeiner Entſtehung das ſonderbare Schickſal, dem Volke unverſtändlich zu ſein, für das es zunächſt beſtimmt war. Es beſteht aus mehrern Haupttheilen: 1. aus einem Handbuche der geſammten Rechtslehre, zum Leitfaden bei dem Unterrichte (Inſtitutionen); 2. aus einem größern Rechtsſyſtem in 50 Büchern, aus den Schriften älterer Rechtslehrer geſammelt (Pandecten); 3. aus Verordnungen der vorhergehenden Kaiſer (Codex); 4. aus ſpätern, nach Abfaſſung der genannten drei Werke erſchienenen Geſetzen Juſtinians (Novellen). Mehrere Verordnungen der nachherigen Kaiſer und die longobardiſchen Lehnrechtsbücher machen den Anhang aus. Mehr über das Corpus juris in der neuen Folge dieſes Lexikons oder der erſten Abtheilung des 11ten Bandes. S. auch die Art. Civilrecht und Römiſches Recht.

Correct, Correctheit. Alle Formen, welche der Menſch hervorbringt und den Stoffen aufdrückt, ſind, wie deſſen eigne Erſcheinungsform und die Geſtalten, welche er nachbildet und verſchönert, gewiſſen, in der Natur dieſer Formen oder in den Mitteln und Zwecken ſeiner Darſtellung liegenden Geſetzen unterworfen, und können nach einem gewiſſen natürlichen Muſter beurtheilt werden. Es ſind dieſes Geſetze, deren Befolgung zugleich Bedingung iſt, daß uns eine Form als Zeichen, in Beziehung auf einen, dadurch bezeichneten Gegenſtand, nicht unverſtändlich oder gar mißfällig und niedrig ſei. Sie müſſen daher von Jedem, der ſich durch äußere Formen mittheilen will, befolgt werden, wenn er den Zweck ſeiner Mittheilung erreichen will. Auch iſt darum ihre Befolgung nur ein negatives Verdienſt, weil ſie den Gegenſtänden an ſich noch keinen höhern Reiz für Geiſt und Gefühl verleiht, ſondern ſich nur auf die erſten Erforderniſſe der Erſcheinung bezieht, auch dieſe Geſetze ſelbſt leicht einzuſehen und nach dieſer Einſicht zu beobachten ſind. Dieſe Eigenſchaft des Darſtellenden oder der Erſcheinung nun, vermöge welcher die erſten nothwendigen Erforderniſſe der äußern Form beobachtet worden ſind, nennt man Correctheit (Regelrichtigkeit, Angemeſſenheit an eine Regel, deren Verfolgung man verlangen kann, Beobachtung deſſen, was ſich vorſchreiben und nach der Vorſchrift einrichten läßt, Leiſtung des Vorſchriftlichen in der äußern Erſcheinung); das Gegentheil, Incorrectheit (Fehlerhaftigkeit in dem Aeußern oder Mechaniſchen einer Form), und correct eine Erſcheinung, welche der Vorſchrift oder der natürlichen Erſcheinungsweiſe gemäß eingerichtet iſt, um ein verſtändliches Zeichen zu ſein, z. B. eine correcte Handſchrift, ein correcter Styl, welchen der Schriftſteller zwar beſitzen muß, der ihn aber noch nicht zum Schriftſteller macht; ja, man redet auch von einem correcten Menſchen, d. i. einem ſolchen, deſſen äußere Erſcheinung der (oft unwillkürlichen) Vorſchrift ganz gemäß (der geſellſchaftlichen Convenienz oder des bürgerlichen Lebens) regelrecht iſt. Endlich trägt man dieſen Geiſt ſelbſt auf die Natur über, und nennt Naturerzeugniſſe correct, welche das Urbild ihrer Gattung richtig darſtellen, z. B. ein correcter Baum; jedoch in beſondrer Beziehung auf die nachbildende Darſtellung. Die Correctheit und Incorrectheit aber hat ihre Grade, je nachdem die Befolgung oder Vernachläſſigung jener Geſetze Haupt- oder Nebengegenſtände, das Ganze oder Theile, Haupt- oder Nebentheile u. ſ. w. betrifft; ſo daß durch Incorrectheit bald ein Ge-

genſtand oder Zeichen nicht mehr als das erkannt wird, was er ſein und vorſtellen ſoll, oder ſogar höchſt mißfällig werden kann, bald nur eine geringe Störung eintrit, und ein kleiner Fehler, wo der Umfang des Gegebnen groß und bedeutend iſt, leicht überſehen und unbedeutend wird. Die Correctheit, als vollkommne Fehlerloſigkeit in Beziehung auf die Erſcheinung einer Form, iſt daher bei umfaſſenden Gegenſtänden ſelbſt ein Ideal, und man verzeiht unbedeutende Fehler, wo der Gegenſtand bedeutend iſt und durch höhere Vorzüge glänzt. Uebertreibung iſt es dagegen, ſie mit Aengſtlichkeit aufzuſuchen und über einen Gegenſtand wegen derſelben das Verdammungsurtheil auszuſprechen, oder ſie mit Aengſtlichkeit zu vermeiden, und dadurch auf den Mangel höherer Vorzüge aufmerkſam zu machen. Ja, es gibt eine Correctheit, welche auffällt, und darum an einem Werke mißfallen und getadelt werden kann; dieſes iſt der Fall da, wo etwas Größeres und Herrlicheres erwartet wird, etwas, was ſich nicht vorſchreiben, ſondern nur durch Talent und Geiſt bewirken oder hervorbringen läßt, etwas, das ſich eben unter jener äußern Bedingung der Erſcheinung zeigen oder darſtellen ſoll. So erſcheint z. B. das correcte Tragen und Betragen einer Perſon ſelbſt lächerlich, wo ein freies und ungezwungnes Betragen erwartet wird, und je mehr man dieſes in der Geſellſchaft von ihr verlangen kann; ferner je mehr das bloß Regelrechte von der angenehmen und liebenswürdigen Freiheit abſticht, und je ängſtlicher, ja mit Zwang es geſucht wurde; endlich je mehr die Vorſchrift conventionell iſt, oder auf das Willkürliche angewendet wurde. Auch gibt es Gegenſtände, bei denen man eine große Incorrectheit leicht verzeiht, ſofern bei ihnen auf die Form überhaupt wenig ankommt, und je mehr das Fehlerhaft durch Eile und andere Zeitumſtände entſchuldigt wird, z. B. in dem Style der (politiſchen) Zeitungen oder gewiſſer Bekanntmachungen aus dem niedern Kreiſe des bürgerlichen Lebens. Dagegen wird die Correctheit zu andern Zwecken dringend erfodert, wo es z. B. auf Prüfung erworbner Fähigkeiten angeſehen iſt. Auch in den Werken der ſchönen Kunſt iſt ſie nothwendiges, aber untergeordnetes Erfoderniß der Schönheit, allein keineswegs mit ihr ſelbſt zu verwechſeln; ja hier iſt vorzüglich der Fall, wo ſie läſtig werden kann, wenn ſie ängſtlich erſtrebt worden iſt, und höhere Eigenſchaften vermiſſen läßt, da doch das (ſchöne) Kunſtwerk als Werk des freien Genius erſcheinen ſoll. Gleichwol iſt ſie dann ein Verdienſt des Künſtlers, wenn bei aller Fülle des Geiſtes die Erſcheinung bis in ihre äußerſten Formen (z. B. bei der Poeſie im reinen grammatiſch richtigen Styl, Versmaß, Reim; bei der Malerei, in gehöriger Anwendung des Schattens und Lichts, richtiger, naturgemäßer Zeichnung; bei der Muſik, nach den Foderungen der Geſetze der Harmonie und des Rhythmus) vollendet iſt; denn ſchwer ſcheint es hier, bei aller Fülle der Begeiſterung ſelbſt das Kleinſte im Auge zu haben. Jedoch darf man nicht vergeſſen, daß der wahre Künſtler, eben weil er ſein Werk nicht theilweiſe, ſondern nach einem geiſtreichen Entwurfe, der mittelſt der Einbildungskraft anſchaulich vor der Seele ſteht, organiſch, und wie aus einem Guſſe erzeugt; ſo daß er, ſofern er nur überhaupt die Geſetze der Darſtellungsmittel ſeiner Kunſt durchdrungen hat und im Gebrauch der letztern geübt iſt, den auf das Weſen der Darſtellung einfließenden Fehlern weniger ausgeſetzt iſt; zweitens, daß die Correctheit ſeines Werks größtentheils von der Ausarbeitung ſeines Entwurfs abhange, bei welcher der Ueberlegung, in Beziehung auf die äußere Form, Anordnung und Fügung der Theile,

Digitized by Google

unbeschadet der, das Werk erzeugenden Begeisterung, ein größerer Antheil, als in dem Augenblicke des Entwurfs verstattet ist. Man unterscheidet daher bei dem Kunstwerke (Werke der schönen Kunst) das, was von der Kraft des höhern Talents abhängt und jenes Wesen der Schönheit ausmacht, was die richtigen Formen gleichsam beleben soll, von der Correctheit, als dem niedern, obwohl ersten und Erlernbaren in der Kunst, die man daher auch die mechanische oder technische Vollkommenheit der Formen nennt. Mehr noch als Correctheit, ist die Eleganz eine gefällige Correctheit oder Correctheit mit Zierlichkeit und Schmuck verbunden, obgleich auch diese noch nicht Anmuth, vielweniger Schönheit selbst ist. Daß aber Correctheit überhaupt eine nothwendige Eigenschaft des Kunstwerks sei, leuchtet aus dem Begriffe des Kunstwerks selbst ein. Denn wenn dieses ein Werk ist, in welchem die höchste Harmonie des Idealen und der Erscheinung herrschen, oder das, mit andern Worten, in seiner Erscheinung vollendet sein soll: so wird damit auch verlangt, daß nichts die Anschauung desselben störe, was sich bei der Darstellung nach bestimmter Regel vermeiden läßt. Daher gehört die Correctheit auch zur Klassicität, d. i. reinen Musterhaftigkeit, und die größten Künstler waren immer auch die correctesten; diejenigen aber, welche die Klassicität in die Correctheit setzen, verstehen das Wesen geistiger Darstellung nicht, und achten den Buchstaben mehr, als den Geist, das, was durch Nachdenken, Fleiß und Uebung erworben werden kann, höher, als die Feinheit und Fülle des unsterblichen Genius. Gegen sie hält Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik unter dem Namen der Stylistiker (man kann sie auch Prosaiker nennen) eine kräftige und gerechte Strafpredigt. Trefflich spricht übrigens Schiller's Epigramm (überschrieben Correctheit) die hier vorgetragnen Gedanken über den Werth derselben aus: „Frei von Tadel zu sein (nämlich in Beziehung auf jene technischen Erfodernisse der Darstellung) ist der niedrigste Grad, und der höchste; denn nur die Ohnmacht oder die Größe führt dazu." Das Studium der Correctheit ist vorzüglich denjenigen Künstlern zu empfehlen, bei welchen, unter den zur Darstellung erfoderlichen Kräften, das Gefühl, von welchem sie blind fortgerissen werden, über die Anschauung herrscht und ihre Klarheit unterdrückt, woraus auch leicht der Mysticismus in der Kunst und jene unerfreuliche Schwärmerei entspringt, die nur matte, unkräftige Gestalten erzeugt und sich im Nebelhaften gefällt. Wer wahrhafte Begeisterung und Ehrfurcht für seine Kunst hegt, der wird auch seinen Werken die strenge, jedoch nicht peinliche Sorgfalt widmen, mit welcher die größten Bildner und Maler ihre Werke ausarbeiteten, und nicht jede Nachlässigkeit mit dem Ehrentitel der angenehmen belegen wollen; aber freilich gehört selbst der Takt des ausgebildeten Genius dazu, das rechte Maß in Aufsuchung und Verbesserung der Fehler zu halten, und es läßt sich nicht vorschreiben, wann und wo die Feile aufhören soll, sondern nur im Allgemeinen sagen, daß die prüfende Ueberlegung nicht die Frische des Geisteswerks und seinen freien Bau verletzen darf; wie dann auch die Correctheit des Künstlers oder des Kunstwerks keineswegs erst aus dem Nachbessern entspringt; denn nur in weniger bedeutenden Punkten wird eine Verbesserung des, in einen Theilen schon ausgearbeiteten Werkes möglich sein.

Correggio (Antonio Allegri, bekannter unter dem Namen Antonio da Correggio, den er von seinem Geburtsorte führte), gehört nicht bloß zu den vorzüglichsten Malern Italiens, sondern auch zu je-

Digitized by Google

nen ſchöpferiſchen Geiſtern, die ſich einen eigenen Weg bahnen, und ſicher auf ihm zum Ziele der Unſterblichkeit wandeln. Da ſchon ſeine Zeitgenoſſen ſeinen hohen Werth anerkannten, ſo iſt's in der That zu verwundern, daß kaum ein Umſtand in ſeinem Leben vorkommt, der völlig gewiß genannt werden könnte. Was endlich durch die Bemühung prüfender Kritik als verbürgt kann betrachtet werden, iſt dies. Allegri wurde zu Correggio, einer Stadt im Gebiete von Modena, 1494 geboren. Seine Aeltern beſtimmten ihn den Wiſſenſchaften, die Natur hatte ihn der Kunſt beſtimmt und gab den Ausſchlag. Welchen Lehrer er gehabt, iſt ſehr zweifelhaft; am wahrſcheinlichſten iſt es, daß es ſein Oheim Lorenzo Allegri war. Was und wie viel er indeß ſeinem Lehrer verdankt, bleibt unentſchieden; das Genie verdankt ſich ſelbſt am meiſten, und namentlich das des Correggio. Oft hat man eine Sage wiederholt, die unſers Künſtlers frühes Selbſtgefühl beweiſen ſollte. Er habe, ſo erzählt man, einſt ein Gemälde des großen Raphael erblickt, und ausgerufen: anch'io son' pittore! (Auch ich bin ein Maler!) Nun beruhen aber die Verſicherungen, daß Correggio in Rom geweſen, auf ſchlechtem Grunde, und in Parma und Modena, wo er, nach d'Argensville, Werke Raphaels geſehen haben könnte, gab es damals keine; ſomit fehlt jener Sage alle Beglaubigung. Unſer Künſtler verliert dabei nichts; denn eben das, daß er nicht die Antiken, nicht die Meiſterwerke der vor ihm Lebenden geſehen hatte, und durch eigne Kraft ein Muſter der nach ihm Lebenden ward, macht ihn unſrer Bewunderung um ſo würdiger. Mengs hat in ſeiner gehaltreichen Schrift: „Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack in der Malerei", ausführlich von den Verdienſten dieſes unvergleichlichen Künſtlers gehandelt und gezeigt, was er in der Zeichnung, in Licht und Schatten, im Colorit, in der Compoſition, dem Faltenwurf und der Harmonie geleiſtet. Drei Eigenſchaften ſind es hauptſächlich, die man an ihm ſtets bewundern wird: Grazie, Harmonie und Führung des Pinſels. Es iſt eine eigne Anmuth in den Stellungen und Bewegungen ſeiner Figuren, eine Lieblichkeit in dem Ausdrucke derſelben, die ſich durch einen unſäglichen Reiz des Gemüths bemächtigt, ja bei Lüſternen bisweilen den Wunſch des Beſitzes erregen könnte. Jene Stellungen und Wendungen wären dem Künſtler nicht möglich geweſen ohne ſeine Meiſterſchaft in den Verkürzungen, die nicht bloß größere Mannichfaltigkeit in das Gemälde bringen, ſondern auch der Grazie ſelbſt ſo günſtig ſind. Abhold allem Rauhen und Harten, ſuchte er den Sinn durch einen milden, faſt weiblichen Reiz zu gewinnen. Dahin ſtrebte er auch durch die Harmonie, deren Schöpfer man ihn nennen kann. Unübertrefflich iſt er im Halbdunkel, d. i. in der äſthetiſchen Vertheilung des Lichts, in der Geſchicklichkeit, ſeinen Figuren Rundung zu geben, und ſie vor und zurücktreten zu laſſen, worin ſich überhaupt die lombardiſche oder bologneſer Schule, der er, wie Guido Reni, angehört, auszeichnet. In ſeinem Faltenwurfe berechnete er, mit Uebergehung der genauen Wahrheit, alles auf die Wirkung des Helldunkels, und wußte mit großer Geſchicklichkeit aus einer ſchönen Farbe durch Halbtinte, in die andre überzugehen. Sein Bemühen war immer darauf gerichtet, den Hauptgegenſtand hervorzuheben, da das Auge, wenn es von dem Lichte angezogen worden, gern auf mildern Maſſen wieder ausruht. So bezaubert er durch eine magiſche Harmonie, worin er alle andern Meiſter übertraf. Einen höchſt genialen Gebrauch hat er von dieſer Kunſt in ſeiner ſogenan-

Digitized by Google

ten Nacht (la notte di Correggio) gemacht, die sich jetzt auf der dresdener Galerie befindet (welche sieben Gemälde dieses Meisters besitzt, an denen man seine Fortschritte erkennen kann). Dieses allbewunderte Gemälde stellt die Geburt des Heilandes oder die Anbetung der Hirten dar. Zwei Hirten und eine Frau, welche Tauben trägt, finden sich bei der, mit Stroh gefüllten Krippe des Neugebornen ein, wo Maria sitzend mit mütterlicher Zärtlichkeit ihr, von der Glorie hell leuchtendes Kind mit beiden Händen umfaßt hält, sich über dasselbe hinbeugt und es liebevoll betrachtet. Es war eine eben so geniale, als kühne Idee des Künstlers, alles Licht im Gemälde von dem göttlichen Kinde, dem Lichte der Welt, ausgehen zu lassen. Mit vollkommner Sonnenhelle beleuchtet dessen Glanz allein die Gruppe, und erstreckt sich selbst auf die über ihm schwebenden Engel, welche auf einer durchsichtigen Wolke ruhen und anbeten. Im Hintergrunde erblickt man im mattern Lichte den, von der Tränke zurückkehrenden Esel, welchen Joseph führt. Die übrige Landschaft liegt im nächtlichen Dunkel. Die schöne Wirkung des hellen Glorienlichts, das von dem Neugebornen ausgeht, macht dieses Nachtstück einzig in seiner Art. Wenn nicht schon jene Idee hinlänglich zeigte, daß unser Künstler auch vom poetischen Genius beseelt war: so könnten dies die Anspielungen zeigen, die er bisweilen in seinen Gemälden angebracht hat, z. B. der weiße Hase bei der sogenannten Zingara (Zigeunerin), in Dresden und Neapel (eine Mutter Gottes, der man wegen ihres orientalischen Gewandes und Kopfputzes jenen Namen gegeben hat), und den Stieglitz bei der Vermählung der heiligen Catharine (in Neapel). Durch die Nähe dieser scheuen Thiere, die hier ihre Flucht vergessen, wird der Begriff der Unschuld und Reinheit der handelnden Personen erhöht und die Ruhe und Stille der Scene bezeichnet. Zu seinen vorzüglichsten Gemälden gehören, außer der erwähnten Nacht, sein heil. Hieronymus, der mehrere berühmte Maler bis zur Ungerechtigkeit gegen Raphael begeistert hat, und die büßende Magdalena. Er starb schon 1534. Die grundlose Sage über seine große Dürftigkeit und deren Ursache zu seinem Tode ist längst widerlegt. dd.

Corregidor ist in Spanien und Portugal eine Magistratsperson, ein Polizeirichter der zweiten Instanz.

Correspondent (der hamburgische unparteiische). Im J. 1712 erschien zu Schiffbeck bei Hamburg eine „holsteinische Zeitungscorrespondence", welche aber 1714 wieder aufhörte. Sie war die Grundlage der nachmaligen „Staats- und gelehrten Zeitung des hamburgischen unparteiischen Correspondenten", welche 1721 mit dem 29. April anfing, damals aber noch nicht, „hamburgischer", sondern „holsteinischer" Correspondent genannt wurde. Mit 1731 übernahm der Buchdrucker Georg Christian Grund zu Hamburg, der Schwiegersohn des bisherigen Verlegers Holle zu Schiffbeck, den Verlag, und es erschienen nun wöchentlich vier Stück, nämlich Dienstags, Mittwochs, Freitags und Sonnabends, jederzeit Mittags zwölf Uhr. Das Privilegium, welches der Senat zu Hamburg darüber ertheilte, ist vom 1. Dec. 1730, und noch jetzt sind die grund'schen Erben im Besitze des Verlagsrechts. Nicht leicht wird eine Zeitung eine so ungeheure Verbreitung in alle civilisirten Staaten aller Erdtheile wieder erleben, wie dieser unparteiische Correspondent, welcher fünf Mal gesetzt wurde. Man gab in der Zeit seines höchsten Flors den Absatz auf 30,000 Exemplare an. Als die Hansestädte mit Frankreich vereinigt wurden, erlitt auch er eine höchst nachtheilige Verände-

rungen. Aus dem unparteiischen Correspondenten ward eine französische Zeitung, unter dem Titel: „Journal du Département des Bouches de l'Elbe"; der deutsche Inhalt konnte nur als Uebersetzung des französischen Textes gelten. Die Erscheinung in den beiden Sprachen, welche mit dem 1. Dec. 1811 anfing, wurde 1813 nur auf eine kurze Zeit durch die Erscheinung des Correspondenten in seiner alten Gestalt unterbrochen, bis das J. 1814 ihn in deutscher Sprache herstellte. Die Auflage soll 1818 wieder 10,000 Exemplare betragen haben.

Corsaren sind Seeräuber, die auf den Meeren Handelsschiffe aufsuchen und wegnehmen. Der Name kommt aus dem Italienischen, von dem Worte corso, Lauf, Streiferei. Andre wollen ihn von dem gothischen Worte Kors (Kreuz) herleiten, wonach denn das Wort Korsar einen Kreuzer oder Kreuzfahrer (einen, der auf dem Meere kreuzet) bedeuten würde. Gewöhnlich werden nur die von Algier, Tunis, Tripolis und den marokkanischen Häfen auslaufenden Raubschiffe mit dem Namen Corsaren belegt, und dagegen die Schiffe, durch welche Europäer in Kriegszeiten, mit Bewilligung ihres Staats, feindliche Schiffe wegzunehmen suchen, werden Kaper genannt.

Corsica, der Größe nach die dritte Insel Italiens, liegt in dem mittelländischen Meere, nur zwei Meilen weit von der nördlichen Küste der Insel Sardinien, von welcher sie durch die Meerenge San Bonifacio getrennt wird. Sie enthält 178 Quadratmeilen, 18 Städte, 5 Marktflecken, 560 Dörfer und 175,000 Einwohner. Ein Gebirge mit vielen Seitenästen zieht sich durch die ganze Insel und erhebt sich gegen die Mitte derselben zu einer solchen Höhe, daß der Schnee den größten Theil des Jahrs hindurch auf den Höhen liegen bleibt und daß sogar die zwei höchsten Berge, der Monte rotondo und der Monte d'oro, welche 8 bis 9000 Fuß hoch sind, die Schneelinie erreichen und ewigen Schnee tragen. Zum Theil ist das Gebirge steiler Fels, zum Theil mit Waldungen bedeckt. Viele kleine Flüsse, worunter nur der Cholo schiffbar ist, entströmen diesem Gebirge, fließen östlich oder westlich, und fallen nach einem kurzen Laufe in das Meer. Die meisten haben nur zu gewissen Zeiten reichliches Wasser, und trocknen oft im Sommer aus. Die östliche Küste ist flacher als die westliche, auf welcher die meisten Meereinschnitte sich befinden. Das Klima ist mild und angenehm, indem die Sonnenhitze durch die hohen Gebirge und Seewinde gemäßigt wird und die Kälte nie beträchtlich ist, außer auf der Höhe der Gebirge. Einige Gegenden haben wegen der stehenden Gewässer eine ungesunde Luft, und sind verödet. Der Boden ist, besonders in den Thälern und an der Küste, sehr fruchtbar; daher die Einwohner, ob sie gleich den Ackerbau äußerst nachlässig und einfach betreiben, doch für ihren Bedarf hinreichendes Getreide (mit Ausnahme des Hafers, der nicht gezogen wird) ernten. Die gemeinen Corsen leben gewöhnlich von Kastanien und haben nur selten Weizenbrot. Weine, die dem Malaga und den französischen gleichen, werden, ungeachtet der Sorglosigkeit der Einwohner in Behandlung derselben in Menge gewonnen; auch hat man vielen Flachs, treffliche, edle Südfrüchte, selbst zur Ausfuhr, ganze Wälder von Kastanien, viele Oliven und schöne Waldungen von Eichen, Tannen- und Lerchenbäumen, die eine Höhe von 120 bis 130 Fuß erreichen. Die Viehzucht wird stark betrieben; doch sind die Pferde, Esel und Maulesel von einem kleinen Schlage, das Rindvieh zwar groß, aber mager, die Schafe grobwollig. An den Küsten ist eine reiche Fischerei von Thunfischen, Sardellen und

Austern, und macht eine Hauptbeschäftigung der Einwohner aus. Die vielen Gebirge enthalten vielerlei Mineralien, doch ist der Bergbau fast gänzlich unbekannt; vorzüglich zeichnet sich das Eisen durch seine Güte aus. Die Corsen sind noch ein wahres Naturvolk, der Mehrzahl nach Italiener und Bekenner der katholischen Religion. Industrie ist bei ihnen unbekannt, sogar die nöthigen Handwerker fehlen, und jeder macht sich fast alle seine Bedürfnisse selbst. Kastanien dienen dem gemeinen Corsen zum Brote; Wohnungen, Hausgeräthe und Kleidung sind ärmlich; höhere Lehranstalten mangeln ganz. Tapferkeit, Freiheitsliebe, Trägheit charakterisiren die Corsen. Bis zum ersten punischen Kriege besaßen die Karthaginenser diese Insel. Von diesen kam sie an die Römer. Nachdem sie späterhin die Vandalen eine Zeitlang besessen hatten, stand sie abwechselnd unter der Herrschaft der griechischen Kaiser und der Gothen. 850 eroberten sie die Sarazenen und behielten sie bis zum ersten Viertel des eilften Jahrhunderts, zu welcher Zeit sie von den Pisanern eingenommen wurde. 1284 kam diese Insel unter die Herrschaft der Genueser, welche sie schon weit früher (im J. 806) erobert hatten, aber damals nicht lange im Besitze geblieben waren. Die Einwohner dieser Insel hatten seit 1729 in einer fortdauernden Empörung gegen die, seit mehr als vier Jahrhunderten, aber allerdings mit Härte sie beherrschende Republik Genua gestanden, welche, da sie dieselbe mit ihren Kräften nicht zwingen konnte, im J. 1730 kaiserliche, und im J. 1738 französische Truppen zu Hülfe rief. Im J. 1736 hatte ein westphälischer Edelmann, Baron Theodor von Neuhof, die Nation so gewonnen, daß sie ihn zu ihrem Könige ernannte. Er verließ sie aber nach Ankunft der Franzosen unter dem Vorwande, auswärtige Hülfe zu suchen, kehrte zwar zurück, segelte aber wieder ab und starb zu London im Gefängnisse, wohin seine Gläubiger, die er nicht bezahlen konnte, ihn gebracht hatten. Die Franzosen brachten darauf die Einwohner zu einer scheinbaren Ruhe, verließen aber die Insel beim Ausbruche des deutschen Kriegs im J. 1741. Nun brach die Empörung unter verschiednen Heerführern wieder aus. Im J. 1755 ernannte der corsische Senat den Pascal Paoli zum General, der die Angelegenheiten so gut führte, daß die Genueser fast nichts weiter, als die Hauptstadt Bastia inne hatten, und die Hoffnung aufgaben, jemals die Insel überwältigen zu können. In dem Verdrusse darüber überliessen sie dieselbe an Frankreich durch einen Tractat, dessen Bedingungen nie recht bekannt worden sind. Frankreich glaubte anfangs, die Unterwerfung Corsica's mit einer geringen Kriegsmacht bewirken zu können; aber Paoli that, in der Hoffnung auf brittische Unterstützung, so lebhaften Widerstand, daß die Kosten dieser Unternehmung schon auf 30 Millionen Livres angelaufen waren, ohne daß die französischen Völker bedeutend vorgedrungen waren. Allein nunmehr verstärkte der Hof dieselben. England blieb wider Paoli's Hoffnung und des übrigen Europa's Erwartung, ganz unthätig bei der Sache, und in den verschiednen Gefechten thaten die Corsicaner so wenig ihre Pflicht, daß Paoli allen fernern Widerstand aufgab und im Junius desselben Jahrs nach England floh, wo er nachher von einem königlichen Gnadengehalte lebte. Bei der französischen Revolution trat die Insel gleich anfangs als ein besondres Departement in die Verbindung des gesammten Frankreichs ein, und hatte auch ihre Deputirten zum Convente gesandt. Paoli, der bis dahin in England sich aufgehalten hatte, ging nun in sein Vaterland zurück. Die Hinrichtung des Königs und die Aufhebung aller Reli-

Digitized by Google

gion, die man auch auf die Insel ausdehnen wollte, erzeugte Mißvergnügen. Die Schreckensmänner in Paris traueten Paoli nicht mehr, und verlangten ihn nach Paris hin, wo der Tod ihm gewiß gewesen wäre. Er machte daher das Volk den Britten geneigt, welche den 18. Febr. 1794 landeten, den 22. Mai Bastia, und den 4. August endlich auch Calvi eroberten. Nun konnte die Nation leicht bewogen werden, sich dem brittischen Scepter zu unterwerfen. Dies geschah in einer allgemeinen Versammlung der Deputirten der Corsen zu Corte, den 18. Juni 1794, wo Elliot im Namen des Königs ihre Huldigung annahm. Corsica ward nun als ein viertes Königreich constituirt, und ihm die Verfassung und Gesetze Englands und ein besondres Parlament, wie Irland hatte, gegeben. Aber die Engländer blieben nicht lange im Besitze. Ein großer Theil der Corsen war den Engländern abgeneigt, und die französische Partei breitete sich bald wieder auf der Insel aus. Es entstanden Unruhen; verheerende Krankheiten verschlimmerten die Lage der Engländer, und da die Macht derselben durch die Besitznahme von Livorno durch die Franzosen im J. 1796 in diesen Gegenden geschwächt wurde, so räumten sie Corsica wieder. Seit 1811 bildet Corsica ein einziges Departement, dessen Hauptstadt Bastia ist, und Frankreich mehr kostet, als es ihm einbringt.

Corso, eine Hauptstraße Roms, welche diesen Namen, wie lange Straßen mehrerer Städte in Italien (z. B. Florenz), von dem Wettrennen der Pferde führt, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt. Der römische Corso ist etwa viertehalb tausend Schritte lang, von hohen, meist prachtigen Gebäuden eingefaßt, seine Breite aber nicht verhältnißmäßig, denn an beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg, so daß an den meisten Orten höchstens drei Fuhrwerke sich neben einander bewegen können. Alle Sonn- und Festtage ist er belebt. Die vornehme Welt fährt hier etwa eine Stunde vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren. Die Gesandten hatten sonst das Recht, zwischen beiden Reihen auf- und niederzufahren. Diese Abendspazierfahrt, die in allen großen italienischen Städten glänzend ist, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso. Jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden. Das Carneval ist jedoch der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden und die Zeit, in welcher der Corso in seinem höchsten Glnnz erscheint. Göthe hat eine meisterhafte Beschreibung des römischen Carnevals und des Corso in seinem Glanze gegeben. dd.

Cortes, die Stände des Königreichs Spanien, unter denen die von Castilien, die aus dem hohen Adel, der hohen Geistlichkeit, den Ritterorden von St. Jacob, Calatrava und Alcantara und aus einer gewissen Anzahl von Städten bestanden, zur Zeit der vereinigten spanischen Monarchie den ersten Rang behaupteten. In frühern Zeiten waren die Könige von ihnen sehr abhängig; ja sie hatten sich selbst in den Besitz des Waffenrechts gesetzt, und übten es nicht selten wider den Thron aus. In Arragonien, wo überhaupt die ständische Verfassung eigenthümliche höchst merkwürdige Formen hatte, präsidirte ein oberster Richter aus ihrer Mitte, el Justicia genannt, der die Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Unterthanen entschied und die königliche Gewalt in den verfassungsmäßigen Schranken hielt. Dem Könige Ferdinand von Arragonien und seiner Gemahlin, Isabella von Castilien, aber gelang es, sich unabhängiger von den Ständen (las Cortes) zu machen, und

als die Castilianer es wagten, auf dem, von Carl V., zu Toledo 1538 gehaltnen Reichstage eine außerordentliche Steuer zu verweigern, hob der König auf der Stelle die Versammlung auf, und weder die Geistlichkeit, noch der Adel, sondern bloß die Abgeordneten von 18 Städten wurden seitdem zusammenberufen, und nur in den Fällen, wo neue Auflagen bewilligt werden sollten. Philipp II. schränkte 1591 die Vorrechte der Aragonier ein. Nach dem spanischen Erbfolgekriege nahm Philipp V. den Provinzen, die es mit der österreichischen Partei gehalten hatten, ihre noch übrigen Freiheiten. Seit jener Zeit wurden die Cortes nur zur Huldigung des Königs oder des Prinzen von Asturien, oder wenn sonst etwas wegen der Thronfolge bestimmt werden sollte, zusammengerufen. Als aber Napoleon sich Spaniens bemächtigen wollte (vergl. d. Art. Ferdinand VII. und Spanien seit 1808), berief er (15. Juni 1808) eine Junta der Cortes nach Bayonne. In der letzten Sitzung (7. Juni) ward von ihr die neue Constitutions-Acte angenommen, deren 9ter Art. von den Cortes oder der Nationalversammlung handelt, welche aus 25 Erzbischöfen, 25 Adeligen und 122 aus dem Volke bestehen sollte. Später versuchte Napoleon durch das Anerbieten, die Cortes in ihrer vormaligen Würde wieder herzustellen, den spanischen Adel und durch ihn die Nation zu gewinnen; aber dieser Kunstgriff wirkte nicht. Dagegen versammelte die hohe Insurrections-Junta zu Sevilla, welcher Ferdinand vor seiner Entsagung hierzu das Recht gegeben, die Cortes im J. 1809. Diese bestanden aus 182 Mitgliedern, welche die Constitution vom 18. März 1812 in Cadix unterzeichneten und eine Regentschaft errichteten. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. stürzte dieser Monarch, durch die Protestation von 69 Mitgliedern (die man jetzt Perser nennt) dazu vermocht, die Verfassung von 1812 um, und die bedeutendsten Mitglieder wurden in's Gefängniß geworfen oder verfolgt. Ferdinand versprach jedoch 1814, andre Cortes zu berufen. Nachdem ihn Armee und Volk zur Annahme der Constitution der Cortes von 1812 vermocht hatten, eröffnete der König die Sitzungen derselben am 1. Juli 1820 und schloß sie am 9. Nov. 1820. Auch im J. 1821 und 1822 erneuerten sie ihre Sitzungen, waren aber nicht so glücklich, weder den Brand der Insurrection in den Kolonien des amerikanischen Festlandes zu löschen, noch auch nur den Frieden mit diesen verschiednen Insurrectionsstaaten abzuschließen, oder wenigstens im Mutterlande selbst den Gehorsam gegen die neuen Gesetze durchzusetzen. Mehr über die span. u. port. Cortes in der neuen Folge dieses Lex. oder der ersten Abth. des 11ten Bandes.

Cortez (Fernando). Dieser, durch die Eroberung von Mexiko berühmte spanische Feldherr war zu Medelin in Estremadura 1485 geboren, zog früh die Waffen den Wissenschaften vor, und ging 1504 nach Westindien, wo Velasquez, Statthalter von Cuba, ihn an die Spitze einer Flotte stellte, die er auf Entdeckung neuer Länder aussandte. Cortez verließ San Jago am 18. Nov. 1518 mit zehn Schiffen, 600 Spaniern, 18 Pferden und einigen Feldstücken, um dieses große Unternehmen zu versuchen. Er segelte längs des mexikanischen Meerbusens hin. Die Indianer von Tabasco wurden besiegt und verloren ihre Stadt. Der Anblick der Pferde, von welchen herab die Spanier fochten, die beweglichen Festungen, welche sie über das Meer gebracht, das Krachen des Geschützes, das Eisen, womit sie bedeckt waren, alle diese Gegenstände erfüllte jene, zum Theil unkriegerischen Völker mit Furcht und Staunen. Cortez zog den 18. Nov. 1519

in die Stadt Mexiko ein. Montezuma, der Beherrscher des Landes, empfing ihn als seinen Herrn, und die Einwohner, so sagt man, hielten ihn für einen Gott und einen Sohn der Sonne. Er zertrümmerte die Götzenbilder in den Tempeln, denen man Menschen opferte, und richtete statt ihrer die Bilder der Jungfrau Maria und der Heiligen auf. Unterdeß machte er immer weitere Fortschritte in dem Lande, indem er mit mehreren dem Montezuma feindlich gesinnten Kaziken Bündnisse schloß, der andern aber sich durch Gewalt oder Verträge versicherte. Da aber ein Feldherr dieses Fürsten auf einen geheimen Befehl die Spanier angegriffen hatte, begab sich Cortez in den kaiserlichen Palast, ließ jenen Anführer mit seinen Offizieren lebendig verbrennen, und zwang den, in Fesseln gelegten Kaiser die Oberherrschaft Carls V. öffentlich anzuerkennen. Der unglückliche Fürst fügte zu dieser Huldigung noch ein Geschenk von 600,000 Mark reinen Goldes nebst einer großen Menge von Edelsteinen. Aber Velasquez Eifersucht wurde durch die Thaten seines Stellvertreters so rege gemacht, daß er ein Heer gegen ihn sandte. Cortez ging, verstärkt durch neue, aus Spanien gekommne Truppen, demselben entgegen, wußte die wider ihn geführten Soldaten zu gewinnen, und bekriegte, mit ihnen vereinigt, auf's neue die Mexikaner, welche sich nicht allein gegen die Spanier, sondern auch gegen ihren eignen Kaiser Montezuma, den sie der Verrätherei beschuldigten, empört hatten. Nachdem Montezuma, der durch seine Erscheinung das Volk zu beruhigen gedachte, von den Aufrührern getödtet worden, erfoch Guatimozin, sein, von den Mexikanern als Kaiser anerkannter Neffe und Schwiegersohn, einige Vortheile. Er vertheidigte seine Krone drei Monate lang, vermochte aber nicht, dem spanischen Geschütze zu widerstehen. Cortez nahm Mexiko wieder ein, welches er zu verlassen gezwungen gewesen war. Mehr als 200,000 Indianer hatten sich ihm zu Ende der Belagerung unterworfen, und im J. 1521 fielen der Kaiser, die Kaiserin, die Minister und der ganze Hof in seine Hände. Die Habsucht der Sieger veranlaßte die schrecklichsten Grausamkeiten. Cortez vollendete indeß die Eroberung des Landes und unterwarf Carl V. ein Reich, größer als Spanien. Dafür ernannte ihn dieser zum Oberfeldherrn und Statthalter von Neu-Spanien. Allein bald brachen neue Empörungen aus; Cortez ging mit vielen Schätzen nach Spanien zurück, und man verminderte seine Gewalt, indem man die Regierung von Mexiko der Audiencia (Gerichtshof) von Neu-Spanien übertrug. 1530 bekam es seinen besondern Vicekönig. Der über diese Veränderungen mißvergnügte Cortez ging inzwischen auf neue Entdeckungen aus, und fand 1536 die Halbinsel Kalifornien. Um für seine Unternehmung mehr Unterstützung zu erhalten, ging er nach Spanien zurück, ward aber mit Kaltsinn aufgenommen und starb 1547. Cortez war unleugbar ein Mann von großen und seltnen Eigenschaften, unternehmend, tapfer, staatsklug und ausdauernd, aber fast in gleichem Grade grausam und treulos.

Cortona, eigentlich Pietro Beretini, ein berühmter Maler und Baumeister, nach seiner Geburtsstadt Cortona in Toscana, unter dem Namen Pietro di Cortona bekannt, ward 1596 geboren, und lernte erst bei seinem Vater Giovanni, der auch Maler und Baumeister war, dann unter Andreas Commodi und Baccio Ciarpi. Er zeigte anfangs so viel Ungeschicklichkeit, daß seine Mitschüler in Rom ihn mit Spottnamen belegten. Indeß studirte er die Antiken und die großen Meister Raphael, Caravaggio, Michel Angelo, und trat unerwartet als

Künstler mit seinem Raub der Sabinerinnen auf. Er ward bald bekannt; die Geburt Christi in U. L. F. zu Loretto stellte seinen Ruf fest. Die von ihm gemalte Decke des großen Saals im barberini'schen Palaste, den Triumph der Ehre vorstellend, ist ein sehr gelungnes Werk und eine der ungeheuersten Compositionen, die je ein Maler ausgeführt. Er bereiste die Lombardei, den venetianischen Staat, Florenz, wo er die Decken des Palastes Pitti malte, und kehrte nach Rom zurück, als Maler und Architekt in steter Thätigkeit. In Augenblicken, wo er vom Podagra befallen war und kein Gerüst besteigen konnte, verfertigte er auch Staffeleigemälde, welche, obgleich von minderm Werthe, als die großen, doch geschätzt, aber selten sind. Alexander VII. machte ihn zum Ritter des goldnen Sporns für die gelungne Verzierung des Säulengangs der Kirche della Pace. Er starb 1669 und erhielt ein ehrenvolles Begräbniß in der zu Rom dem heil. Lucas gewidmeten Kirche der Maler, wo er sich schon durch den zierlichen Altar der heil. Martina verewigt hatte. Cortona opferte die Wahrheit dem Gefälligen, das er jedoch nicht immer erreichte. Die Fehler der Zeichnung, welche durchaus etwas schwerfällig ist, vergütete er durch die Fruchtbarkeit einer heitern Erfindung; den holden Reiz, den seine jungen weiblichen Figuren athmen (obgleich man ihnen zu viel Aehnlichkeit unter einander vorwirft) und das fröhlich blühende Colorit, die harmonisch abwechselnden Farben. Diese letzte Eigenschaft verdient hauptsächlich bemerkt zu werden, da dieselbe sein eigentliches Verdienst ist, welches weder vor, noch nach ihm ein Andrer in dem Maße besessen hat.

Coruña, eine spanische Hafenstadt an der Nordwestküste der Provinz Galizien, auf einer Halbinsel am Eingange der Bai von Betanzos, 8° 20′ 23″ W. L. von Greenwich, 43° 23′ 32″ N. B. Die an einem Abhange liegende, obere Stadt ist mit Mauern umgeben und durch eine Citadelle vertheidigt; ihre Straßen sind eng und schlecht gepflastert. Die untere Stadt ist auf einer schmalen Landzunge erbaut und ihre Straßen sind breiter und reinlicher. Das Arsenal und ein alter, äußerst hoher Thurm sind die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten. Die Bevölkerung beträgt nicht über 4000 Menschen, mit Ausschluß des Militärs und der Marine. Der Generalcapitän, der Provinzialintendant und der hohe Gerichtshof des Königreichs Galizien haben hier ihren Sitz. Der halbmondförmige, mit einem schönen Quai versehene Hafen ist geräumig und sicher. Die Einfahrt wird von den beiden Castellen St. Martin und St. Cruz, und den beiden Forts St. Amora und St. Anton vertheidigt. Das letztre ist auf einem, von den Wellen umgebnen Felsen, angelegt und dient zugleich als Staatsgefängniß. Auf einem hohen Berge, ungefähr eine Stunde von der Stadt, ist ein Leuchtthurm, dessen Flamme 15 deutsche Meilen weit gesehen wird. Corruña ist so zu sagen das Hauptpostamt zwischen Spanien und den Kolonien. Alle Monate segelt von hier ein Packetboot nach der Havanna, welches auf Portorico anzulegen pflegt, ein andres geht alle 2 Monate nach den Philippinen um das Cap Horn herum. Eben so wechseln monatlich die englischen und spanischen Packetboote zwischen Falmouth und Coruña. Am 16. Jan. 1809 griff unweit Coruña der französische Marschall Soult die sich zurückziehenden Engländer unter General Moore an; aber ungeachtet der Letztre das Leben durch eine Kanonkugel verlor, gelang es den Franzosen doch nicht, die Einschiffung der Engländer zu hindern.

Cosmisch, was auf das Weltgebäude und die Sonne insonderheit Bezug hat; so geht z. B. ein Stern zugleich mit der Sonne (kosmisch) unter. Cosmogenie, die Lehre von der Entstehung der Welt. Cosmologie, die Wissenschaft der Welt im Allgemeinen. Cosmopolit, ein Weltbürger; tadelnd wirft man bisweilen einem Zerstörer des Bestehenden im Vaterlande vor, daß er das Idealische der Menschheit im Ganzen, dem Wohl seines Vaterlandes und seiner Ruhe vorziehe.

Cosmo I. von Medici, s. Mediceer.

Cossé (Charles de), bekannter unter dem Namen „Marschall von Brissac", war der Sohn des René de Cossé, Herrn von Brissac in Anjou, Oberfalkenmeisters von Frankreich. Er diente mit vielem Glücke in den neapolitanischen und piemontesischen Kriegen und zeichnete sich vorzüglich in der Schlacht bei Perpignan (1541) aus, der er als Oberster der französischen Infanterie beiwohnte, und wo er mit einem Pikenschlage verwundet wurde. Als nachheriger Befehlshaber der leichten französischen Cavallerie stand er seinem Posten mit solcher Auszeichnung vor, daß die ersten Edelleute des Reichs und selbst die Prinzen in seiner Schule sich für den Krieg bildeten. Als Kaiser Carl V. 1543 Landrecy belagern wollte, warf Brissac ihn drei Mal zurück und vereinigte sich, trotz der Ueberlegenheit des Feindes, mit Franz I., der mit seinem Heere bei Vitry stand. Der Monarch schloß ihn in seine Arme, ließ ihn aus seinem eignen Pokale trinken und machte ihn zum Ritter seines Ordens. Nach mehrern andern großen Thaten, wofür er durch die Würde eines Großmeisters der Artillerie von Frankreich belohnt worden war, sandte ihn Heinrich II. als Botschafter an den Kaiser, um den Frieden zu unterhandeln. Hier bewies er sich auch als guter Diplomatiker und erwarb sich dadurch das Gouvernement von Piemont und den Marschalsstab von Frankreich (1550). Als Gouverneur der Picardie ging er nach Frankreich zurück und leistete dieser Provinz die wichtigsten Dienste. Brissac war klein aber äußerst fein gebaut; die Damen nannten ihn nur „den schönen Brissac." Man sagt, daß die Herzogin von Valentinois ihm ihre besondre Gunst geschenkt, und daß Heinrich II. ihn bloß aus Eifersucht zum Lieutenant-General in Italien ernannt habe. Bewundert als Held seiner Zeit, verehrt als edler Mensch, starb Brissac am 31. Dec. 1563 zu Paris.

Coster (Laurens), Johann's Sohn, ein wohlhabender und angesehener Bürger zu Harlem, war in dieser Stadt 1370 oder 71 geboren, erscheint 1417 als Offizier der dasigen Bürgergarde, seit 1418 als Mitglied des großen Raths, in welchem er abwechselnd die Stellen eines Schöppen und eines Schatzmeisters verwaltete, seit 1421 als Küster der großen oder Parochialkirche zu Harlem, von welchem, damals sehr ehrenvollen Amte, er auch seinen Beinamen erhielt, und starb wahrscheinlich bei der Seuche, welche in der zweiten Hälfte des Jahrs 1439 in Harlem wüthete, indem im Jahre 1440 bereits seiner Wittwe Erwähnung geschieht Dies ist Alles, was die zuverlässigen Nachrichten der gleichzeitigen Stadtregister von ihm besagen. Ueber hundert Jahre später, um die Mitte des 16. Jahrhunderts zeigen sich Spuren einer Volkssage, welche der Stadt Harlem die Erfindung der Buchdruckerkunst beilegte, bis auf einmal Hadrian Junius in seiner zwischen 1562 bis 1571 geschriebenen, aber erst 1588 nach seinem Tode erschienenen Batavia nach mündlichen Berichten bejahrter Leute, welche ihre Nachrichten wieder von andern hatten, eine vollständige Erfindungsgeschichte der Buchdruckerei lieferte, in welcher Coster die erste

Rolle ſpielt. Auf ſeinen Spaziergängen im benachbarten Stadtholze habe er (ſo erzählt Junius) anfangs zum Zeitvertreibe Buchſtaben in Buchenrinde geſchnitzt, dann dieſe Verſuche bis auf ganze Zeilen ausgedehnt und endlich gewagt, volle Seiten in Holztafeln zu ſchneiden. Auf dieſe Art habe er den Druck des Spegel onzer Behondenisse zu Stande gebracht. Hierauf ſei er zu dem Guſſe bleierner oder zinnerner Typen vorgeſchritten. Aber ein gewiſſer Johann, den er als Gehülfen angenommen, habe ihm ſeinem ganzen Druckapparat in einer Weihnachtsnacht entwendet, und ſei damit erſt nach Amſterdam und von da nach Köln und Mainz geflohen, an welchem letztern Orte dieſer Diebſtahl Veranlaſſung zu größerer Verbreitung der, von Coſter erfundenen Kunſt geworden ſei. Eine unbefangene und ſelbſt von aller Vorliebe für Deutſchland freie Kritik hält dieſes Sagengewebe auf keine Weiſe aus; aber in Holland iſt man noch heute ſo feſt davon überzeugt, daß man nicht nur 1622 Coſter eine Statue errichtete und ſein Haus, welches 1818 vor Alter einſtürzte, mit wahrer Verehrung zeigte, ſondern auch 1740 das Jubiläum ſeiner Erfindung feierte. Man wird dieſe Feier öffentlicher Bekanntmachungen zufolge im laufenden Jahre 1823 wiederholen, da man die Gerechtigkeit der holländiſchen Anſprüche durch Meermann's: origines typographicae (1765) und Koning's Verhandeling over het Oorsprong der Boekdrukkunst (1816) bündig bewieſen glaubt. Mit welchem Rechte, lehrt die Beurtheilung der letztern Schrift im Hermes. E.

Coſtnitz, Koſtanz oder Konſtanz, die Hauptſtadt des Seekreiſes im Großherzogthume Baden, am konſtanzer oder Bodenſee, und zwar auf dem Punkte, wo der Rhein den obern und untern See mit einander verbindet; 26° 48′ O. L., 47° 36′ 10″, N. B. Die Stadt und ihre beiden Vorſtädte, durch eine Brücke über den Rhein mit einander verbunden, ſind theilweiſe befeſtigt und im Verhältniſſe zu der geringen Zahl von 4450 Einwohnern ungemein weitläufig. Die Die alte biſchöfliche Reſidenz und die Hauptkirche enthalten viele ſchöne gothiſche Denkmäler. Konſtanz iſt in der Kirchengeſchichte merkwürdig durch das berühmte Concilium, welches von 1414 bis 1418 daſelbſt gehalten wurde. Der Kaiſer, der Papſt, 26 Fürſten, 140 Grafen, mehr als 20 Kardinäle, 7 Patriarchen, 20 Erzbiſchöfe, 91 Biſchöfe, 600 Prälaten und Doctoren, und gegen 4000 Prieſter erſchienen auf dieſer Verſammlung, zu welcher die Zerrüttungen und Streitigkeiten in Kirchenſachen die Veranlaſſung gaben. Von 1305 bis 1377 hatten die Päpſte in Avignon ihre Reſidenz gehabt, als endlich Gregor XI. ſie 1378 wieder nach Rom verlegte, aber gleich darauf ſtarb. Da nun die italieniſchen und franzöſiſchen Kardinäle ſich über die Papſtwahl nicht vereinigen konnten: ſo wählte jede Partei einen eignen, wodurch vierzig Jahre lang ein Schisma entſtand; ja, als Kaiſer Siegmund 1411 den Kaiſerthron beſtieg, gab es ſogar drei Päpſte, welche einander wechſelsweiſe in den Bann thaten. Um dieſen Unordnungen und der Verbreitung der Lehre des Huß ein Ende zu machen, reiſte Siegmund in Perſon nach Italien, Frankreich, Spanien und England, und berief (wie Kaiſer Maximilian I. im Scherze zu ſagen pflegte, als des römiſchen Reichs Büttel) eine allgemeine Kirchenverſammlung zuſammen. Auf dieſer wurden Wiclef's und Huſſen's angebliche Ketzereien verdammt, und letztrer des ihm gegebnen kaiſerlichen, ſichern Geleits ungeachtet, am 6. Juli 1415, ſein Freund und Gefährte, Hieronymus von Prag, aber am 30. Mai 1416 zum Scheiterhaufen verurtheilt und verbrannt. Nachdem man durch dieſe doppelte Hinrichtung der Ver-

breitung der Ketzereien hinlänglich vorgebaut zu haben glaubte, schritt man zur Absetzung der drei Päpste: Johanns XXII. (oder auch XXIII.) Gregors XII. und Benedikts XIII. Johann, der selbst auf dem Concilio gegenwärtig war, mußte in seine Absetzung willigen. Zwar entfloh er mit Hülfe Herzogs Friedrich von Oesterreich, der darüber in Acht und Bann fiel und einen großen Theil seiner Länder verlor; allein endlich unterwarf sich Friedrich, lieferte Johann selbst an das Concilium und in's Gefängniß, und dieser ließ sich gutwillig mit der bloßen Kardinalswürde begnügen. Eben dies that Gregor XII. Benedict XIII. behielt zwar noch einige Zeit in Spanien den päpstlichen Titel, wurde aber nicht geachtet. Dagegen ward Martin V. als rechtmäßiger Papst gewählt. Siegmund glaubte nun eine gänzliche Verbesserung der kirchlichen Angelegenheiten bewirken zu können; allein da der neue Papst wider des Kaisers Willen sich nach Italien begab, ging die ganze Kirchenversammlung auseinander, ohne daß dieser Zweck erreicht worden war. Dies geschah erst auf dem Concilium zu Basel (s. d.). Noch zeigt man den Reisenden die Halle, wo sich das Concilium versammelte (jetzt eine Markthalle), die Stühle, auf denen der Kaiser und der Papst gesessen, das Haus, wo Huß gefangen genommen ward, und wo sein Brustbild noch zu sehen ist, seinen Kerker im Dominicanerkloster, seine Statue, die der Domkirche zur Stütze dient, und im Schiff der Kirche eine Messingplatte, auf der Stelle, wo der ehrwürdige Märtyrer sein Todesurtheil ablesen hörte.

Costume, das bei einzelnen Personen oder ganzen Gemeinheiten, Nationen und Zeitaltern in Sitten, Gebräuchen, Lebensart Uebliche. Die Kenntniß und Beobachtung desselben ist ein wichtiger Punkt für bildende Künstler und Schauspieler. Man macht an den bildenden Künstler mit Recht die Foderung, daß er bei Darstellung von Personen aus verschiednen Völkerschaften das Eigenthümliche derselben in der ganzen körperlichen Beschaffenheit, der National-Physiognomie, Gesichtsfarbe u. s. w. richtig beobachte; damit aber jener Eindruck bei dem Kundigen nicht gestört werde, soll er auch alle Nebenbezeichnungen der Kleidung, des Schmuckes, der Wohnungen, Geräthschaften, Waffen u. s. w., der Nation und Zeit gemäß darstellen. Eben so wenig, als er in einer Scene, die in Rußland vorgeht, Palmen und Tiger in die Umgebung bringen darf, soll er den Amerikanern Turbans, den Römern, die Karthago belagern, Kanonen geben, und die Morgenländer am Tische sitzend mit Messer und Gabel speisen lassen. Daß die ältern und selbst die berühmtesten Maler der neueuropäischen Schulen sich öftere Verletzungen des Costums haben zu Schulden kommen lassen, ist nicht zu leugnen; nirgends aber sind diese Verletzungen größer gewesen, als auf der Bühne. Griechische, türkische und peruanische Prinzessinnen traten auf im langen goldgestickten Sammetmantel, Merope und Kleopatra mußten sich in einen Reifrock stecken, Medea und Phädra französisch coeffiren lassen, selbst Bäuerinnen steckten in Wallfischrippen, und ein Held kam eben aus der Schlacht in einem Steifrocke, an dem kein Fältchen in Unordnung gekommen war. Von Lecain und Mademoiselle Clairon sagt man, daß sie zuerst, vom Grafen de Leuragais unterstützt (der auf Theaterveränderungen allein 20,000 Livres verwandte), das Costume auf der Bühne eingeführt hätten; allein sie machten eigentlich nur erst einen kleinen Anfang. Bloß das Allergröbste schafften sie bei Seite, führten für Scythen und Sarmaten das Tigerfell, für Asiaten türkische Tracht ein, im Uebrigen blieb es beim Alten. Wie um die Tracht, so stand es um die übrige Decoration der Bühne, und noch

ist es nicht lange her, daß Semiramis aus einem Palaste mit corinthischen Säulen hervortrat in einen Garten, in welchem eine ganze amerikanische Flora blühte; oder sie saß auf einem Throne, den ein Baldachin à la polonaise überwölbte, die sie umgebenden Personen trugen türkische Kleidungen und ein Stallmeister aus den Ritterzeiten reichte ihr die Hand. In Deutschland ging es um nichts besser. Vor noch nicht gar zu langer Zeit konnte man auch hier die Begleiter des Theseus mit Allongeperücken und römische Soldaten in der Clemenza di Tito mit steifen Stiefeln und noch steifern Zöpfen aufmarschiren sehen. Indeß haben doch die Deutschen zuerst diesen Uebelstand beseitigt, und einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das berliner Nationaltheater hat auch in dieser Hinsicht Madame Hendel-Schütz gehabt; diese Künstlerin, die sich auch durch ein tiefes Studium des Costume auszeichnet, wie die in jede Einzelnheit eingehende Richtigkeit ihrer Draperie beweist, war es, die zuerst mit zweifelhaftem Erfolge — denn woran gewöhnten wir uns nicht! — dann aber mit ungetheiltem Beifall belohnt, es wagte, in Darstellung der Ariadne den französischen Flitterputz mit der antiken Bekleidung zu vertauschen, und somit das Zeichen zu einer durchgängig genauern Beobachtung des Costume gab. In Frankreich ist es Talma, der das Costume der pariser Bühne reformirt hat. Was Talma in dieser Hinsicht für die Bühne, das hat David (der hierin an Vien einen Vorgänger hatte) für die Malerei gethan, und man muß seiner Schule eine genaue Beobachtung der Costume nachrühmen. Eine der Untersuchung würdige Frage wäre: Wie weit man hier die Wahrheit der Schönheit aufopfern dürfe? Ein Aufsatz, welcher diese Frage in Bezug auf das Theater beantwortet, findet sich in Müllner's Almanach für Privatbühnen, Bd. 2. 1818. Dort wird die poetische Correctheit von der wissenschaftlichen unterschieden, und auf die Fälle hingedeutet, wo diese jener nachstehen muß, theils wegen nöthiger Uebereinstimmung der äußern Erscheinung mit dem Geiste des Gedichts, theils wegen der Verständlichkeit und der Vermeidung von Anstößen für die minder unterrichteten Zuschauer. Daß es der Kunst überhaupt frei stehen muß, das Costume, so wie die Sprache, zu idealisiren, scheint unleugbar. Ueber das Costume haben wir übrigens einige Werke, aber noch kein ganz gutes erhalten. Dandré Bardon hat sich nicht an die echten Quellen gehalten; der Traité des costumes von Lens ist ein allzuschwacher Versuch, und Martini's Anmerkungen haben ihn nur um Weniges besser gemacht. Spalart Versuch über das Costume der vorzüglichsten Völker des Alterthums, des mittlern Alters und der neueren Zeiten (herausg. von Jgn. Albrecht. Wien, 3 Bde. 1796 bis 1799) ist besser, aber auch nicht fehlerfrei; am nützlichsten sind noch die Recueils des Costumes antiques von Rocheggiani und Willemin, aber nicht das Ganze umfassend. Es bleibt dem Künstler nichts übrig, als sich an die Quellen unmittelbar zu wenden. In Hinsicht auf das Costume der Alten sind es die archäologischen Kupferwerke, in Hinsicht des neuern Costume Betrachtung der Gemälde aus verschiednen Zeiten, Grabsteine, Trachtenbücher; in Hinsicht des Ausländischen aber Reisebeschreibungen, die ihm zur Erreichung seines Zwecks helfen werden. Geschichte, Alterthümer und Erdbeschreibung sind ihm unentbehrliche Hülfskenntnisse. Für die neuere Zeit und das Ausländische hat man die Costumes civils actuels de tous les peuples connus von St. Sauveur, und seit unsre Dichter mehr als einen dramatischen Meridian um die Erde gezogen haben, einige Theatercostums, die Cos-

rumes et Annales des grands théâtres de Paris und die Theatercostums des berliner Nationaltheaters.

Cothurn (Kothurn), eine Art hochgeschnürte Schuhe, dergleichen Diana und ihre Jagdnymphen hatten, und noch jetzt von Jägern in Italien getragen werden; also Jagdschuhe. Gallenus und Pollux beschreiben sie als hohe Schuhe, bis zur Mitte des Beins reichend, und mit durchgezognen Riemen fest umschnürt, um in rauhen Gegenden bequem laufen und springen zu können. Auch die tragischen Schauspieler trugen dergleichen, vielleicht zuerst als Erinnerung an die bacchischen Züge, dann — und dies bewirkte Aeschylus — um den Schauspieler dadurch zur Heldengröße zu erheben. Er war von dem Jagdkothurn dadurch unterschieden, daß er eine hohe Korksohle hatte. Bisweilen bezeichnet der Ausdruck Kothurn die Tragödie selbst; auf dem erhabenen Kothurn einherschreiten, bedeutet: eine Tragödie darstellen. dd.

Cotin (Charles), Rath und Almosenier des Königs, Mitglied der französischen Akademie, geb. zu Paris 1604, verdankt die berüchtigte Celebrität seines Namens größtentheils den Satyren Boileau's. Seine Vertheidiger indeß versichern, daß er nicht so verächtlich gewesen, als man glaubt. Es ist gewiß, daß er Kenntnisse in der Theologie und Philosophie hatte, Hebräisch und Syrisch verstand und die griechischen Schriftsteller so fleißig studirt hatte, daß er den Homer und Plato zum Theil auswendig konnte. Auch muß man zugeben, daß die Sammlung seiner Gedichte manche recht anmuthige enthält. Man hat oft angeführt, daß der Reim Boileau bewogen habe, den Namen Cotin in seine Satyren zu setzen; allein dies ist nicht glaublich. Boileau hatte seit lange gerechten Grund, sich über Cotin zu beklagen, der ihn im Hôtel Rambouillet als einen gefährlichen Menschen, dem nicht zu trauen sei, geschildert hatte. Die Spöttereien Boileau's erbitterten ihn noch mehr und er bot alles auf, ihn zu stürzen, oder wenigstens zum Schweigen zu bringen. Der Ruf, in welchem er damals stand, sein Ansehn bei Hofe, sein Titel und sein Vermögen schienen ihm die Mittel dazu an die Hand zu geben, aber unglücklicherweise zogen ihm seine Klätschereien einen neuen Feind in Molière zu, der ihn in seinen Femmes savantes unter dem Namen Trissotin auf die Bühne brachte und dem Spotte Preis gab. Man weiß, daß das Sonett an die Prinzessin Urania wirklich von Cotin ist, und daß er über dieses Gedicht in Beisein einer ausgewählten Gesellschaft mit Menage einen Streit gehabt hat, wobei sich Beide ungefähr dieselben Artigkeiten sagten, die Molière dem Trissotin und Vadius in den Mund legt. Seitdem zog sich Cotin zurück oder bekannte sich wenigstens zu keiner seiner Schriften mehr. Er starb 1682.

Cotopaxi, ein ungeheurer feuerspeiender Berg in den Andesgebirgen der spanisch-südamerikanischen Provinz Quito, 11 Meilen südöstlich von der Hauptstadt Quito, zwischen dem Berg Ruminavi, dessen Gipfel einer unermeßlich hohen Mauer gleicht, und dem mit ewigen Schnee bedeckten Quelondanna. Die beiden Gebirgsketten der Anden sind hier durch ein langes Thal geschieden, dessen Grund 9800 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, weshalb von hier aus der Cotopaxi und Chimboraço nicht höher, als manche Berghörner der Schweizeralpen erscheinen. Der Cotopaxi, der mit Schnee bis zum Gipfel bedeckt ist, erscheint vorzüglich, wenn die Abendsonne ihn beleuchtet, in einem unbeschreiblich wundervollen Glanze. Diese Schneedecke verhüllt dem Auge des Beobachters jede Unebenheit; keine Felsenspitze, keine Steinmasse dringt durch dies Kleid von Eis, und unterbricht die

Regelmäßigkeit der koniſchen Figur. Der Form nach gleicht der Gipfel des Cotopaxi dem Zuckerhut, in welchem ſich der Pik von Teyde auf Teneriffa endigt; allein er iſt ſechsmal ſo hoch, als dieſer. Der Krater iſt mit einem ſchmalen Kranz umgeben, der durch ein gutes Fernrohr wie die Bruſtwehr einer Schanze erſcheint; am äußerſten Rande deſſelben zeigen ſich einige Felſengeſchiebe, die, auf ihrer obern Seite ebenfalls mit Schnee bedeckt, in einiger Entfernung wie dunkle Streifen ausſehen. Die große Steilheit dieſes Theils des Kegels und die heißen Dünſte, welche durch die tiefen Spalten deſſelben ausſtrömen und den Schnee ſchmelzen, werden für die Urſache dieſer Erſcheinung gehalten. Durch dieſe Spalten wirft der Vulkan bei ſeinen Ausbrüchen Schlacken, Bimſtein, Waſſer und Eisblöcke aus, die mit zerſtörender Geſchwindigkeit zum Rio Noto und den andern Strömen herabſtürzen, welche dem Berge entquellen. A. v. Humboldt beſuchte 1802 den Cotopaxi und fand die größte Schwierigkeit, nur bis zur Grenze des ewigen Schnees zu gelangen. Seiner Behauptung nach dürfte es jeder menſchlichen Anſtrengung unmöglich werden, den Gipfel jemals zu erſteigen. Der Cotopaxi iſt der höchſte Vulkan der Anden, die in neuern Zeiten Ausbrüchen unterworfen geweſen ſind. Seine abſolute Höhe beträgt 18,368 Fuß über der Meeresfläche. Er iſt der furchtbarſte Vulkan im Königreich Quito, und ſeine Ausbrüche die häufigſten; die Schlacken und die Felſenblöcke, welche er nach und nach ausgeworfen und die mehrere Quadratmeilen Landes bedecken, würden zuſammen aufgehäuft einen rieſenmäßigen Berg bilden. Seit Kurzem ſpeit er wieder Feuerfluthen und ſtreut Verderben über die herrlichen Thäler, die ihn umgeben. Die merkwürdigſten Ausbrüche ſind die von 1698, 1738, 1742, 1744, 1766 und 1768. Der letzte, von dem wir einige Nachricht haben, iſt der von 1803. Im J. 1698 wurde eine Menge Dörfer und die Stadt Tacunga mit drei Viertheilen ihrer Bevölkerung das Opfer des Ausbruches. 1738 erhoben ſich die Flammen faſt 3000 Fuß über den Gipfel des Berges. 1744 hörte man das brüllende Getöſe des Vulkans in einer Entfernung von mehr als 100 deutſchen Meilen. Am 4. April 1768 war die Menge der ausgeworfenen Aſche ſo groß, daß der Tag in den nahen Städten Tacunga und Hambato bis Nachmittags um 3 Uhr dergeſtalt verdunkelt ward, daß die Bewohner mit Laternen auf der Straße gingen. Dem Ausbruch, welcher im Januar 1803 Statt fand, ging das furchtbar ſchnelle Schmelzen der Schneedecke des Berges voran. Zwanzig Jahre hindurch war dem Krater weder Rauch noch Dunſt entſtiegen und in einer einzigen Nacht ward das unterirdiſche Feuer ſo thätig, daß bei Tagesanbruch die Außenwände des Kegels von den Flammen erhitzt, nackend und in einer ſonderbar dunkeln Farbe ſich zeigten. Der geſchmolzne Schnee ſtürzte ſich in gewaltigen Strömen in die benachbarten Thäler und verbreitete, jedes Hinderniß wegſchwemmend, weit und breit Verwüſtung und Tod. Humboldt, der ſich damals gerade zu Guajaquil wenigſtens 40 deutſche Meilen in gerader Linie vom Fuß des Berges entfernt aufhielt, verſichert, das donnernde Getöſe des Vulkans bei Tag und Nacht, einem ununterbrochnen Artilleriefeuer ähnlich, vernommen zu haben.

Cottin (Sophie Riſtaud), mehr gekannt unter dem Namen Madame Cottin, die achtungswerthe Verfaſſerin von Malvina, Amalie Mansfield und andern bekannten Unterhaltungsſchriften, war 1773 zu Tonneins im Departement Lot und Garonne geboren. Schon im 17ten Jahre an einen Banquier aus Bourdeaux verheirathet, kam ſie bald darauf nach Paris, wo ſie ihren Mann nach wenigen Jahren verlor.

Sobald sie über ihr Schicksal verfügen konnte, zog sie sich von der großen Welt zurück und lebte ihrem Kummer und geistigen Beschäftigungen, die ihrer Neigung von jeher zusagten. Der Tod ihres Gemahls, den sie zärtlich geliebt hatte, fiel in die Jahre der stürmischen Revolution. Um sich zu zerstreuen schrieb sie das, was ihren Geist lebhafter beschäftigte, nieder, ohne daran zu denken, daß er einem andern Publikum wichtig sein könnte, als dem Kreise ihrer nähern Freunde, deren Erheiterung sie beabsichtigte. In der Leichtigkeit, wie sie ihre Gedanken mittheilte, entwickelte sich eine Anlage, die in frühern Jahren selbst von ihren nächsten Umgebungen war verkannt worden. Ihre ersten Versuche der Art waren kleine, leichtentworfene Gedichte und eine Geschichte von zweihundert Seiten. Eben brauchte einer ihrer Freunde funfzig Louisd'or, um Frankreich, aus dem er verbannt war, zu verlassen. Madame Cottin verkaufte die einzelnen Blätter, um dem Unglücklichen zu helfen, und so erhielt das Publikum Clara von Alba. Sie bekannte sich eben so wenig zu dem Buche, als zu dem guten Werke, das sie dadurch stiftete. Nicht sowohl der Erfolg dieses Buchs, als das Bedürfniß, sich mitzutheilen, bestimmte sie ferner, als Schriftstellerin aufzutreten. Malvina, Amalie von Mansfield, Elisabeth oder die Verwiesnen in Sibirien, die alle auch in Deutschland Uebersetzer und Leser gefunden haben, folgten diesem ersten. Die Innigkeit ihrer Empfindung und Beredtsamkeit, mit der sie die geheimsten Neigungen des Herzens darstellt, haben ihr besonders bei Frauen viel Beifall erworben. Ihre Lage erlaubte ihr, den Gewinn ihrer Schriftstellerei zu wohlthätigen Zwecken zu bestimmen. Eine schreckliche schmerzensvolle Krankheit hinderte sie an der Vollendung eines Werks religiösen Inhalts und an einem andern über die Erziehung. Nur für dieses wünschte sie eine günstige, dankbare Aufnahme; denn sonderbar genug mißbilligte sie schriftstellerische Thätigkeit an Frauen. Nach dreimonatlichen Leiden starb sie am 25. Aug. 1807. Von ihren einzelnen Schriften gibt es eine Sammlung, unter dem Titel; **Oeuvres complètes de Madame Cottin. Paris 1806.**

Cottus, s. **Ceptimanen.**

Coucy (Renaud, Castellan von), war der Held einer tragischen Begebenheit, welche die alten Romanendichter (Romanciers) und die Poeten sehr beschäftigt hat; auch war er Verfasser mehrerer Gedichte. Man hält ihn für den Neffen oder doch für einen Verwandten des Raoul, Herrn von Coucy, mit welchem er auch verwechselt worden ist. Eine Handschrift in französischen Versen auf der königlichen Bibliothek zu Paris, betitelt: Roman des Castellan von Coucy und der Dame von Faïel, geschrieben um das Jahr 1223, und eine Chronik über den nämlichen Stoff von Fouchet, geschrieben um das Jahr 1380, überliefern uns eine Geschichte der zärtlichsten Liebe und der empörendsten Grausamkeit, von der wir hier einen Auszug geben wollen. Renaud, Castellan von Coucy, ward gerührt von den Reizen der Gemahlin Auberts de Faïel, Gabriele de Vergy. Das Schloß Faïel lag nicht weit entfernt von Coucy, in der Nähe der Stadt Saint Quentin. Renaud warf sich mit dem Geständnisse seiner Leidenschaft zu Gabrielens Füßen, sie wies ihn zurück, aber — nicht für immer. Die Liebenden sahen sich mehrere Male insgeheim. So entstanden unter den Versicherung der feurigsten Liebe und den unaufhörlichsten Besorgnissen, welche des Gemahls Eifersucht gebar, Renaud's Lieder, von denen uns eine Sammlung aufbehalten ist, Ausdrücke der glühendsten Leidenschaft. Die Verpflichtung, zum Kreuzzug sich zu stellen, unterbrach das stille

Glück der Liebenden. Renaud reiſte ab und ſchiffte ſich zu Marſeille mit Englands Richard ein. Bei ſeiner Ankunft in Paläſtina war Acre ſchon in der Gläubigen Beſitz. Mit Richard kämpfte er an dem glänzenden Tage bei Cäſarea und ſiegte mit ihm bei Ascalon. Aber bei der Vertheidigung eines Schloſſes, wo der König ſein Quartier genommen hatte, traf ihn ein vergifteter Pfeil. Alle Mühe iſt vergebens, alle Kunſt der Aerzte ſcheitert, die Wunde ſcheint unheilbar. Da bittet Renaud, ermattet von Leiden und Sehnſucht, um die Rückkehr in ſein Vaterland. Sie wird gewährt, und bald iſt er auf dem Wege nach der Heimath. Doch ſchon nach einigen Tagen fühlt er die Nähe des wirkenden Todesengels; da ruft er ſeinen treuen Knappen an das Lager, und reicht ihm eine ſilberne Kapſel mit den Geſchenken ſeiner Herrin. „Nim," ſprach er mit bebender Stimme zu ihm, „nim, und verwahr' es wohl; nach meinem letzten Seufzer ſchließe mein Herz hinein und bring dies Alles der Dame von Faïel." Noch fügte er einen Brief hinzu, den er nur mit der äußerſten Anſtrengung zu unterzeichnen vermochte. Er ſtarb und der treue Diener eilte nach dem Schloſſe von Faïel; ſein Unſtern führt ihn in die Hände des Herrn des Schloſſes. Argwöhniſch läßt dieſer ihn ſtreng durchſuchen und findet bei ihm die letzte Gabe, die letzten Ausdrücke einer unauslöſchlichen Zärtlichkeit. Entbrannt von Wuth, ſinnt er nur auf die fürchterlichſte Rache. „Nim dieſes Herz," ſpricht er zu ſeinem Koch, „bereit' es zu und ſetz' es auf die Tafel meiner Frau!" Es geſchieht und Gabriele — ißt davon. „Haben Sie es gut gefunden, dieſes Fleiſch?" fragt der Gemahl. „O vortrefflich!" rühmt die Arme. „Das glaub ich gern", erwiederte er, „es muß auch ein köſtliches Gericht für Sie ſein, denn es war das Herz des Caſtellans von Coucy!" Zur ſchrecklichen Ueberzeugung ſchleudert er ihr den Brief hin, den Renaud ſterbend ihr geſchrieben hatte. Nach dieſer entſetzlichen Mahlzeit wollte die Unglückliche nichts mehr genießen, ſie ſtarb eines freiwilligen Hungertodes. Die Lieder der Liebe des Caſtellans von Coucy ſind in den: „Mémoires historiques sur Raoul de Coucy," in 12. Paris, 1781 (in der alten Sprache mit beigefügter Ueberſetzung und alter Muſik dazu) geſammelt erſchienen.

Couliſſen; 1) die Fugen in einem Fenſterrahmen, in denen man das Fenſter oder einen Laden auf- und niederziehen kann; bisweilen 2. ein ſolches Fenſter oder ſolcher Laden ſelbſt; 3. die Flügel auf der Schaubühne, wodurch die verſchiednen Veränderungen derſelben hervorgebracht werden. Dieſe gehören auf unſern Bühnen zur Scenerie und dem Maſchinenweſen. Auf den Bühnen der Alten hatte man ſie nicht, und es ſcheint, daß die beiden Seitenwände unverändert blieben und eine ganz einfache Verzierung, vielleicht nur einen einfachen Anſtrich von einer, nicht ſehr in die Augen fallenden Farbe hatten, die zu jeder Vorſtellung und jeder Veränderung der Scene paßte. Als man im 16. Jahrh. Schauſpielhäuſer im neuern Europa errichtete, waren dieſe Seitenwände ebenfalls nicht mit beweglichen Maſchinen verſehen. Frühерhin, als noch die Myſterien vorgeſtellt wurden, ſaßen an den Seiten in einer eignen Art von Sitzen die Schauſpieler. So wie daher das Stück anfing, ſahen die Zuſchauer gleich alle ſpielende Perſonen; ſo oft ein Schauſpieler an die Reihe kam, ſtand er von ſeinem Sitze auf und ſetzte ſich wieder dahin, wenn ſein Auftritt zu Ende war. In ſpäterer Zeit hatte man eine Art abgeſonderten Raums zur Seite der Bühne, worauf ſelbſt Zuſchauer gelaſſen wurden, beſonders die Kunſtrichter und witzigen Köpfe der dama-

ligen Zeit. Diese hatten Bursche zur Aufwartung, die ihnen Pfeifen und Tabak reichten; denn sowohl hier, als auf den übrigen Plätzen wurde geraucht. Wo dieser Uebelstand nicht herrschte, war doch die Vorrichtung nur kärglich. Man deutete die Aufführung eines Trauerspiels durch schwarze Umhänge der Bühne, und die Veränderungen der Oerter bloß durch die Ueberschrift ihrer Namen an. Nur wenige Hülfsmittel waren da, die Täuschung der Zuschauer durch Verzierungen der Bühne zu befördern: ihre Phantasie mußte sich meistens Ort und Umstände hinzudenken, und, wie Shakspeare selbst sie einmal dazu auffodert, das Fehlende mit ihren Gedanken ausfüllen. Dem italienischen Architekten Serlio († 1540) verdanken wir ein Hülfsmittel dieser Art. Er war es, der an den Seiten der Bühne zuerst Coulissen so aufstellte, daß ein Raum dazwischen blieb und man hinter jeder hinweggehen konnte. Hiedurch wurde eine bessere Beleuchtung möglich, die bis dahin sehr unvollkommen gewesen war, durch zwei große Kronleuchter, die über der Bühne herabhingen. Jetzt war man in den Stand gesetzt, eine solche anzubringen, die selbst nicht sichtbar war und nur durch ihre Wirkungen gesehen wurde, welche man nach den Umständen verstärken oder schwächen konnte. In England wurde diese erst durch Garrik nach seiner Rückkehr aus Frankreich eingeführt. Noch ein wichtigerer Zweck aber wurde durch sie dadurch erreicht, daß man Decorationen auf ihnen anbringen konnte, welche dienten, Ort und Umstände der dargestellten Handlungen auch vor das Auge zu bringen und mit diesen Versinnlichungen, da die Coulissen bewegliche Maschinen sind, so oft zu wechseln, als es die Umstände erfodern; so daß wir durch bloßes Zurückziehen der einen und Vorschieben der andern uns aus der Straße in das Innere der Wohnungen, von da in Wald, Gebirg, Tempel, Gefängniß u. s. w. versetzt finden. Damit die Täuschung für die Zuschauer aber noch mehr befördert werde, müssen die Coulissen perspectivisch gestellt sein, und einander decken. Hiezu gewähren breite Coulissen einen beträchtlichen Vortheil, weil alsdann auf jeder einzelnen Coulisse ein großer Theil der Vorstellungen perspectivisch gemalt werden kann, wodurch sich das Ganze besser zusammen verbindet. Bisweilen hat man die Coulissen, damit sie sich besser decken möchten, nach einer schrägen Linie gestellt; hiedurch aber wird die Bewegung derselben erschwert. dd.

Coulomb (Charles Augustin de), war 1736 zu Angoulême geboren. Sehr jung noch trat er in das Geniecorps ein, wurde nach Martinique geschickt, baute dort das Fort Bourbon, und erhielt nach seiner Rückkehr darum nicht die geringste Belohnung für die treue Ausdauer in diesem feindlichen Klima, weil der Minister, dessen Werk es war, jetzt gewechselt hatte. 1799 erhielt seine Theorie der einfachen Maschinen den verdoppelten, von der Akademie darüber ausgesetzten Preis, und einmüthig nahm ihn die Akademie 1781 in ihre Mitte auf. Ueberall gebraucht, wo es schwierige Gegenstände der Mechanik zu beurtheilen gab, zeigte er in jener Periode auch auf's glänzendste, wie rechtlich sein Sinn war. Man hatte den Ständen von Bretagne einen Plan zu Anlegung schiffbarer Kanäle in ihrer Provinz vorgelegt, die er an Ort und Stelle als Beauftragter der der Regierung begutachten sollte. Coulomb überzeugte sich, daß ihr Nutzen keineswegs für die ungeheuern Summen ihrer Anlage entschädigen würde und entschied gegen sie. Da dies dem Interesse einiger Minister zuwider sein mochte, mußte er für dies freimüthige Urtheil in der Abtei büßen. Coulomb foderte seinen Abschied; man verweigerte

ihn und schickte ihn auf's neue nach Bretagne. Sein zweiter Ausspruch fiel wie der erste aus und die Stände von Bretagne, jetzt von ihrem wahren Vortheil überzeugt, ehrten sein Urtheil durch eine Secundenuhr mit dem Wappen der Provinz, die Coulomb von nun an bei allen seinen Versuchen brauchte. Beim Ausbruch der Revolution war Coulomb Ritter des Ludwig-Ordens und Oberstlieutenant im Geniecorps. Er entsagte allen seinen Stellen und allen Vortheilen, die sie ihm brachten, um der Erziehung seiner Kinder in strenger Zurückgezogenheit zu leben. Diese Muße kam den Wissenschaften zu Gute, die er selbst während seiner amtlichen vielfältigen Beschäftigungen mit neuen Entdeckungen oder genauern Untersuchungen, bereichert hatte. Namentlich führten ihn nun Forschungen über die Kraft, mit der gebogne Metallfäden zurückspringen, auf die innersten Geheimnisse des Magnetismus und die Lehren der Elektricität, die ihm darum klärer wurden, weil, wie bei allen seinen Untersuchungen ein Bedürfniß der höchsten Genauigkeit ihn bestimmt hatte, Rechnung mit Beobachtung zu verbinden. Bei der Herstellung des Instituts wurde Coulomb, wie er es so sehr verdiente, als Mitglied aufgenommen, und durch die Stelle eines Generalaufsehers des öffentlichen Unterrichts für manche Unbilden der Zeit entschädigt. Thätig für sein Fach, das er durch Schriften fortwährend erweiterte, glücklich im Kreise der Seinen, geliebt von allen, die ihn kannten, starb Coulomb am 23. Aug. 1806.

Coup ist ein französisches Wort, dessen mannichfaltige Bedeutungen nicht hieher gehören, das wir aber erwähnen, weil es nicht selten, und besonders in mehrern seiner Zusammenstellungen, in der deutschen Gesellschaftssprache vorkommt. Coup heißt im Allgemeinen: Streich, Schlag, Unternehmen, Ausgang einer Sache. So kann ein Feldherr, so kann ein Spieler, jeder in seiner Art, einen glücklichen, einen unglücklichen Coup machen. — Coup-de-main, in der Kriegssprache eigentlich ein Angriff, der nur mit Handwaffen, als Degen, Flinte, Lanze ꝛc., ohne Artillerie, geführt wird. Auch jede plötzliche, kühne, leicht geführte und schnell gelungne Unternehmung; eine Ueberrumpelung. Der Ausdruck wird auch uneigentlich auf andre, diesen ähnliche Fälle des Lebens ausgedehnt. — Coup-d'oeil ist der schnelle Blick, mit welchem ein Mensch alles zum eben vorliegenden Gegenstande Gehörige auf der Stelle übersieht; ferner Augenmaß, die Fähigkeit, die Größe und Menge gewisser Gegenstände nach dem bloßen Anblick ziemlich richtig anzugeben; endlich auch soviel als Aussicht oder Ansicht. — Coup-de-Théâtre, Theatercoup, eigentlich auf der Bühne eine, zu einem bestimmten Zwecke künstlich vorbereitete, plötzliche Veränderung, wodurch ein hoher Grad der Ueberraschung bereitet wird, sei es in Verwandlung der Decoration, oder im unerwarteten, das Interesse besonders ergreifenden und der Sache eine gewisse Richtung gebenden Auftreten oder Gruppiren der Personen. Theatercoup wird auch häufig für jede auffallende Handlung gebraucht, wo es gar nicht, oder doch weniger um die Sache, als um den Schein, oder auch darum, mit der Sache auch den Schein zu retten, zu thun ist. — Coup-d'état, Hauptcoup, ist eine kräftige, zuweilen gewaltsame Maßregel, die ein Fürst, ein Staat in außerordentlichen Fälle, wo die gewöhnlichen Mittel nicht zuzureichen scheinen, ergreift. Auch eine Handlung, eine Begebenheit, welche einen wichtigen, entscheidenden Einfluß auf den Staat hat, wie eine Hauptschlacht, die Einnahme der Hauptstadt eines Reichs ꝛc. Ueberhaupt alles, was in einer Sache groß, außerordentlich und entscheidend ist.

Coupon, ein abgeschnittenes Stückchen, ein Abschnitt. Insbesondre sind Coupons die den Staatsschuldbriefen (Staatsobligationen) beigefügten Zinsen- oder Hebungsscheine, wovon bei jeder Auszahlung einer abgeschnitten und der auszahlenden Kasse zum Belege gegeben wird. Der Zweck derselben ist, Betrügereien und Unterschleif zu verhüten, weil, wenn sie nicht ganz genau an den, bei der Kasse zurückbehaltnen Abschnitt des Bogens, auf welchen sie gedruckt sind, passen, ihre Unechtheit sogleich offenbar wird. Man pflegt sie auch Zinsleisten zu nennen.

Cour d'amour, s. Gerichtshöfe der Liebe.

Cours, der laufende Geldpreis. Wechselcours heißt bei den Wechselhändlern (Banquiers) der steigende und fallende Preis der Wechsel auf auswärtige Handelsplätze. Die Veränderungen desselben sind aus den Courszetteln zu ersehen, welche auf allen bedeutenden Handelsplätzen wöchentlich von den verpflichteten Wechselsensalen auf der Börse angefertigt werden. Man findet gewöhnlich darüber die Worte: Briefe und Geld. Jenes „Briefe" zeigt an, daß man zu dem bemerkten Course Wechsel oder Papiere, wie es genannt wird, anbietet für Geld; dieses „Geld" zeigt an, daß man zu dem bemerkten Preise Geld für Wechsel oder Papiere anbietet.

Court de Gebelin (Antoine), geb. zu Nismes 1724, und gest. zu Paris 1784. Sein Vater war Protestant und hatte nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes sich genöthigt gesehen, Frankreich zu verlassen, und sich in die Schweiz zu begeben. Der junge Gebelin zeigte bald eine unersättliche Wißbegierde. Sobald er im Stande war, die Schriften der Alten zu lesen, beschäftigte er sich unaufhörlich mit ihnen. Beredtsamkeit, Geschichte, Poesie, kurz, alle Schätze des Alterthums öffneten sich ihm. Im 12. Jahre riß er durch den Umfang seiner Kenntnisse zur Bewunderung hin. Als er seine Studien vollendet hatte, wollte sein Vater, daß er sich zum evangelischen Geistlichen bestimmen möchte; doch Gebelin verzichtete bald auf diese Laufbahn, um sich ganz seinen Lieblingswissenschaften widmen zu können. Naturgeschichte, Mathemathik, todte und lebende Sprachen, Mythologie, Alterthümer, Archäologie, alles studirte und verschlang er gleichsam. Nach seines Vaters Tode machte Gebelin eine Reise nach Languedoc, überließ dort einer Schwester das kleine Erbtheil, das ihm geblieben war, und begab sich dann nach Paris, mit nichts, als dem Reichthume seines Genies ausgestattet. Bald war er mit den vorzüglichsten Menschen in Berührung. Doch verflossen zehn Jahre, ohne daß irgend ein Werk seinen Ruhm angekündigt hätte. Endlich erschien „die Urwelt" (le monde primitif). „Dieses Werk (sagt ein Kritiker) setzt durch die unermeßliche Gelehrsamkeit, die es umfaßt, in Erstaunen und gereicht, hauptsächlich in Betracht des Genies, welches die Theile, aus denen es besteht, zu vereinigen gewußt hat, zur größten Ehre der französischen Nation." Die Ursprache ist darin erwiesen, entwickelt und niedergelegt; die offenbaren Ungereimtheiten der Mythologie sind darin berichtigt, und diese Perioden der Vorzeit gewinnen unter Gebelin's Feder neues Leben. Er gibt darin ein Gemälde der Einrichtungen der ersten Menschenvereine, ihrer Gesetze und Gebräuche, ihrer Schriftzeichen und ihres Geistes. Die französische Akademie wußte Gebelin's Verdienste zu würdigen. Um ihm in seinem eben so nützlichen, als kostspieligen Unternehmen zu Hülfe zu kommen, gestand sie ihm zwei Mal hinter einander den, für denjenigen Schriftsteller bestimmten Preis zu, der im Laufe eines Jahres das schätzbarste

Werk drucken lassen würde. Ein andres Werk, dem er das Dasein gab, ist das Museum. Uebrigens zeichnet sich Gebelin durch Gutmüthigkeit, Sanftheit und Natürlichkeit seiner Sitten aus. „Die Republik der Gelehrten," sagte er, „ist kein Kampfplatz und unsre Federn sind keine Fäuste. Wir wollen uns gegenseitig achten, lieben, aufklären und, statt uns einander zu unterdrücken, laßt uns in Gemeinschaft ein Gebäude aufführen, der Wahrheit geweiht, uns anvertraut zur allgemeinen Glückseligkeit!" Von einer Krankheit befallen, nahm Gebelin seine Zuflucht zu Mesmer, der durch die Anwendung des thierischen Magnetismus die Quelle seiner Leiden hob. Dies bewog Gebelin, als Vertheidiger Mesmer's aufzutreten. dd.

Cousou (Nicolas), geb. zu Lyon am 9. Januar 1658, gest. zu Paris 1733, und Guillaume, geb. 1687, gest. 1748 zu Paris, zwei Brüder, machten sich als Bildhauer berühmt und gehören unstreitig zu denen, durch deren Bemühungen in Frankreich unter Ludewig XV. ihre Kunst eine edle Richtung erhielt. Dem ältern spricht man erhabene Ideen und feinen Geschmack zu; er zeichnete richtig, gab seinen Figuren edle Stellungen, zierliche und edle Gewänder. Vorzüglich geschätzt wird seine Abnehmung vom Kreuze auf dem Hauptaltar der pariser Hauptkirche. Der jüngere Bruder war zugleich ein Schüler des ältern, und kein unwürdiger, weshalb er auch seinem Bruder in der Stelle eines Directors der Akademie für bildende Künste folgte. Von ihm schätzt man das Grabmal für den Kardinal du Bois in der Kirche St. Honoré. Jedoch übertraf ihn sein ältester Sohn, der ebenfalls Guillaume hieß (geb. zu Paris 1716, gest. das. 1777), und welchem Joseph II. bei seiner Anwesenheit zu Paris eigenhändig den St. Michaelorden anlegte. Die Statuen der Venus und des Mars, die er 1769 für den König von Preußen in mehr als natürlicher Größe gearbeitet hatte, erwarben ihm allgemeine Bewunderung; sein, in der Hauptkirche der Stadt Sens errichtetes Grabmal des Dauphins und der Dauphine, der Aeltern Ludwigs XVI., trägt den angemessenen Charakter majestätischer Einfalt.

Covenant. Als nicht lange nach der Einführung der Reformation in Schottland, die den Presbyterianismus, oder Calvin's Kirchenform, zum herrschenden Glauben machten, die Spanier mit einem Angriff drohten, schlossen die schottischen Protestanten (1586) eine Verbindung zur Beschützung der neuen Lehre, die sie, nach den Bündnissen zwischen Israel und Gott, den Bund oder Covenant nannten. Nach der Vereinigung der Kronen von Schottland und England (1603) begünstigten die Stuarts, die bischöfliche Kirche, deren hierarchische Form ihrem Streben nach Gewaltherrschaft förderlich zu sein schien, die Gefahren aber, die der presbyterianischen Verfassung drohten, brachten die Anhänger des Calvinismus in Schottland zu einer innigern Verbindung, und als 1637 die neue, der englischen bischöflichen nachgebildete Liturgie eingeführt werden sollte, entstanden drohende Volksbewegungen, deren Folge die Beschwörung eines neuen Bundes im nächsten Jahre war. Die Nation trennte sich in zwei Parteien, Covenanter und Nicht-Covenanter. Während der Streitigkeiten Carls I. mit dem Parliament entstand eine feierliche Einigung und Verbindung (solemn league and covenant) zwischen den herrschenden Anhängern des Protestantismus in Schottland und dem englischen Parliament, wodurch die Unabhängigkeit und Freiheit der presbyterianischen Kirche befestigt ward. Als aber nach der Wiederherstellung der Stuarte eine unselige Verblendung die Hofpartei zu Gegenwirkungen wider alle

verfassungsmäßigen Beschränkungen der willkürlichen Gewalt verleitete, wurde auch der Covenant (1663) förmlich aufgehoben, wodurch jedoch die Anhänger des strengen Presbyterianismus in ihren Parteimeinungen nur desto mehr befestigt und bis zur Einführung völliger Glaubensfreiheit (1689) noch oft zum Widerstande aufgereizt wurden. Es gibt noch jetzt eine zahlreiche Sekte dieser strenggläubigen Anhänger des Covenants in Schottland.

Cowley (Abraham), 1618 zu London geboren, fand als Kind so viel Vergnügen an Spencer's Fairy Queen, daß er sich dadurch früh und, wie er sich ausdrückt, unwiderruflich zum Dichter bestimmen ließ. Er besuchte die Westminsterschule und zeichnete sich bald durch Fleiß, Wißbegierde und Talente vor allen seinen Mitschülern aus. Kaum hatte er 1643 in Cambridge den Grad eines Magisters der freien Künste angenommen, als er durch Cromwell vertrieben ward. Er nahm nun seine Zuflucht nach Oxford und machte daselbst seine Satyre: the Puritan and the Papist, bekannt. Sein Eifer für die Sache des unglücklichen Carl I., seine Kenntnisse und sein Witz erregten bald die Aufmerksamkeit mehrerer Häupter der königlichen Partei, besonders des Lords Falkland, der ihn der Königin als einen, zu Geschäften brauchbaren Jüngling so dringend empfahl, daß sie ihn mit sich nach Paris nahm, und zu ihrem geheimen Briefwechsel gebrauchte. In dieser ehrenvollen Verbindung blieb er zwölf Jahre, nach deren Verlauf er nach England zurück geschickt wurde, um unter dem Scheine des Privatlebens Gelegenheit zu finden, sich von dem Zustande seines Vaterlandes zu unterrichten. Sich seiner treu geleisteten Dienste und Fähigkeiten bewußt, machte er sich bei der Wiederherstellung der Regierung Hoffnung zu einer ansehnlichen Beförderung, sah sich aber getäuscht. Gekränkt darüber, begab er sich nach Chertsey in Surrey, erhielt zwar nachher einige Unterstützung, genoß sie jedoch nicht lange, denn er starb bereits 1667. In der Westminsterabtei neben Chaucer und Spencer begraben, erhielt er auf seinem Denkmale die ehrenvollen Beinamen: Anglorum Pindarus, Flaccus et Maro. In seinen Gedichten herrscht eine große Abwechselung des Styls und der Empfindung, und sie erheben sich von tändelnder Leichtigkeit bis zu Schauer erweckender Größe. Seine Ode on wit ist vortrefflich, und seine Ballade the Chronicle, nennt Johnson: a composition unrivalled and alone.

Cowper (William), einer der ausgezeichnetsten englischen Dichter im didaktischen Fache, war 1732 zu Berkhamstead in der Grafschaft Hertfort geboren. Eine trübsinnige, menschenscheue Kränklichkeit war der Grund, daß er der Stelle eines Secretärs des Oberhauses, die in seiner Familie beinah erblich war, so wie allen öffentlichen Stellen entsagte und sich einer Zurückgezogenheit hingab, die durch religiöse Beängstigungen noch mehr einwirkend, ihn in eine Gemüthskrankheit versenkte. Von ihren heftigsten Anfällen geheilt, zog er sich auf's Land zurück und wandte sich der Dichtkunst zu. Die ersten Proben seines Talents blieben unbeachtet; sie erschienen 1782 in demselben Jahre, wo einer von Cowper's Freunden, Newton, seine, der Schwärmerin Guyon nachgebildeten, geistlichen Lieder, unter dem Titel: Hymns of Olney, herausgab. Ein Scherz mußte der Anlaß werden, um seinen Landsleuten zu zeigen, welches Talent in ihm schlummre. Eine geistreiche Verehrerin Milton's, Mistriß Austen, gab Cowper auf, über einen beliebigen Gegenstand, z. B. ein Sopha, das gerade da stand, ein Gedicht zu schreiben, das neben jenem Muster noch genannt wer-

den könnte. Cowper unterzog sich der Auffoderung und schrieb in reimlosen Versen ein Gedicht in sechs Gesängen, dem er gradezu den Titel: die Aufgabe (the task) gab. Die ergreifenden Naturschilderungen, wodurch Cowper an Thomson erinnerte, der Ernst und die Würde seiner Gedanken entschuldigten bei den Engländern, die sich durch den schwärmerischen Trübsinn des Ganzen recht in ihrer Eigenthümlichkeit ergriffen fühlten, selbst die lockre Art, wie diese Betrachtungen verflochten und gleichsam durch einen Scherz herbeigeführt waren. In einer, diesem Gedichte beigegebnen Note spricht er sich aufs bitterste gegen die englische Klosterschulenerziehung aus, in der er einen Grund seines gestörten Seelenfriedens suchte. Sie mag als Gegengift wider diese, jetzt angepriesene, Methode interessant sein. Cowper's Schwermuth nahm aufs neue zu, nicht erheitert durch seine Geschichte des John Gilpin, die er seiner Freundin, Mistriß Austen, nacherzählte. Zu seiner Zerstreuung fing er eine Uebersetzung der Iliade und Odyssee in reimlosen Versen an, der das Verdienst der Treue in Vergleich der popeschen zuerkannt wird. Diese Arbeit wurde sein Trost und nur ungern sah er sie zu Ende gehn, denn er schied von ihr, wie man sich von einem lieben Freunde trennt. Die wiederholten, zum Theil kostbaren Ausgaben (letzte und bekannte Lond. 1816. 8. 4 Bde.) beweisen, daß Cowper's Verdienst nicht unerkannt ist, obgleich die von ihm gewählte Versart, blank verse, wohl dazu beiträgt, daß seine Werke nicht ganz ungetheilten Beifall finden. Man hält sie für einen Mangel technischer Fertigkeit. Fortwährend kränklich, was an der Ungleichheit seiner Hervorbringungen sehr bemerklich ist, starb Cowper 1800. Man findet seine letzten Gedichte vereinigt in: Cowper's life and posthumous works by W. Haylay. L. 1809. oder 12. 8. 4 Bde., worin auch eine charakterisirende Darstellung seiner Verdienste und Eigenthümlichkeiten gegeben ist.

Coxe (William), berühmter englischer Reisender und Geschichtschreiber, ist in London 1747 geboren. Er wurde in Eton erzogen und besuchte dann Cambridge. Nach Vollendung seiner Studien begleitete er nach und nach als Führer mehrere junge Männer aus den ersten englischen Familien auf ihren Reisen durch Europa, namentlich einen Grafen Pembroke, den nachmaligen großen Parlamentsredner Whitbread, und den Marquis von Cornwallis. Diesen Reisen haben wir die, als klassisch betrachteten Reisebeschreibungen durch die Schweiz (1779) und durch Polen, Rußland Schweden und Dänemark (1784 bis 1792) zu verdanken, welche fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden sind. Als Geschichtschreiber machte er sich zuerst durch seine Memoiren über Sir Robert Walpole (1798) bemerkbar; ihnen folgten die über Horatio Lord Walpole (1802). Dann gab er seine klassische Geschichte des Hauses Oesterreich (1807), deutsch von Dippold und Wagner in vier Bänden (1817, Preis 10 Rthl.) heraus, und endlich seine Denkwürdigkeiten der Könige von Spanien aus dem Hause Bourbon von 1700 bis 1788 (3 Bde. 4. 1813), mit denen er seine lange und ehrenvolle literarische Laufbahn geschlossen zu haben scheint.

Coypel. Unter diesem Namen lebte in Frankreich eine ganze Malerfamilie; man muß daher mehrere wohl von einander unterscheiden. 1. Noel (Natalis) Coypel der Vater, geb., ungewiß ob zu Paris oder in der Normandie, und ob 1628 oder 1629, gest. 1707 zu Paris. Ihm folgten seine Söhne. 2. Antoine Coypel, geb. zu Paris 1661, gest. das. 1722. 3. Noel Nicolas Coypel, gewöhnlich Coypel der Oncle genannt, geb. zu Paris 1692, gest. das. 1735; endlich ein

Sohn Antons. 4. Charles Antoine Coypel, geb. zu Paris 1694, geſt. daſ. 1752. Alle waren als Maler berühmt, wiewohl nicht von gleichem Verdienſte. Begründet wurde der Ruhm dieſes Namens durch den Vater, der ſeine glücklichen Anlagen durch ſtrenges Studium ſo eifrig ausbildete, daß er in einem Alter von 30 Jahren als einer der beſten Maler Frankreichs geſchätzt ward. Nachdem er auf königlichen Auftrag den alten Louvre (dieſen jedoch nur nach den Cartons von Le Brün) und die Tuillerien mit ſeinem Pinſel verſchönert hatte, wurde er zum Director der franzöſiſchen Akademie in Rom ernannt. Seine, zu Rom öffentlich ausgeſtellten vier Bilder für das Rathszimmer zu Verſailles: Solon, Trajan, Severus und Ptolemäus Philadelphus, erregten die Bewundrung der Kenner. Seine vorzüglichſten Gemälde ſind: die Marter des heil. Jacobus, in der Kirche Notre Dame; Kain, der ſeinen Bruder ermordet, in der Akademie; die Dreieinigkeit und die Empfängniß der heil. Jungfrau, im Hôtel des Invalides. Er beſaß eine reiche, blühende Einbildungskraft, zeichnete correct, verſtand ſich auf Ausdruck und hatte ein liebliches Colorit. Sein Sohn Antoine zeigte frühzeitig die glücklichſten Anlagen und empfänglich für das Schöne, geiſtreich und erfinderiſch wie er war, durfte man ſich nicht wenig von ihm verſprechen. In einem Alter von 14 Jahren war er bemüht, ſich nach den venetianiſchen Coloriſten zu bilden, worin er aber durch die ſchnelle Rückkehr in ſein Vaterland unterbrochen wurde. Dennoch erhielt, was er leiſtete, den lautſten Beifall, der wohl Urſache ward, daß er die Gründlichkeit vernachläſſigte. Sein unerſchöpflicher Reichthum an Erfindungen, die Größe ſeiner Compoſitionen machte, daß man die Mängel der Zeichnung, ſein angenehmes, blendendes Colorit, daß man den Mangel der Harmonie überſah. Sein Beiſpiel und ſein Ruhm legten den Grund zu der Manier der franzöſiſchen Schule, in welcher die echte Kunſt mehr und mehr ausartete. Ungleich gediegner, dafür aber auch mehr vernachläſſigt von den damaligen Kunſtfreunden war ſein jüngrer Bruder aus zweiter Ehe. Weit entfernt, durch falſchen Schimmer gelten zu wollen, ſtrebte er der Wahrheit nach, hielt ſich an die Natur und widerſtand dem herrſchenden Geſchmacke nur in der Farbengebung nicht. Ohne Unterſtützung, durch keinen Beifall der Menge gehoben, entſchädigte den biedern, ſanften Mann die Achtung eines kleinern Kreiſes von Kennern. Er erhielt endlich eine Stelle in der Akademie. Für ſeine beſte Arbeit hält man ein Gemälde am Gewölbe der Kapelle der heil. Maria in der Kirche von St. Sauveur zu Paris. Wie ſich der jüngere Bruder mehr an den Vater, ſo hielt ſich der Sohn Antoine's an dieſen, und, da er dem Geſchmack des Zeitalters fröhnte, mit glänzendem Erfolge, der ihn nur um ſo mehr verdarb. Er wurde ganz Manieriſt, ſein Colorit grell, hingeworfene blendende Farbenmaſſen ohne Harmonie. Von ſeinem Vater ſind die Unterſuchungen über Malerei in Geſprächsform, ein poetiſches Schreiben an ſeinen Sohn, in reinem Styl und mit vieler Zierlichkeit abgefaßt, und ein bedeutender Antheil an, der von der Akademie der Inſchriften herausgegebnen Geſchichte Ludwigs XIV. in einer Reihe von Denkmünzen dargeſtellt.

Coyſevox (Antoine), Bildhauer von Lyon, geb. 1640, ging in ſeinem 27. Jahre nach dem Elſaß, um den prächtigen Palaſt des Kardinals Fürſtenberg zu Zabern zu decoriren. Nach ſeiner Rückkunft nach Frankreich ward er Mitglied der Akademie der Malerei und Bildhauerkunſt, und arbeitete verſchiedne Büſten Ludwigs XIV. und andre Werke für die königlichen Schlöſſer. Voll Grazie, erhaben, naiv und

edel behandelte sein Meißel die verschiednen Figuren, die er darzustellen hatte. Man nannte ihn nur den Van Dyk in der Bildhauerei, wegen der Schönheit seiner Portraits und des Feuers, welches er in die Züge zu legen wußte. Man betrachte nur die Statue des Kardinals Mazarin im pariser Museum, dieses Meisterstück der Kunst! Seine vorzüglichsten Compositionen sind: die Statue Ludwigs XIV. zu Pferde für die Stände von Bretagne; Colbert's Grabmal, die Statuen der Dordogne, der Garonne und der Marne, die Gruppe von Castor und Pollux, die sitzende Venus, die Nymphe auf der Muschel, die Hamadryade, der fröhliche Faun mit der Flöte, Pegasus und Merkur. Coysevox starb zu Paris 1720 in seinem 80sten Jahre; 44 Jahre lang war er Mitglied der Akademie und ihr beständiger Kanzler gewesen.

Cracau (besser Krakau), Freistaat u. Stadt in Polen, in Westgalizien, in einer weiten Ebne am Zusammenfluß der Rudawa mit der Weichsel, wo mehrere wichtige Handelsstraßen sich verbinden (L. 37° 80′; B. 50° 3′ 38″); ehemals die Hauptstadt von ganz Polen und späterhin, als Siegmund III. (reg. v. 1587—1632) die Residenz nach Warschau verlegte, wenigstens bis 1764 noch die Krönungsstadt, mit ungefähr 25,000 Einw., worunter viele Deutsche und eine Menge Juden, besteht aus dem eigentlichen Krakau, oder der alten Stadt, die mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben ist, und den Vorstädten Stradom und Klepars am linken und Kasimirs am rechten Ufer der alten Weichsel. Wenn man die Menge von alterthümlichen Kirch- und Festungsthürmen, das hohe Schloß und die weit verbreitete Häusermasse in der gränzenlosen Ebne vor sich liegen sieht: so glaubt man einer prächtigen Stadt zu nahen; aber diese Pracht verschwindet in der Nähe und der getäuschte Reisende sieht sich in einem Labyrinthe krummer und schmutziger Gassen bloß von den Trümmern einer glänzenden Vorzeit umgeben. Krakau ist der Sitz eines Bischofs, welcher ehmals den Titel: Herzog von Severien, führte. Die Schloßkirche, ein sehenswerthes gothisches Gebäude und die reichste Kirche in Galizien, enthält die Denkmäler vieler polnischen Könige, das Grab des berühmten Sobiesky, Jos. Poniatowski's, Kosciuszko's und Dombrowski's; von den übrigen 72 Kirchen sind verschiedne zum Theil durch ihr Alter merkwürdig. Die Stadt soll schon im J. 700 von einem Fürsten, Namens Krakus gegründet worden sein; gewisser ist, daß sie 1257 das magdeburgische Recht bekam. Sie trieb von jeher einen bedeutenden Handel, und besitzt eine gute, 1817 neu eingerichtete Universität mit einer Sternwarte. Bei der Theilung von Polen 1795 kam Krakau an Oesterreich, welchem schon früher die Vorstadt Kasimirs zugefallen war. Mit ganz Westgalizien ward es 1709 ein Theil des Herzogthums Warschau, und durch die Acte des wiener Congresses ward es 1815 mit einem Gebiete von 22 Q. M. (zusammen 90,000 Einw.) zu einer unabhängigen Republik erklärt, die sich nach der Verfassung vom 11. Sept. 1818 regiert.

Cramer, (Joh. Andr.), Kanzler der Universität Kiel, geb. zu Jöhstadt bei Annaberg, im Jan. 1723, wo sein Vater ein armer Prediger war. Er studirte seit 1742 zu Leipzig Thologie, wo er durch literarische Arbeiten und durch Privatunterricht seinen Unterhalt erwarb. Gemeinschaftlich mit Ebert, Johann Elias Schlegel, Gärtner, Gellert, Klopstock, Rabener und andern jungen Männern, die sich damals das Verdienst erwarben, durch ihre Bemühungen vortheilhaft auf die Bildung des deutschen Geschmacks und der deutschen Literatur zu wirken, arbeitete er an der Herausgabe der sogenannten bremischen

Beiträge, so wie an der Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge. 1745 wurde er Magister und hielt Vorlesungen, 1748 Prediger zu Kröllwitz, 1750 Hofprediger zu Quedlinburg, 1754 Hofprediger zu Kopenhagen mit 1000 Thalern Gehalt und 1765 Professor der Theologie mit 600 Thalern Zulage. Er wurde hier sehr geehrt und geliebt, und man gab ihm sogar den ehrwürdigen Beinamen: „der Eyegode," der ganz Gute. Die bekannte dänische Revolution, durch die Graf Struensee und die Königin Caroline Mathilde fielen, hatte auch für Cramer viele Kränkungen in ihrem Gefolge und bewog ihn, 1771 einen Ruf zur Superintendentur nach Lübeck anzunehmen; 1774 ward er jedoch wieder nach Kiel, als Prokanzler und erster Professor der Theologie berufen und zehn Jahr später zum Kanzler und Curator derselben ernannt. Er starb 1788 im 66sten Jahre seines Lebens, mit dem Ruhm eines kenntnißreichen Gelehrten, talentvollen, vortrefflichen Dichters, fruchtbaren Schriftstellers, eines der ersten Kanzelredner, eines Mannes, von der gemeinnützigsten Thätigkeit und dem edelsten Charakter.

Cramer (Carl Friedr.), Sohn von Joh. Andr., wurde 1752 zu Quedlinburg geboren. Er studirte zu Göttingen und war ein Mitglied jenes Bundes geistreicher Jünglinge, eines Bürger, Voß u. s. w., dessen wir in unserm Artikel über den Erstern gedacht haben. Schon 1775 ward er in Kiel als Professor angestellt. Er lebte hier in vielfacher, schriftstellerischer Thätigkeit bis 1794, wo er wegen seiner großen Anhänglichkeit an die französische Revolution entlassen ward. Er ging nach Paris und ließ sich daselbst 1796 als Buchhändler und Buchdrucker nieder, verlor aber in diesen Geschäften sein ganzes Vermögen, mußte sich selbst eine Zeit lang von dort entfernen, und starb nicht lange nach seiner Zurückkunft, 1807, im 56sten Jahre seines Alters. Er war ein Mann von vielen Talenten und Kenntnissen, aber sein Hang zum Sonderbaren verdarb alles wieder. Sein vortreffliches Herz hätte von einem kältern Verstande geleitet werden sollen. Die französische Revolution hatte auch ihn zu Irrthümern verleitet. Er hatte dies mit vielen andern wackern Männern gemein, welche jedoch die Aussöhnung mit der alten Welt und die Ruhe des Lebens wieder fanden; Cramer ging darüber zu Grunde. Seine schriftstellerische Thätigkeit war mannichfaltig. Sein Eifer für Klopstock veranlaßte ihn zu mehrern bändereichen Werken. Das Anziehendste darunter sind die Briefe von Tellow an Elisen. Er übersetzte viel aus dem Französischen und Englischen in's Deutsche, und während seines Aufenthalts in Paris auch Mehreres aus dem deutschen in's französische, welchem seine Freunde Mercier, Boinvilliers und Andre die letzte Feile zu geben pflegten. Die Bekanntmachung seines Tagebuchs, welches er mit der größten Pünktlichkeit zu führen pflegte, würde besonders über seinen pariser Aufenthalt aus der damaligen Zeit viel Aufschlüsse geben, da sein Haus dort der Vereinigungspunkt vieler ausgezeichneten Personen war, und er überhaupt in vielfachen und bedeutenden Berührungen stand. Im Journale Frankreich finden sich anziehende Bruchstücke daraus.

Cramer (Wilh.), geb. zu Mannheim, Kammermusikus und Violinspieler in der königlichen Kapelle, auch Director des Opernorchesters zu London; einer der berühmtesten Virtuosen auf der Violine, welcher in der Fertigkeit einem Lolli, und im seelenvollen Vortrage einem Franz Benda gleichgesetzt werden darf. 1787 dirigirte er bei Gelegenheit der dritten händelschen Gedächtnißfeier das Concert, welches aus 800 Ton-

künstlern bestand. Er starb zu London 1799 im 56sten Jahre seines Alters, mit Hinterlassung mehrerer Söhne, unter ihnen besonders der ältre, Joh. Baptist Cramer, Schüler von Clementi, als einer der geschicktesten Klavierspieler sich auszeichnet.

Cranach (Lucas), hieß eigentlich Müller, gewöhnlich aber nach dem Orte, wo er 1472 im Bisthume Bamberg geboren wurde, Kranach. Er war Bürgermeister zu Wittenberg und Hofmaler der beiden Kurfürsten, Friedrichs des Weisen und Johann Friedrichs, den er in seine Gefangenschaft begleitete, und mit dessen Gemahlin er, nach der Gefangenschaft seines Gönners auf der lochauer Haide, sich nach Weimar begab, wo er 1553, ein Jahr vor seinem unglücklichen Fürsten, starb. An der Schloßkirche daselbst liegt er begraben. Das seltsame Qui pro quo des Steinmetzen, der in der Inschrift um des Künstlers Haut-Relief-Gestalt: pictor celerrimus (der geschwindeste Maler) statt celeberrimus (der berühmteste) setzte, dürfte doch zum Theil nicht unpassend sein; denn, wenn man die vielen, ihm zugeschriebnen Gemälde bedenkt, so muß man erstaunen über die Fertigkeit des Malers. Doch dürfte vorher wohl auszumitteln sein, welche Gemälde ihn selbst, und welche seinen Sohn, der auch Lucas Kranach hieß, auch Bürgermeister zu Wittenberg und ein würdiger Schüler seines Vaters war, zum Urheber haben. Erstaunt man aber über die Menge dieser Gemälde, so findet man bald noch mehr Ursache, den Werth und Gehalt derselben zu bewundern. Es ist eine Leichtigkeit und Kunstmeisterschaft in ihnen, der Deutschen würdig. Zwar sind seine Compositionen selten oder nie poetisch, es mangelt ihnen nicht an Sonderbarkeiten (z. B. auf dem Altarblatte der weimarschen Stadtkirche, wo aus dem gekreuzigten Christus das Blut im Bogen auf den untenstehenden Künstler strömt) und Anachronismen, Fehler gegen das Kostume u. dergl., muß man der frommen Treuherzigkeit zu gute halten; aber wer wird das nicht, wenn er diese Richtigkeit der Zeichnung, diese Wahrheit des Ausdrucks, diese Naturtreue, diese Kunst des Pinsels, dieses lebenvolle, glänzende, liebliche Colorit sieht, das nach Jahrhunderten noch seine erste Frischheit bewahrt? Mit einem Worte: Lucas war ein treuer Sohn der Natur, wahr, kräftig und herzlich, ein kernhafter, tüchtiger Meister. Seine Bildnisse, unter denen die von seinen Freunden Luther und Melanchthon besonders schätzenswerth sind, sind in den Galerien Deutschlands zerstreut; unter seinen größern Gemälden verdienen die Altarblätter in den Stadtkirchen zu Wittenberg und Weimar, ersteres vorzüglich, und mehrere Gemälde in der naumburger Stadt- und Domkirche den Preis. Außerdem hat er gegen 300 Holzschnitte gefertigt, die aber seinen Gemälden nicht gleich kommen und selbst von Andern schon vor seiner Zeit übertroffen worden. Die Beschreibung seiner wittenberger Gemälde findet man von dem Gen. Sup. Nitzsche seiner Predigt zur Einweihung der wittenberger Stadtkirche beigefügt. Das weimarische Altarblatt wurde 1806 von dem trefflichen Kunstkenner und Künstler Meyer restaurirt. Vergl. Heller's Versuch über das Leben und die Werke Lucas Kranachs. Bamberg 1821.

Crapelet, Vater und Sohn, zwei der ausgezeichnetsten pariser Buchdrucker neuerer Zeit. Der Vater, Charles, welcher zu Bourmont am 13. Nov. 1762 geboren war, 1789 seine Officin errichtete und am 19. Oct. 1809 starb, könnte man den französischen Baskerville nennen. Wie dieser suchte er mit Eleganz die möglichste Einfachheit zu verbinden, und die Buchdruckerkunst von den fremdartigen Verzierungen zu

befreien, mit denen besonders die französischen Officinen so sehr überladen waren, und von welchen sich selbst der verdiente Didot nicht ganz loszureißen vermochte; aber er übertraf sein Vorbild durch gefälligere Form der Typen und durch größeres Ebenmaß des Drucks. Seine Drucke sind eben so correct als sauber, und eben durch ihre Einfachheit schön. Auch hat er mehrere gelungene Pergamentdrucke geliefert, und seine Kunstfertigkeit sogar durch einen Golddruck bewährt (dreizehn Exemplare von Audebert oiseaux dorés. Par. 1802, f. 2 Bde). Das väterliche Geschäft hat A. G. Crapelet mit eben so viel Thätigkeit als Geschmack noch weiter ausgedehnt und vervollkommnet. Denselben Grundsätzen huldigend, wie sein Vater, ist es ihm doch gelungen, diesen an Eleganz noch zu übertreffen. Sein Lafontaine (1814), Montesquieu (1816), Rousseau und Voltaire (beide 1819) sind rühmliche Denkmale seines Geschmacks, und die Großvelinpapiere dieser Ausgaben sind als wahre Prachtdrucke zu betrachten. Auch steht seine Officin im In- und Auslande in dem verdienten Ansehen. Die Worte, de l'imprimerie de Crapelet, gereichen jeder Ausgabe zur allgemein gültigen Empfehlung, der geschmackvolle und schwer zu befriedigende Renouard läßt seinen ganzen Verlag bei ihm drucken, und die Officin ist so beschäftigt, daß bereits im Jahre 1818 zwei und zwanzig Pressen in vollem Gange waren. Auch ist Herr Crapelet als Schriftsteller aufgetreten. Eine zweimalige Reise nach England gab ihm Veranlassung zu den ohne seinen Namen erschienenen Souvenirs de Londres en 1814 et 1816 (Par. 1817, 8.), welche sich durch unbefangene und feine Beobachtung und gefällige Darstellung empfehlen. Vier Jahre darauf sahe er sich durch die wenn auch rühmliche doch nicht ganz discrete Erwähnung seiner Person und Officin in Dibdin's bibliographical, antiquarian and picturesque tour genöthigt, eine Uebersetzung desjenigen Briefes dieser Reise, welcher von den pariser Buchdruckern und Buchhändlern handelt, mit berichtigenden Noten herauszugeben (Par. 1821, gr. 8.), welche gelegentlich sehr schätzbare Erörterungen über diese Gegenstände erhalten. A — s.

Crassus. Ein Name, den viele Römer führten. Hier sind vorzüglich zwei zu erwähnen: 1) Luc. Licinius Crassus, der im Jahre Roms 958 Consul war, für den größten Redner seiner Zeit galt und sich schon als Jüngling durch seine Beredtsamkeit berühmt machte. Er besaß eben so viel Witz, als Geistesgegenwart, und war dabei ein durchaus rechtschaffner Mann. 2) M. Licin. Crassus, mit dem Beinamen Dives, der Reiche, den er, wie mehrere seines Geschlechts, wegen seiner ungeheuren Reichthümer führte. Diese waren so groß, daß er einst dem Volke ein Fest gab, wobei er es auf seine Kosten an 10,000 Tischen bewirthete, und überdies noch so viel Getreide austheilte, daß jede Familie 3 Monat davon leben konnte. Im J. Roms 683 und 698 war er mit Pompejus zugleich Consul, und 688 Censor. Als einen der angesehensten und einflußreichsten Männer, der auch höchst ehrgeizig war, suchte ihn Cäsar mit Pompejus zugleich für sich zu gewinnen, indem er eine Art von Triumvirat mit Beiden bildete. Auf einem Feldzuge gegen die Parther, den er aus Habsucht und Ehrgeiz unternahm, ward er nebst vielen seiner Begleiter getödtet.

Craven (Lady Elisabeth), nachher Markgräfin von Anspach, ist die jüngste Tochter des Grafen Berkeley und 1750 geboren. 1767 vermählte sie sich mit Wilhelm, letztem Grafen von Craven, von dem sie sieben Kinder hatte. Indeß mußte sie nach einer vierzehnjährigen Verbindung eine so üble Behandlung von ihm erfahren, daß auf die

Vermittlung der beiderseitigen Freunde 1781 eine Trennung Statt fand. Lady Craven verließ darauf England, besuchte Frankreich und begab sich nach Anspach, wo der Markgraf Christian Friedrich Carl Alexander, ein Neffe Friedrichs des Großen, seinen Hof hielt. Der Markgraf trat mit Lady Craven in ein genaues Verhältniß. 1787 besuchte sie Rußland, die Krimm und Konstantinopel, wo der französische Gesandte, Graf Choiseul-Gouffier sie aufnahm. Auf seine Veranlassung stieg sie in die Grotte von Antiparos hinab, die vor ihr noch kein Frauenzimmer besucht hatte. Nachdem Lord Craven 1791 zu Lissabon gestorben war, vermählte sich der Markgraf mit ihr, überließ seine Länder gegen ein Jahrgeld dem Könige von Preußen, und ging mit seiner Gemahlin nach England, wo er unweit Hammersmith ein Schloß (Schloß Brandenburg) kaufte. Schon in ihrem 17. Jahre hatte Lady Craven ein artiges Gedicht verfertigt, das damals in den Zeitschriften erschien. Ihre Reise durch die Krimm nach Konstantinopel, in einer Reihe von Briefen, erschien zuerst 1789 (englisch) und ward zum Vortheil Mercier's gedruckt. Eine neue vermehrte Auflage erschien 1814. Außerdem hat sie verschiedne Gedichte, Theaterstücke und Romane geschrieben.

Crébillon (Prosper-Jolyot de), war zu Dijon am 15. Febr. 1674 geb. Schon die Jesuiten seiner Vaterstadt, bei denen er seine ersten Jahre hinbrachte, bemerkten Talent an ihm, aber auch störrische Leichtfertigkeit. Zum Anwald bestimmt, sollte er bei einem Procurator in Paris Prieur, den Rechtsgang kennen lernen; aber beide waren erklärte Freunde des Theaters, so daß des jüngern Studien bei dieser Liebhaberei nicht gediehen. Da außerdem der Procurator bemerkte, daß Créb. durch seine Leidenschaftlichkeit zum Anwald verdorben sei, in seinem Urtheile über dramatische Werke aber Einsicht in die Regeln und Ueberlegung verrieth: so drängte er den jungen Mann, der sich bisher nur in kleinen Liedern und einzelnen Versen versucht hatte, sich dem Drama zu widmen. Créb. gab nach; aber das erste Stück, das er vollendet hatte, Brutus Söhne, ward von den Schauspielern verworfen. Créb. verbrannte die Handschrift und wollte mit Dramen nichts mehr zu schaffen haben; doch Prieur erneuerte seine Auffoderungen und Idomeneus kam wirklich zu Stande und 1705 auf die Bühne. Einigen Stellen zu Gunsten ertrug man die übrigen Mängel, und die Leichtigkeit, mit der Créb. binnen 5 Tagen den letzten Act, der bei der ersten Aufführung mißfallen hatte, ganz umschuf, erregte Aufmerksamkeit für das Talent des jungen Dichters, die seit dem Erscheinen seiner Atreus 1707, in lebhaften Beifall überging. Prieur hatte noch die Genugthuung gehabt, Zeuge des Erfolgs dieser Vorstellung zu sein. Obgleich krank, hatte er sich in eine Loge tragen lassen und mit einer Umarmung sagte er zu dem jungen Tragiker: ich sterbe zufrieden: ich habe sie zum Dichter gemacht, und ich hinterlasse in Ihnen einen Mann, der der Nation angehört. Was die Franzosen an Créb. zu besitzen glauben, verdanken sie den uneigennützigen Anmahnungen dieses vorsichtigen Mannes. Aber ein wunderlicher Gefallen an unnatürlichen Wüthereien, zu denen in der Rhodogune der Ton angegeben war, nun weit von Créb. im Atreus überboten, wurde der Grund, daß er sich in dieser Manier vollends verlor. Mit jenem Engländer werden unbefangne Hörer wünschen, daß dieser blutgefüllte Kelch vorübergehe. 1709 erschien Elektre, eben so declamatorisch breit und eben so verwirrt gehalten, wie seine frühern Werke; doch sagte es dem Geschmacke eines Volks zu, das an solchen blutbenetzten Liebes-

händeln kein Aergerniß nahm. Für Créb. Meisterstück gilt Rhadamiste (1711), wenigstens hat La Harpe es als solches anpreisen wollen. Man erzählt sich, daß der sterbende Boileau, dem Leverrier die ersten Scenen dieses Trauerspiels vorlas, seinem Freunde zugerufen habe: „Mein Gott, wollen Sie mich früher todt machen! Das ist ein Schriftsteller, gegen den die Boyer und Pradon wahre Sonnen sind. Mir wird es leichter vom Leben zu scheiden, da unser Jahrhundert nur an albernem Zeuge reicher wird." Dieses Urtheil des berühmten Kritikers ist vielfältig erklärt worden, um es gegen Boileau selbst und und gegen Crébillon zu brauchen. Jetzt möchten die meisten mit Boileau übereinstimmend fühlen. Binnen 8 Tagen erlebte Rhadamiste zwei Auflagen und Paris und Versailles wetteiferten in Bewundrung. Man hatte Créb. eingeredet, daß ihm das Schreckliche gerathe, daher wußte er im Grausenhaften nicht genug zu thun. Xerxes (1714) überbot das Bisherige, verschwand aber bald von der Bühne. Semiramis (1717), die in den Sohn verliebte Mutter, die auch nach der Erkennung nicht von ihrer Leidenschaft geheilt wird, wurde lebhaft getadelt. Erst 9 Jahre später erschien sein Pyrrhus (1726), und fand gegen die Erwartung des Verf., der diesmal die Gräßlichkeiten gespart hatte, Theilnahme. Kummer, Noth im Hause und Dürftigkeit schienen von nun an die Kraft seines Geistes zu lähmen. Sein kleines Erbe war für mitübernommne Schulden und Gerichtskosten darauf gegangen; eine Frau, die er liebte, die Tochter eines pariser Apothekers, war ihm früh gestorben, kurz nach dem Tode seines Vaters. In der Verlassenheit, in der er sich fühlte, wieß er mit genialer Unbiegsamkeit alle Hülfe zurück, die ihm von mehrern Seiten angeboten wurde. Erst als Frau von Pompadour Voltaire zu demüthigen wünschte, dachte man an Crébillon. Der König gestand ihm neben der Stelle eines Censors beim Polizeigericht, eine jährliche Pension von 1000 Fr. und eine Stelle bei der Bibliothek zu. So den Sorgen entnommen, endete er seinen Catilina, der im J. 1749 auf königliche Kosten mit allem Prunke des damaligen Hoftheaters aufgeführt ward. Ueberpriesen durch die Partei, die Voltaire herabsetzen mochte, ist dies Stück später von La Harpe unter seinen Werth herabgesetzt worden. Um die Manen Cicero's zu sühnen, die durch seinen Catilina nach dem allgemeinen Gefühl beleidigt worden waren, schrieb er, 76 Jahre alt, sein Triumvirat, das er in seinem 81sten Jahre auf die Bühne brachte. Die Ehrerbietung gegen den Greis erhielt das Stück, welches die Achtung gegen den Dichter verminderte. Seinen Cromwell ließ er auf höhere Weisung unvollendet. Soviel über seine dramatischen Leistungen, deren Werth ein deutscher Kunstrichter streng, aber nicht ungerecht, ziemlich tief herabsetzt. Nur die Geschmacklosigkeit seiner Zeit konnte ihn so hoch stellen, als ihn sogar einige neuere franz. Kunstrichter hinaufgerückt haben. Denn im Allgemeinen bemerkt man nirgends ein Bestreben zur Erhebung der tragischen Kunst, sondern nur ein Folgen in dem, von Corneille eingebahnten Wege in einigen Stellen mit glücklicher Nachahmung. Vielleicht hätten glücklichere äußere Verhältnisse seinem Streben eine edlere Richtung gegeben; aber verlassen, oder vernachlässigt, wie er glaubte, von den Menschen suchte er im Umgange mit Hunden und Katzen, die er auf den Straßen zusammenlas (und die kränksten waren ihm oft die liebsten) eine Entschädigung und in einem regellosen, gegen die bessere Sitte anstoßendem Leben, eine Art Genuß. Seit dem Jahre 1731 war er Mitglied der Akademie. Die Bosheit, welche jene sonderbare Liebe zu den Thieren, mit denen er sich rings umgab, schon eigen deu-

Digitized by Google

tete, behauptete auch lange Zeit, daß ein Bruder Créb., ein Kartheuser, eigentlicher Verf. seiner Stücke sei. Einst als man ihn in großer Gesellschaft fragte, welches seiner Stücke er für sein bestes halte, antwortete er, auf seinen Sohn zeigend: dies halte er für sein schlechtestes. — Wahrscheinlich weils der Kartheuser nicht gemacht hat, rief der junge Créb. empfindlich. Man kann aus dieser Anecdote beurtheilen, in welchen Verhältnissen beide mit einander lebten. An den Folgen einer vernachlässigten Rose am Fuße starb Créb. am 17. Juni 1762 in einem Alter von 88 Jahren. Ludwig XV. ließ ihm ein prächtiges Denkmal in der Kirche S. Gervais errichten, das aber dann erst vollendet wurde, als man dies Monument nach dem Museum der franz. Denkmäler (aux petits Augustins) versetzte. Ueber ein feierliches Todtenamt, welches die franz. Schauspieler ihm zu Ehren in der Laterankirche begehen ließen, hat Voltaire fortwährend sein verkleinernder Nebenbuhler, boshaft gespottet. Großmüthiger war Créb. verfahren, der Voltaire mit Selbstgefühl, aber mit Anerkennung wegen seines Orestes schrieb und mit Wahrheit von sich sagen konnte:

Aucun fiel n'a jamais empoisonné ma plume.

Außer der prächtigen Ausgabe, die Ludwig XV. nach der gelungnen Aufführung des Catilina von Crébillon's Werken zu Gunsten des Verf. veranstalten ließ, (Oeuvres de Crébillon, imprimerie R. du Louvre, 1750, 2 Bde in 4.) gibt es noch mehrere andre, auch eine von Didot dem ältern, 1812. 3 Bde. 8., denen allen aber sechs Verse im Catilina fehlen, die, als deutsam gegen die Marquise von Pompadour, bei der Darstellung weggelassen worden waren.

Crébillon (Claude-Prosper-Jolyot de), des vorigen Sohn, zu Paris 1707 geboren, gehört zu den Schriftstellern, die in einer sittenlosen Zeit ihr Glück machen. Durch die Darstellung des, nur mit koischen Schleiern verhüllten Nackten und durch Spitzfindigkeiten, mit denen er den leichtfertigsten Sitten das Wort redet, hat Crébillon dazu beigetragen, eine Verdorbenheit allgemeiner zu verbreiten, die in den höhern Klassen der pariser Gesellschaft zu seiner Zeit wohl zu Hause war, die man aber doch nicht durch ganz Frankreich verbreitet annehmen darf. Späterhin hat sich, besonders durch die Revolution und die Begebenheiten, welche ihr folgten, der Sinn der Franzosen so geändert, daß Darstellungen solcher Lüderlichkeiten, wie man bei ihm findet, jetzt mißbilligt werden. Man kommt überein, selbst seinem, oft gepriesnen Style Dunkelheit und Unverständlichkeit Schuld zu geben, und seiner systematischen Verderbtheit den Reiz abzusprechen, der den Cynismus scheinbar entschuldigt und erträglich macht. Hätte er Gluth und Begeisterung: man würde dem Rausche der Sinne und dem Andrange einer zu angespannten Einbildungskraft vielleicht Manches zu Gute halten, was bei einer innern Verdorbenheit, die sich hinter die Trugschlüsse einer arglistigen Dialektik verbirgt, widerlich erscheint. Bei alle dem sollen seine Sitten mit denen, welche er schilderte, im Widerspruche gestanden haben. Man rühmt seine Heiterkeit, seinen geraden Sinn und sein unbescholtnes Wesen. In dem Kreise der Dominicaux (einer Sonntagsgesellschaft) war er beliebt und der Caveau, wo Piron, Gallet, Collé zusammenkamen und Lieder dichteten und scherzten, bestand durch seine Geselligkeit in Ehren. Mit seinem Vater habe er in ziemlich gutem Verhältnisse gelebt. Von seinen Werken, die jetzt ziemlich vergessen waren, sind die vorzüglichern: Lettres de la marquise *** au comte de *** 1732. 2 Bde 12.; das minder schlüpfrigste

Tanzaï et Neadarne, 1732, 2 Bde 12., voll jetzt unverständlicher Anspielungen. Les égaremens du coeur et de l'esprit, à la Haye 1736, 3 Bde, vielleicht das gelungenste, doch unvollendet. Zu den üppigsten Darstellungen gehört: le Sopha, 1745, 2 Bde, ein Buch, das er nur darum eine moralische Erzählung genannt haben kann, weil es gegen alle Grundsätze der Moral anstößt. Er wollte mehr, als Petron, sein. In demselben verdorbnen Sinne sind die meisten seiner andern Schriften gearbeitet: Les amours de Zeonikisul, 1746. Les heureux orphelins, 1754. La nuit et le moment. 1753. Ah, quel conte, 1764. Le hasard du coin du feu, 1763. Lettres de la duchesse de***, 1768. Lettres Atheniennes, 1771. — Noch zweifelt man, ob die, ihm oft zugeschriebnen Briefe der Marquise von Pompadour wirklich von ihm herstammen. In der Ausgabe seiner Werke (1779, 7 Bde 12.) sind sie nicht mit begriffen. Crébillon hatte nie ein öffentliches Amt bekleidet, bis auf eine kleine Censorstelle. Er starb zu Paris am 12. Apr. 1777.

Credere, del Credere stehen, heißt in Handlungsgeschäften für etwas gut sagen, Bürgschaft leisten; findet gemeiniglich Statt von Seiten der Banquiers, Commissionäre, oder Mäkler beim Verkauf von Waaren, wenn der Käufer dem Verkäufer nicht genug bekannt ist, wohl aber jener, wo alsdann nach den Umständen von ½ bis zu 5 p. C. del Credere gegeben wird. Auch bei andern Handlungsgeschäften findet sich dieses del Credere stehen Statt, z. B. bei Assecuranzbesorgungen u. s. w. — Credit heißt im Handel der Glaube und das Zutrauen, vermöge dessen ein Kaufmann dem andern auf Zeit Waaren gibt, d. h. gegen das Versprechen, daß ihm die Zahlung nach einer festgesetzten Zeit geleistet werden soll. Der Credit wird mit Recht die Seele des Handels genannt, da die beiden Dinge, durch welche der Kaufmann gewinnt, Kapital und Zeit sind, und er mithin durch verlängerte Zahlungstermine sein Kapital gewissermaßen vermehrt. Credit und Debet, s. Buchhalterei. Creditbriefe sind Beglaubigungsbriefe in Handlungssachen, vermöge welcher der Aussteller dem Inhaber für eine gewisse baare Summe Credit verschafft. Reisende pflegen, wenn sie das nöthige Geld nicht baar oder in Wechseln mit sich nehmen wollen, sich dergleichen Creditbriefe geben zu lassen. Offene Creditbriefe heißen sie, wenn sie auf keine bestimmte Summe lauten, sondern einen ungemessnen Credit geben. — Creditiv ist das Schreiben, das einem, an einen fremden Hof bestimmten Minister zu seiner Beglaubigung mitgegeben wird. Es enthält in allgemeinen Ausdrücken die Ursache der Absendung, das Ansuchen, dem Gesandten Glauben beizumessen, nebst der Bestimmung des Charakters (eines Ambassadeurs, Envoyé oder Residenten), den man ihm beilegt.

Creditsystem heißt jede Einrichtung, welche von einer Gemeinheit, oder einer Gesellschaft mehrer Gemeinheiten, oder von dem Landesregenten nach gewissen, bestimmten und öffentlich angezeigten Grundsätzen gemacht wird, dem verfallnen Credit aufzuhelfen und ihn für immer aufrecht zu erhalten. Man hat dasselbe aus den Handlungsgeschäften entlehnt, und dem Credite der Handlung dabei eine größre Ausdehnung gegeben, indem man den Personal- und Realcredit mit einander vereinigte. Es beruht auf der Meinung von der Gemeinheit, die eine Verbindlichkeit übernommen hat, daß sie dieselbe erfüllen wolle und könne, und besteht in der Ueberzeugung, daß die Gemeinheit als Schuldner mehr Vermögen besitzt, als sie schuldig ist, daß sie jederzeit ihr Vermögen ganz oder zum Theil in solche Güter ver-

wandeln könne, die sie zu bezahlen versprochen hat, und daß ihr moralischer Charakter, ihr eigner Nutzen und die Gesetze sie zur Leistung der übernommnen Gesammt-Verbindlichkeiten antreiben werden. Der höchste Grad dieser Sicherheit besteht darin, wenn der volle Werth der Schuld in die Gewalt des Gläubigers, z. B. durch Hypothekscheine, Pfandbriefe, Pfänder ꝛc., mit dem Rechte gegeben ist, sich im Falle der Nichtbezahlung davon bezahlt zu machen. Besteht nun eine solche Gemeinheit aus dem, mit Landgütern in einem Staat angesessnen Adel: so nennt man die ganze Einrichtung ein Creditsystem des Adels, dergleichen in Schlesien seit 1770 unter dem Namen: schlesische Landschafts-Creditbank, und in der Kur- und Neumark seit 1777 unter der Benennung: kur- und neumärkisches ritterschaftliches Creditwerk, unter königlicher Bestätigung Statt finden, die erste Idee dazu gab ein, nur kürzlich zu Berlin verstorbner Kaufmann in einem Plane zu einer allgemeinen Leihbank auf liegende Gründe und Häuser, welchen er 1767 Friedrich II. übergab, und welcher nachher in das heutige Creditsystem umgewandelt wurde, wodurch viele Gutsbesitzer in Schlesien und in den Marken vom Verderben gerettet worden sind. Wer nun auf sein Gut Geld borgen will, muß dasselbe vorher durch Abgeordnete der Landschaft abschätzen lassen, und dann erst werden gestempelte Pfandbriefe in Schlesien bis auf die Hälfte, in den Marken aber bis auf $\frac{1}{2}$ des geschätzten Gutswerths auf Pergament ausgefertigt, weswegen man sie auch lederne Briefe nennt. Die Gläubiger oder Inhaber der Pfandbriefe haben mit dem Besitzer der Grundstücke nichts zu thun, sondern ihr Schuldner ist und bleibt die gesammte Landschaft, welche von allen Gutsbesitzern, die Geld von ihr haben, die Zinsen einhebt und verrechnet, dagegen aber, wenn sie nicht richtig abgeführt werden, die verpfändeten Güter in Beschlag nehmen läßt. Wenn daher ein verpfändetes Landgut Schulden halber verkauft werden muß: so hat die Landschaft vermöge der, darauf ausgefertigten Pfandbriefe den Vorzug vor andern Gläubigern, und kann nicht in den Concursproceß verwickelt werden. Alle Pfandbriefe mit den dazu gehörigen Zinscoupons haben völlig gleiche Vorrechte, werden auch nicht auf den Namen eines besondern Gläubigers oder Schuldners, sondern nur auf die abgeschätzten Güter ausgestellt, deren Besitzer das Geld erhalten haben. Sie können daher ungehindert aus einer Hand in die andre als baares Geld übergehen, ohne daß es dazu einer besondern Cession oder sonst etwas bedarf, sondern die bloße Vorzeigung ist hinlänglich, jeden Inhaber eines Pfandbriefs oder des dazu gehörigen Zinscoupons als den Eigenthümer desselben zu legitimiren. Die Umsetzung der Pfandbriefe geschieht durch die Direction des Creditwerks jeder Provinz vermittelst baarer Bezahlung nach halbjähriger Aufkündigung. Wenn gleich die Pfandbriefe aus einer Hand in die andre gehen, und anstatt der Geldzahlungen dienen können, ohne einer Cession zu bedürfen: so sind sie doch kein eigentliches Papiergeld, weil sie den Inhabern Zinsen bringen, welche das Papiergeld nicht abwirft.

Creek's, ein Hauptstamm von nordamerikanischen Urbewohnern im westlichen Georgien und im Missisippigebiet von Nordamerika. Das von ihnen bewohnte Gebiet reichte vor diesem in Norden bis zum 34° n. B., und vom Mobile-Strom bis an das atlantische Meer. Durch mancherlei Verträge und Käufe hat jedoch der Staat von Georgien einen großen Theil dieser Ländereien an sich gebracht, so daß die eingebornen Stämme immer weiter in das Innere des Landes zurückgedrängt

worden sind. Die Bundesgenossenschaft der Creek's war ehemals von Bedeutung, denn noch im Freiheitskriege waren sie 25,000 Köpfe stark, zählten 5000 streitbare Männer, und bewohnten 55 stadtähnliche Flekken, die Dörfer ungerechnet. Das Land ist Gemeingut. Jeder wechselt seinen Wohnplatz nach Gefallen, und jeder eben unbewohnte Fleck gehört dem zu, der ihn bebauen will. Die Eintheilung nach den Stämmen unterscheidet das Land der obern Creek's, der untern Creek's und der Seminolen. Die obern Creek's (die Abbacu's) bewohnen die Ufer des Tallapu-See's, des Kusahatschi und des Alahama-Stroms; die untern Creek's (die Kauitalgas) haben die Gewässer des Dschattahu-Sees und des Flint-Stroms bis zu beider Vereinigung in Besitz; die Seminolen endlich wohnen und streifen von Appadschicola bis an die Grenzen von Ost-Florida. — Alle diese Indianer treiben eine Art von Ackerbau, soweit dieser nämlich ohne landwirthschaftliche Vorkehrungen Statt finden kann. Die meisten Männer jagen den Winter hindurch, und ziehen den Sommer über in den Krieg, oder gehen müßig, so daß nur die Weiber ein Stückchen Land für das tägliche Bedürfniß nothdürftig anbauen. Nur einige, namentlich vom Stamme der Cheaws am Flint-Strome haben sich eine Anzahl Neger-Sklaven angeschafft und treiben, neben bedeutender Viehzucht, einen leidlich guten Ackerbau auf regelmäßig abgetheilten und eingehegten Feldern. — Sie brauchen jedoch keinen Pflug, sondern bearbeiten den Boden mit der Hacke. Irdne Töpfe und Tiegel, Körbe, geräuchert Leder, schwarzmarmorne Tabackspfeifen, hölzerne Löffel u. dergl. sind ihre Manufaktur-Artikel. Der Hauptgegenstand ihres Handels mit ihren civilisirten Nachbarn besteht in Pelzwerk und Häuten, dem Ertrage ihrer Jagdzüge während des Winters. — Creek, eine Gattung kleiner Flüße und Seebuchten in den nordamerikanischen Freistaaten. Ihr Kennzeichen ist, daß sie sich stark schlängeln.

Crefeld, eine wichtige Handels- und Fabrikstadt in der preußischen Provinz Cleve-Berg. Sie ist im holländischen Geschmack gebaut und enthält etwa 13,000 Einw. darunter 700 Mennoniten. Die Fabriken von Crefeld sind in ganz Europa bekannt. Hauptfabriken sind die für Stück-Sammet und Sammet-Band, (seit etwa 200 Jahren entstanden). Sammet leichterer Gattung wird vorzüglich viel gemacht und selbst die Lyoner und Genueser beziehen ihn von hier. Dieser Stück-Sammet wird fast ausschließlich in der Stadt gewebt; dagegen geschieht das Weben des Sammetbandes auf den umliegenden Dörfern in einem Umkreise von 4 bis 5 Stunden. Dies beschäftigt allein über 300 Stühle. Die andern Fabriken bestehen in seidnen Stoffen, seidnen Tüchern (besonders werden hier, wie in Elberfeld, die gedruckten ostindischen Tücher in Menge nachgemacht), seidnen Bändern (besonders Schuh-, Hut- und Zopfband), Nähseide, Savettgarn, Flanelle, wollnen Strümpfen, sogenannten mechanic-Pantalons, groben, schlesischen Tüchern, Biber, Say oder Kirsay, Boy, Sarschen, baumwollnen Manchester, Leinwand, Wachsleinwand, Rothgerbereien, Zuckerraffinerien, Kornbrantwein-Brennereien, Biereßig, Seifensiedereien und verschiednen andern von geringrer Bedeutung. Einem ungefähren Ueberschlage nach kann der Ertrag der crefelder Seidenfabrikate, mit Inbegriff der Sammete, auf 3 Millionen Thaler berechnet werden. Die Zahl der Arbeiter in sämmtlichen Fabriken wird auf 12,000 angegeben. Auch nach Amerika hatte sich in den neuern Zeiten ein großer Absatz gezeigt.

Cremnitz, die erste und vornehmste ungarische Bergstadt, in der barscher Gespannschaft in Niederungarn, liegt in einem, mit Bergen

umgebnen Thale und hat vortreffliche Goldbergwerke, Goldkunsthandlungen genannt. Von ihr haben die kremnitzer Ducaten den Namen. Das Kennzeichen dieser Ducaten sind die Buchstaben K. B. (Kermecz Banya, kremnitzer Bergwerke), zwischen welchen das Bild des Regenten im Ornate steht. Viel Gold und Silber aus den ungarischen Bergwerken wird in Wien gemünzt. Die Stadt hat 10,000 Einw.

Crémona, befestigte Hauptstadt der Delegation gl. N. im Herzogthum Mailand, mit nahe an 25,000 Einw. (27° 41′ 51″ Länge, 45° 7′ 43″ Br.), zwischen den Flüssen Adda und Oglio am Po, über welchen hier eine Schiffbrücke führt. Cremona hat ungefähr eine deutsche Meile im Umfange, die Straßen sind breit und regelmäßig, aber die Häuser nicht sonderlich gebaut. Ein kleiner Kanal, der zum Theil unter den Häusern wegläuft, verbindet den Po mit dem Oglio. Die Stadt hat 44 Kirchen und Kapellen, und es gab hier noch vor wenig Jahren 43 Klöster. Die Domkirche ist eine ungeheure Steinmasse mit einer Vorderseite von schönem weißen und rothen cremoneser Marmor; das Innere ist mit guten Fresco-Gemälden geziert, und in der Taufhalle befindet sich ein Wasserbecken von ausgezeichneter Größe, aus einem einzigen Block veroneser Marmor. Der Glockenthurm ist ein sonderbares Werk der Baukunst; er besteht aus zwei achteckigen Obelisken, über denen sich ein Kreuz erhebt. Von seinem Gipfel in einer Höhe von 372 Fuß übersieht das Auge den ganzen Lauf des Po, wie er in tausendfachen Biegungen die weiten Ebnen der Lombardei durchströmt. Die Seidenmanufakturen von Cremona sind beträchtlich, und die hier gebauten Violinen waren lange Zeit die besten in der Welt. Eine römische Kolonie gründete Cremona im J. 291 vor Chr. Geb. Mehrere hundert Jahre besaßen es die Venetianer. Die Kaiserlichen unter Prinz Eugen nahmen hier 1702 durch Ueberfall den franz. Marschall v. Villeroi gefangen mit dem Generalstaabe; die Tapferkeit der Besatzung zwang aber doch den Prinzen Eugen, die Festung mit Wegführung vieler Gefangnen zu räumen.

Cremor tartari, Weinsteinrahm. Wenn der rohe Weinstein, so wie er aus Weinfässern ausgeschlagen worden, mit schicklichen Zusätzen versotten wird, sondern sich die Unreinigkeiten davon ab und der, auf diese Art gereinigte Weinstein steigt in dem Kessel in Gestalt eines Rahms in die Höhe, worauf er abgeschöpft getrocknet wird und Cremor tartari heißt; er ist von mancherlei ärztlichem Gebrauch, besonders als kühlendes Mittel.

Creolen, (span. Criollos) heißen diejenigen, welche von spanischen oder andern europäischen Eltern in Amerika in gesetzmäßigen Ehen erzeugt worden. 1776 wurden sie vom Könige Carl III. für fähig erklärt, Bedienungen im geistlichen, Civil- und Militärstande zu bekommen, zu denen ihnen bis dahin der Zutritt verschlossen war; doch werden sie noch immer den, aus Europa kommenden Spaniern nachgesetzt. Auf den andern westindischen Inseln genießen sie jetzt alle Vorrechte der Europäer. Sie sind von bräunlicher Gesichtsfarbe und rothe Wangen, bei ihnen eine Seltenheit, eine Wirkung der auf den Antillen herrschenden Luft. Eine sehr vortheilhafte Schilderung der Kreolen gibt Raynal im 4ten Th. s. Geschichte beider Indien.

Crescendo (wachsend, steigend), bezeichnet in der Tonkunst die allmälige Verstärkung der Töne beim Vortrage, oder in der Kunstsprache zu reden, den allmäligen Uebergang vom Piano zum Forte und Fortissimo. Auch heißt Crescendo ein neu erfundnes musikalisches Instrument, das

wie ein Clavier gespielt wird, und, eben so wie dieses, mit Drahtsei-ten bezogen ist. Der Körper aber geht pyramidisch in die Höhe und durch drei Züge, die mit dem Fuße regiert werden, kann man es acht Mal verändern, vom sanftesten und schwächsten Tone bis zur höchsten Stärke.

Crescentiis (Petrus de), der Hersteller der Agronomie in Eu-ropa und sonach einer der verdientesten Männer seiner Zeit, war im J. 1230 zu Bologna geboren. Unterrichtet in allen Kenntnissen, welche man damals zu Bologna erlangen konnte, bestimmte er sich anfangs, als Sachwalter und Beisitzer der Podesta, der Rechtspraxis, bis ihn die Unruhen in seiner Vaterstadt zwangen, seine Heimath und mit ihr alle bisherigen Beschäftigungen aufzugeben. Er durchreiste Italien und sammelte gemeinnützige Beobachtungen. Endlich nach 30jähriger Ab-wesenheit durfte er nach seiner, wieder beruhigten Vaterstadt zurückkeh-ren. Als 70jährigen Greis machte man ihn zum Senator der Stadt. Seine vielfältigen Erfahrungen über den Landbau brachte er nun auf einem Gütchen in S. Nicolas bei Bologna, in Anwendung, auf dessen Pflege er den Rest seines Lebens verwandte. Was er darüber gedacht hatte, ist uns noch erhalten in seiner Abhandlung über den Landbau (**Ruralium commodorum l. XII.**), die er auf den Wunsch Carl II. aufsetzte. Berichtigt durch die Verbesserungen der Gelehrten von Bo-logna, denen P. Crescenzi seine Arbeit vorgelegt hatte, ist sie ein merk-würdiges Denkmal für die Geschichte jener Zeit, über die sie sich weit erhebt, und für die Bildung des menschlichen Geistes überhaupt. Apo-stolo Zeno hat erwiesen, daß diese 12 Bücher, in deren Anordnung er dem Columella vorzugsweise gefolgt zu sein scheint, ursprünglich latei-nisch geschrieben waren. Eine sehr frühe italienische Uebersetzung (**Il libro della agricultura di Pt. Crescentio Flor. 1487. f.**), die noch wegen der Reinheit ihrer Sprache hochgeschätzt wird, hat die Meinung veranlaßt, daß Crescenzi seiner Muttersprache sich bedient hätte. Cres-cenzi kannte die Alten und hatte sie benutzt, ohne sie deshalb auszu-schreiben. Seine Grundsätze sind einfach und verständig, auf bewährte Erfahrungen gestützt und frei von manchen Vorurtheilen, die noch Jahr-hunderte lang nachher im übrigen Europa in großem Ansehn standen. Alle diese Vorzüge wurden schon sehr früh anerkannt. Kaum erschie-nen, ward sein Buch durch Europa verbreitet. Man übersetzte es in's Italienische, in mehrere andre europäische Sprachen, namentlich für Carl V. von Frankreich in einer prächtigen Handschrift (1373), die noch vorhanden ist, und kaum war die Buchdruckerkunst erfunden, so wurde es auch vervielfältigt. Die ältste bekannte, aber sehr seltne Ausgabe erschien zu Augsburg 1471 in Folio. Jene früheste italie-nische Uebersetzung, für deren Verf. Lorenzo Benvenuti von S. Gemi-niano von Mehrern gehalten wird, gehört noch zu den Sprachtexten, und findet sich hier auf's neue abgedruckt, Mailand 1805. 8. in der Samm-lung der **Classici italiani**. Eine genauere, aber nicht so geschätzte Uebersetzung besorgte Sansovino. — Genaueres über Crescenzi und sein Werk verdankt man dem Prof. Filippo Ru, zu Bologna.

Crescenzi (D. Juan Baptista), Marquis de la Torre zu Rom gegen das Ende des 16. Jahrh. geb., zeigte schon als Knabe viel An-lage zu den bildenden Künsten. Unter Pomerancio bildete er sich förm-lich für die Malerei, und zog durch einige Jugendarbeiten die Auf-merksamkeit des Papstes Paul V. auf sich, der ihm den Ausbau der paulinischen Kapelle übertrug. Kardinal Zapata nahm ihn 1617 mit nach Spanien, wo er die Gunst Philipp III. zu erlangen wußte. Ei-

nige Blumenstücke seiner Arbeit verschafften ihm den Auftrag, jenes Begräbnißpantheon im Escurial auszuführen, das durch seine Pracht und die Schönheit der einzelnen Theile zu den merkwürdigsten Denkmälern Europa's gehört. Eine genauere Darstellung mit Kupfern findet man in Santo's Geschichte des Escurial, der auch Kupfer beigegeben sind. Die Bronzen daran sind von römischen Künstlern ausgeführt. Philipp IV. bezeugte Crescenzi seine Zufriedenheit für die Geschicklichkeit, die er bei diesem Baue und einigen gleichzeitigen bewiesen hatte, durch die Erhebung zum Granden von Castilien, mit dem Titel eines Marquis della Torre, und durch andre Auszeichnungen, die sich rasch folgten. Sein Haus stand bis zu seinem Tode im J. 1660 den Künstlern offen, die dort reiche Schätze für alle Zweige der Kunstübung fanden.

Crescimbeni (Giovanni Maria) als Literator und Dichter gleich wichtig, war zu Macerata in der Mark Ancona, am 9. Octbr. 1663 geboren. Von Kindheit an zeigte er Neigung für die Dichtkunst; besonders prägten sich Ariost's Verse ihm wie von selbst ein, durch eine Ausgabe des rasenden Roland mit Kupfern, zu denen er die entsprechenden Stellen aufsuchte. In Macerata machte er im Jesuitercollegium seine Studien, schrieb schon im 13. Jahre eine Tragödie (Darius), war im 15. schon Mitglied einer Akademie und im 16. Doctor der Rechte. Sein Vater schickte ihn 1681 nach Rom, um sich dort unter der Leitung eines Oheims in den Rechtskenntnissen zu vervollkommnen; aber lebhafter betrieb er noch die Dichtkunst. Zufällig waren ihm (1687) einige Canzonen von Filicaja zugekommen, die ihm das Verständniße über den poetischen Sinn seiner Zeitgenossen eröffneten. Unzufrieden mit allem, was er früher versucht, fühlte er sich auf einmal getrieben, nur die großen Muster der alten Zeit nachzuahmen, und bald drängte ihn seine innere Ueberzeugung, auch Andre zu dieser Einfachheit und Natur zurückzuführen. Crescimbeni gehörte zu allen den drei Akademien, die damals in Rom bestanden, von denen eine immer schlechtre Verse, als die andre, lieferte. Aus ihnen wählte er sich einige Gleichgestimmte, die er zu seinen Ansichten zu bekehren wußte. Ihre Vereinigung bildete eine neue Akademie, die mit etwas spielendem Witze, wegen des ländlichen Sinnes der Stifter, den Namen Arcadia annahm. Man gab sich griechische Namen, versammelte sich nur in Gärten und an ländlichen Plätzen und übertrug die Leitung der Angelegenheiten, die mit förmlicher Gleichheit der Rechte und Ansprüche verhandelt werden sollten, einem Custode. Erster Custode war Crescimbeni, der den Namen Alfesibeo Cario annahm, und von Olympiaden zu Olympiaden hatte er die Freude, sich in seiner Würde bestätigt zu sehen. In den Gärten des Klosters S. Pietro in Montorio ward am 5. Oct. 1690 die erste akademische Zusammenkunft gefeiert. Bald reichte der Raum dieses reizend gelegnen Gartens nicht hin, diesen Liederkreis zu fassen, da alle andern Akademien mit ihm vereinigt zu werden wünschten, auswärtige als arkadische Kolonien angesehen zu werden verlangten. Man mußte weitere Gärten suchen, und lange vereinigte man sich in den Gärten Farnese Crescimbeni glücklich durch das Gelingen seines Plans und nur in seiner Ausführung lebend, war doch nicht der unthätigste unter den Dichtern. 1698 erschien seine Istoria della volgar poesia, ein Werk unsäglichen Sammlerfleißes, aber ohne Ordnung und Kritik zusammengetragen. Nach kurzen Unterbrechungen durch Reisen und Krankheiten gab er seinen: Trattato della bellezza della volgar poesia R. 1700. 4., der 3 Auflagen in kurzer Zeit erlebte, und wie

das frühere Werk, erst durch die Commentari intorno alla storia della v. poes. R. 1702. 5 Bde in 4. erst genießbar wurde. Clemens XI. Gnade setzte ihn in eine bequemere Lage; bisher hatte er sehr beschränkt aus eignen Mitteln bestanden. Bei der Ruhe seines Kanonikats, die höchstens durch die Streitigkeiten der Arkadier gestört würde, denen er zuvorzukommen eilte, wuchs die Anzahl seiner Werke rasch heran. Von Nostradamus Leben der provençalischen Dichter gab er eine bereicherte Uebersetzung; vermehrte seine Commentari durch vier reich ausgestattete Bände; gab eine Geschichte der Arcadia und die Leben der arkadischen Dichter. Fast um dieselbe Zeit erschienen die beiden ersten Bände Verse (rime) seiner lieben Arkadia, die Beifall fanden und wegen der Aendrung, die man bemerken konnte, auch verdienten. Durch geistliche Auszeichnungen vergalten die Päpste Clemens XI. und Benedict XIII. die Freude, welche ihnen Crescimbeni's Thätigkeit und seine Leistungen machten. Endlich erhielt auch die Arkadia durch ein Geschenk König Johann V. von Portugal ein Grundeigenthum, das sie der fernern Wanderungen überhob. Nachdem sie fast alle 7 Hügel durchzogen war, kehrte sie zu dem zurück wo sie ausging. Das noch stehende Theater ward auf dem Janiculus erbaut und am 9. Sept. 1726 die ersten olympischen Spiele an dieser feierlichen Stelle zu Ehren des Königs von Portugal, wie billig, auf's herrlichste begangen. Die Gedichte, die Crescimbeni dabei vorlas, fanden lebhaften Beifall. Allmälig erlag aber sein Körper den, öfter schon zurückgekehrten Anfällen eines Brustübels. Nachdem er noch, mit Erlaubniß des Ordensgenerals, durch Ablegung der Gelübde in die Gesellschaft Jesu eingetreten war, in deren Kleidung er zu sterben begehrte, verschied er am 8. März 1728. Noch bei seinem Leben hatte er sich in der Kirche S. Maria Maggiore ein Denkmal errichten lassen, das nur die einfachen Buchstaben trug, I. M. C. P. ARC. e. Ioannes Marius Crescimbenius pastorum Arcadum custos. Dann neben seinem Wappen die arkadische Hirtenpfeife. Er war so sanft, wohlwollend, entgegenkommend, bescheiden, daß sein Verlust durch ganz Italien lebhaft empfunden wurde. Unter seinen sehr zahlreichen Werken, zum Theil Gelegenheitsschriften, lobpreisende Lebensbeschreibungen, dürften nur die schon genannten ihm einen rühmlichen Platz in der Literargeschichte seines Vaterlandes für alle Zeiten sichern. Vor seiner Istoria d'Arcadia ediz. di Roma 1712. 12. findet man ein Leben Crescimbeni vom Canonicus Mancurti aus Imola, gedruckt zu Ver. 1730.

Creta, s. Candia.

Creticus, s. Rhythmus.

Crēusa, der Name mehrerer berühmten Frauen des griechischen Alterthums, von denen wir nur zwei anführen: nämlich die Tochter des Krechteus, welche an Xuthus, Hellens dritten Sohn, vermählt, zuvor aus der Umarmung Apolls den Jon geboren hatte, mit ihrem dritten Gemahl aber den Achäus zeugte; sodann die Tochter des Priamus und der Hekuba, und Gemahlin des Aeneas, welcher mit ihr den Askan zeugte. Als bei dem Brande Troja's Aeneas mit den Götterbildern, seinem Vater, ihr und seinem Sohne flüchtete, war sie plötzlich von seiner Seite verschwunden. Er kehrte zurück und suchte sie vergebens im Getümmel, bis sie ihm in verklärter Gestalt erschien und verkündigte, daß die Mutter der Götter, nicht wollend, daß sie Phrygien verlasse, sie zu sich genommen habe.

Creutz (Gustav Philipp Graf von), eben so ausgezeichnet in der Literatur seines Vaterlandes als in seinen Geschichtsbüchern, war in

Finnland 1726 geb. Zwar für's öffentliche Leben gebildet, fühlte er entscheidende Neigung zur Dichtkunst und entzog sich daher oft den Freuden der großen Welt, um in ländlicher Zurückgezogenheit der gigantischen Natur seines Vaterlandes und seinen Lieblingsschriftstellern sich schwärmerisch hinzugeben. Damals ging eine lebhaftere Theilnahme an geistiger Unterhaltung zunächst von Friedrich II. Schwester, Luise Ulrike aus, die seit 1751 in Schweden regierte. Zu dem nähern Kreise ihres Umgangs, wo heimische Sprache und Dichtkunst sinnig geübt und gepflegt wurde, gehörte Gr. Creutz. Noch ehrt man seinen Atis og Camilla, Sth. 1761. 8., ein erotisches Gedicht in 5 Gesängen, das jenen Vereinigungen sein Entstehen verdankte, als eine der lieblichsten Musengaben in schwedischer Sprache. Noch wird es als Muster des zarten Ausdrucks, eben so wie sein Brief an Daphne bewundert. Bald darauf ward Creutz vom König Adolph Friedrich zum schwedischen Minister in Madrid ernannt. Mehrere Briefe an Marmontel über seinen dortigen Aufenthalt beweisen, wie glücklich er beobachtete. Einige Jahre später vertauschte er den Posten in Madrid, mit dem gleichen in Paris, wo sein Haus von nun an dem Talente gastlich offen stand. Namentlich schloß er sich an Marmontel und Gretry enger an, deren Erfolge ihm, wie als wären es eigne, Freude machten. Noch wurde ihm während seines 20jährigen Aufenthalts zu Paris, die Freude mit dem ehrwürdigen Benjamin Franklin am 3. April 1783 einen Bundes- und Handelsvertrag zwischen Schweden und der jungen Republik der Vereinigten Staaten, Namens seines Königs, abzuschließen. Seine Verdienste zu belohnen, berief ihn Gustav nach Schweden zurück, stellte ihn an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, ernannte ihn zum Rector der Universität Upsala, und schmückte ihn mit dem Seraphinenorden. Aber sein schwächlicher Körper erlag bald dem rauhen Klima seines Vaterlands. Lebhaft von seinem König und seinem Volke betrauert, starb Creutz im J. 1785. Die vom König Gustav erkaufte creutz'sche Büchersammlung befindet sich noch im Schlosse zu Haga. Unter dem Titel Vitterhets Arbeten of Creutz og Gyllenborg, sind seine hinterlassnen Schriften mit denen seines Freundes Gyllenborg, Stockh. 1795. 8. herausgekommen. Bei einem Seraphinenkapitel am 28. April 1786 las König Gustav selbst des ehrenwerthen Mannes Lobrede.

Creuz (Friedrich Carl Casimir Freiherr von), ein jetzt fast ganz vergessner deutscher Dichter im Lehrfache, war zu Homburg vor der Höhe 1724 geb. Er zeigte schon so früh so großes Talent und so große Brauchbarkeit für öffentliche Geschäfte, daß er, noch nicht 22 Jahr alt, als Hofrath in der Regierung von Homburg mit Sitz und Stimme angestellt ward. Zwischen den Familien von Homburg und Darmstadt bestanden damals sehr lebhafte Streitigkeiten. Die Leitung der homburgischen Ansprüche ward Creuz übertragen, der nach manchen Proben seiner Anhänglichkeit für die diesseitige Sache (denn ein ganzes Jahr lang mußte er auf einer darmstädter Veste seinen Eifer büßen) und nach vielfältigen Anerkennungen seiner Treue, sie endlich zu vermitteln und durch eine Verheirathung völlig auszugleichen wußte. Während dieser Zeit hatte er Reisen nach Berlin und Wien machen müssen, wo ihm überall die verdiente Aufnahme wurde. Die Akad. der Wissenschaften zu Berlin namentlich ernannte ihn 1751 zu ihrem Mitgliede und der Kaiser ehrte seine Kenntnisse durch den Titel eines Reichshofraths. Den Anstrengungen seines Berufs, denn ihm war die oberste Leitung des homburger Landes übergeben, und seinen schriftstellerischen Nachtwa-

chen erlag ſein Körper ſchon am 6. Sept. 1779. So wenig ſeine dichteriſchen Erzeugniſſe auch jetzt gekannt ſind, ſo ſind ſie es doch, die ſeinem Namen hier die Stelle verdienen. Zwar kommen mit Recht ſeine Oden und Lieder (2 Bde Frankf. a. M. 1769) den meiſten eben ſo ſententiös nüchtern vor, wie ſein Seneca (Frankf. 1754, 8.) Doch muß man nicht vergeſſen, daß er durch Gediegenheit und ernſte Würde der Gedanken, die ſich namentlich in ſeinen Gräbern, 6 Geſänge, zeigt, eine Periode der deutſchen Literatur mit herbeiführte, deren wir uns noch alle erfreun.

Creuzer (mit ganzem Namen: Georg Friedrich, in ſpätern Schriften bloß Friedrich), einer der geehrteſten Philologen und Alterthumsforſcher Deutſchlands iſt zu Marburg am 10. März 1771 geb. Auf den Frühverwaiſten wirkte ſehr wohlthätig ein gelehrter Oheim, der Landprediger Bang, der den Fleiß des Knaben vorzüglich auf Klaſſiſches hinwies. Nach Vollendung ſeiner Studien zu Marburg und Jena lebte Creuzer eine Zeitlang in und bei Gießen mit dem ernſtlichen Durchforſchen der griechiſchen Geſchichtſchreiber beſchäftigt, nebenher durch Unterricht thätig. Jener Periode ſeines Lebens gehört ſeine erſte ſchriftſtelleriſche Arbeit: Herodot und Thucydides. Verſuch einer nähern Würdigung ihrer hiſtoriſchen Grundſätze, Leipz. 1798. 8. (auch 1803), die eben ſo, wie ſeine Schrift: De Xenophonte hystorico 1799. 8. mit Beifall aufgenommen wurde. Ein kürzerer Aufenthalt zu Leipzig als Hauslehrer im J. 1798, wo er auch Beck's und Hermann's Vorträge nicht verſäumte, befeſtigte ihn in der Liebe zu den Alten. Nach Marburg zurückgekehrt, beſtimmte er ſich dem akademiſchen Leben, und Savigny bot alles auf, um ihn ganz für dieſen Beruf zu gewinnen, und ihn durch Uebertragung der Profeſſur der Eloquenz 1802 noch näher an Marburg zu binden. Auf's neue verſenkte ſich Creuzer in die griechiſchen Geſchichtſchreiber (die hiſtoriſche Kunſt der Griechen Lpz. 1803) und fand bei ihrem gründlichen Studium Erholung von den läſtigſten Amtsarbeiten, deren Nutzen ihm nicht einleuchten wollte. Dieſe ewigen Elogia u. ſ. w. verleideten ihm alle andern, ſonſt erwünſchten Verhältniſſe zu Marburg. Willig folgte er daher, als 1804 der Ruf als Lehrer der Philologie und alten Hiſtorie zur neugekräftigten Univerſität Heidelberg an ihn erging. Schon der Ort, wo neben der reizenden Natur ſo viele Erinnerungen auf den Empfänglichen einwirken, bewies ſeine aufregende Kraft an Creuzer und an den mit ihm dort verbundnen Gelehrten. Zur Herausgabe der Studien verband er ſich mit Daub (ſpäter von dem letztern allein beſorgt, 1803—1819. 6 Bde). Allein gab er ſeine, leider noch nicht fortgeſetzten: Historicor. grac. antiquissimor. fragmenta, 1805. 8. leitete durch ſeine Schrift: das akademiſchn Studium des Alterthums 1807 die Errichtung des noch unter ihm blühenden philologiſchen Seminars ein und nahm, obgleich nur für kurze Zeit, Antheil an den ſo kräftig auftretenden heidelberger Jahrbüchern. Außerdem wirkte er durch Wort und Beiſpiel auf einen großen Kreis ihn liebender Schüler. Die gewünſchten Vorleſungen über Mythologie und Archäologie führten Creuzer nun einem Gebiete grade zu, das er bei der bisherigen Richtung ſeiner Forſchungen ohnehin fortwährend berührt hatte. Als erſte Probe ſeiner Anſicht über den Zuſammenhang der Mythen der alten Welt kann ſein Dionysus s. Commentatt. academ. de rerum Bachicarum originn. Heidelb. 1808, gelten. Creuzer zufolge nämlich gibt es eine älteſte Maſſe griechiſcher Poeſie (denn Griechenland muß uns die ganze alte Welt aufſchließen) deren Inhalt aus dem Oriente entlehnt iſt. Homer, und beſonders Heſiodus,

statt als Urheber und Schöpfer der Religion oder auch nur der Mythologie gelten zu können, setzen vielmehr eine ganze Welt von Poesie, Philosophie und Theologie voraus. Jener Masse ältester griechischer Poesie ist aber auch das Symbolische, ja selbst das Magische und Allegorische schon beizulegen. Zwar hat diese, dem Oriente entlehnte Poesie sich den wechselnden Formen der Zeiten angeschmiegt, ist aber ihrem Inhalte nach den Griechen nie ganz fremd geworden. Sie erhielt sich in den Priesterschaften und Mysterien, wurde späterhin von Historikern und Philosophen untersucht, kann aber von uns noch in ihren wesentlichen Lehren erkannt und dargestellt werden. Als älteste Ueberlieferer dieser alten Weisheit gelten ihm die Pelasger, wenn nicht ein herrschender Priesterstamm, doch ein Stamm mit herrschenden Priestern. Aber auf Griechenlands Boden gediehen nicht abgeschlossne Priestereinrichtungen. Die Hellenen vertrieben die Pelasger. Nach dem Erlöschen der alten Geschlechter wurde das Hellenische immer mehr abgewandt vom Morgenländischen, wurde heller, aber inhaltleerer. Priestergeschlechter hatten sich kastenmäßig zusammengezogen, und was von alter bedeutungsvoller Poesie noch übrig war, fand sich in die Mysterien zusammengedrängt. Bei Homer und Hesiodus sind deutliche Spuren, daß sie ältre Begriffe und Ueberlieferungen selbst schon mißverstanden, doch bei beiden auch Beweise, daß sie in der alten Theologie nicht unwissend waren. In einer höhern Offenbarung müssen wir demnach den ersten Keim der höhern Lehren solcher Art finden, und das scheinbar Gelöste zu diesem Urzusammenhange hinaufdeutend, müssen wir bei ähnlichen Sinnbildern und Allegorien auf eine gleiche Uransicht schließen. Die gelehrteste Entwicklung gab Creuzer diesen Sätzen in seiner: Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen, deren neue Ausgabe (Leipz. und Darmstadt 1819. 21. 8. 5 Bde, nebst einem Atlasse) den Widerspruch noch lebhafter erregte, den die frühere, weniger durchgeführte schon erfahren hatte. Namentlich ist G. Hermann in den Briefen über Homer und Hesiodus, vorzüglich über die Theogonie, Heidelb. 1818, dann in einem Briefe an Creuzer über das Wesen und die Behandlung der Mythologie, Lpz. 1819, ihm mit einer Klarheit und Consequenz entgegengetreten, die seiner Ansicht viele Freunde gewonnen hat. Weniger möchte das J. H. Voß erreicht haben, der seinem Widerspruche (Jen. L. Z. 1821. N. 81—87) durch gehässige Nebenzuflüsterungen glaubte Gewicht geben zu müssen. Sicher hat die Uebersicht der im Hauptwerke mit allem Prunke holländischer Gelehrsamkeit ausgestatteten Sätze durch einen, von Moser besorgten Auszug der Symbolik und Mythologie, Lpz. und Darmst. 1822. 1 Bd. 8. für Viele an Faßlichkeit gewonnen. Nur durch eine kurze Pause wurde Creuzer's unermüdete Thätigkeit zu Heidelberg unterbrochen. Einem ehrenvollen Antrage der Prof. der Philologie zu Leyden war er auf Wyttenbach's und Meermann's Zureden in augenblicklicher Mißstimmung gefolgt; aber noch ehe er die ihm bestimmte Lehrkanzel bestiegen hatte (durch die Rede: De civitate Athenarum omnis humanitatis parente; Lugd. Bat. 1809. 8. wollte er von ihr Besitz nehmen) fühlte er die Einwirkung eines ihm feindlichen Klima's und kehrte noch im Oct. desselben Jahrs 1809 nach Heidelberg zurück, wo er, von treuen Freunden herzlich empfangen, rasch in den Kreis seiner vorigen Wirksamkeit wieder eintrat. Seitdem erschien von ihm eine Ausgabe von: Plotinus de pulcritudine, acced. Procli disp. de pulcritudine et unitate, Nicephori Nathanaelis antitheticus. Heidelb. 1814. 8. und nebst mehrern andern Aufsätzen, eine Darstellung seines

Lebens in den Zeitgenossen, gewiß das dankenswertheste Geschenk für die große Menge seiner Verehrer und Schüler. Creuzer führt den Titel: Geh. Hofrath.

Crevenna, Peter Anton, gewöhnlich Bolongaro Crevenna genannt, gehört zu den geachtetsten neuern Bibliographen Italiens. Er war zu Mailand geb. und verdankte einem Stiefvater, Jacob Philipp Bolongaro (dessen Namen er annahm), ein beträchtliches Vermögen. Liebe zu den Wissenschaften, besonders literärgeschichtliche Forschungen, füllten die von einem großen Handelsgeschäfte freien Stunden und wurden ihm Anlaß, sich eine auserlesne Büchersammlung anzuschaffen, die er fleißig benutzte. Durch die gelehrten Nachrichten, die er über den Bestand seiner Bibliothek bekannt machte, oder bekannt machen ließ, haben die Werke, die zu ihr gehörten, bei den Liebhabern Werth und diese Verzeichnisse selbst, bibliographische Autorität erlangt. Zuerst erschien ein Catalogue raisonné de la collection des livres de M. Crévenna. Amst. 1776 gr. 4. 6 Bde. Noch ist unentschieden, ob er von Crevenna oder von Ocheda herstammt. Durch genaue Beschreibungen von Incunabeln, durch Collationen seltner Bücher, und zum erstenmale gedruckte Briefe mehrerer Gelehrten des 17. und 18. Jahrh. ist dieser Katalog ein für die Literärgeschichte wichtiges Werk geworden. Doch reicht er nicht hin, um die Bedeutenheit der crevennaschen Bibliothek kennen zu lernen. Man muß ihn dafür mit dem andern Catalogue des livres de la bibl. de M. Crévenna Amst. 1789. 6 Theile in 8. vergleichen, der wieder durch beigedruckte Preise, durch neue, sehr gehaltreiche Noten, obgleich bei weitem nicht alle des frühern Verzeichnisses aufgenommen sind, eigenthümlichen von den Bibliothekaren anerkannten Werth hat. Diese Liebhaberei war nicht bloß ein müßiger Zeitvertreib. Schon die genannten beiden Werke würden dagegen zeugen; aber außerdem ist bekannt, daß Crevenna eine Geschichte des Ursprungs und der Fortschritte der Buchdruckerkunst beabsichtigte, zu der schon eine große Menge Facsimiles vorräthig lagen. Wahrscheinlich hinderte eben die Menge der Kupferplatten (Crevenna ließ meist die ganze erste und letzte Seite der ausgewählten Werke stechen) das Erscheinen des Buchs. Man muß bedauern, daß nach seinem Tode keine Probe gegeben worden ist. Ungeachtet seiner Liebe zu diesen Studien hatte sich Crevenna doch im J. 1790 vom größten Theile seiner Bibliothek durch Versteigerung getrennt. (Was ihm nachgeblieben war, erfährt man durch den Catal. de la bibl. de feu M. Crévenna. Amst. 1793. 8.) Bald verließ er Holland, wo er bisher gelebt hatte, um sein Vaterland wieder zu sehen. Auf der Reise starb er zu Rom am 8. Oct. 1792.

Crichton (James). Unter allen bekannt gewordnen frühreifen Menschen ist dieser wohl der berühmteste und merkwürdigste. Kaum 20 Jahr alt, schrieb und sprach er zehn verschiedne Sprachen, und zeichnete sich in allen körperlichen Uebungen aus. So kam er nach Paris. Ein gleichzeitiger Schriftsteller schrieb damals: „Hier ist ein junger Mensch angekommen, etwa 20 Jahre alt, dem selbst die ersten Professoren der Akademie das Zeugniß geben, daß er in allen Wissenschaften vollkommen sei. Niemand übertrifft ihn in der Vocal- und Instrumentalmusik, und weder im Tanzen, noch Zeichnen, noch Malen, noch Reiten hat man seines Gleichen gesehn. Er weiß mit beiden Händen zu fechten, daß Keiner ihm etwas anhaben kann. Seine Geistesgegenwart ist unerschütterlich; er disputirte neulich vor einer Versammlung von 3000 Zuhörern, und setzte durch die Richtigkeit, Gelehrsamkeit und Bestimmt-

heit seiner Antworten alle in Erstaunen. Er spricht lateinisch, griechisch, hebräisch, syrisch, arabisch, spanisch, italienisch, französisch, englisch, flamändisch und slavonisch, alle Sprachen gut. Wahrhaftig, man sollte nicht glauben, daß ein Mensch, auch bei einem hundertjährigen Alter, selbst wenn er weder äße noch schliefe, so viele Kenntnisse in sich vereinigen könne. Sein Dasein erfüllt alle mit panischem Schrecken, denn er weiß mehr, als ein Mensch wissen kann; man fürchtet, er sei der Antichrist." Crichton verließ die Hauptstadt Frankreichs und ließ sich endlich, nachdem er Rom, Venedig und Padua gesehen hatte, in Mantua nieder, wo er Führer des jungen Vincent von Gonzaga, Sohn des Herzogs, wurde. Während einer Karnavalslustbarkeit wurde er von einigen vermummten Personen mit Waffen angefallen: er entwaffnete sie augenblicklich, und erkannte unter ihnen, als er sie hier entlarvte, zu seinem Befremden seinen eignen Zögling. Ehrerbietig gab er diesem den Degen, den er ihm entwunden hatte, zurück; jener aber, den schon Eifersucht zu der That bewogen hatte, konnte diese beschämende Großmuth nicht ertragen, und stieß ihm den Degen durch die Brust. Crichton stammte aus der königlichen Familie der Stuarte, war geboren 1551 in der Grafschaft Perth in Schottland, und starb 1583. Man nennt ihn als Verfasser mehrerer Werke.

Crillon (Louis de Balbe), einer der größten Kriegshelden des 16. Jahrhunderts und Freund Heinrich IV. war aus einer angesehenen piemontesischen Familie, im J. 1541 zu Murs in der Provence geb. Als jüngerer Sohn gab man ihm von einer der Familie gehörigen Besitzung den Namen Crillon, ein Name, den er durch Thaten und Tugenden bald so verherrlichte, daß die Häupter des Hauses Balbe ihn zu dem Ihrigen machten. Der Soldat nannte unsern Crillon den Mann ohne Furcht (l'homme sans peur), Carl IX., Heinrich III. und die Königin Margarethe nannten ihn nur „le brave," Heinrich der Große gab ihm aber den Beinamen, „le Brave des braves." Dabei glich sein Freimuth und seine edle Gesinnung seiner Tapferkeit, und er war durch Menschlichkeit und Tugend nicht minder berühmt als durch seine Heldenthaten. Seine lange Laufbahn verherrlichte fünf Regierungen, Heinrichs II., Franzens II., Carls IX., Heinrichs III. und insbesondere die Heinrichs IV. Wir können ihm darin nicht ins Einzelne folgen und beschränken uns daher aufs Allgemeine. In seinem ersten Feldzuge (1557) trug er durch eine kühne und glänzende Waffenthat viel zur schnellen Eroberung von Calais bei. Crillon ist der Erste in der Sturmlücke; er trifft hier den Festungs-Commandanten, ergreift ihn und wirft ihn in den Graben. Die Engländer hatten eilf Monate zur Wegnahme des Platzes gebraucht; die Franzosen erobern ihn in acht Tagen wieder. In der Folge zeichnete er sich in den Schlachten von Dreux, von Jarnac und von Moncontour (1561, 1563, 1569) gegen die Hugenotten aus. Als Maltheserritter that sich der junge Held auf den Kreuzzügen gegen die Türken sehr hervor. Selim II. hatte die Insel Cypern von den Venetianern erobert. Der Schrecken vor den Waffen der Muselmänner erfüllte ganz Europa, eine Coalition wurde gebildet, eine große Flotte versammelt und die berühmte Seeschlacht von Lepanto (1571) geliefert. Crillon hatte in diesem furchtbaren Kampfe Wunder der Tapferkeit gethan, und die Wahl, die große Siegesnachricht dem Papste und dem Könige von Frankreich zu überbringen, fiel daher auch auf ihn, ob er gleich verwundet war. Er ward vom Papst (Pius V.) und vom Kö-

nig von Frankreich (Carl IX.) mit Gnaden und Ehren überhäuft. Die Mordscenen der Bartholomeusnacht, deren Vorbereitungen man Crillon sorgfältig verborgen hatte (1572), wurden von ihm laut gemißbilligt. Wir finden Crillon im nächsten Jahre bei der berühmten Belagerung von La Rochelle und in der Folge fast bei allen andern Ereignissen, wo es Tapferkeit und Muth galt. Heinrich III. wagte es, ihm die Ermordung des Herzogs von Guise, die von den Ständen in Blois beschlossen war, anzutragen. Crillon lehnte den Antrag mit Entsetzen ab: „Ich kann die Ehre nicht mit einer Schandthat beflecken" ist seine Antwort. Der König will ihm Gründe vortragen. „Sprechen Sie nicht aus, Sire, ruft ihm Crillon zu, und erlauben Sie, daß ich mich vom Hoflager entferne, um darüber erröthen zu können, daß mein König, für den ich tausendmal mein Leben zu opfern bereit bin, mir das Opfer meiner Ehre und meines Ruhms hat zumuthen wollen." Unter Heinrich IV. focht Crillon für denselben gegen die Liguisten mit dem größten Heldenmuth. Bei dem Gefecht, das Heinrich bei Arquès in der Normandie gegen den Herzog von Mayenne lieferte, war Crillon nicht gegenwärtig. Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß Heinrich ihm das, berühmt gebliebene Billet schrieb: pends toi, brave Crillon, nous avons combattu à Arques et tu n'y étais pas. Adieu, brave Crillon, je vous aime à tort et à travers. Wir führen von seinen spätern Kriegsthaten nur noch einige an. Es gelingt Crillon sich persönlich in Quillebeuf zu werfen, das nur von einer kleinen Schaar tapferer Männer gegen die Armee des Marschalls Villars vertheidigt wird. Villars fodert die Stadt auf's neue auf, und stellt Crillon vor, daß es ihm unmöglich sei, einen fast offnen Platz, ohne Munition, ohne hinreichende Besatzung gegen seine Armee zu halten, Crillons heldenmüthige Antwort war: Crillon est dedans, et Villars est dehors. Villars hierüber aufgebracht, befiehlt Sturm zu laufen, aber Crillon schlägt den Angriff zurück und die Belagerung wird aufgehoben. Von diesem denkwürdigen Tage her datirt sich die kühne Antwort: „daß ein Platz von Crillon vertheidigt, sich nur durch Abkommen übergebe." Der junge Herzog von Guise, der sich mit Crillon in Marseille befand, vor dessen Hafen eine spanische Flotte kreuzte, erlaubte sich hier einen Scherz mit ihm, der aber Gelegenheit wurde, Crillon's Heldensinn in seiner ganzen Größe zu zeigen. Guise dringt mit einigen seiner jungen Freunde um Mitternacht in Crillon's Schlafgemach. Sie wecken ihn hastig auf und rufen aus, es sei alles verloren; die Spanier hätten sich des Hafens und aller wichtigen Punkte der Stadt selbst bemeistert; es sei keine Rettung möglich. Nun schlägt der junge Herzog Crillon vor, sich mit ihm zu retten. Crillon weist diesen Antrag mit Unwillen ab: es ist besser, ruft er aus, mit den Waffen in der Hand zu sterben, als den Verlust dieses Platzes zu überleben. Er bewaffnet sich, stürzt die Treppe hinunter, bis ihn endlich das Lachen des jungen Herzogs belehrt, daß nur Scherz mit ihm getrieben werden. Crillon dreht sich ernsthaft um, faßt den Herzog bei der Brust und sagt: „Junger Mensch, versuche es nie, damit zu spielen, das Herz eines braven Mannes auf die Probe setzen zu wollen. Bei Gott, hättest du mich schwach gefunden, ich stieße dir jetzt diesen Dolch in's Herz!" Als endlich der Friede mit Savoyen die Kriege geendigt, welche Europa erschüttert hatten, zog sich Crillon nach Avignon zurück und starb daselbst 1616 im 75. Jahre. Die Geschichte zeigt uns diesen großen Helden glän-

zend im Gefecht, weise im Rathe, ein Sklave seines Worts und jeder Pflicht; er wankte in seiner Treue an Heinrich III. nicht, auch als die Krone für ihn verloren schien; er war Heinrich IV. treu, als noch alles erst zu erobern war. Aber Crillon hatte auch viele Eigenheiten. In seinem Freimuth trieb er es bis zur Rohheit. Seine eigene Empfindlichkeit aber hatte keine Grenzen, und nur ein verletzendes Wort brachte ihn außer sich. Im Fluchen und Schwören suchte er seine Meister und in den letzten Tagen seines Lebens besiegelte er das Versprechen, nicht mehr zu schwören, mit seinem Lieblingsschwur. Neben Bayard ist Crillon der großartigste Charakter dieser Art, den man in der franz. Geschichte findet.

Crillon-Mahon (Louis, Herzog von), aus der Familie des Vorstehenden, war 1718 geb. Er widmete sich früh dem Dienst der Waffen, und machte 1733 in Italien unter dem Marschall von Villars seinen ersten Feldzug. Bald zog er durch seinen Muth und seine Besonnenheit die Aufmerksamkeit seiner Obern auf sich. In dem Feldzug von 1742 unter dem Herzog von Harcourt warf er sich mit 150 Baiern und 200 Franzosen in Landau an der Iser und hielt die feindliche 10,000 Mann starke Vorhut einen ganzen Tag auf. In den Unterhandlungen die Uebergabe betreffend, sagte der junge Krieger: „Ich führe einen großen Namen, dessen Ehre ich erhalten und vermehren muß." Der feindliche Befehlshaber antwortete ihm auf einen Ausdruck seines großen Ahnherrn anspielend: „pends toi, brave Crillon, tu seras pris." An dem großen Siege bei Fontenoi (1745) hatte Crillon Antheil und in der Nacht, die der Schlacht folgte, eroberte er mit einem kleinen Detaschement noch einen Artilleriepark von 50 Kanonen. Auch an dem für die französischen Waffen im ganzen so wenig ehrenvollen siebenjährigen Kriege nahm Crillon Theil und erwarb sich, wo er einzeln focht, viel Ruhm. Er befehligte z. B. in Weißenfels, als Friedrich der Große mit seinem Heere auf dem Zuge nach Rosbach davor eintraf. „Ich wurde hier, erzählt Friedrich selbst in seinen Memoiren, mit meiner ganzen Armee von 17 Compagnien franz. Grenadiere aufgehalten, die ein Abkömmling des großen Crillon befehligte." Bekanntlich war gegen Ende des siebenjährigen Kriegs von einer Landung in England die Rede. Crillon wurde dabei eine Hauptrolle zugedacht, und er erhielt zu dem Ende in den drei Provinzen Picardie, Artois und Boulonnais den Oberbefehl. Es blieb aber, wie 50 Jahr später unter Napoleon, bei bloßen Drohungen. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges bewogen Mißverhältnisse mit dem franz. Ministerium Crillon, die franz. Dienste mit den spanischen zu vertauschen. Es war eben der Krieg mit Portugal ausgebrochen, und Crillon kam noch zeitig genug bei der span. Armee an, um der Uebergabe von Almeida beiwohnen zu können. In dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege bemächtigte sich Crillon (1782) auf eine höchst ausgezeichnete Weise der Insel Minorca, erhielt dafür die Würde und den Titel eines Herzogs von Mahon, ward zum Grand von Spanien und zum General-Capitän aller spanischen Armeen ernannt. Die Belagerung von Gibraltar wurde jetzt unternommen und auch hier erhielt Crillon den Oberbefehl. Wir verweisen deshalb auf den Art. Gibraltar. Nach dem Frieden von Versailles erhielt Crillon das Gouvernement der Königreiche Valentia und Murcia, und starb in Madrid im J. 1796, ohne an den letzten Feldzügen gegen Frankreich Theil genommen zu haben.

Criminalrecht, peinliches Recht, Strafrechtswissenschaft, die Wissenschaft von den Pflichten des Staats bei Uebertretung der Strafgesetze. Soll der Zweck des Staats erreicht werden, so müssen Rechtsverletzungen nicht allein durch physischen, sondern auch durch psychologischen Zwang abgewendet werden; der Staat darf nicht allein, sondern er muß a) durch Bekanntmachung des Strafgesetzes bestimmen, daß auf die rechtsverletzende That (das Verbrechen) unausbleiblich ein Uebel (Strafe) folgen werde, dessen Befürchtung nach der Ueberzeugung des Gesetzgebers dazu geeignet ist, den Trieb zur Begebung jener That in allen dem Strafgesetze unterworfenen Personen zu unterdrücken; — b) durch Vollziehung des Strafgesetzes jener Androhung, die sonst für aufgehoben gehalten werden würde, Erfolg verschaffen. Zweck und Rechtsgrund der Strafe ist nicht das Zuvorkommen künftiger Rechtsverletzungen von Seiten des zu bestrafenden Verbrechers, nicht Wiedervergeltung der unternommenen Rechtsverletzung (jus talionis), nicht Wiederherstellung der rechtlichen Ordnung in der Gesellschaft, nicht unmittelbare Abschreckung von künftiger Begehung ähnlicher oder anderer Rechtsverletzungen, nicht Verbesserung des sittlichen Zustandes des Verbrechers, obgleich viele Gesetzgeber und Rechtsgelehrte aller Zeiten Zwecke dieser Art vor Augen gehabt und vertheidigt haben. Gereinigte Ansichten über den Zweck und Rechtsgrund der Strafe verdanken wir vorzüglich dem Geh. R. von Feuerbach zu München, s. dessen Revision d. Grundsätze u. Grundbegriffe d. positiven peinl. Rechts und s. Schrift üb. d. Strafe, als Sicherungsmittel; ferner den Schriften von Klein, Kleinschrod, Grolmann, Zacharia, Tasinger; und Brunner's Handbuch der Literatur der Criminalrechtswissenschaft. Doch hat man ein sogenanntes allgemeines peinliches Recht, als Philosophie der rechtlichen Gründe des Strafrechts und seiner Ausübung, aufgestellt. Die deutschen Criminalrechtslehrer haben das peinliche Recht in das gemeine, in ganz Deutschland geltende (dessen Quellen das Corpus Juris Romani, das Corpus Juris Canonici, die peinliche Gerichtsordnung Carls V. und andere Reichsgesetze sind) und das besondere, in einzelnen deutschen Ländern und Bezirken geltende, getheilt. (S. Quistorp's Grundsätze d. deutschen peinl. Rechts, herausgeg. v. Klein. Stübel's System des allgemeinen peinl. Rechts, mit Anwendung auf die in Kursachsen geltenden Gesetze. Tittmann's Handb. des gemeinen deutschen peinl. Rechts.) Unter den Kriminalgesetzgebungen verdienen bemerkt zu werden: 1) die (durch Rost aller Barbarei und unverhältnißmäßige Härte der Strafen entstellte, daher neuerlich in England selbst strenger Prüfung unterworfene) englische, 2) die toscanische unter Leopold, 3) die neuere preußische, 4) die österreichische seit Maria Theresia, 5) die neuere französische. (Ueber außereuropäische Criminal-Gesetzgebungen vgl. Michaeli's mosaisches Recht. Gesetzbuch der Gentoos, a. d. E. von Raspe, Hamb. 1778. Feuerbach's Criminal-Jurisprudenz des Korans, in d. Bibl. des peinl. Rechts, Bd. II.) Unter die Männer, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. durch ihre Schriften die furchtbare Barbarei aus der Uebung des Criminalrechts verbannen halfen, gehören: Beccaria, Filangieri, Voltaire, Servin, v. Globig und Huster, Pastoret; durch Schriften, akademische Lehrvorträge und unmittelbaren Einfluß auf richterliche Entscheidung wirkten K. Ferd. Hommel und Klein. Beide segnet die Menschheit, sei es auch, daß beide oft die Grenzen der richterlichen Gewalt selbst überschritten und überschreiten lehrten. Hier kann nur der Ort sein zu einigen Andeutungen über die Gegenstände der Criminal-Rechtswissenschaft. Man hat die Verbrechen eingetheilt: in Cri-

minal-, Civil- und Polizei-Verbrechen (nach Verschiedenheit der Größe, der Gerichtsbarkeit und der Art der Gesetze, welche übertreten worden sind); in Staats- und Privatverbrechen; in Verbrechen der Begehung und der Unterlassung; in gemeine und besondere (Verbrechen einer besondern Klasse von Staatsbürgern, z. B. der Soldaten); in einfache und qualificirte (wenn die Gesetze wegen einer besondern Eigenheit eines Verbrechens eine härtere, als die sonst festgesetzte Strafe vorschreiben), in schwere (delicta atrocia, atrocissima) und leichte (levia); in capitale und nicht capitale; in kirchliche, weltliche und gemischte; in solche, welche in die Sinne fallende Merkmale zurücklassen und welche dergleichen nicht zurücklassen (facti permanentis et transeuntis); in bekannte und verborgene; in vollendete (consummata) und unvollendete (attentata — conatus delicti proximus vel remotus); in vorsätzliche und unvorsätzliche (delicta dolosa, colpusa) u. s. w. Es ergibt sich von selbst, daß diese Eintheilungen theils nothwendig, theils zufällig, d. h. abhängig von dem Inhalte einzelner Gesetzgebungen sind. In dieser Abhängigkeit von den positiven Gesetzgebungen steht besonders auch die Classification der Verbrechen. Feuerbach hat nach gemeinem deutschen Rechte folgende Classification aufgestellt: I. determinirte, gemeine Verbrechen: A. öffentliche Verbrechen, Staatsverbrechen überhaupt, 1) Verbrechen an der moralischen Persönlichkeit des Staats selbst, oder an dem Regenten, als solchem. Staatsverbrechen im engern Sinne, a) Hochverrath, b) Verbrechen der beleidigten Majestät; 2) Verbrechen gegen einzelne Gewalten des Staats, Regierungsverbrechen, a) Verbrechen gegen die aufsehende Gewalt, Münzverbrechen, b) Verbrechen wider die anordnende Gewalt, Amtserschleichung, c) Verbrechen wider die richterliche Gewalt, als: α) rechtswidrige Selbsthülfe (welche von Privatrache und Nothwehr zu unterscheiden ist) ohne oder mit Anwendung unrechtmäßiger Gewalt — Duell; β) Befreiung eines Gefangenen, von Seiten des Gefangenwärters, des Gefangenen selbst, dritter Personen; γ) Verletzung der Urphede, des eidlichen Versprechens, sich an dem peinlichen Gerichte nicht zu rächen, oder, bei Landesverweisungen, vor geendigter Strafzeit nicht zurück zu kehren; d) Verbrechen wider die executive Gewalt; Aufruhr und Tumult; B) Privatverbrechen, 1) Verbrechen gegen ursprüngliche Rechte des Menschen und Bürgers, b) Verletzungen des Rechts auf das Leben, α) Todtschlag und einfacher Mord; besonders benannte Arten: Raubmord, aufgetragene Tödtung, oder Banditenmord, Meuchelmord, Giftmord, β) gesetzlich ausgezeichneter Mord, oder Mord an Eltern, Kindern, nahen Blutsverwandten, Ehegatten, Schwägern, Personen hohen Standes, am Herrn des Mörders (Parricidium im engern und weitern Sinne); b) Verletzung der Integrität der menschlichen Kräfte, α) einfache Körper-Verletzung, β) qualificirte Körper-Verletzungen, Vergiftung; c) Verbrechen an dem Rechte des Bürgers auf freie Disposition an seinem Körper, namentlich: Menschenraub (Plagium), Entführung, nicht freiwillige Schwächung; d) Verletzung des Rechts auf Ehre, α) gemeine Injurien, β) qualificirte Injurien, aa) durch die Art der Begehung, Pasquill und Schmähschrift, bb) durch den Gegenstand der Verletzung, besonders Blasphemie, 2) Verbrechen gegen erworbene Rechte, a) individuell gefährliche Verletzung des Rechts auf Sachen, α) durch bloße Beschädigung, β) durch Entwendung, aa) gemeine Entwendung, bb) qualificirte Diebstähle, αα) zum dritten Male begangener Diebstahl, ββ) gefährlicher Diebstahl, durch Einbruch, Einsteigen, durch Waffen, γγ) Entwendung des öffentlichen Eigenthums (Peculat), als:

Kirchenraub (Sacrilegium), Peculat im engern Sinne, Crimen residui; cc) gesetzlich ausgezeichnet, nicht qualificirte Diebstähle, αα) Entwendung aus einer Erbschaft von Seiten eines Miterben, ββ) Familien-Diebstahl (furtum domesticum), γγ) Entwendung an Früchten auf dem Felde; dd) Entwendung durch Verletzung der Persönlichkeit, Raub; b) gemeingefährliche Verletzung des Rechts an Sachen, α) Brandstiftung, β) verursachte Ueberschwemmung; c) individuell gefährliche Verletzung des Rechts aus Verträgen, α) Verletzung der Verträge auf Treu und Glauben, β) Verletzung des ehelichen Vertrags, aa) Ehebruch, bb) vielfache Ehe (Bigamie). II. Vage, gemeine Verbrechen, A. materielle, 1) Kinderaussetzung, 2) Abtreibung der Leibesfrucht, 3) sträfliche Unfruchtbarmachung, B. formelle, 1) Verbrechen, welche durch Gewalt begangen werden, a) eigentliche Gewaltthätigkeit, b) Landfriedensbruch, 2) Verbrechen durch Täuschung eines Andern, a) Fälschung und Betrug, b) qualificirte Fälschung, als: Meineid, Grenzverrückung, Prävarication, d. h. Begünstigung der Gegenpartei in einem Rechtsstreite; Verläumdung, Concussion, Erpressung eines Vortheils durch den Vorwand, oder den Mißbrauch eines Rechts. III. Gemeine determinirte Polizei-Vergehen, A. Vergehen gegen die Gesetze der Criminalpolizei. Landzwang, d. h. Drohung künftiger Verbrechen, verbunden mit solchen Handlungen, aus denen man auf die Ernstlichkeit der Drohung schließen kann; B. Verbrechen gegen Gesetze der Güter-Polizei, 1) Wucher, Aneignung eines gesetzlich nicht erlaubten Gewinns bei Creditgeschäften; 2) Dardanariat (unerlaubte Vertheurung der Gegenstände des Lebens-Unterhalts), Hazardspiele und unerlaubte Wetten; C. Vergehen gegen Gesetze der Sitten-Polizei, als: Schwören und Fluchen, Zutrinken, Bettelei; D. Vergehen, durch welche theils Gesetze der Sitten-Polizei, theils Gesetze der Bevölkerungs-Polizei, übertreten werden, 1) Fleischesverbrechen, besonders: Schwächung und Hurerei, Concubinat, Incest, Sodomie; 2) Beihülfe zu Fleischesverbrechen, Kuppelei; IV. Besondere Verbrechen, A. Verbrechen der Staatsbeamten, 1) Bestechung, 2) Unterschlagung öffentlicher Gelder, Malversation; B. Militär-Verbrechen, 1) gemeingefährliche: Meuterei, Soldaten-Aufruhr; 2) individuell-gefährliche: Insubordination, Verlassung des Postens, Treulosigkeit an der Fahne, Desertion, Verkaufen der Waffen u. s. w. Die Strafen sind zu allen Zeiten und in allen Ländern sehr verschieden gewesen. Rohheit, Grausamkeit und Aberwitz haben gewetteifert, die mannichfaltigsten, die Menschheit entehrenden Strafübel zu erdenken, welche man bei Völkern, denen europäische Bildung fremd ist, ja selbst in vielen Ländern Europens noch jetzt vollstrecken sieht. Die in Deutschland ehedem üblichen, jetzt aber zum Theil nicht mehr zur Vollziehung kommenden Strafen classificirt Feuerbach also: I. unbenannte, z. B. Verlust gewisser Rechte und Privilegien; II. benannte, A. mechanische oder physische, 1) Todes-Strafe, a) einfache: Enthauptung durch Schwert oder Beil, Hängen, Strafe des Stranges; b) qualificirte, α) innerlich: Rädern, Ertränken (Säcken), Verbrennen, Viertheilen, Lebendigbegraben; β) äußerlich: durch Schleifen zur Gerichtsstätte, Kneipen mit glühenden Zangen, Flechten des Körpers auf das Rad, Stecken des Kopfs auf einem Pfahl, Verbrennung des Leichnams nach der Enthauptung u. s. w.; 2) verstümmelnde Strafen, z. B. Abhauen der Hand, Abschneiden der Finger oder der Zunge, Ausstechen der Augen; 3) körperliche Züchtigungen im engern Sinne, als: Staupbesen, Stockschläge oder Ruthenzüchtigungen; 4) Freiheits-

Digitized by Google

strafen, a) Verweisung und Verschickung, oder Anweisung der örtlichen Grenzen, welche der Bestrafte nicht überschreiten darf; b) Freiheitsstrafen im engern Sinne: gemeine Gefängnißstrafe, Zuchthausstrafe, öffentliche Arbeiten; B. psychologische Strafen, 1) Ehrenstrafen, a) bloß beschämende, als: Kirchenbuße, Verweis, Abbitte, Widerruf; b) beschimpfende, als: Halseisen, Schandpfahl, Brandmarken, Zerbrechen des adelichen Wappens, Anschlagung des Namens an den Galgen, unehrliches Begräbniß u. s. w.; 2) Vermögensstrafen: Geldstrafen, Einziehung des ganzen Vermögens oder eines Theils desselben. Soll die Strafe, welche das Gesetz für ein Verbrechen bestimmt hat, zuerkannt werden: so muß das Dasein oder der Thatbestand des Verbrechens (corpus delicti) ausgemittelt und auf Seiten des Uebertreters Imputativität, Möglichkeit der Zurechnung, vorhanden sein. Vielfache, theils aus den rechtlichen Gründen des Strafrechts, theils aus positiven Gesetzen herzuleitende Milderungsgründe lassen aber in vielen Fällen nicht die gesetzlich bestimmte, sondern nur eine gelindere Strafe zur Anwendung kommen. Die Criminalgerichtsbarkeit, im weitern Sinne, beschäftigt sich mit der gerichtlichen Erörterung und Entscheidung aller, nach Strafgesetzen zu beurtheilenden Fälle. Im engern Sinne aber schränkt man den Begriff derselben in Deutschland auf die eigentlich sogenannten peinlichen Sachen, d. h. auf diejenigen wichtigern Criminalfälle ein, welche bei Entstehuug der Patrimonial-Gerichte in Deutschland in frühern Zeiten gewöhnlich der landesherrlichen Gewalt vorbehalten blieben und späterhin zur Competenz der Obergerichte gerechnet wurden. Der Begriff Criminalprozeß (peinliches Verfahren) ist ebenfalls doppelt, im weitern Sinne: das gerichtliche Verfahren in allen Strafsachen; im engern: das Verfahren in den eben erwähnten, eigentlich sogenannten peinlichen Sachen. Er ist, nachdem entweder ein Ankläger den Verbrecher vor Gericht verfolgt, oder der Richter von Amtswegen verfährt, accusatorisch oder inquisitorisch (Anklage- und Untersuchungsprozeß). Bei letzterm kommt es zuweilen zur Special-Inquisition, d. h. einer mit bestimmten Förmlichkeiten begleiteten Fortsetzung des Untersuchungsprozesses. Wenn der durch Anzeigen (Indicia) eines Verbrechen verdächtig gewordene dasselbe weder gesteht, noch durch Beweismittel, als Augenschein, Zeugen oder Urkunden, dessen überführt werden kann: so sind Mittel zur Ergründung der Wahrheit anzuwenden. Dahin gehört Confrontation, Territion, Tortur und Reinigungseid. Die durch Tortur (Marter, peinliche Frage) erpreßten Geständnisse sollen nach der peinlichen Gerichtsordnung Carls des V. zwei bis drei Tage nachher wiederholt und genehmigt werden. Bei dieser sogenannten Urgicht soll zwar kein Peiniger erscheinen; allein der Widerruf hatte gewöhnlich Wiederholung der Marter zur Folge. Die Tortur und mit ihr die Territion (das Schrecken mit der Marter) ist, leider, noch nicht in allen deutschen Ländern aufgehoben. In Sachsen sind es bald 40 Jahr, daß Friedrich August sie für immer verbannte. Die Vertheidigung (Defension), welche entweder die Abwendung aller, oder die Milderung der verwirkten Strafe, auch zuweilen die Abwendung einzelner prozessualischer Handlungen, z. B. der Special-Inquisition, der Tortur, wo diese noch Statt findet, zum Endzwecke hat, ist keinem Angeschuldigten zu verweigern. Sie muß in der Regel durch einen der Rechte kundigen Sachwalter geführt und darf, besonders in wichtigen Criminalfällen, von dem Angeschuldigten, auch nach Bekanntmachung des Endurtheils, wenn er nicht gänzlich freigesprochen worden, noch einmal, und nach

der Verfassung verschiedener Länder, auch wol zum dritten Male gefodert werden. Außer dem Gesuche um nochmalige Vertheidigung kann, nach Verschiedenheit der Landesverfassungen, die Vollziehung eines Criminalurtheils (welcher bei Hinrichtung der zum Tode verurtheilten Verbrecher das feierliche hochnothpeinliche Halsgericht, nach uraltem deutschen Gebrauche, vorangeht) durch Appellation, Supplication, Gesuch um Richtigkeitserklärung und andere zulässige Rechtsmittel aufgehalten werden. Ob bei einem juridisch unvollständigen Beweise eines angeschuldigten Verbrechens der Angeschuldigte a) mit einer; von der ordentlichen Strafe abweichenden gelindern (außerordentlichen) Strafe zu belegen, oder ob b) Sicherungsmittel gegen ihn zulässig, oder ob c) er gänzlich losgesprochen sei? — diese für die Menschheit so wichtige, und neuerlich vielseitig erörterte Frage hat im J. 1800 Veranlassung zu Aufstellung einer Preisfrage gegeben. (S. Klein's, Kleinschrod's u. Konopack's Archiv d. Crim. Rechts III. u. IV. Bd.) Die erste Meinung (a) ist in der Paxis angenommen, obschon solche weder aus allgemeinen Rechtsgrundsätzen, noch aus der peinlichen Gerichtsordnung Carls V., noch aus dem üblichen römischen Rechte gerechtfertigt werden kann. Die zweite Meinung (b) hat vorzüglich Klein, die dritte (c) Feuerbach vertheidigt.

Crimm, s. Taurien.

Crisis (Krisis) in der Medizin (vom griechischen κρινειν, entscheiden) nennt man so den Wendepunkt, aus welchem die Krankheit in Genesung oder Verschlimmerung übergeht. Am deutlichsten stellt sich dieser Wendepunkt in hitzigen Krankheiten und bei kraftvollen Kranken dar, zumal wo der Verlauf nicht durch heftige oder zweckwidrige Mittel gestört wird. Der Wendepunkt, kündigt sich durch vorhergehende heftige und ungewöhnliche Zufälle an. Die Krankheit scheint sich zu verschlimmern, und der innere Angriff auf die Organisation erreicht den höchsten Grad. Bei der Wendung zum Guten lassen nach der Krise die erschütternden Zufälle nach mit einer sichtbaren Ausleerung, Schweiß, Urin, Stuhlgang, Eiterabgang oder Blutung. Im andern Falle war die Erschütterung der Organe vielleicht zu heftig, die Ausleerung geschah zum Nachtheil edler Organe oder die Naturkräfte langen nicht zu eine heilsame Entscheidung zu bewirken, die Krankheit geht entweder in langsame Entscheidung (Krisis), oder in eine andere Krankheit (Metastase) über. Bei regelmäßigen Fiebern pflegt die Wendung an bestimmten Tagen einzutreten, die man kritische Tage (den siebenten, vierzehnten und ein und zwanzigsten) nennt, jedoch etwas vor oder rückwärts nach dem Klima oder der Natur des Kranken. Der schlechte Ausgang bestimmt sich gemeiniglich etwas vorwärts, der gute häufiger rückwärts. Die Halbsieben oder halb gevierte Zahl bringt unvollkommene kritische Vorzeichen. Nach einer heilsamen Krise fühlt sich der Kranke erleichtert und die gefährlichen Zufälle müssen verschwinden.

Criterium (Merkmal oder Unterscheidungszeichen). Kriterium der Wahrheit, ist das Kennzeichen, welches beweist, daß unsre Ansichten mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens übereinstimmen. Es betrifft folglich nur die Form, da für den Gegenstand (Stoff) sich keine allgemeinen Kennzeichen auffinden lassen.

Croatien, ein zur österreichischen Monarchie gehöriges Königreich, welches mit Ungarn verbunden ist (einen Theil ausgenommen, der unter dem Namen des carlstädter Kreises zu dem neu geschaffenen österreichischen Königreich Illyrien geschlagen ist). Es wird von der Drau, Sau, Kulpa und Unna bewässert, und wird von Ungarn, Sla-

vonien, Bosnien, Dalmatien, Illyrien und Steiermark begränzt. Mit den Militärbezirken enthält es 376 Q. M. und 750,000 Einwohner, theils Croaten, theils Raizen, mit wenigen Deutschen und Ungarn vermischt. Die Croaten, ein slavischer Volksstamm, bekennen sich zur katholischen Religion und sind als gute Krieger bekannt. In Rücksicht der wissenschaftlichen Ausbildung und des Gewerbfleißes stehen sie noch auf einer niedrigen Stufe; ja es fehlt zum Theil noch an den nothwendigen Handwerkern. Croatien zerfällt in Provinzialcroatien, welches aus den drei mit Ungarn verbundenen Gespannschaften Warasdin, Kreutz und Agram besteht und eine Civilverfassung hat — und in Militärcroatien, welches die nämliche Verfassung wie die übrigen Militärgränzen Oesterreichs hat, und in das carlstädter und warasdiner Generalat und die Banatgränze eingetheilt ist. Croatiens nördlicher Theil (Provinzialcroatien) ist mehr hügelig und gebirgig, und hat einen fruchtbaren Boden, indem nur niedrige Berge aus Steiermark und Krain sich hineinziehen. Der südliche Theil hingegen (Militärcroatien) hat an der bosnischen und dalmatischen Grenze hohe Gebirge, die sich bis zu 5400 Fuß erheben, als den Wellebit, das Plissiviczagebirge und das Sriner Gebirge. Sie erstrecken sich bis in das Innere des Landes, wo die Kapella und der Kleck zu bemerken sind. Das Klima ist gesunder, als in dem benachbarten Slavonien, und mild. Das Land hat vorzüglich Wein, Tabak, Getreide, Mais, Obst (besonders Pflaumen), Holz, Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Wild, Fische, Bienen, Eisen, Kupfer und Schwefel. Die Hauptstadt des Königreiches ist Agram.

Cromford auch Crumford, ein Ort in Derbyshire in England, wo der berühmte Arkwright (s. diesen Art.) zuerst seine Baumwollenspinnerei angelegt hat. Durch diese und einige später angelegte Spinnereien ist Cromford sehr nahrhaft geworden. Nach dem Muster dieses Ortes gründete in dem gewerbfleißigen Herzogthume Berg, nicht weit von Düsseldorf, ein thätiger und unternehmender Mann, Brögelmann, eine große Baumwollenspinnerei an, und nannte diese Anlage ebenfalls Cromford. Er erhielt von dem damaligen Kurfürsten, Carl Theodor, ein ausschließendes Privilegium auf 25 Jahre, und nach vielen Versuchen, auf die er sein ganzes Vermögen verwendet hatte, gelang es Brögelmann endlich, Garne zu liefern, welche den englischen, sehr nahe kamen. Die Verschiedenheit des Wassers und feuchten Luft, die das Anschließen der Fäden befördert, auch die Wohlfeilheit und Güte des Brennmaterials zu den Dampfmaschinen scheint den englischen immer einen ihnen eigenthümlichen Vorzug zu geben. Die brögelmann'sche Fabrik beschäftigt lange gegen 400 Menschen, und mehr von hier aus, als von England, sind späterhin in der Schweiz, Sachsen und in andern Ländern die vielseitig angelegten Baumwollenspinnereien ausgegangen. Aus den bemerkten Ursachen gedeihen sie auch bei uns in nebelreichen Gegenden enger Thäler besser als anderswo.

Cromwell (Oliver, Protector der Republik England, Schottland und Irland), eine der gewaltigsten dämonischen Naturen, welche je dem Abgrunde einer Revolution entstiegen; ein Staatsmann und Feldherr, der, das Evangelium in der einen, das Schwert in der andern Hand, den Aufruhr aller Elemente des religiös-politischen Fanatismus erregte und überwältigte, dann mit schlauer, kühner Herrscherlust Großes vollbrachte, noch Größeres vorbereitete, und von der Mitwelt angestaunt, gefürchtet und verlästert, erst von der Nachwelt

gewürdigt, in den Hallen der Geschichte jetzt vor uns steht, als ein Riesenbild der Menschenkraft, die durch Großthaten mit Verbrechen gepaart, den Sieg der Klugheit und den Nachruhm kalter Bewunderung erkämpfte, nicht den Sternenkranz der Unsterblichkeit. Oliver Cromwell geb. zu Huntingdon den 25. April 1599, stammte aus einem adeligen Geschlechte, das durch Richard Williams, der von seiner Mutter Bruder, dem bekannten Staatssecretär Heinrichs VIII., Thomas Cromwell, den Namen Cromwell annahm, und durch William ap Yeran bis zu den Baronen des elften Jahrhunderts hinaufstieg. Sein Vater, Robert Cromwell, wurde als Besitzer des Fleckens Huntingdon Parlamentsglied; zugleich unternahm er, um seine zahlreiche Familie zu erhalten, ein großes Brauereigeschäft. Oliver Cromwell wurde streng und sorgfältig erzogen. Schon früh beschäftigte seine Einbildungskraft die Ahnung einer großen Zukunft. Als Kind hatte ihn ein großer Affe aus der Wiege genommen, und war mit ihm, zum Schrecken der Familie, auf das Dach gestiegen. Späterhin wurde der kleine, wilde Waghals von einem Pfarrer aus dem Wasser gezogen. Die ungewöhnlich strenge Behandlung in der lateinischen Schule verleidete dem fähigen und ehrgeizigen Knaben allen geregelten Fleiß; dagegen spielte er mit großem Feuer in einem alten Lustspiele die Rolle des Tactus, der Krone und Purpurmantel findet; auch erinnerte sich Cromwell aus seiner Jugend der traumartigen Erscheinung eines Riesenweibes, die vor sein Bett gekommen sei und ihm gesagt habe, daß er der größte Mann des Königreiches werden würde. Vom siebzehnten Jahre an studirte er zu Cambridge mit großem Eifer, doch soll er athletische Uebungen bis zur Raufluft getrieben haben. Nach einem Jahre schickte ihn seine Mutter in eine londoner Bildungsanstalt für Rechtsgelehrte, er brachte aber seine Zeit meistens in liederlicher Gesellschaft zu. Dieses wüste, wilde Leben setzte er auf seinem väterlichen Erbgute fort, und überwarf sich dabei mit seinen Oheimen. Denn in seiner Natur lag eine gewisse Unruhe, die ihm heftige Erschütterungen zum Bedürfniß machte. Endlich hatte er die Kraft, den Fehlern und Thorheiten seiner Jugend zu entsagen, als er sich, 21 Jahr alt, mit Elisabeth, der Tochter des Sir James Bourchier, vermählte; einer Frau, welche stets tadellos gelebt hat. Auf seine Sinnesänderung wirkte insbesondere noch der nähere Umgang mit einer religiösen Sekte ein, die späterhin unter dem Namen der Puritaner und Independenten politische Furchtbarkeit erhielt. Zugleich studirte er die besten militärischen Werke, und theologische Schriften, von dem dunkeln Vorgefühl einer großen Bestimmung geleitet. Im Jahre 1625 trat er für den Flecken Huntingdon in König Carls erstes Parlament. Hier bemerkte er mit Unwillen die Mißbräuche in der Staatsverwaltung; auch zogen ihn zwei ausgezeichnete Männer, der berühmte Hampden und St. John, die seine Verwandten waren, auf die Seite der Opposition. Beide haßten die herrschende Kirche, und ihre puritanische Denkart ging auf Cromwell über, dessen Gemüth schon früh zur Schwärmerei sich hinneigte. Er glaubte nämlich oft, dem Tode nahe zu sein und rief dann zur ungewöhnlichen Stunde die Aerzte herbei, welche ihn für einen milzsüchtigen Visionär erklärten. Von seinen großen Talenten hatte man keine Ahnung; nur Hampden's scharfer Blick erkannte sie schon damals. In dem Parlamente des J. 1628 eiferte Cromwell stark gegen die vermeintlichen Prediger des Papismus, fand aber wenig Glauben. Darauf zog er sich auf eine Meierei zurück, erstattete das in frühern Jahren im Spiele gewonnene Sündengeld, und

widmete sich seit 1635, zu Ely, wo er Grundstücke geerbt hatte, ganz der Landwirthschaft. Indeß verhinderte er daselbst das Austrocknen der Sümpfe, wodurch er sich bei dem Landvolke, welches die Fischerei hatte, so beliebt machte, daß man ihn den Herrn der Sümpfe nannte. In der Folge beförderte er desto eifriger die gesetzlich angeordnete Austrocknung derselben. Schon näherte sich der Sturm, welcher die Ruhe und den Wohlstand Englands erschütterte. Der an sich gerechte und gute König wollte ohne Parlament regieren; doch würde selbst die Willkür, mit welcher er Steuern ausschrieb, die ihm das Volk in der verfassungsmäßigen Art ohne Schwierigkeit bewilligt hätte, einen Aufstand erregt haben, wenn nicht religiöse Ideen und Sektenhaß die Gemüther entflammt und das Volk in den politischen Kampf mit fortgerissen hätten. Die Freunde der in der That schon aufgehobenen Verfassung ahneten diesen Ausbruch so wenig, daß sie mit ihren Familien nach Neu-England auswandern wollten; unter ihnen hatten sich Hampden, Pym, Haslerigge, Cromwell und andre Männer, die nachher in der Revolution so furchtbar hervortraten, bereits eingeschifft, als die Regierung ihnen die Auswanderung verbot, weil der König befürchtete, sie möchten durch ihren störrigen Geist die ohnehin schon mit der englischen Kirche entzweite Kolonie noch mehr aufwiegeln. So arbeitete Carl selbst der Gunst des Schicksals entgegen! Cromwell kehrte nach Ely zurück, wo er ein frommes, achtbares Leben führte. Er schrieb damals im Tone des Pietisten an seinen Freund St. John, daß er „für seinen Gott handeln und dulden wolle." Auch hielt er bei sich Zusammenkünfte von Sektirern, die er selbst durch Predigten und Gebete erbaute. Endlich nöthigten die schottischen Händel den König, ein Parlament zu versammeln. Hier sprachen Cromwell, den die Stadt Cambridge gewählt hatte, und Andre so laut ihre Unzufriedenheit mit der kirchlichen und bürgerlichen Einrichtung des Landes aus, daß der König das Parlament aufhob; allein schon nach sechs Monaten, im Nov. 1640, mußte er ein neues berufen. In diesem sogenannten langen Parlamente (vom Nov. 1640 bis 1653 April) machte sich Cromwell fast nur durch seine bäurische und nachlässige Kleidung, und durch den Zorneifer seiner Rede, welcher oft in Grobheit ausartete, bemerkbar. „Aber dieser Tölpel" versicherte Hampden, „der so ungeschickt spricht, wird der größte Mann in England sein, wenn es mit dem Könige zum Bruche kommt." An der Beschwerdeschrift des Parlaments gegen den König, welche man die Staatsremonstration nannte, die mit einer geringen Mehrheit durchging und den Bürgerkrieg herbeiführte, nahm Cromwell thätigen Antheil. Denn er war aus Ueberzeugung Puritaner, und ging, ohne damals schon zu den Parteihäuptern zu gehören, mit kühner Entschlossenheit gerade auf das Ziel los; doch fand seine Schlauheit bald auch die krummen Wege. Beim Ausbruche des Krieges im J. 1642 zum Capitän, dann zum Obersten ernannt, warb er in seiner Heimath eine Reiterschaar von erprobten Puritanern, die Alles wagten für ihren Glauben an die Sache Gottes. Schon die Art, wie der 43 Jahr alte Cromwell ihnen seinen Geist einflößte, wie er sie in den Waffen übte und an die strengste, zugleich ascetische, Mannszucht gewöhnte, bewies jenen Scharfblick, mit dem er in der Folge drei Königreiche beherrschte. Seine erste Waffenthat war die Besetzung von Cambridge, wo er mit puritanischem Eifer, zur Bestreitung der Kriegskosten, im Namen Gottes alles Silbergeschirr für das Parlament in Beschlag nahm; hierauf zerstreute er die Anhänger des Königs und bemächtigte sich ihrer Vor-

räthe. Dadurch erleichterte er die ſchnellere Bildung des parlamentariſchen Heers, während er die des königlichen erſchwerte. Dabei hielt er ſtreng auf die pünktlichſte Ordnung; nur die herrſchende Kirche behandelte er mit puritaniſcher Wildheit. Durch den Entſatz von Ganisborough gründete er ſeinen Waffenruhm. Seitdem wetteiferte er an Muth und Tapferkeit, an ſchneller Entſchloſſenheit und Gegenwart des Geiſtes mit den geübteſten Kriegern und mit den erfahrenſten Feldherrn. Bei Marſton-Moor d. 2. Juli 1644 entſchied die von ihm gebildete Reiterei, unter Fairfax und ſeiner Anführung den Sieg. Nun ſtieg auch ſein politiſcher Einfluß. Zugleich Puritaner und Republikaner, dachte er wie Ireton und Hampden; er ſprach ſich aber kühner und beſtimmter aus; dadurch wurde er von ſelbſt das Haupt der zu Allem entſchloſſenen Partei. Bei aller wirklichen und ſcheinbaren Aufrichtigkeit, fing er ſchon jetzt an, die geheime Rolle zu ſpielen, für welche ſein Scharfblick und ſeine Menſchenkenntniß bald das klügſte Verfahren erkannte. Er diente ſtets, wie Hobbes bemerkt, der ſtärkſten Partei ſo gut er konnte, und trieb mit ihr die Sache ſo weit ſie wollte. Als er einſt aber vor dem Parlamente den Grafen von Mancheſter der Feigheit beſchuldigte, weil er nach der Schlacht bei Newbury (1643) der Reiterei nicht erlaubt hatte, den Feind auf dem Rückzuge anzugreifen, aus Furcht, daß ſie Alle, wenn ſie geſchlagen würden, als Rebellen und Verräther behandelt werden könnten: ſo warf ihm der Graf öffentlich vor, wie er daran denke, durch die ſogenannten ehrlichen Leute an die Spitze eines Heeres zu kommen, das ſowol dem Könige als dem Parlamente Geſetze vorſchreiben könnte. Zum Glück für den Generallieutenant Cromwell, wußte der Einfluß der Independenten, wie man ſeine Partei nannte, die Unterſuchung dieſer Sache zu verhindern; doch hielten ihn ſeitdem die engliſchen Presbyterianer für einen gefährlichen Menſchen, und der Oberfeldherr Eſſex ſuchte ihn mit Hülfe der Schotten, die ihn haßten, weil er ſie verächtlich behandelte, zu ſtürzen. Da ergriff Cromwell, gemeinſchaftlich mit ſeinen Freunden, eine Maßregel, die das Meiſterſtück ſeiner heuchleriſchen Politik war. An einem Faſttage ließ er alle Prediger in London über die Nothwendigkeit predigen, daß das Parlament ſich nur dadurch von dem Vorwurfe des Eigennutzes befreien könne, wenn die Mitglieder deſſelben ihre einträglichen Civil- und Militärſtellen niederlegten, und es Gott überließen, andre Werkzeuge zur Ausführung der guten Sache zu erwählen, wenn die bisherigen dazu nicht würdig ſein ſollten. Darauf wurde dem Parlament die ſogenannte Self-denying Ordinance vorgelegt, nach welcher Sir Harry Vane, Cromwell u. A. m. ihre Entlaſſung anboten; denn „das Heer bedürfe einer ſtrengern Zucht, und vor Allem chriſtlicher Heerführer.“ Der Vorſchlag ging durch; Eſſex wurde verabſchiedet, und der eifrige, aber willenloſe Sir Thomas Fairfax kam an ſeine Stelle. So ſpielte Cromwell ſeit 1644, ſeine Rolle hinter Vane und Fairfax, indem er Männer von den verſchiedenſten Charakteren und Parteien für einen Plan zu gewinnen wußte, den jeder für ſich allein verworfen haben würde. Da ſich der ehrliche, aber einfältige Fairfax zum Heerführer nicht geeignet fühlte: ſo erlangte er als Ausnahme von jenem Beſchluſſe, daß Cromwell, der den Blick des Feldherrn mit raſcher Thatkraft vereinigte, unter ihm wieder angeſtellt wurde und den Oberbefehl über die Reiterei erhielt. Nun bildete Cromwell das ganze Heer wie früher einen Theil deſſelben; auch war er es, der eben dadurch den Alles entſcheidenden Sieg bei Naſeby (d. 14. Jun. 1645) erfocht, wo der König ſein ganzes Fuß-

volk nebst dem Geschütze verlor. Cromwell erbeutete Carls I. Briefwechsel mit der Königin, woraus das Parlament alle diejenigen Stellen durch den Druck bekannt machte, welche dem König und der Königin in der öffentlichen Meinung schaden mußten. Nach jenem Siege und nach der Eroberung von Bristol, schrieb Cromwell an das Parlament in jenem mystisch-frömmelnden Tone, der seine Gedanken verhüllte: „Glaube und Gebet haben gesiegt; die tapfern Männer, welche mit gestritten, bitten das Parlament und Alle, die des Segens des Himmes sich erfreuen, daß man nur Gott den Herrn preisen, ihrer aber vergessen möge.“ Dieser Geist wurde jetzt in dem Heere, das die Offiziere und vorzüglich Cromwell durch Predigten erbauten, bis zum Fanatismus gesteigert, zugleich ward aber auch die Mannszucht so befestigt, daß Schwören, Trunk, Plünderung und andre Ausschweifungen fast gar nicht vorfielen. Dadurch gelang es dem General Cromwell die letzten Anstrengungen der königlichen Partei, welche er mit fanatischer Erbitterung verfolgte, gänzlich zu vernichten. Carl I. suchte endlich Schutz bei dem schottischen Heere. Dieses verkaufte aber seinen König (d. 5. Mai 1646) für rückständigen Sold an das Parlament, wobei Cromwell einer von den Commissarien war. Gegen die Erwartung der Nation wurde Carl von den Häuptern der Kriegspartei und der Independenten als Gefangner behandelt, und jene Frömmler trieben ihre Härte so weit, daß sie dem unglücklichen Monarchen sogar den Trost entzogen, einen seiner Kapläne bei sich zu haben. Das Parlament sah sich jetzt im Besitz der höchsten Gewalt; es theilte Belohnungen aus, und Cromwell wurde mit einem Einkommen von 2500 Pf. St., aus den Gütern des Marquis von Worcester, zum Baron ernannt. Als aber das Parlament die von Cromwell durch den religiös-politischen Geist der Independenten fanatisirte Armee entlassen wollte, ernannte sie aus Cromwell's Creaturen und aus den wildesten Schwärmern einen Rath von Offizziern, und eine Versammlung von Corporalen und Sergeanten, genannt Agitators, welche dem Parlament die trotzige Erklärung übergaben, daß sie nicht eher die Waffen niederlegen wollten, als bis die Freiheit der Nation befestigt sei. Einige Soldaten betrugen sich dabei so kühn, daß das Parlament sie verhaften ließ, worin Cromwell nicht nur das Haus unterstützte, sondern auch mit Thränen im Auge über den Trotz der Truppen sich beklagte, unter welchen man sogar einen Anschlag auf sein Leben gemacht habe. Einige Mitglieder jedoch erkannten in ihm den geheimen Urheber jener Schritte und schlugen daher seine Verhaftung vor; allein an dem nämlichen Tage begab sich Cromwell zur Armee, um, wie er an das Unterhaus schrieb, die getäuschten Soldaten wieder zur Ordnung zurückzuführen; zugleich bat er, daß Fairfax und andre Offiziere ihm hierin beistehen möchten. An demselben Tage (d. 3. Jun. 1647) hatte einer von den Agitators, ein gewisser Soice, den König von Holmby mit Gewalt entführt und der Armee in die Hände geliefert. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dies auf Cromwell's Anstiften geschehen sei; denn er soll damals die Absicht gehabt haben, den König wiederherzustellen. Als er aber die fanatische Stimmung des Heers in der Nähe sah, überzeugte er sich, daß er ohne Lebensgefahr einen solchen Schritt nicht wagen könne. Auch war er im Oberbefehl nur der Zweite, und auf den Beistand der einflußreichsten Männer, die wie St. John und Vane ihm an Schlauheit, oder wie Ludlow, Haslerigge und viele Andre an Kühnheit gleichkamen, durfte er gar nicht rechnen. Denn sie waren sämmtlich eifrige Republikaner und fest entschlossen, mit dem Könige

das Königthum zu vernichten. Cromwell soll selbst seinen Schwiegersohn, den talentvollen Ireton, seiner politischen Grundsätze wegen gefürchtet haben; er mußte also die einmal übernommne Rolle fortspielen, und um sich in der Gunst des Heeres zu erhalten, Gesinnungen, welche er nicht mehr hatte, fortwährend erheucheln. Persönlich achtete er den König als einen rechtschaffnen und gewissenhaften Mann; er soll sogar dessen Flucht von Hamptoncourt begünstigt und gewünscht haben, daß er aus dem Königreiche entkommen möchte; auch sprach er nie ohne Thränen von der ersten Zusammenkunft des Königs mit seinen Kinder: „es sei für ihn der rührendste Anblick gewesen, den er je gehabt." Cromwell, der im Privatleben mild und edel gesinnt war, schloß sich endlich, der Gewalt der Umstände nachgebend, ganz an die Männer des sogenannten Gemeinwohls an, und vertheidigte in ihrer Versammlung bei der Berathung über die künftige Regierungsform, nur schwach die Monarchie, welche jene Zeloten ein Uebel und eine Sünde nannten, weil sie Gott als ihren Herrn und König ansahen. Cromwell hatte jetzt die Denkart seiner Leute kennen lernen, und mit jenem plumpen Leichtsinn, der ein Hauptzug in seinem Charakter war, hob er die Sitzung auf, indem er dem Ludlow ein Kissen an den Kopf warf und dann die Treppe hinabeilte, wo ihm ein andres nachgeworfen wurde. Am folgenden Tage sagte er zu Ludlow, daß er den Vorschlag der Abschaffung des Königthums ebenfalls wünschenswerth fände; nur halte er ihn nicht für ausführbar. Bald darauf lernte Cromwell die Macht seiner Partei ganz kennen. Denn als ihn Major Huntington im Hause der Lords anklagte, daß er nebst Ireton die Armee gegen das Parlament aufreize, und eine militärische Regierung unter dem Namen des Königs beabsichtigte, überwog der Einfluß der Independenten den der Presbyterianer, und da man eben den Aufstand der Walliser und Schotten zu bekämpfen hatte: so wagte man nicht, den unentbehrlichen General schuldig zu finden, oder abzusetzen. Hierauf unterwarf Cromwell durch raschen Ueberfall Wallis, und weil Fairfax aus presbyterianischer Bedenklichkeit den Heerbefehl gegen die Schotten ablehnte: so übernahm er ihn um so lieber, da er den schlechten Zustand des schottischen Heers genau kannte, und die Schotten von vielen Jahren her haßte. Mit einer weit geringern Macht schlug er das schottische Heer bei Preston, worauf ihn Edinburg als Befreier aufnahm. Nun folgte das Trauerspiel von der Verurtheilung des Königs (s. d. Art. Carl I. enthauptet d. 29. Jan. 1649), wozu Cromwell auf Ireton's Rath sich entschoß, und wobei er mit rohem Leichtsinn eine Hauptrolle übernahm, da er nicht Muth noch Kraft in sich fühlte, um das Verbrechen zu hindern. Seine Gefühllosigkeit ging so weit, daß er nicht nur der Hinrichtung aus einen für ihn besondern ausgeschmückten Fenster zusah, sondern auch den Leichnam des Königs im Sarge sich zeigen ließ. Die Republik wurde errichtet, und Cromwell stimmte, um einen Beweis von seiner republikanischen Tugend zu geben, für den Tod des Lord Capel, weil, wie er sagte, die Freundschaft, welche er für diesen treuen Anhänger des Königs fühle, der Pflicht für das Gemeinwohl nachstehen müsse. Dennoch lag Grausamkeit nicht in Cromwell's Natur! Aus kluger Berechnung seiner eignen Lage vergoß er Blut. Denn er fürchtete mehr noch die Partei seiner alten Freunde, der Levellers, der Gleichmacher, als die Royalisten. Endlich gelang es ihm, durch strenge Maßregeln jene Fanatiker zu unterdrücken, worauf er, zum Erstaunen seiner Feinde, die nichts mehr als seine Abwesenheit wünschten, das Heer nach Irland führte. Der Sieg sollte ihn noch

höher stellen in der Gunst des Volks. Stürmend nahm er Drogheda (im Spt. 1649), wo er Alles niederhauen ließ. „Diese Strenge, sagte er, wird uns mit Gottes Gnade viel Blutvergießen ersparen.“ Ohne Widerstand öffneten die meisten Städte ihre Thore, und auf die Furcht vor seinem Namen vertrauend, drang Cromwell, ungeachtet sein Heer durch Seuchen sehr geschwächt war, mit verwegner Keckheit tief in das Land ein, wo Schrecken, Feigheit und Verrath ihm überall entgegen kamen. Binnen sechs Monaten waren die Anhänger des Königthums in Irland gänzlich unterdrückt. Nun übergab er den Oberbefehl an Ireton, und unternahm nach dem Willen des Parlaments, auf dringendes Zureden seiner Freunde, einen ähnlichen Vertilgungszug gegen Schottland, wo Karl Stuart, nachmals Karl II, als König anerkannt worden war. Anfangs hatte Cromwell verlangt, Fairfax möchte den Heerbefehl führen, allein dieser Feldherr nahm ihn nicht an, weil er mit Beschämung fühlte, welch eine Null er geworden war. Ehe Cromwell in's Feld ging, unterhielt er sich mit Ludlow über die künftige Staatsform Englands. „Der Herr wolle, daß sein Volk nach den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit regiert werde; so verkündigte es der 110te Psalm.“ Hierauf erklärte er seinem Freunde eine Stunde lang diesen Psalm, und trug ihm dann den Befehl über die Reiterei an. — Bei dem Einrücken in Schottland erließ Cromwell einen Aufruf an „Alle heilig Gesinnte und Mitgenossen des Glaubens der von Gott Erwählten in Schottland.“ So lautete der revolutionäre militärische Styl jener Zeit! Doch Cromwell's Verachtung der Schotten wurde ihm gefährlich. Von seiner Rückzugslinie abgeschnitten und ohne Lebensmittel, würde er bei Dunbar sich haben ergeben müssen, wenn die Schotten eine Schlacht vermieden hätten. Als Cromwell sie vorrücken sah, rief er aus: „der Herr hat sie mir in die Hand gegeben!“ — Der Sieg bei Dunbar d. 3. Spt. 1650 befreite den glücklichen Feldherrn von seinen Feinden, den Presbyterianern. Er zog in Edinburg ein. Demüthiger als je, dankte Cromwell, als er bald darauf von einer gefährlichen Krankheit genesen war, dem Lord-Präsidenten des Staatsraths von England für die „so unverdiente Theilnahme“ an seiner Gesundheit: „In der That, Mylord, Euer Dienst bedarf meiner nicht; ich, ein armes Geschöpf, war ein vertrocknetes Gebein, und bin noch immer ein unnützer Knecht meines Herrn. Ich erwartete den Tod; doch der Herr hat es anders gewollt. Aber in Wahrheit, Mylord, ich wünsche nicht zu leben, außer, wenn der Herr die Gnade verleiht, mein Herz zu erproben, in frömmerer Treu und Dankbarkeit und in größerm Nutzen und Eifer für das Land, dem ich diene.“ — Unterdessen hatte König Carl neue Kräfte gesammelt; aber Cromwell schnitt ihn durch geschickte Märsche bei Sterling von seinen Unterstützungspunkten ab, doch, wieder sein Erwarten, drang der Fürst in England ein, so daß selbst London in Furcht gerieth. Man that Alles, um Cromwell's Heer zu verstärken, und dieser handelte als Feldherr eben so thätig als entschlossen, während im Lager des Königs Schwäche und Zwietracht die Streitkräfte lähmten. Carl wurde bei Worcester d. 3. Sept. 1651 gänzlich geschlagen. Dieser Sieg, den Cromwell die Krone der Gnade Gottes nannte, gab den Männern des Gemeinwohls die volle Gewalt über drei Königreiche. Doch hatte Cromwell schon jetzt auf die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten entscheidenden Einfluß. Er bewirkte es, daß die fast gänzlich getrennten Continentalverhältnisse wieder angeknüpft und im Ganzen dem Handelsinteresse untergeordnet wurden.

Man gab nach seiner Idee die Navigationsacte 1651, welche England's Seemacht gründete. Zu gleicher Zeit faßte der von der Stadt London als Befreier des Vaterlands gefeierte Feldherr den Gedanken, die Herrschaft ganz an sich zu reißen. Denn der einzige Mann, den er scheute, Ireton war gestorben. Als nun einige Parlamentsglieder und die vornehmsten Officiere sich mit ihm über die neue Regierungsform beriethen, empfahl er die Aufstellung einer Art von monarchischer Gewalt, schwieg aber, als einige Rechtsgelehrte in der Versammlung den jungen Herzog von Gloucester zum König auszurufen vorschlugen. Indeß wurde das lange Parlament, das seine Macht behaupten wollte, dem Volke immer verhaßter, weil es die Holländer zum Kriege herausforderte, und die Gefangenen von Worcester theils im Gefängnisse umkommen, theils in die Kolonie, als Sklaven verkaufen ließ. Noch tiefern Eindruck auf das Volk machte ein furchtbares Gewitter am Tage der Hinrichtung eines londoner Geistlichen, Namens Love. Nun brach Cromwell sein Stillschweigen. Er klagte gegen seine Freunde über die Herrschsucht, die Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit des Parlaments. Durch ihren Beistand ermuntert, wagte er endlich den entscheidenden Schritt, und jagte dasselbe den 20. April 1653 „zur Ehre Gottes" mit 300 Soldaten auseinander. Als Lord-General berief er jetzt einen Kriegsrath, worin Lambert einen höchsten Rath von zehn bis zwölf Personen einzusetzen vorschlug, Harrison aber für einen Rath von 70 Männern stimmte, weil der jüdische Sanhedrin so viele Mitglieder gezählt habe. Zuletzt beriefen die Officiere des Kriegsraths, nach ihrer Wahl, aus den drei Königreichen ein Parlament von 128 Personen, welches man nach dem Lederhändler Gottlob Barebone, der darin die Hauptrolle spielte, das Praise-God Barebone's Parlament nannte. Cromwell eröffnete dasselbe mit einer Rede, worin er sagte, durch die Gnade Gottes sei der Tag gekommen, an dem die Heiligen anfangen werden, auf der Erde zu regieren. Nach 15 Monaten sollte ein andres jährliches Parlament an dessen Stelle treten; allein schon nach fünf Monaten bewog Cromwell jene zur Regierung ganz unfähige Versammlung, die Sorge für das Gemeinewohl in seine Hände zu legen. Nunmehr trat der Rath der Officiere (12. Dec. 1653) wieder in den Besitz der höchsten Gewalt, und erklärte, daß Oliver Cromwell, als Lord-Protector, die Regierung allein führen, jedoch einen Rath von 21 Männern zum Beistand haben sollte. Der neue Protector benahm sich mit Würde und Festigkeit. Er und General Lambert entwarfen sogleich eine Constitution, oder das sogenannte Regierungsinstrument, nach welchem der Protector mit dem Rechte des Krieges und Friedens bekleidet, das Parlament dreijährig einmal berufen sollte, es aber vor fünf Monaten nicht auflösen durfte; Gesetzvorschläge, die es ihm vorlege, sollten, wenn er sie nicht binnen zwanzig Tagen bestätigte, ohne seine Zustimmung als Gesetze gelten; doch könne er, mit Zustimmung seines geheimen Raths, Gesetze geben, die in der Zwischenzeit verbindliche Kraft hätten. Unmittelbar nach seinem Tode sollte der Rath einen andern Protector erwählen; aber kein Protector nach ihm sollte das Heer befehligen. Cromwell schloß sogleich einen vortheilhaften Frieden mit Portugal, und wandte die Kraft des Staats auf die Erweiterung der Seemacht und des Handels. Frankreich und Spanien suchten die Freundschaft des glücklichen Usurpators, der sich endlich mit Mazarin verband, um Englands Kolonialmacht zu erheben. Um Schottland ganz zu unterwerfen, befahl er dem General Monk jeden Ort, der Widerstand leiste, zu plündern

und die Besatzung niederzuhauen, was Monk mit solcher Strenge vollzog, daß der Schrecken den blindesten Gehorsam zur Folge hatte. Der Adel fürchtete, der Priesterstand haßte den Protector, aber das Volk, dem er gerecht und freundlich sich bewies, liebte ihn, denn es wurde von ihm weniger gedrückt, als es bisher unter seinen Grundherren der Fall gewesen war. Mit noch größerer Strenge behandelte der Protector Irland. Seine Begnadigungsacte war in der That ein verzweifeltes Mittel gegen ein verzweifeltes Uebel. Die noch übrigen Bewohner der von Feuer, Schwert und Pest verwüsteten Insel mußten bei Todesstrafe in einen unfruchtbaren Landstrich der Grafschaft Connaught ziehen, der unter sie vertheilt wurde; das Grundeigenthum der übrigen Insel erhielten die Eroberer. Harrington rieth sogar, ganz Irland den Juden in Erbpacht zu geben. So groß war der Haß wegen des, von den Irländern an den Protestanten im Oct. 1641 verübten Blutbades! Indeß führte Cromwell daselbst, wie in Schottland eine gerechtere Verwaltung ein, welche nach einigen Geschlechtsfolgen den Zustand der Insel sehr verbessert haben würde. Doch in England selbst war die Lage des überall gefürchteten Protectors nichts weniger, als gesichert. Ein Mitglied des Parlaments erklärte laut: es sei ihm unerträglich, nach dem Sturze der Tyrannei eines Einzigen, die Freiheiten der Nation von einem Andern gefesselt zu sehen, dessen Recht kein andres Maß habe, als die Länge seines Schwertes; und Cromwell fand so viel Widerspruch, daß er nach den ersten fünf Monaten das Parlament aufhob. Uebrigens war seine Staatsverwaltung, den Umständen gemäß, musterhaft. Er unterhielt hinreichende Verpflegungsmagazine; der Sold der Armee war stets einen Monat voraus gesichert; das Staatseinkommen wurde, ohne neue Auflagen, streng und sparsam verwaltet. Zu Richtern ernannte er die redlichsten und aufgeklärtesten Männer, ohne Rücksicht auf ihre frühern politischen Meinungen. Als man ihm vorstellte, daß Hale, den er zum Oberrichter des ersten Gerichtshofes ernannt hatte, einer der erklärtesten Feinde der Revolution gewesen sei, antwortete er: „Ich weiß es, aber er ist ein allgemein geachteter Mann, und ich will in ihm eine Scheidewand aufrichten zwischen meiner Rache und meinen Feinden!“ Nie versuchte der Protector, in den Gang der Rechtspflege einzugreifen. In Religionssachen befolgte er den Grundsatz der Duldung. Jeder konnte seinem Gewissen folgen. Auch im Uebrigen hätte Cromwell gern nach seinem richtigen Blicke gerecht und milde regiert, Wissenschaften und Künste befördert und Balsam in die Wunden der Nation geträufelt; aber wie er die Gewalt erworben, so mußte er sie auch, wider seinen bessern Willen, durch eine, oft tyrannische Strenge behaupten. In gleicher Furcht vor den Royalisten, wie vor den Levellers, konnte er sich nicht einmal auf die Offiziere der Armee verlassen; er traute selbst den Soldaten nicht, und würde zu seiner Leibwache ein Regiment Schweizer in Dienste genommen haben, wenn er nicht besorgt hätte, sich dadurch verhaßt zu machen und seine Furcht zu verrathen. Mit Hülfe der Fanatiker hielt er die Royalisten in Zaum, und diese dienten ihm als Gegengewicht gegen jene, daher er den, mehrmals im Kriegsrathe gemachten Vorschlag, alle Royalisten zu ermorden, eben sowol aus Klugheit, als aus Abscheu verwarf. Doch mußten sie ein Zehntel von dem Betrage ihres Vermögens abgeben und wurden stets wie Feinde angesehen; auch sollte bei ihnen der gewöhnliche Rechtsgang nicht Statt finden. Um diese Auflage einzutreiben und die Verdächtigen zu richten, vielleicht auch, um die Einheit des Heers auf-

zulösen, theilte der Protector England in zwölf Cantons, und stellte jeden unter die unumschränkte Gewalt eines Major-Generals, von dessen Beschlüssen man nur an den Protector appelliren konnte; doch hob er dieses verhaßte Pascha-Regiment bei Zeiten wieder auf. Dagegen erhob er die brittische Seemacht. Der berühmte Admiral Blake und andre brittische Seehelden machten der holländischen Marine unter Ruyter, Tromp u. A. den Sieg streitig. In dem Frieden mit Holland (15. Apr. 1654) behielt England die Ehre der Flagge, und dem englischen Kolonialhandel gab die Schiffahrtsacte einen neuen Schwung. Der mit Spanien von 1655 bis 1658 glücklich geführte Krieg, in welchem Jamaika und Dünkirchen erobert wurden, machte das neue Parlament, aus welchem Cromwell alle Republikaner bei der Wahl sorgfältig ausgeschlossen hatte, so nachgebend, daß es ihm zuletzt den Königstitel antrug. Allein Einzelne, darunter Lambert, der zweite Befehlshaber des Heers, welcher nach Cromwell Protector zu werden hoffte, und die Mehrzahl der Offiziere widersprachen so bestimmt, daß Cromwell, aus Furcht, Cäsar's Schicksal zu haben, die Annahme verweigerte. Auch sein Schwager Desborough und sein Schwiegersohn Fleetwood widerriethen es ihm; selbst sein ältester Sohn, Richard, war im Herzen Royalist. Dafür gab ihm nun das Parlament (1657) durch eine Acte, genannt: demüthige Bittschrift und Vorschlag, den Titel Hoheit und das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, und er wurde ein zweites Mal mit den Zeichen seiner Würde, dem Sammetmantel von Purpurfarbe, als Sinnbild der Gerechtigkeit und Gnade, der Bibel, dem Stabe und dem Schwerte, von dem Sprecher feierlich beliehen. Von allen Seiten erhielt Cromwell Beweise der höchsten Verehrung; doch benebelte der Weihrauch der Bewunderung nicht seinen Verstand: er sah die Dinge ruhig, klar und sorgenvoll an, wie sie waren. Shakspeare selbst hat keine dramatischere Lage dargestellt, als die, in welcher Cromwell sich befand; aber, darin unähnlich dem versteckten und verzweifelnden Macbeth, sein Geist erweiterte sich mit seinem Glücke. Er gab die Grundsätze, von denen er ausgegangen war, als unhaltbar auf. Gern hätte er auch das verschuldete Uebel wieder gut gemacht; aber die Männer, welche er bisher als Werkzeuge gebraucht hatte, waren ihm entgegen, und das Blut des Königs ließ sich nicht versöhnen. Seine, vom Glücke keineswegs aufgeblähte Gemahlin rieth ihm, den verbannten König unter gewissen Bedingungen wieder auf den Thron zu setzen; allein er gab ihr und Andern, die dasselbe riethen, zur Antwort: „Nie kann mir Carl Stuart den Tod seines Vaters vergeben, und könnte er es, so ist er der Krone nicht werth.“ Cromwell, der Herr von drei Königreichen, der mächtigste Fürst in Europa, der größte Mann in einem Zeitalter, dem es an großen Männern nicht fehlte, und würdiger, als irgend Einer, so hoch zu stehn, hätte er auf rechtem Wege sich erhoben, war in den letzten Jahren seines Lebens sehr unglücklich. Nach dem Wunsche seines Herzens würde er verfassungsmäßig und freisinnig regiert haben; aber die Selbsterhaltung nöthigte ihn, streng und argwöhnisch zu handeln. Weil er Usurpator war, wurde er Despot. Er regierte zuletzt ohne Parlament, da keins ihm gefügig sich zeigte, und die Frömmler, die ihn einst gepriesen, nannten ihn jetzt einen schändlichen Tyrannen. Ihre Verschwörungen gegen sein Leben hielten ihn in fortwährender Furcht. Er ging nie ohne Wache aus; man wußte nicht, wohin er fahren wollte; er kehrte gewöhnlich auf einem andern Wege zurück; er trug unter seiner Kleidung einen Panzer, und schlief selten zwei

Nächte nach einander in demselben Zimmer. Auf seinem Sterbelager hat er, nach Ludlow's Erzählung, Besorgnisse geäußert, daß man sein Andenken beschimpfen und seine Asche mit Füßen treten werde. Einen fanatischen Prediger fragte er, ob es wahr sei, daß die Auserwählten nie mehr fallen könnten? Und als jener dies betheuerte, versetzte er: So bin ich errettet; denn ich bin überzeugt, daß ich mich einst im Zustande der Gnade befunden habe. Die starken, geistigen Mittel, welche man ihm gab, brachten in dem, durch das dreitägige Fieber geschwächten Körper eine Art Wahnsinn hervor. Er versicherte seinen Aerzten, was die Schwärmer in seiner Umgebung ihm eingeredet hatten, daß er nicht sterben würde, was sie auch von seiner Krankheit denken möchten; denn Gott sei mächtiger als die Natur, und Gott habe ihm seine Wiederherstellung versprochen. Seine letzten Worte schienen die eines Vermittlers zu sein, der für das Volk zu Gott betete. Cromwell starb den 3. Sept. 1658, in einem Alter von 59 Jahren, und wurde in der Westminster-Abtei begraben. Um ihn legten die meisten Höfe von Europa Trauer an, selbst der von Versailles. War Cromwell als Feldherr groß, so war er noch größer als Regent. In der Mitte seiner Familie und einiger Freunde lebte er ohne Prunk und Stolz, einfach und zurückgezogen, wie ein Privatmann. Dabei war er nüchtern, mäßig, unermüdet arbeitsam und genau in seinen Geschäften. Sein Aeußeres flößte weder Liebe, noch Vertrauen ein. Seine Gestalt hatte weder Adel, noch Anmuth, seine Sprache und Sitten waren ungebildet und gemein, seine Stimme ohne Wohllaut; in öffentlichen Reden drückte er sich kräftig und mit Feuer aus, aber unzusammenhängend und geschmacklos. Dagegen besaß er außerordentliche Scharfsichtigkeit und Menschenkenntniß; niemand wußte so, wie er, die Menschen zu gewinnen und für seine Absichten zu brauchen. Die kühnsten Plane entwarf er eben so schnell, als er sie rasch und unerschrocken ausführte; kein Hinderniß schreckte ihn zurück, und um Hülfsmittel war er nie verlegen. Auf seinen Münzen stand sein Wahlspruch: Pax quaeritur bello. Verschlossen und kalt, aber erfüllt von großen Planen, erharrte er geduldig die Gunst des Augenblicks und wußte sie zu benutzen. Den feinsten Machiavellismus und die Klugheit des Argwohns verband er mit der Maske der Frömmigkeit und Tugend; doch war er ein eben so aufrichtiger, als toleranter Calvinist. Da seine Politik oft mit seiner Gesinnung im Widerspruche war, so zeigte er sich bald grausam, bald gemäßigt, selbst gegen seine erklärten Feinde. In dem Umgange mit Andern erlaubte er sich oft muthwillige und gemeine Scherze, die mit der Strenge und Härte seines Charakters so wenig übereinstimmten, als das Galimathias und der plumpe Ton seines Gesprächs mit dem hohen Sinn, der in einigen seiner Reden weht, und mit der Kraft seiner Rede, durch die er nicht bloß über den unwissenden und fanatischen Soldatenhaufen, sondern auch über die Parlamentsversammlung herrschte. Seine Politik war die des Eigennutzes und der Klugheit; seine Größe war aus Ungerechtigkeit und Verbrechen entsprungen; darum fiel die Macht seines Hauses mit seinem Tode in das vorige Nichts zurück. Er hatte seinen ältesten Sohn, Richard, zu seinem Nachfolger ernannt; aber das Werkzeug seiner Größe, der fanatisch-religiöse Republikanismus des Heers und der Offiziere, Fleetwood an der Spitze, zerstörte Cromwell's Werk. Der sanfte, mit allen Tugenden des Privatmanns begabte Richard wurde von den aufrührerisch gesinnten Offizieren genöthigt, das Parlament aufzulösen, und im Gefühl seiner

Schwäche, legte er selbst, wenig Tage nachher, den 22. April 1659, seine Protectorwürde nieder. Auch sein Bruder Heinrich, der Muth, Tapferkeit und Milde vereinigte, gab seine Statthalterschaft in Irland, wo er seit 1654 die Ruhe glücklich behauptete, den Handel emporgehoben und durch eine gerechte Verwaltung die Liebe des Volks sich erworben hatte, an das Heer zurück: und starb als Privatmann in England. Richard lebte sehr eingeschränkt, da seine Güter durch die Begräbnißkosten des Vaters verschuldet waren. Nach der Wiederherstellung Carls II. hielt er sich auf dem festen Lande auf, und kehrte erst im J. 1680 nach England zurück, wo er unter dem Namen Clark, zu Chesnut in der Grafschaft Hertford, als ein Weiser, in ruhiger Verborgenheit, von Wenigen gekannt, das stille Glück der Häuslichkeit genoß. Er starb 1712, in einem Alter von 86 Jahren. Des Vaters Leichnam wurde auf Carls II. Befehl im J. 1661, gehängt und unter dem Galgen begraben. Ueber Oliv. Cromwell's Leben vgl. man vorzüglich die Geschichtswerke von Clarendon und Hume, die Memoiren von Ludlow, die von Whitelocke, und die von Noble; ferner die Schriften über Cromwell's Leben von Banks, von Jeudy Dugour (Par. 1795) und das treffliche Werk von Villemain (Hist. de Cromwell. Paris. 2 T. 1819); außerdem noch die Sammlungen von Cromwell's Briefen und Staatsschriften, welche Th. Carde 1736, und Nikol's, 1743, zu London herausgegeben haben; das neueste Werk: Memoirs of the Protector, Oliver Cromwell, and of his Sons, Richard and Henry, hat ein Nachkomme der Familie, Oliver Cromwell, London 1820, 4. herausgegeben. Es enthält Originalbriefe und andre Familien-Papiere. Vergl. Quart. Rev. July 1821. K.

Cronborg, ein festes dänisches Schloß auf Seeland, nördlich der Stadt Helsingör, Helsingborg in Schonen gegenüber. Friedrich II. erbaute dasselbe 1574 auf einem Rost von eichnen Pfählen. Es bildet einen Viereck, 232 Fuß lang und 214 Fuß breit, hat in jeder Ecke einen Thurm und für die Besatzung gewölbte Kasematten. Im J. 1801 bewies am 28. März das Seegeln der engl. Flotte durch den Sund ohne bedeutende Beschädigung, daß es den Sund nicht zu sperren vermochte. Man braucht hier eine Zahl Verbrecher zu den Bauten und Herstellungen. Nahe dabei ist eine landesherrliche Gewehrfabrik und etwas weiter entfernt das Lustschloß Marienlust mit dem sogenannten Handelsgarten.

Cronegk (Joh. Friedr., Freiherr von), wurde 1731 zu Anspach geboren. Sein Vater war General-Feldmarschall-Lieutenant des fränkischen Kreises. Er genoß einer sehr sorgfältigen Erziehung, und machte früh in der lateinischen, französischen, englischen, italienischen und spanischen Sprache Fortschritte, und so las er, noch in seinen Schuljahren, die besten römischen Klassiker und die vorzüglichsten neuern Schriftsteller. 1749 ging er nach Halle und von da 1750 nach Leipzig, wo Gellert seinen Geschmack und sein Herz noch mehr ausbildete, der eben so sehr sein Freund, als sein Lehrer war. Auch mit Rabener, Kästner, Weiße und dem Grafen Moritz von Brühl lebte er in der freundschaftlichsten Verbindung. Gottsched konnte er nicht achten, vielmehr richtete er mehrere satyrische Angriffe gegen ihn und seine Anhänger. Dahin gehört eine Satyre auf Schönaich's poetische Krönung und eine Sammlung von Grabschriften in Knittelversen auf die meisten Gottschedianer. Die damals in Leipzig spielende Schauspielergesellschaft lenkte seine Neigung auf die theatralische Dichtkunst. Schon in Anspach hatte er ein kleines Lustspiel, den Mißvergnügten,

geschrieben; jetzt folgte der Mißtrauische, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Beide Stücke sind höchst unvollkommne, jugendliche Versuche. Zu mehrern Stücken, unter andern auch zu seinem Kodrus, machte er bereits den Entwurf. 1751 besuchte er Braunschweig, wo er Gärtner, Ebert und Zachariä kennen lernte, und kehrte im folgenden Jahre in sein Vaterland zurück. Hier schrieb er ein größeres Gedicht: Einsamkeiten, in sechs Gesängen. Nachdem er zum markgräflich anspach'schen Kammerjunker, Hof-, Regierungs- und Justizrathe ernannt worden, unternahm er eine Reise durch Italien und Frankreich. Er bildete sich hier eben so sehr zum Weltmanne aus, als er besonders seine Ansichten über Theater und Schauspiel berichtigte. Ob er gleich nach Beendigung seiner Reisen sich den öffentlichen Geschäften widmen mußte, so blieb er dabei doch den Musen getreu. Er war Mitherausgeber einer Wochenschrift unter dem Titel: Der Freund, und arbeitete fortwährend für das Theater. 1757 setzte Nicolai einen Preis für das beste deutsche Trauerspiel aus, in der Absicht, unserm Vaterlande gute tragische Dichter zu erwecken, an denen es noch ganz fehlte. Hierdurch und durch Weiße's Ermunterungen wurde Cronegk veranlaßt, seinen Kodrus nochmals umzuarbeiten. Er sendete das Stück ein und erhielt den Preis, starb aber, ehe er die Nachricht seines Triumphs erhielt, an den Blattern, 1758, im 26. Jahre seines Alters. Auch für die didaktische und moralische Poesie hatte er ausgezeichnete Talente. Nach Cronegk's Tode beförderte Uz (1771, 2 Bde) die hinterlassnen Werke desselben zum Druck.

Cronstadt (Kronstadt). Stadt und Festung an der Mündung der Newa, welche Peter I. 1710 auf der Insel Retusari erbaute. Sie hat jetzt, außer 10,000 Matrosen, die sich dort wenigstens immer befinden, 30,000 Einwohner. Ein Fort, Kronstot genannt, auf zwei Inseln, verschließt die Einfarth der Newa, die 2000 Schritte Breite hat, völlig, seitdem man die nördliche Mündung der Newa, zur Austiefung der südlichern, durch versenkte Schiffe gesperrt hat. Unter den drei Häfen ist der Kriegshafen, 25 Fuß tief, der sicherste, aber die beiden andern sind tiefer, wenn gleich nicht so sicher vor allen Winden. Weil die Newa nicht gleiche Tiefe, als hier bis St. Petersburg behält: so nehmen hier große, aussegelnde Schiffe den letzten Theil ihrer Ladung ein und entladen sich beim Einlaufen eines Theils in sogenannter Lichter. Der Hafen dient also zugleich der kaiserlichen Marine und der Hauptseehandelsstadt des Reichs. Alle Gebäude, die ein großer Kriegshafen bedarf, sind hier. Merkwürdig ist der Kanal, welcher sich 358 Faden in's Meer erstreckt, auch im ganzen 1050 Faden Länge hat, bei einer Breite von 100 Faden in der Oberfläche, und mit großen Quadern ausgesetzt ist. Er hat 24 Fuß Tiefe.

Crösus, der letzte König von Lydien, lebte im 6 Jahrh. vor Chr. Geb. Er war persönlich tapfer und vergrößerte sein, ohnehin mächtiges Reich durch viele Provinzen in Klein-Asien. Seine Reichthümer, die er vorzüglich aus Bergwerken und dem Goldsande des Flusses Paktolus gezogen haben soll, betrugen mehr, als irgend ein König vorher besessen hatte, und der Ausdruck: „Reichthümer des Crösus," bezeichnete in der Folge unermeßliche Schätze. Stolz auf den Besitz dieser Güter, ergab er sich einer ausschweifenden Prachtliebe, hielt sich für den Beglücktesten aller Sterblichen, und empfand es, der Sage nach, einst sehr übel, daß der attische Weise, Solon, der an seinen Hof kam, trotz dieser ungeheuern Schätze, gegen ihn behauptete, man könne den Menschen erst jenseit des Grabes glücklich preisen. Bald aber

erkannte er die Wahrheit dieses Ausspruchs; denn er hielt sich nicht nur selbst für höchst elend, als er zwei geliebte Söhne durch gewaltsame Todesarten verlor, sondern wurde auch vom Cyrus, den er zum Besten der Babylonier bekriegt hatte, geschlagen, in der eroberten Hauptstadt Sardes gefangen genommen und zum Scheiterhaufen verdammt. Jetzt, als die Flamme unter ihm wüthete, rief er voll schmerzlicher Rückerinnerung an Solon's wahre Rede dreimal aus: „O Solon!" Cyrus, der den Sinn dieses Rufs erfuhr, wurde dadurch gerührt, schenkte ihm Leben und Freiheit, nahm ihn als Begleiter auf allen seinen Feldzügen mit, behandelte ihn sehr gut, bemächtigte sich aber seines Reichs und seiner Schätze. Sein Todesjahr ist nicht bekannt; noch unter Kambyses, Cyrus Nachfolger, lebte er und entging hier seiner Hinrichtung, die schon anbefohlen war, nur durch die List einiger Hofbedienten. Obschon Einige den ganzen Vorfall mit Solon leugnen, Andre aber die Verurtheilung zum Scheiterhaufen nicht erwähnen: so bleibt doch Crösus ein lehrreiches Beispiel des Glückswechsels und der Grundlosigkeit des menschlichen Vertrauens auf Glücksgüter; denn er sank von der höchsten Stufe irdischer Hoheit plötzlich herab, und nur die Gnade des Siegers rettete ihn von einem schimpflichen Martertode.

Croup, aus dem Englischen the Croup (die Erstickungskrankheit), die häutige Bräune, Hautbräune, ist eine katarrhalische Luftröhrenentzündung. Diese Krankheit befällt vorzüglich Kinder bis in das zwölfte Jahr, am meisten bei feuchter und kalter Witterung, bei wehenden Nordost-, nach vorausgegangnen West- und Südwestwinden, und in niedrig liegenden, feuchten Gegenden, an Seeküsten, Flüssen u. dergl. Sie fängt gemeiniglich, wie ein gewöhnlicher Katarrh, mit ziemlich starkem Fieber an, verräth aber bald ihre fürchterliche Natur durch die sich einstellende und immer wachsende Aengstlichkeit der Kranken beim Athemholen, ohne daß jedoch das Schlucken selbst gehindert wäre. Die Kinder klagen aber oft über Schmerz vorn am Halse, in der Gegend des Kehlkopfs; das Athmen wird in kurzer Zeit so gehindert, daß Erstickungszufälle eintreten. Der Husten klingt heiser, röchelnd, das Einathmen pfeifend und krähend. Das Kind wird in den Anfällen von Husten schläfrig, sucht im Liegen mit zurückgebogenem Kopfe Erleichterung seiner Erstickungsangst. In diesem Zustande bildet sich die Krankheit gemeiniglich schon in den drei ersten Tagen aus. Das Kind wird immer schwächer, das Athmen immer beschwerlicher, kürzer und röchelnder; endlich stirbt es, zuweilen erst am fünften, siebenten, meistens aber schon am dritten oder vierten Tage, bei vollem Bewußtsein, oft, nachdem es kurz vorher noch gesprochen, getrunken oder gespielt hatte. Die Krankheit hat eigentlich ihren Sitz im Luftröhrenkopf und in der Luftröhre, zuweilen bis an die Verästelungen derselben in die Lungen, und besteht in einer Entzündung der innern Schleimhaut dieser Theile, wobei sich schnell vom Ueberflusse der in hohem Grade gerinnbaren lymphatischen Flüssigkeit des Blutes ein Ausschwitzen von Schleim in der Luftröhre einstellt, wodurch diese angefüllt und oft mit einer Schleimhaut überzogen wird, welche sich bis in die Vertheilung der Luftröhrenäste fortsetzt. Oft werden daher mit dem Husten lange, selbst zuweilen röhrenförmige Schleimstücke ausgeworfen. Durch diese Anfüllung der Luftröhre mit Schleim wird der Zutritt der atmosphärischen Luft in das Innere der Lungen und die belebende Verbindung des Blutes mit Sauerstoff verhindert; daher die schnell zunehmende Schwäche und der baldige Tod durch ein, oft

plötzliches Ersticken des Kranken. Schon in den ersten 24 bis 36 Stunden muß bei dem Kinde die richtige und kräftige Hülfe angewendet werden, außerdem ist selten noch Rettung zu hoffen. Die Krankheit ist ohne Zweifel nicht neu, sondern nur in neuern Zeiten mehr beobachtet, genauer untersucht und von andern Krankheiten deutlicher unterschieden worden. Schon 1749 hat Chisi in Cremona eine Epidemie derselben beobachtet und beschrieben. Im Anfange der sechziger Jahre haben schwedische Aerzte, besonders Rosenstein, viele Fälle dieser Krankheit bekannt gemacht. Home in Schottland gab 1765 eine Abhandlung heraus, welche über die Natur und das Wesen derselben zuerst vieles Licht verbreitete. Michaelis sammelte in einer umfassenden und gründlichen Schrift alles Bekannte darüber (1778). Lentin, in seinen Beiträgen zur A. K. (1789) und im hufeland'schen Journal der praktischen Heilkunde, gab zuerst mit Sicherheit eine richtige und glückliche Behandlung der Krankheit an; später die Aerzte Hellwag und Voß in Eutin, unter deren Behandlung die Tödlichkeit der Krankheit fast verschwand. Wichmann (1794) erwarb sich das Verdienst einer genauern diagnostischen Unterscheidung der häutigen Bräune von andern Krankheiten, besonders von der, ihr am ähnlichsten millar'schen Engbrüstigkeit. Der Kaiser Napoleon, veranlaßt durch den, an dieser Krankheit erfolgten Tod seines Neffen, des Prinzen von Holland, setzte 1807 auf die beste Abhandlung über den Croup den Preis von 12,000 Franken. Unter den 83 Schriften, welche über diesen Gegenstand waren eingeschickt worden, erkannte die, zur Untersuchung niedergesetzte Commission von zwölf Mitgliedern in Paris 1811 zwei als die vorzüglichsten, deren Verfasser Jurine in Genf, und der verstorbene Albers in Bremen waren, unter welche auch der Preis getheilt wurde.

Crown-glaß, Kronglas, sehr reines, helles Tafelglas, welches die Engländer in Verbindung mit dem Flintglase bei Verfertigung dioptrischer Instrumente anwenden. Durch diese Verbindung nämlich wird die, bei gewöhnlichen Fernröhren so unangenehm störende Farbenzerstreuung aufgehoben. (S. Achromatisch und Dollond).

Crozat (Joseph Anton, Marquis du Châtel), gehört zu den großmüthigsten Kunstfreunden des vorigen Jahrhunderts. Sein, als Finanzier in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. bekannt gewordner Vater hinterließ ihm ein so beträchtliches Vermögen, daß er sich seiner Liebe für die Künste ganz hingeben und seine Stelle als Parlamentsrath zu Toulouse (wo er 1696 geboren war) gegen die eines königlichen Vorlesers vertauschen konnte. Sein ganzes Leben gehörte den Kunstschätzen, die er vereinigt hatte, und den Künstlern, die sie zu benutzen wünschten. Von der Menge der Gemälde (ein Katalog über die Gemälde erschien 1755, 8.) und Handzeichnungen, die er besaß, kann man sich eine Vorstellung durch das Cabinet de Crozat, Paris 1729. fol. machen, von dem aber nur der erste Theil (140 Kupfer) ganz vollendet ist. Als er bei der Fortsetzung Schwierigkeiten fand, gab er 40 Kupfer ohne Text, als zweite Hälfte des ersten Bandes, obgleich weit mehrere vollendet da lagen, die später durch Mariette (1792. 2 Bde in Fol.) und weiterhin durch Basan in's Publikum kamen. Einen bedeutenden Theil dieser Gemäldesammlung machten die Handzeichnungen aus, mehr, als 19,000 Stück, auf die er über 450,000 Livres verwandt hatte. Während der 60 Jahre, die er daran sammelte, wurde in ganz Europa kein Kabinet verkauft, das nicht Theilweise in das seine überging. Crozat war für die Bereicherung desselben 1714 selbst in Italien gewesen, und

jährlich kam Corn. Vermeulen von Antwerpen nach Paris, um ihm zuzuführen, was die Niederlande hergegeben hatten. Einige bedeutende Sammlungen machte man ihm freiwillig zum Geſchenke. Eben ſo bedeutend in ihrer Art war ſeine Sammlung von Antiken, Sculpturen, beſonders geſchnittner Steine. Sie beliefen ſich auf etwa 1400. Durch eine allgemeine Beſchreibung, die Mariette davon gegeben hat, als ſie in den Beſitz des Herzogs von Orleans gekommen waren (1742), war dieſer Schatz, der ſich gegenwärtig bekanntlich zu Petersburg befindet, von jeher bei den europäiſchen Gelehrten in Anſehn. Nach Crozat's Tode, der 1740 erfolgte, kamen ſeine Sammlungen als ein Vermächtniß an ſeinen Bruder, den Marquis du Châtel. Die Description sommaire des Collections de M. Crozat, avec des réflexions sur la manière de dessiner des principaux maîtres Par. 1741, die Mariette gegeben hat, iſt das Einzige, was uns über dieſes prächtige Muſeum jetzt noch Nachricht gibt, in deſſen reichen Sälen einſt Kunſtfreunde und Künſtler regelmäßig zuſammenkommend, ſtets neuen Stoff zu neuen Werken und neuen Anſichten fanden.

Cruſade, eine portugieſiſche Münze, wovon die alten (400 Rees betragend) Goldmünzen ſind (nach denen auch in Wechſelzahlungen gerechnet wird), und etwas über 16 Groſchen betragen, die neuen aber in Silber gemünzt (480 Rees), ungefähr 19 Gr. an Werth haben.

Crusca (Academia della), ſ. Akademie.

Cruſius (Chriſtian Aug.), ein tiefdenkender und ſcharfſinniger, aber zugleich ſchwerfälliger und zum Myſticismus geneigter Philoſoph und Theolog, der wegen des bedeutenden Einfluſſes, den ſeine Vorträge und Schriften einſt hatten, wol erwähnt zu werden verdient. Er war 1715 zu Leuna bei Merſeburg geboren, ſtudirte in Leipzig, fing bald an, theologiſche und philoſophiſche Vorleſungen zu halten, und ſetzte dieſelben bis 1775 fort, wo er als Kanonikus zu Meißen, erſter Profeſſor der Theologie und Senior der theologiſchen Facultät zu Leipzig ſtarb. Er hatte den kühnen Plan, nicht nur die Philoſophie zu einer vollendeten und für die Vernunft völlig befriedigenden Wiſſenſchaft zu erheben, ſondern auch ſie mit dem orthodoxen theologiſchen Syſtem in Verbindung zu bringen. Da er mit dieſem Plane das wolf'ſche Syſtem unverträglich fand, ſuchte er es durch ein eignes zu ſtürzen, deſſen Mängel und Schwächen jedoch nicht verborgen blieben, ſo daß er das Anſehn deſſelben überlebte. Außer mehrern theologiſchen Schriften, die jetzt vergeſſen ſind, ſchrieb er deutſche Lehrbücher über alle, von ihm angenommenen Haupttheile der Philoſophie. In ſeiner Lebensweiſe zeichnete er ſich durch ſtrenge Rechtſchaffenheit und ſeltne Frömmigkeit aus.

Cruzada (Kreuzbulle), war ehedem in Spanien ein anſehnlicher Zweig der königl. Einkünfte. Papſt Calixtus III. ertheilte nämlich unter König Heinrich von Caſtilien 1457 durch dieſe Bulle allen denjenigen, welche wider die Ungläubigen fechten, oder dem Könige eine gewiſſe Summe (200 Maravedis) zum Kriege wider dieſelben entrichten würden, einen Ablaß für Lebendige und Todte, und da ſie eigentlich nur auf fünf Jahre ſich erſtreckte: ſo ließen die Könige ſie von Zeit zu Zeit erneuern und auch auf andre Freiheiten (wegen der Faſtenſpeiſen ꝛc.) ausdehnen, welche Erneuerung jedoch ſeit 1753 nicht mehr nachgeſucht ward. So wurden jährlich dergleichen ſchon gedruckte Bullen durch Geiſtliche und Mönche verkauft, welche ohne dieſelben Niemand zur Beichte ließen, keine letzte Oelung ertheilten ꝛc. Es begreift ſich, welchen anſehnlichen Ertrag dieſe geiſtliche Steuer

abgeworfen haben muß; man berechnete sie für Spanien und Amerika auf anderthalb Millionen Thaler. Auch Portugal erhielt 1591 eine ähnliche Kreuzbulle zum Unterhalte der Festungen in Afrika.

Crypto, heimlich, geheim. Man gebraucht dies Wort für Personen, deren öffentliche Grundsätze mit ihrer geheimen im Widerspruch stehen. — Kryptographie, die Geheimschreibekunst. — Kryptogamie, die geheime Ehe. — Kryptogamisch, in der Botanik, heißt die noch unbekannte Fortpflanzungsart einiger Pflanzen.

Crystall od. Krystall. 1) Ueberhaupt ein fester Körper, der sich in eine gewisse regelmäßige Gestalt nach und nach gebildet hat, oder ein solcher Theil eines Körpers. In dieser weitesten Bedeutung bilden sich die meisten festen Körper in gewisse regelmäßige Gestalten, oder setzen sich in Krystalle an, wie man besonders deutlich wahrnehmen kann, wenn flüssige Körper, sowol Metalle, als auch Wasser, und besonders aufgelöste Salze, nach und nach erkalten und in einen festen Zustand übergehen, wobei sich nach Verschiedenheit der Körper und nach bestimmten Naturgesetzen die Theile in gewissen, mehr oder weniger regelmäßigen Gestalten und Richtungen verbinden, die außerordentlich verschieden sind, und bald Sterne aller Art, bald Vierecke, Vielecke, regelmäßig und unregelmäßig, bald Säulen von allerlei Gestalten und verschiedner Anzahl der Seitenflächen u. s. w. vorstellen. 2) In engerer Bedeutung, gewisse Körper, die sich in solche regelmäßige Gestalt gebildet haben. So werden vorzugsweise völlig reine und durchsichtige Kiesel, die sich gewöhnlich in sechsseitigen Säulen erzeugen, deren Enden in Spitzen ausfallen, indem die Seitenflächen ihre Richtung verändern und sich unter gleichen Winkeln brechen, Krystalle genannt, oder Bergkrystall, weil sie in den Klüften der Gebirge entstehen (Silex quarzum crystallus). Weniger durchsichtige heißen Quarzkrystalle. Man findet die Krystalle entweder einzeln am Muttergestein angewachsen, oder gehäuft, in welchem Falle sie Krystalldrusen heißen, und man vermuthet nicht ohne Grund, daß sie aus einem ursprünglich flüssigen Zustande in einem festen übergegangen sind, indem man zuweilen fremde Körper darin eingeschlossen gefunden hat. Die farbigen Krystalle, welche man findet, werden wegen ihrer Aehnlichkeit mit dichtem Flußspathe, von welchem sie sich aber besonders dadurch unterscheiden, daß sie am Stahle Feuer geben, Krystallflüsse genannt. Man gebraucht sie häufig statt der echten Edelsteine, und gibt ihnen nach Verschiedenheit ihrer Farbe verschiedne Namen: der weingelbe Krystall (Citrin), der rauchbraune (Rauch-Topas), der veilchenblaue (Amethyst). Die klaren, durchsichtigen Krystalle lassen sich auch färben, indem man sie bis zum Glühen erhitzt und in der, vorher zubereiteten, flüssigen Farbe wieder abkühlt. In weiterer Bedeutung heißt auch ein durchsichtiger Kalkspath, der Doppelspath, (weil er die Gegenstände, die sich darauf spiegeln, doppelt zeigt), isländischer Krystall. Von der Aehnlichkeit mit Krystall, oder auch, weil man Quarze und schlechte Bergkrystalle dazu nimt, wird auch das feinste und reinste Glas Krystall, besser aber Krystallglas genannt. Krystalllinse (Lens crystallina), s. Auge.

Cuba, die größte unter den Antillen, liegt dicht am nördlichen Wendekreise zwischen dem 55. und 56° W. L. Sie ist 150 Meilen lang und 30—35 Meilen breit, und hat an den Küsten eine Menge Baien und Buchten, von denen verschiedne gute Häfen abgeben. Von Osten nach Westen läuft eine bedeutende Bergkette durch sie hin, in welcher man sonst Gold und Kupfer gewann. Die

Küsten sind größtentheils flach und zur Regenzeit den Ueberschwemmungen ausgesetzt, da von den Gebirgen an 150 Flüsse herabkommen, worunter jedoch keiner schiffbar ist. Der von Natur vortreffliche Boden, der für einen der besten in Amerika gehalten wird, ist von den Spaniern nur zum Theil angebaut und das Klima ist heiß, aber nicht ungesund. Die ganze Bevölkerung dieser, mit den dazu gehörigen kleinern Inseln, 2310 Q. M. großen Insel besteht aus 300,000 Einw. (unter denen 250,000 Sklaven sind) Spaniern, Kreolen, Mestizen, Mulatten und Negern, die sich hauptsächlich mit dem Plantagenbau und Handel beschäftigen; Gewerbfleiß ist fast ganz unbekannt und beschränkt sich auf die unentbehrlichsten Handwerke. Columbus, der die Insel gleich nach seiner ersten Reise (1491) entdeckte, nannte sie Johanna. Erst 1511 wurde die Eroberung von Cuba vollendet. Man behandelte die Einwohner mit aller Grausamkeit, die blinder Religionseifer und unersättliche Habsucht damals den Spaniern eingaben. Der größte Theil der Bevölkerung ward aufgerieben, theils durch das Schwert der Ueberwinder, theils durch die fürchterliche Pockenseuche, theils endlich dadurch, daß man sie in den Goldgruben mit übermäßiger Anstrengung arbeiten ließ. Cuba ward eine menschenleere Wüste. Als man aber ihre Wichtigkeit für die, aus Mexiko nach Europa segelnden Schiffe einsehen lernte, suchte man sie wieder in Aufnahme zu bringen, bevölkerte sie mit spanischen Kolonisten und baute mehrere Städte und Ortschaften. Unter diesen ist die wichtigste Havannah mit 30,000 Einw., war der Sitz des Gouverneurs und General-Capitäns der Insel, der Mittelpunkt des spanischen Handels in Amerika und das Bollwerk des spanischen Amerika's, mit einem vortrefflichen Hafen, in welchem gegen 1000 Schiffe ganz sicher liegen können, in einer übrigens sehr ungesunden Gegend, obgleich sich dieses Ungemach eines solchen Handelsplatzes, der jetzt auch ein Freihafen geworden ist, mit einiger Anstrengung der reichen Kolonie leicht hätte heben lassen. Cuba bildet mit beiden Florida's die Generalcapitänerie Havannah. Die Erzeugnisse sind: Zucker (jährlich eine Million Centner), Tabak, Baumwolle, Kaffee, Mais, Maniok, Weinstöcke, Kokospalmen, Bananen, Kassia, Kakao, Sassaparille, treffliche Waldungen mit Mahagonyholz und andern kostbaren Holzarten, viel Honig, Wachs, Seide, europäische zahme Hausthiere, Geflügel, Wildpret, Schildkröten, Fische, Gold, Silber, Kupfer, Mineralwasser, Salzquellen. Der Handel ist sehr wichtig, besonders führt man aus: Tabak, Zucker, Wachs, Baumwolle, Ochsenhäute. Ueberhaupt ist Cuba die Niederlage von allen Waaren aus Mexiko und den übrigen Provinzen des mexikanischen Meerbusens, von europäischen nach jenen Ländern geführten Waaren und von allem gemünzten Gold und Silber aus Mexiko. Auch pflegen die spanischen und amerikanischen Schiffe bei ihrer Hin- und Herreise hier anzuhalten.

Cubus oder **Würfel** ist ein von sechs gleichen Quadratflächen begrenzter Körper, der daher zwölf Kanten und acht Ecken hat, von denen eine jede der andern gleich ist. Er gehört daher zu den regulären Körpern, und zwar ist er der einzige reguläre, welcher von sechs Flächen begrenzt wird. Sein körperlicher Inhalt ist, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man sich jede Seite des Würfels in lauter gleiche Theile zerlegt denkt, gleich einem Product aus der Zahl der Theile einer Seite (der Höhe) in die Zahl einer Quadratfläche (der Grundfläche), und diese Fläche selbst wieder gleich einem Producte aus einer Seite (Höhe) der Quadratfläche in die andre (Grundlinie).

Weil nun diese Seiten alle einander gleich sind, so wird der Inhalt des Würfels durch dreimalige Multiplication der Zahl der Theile einer Seite mit sich selbst erhalten. Ist z. B. eine Seite gleich 10, so ist der körperliche Inhalt gleich $10 \times 10 \times 10 = 1000$. Daher wird auch jedes Product, das durch dreimalige Multiplication irgend einer Zahl mit sich selbst entsteht, die Cubikzahl dieser Zahl, und diese Zahl selbst wieder die Cubikwurzel aus jenem Producte genannt. Stereometrie bezieht den Inhalt jedes Körpers auf einen, zur Einheit angenommnen Würfel, durch dessen Ganzes oder auch Bruchtheile sie diesen Inhalt ausdrücken lehrt. Man denke sich den fraglichen Körper aus materiellen Punkten zusammengesetzt, so ist die Frage nach seinem Inhalte die: wie viel einfüßige und einzöllige ꝛc. Cuben solcher materiellen Punkte enthält er?

Cueva (Juan de la), gehörte als einer der Umwandler der dramatischen Poesie in Spanien, noch zu den hochgeehrten Namen. Von seinem Leben ist sehr wenig bekannt; man weiß bloß, daß er in Sevilla um die Mitte des 16. Jahrh. geboren war. Eine große Leichtigkeit in der Verskunst, worin Ovid sein Muster war, bestimmte ihn, sich der dramatischen Dichtkunst zuzuwenden, wo eben Torres Naharro sich glücklich dem Versuche einiger gelehrten Theaterfreunde widersetzt hatte, dem Volke das griechische und römische Drama aufzudringen. Vereinigt in seinem Streben mit Naharro, Lope de Rueda und Christoph de Castillejo, befestigte er die alte Eintheilung in comedias divinas y humanas, indem er den einzelnen Stücken durch größere Mannichfaltigkeit der auftretenden Personen, durch vollendetere Verse und durch die Eintheilung in drei Jornadas ein achtnationales Interesse gab. Seine, in Spanien jetzt sehr seltnen Werke findet man im Parnaso español. T. 8. p. XVI. Das Früheste, was von ihm erschienen war, sind: Poesias liricas. Sevilla 1582. 8., einerlei Inhalts mit dem Coro febeo de romances historiales, Sev. 1588. 8. Sein Heldengedicht: La conquista de la Betica, ib. 1603. 8. (auch in Fernandez Sammlung Th. 14. und 15.) in zwanzig Gesängen, entschuldigt durch Schönheiten der Ausführung die Mängel des Plans. Die Comedias (y tragedias) ibid. 1588. 8., vier Trauerspiele, fanden zu ihrer Zeit Beifall in dem dichtungsreichen Sevilla, beleidigten aber damals durch die Einmischung allegorischer Personen in die Handlung. Im Parnaso español findet man auch eine ars poetica von Cueva in Terzet's geschrieben, die darum besonders merkwürdig ist, weil sie uns über altspanische Dramatik manche willkommne Aufschlüsse gibt. Cueva starb im Anfange des 17. Jahrh.

Cujas (Jaques, bekannter unter dem lateinischen Namen Cujacius), war der Sohn eines Gerbers zu Toulouse mit Namen Cujaus, dem er 1520 geboren wurde. Seinen eigenmächtig verkürzten Namen änderte er später in de Cujas um. Durch Fleiß und Talent kam er dem Unterricht seines Lehrers der Rechtswissenschaften Arnoul Ferrier so entgegen, daß er vom ersten Augenblicke seines Auftretens an allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Schon 1547, bei seinem ersten Vortrage über die Institutionen vor den Kindern des Präs. Dufaur, bewunderte man seine Klarheit. Doch mußte er 1554 sich zu Toulouse einem mittelmäßigen Menschen, Forcadel, vorgezogen sehen, als ein Lehrstuhl der Rechte offen ward. Die Capitularen dieser Stadt haben diese Schmach später von sich abzuwehren gesucht; doch bleibt ihnen immer der Vorwurf, durch absichtliche Verzögerung der öffentlichen Bewerbung Cujas von sich entfernt zu haben. Schon hatte ihn die Schule von Cahors

unterdessen in ihre Mitte berufen und von allen seinen Schülern gefolgt, war Cujas dahin abgegangen (1554). Aber nur ein Jahr blieb er dort; denn Margaretha von Valois, die durch Michael von Hopital's Wahl zu ihrem Kanzler einen Beweis ihres Scharfblicks gegeben hatte, ließ auch Cujas Talent nicht unbeachtet, als sie Bourges, den Hauptort ihres Leibgedinges, zur ersten Rechtsschule jener Zeit zu erheben, entschlossen war. Auf Hopital's Auffoderung ging Cujas dahin ab, und lehrte dort mit kurzer Unterbrechung, zu der ihn die Eifersucht seines Collegen Duaren zwang, bis 1567, wo er nach Valence sich begab, auch dort den Glanz einer Schule erhebend, der sein Name hinreichte, um sie allbesucht zu machen. Damals zerrütteten Frankreich die unglücklichsten Parteien; auch Cujas sah sich gezwungen, ihnen zu weichen. Er war 1575 nach Bourges zurückgekehrt, ging der Besorgnisse wegen nach Paris, wo er aber nur blieb, um Rechtsvorträge zu halten; eine Begünstigung, die nur ihm ausdrücklich zugestanden ward, da die Rechtsschule zu Paris erst seit Ludwig XIV. besteht, und wandte sich dann wieder nach Bourges (1577), das er, obgleich die glänzendsten Vorschläge ihn nach Bologna lockten, doch nicht verließ. Cujas verdankte seinen Ruf zunächst dem Zurückgehen auf die Quellen des römischen Rechts in ihrem ganzen Umfange und der klassischen Art ihrer Benutzung. Indem er die römischen Gesetzbücher durch Zuziehung von Handschriften, von denen er selbst an 500 besaß, an unzähligen Stellen berichtigte, den ganzen Reichthum einer gründlichen Gelehrsamkeit aufbot, um das Dunkle zu erklären und an seinen Platz zu stellen, ward er der Stifter der sogenannten humanistischen Jurisprudenz, die seine geistreichen Vorträge, freigesprochne, aber scharfaufgefaßte Deductionen der einzelnen Sätze in jenen Zeiten doppelt anziehend machen mußte. Außerdem vermehrte die Bewundrung seiner Schüler gegen ihn die Theilnahme, die der große Lehrer ihren persönlichen Schicksalen bewies, und eine Klugheit, die sich eben so fern von theologischen Zänkereien hielt (nihil hoc ad edictum praetoris, war sein Sprüchwort), als durch treue Anhänglichkeit an der Sache Heinrichs IV. Vertrauen einflößen mußte. Der Schmerz über die Lage Frankreichs soll seinen Tod beschleunigt haben, der zu Bourges am 4. Oct. 1590 erfolgte. Die ungeheure Menge seiner Zuhörer, denn aus allen Ländern Europa's eilte man herbei, ihn zu hören, wich darin von seinem hochgeehrten Willen ab, daß man ihn sehr feierlich bestattete und durch Inschriften, nach damaliger Sitte, den Schmerz über seinen Verlust aussprach Cujas war kurz, untersetzt und kräftig, von feiner, aber durchgreifender Stimme. Er hatte, wie Alexander der Große, die Eigenheit, über die er oft scherzte, daß sein Schweiß gut rache. Seine zahlreichen Werke hatte er alle, mit dem Bauche auf der Erde liegend, geschrieben. Nur zu sehr ging ein Wunsch seines Testaments in Erfüllung. Er hatte befohlen, daß seine Bücher vereinzelt würden, um nicht durch Mißbrauch seiner Randnoten seinem Andenken ein Makel zu sein, doch daß sie durchaus nicht an Jesuiten verkauft werden sollten; und die Buchhändler von Lyon erstanden seine Handschriften, um sie als Maculatur zu gebrauchen. Die bei seinem Leben von ihm selbst besorgte Ausgabe seiner Werke, bei Nivelle, 1577, ist gut und genau, aber unvollständig; eben so enthält auch die, von Colombet besorgte Ausgabe, Paris 1617 und 1634, nicht alle seine Schriften. Eine vollständige Ausgabe besorgte Fabrot, Paris 1658, Fol. 10 Bde, die durch Merillii variantes, Roberti obss. und ein weitläufiges Register vermehrt, zu Neap., Ven. et Mutinae 1758—1783. in 11 Fo-

liobänden nachgedruckt wurde. Sehr brauchbar für die Benutzung dieser großen Reihe von Bänden ist das Promptuarium operum Jac. Cujacii, auctore Dom. Albunensi. Neap. 1763. 2 Folianten. Seine Animadversiones et Obss., ein Schatz von gelehrten Winken und Ausführungen, sind zu Halle 1737. 4. durch J. C. Uhl wieder aufgelegt worden. Cujas war zweimal verheirathet gewesen. Die Kinder, die aus beiden Ehen ihm nachblieben, haben durch Sittenlosigkeit eine Art von Berühmtheit zu erlangen gesucht. Sein Sohn Jac. Cujas starb sehr früh an den Folgen seiner Ausschweifungen. Weiter noch trieb es seine Tochter, die Frucht seiner zweiten Ehe. Zwar schon im 15. Jahre verheirathet, weil man ihr ein frühes Bedürfniß abmerkte, griff sie doch diesem Zeitpunkte zuvor. Ihren ersten Mann ärgerte sie zu Tode; den zweiten hatte sie zwar 15 Jahre, doch war das Verhältniß das ungebundenste, das sich denken läßt. Auf's neue Witwe, setzte sie ihre frühere Weise fort, aber nach verschwendetem großem Vermögen, so dürftig, daß sie von den Wohlthaten der Freunde ihres Vaters leben mußte.

Cullen (William), einer der berühmtesten Aerzte des 18. Jahrh., Professor der praktischen Medizin in Edinburgh, war 1712 in einem Dorfe der Grafschaft Mark in Schottland geboren, lernte in Glasgow die Apothekerkunst und die Chirurgie, ward darauf Wundarzt auf einem Handelsschiffe der ostindischen Compagnie, übte sodann die Wundarzneikunde auf dem Lande unter der Leitung Hunter's, der ihn begünstigte, promovirte 1740, und ward 1746 Professor der Chemie in Glasgow, 1765 in Edinburgh, erhielt 1766 den Lehrstuhl der Medicin und starb daselbst 1790. Er hat dieser Universität den hohen Ruf, welchen sie in der Arzneikunde hat, erworben. Er war ein scharfsinniger Beobachter der Natur und machte sich um die ganze Medizin, vornehmlich aber um die Pathologie und Materia medica hochverdient. Die Theorie des Solidi vivi wurde zuerst von ihm in ihrem ganzen Umfange aufgestellt. Aus der Materia medica verbannte er unzählige Irrthümer und sein Treatise of the mat. med., Edinburgh, 1782. 2 Vol. 4. (zweimal verdeutscht) ist ein klassisches Werk. — Von seinen First lines of the practic of physic erschien 1785 die 5te Auflage in 4 Bänden. (Auch dies Werk ist mehrmals in's Französische und Deutsche übersetzt). Synopsis nosologiae methodicae, Edinb. 1772. 2 Vol. haben Fischer und Frank für Deutschland und Italien durch neue Ausgaben gemeinnützig gemacht. Von seinen übrigen Schriften nennen wir noch eine über die Mittel, die man bei scheinbar Ertrunknen anzuwenden hat, um sie in's Leben zurückzurufen. Unter seinen Schülern sind viele der berühmtesten Aerzte Englands.

Culm, Schlacht bei, den 30. Aug. 1813. Vandamme's Niederlage bei Kulm (einem böhmischen Dorfe im leutmeritzer Kreise, 3 St. von Töplitz) rettete nicht bloß Töplitz und Prag, sondern sicherte auch die Fortdauer des großen Bündnisses mit Oesterreich gegen Napoleon, und brach, nebst den gleichzeitigen Siegen der Verbündeten, unter dem Kronprinzen von Schweden bei Großbeeren (d. 23. Aug.) und unter Blücher an der Katzbach (d. 26. Aug.) (s. d. Art.), zuerst die Angriffsmacht Napoleon's. Sie verdient daher eine besondre Darstellung. Die Hauptarmee der Verbündeten unter dem Fürsten Schwarzenberg war aus Böhmen über Peterswalda, Seyda, Marienberg und Annaberg nach Sachsen vorgerückt, um die Verbindungslinien des Feindes auf dem linken Elbufer zu durchschneiden. Sie hatte sich aber rechts ab nach Dresden gewandt, wo St. Cyr den Mittelpunkt von Napo-

leon's Stellung an der Elbe mit 30,000 Mann zu behaupten nicht im Stande war. Allein Napoleon war auf die erste Kunde von jenem Vorrücken des böhmischen Heers in Eilmärschen aus Schlesien herangezogen und hatte, den Schlachtplan bei Dresden und die gänzliche Niederlage des Feindes schon in Stolpen berechnend, von hier am 25. Abends den General Vandamme mit der ersten Heerabtheilung, 32 Bat. und 5000 Pferde, 30,000 Mann stark, entsandt, der am 27. über die, schon früher geschlagne Schiffbrücke bei Königstein über die Elbe ging, den rechten Flügel der Verbündeten von der Hauptrückzugsstraße derselben über Pirna nach Peterswalda abschnitt und auf die Nachricht von dem Erfolge der Schlacht am 27. in Böhmen gegen Töplitz vordrang, wo er dem, über das Erzgebirge hinab zurückweichenden Feinde in den Rücken und die Seite fallen sollte. Unterdessen war der Angriff der Verbündeten auf Dresden (s. d. Art.) am 26. mißlungen, und in der Schlacht bei Dresden am 27. hatte sich Napoleon durch das Umgehen und die Niederlage des linken feindlichen Flügels der Straße nach Freiberg bemächtigt. Dadurch ward Schwarzenberg genöthigt, schon am 27. Nachmittags sich auf dem einzigen, ihm noch übrigen Rückwege, über Dippoldiswalda nach Altenberg und dann auf Seiten- und Feldwegen über den Kamm des Erzgebirges in seine feste Stellung bei Töplitz im Egerthale zurückzuziehen. Doch gab er dem Grafen Barclay auf dem Schlachtfelde vor Dresden den Befehl, seinen Marsch so einzurichten, daß er den Heerhaufen unter Ostermann-Tolstoy, welcher sich vor Vandamme von Pirna zurückziehen mußte, aufnehmen und mit ihm die Engpässe von Peterswalda erreichen könnte. Allein Barclay ließ dem General Ostermann sagen, er möge sich, im Fall ihm Vandamme den Rückzug nach Peterswalda schon abgeschnitten hätte, über Maxen an die Hauptarmee anschließen. Doch Ostermann sah ein, daß dadurch dem Feinde das ganze Egerthal offen gelassen würde. Er wagte es also, den Befehlen Barclay's nicht zu gehorchen, und dieser Entschluß rettete das Heer. Mit dem Bajonett erstürmte er den Paß nach Böhmen und erreichte am 28. Peterswalda. Aber voll Ungestüm und den Marschallsstab im Auge, stürzte Vandamme ihm nach und über die Höhe von Nollendorf in den Kessel hinab, wo er die kleine Schaar von 8000 Russen bis Kulm zurückdrückte. Hier erfuhr Ostermann durch den König von Preußen, der schon in Töplitz angekommen war, die gefahrvolle Lage des, mit Gepäck und Geschütz im hohen Erzgebirge verwickelten Heers, bei welchem sich der Kaiser Alexander befand. Sofort beschlossen am 29. die Feldherren (Ostermann, Yermaloff, Knorring, Prinz Gallizin und Großfürst Constantin), mit ihrem Leben eine Stellung zu behaupten, von der die Sicherheit ihres Monarchen abhing. Heldenmüthig vertheidigten an diesem Tage die Russen jeden Schritt des Bodens. Gegen Mittag rief der König von Preußen das österreichische Regiment Erzherzog Johann Dragoner, unter dem Obersten Sück, herbei, das sogleich in die Linie der Russen eintrat. Der Kampf war mörderisch. Viertausend Garden lagen auf dem Schlachtfelde; dem tapfern Ostermann riß eine Kanonenkugel den linken Arm weg; dennoch behauptete er und sein Nachfolger im Oberbefehl, Miloradowitsch, die Stellung bei Arbisau. Vandamme brach endlich, als es dunkel wurde, das Gefecht ab und bezog ein Lager bei Kulm, wo er die Ankunft des Kaisers oder Mortier's am nächsten Morgen gewiß erwartete. Nun war Napoleon zwar am 28. mit den Garden bis Pirna vorgegangen, bald aber, keinen Unfall ahnend, (man sagt, wegen einer kleinen Unpäßlichkeit) mit der alten Garde

nach Dresden zurückgekehrt, wohin er später auch Mortier mit der jungen Garde von Pirna abrief. Unterdessen aber hatte sich die Heerabtheilung unter Kleist, auf den Vorschlag des Generals Grollmann, Chefs des Generalstabs, von Glashütte, Breitenau und Fürstenwalda aus, von der kleinen Straße über den Geiersberg, weil diese Wege über Graupen nach Töplitz hinab vom Heerzuge schon angefüllt waren, seitwärts auf Nebenwegen nach der großen Straße von Peterswalda gewendet, um über Nollendorf in den Rücken von Vandamme zu marschiren. Wäre nun Napoleon oder Mortier mit der jungen Garde von Pirna nachgerückt, so war Kleist verloren und Vandamme siegte. Dagegen hatte Schwarzenberg, der gegen 6 Uhr Abends von Altenberg her in der Ebene von Kulm angekommen war, die Russen bei Arbisau verstärken lassen und die Stellung des Feindes erkannt. Zugleich zog er in der Nacht die österreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi von Dux näher an das Schlachtfeld. Unterrichtet von Kleist's Seitenmarsche nach Nollendorf, ließ er auch ihn einladen, zur Beihülfe an der Schlacht, die er am nächsten Tage zu liefern entschlossen war. Nach seiner Anordnung solle Vandamme auf seinem linken Flügel umgangen, dadurch aber zwischen Kulm und das Gebirge eingeengt und aufgerieben werden. Barclay, dem die Leitung des Heers an dem ruhmvollen Tage des 30. Aug. von Schwarzenberg übertragen war, griff den Feind mit Anbruch des Tages an, worauf Knorring, Colloredo und Bianchi die Höhen des linken Flügels erstürmten. Noch stand die Schlacht und Vandamme behauptete die Rückzugsstraße nach Peterswalda, als um 11 Uhr Kleist von Nollendorf (daher sein Name: Graf Kleist von Nollendorf), wo Vandamme nur französische Heerhaufen erwartete, herab in des Feindes Rücken stürmte. Jetzt sah sich Vandamme in dem Kessel vor Kulm eingeschlossen. Vergebens wollte er sich nach Nollendorf durchschlagen. Die französische Reiterei warf sich auf die Preußen, und das Fußvolk folgte in geschlossnen Vierecken. Aber es gelang nur den Generalen Dumonceau, Philippon und Corbineau, sich durch die preußischen Bataillone des linken Flügels einen Weg zu bahnen und der Gefangenschaft zu entrinnen; denn die österreichischen Dragoner, Erzherzog Johann, hatten die französischen Vierecke gesprengt. Wenige entrannen, und der bei Kulm noch fechtende Theil des französischen Heers war völlig umzingelt. So mußte Vandamme sich nebst drei Generalen, darunter der General Haxo vom Genie, uns 10,000 Mann, gefangen ergeben. Die Franzosen verloren 5000 Todte und das ganze Geschütz von 81 Feldstücken. An diesem Tage war das verbündete Heer ungehindert von dem Gebirge nach Töplitz hinabgezogen, wo es sich wieder zum Vorrücken nach Sachsen ordnete. Napoleon wagte jetzt keinen neuen ernstlichen Angriff auf Böhmen und die Stellung bei Töplitz; er begnügte sich, die Gebirgspässe zu behaupten. Aber die Verbündeten fühlten sich durch ihren dreifachen Sieg zu dem festesten Vertrauen auf den Erfolg des großen Kriegsplanes erhoben, und am 1. Sept. feierte der König von Preußen mit seinem ganzen Heere den Sieg durch einen Gottesdienst auf freiem Felde bei Kulm. Ein besondres Todtenfeld in Töplitz umschließt die Gebeine der an, ihren Wunden gestorbnen Krieger; und bei Arbisau erinnert ein, von Eisen gegossenes, pyramidalisches Kreuz, das der König von Preußen hat aufrichten lassen, an den Sieg bei Kulm in Böhmens Termopylen! K.

Culmination bedeutet in der Astronomie das Durchgehen der Sterne durch die Mittagslinie, weil sie in dem Augenblicke des Durchgangs den höchsten Gipfel (culmen) oder Punkt ihrer Bahn erreicht

haben. Ein Stern culminirt, d. i. er geht durch die Mittagslinie, hat seinen höchsten Standpunkt am Himmel erreicht.

Cultur (von colere, bebauen, bearbeiten), bedeutet 1) die auf ein Ding gerichtete Thätigkeit, um die in ihm schlummernden Kräfte zu entwickeln und auszubilden; 2) aber auch den Zustand, in welchem diese Kräfte schon bis zu einem bedeutenden Grade entwickelt und ausgebildet sind. Daher spricht man eben sowol von der Cultur eines Ackers oder Landes, als von der Cultur eines Menschen oder Volks. Rousseau in seiner Schrift: Sur l'inégalité parmi les hommes, betrachtet den Culturstand der Menschen als die Hauptquelle des physischen und moralischen Elends, wodurch die Menschen gedrückt werden, weil durch Cultur ihre Verhältnisse so gesteigert werden, daß ihre Neigungen und Wünsche keine Grenzen mehr anerkennen. Er meint daher, die cultivirten Menschen sollten in den ursprünglichen Zustand natürlicher Rohheit zurücktreten, um sich von jenem Elende zu befreien und ihre Bestimmung zu erreichen; worunter er nichts anders, als sinnliches Wohlsein oder die Behaglichkeit eines, aus leicht befriedigten Bedürfnissen hervorgehenden Zustands versteht. S. Bestimmung des Menschen und Bildung.

Cumä, eine uralte Stadt in Campanien und zugleich die älteste griechische Kolonie in Italien, die von den asiatischen Kumäern und den Phocäern zugleich angelegt war. Der allgemeine Glaube der Italiener versetzte die kumäische Sibylle hieher, obgleich sie eigentlich in Asien einheimisch war.

Cumberland (Herzog von), zweiter Sohn Königs Georg II. von England, geb. 1721, gest. am 30. Oct. 1765. Im J. 1743 wohnte er schon der Schlacht bei Dettingen bei, und ward hier an der Seite seines Vaters verwundet, der aus dem Muthe seines Prinzen die schönsten Hoffnungen schöpfte, die jedoch keineswegs so glänzend erfüllt wurden. Bei Fontenoi unterlag er der Kriegskunde des Marschalls von Sachsen, wogegen er durch die Dämpfung des Aufstandes in Schottland, welchen die Landung des unglücklichen Carl Eduard Stuard (1745) zum Ausbruche gebracht hatte, desto mehr Ruhm erwarb, den er jedoch weniger einem ausgezeichneten Feldherrntalente, als der Planlosigkeit und Uneinigkeit, womit seine tapfern Gegner den Krieg führten, verdankte. Als Carl Eduard, nur noch 2 Tagemärsche von London entfernt von Carlisle aus (Januar 1746) seinen Rückzug nach Schottland angetreten hatte, wurde er (Apr. 1746) bei Culloden ganzlich geschlagen. Politische und religiöse Schwärmerei vereinigten sich hier zum grausamsten Kampfe. Der Herzog schändete seinen Nachruhm durch den grausamsten Mißbrauch des Siegs, den er wenigstens zuließ, wodurch sich die Engländer um so mehr entehrten, da die Anhänger des Prätendenten auf ihrem Zuge durch das schottische Niederland und nach England die edelste Schonung und Menschlichkeit bewiesen hatten. Alles, was nicht von den Truppen des Prätendenten in der Schlacht umgekommen war, wurde ermordet; man schändete die Frauen und Töchter der Erschlagnen auf den Leichnamen ihrer Gatten und ihrer Väter; ganze Familien wurden unter den Trümmern ihrer Wohnungen, die man niederriß, zerschmettert; mehr als 50 Meilen in der Runde wurden vom Sieger zur Wüste gemacht und weder Vieh, noch Baum verschont. Cumberland war bei Laffeld (1747) weniger glücklich.

Cumberland, (Richard), der Sohn des nachmaligen Bischofs von Kilmore, war 1732 zu Cambridge geboren. Die Anhänglichkeit seines Vaters für die Sache des Hauses Hannover verschaffte Cumberland die Stelle eines Privatsecretärs bei Lord Halifax, die mit dem

Sturze dieses Ministers zu Ende ging. Die Muße, die ihm dadurch wurde, benutzte Cumberland zu literärischen Arbeiten und Verbindungen, die seinen Namen nicht eben berühmt gemacht haben würden. Doch mit dem Wiederauftreten des Lord Halifax trat auch Cumberland wieder in's öffentliche Leben ein, folgte seinem Gönner nach Dublin, wo er die angetragne Würde eines Baronets ausschlug. Nach seiner Rückkehr nach England erhielt er eine einträgliche Stelle in der Kammer des Handels und der Kolonien, und konnte nun ganz unabhängig sich seinem Hange für dramatische Dichtkunst hingeben, der sich bei ihm schon als 12jährigen Knaben gezeigt hatte. 1765 erschien sein Sommermährchen (Summers-tale), ein Stück, das vielen Beifall fand, aber durch die 1769 erschienenen Brüder und den Westindier, die mit rauschendem Jubel aufgenommen wurden, in Vergessenheit gebracht ist. Die beiden letztern gelten für die vorzüglichsten englischen Lustspiele im edlern Style, so von Kunstrichtern bezeichnet, die freilich Shakspeare sehr unartig finden. Die Aufmunterung, die seine Stücke erhielten, hatte Einfluß auf Cumberland's Fruchtbarkeit; so entstand sein Liebhaber nach der Mode, ein Lustspiel; seine Tragödien: die Schlacht von Hastings und seine Karmeliterin, die für das beste seiner tragischen Werke gilt. Weniger wollten seine Romane gefallen (Arundel, 2 Bde; Johann von Lancaster; Heinrich) besonders durch die Entschuldigung der ehelichen Untreue, die er hier zu übernehmen schien. 1780 ward ihm ein Auftrag an den spanischen Hof gegeben, den er zur Zufriedenheit seiner Regierung erfüllte. Die Anekdoten von berühmten spanischen Malern waren eine literärische Scherbe, die er von dieser Reise heim brachte. Da nach seiner Rückkehr die Handelskammer aufgelöst ward, so zog er sich nach Turnbridge zurück, wo er in glänzenden, geselligen Verhältnissen lebte. Aber der Genius schien von ihm gewichen. Außer den Denkschriften über sich selbst, 2 Bde 4., fanden alle seine spätern Schriften wenig Beifall. Häusliche Mißverhältnisse, selbst Mangel, obgleich eine seiner Töchter an Lord Bentinck verheirathet war, verkümmerten den Abend seines Lebens; namentlich fühlte er sehr lebhaft den Tod eines seiner Enkel, der an den Folgen einer Züchtigung gestorben war, die er als Mid-Shipman eines Schiffs erdulden mußte. Er starb zu Turnbridge den 7. Mai 1811. Sein Observer, a collection of moral, literary and familiar essays, letzte Ausg. Lond. 1810, 8. 3 Bde, ist selbst den Philologen wichtig, weil Cumberland, ein Enkel Richard Bentley's, manche der dort niedergelegten Nachrichten über griech. Lustspiel und griech. Literatur diesen Papieren entnommen haben mochte.

Cunersdorf, Schlacht bei, 12. Aug. 1759 zwischen den Preußen, Russen und Oesterreichern, ist eine der denkwürdigsten des siebenjährigen Kriegs. Frankreich, Oesterreich, Rußland, Schweden und Polen hatten sich mit einander auf's neue gegen den täglich furchtbarer werdenden Friedrich von Preußen verbunden, der keinen Verbündeten, als England, und nur die entfernte Aussicht hatte, daß Rußland und Oesterreich durch die Pforte bekriegt, und so ihre Kräfte zu seinem Vortheile getrennt werden würden. Die Vorsicht rieth ihm, bis zum günstigen Augenblick vertheidigungsweise zu verfahren. Nur einzelne Streifzüge nach Böhmen, Franken, Thüringen, Meklenburg und Pommern geschahen von kleinen Heerhaufen und mit vielem Glücke. Friedrich selbst beobachtete mit seinem Falkenblicke die Bewegungen der Oesterreicher und Russen, unter Laudon und Soltikow, deren Vereinigung er freilich zu hindern suchen mußte. Er schickte daher den Russen, die

von Polen aus die preußischen Staaten bedrohten, den General Dohna entgegen; doch vergebens suchte dieser sie zur Schlacht zu bringen. Da gab Friedrich dem General Wedel den Oberbefehl über jenes Corps mit der gemessensten Anweisung, die Vereinigung zu hindern, oder den Russen eine Schlacht zu liefern. Bei Lai an der Oder stieß Wedel auf Soltikow; am 23. Juli kämpften Beide mit einander, doch Wedel ward geschlagen; Laudon vereinigte sich mit Soltikow, und da Wedel ihnen dennoch den Uebergang über die Oder streitig machte: so stellte sich dieses, 80,000 Mann starke Heer an dem Flusse in ein festes Lager, während der Feldmarschall Daun, von Landshut aus, ebenfalls sich ihnen zu nähern suchte. Diesem sandte Friedrich den Prinzen Heinrich mit einem Beobachtungsheer von 40,000 Mann entgegen und eilte selbst zur Vertheidigung seiner Staaten an die Oder, wo er die mitgebrachten Truppen mit dem wedel'schen Corps vereinigte, um das vereinigte Heer anzugreifen. So rückte er mit 40,000 Mann dem doppelt so starken Feinde entgegen, welcher die Anhöhen zwischen Frankfurt und Cunersdorf besetzt hatte. Das verschanzte Lager desselben war von einer furchtbaren Artillerie gedeckt; der rechte Flügel lehnte sich an die Oder, der linke an Sümpfe und Buschhölzer; ein Angriff von vorn ward durch tiefe Gründe fast unmöglich gemacht, die Zugänge zum Lager waren durch dichte Verhaue verschlossen, eine Sternschanze vertheidigte den rechten Flügel. Der König beschloß, seine Feinde zu umgehen und auf mehrern Seiten zugleich anzufallen. Nach vielen Schwierigkeiten, die der ungünstige Boden ihm entgegenstellte, kam er vor dem linken russischen Flügel an, eroberte mit seinen Grenadieren, trotz des heftigen Feuers, die Anhöhen, jagte die Russen aus allen ihren Verschanzungen und trieb sie, nachdem er ihrer sämmtlichen Artillerie sich bemächtigt hatte, bis in den Ort Cunersdorf, auf dessen Gottesacker sie sich wieder festsetzten. Während dieser Ereignisse war es 6 Uhr Abends geworden und Friedrich, um seinen Sieg zu verfolgen, rückte auf den rechten Flügel der Russen vor. Doch der sehr durchschnittne Boden erschwerte das Zusammenziehen der Truppen, und Laudon's plötzliches Einrücken in die Schlachtlinie verhinderte sie völlig. Seidlitz kam unter die feindlichen Batterien und seine tapfern Reiter mußten dem Kartätschenfeuer weichen. Die Oesterreicher, die sich in eine große russische Batterie auf dem Judenkirchhofe bei Cunersdorf geworfen hatten, verdoppelten das Feuer, während zugleich ihre Cavallerie auf allen Punkten losbrach und große Unordnung unter den bestürzten Preußen hervorbrachte. Nicht weniger zeichnete sich Laudon's Infanterie aus, als die Preußen den sogenannten Spitzberg erstürmen wollten. Der Uebermacht widerstand weder Friedrichs Geist, noch seiner Preußen Muth und Kraft. Neue Cavallerieangriffe des Generals Seidlitz, des Prinzen Würtemberg, der Generale Puttkammer, Hülsen und Finken wurden abgeschlagen, Puttkammer getödtet, Hülsen und Fink verwundet, selbst des Königs Uniform von mehrern Kugeln durchbohrt. Da fiel, zur Vollendung des Ganzen, Laudon mit frischer Cavallerie vom rechten Flügel noch einmal in die ermatteten Preußen ein; Alles ergriff die Flucht; der Letzten einer war der König, den nur eines Offiziers, des Rittmeisters von Prittwitz, Tapferkeit und Geistesgegenwart aus den Händen der Kosacken rettete. In der Finsterniß der Nacht entkam der Rest seines Heers. 8000 Todte, 15,000 Verwundete, fast alle Artillerie hatte er verloren, kaum 5000 Mann sah er nach dieser schrecklichen Schlacht unter seinen Fahnen. Der heldenmüthige Dichter Kleist hatte in diesem

furchtbaren Kampfe seine Todeswunden empfangen. Doch theuer war dieser Sieg von den Verbündeten erkauft worden; 24,000 Todte und Verwundete zählten auch sie. Der geschlagne König schlief in der Nacht, müde vom Kampf, von Sorgen und nie gekannter Verzweiflung, in einer halb zerstörten Bauernhütte auf einem Bündel Stroh. Die Niederlage war inzwischen die Folge des Starrsinns, womit er seine Plane zu verfolgen pflegte; denn schon nach dem Mißlingen des ersten Angriffs von Seidlitz riethen ihm seine erfahrensten Generale, das Heer ruhen zu lassen, den schon vorauszusehenden Rückzug der Russen und den folgenden Tag abzuwarten. Er achtete ihren Rath nicht. Doch nur einen Augenblick dauerte des Helden Verlegenheit und bald stand er wieder mit einem schlagfertigen, neugebildeten Heere im Angesicht des noch triumphirenden Feindes.

Cunigunde, bekannt unter dem Namen: die heilige, war des Grafen Siegfried von Luxemburg Tochter und vermählt mit dem Herzoge Heinrich von Baiern. Als dieser nach Otto's III. Tode von der Mehrzahl der deutschen Stände, der dann die Völker folgten, im J. 1002 zu Mainz zum König der Deutschen erwählt ward, theilte sie am 6. Juni mit ihrem Gemahle die Ehren der Krönung. Trotz der Empörungen und Unruhen, von denen Deutschland gährte, eine Folge des Widerspruchs, den Heinrich's II. Wahl gefunden hatte, beschloß er, doch nach Italien zu ziehen, um dort sein Ansehn gegen die welschen Kronprätendenten zu befestigen. Seinem Erscheinen größere Würde zu geben, ließ er sich 1004 zu Pavia krönen, hielt es aber von politischem Einfluß, sich bei einem spätern Römerzuge 1014 durch Benedikt VIII. in der Hauptstadt der Welt den Kaiserschmuck anlegen zu lassen. Kunigunde ward damals auf's neue gekrönt. Einer Sage zufolge sollen beide Gatten ein Gelübde ewiger Enthaltsamkeit gethan haben. Von Seiten des Kaisers darf man dies bezweifeln, da er auf einem Reichstage zu Frankfurt sich über die Unfruchtbarkeit seiner Gemahlin beschwert haben soll. Späterhin wagte sich der Leumund sogar an den Ruf der gottesfürchtigen, aber noch mehr die Kirchendiener ehrenden Kaiserin, und den Begriffen der Zeit gemäß, unterwarf sie sich einem Gottesurtheile, indem sie barfuß über glühende Pflugscharen wegschritt. Das glückliche Bestehen dieser Feuerprobe soll den beschämten Kaiser von der Unschuld seiner Gemahlin so fest überzeugt haben, daß er nie wieder zweifelte. (M. s. über diese jungfräuliche Ehe: Schurzfleisch de innocentia Cunigundis Viteb. 1700. 4. und Gundling von der heil. Kunigunde und derselben vermeinten Keuschheit, in seinen: Otiis III. 151.) Sicher ist, daß Heinrich's II. Ehe kinderlos blieb. Als der Tod den Kaiser von einer Regierung abrief, der er sich niemals ganz gewachsen fühlte, und die er nur auf den Wunsch der, von ihm so sehr begünstigten Geistlichen wieder übernahm, zog sich Kunigunde in das, von ihr gestiftete Kloster Kaffungen bei Kassel zurück und nahm endlich am Jahrestage ihres Witwenstandes (am 13. Juli 1025) aus den Händen des Bischofs von Paderborn den Nonnenschleier. Funfzehn Jahre lang lebte sie nun, der Welt vergessend, frommen Werken, wie jene Zeit sie foderte, bis zu ihrem Tode am 3. März 1040. An der Seite ihres Gemahls ist sie zu Bamberg beigesetzt und mit ihm theilt sie die Ehren der Seligsprechung. Heinrich war 1152 durch Eugen III. kanonisirt worden; Kunigunden setzte Innocenz III. im J. 1200 unter die Heiligen. Nach Heinrich, als letztem Kaiser aus dem sächsischen Regentenstamme, ist ein, 1736 gestifteter sächsischer Orden für Kriegerverdienst genannt worden, der 1768 erneuert wurde.

Cupido wird häufig mit Amor bei den Römern, Eros bei den Griechen für gleichbedeutend genommen, ist es aber eigentlich nicht, sondern verhält sich zu diesem, wie das Verlangen (Pathos bei den Griechen, Cupido bei den Römern) zur Liebe (Eros, Amor). Da aber alle Wirkungen der Liebe und alle Arten der Liebe, die reinste und beständigste, wie die flüchtigste, sinnliche, dem Eros oder Amor zugeschrieben werden: so war Cupido auch leicht mit ihm zu verwechseln. Auf ihn dürfte vornehmlich passen, was Properz von dem Grunde sagt, den der Künstler gehabt, der zuerst den Amor als Knaben gebildet:

Er empfand es, daß nimmer Verstand den Liebenden leite,
Und für ein flüchtiges Glück feil ihm das Köstlichste sei.

Curaçao, Curassao, kleine Insel, oder vielmehr Felsenmasse, innerhalb der antillischen Inseln, nur wenige Meilen von der spanischen Küste Venezuela entfernt. Sie enthält etwas über 8 Q.M. 1527 wurde sie von den Spaniern besetzt, aber 1634 eroberten sie die Holländer und behielten sie durch den westphälischen Frieden. Sie ist eigentlich bloß ein kahler, an den meisten Orten kaum mit 8 Zoll hoher Erde bedeckter Fels, der aber durch den großen Fleiß der Holländer fruchtbar gemacht ist und vieles Salz, Zucker, Tabak, Baumwolle, Mais, Cassave, Feigen, Kakao, Kokosnüsse, Citronen, Pomeranzen und die meisten europäischen Küchengewächse hervorbringt; auch hat man Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Geflügel, Schildkröten, Fische. An Wasser leidet die Insel Mangel. Vorzüglich wichtig aber ist sie den Holländern wegen des Schleichhandels mit dem spanischen Amerika. An der Süd-Ostseite liegt der sichre und bequeme Hafen St. Barbara, dessen Eingang aber beschwerlich ist. An demselben befindet sich die einzige Stadt der Insel, Wilhelmstadt. Sie ist nicht groß, aber gut gebaut und voll von Niederlagen und Magazinen. Das Fort Amsterdam beschützt den Eingang des Hafens. Außer dieser Stadt enthält die ganze Insel nur wenige Dörfer und Pflanzungen. Die Menschenzahl beträgt 2000 Weiße, 5000 Negersklaven und einige eingeborne Indier. In der Stadt sind aber noch außerdem eine Menge fremder Kaufleute. Unter dem Gouverneur stehen noch die benachbarten kleinen Inseln: Aruba, Bonaire und Aves. Im Anfange des J. 1804 machten die Engländer einen vergeblichen Angriff auf die Insel Curaçao; aber 1807 wurde sie von ihnen erobert. In Folge des, nach dem pariser Frieden zwischen England und dem Königreiche der Niederlande geschloßnen Vertrage ist Curaçao diesem wieder zugefallen.

Curatel, s. Vormundschaft.

Curchill, s. Marlborough.

Cureten, s. Korybanten.

Curiatier, s. Horatier.

Curie, 1) der Gerichtshof; z. B. die Lehnscurie, der Lehnshof. 2) Bei geistlichen Stiftern die Wohnung eines Kanonikus. Curialien sind die, in der Sprache der Gerichtshöfe und Kanzleien eingeführten Formalitäten im Schreiben. Curialstyl, s. d. Art. Ceremoniel und Kanzlei. Bei den Römern hießen Curien die dreißig Abtheilungen des Volks, welche Romulus einführte und welche bis auf Servius Tullius bestanden. Jede Curie hatte ein eignes Gebäude zu ihrem Versammlungsorte, das ebenfalls Curie hieß, und von dem die neuere Bedeutung des Worts abgeleitet ist. Auf dem deutschen Reichstage hatten die, in vier Bänke oder Reihen abgetheilten Reichsgrafen und die in

zwei Bänke abgetheilten Reichsprälaten eben so viele Gesammt- oder Curialstimmen im Fürstenrathe. Die übrigen Mitglieder des Fürstenraths hatten Virilstimmen (s. d. Art.) In den neuern ständischen Verfassungen der deutschen Bundesstaaten kann man die getrennten Kammern der Landstände (gewöhnlich zwei) ebenfalls Curien nennen, wie es z. B. in dem Schreiben des damaligen Prinzen-Regenten vom 5. Juni 1819, die allgemeine Ständeversammlung des Königreichs Hannover betreffend, geschehen ist. Jede Kammer hat dann eine Gesammtstimme, die aus der Mehrheit der Virilstimme ihrer Mitglieder entsteht. Ueber die Gesammtstimmen auf dem Bundestage, und über die vorgeschlagne Einführung der mediatisirten Fürsten nach Curien bei dem Bundestage s. d. Art. Virilstimmen, deutsche Bundesversammlung und Mediatisirte. Ueber die römische Curie s. d. Art. K.

Curisches Haff, ein Meerbusen von Ostpreußen, der bei Königsberg anfängt und den die schmale, 15 Meilen lange, sandige Halbinsel, curische Nehrung (Niederung) von der Ostsee absondert, mit der er bei Memel durch einen kleinen Kanal, das Tief, verbunden ist; 27½ Q. M. Flächeninhalt, 15 Meilen lang und bis 4½ Meile breit.

Curius Dentatus (Marcus Annius) ein vornehmer Römer, war dreimal Consul und genoß zweimal die Ehre des Triumphs. Er besiegte die Samniter, Sabiner, Lucanier und schlug 272 Jahre v. Chr. Geb. den Pyrrhus bei Tarent. Seine bürgerlichen Tugenden waren noch größer, als seine kriegerischen Talente. Als nach dem samnitischen Kriege die Abgeordneten der Samniter zur Abschließung des Friedens bei ihm erschienen, fanden sie ihn auf einem Landgute, wie er sich eben in einem irdnen Topfe Rüben kochte, und boten ihm goldne Gefäße dar, um ihn dadurch zu ihrem Vortheil zu stimmen. Der edle Römer schlug sie aus und sprach: „Ich ziehe mein irdnes Geschirr euern goldnen Gefäßen vor, wünsche nicht reich zu sein und bin in meiner Armuth zufrieden, solchen befehlen zu können, die reich sind."

Curland, das Herzogthum dieses Namen besteht nicht mehr als unabhängiger Staat. Ein Theil desselben war Semgallen; jetzt ist beides eine russische Statthalterschaft von 500 Q.M. u. 450,000 Einw. Kurland liegt an der Ostsee, ist ein sehr flaches Land, hat daher viele Seen und wenig Höhen. Oestlich ist die Düna der Grenzfluß. Eigenthümliche Küstenflüße sind: die Aa, Windau und Liebau. Moor ist hier häufig und eben so Sand. Die Luft ist rauh, aber gesund. Getreide, Flachs und Hanf werden viel ausgeschifft, auch Leinsaat, das bloß seiner starken, aber vorsichtigen Ausdörrung, damit es nicht unterwegs verdirbt, den Ruf verdankt, bessern Flachs, als inländisches Leinsaat im Auslande zu erzeugen. Die mäßige Bevölkerung Kurlands erhält solchem seine Wälder und reiche Jagden, der geringe Fall der Gewässer seinen Ueberfluß an Fischteichen; Bienen- und Rindviehzucht sind blühend. Es gleicht Holstein durchaus, nur daß der Himmel in Kurland rauher ist. Folge der Lage ist, daß es nur Torf und Eisen an Mineralien besitzt. Die Einwohner sind Deutsche, Liven, Polen und Juden. Die herrschende Sprache ist hier die deutsche. Fabriken, außer Branteweinbrennereien, findet man wenige. In Liebau und Windau ist der Haupthandel und die ehemalige herzogliche Residenz Mietau, Residenz des Statthalters. Hier, wie in Liefland, regierte einst der deutsche Orden und schuf in beiden Landen das große Gutseigenthum mit dem höchsten Glanze der Gutshoheit der Leibei-

genschaft. So lange die Ordensaristokratie hier herrschte, bewachte diese die Gutsaristokratie so strenge, daß der Bauer Eigenthum mit leichtem Dienst besaß, aber nicht Leibeigner war und nicht von der Familienstelle abgetrieben werden konnte. Erst nach dem Untergange der Ordenslandshoheit unter den Herzogen, beschränkt durch die Gutshoheit und deren Repräsentanten, die Oberräthe, entstand jenes Trübsal und das Legen der Bauernstellen in den Rittergütern, um große Landwirthschaften unter einer Direction zu bilden. In Lehnsverbindung mit Polen, wo der Bauer freilich noch unglücklicher war, bildete der kurländische Magnat sein Verhältniß zu den Bauern seiner Gerichtsbarkeit immer polnischer aus. Der letzte Heermeister, Gotthard Kettler, nahm es, um Schutz gegen das immer weiter vordringende Rußland zu erhalten 1561 unter Abtretung Lieflands, von Polen zu Lehn, und vererbte es bis in's 18. Jahrh. auf seine Nachkommen. 1710 vermählte sich der sechste Herzog von Kurland, Friedrich Wilhelm, mit der russischen Prinzessin Anna; er starb 1711, und seitdem übte Rußland den größten Einfluß auf die Wahl der kurländischen Regenten. Anna, Tochter des Bruders vom Kaiser Peter, Czar Iwan, der vor ihm starb, blieb unter Kaiser Peter des Großen Schutz noch eine Zeitlang Regentin. Zwar trat ihres Gemahls Oheim, Ferdinand, die Regierung an, er lebte aber im Auslande und wagte dennoch, die Gutshoheit des kurländischen Adels zu verletzen. Nun ordnete der polnische Oberlehnshof in Abwesenheit des kinderlosen Ferdinands, eine Landsverwaltung an, mit deren Verfahren und der Absicht der nähern Vereinigung Kurland mit der Republik Polen, die Stände (Gutsherren) und die Oberräthe des Herzogthums unzufrieden waren. Gegen das Verbot der Regierung, hielten 1726 die Stände einen Landtag und bestimmten, daß des Königs von Polen natürlicher Sohn (Moriz von Sachsen) sammt seiner männlichen Nachkommenschaft ihrem Herzoge Ferdinand auf dem Throne Kurlands folgen solle. Diese Wahl, in aller Rücksicht wider die Verfassung, blieb ohne Folgen. Als aber die herzogliche Wittwe Anna 1730 den russischen Thron nach Peters II. Tode bestieg, ließ sie Kurland militärisch besetzen und erklärte dem polnischen Hofe, daß sie Kurland bei seinem Verfassungsrecht, als ein Lehn der Republik unter eignen Herzogen zu stehen, beschützen wolle. Ferdinand starb und sie ließ nun 1737 ihren Günstling und Oberkammerherrn, Grafen Ernst Johann von Biron oder Biren, einen gebornen Kurländer (aus dem Bürgerstande), der schon 1735 die Standesherrschaft Wartenberg zum Fideicommiß für seine männlichen Erben gekauft hatte, zum Herzog wählen. 1740 starb aber Anna, und ihre Thronfolgerin, Kaiserin Elisabeth, verwies den, in Rußland gehaßten Biron nach Sibirien. Die Stände von Kurland wählten nun 1741 einen Schwager der russischen Großfürstin-Regentin, Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig, zum neuen Herzog und als dieser Wahl der Oberlehnsherr seinen Beifall versagte, den polnisch-sächsischen Prinzen Carl, zu dessen Vortheil die damalige russische Kaiserin Elisabeth allen Ansprüchen auf Kurland entsagte. 1759 empfing nun dieser Fürst wirklich die Huldigung. Als aber Kaiser Peter III. den vorgedachten, nach Siberien verwiesnen Herzog von Biron zurückgerufen hatte, setzte ihn 1763 die Kaiserin Catharina II. wieder ein, und der Herzog Carl mußte wieder weichen. Polen erkannte nach der Restauration den Herzog Ernst Johann abermals an und belehnte ihn von neuem mit Kurland; doch trat er 1769 seinem Sohne Peter die Regierung ab. Im Lande war keine Empörung, aber der Adel und der Bürgerstand traten stets feindlich gegen

einander auf und beider Theile Ultra's suchten bald beim Hofe zu St. Petersburg, bald beim warschauer Schutz. Ihrem Beispiel folgte ihr Herzog, nicht so sehr um die unzufriednen Unterthanen unter sich zu versöhnen, als um seine Regentenrechte über beide fester zu stellen. Als in Polen 1792 die Revolution ausbrach, war es sehr nahe daran, daß die dortige Insurrection, der freilich der König Stanislaus anfangs, obgleich unfreiwillig, beitrat, von einer Insurrection in Kurland wider die Vorrechte des kurländischen Adels nachgeahmt sein würde. In dieser Lage der Dinge suchten Kurlands Gutsherren bei der Kaiserin Catharina Schutz, und am 18. März 1795 beschloß der kurländische Landtag, den aber bloß der Adel verfassungsmäßig bildete, Kurland unbedingt dem russischen Scepter zu unterwerfen. Eine ständische Deputation zeigte dem Herzog, der in St. Petersburg weilte, diesen Beschluß an und foderte ihn zur Beistimmung auf; der Herzog hatte keine Söhne, wol aber fünf Prinzessinnen, und für solche in Schlesien bereits das Fürstenthum Sagan unter königl. preußischer Hoheit und in Böhmen die Herrschaft Nachod erworben. Er stimmte bei. Ueber seine Familie lese man den Art. Curland, Anna Charlotte Dorothea, Herzogin, Bd. XI. Wir fügen nur noch hinzu, daß der Fürst Biron, Carl Friedrich Wilhelm, Bruderſohn des letzten Herzogs von Kurland, jetzt im Besitz der Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien, als eines Mannserblehns, in Folge eines Prozesses, lebt und zwei Söhne hat, Namens Peter Calixt und Peter Gustav. Sein Vater Gustav entsagte gegen eine jährliche Rente von 36,000 Thlr. Albertus im J. 1809 für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf das Herzogthum Kurland. Im J. 1818 bestätigte der Kaiser Alexander die Urkunde des kurländischen Adels, welche den Bauernstand in Kurland für frei erklärte und seine Verhältnisse zu den dortigen Gutsherren ordnete.

Cursiv (Schrift), s. Antiqua.

Cursus, (lat.) eigentlich der Lauf. Gewöhnlich versteht man darunter den zusammenhängenden Vortrag einer Wissenschaft von einem gewissen Punkte an bis zu einem andern hin, so daß er ein für sich bestehendes Ganze bildet; in dieser Bedeutung sagt man: ein Cursus über die Mathematik u. s. w. Auch bezeichnet man damit die Abtheilung der Zuhörer oder Schüler selbst und sagt daher: ein Schüler vom zweiten Cursus u. s. w.

Curtius (Marcus), ein edler römischer Jüngling, der sich, der Sage nach, durch die heldenmüthige Art, wie er sich freiwillig für das Wohl seines Vaterlands aufopferte, unsterblich gemacht hat. Im J. 392 hatte sich auf dem Marktplatze von Rom eine unterirdische Kluft geöffnet, aus welcher schädliche Dünste aufstiegen. Das darüber befragte Orakel hatte geantwortet, daß die Kluft sich schließen werde, sobald man das hineinwürfe, was die Herrlichkeit des römischen Volks in sich enthalte. Curtius fragte, ob Rom etwas Köstlicheres habe, als Waffen und Tapferkeit; und da die Antwort verneinend war, legte er seine Rüstung an, bestieg ein kostbar geschmücktes Roß, weihte sich vor den Augen des Volks feierlich dem Tode und stürzte sich in den Schlund, welcher sich alsbald schloß.

Curtius Rufus (Quintus), der Verfasser einer Geschichte Alexanders des Großen in zehn Büchern, wovon jedoch die beiden ersten verloren gegangen sind, war der Sohn eines Fechters, empfahl sich aber durch seine Kenntnisse dem Tiberus, so daß er unter diesem die Prätur und unter Claudius das Consulat und die Erlaubniß zu

einem Triumph, und endlich das Proconsulat von Afrika erhielt. Hier starb er im J. 69 nach Chr. Geb. in hohem Alter. Wir würden ausdrücklichere Nachrichten über ihn haben, wenn die ersten Bücher seines Werks sich erhalten hätten. Als Historiker gebührt dem Curtius kein besondres Lob. Sein Styl ist geschmückt und die Erzählung mehr romanhaft, als zuverlässig. Ergänzt haben ihn Christoph Bruno, ein baierischer Mönch, kurz und trocken, Freinsheim sehr weitläufig, und Christoph Cellarius, zwischen Beiden das Mittel haltend. Die beste Ausgabe ist von Snakenburg (Leyden, 1724. 4.). Unter den neuern Ausgaben nennen wir die von Schmieder (Göttingen, 1814). Uebersetzt hat ihn Ostertag, mit Anmerkungen.

Cusco Cuzko, (71°, 4′ W. L. von Greenwich, 13°, 42′ S. B.), eine Stadt in Peru, die ehmalige Residenz der peruanischen Regenten (Inca's), mit 26,000 Einw., mit schönen, steinernen Häusern und vielen prächtigen, öffentlichen Gebäuden. Die Domkirche ist groß, schön und sehr reich. Außer ihr hat die Stadt noch 9 andre Pfarrkirchen und mehrere, zum Theil sehr reiche Klöster. Unter den Denkmälern der alten peruanischen Herrlichkeit zeichnet sich die große, zur Vertheidigung der Stadt erbaute Citadelle aus, deren Mauern vorzüglich dadurch Bewundrung erregen, daß die natürlichen, unbehauenen Steinmassen dergestalt in einander gepaßt und gefügt sind, daß weder Mörtel noch sonst ein Körper nöthig ist, um Zwischenräume auszufüllen, die nirgend zu finden sind, indem das Ganze nur eine gediegne Masse zu bilden scheint. Cusco ward, der Sage nach, im J. J. 1045 vom ersten Inca, Manco-Capac, gegründet, und der Platz, auf dem es noch jetzt steht, am Fuße mehrerer Berge, welchen der kleine Fluß Guatanay bewässert, war ursprünglich rauh und uneben. Aber die Größe und Pracht der Gebäude, der Festung und des Sonnentempels erregten das Erstaunen der Spanier, als die Stadt 1553 von Franz Pizarro erobert ward. In der Mitte war ein großer, freier und ebner Platz, von dem vier Hauptstraßen ausgingen. Alle Häuser waren von Stein erbaut und die Gemächer in den Palästen der Großen des Reichs schimmerten von Gold und Silber. Die Mauern der Stadt waren, wie das oben erwähnte Schloß, von rohen Steinen mühsam und dauerhaft erbaut, und drei, in der Mauer angebrachte große Festungswerke hingen mit dem großen Schlosse durch unterirdische Gänge zusammen.

Custine (A. P. Graf von) geb. zu Metz 1740, machte einen Theil des siebenjährigen Kriegs als Hauptmann mit. Durch die Gunst des Herzogs von Choiseul erhielt er 1762 ein Regiment Dragoner, das seinen Namen bekam. Als 1780 das Regiment Saintonge nach Amerika bestimmt war, verglich Custine sich mit dem Chef desselben, führte dieses Corps den Amerikanern zu Hülfe und ward bei seiner Rückkunft zum Maréchal de camp ernannt. 1789 erklärte er sich, als Abgeordneter des Adels von Metz, von den ersten Sitzungen an für die Volkspartei. In der Folge ward er bei dem Heere angestellt und bemächtigte sich im Monat Mai 1792 der Pässe von Porentruy (Bruntrut). Im Juni erhielt er den Oberbefehl der, in Eil zusammengerafften Armee am Unter-Rheine und eröffnete den Feldzug mit der Besitznahme von Speier den 29. Sept. Da er wenig Widerstand antraf, nahm er ferner Worms, bemächtigte sich den 21. Oct. durch Capitulation der schlecht vertheidigten Festung Mainz und den 23. Frankfurt am Main, wo er schwere Brandschatzungen erhob. Von dort sah er sich in Kurzem durch die Preußen vertrieben und genöthigt, sich nach

Mainz zu werfen, das er befestigen ließ. Mit der Eröffnung des Feldzugs 1793 verließ er Mainz, welches die Verbündeten sogleich belagerten, ward aus Worms vertrieben und wandte sich nach dem Elsaß zurück. Klagen fingen an, sich von allen Seiten gegen ihm zu erheben, und er verlangte im April seine Entlassung; allein der Convent bat ihn im Namen des Vaterlands, das Heer nicht zu verlassen. Die Jacobiner warfen Verdacht auf ihn. Darüber beklagte er sich bitter, und ward vom Convent zu Ende Mais in dem Oberbefehl der Nordarmee bestätigt, zu der er sich begab. Er hatte aber kaum Zeit, die Posten zu besuchen. Marat und Varennes ließen mit ihren Anschuldigungen gegen ihn nicht ab, und brachten es dahin, daß ein Befehl des Wohlfahrtsausschusses ihn im Juli 1793 nach Paris foderte. In der Abtei und dann im Palais Luxemburg verhaftet, verlangte Custine seine Untersuchung. Das Revolutionsgericht fing den 15. Aug. an, seinen Prozeß einzuleiten. Custine vertheidigte sich mit vieler Geistesgegenwart; allein sein Tod war beschlossen und er ward den 27. Aug. verurtheilt.

Custos (lat.) Hüter. Insbesondre werden Aufseher von Bibliotheken, Kunst- und Naturalienkabinetten Custoden genannt. In der Sprache der Buchdrucker heißen die am Schlusse einer Seite unten gesetzten Anfangssylben der nächstfolgenden Seite Custoden. Jetzt werden sie aber meistentheils, als der Symmetrie zuwider, weggelassen. Das deutsche Küster stammt ebenfalls von Custos (Kirchenhüter) ab.

Cüstrin, Hauptstadt und Festung in der Neumark und der Provinz Brandenburg, auf einer Ebene an dem Einflusse der Warte in die Oder. Sie hat gegen 700 Häuser mit 5000 Einw., ohne das Militär, ist auf der einen Seite mit der Warte und auf der andern mit der Warte und Oder, sonst aber überall mit breiten Morästen umgeben. Von der langen Vorstadt geht der große Damm mit 36 Brücken, auf welchen man bei ¾ Meilen lang über die Moräste passiren muß. Im J. 1758 wurde die Stadt von den Russen bombardirt. Friedrich aber kam ihr zu Hülfe und schlug die Russen bei Zorndorf. Im J. 1806 wurde diese, durch Natur und Kunst starke Festung, bald nach der jenaer Schlacht, von dem damaligen preußischen Commandanten, Obersten von Ingersleben, wiewol derselbe mit allem Erfoderlichen reichlich versehen war, und dem noch kurz vorher persönlich anwesenden Könige versprochen hatte, sich bis auf's äußerste zu vertheidigen, den kaum davor erschienenen franz. Truppen übergeben, welche sie auch nach dem Frieden besetzt hielten und erst zu Anfang des J. 1814 auf Capitulation wieder an die Preußen übergaben.

Cutter ist bei den Engländern ein kleines Seefahrzeug, etwas breiter, als eine Chaluppe, gebaut, auch beinahe eben so betakelt, doch mit einem höhern Mast und einem gerade laufenden Boogspriet, oder einem solchen, der gelegentlich auf's Verdeck gelegt werden kann, und mit mehrern und größern Segeln versehen. Diese Fahrzeuge sind besonders schnelle Segler und gehen sehr tief im Wasser; daher auch ihr Name, von to cut, schneiden, durchschneiden. Sie führen 6 — 8 Kanonen und haben bis 30 Soldaten. — Cutter heißt auch eine Art Boote der Linienschiffe.

Cuvier (Georg Leopold Christian Friedrich Dagobert, Baron von) wurde am 25. August 1769 zu Mümpelgard geboren, das, damals zu Würtemberg gehörig, vom Prinzen Friedrich als Statthalter seines

Bruders verwaltet ward. Frühgeweckte Anlagen und ein ernster Sinn für geistige Unterhaltung erregten von Cuvier noch als Kind und Knabe ungewöhnliche Erwartungen. Sein Vater war Offizier im Regimente Waldner; da er sich aber zu schwach für den Soldatenstand fühlte, so beschloß er, Landprediger zu werden, was für unbemittelte Protestanten im Mümpelgard'schen die meisten Aussichten eröffnete, wenigstens eine sorgenfreie Zukunft versprach. Zur Erlangung der Stipendien, mit deren Hülfe er in Tübingen studiren wollte, mußte er eine Prüfung bestehen. In ihr ward er durch einen übelwollenden Examinator abgewiesen. Das Verfahren war jedoch so ungerecht, daß Prinz Friedrich selbst es für Pflicht hielt, Cuvier durch eine Stelle in Carlsakademie zu Stuttgart für jene Kränkung zu entschädigen. Begreiflich waren aber die Pläne für den geistlichen Stand dadurch beseitigt. In Stuttgart lernte Cuvier zwar zunächst die Rechtswissenschaften, aber schon zogen ihn naturhistorische Studien, für die ihm eine höhere Weihe geworden war, vor allem andern an, und beschäftigten namentlich die, seinem Privatfleiße überlassnen Freistunden. Cuvier verdankt dieser Periode die genauere Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur, die man in seinen Werken bemerkt hat; einen Vorzug, den ihm so wenige seiner Landsleute streitig machen können. Die beschränkte Lage seiner Eltern, die als Staatspensionäre sich in jenen Zeiten doppelt verlegen fühlten, zwang ihn, auf der Stelle von seinen Kenntnissen Vortheil zu ziehen. Einer seiner frühern Mitschüler, Parrot, war Hauslehrer bei einem Grafen D'Hericy in der Normandie geworden und wünschte jetzt, sich weiter zu versuchen. Er trug seine Stelle Cuvier an, der unbedenklich in sie eintrat. Seine Verhältnisse ließen ihm Muße und er benutzte diese, um sich mit aller Kraft seines Genius den Naturwissenschaften zuzuwenden, die eben auf dem sichern Boden der Erfahrung sich zu erheben anfingen. Cuvier's Scharfsinn bemerkte sehr bald, daß im weiten Reiche der Naturwissenschaften die Zoologie hinter den Fortschritten zurückgeblieben war, zu denen Linné die Pflanzenkunde erhoben hatte und zu der eben durch vereinte Bemühungen deutscher und französischer Gelehrten die Mineralogie heranreifte. Zunächst galt es genaue Beobachtung der einzelnen thierischen Organe, um ihren Zusammenhang und ihre Einwirkung auf das animalische Leben fester zu bestimmen, dann Widerlegung der träumerischen Systeme, die durch unstatthafte Erklärungen und Annahmen eher gestört, als gefördert hatten. Beiden Ansprüchen zu genügen, fühlte sich Cuvier berufen. Untersuchungen der Meergeschöpfe, welche der nahe Ozean ihm verschaffte, mußte ihm als Vorübung dessen dienen, was er bezweckte. Eine natürliche Ordnung der zahlreichen Klasse von Geschöpfen, welche Linné: vermes, genannt hat, waren seine erste Arbeit und die Klarheit, mit der er darin seine neuen Beobachtungen und seine geistvollen Ansichten vortrug, verschafften ihm die genauere Bekanntschaft der Naturforscher von Paris. Geoffroy Saint-Hilaire bestimmte ihn, nach der Hauptstadt zu kommen, öffnete ihm die Sammlungen für Naturgeschichte, denen er vorstand, verband sich mit ihm zur Herausgabe mehrerer Werke über die Anordnung der Säugethiere und bewirkte, daß Cuvier bei der Centralschule zu Paris angestellt ward (Mai 1795). Noch in demselben Jahre nahm ihn das wiederhergestellte Institut als Mitglied in seine erste Klasse auf. Zunächst für den Bedarf jener Centralschulen gab Cuvier sein: Tableau élémentaire de l'histoire naturelle des animaux, 1798, 8., wodurch er den Ruf seines Namens

begründete. Er galt von nun an für einen der ersten Zoologen Europa's. Die Stelle als Prof. der vergleichenden Anatomie, die ihm zunächst ertheilt wurde, um den veralteten Mertrud zu unterstützen, gab ihm Gelegenheit, sein darstellendes Talent zu entwickeln. Man mußte eben so sehr die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, als die Gabe bewundern, sie glänzend und klar vor einem gemischten Kreise vorzutragen. Bald vereinigte er in den Hörsälen des Lyceum, wo er einige Jahre lang Vorträge über Naturgeschichte hielt, Alles, was auf Geist und Bildung Anspruch machte, eben so sehr durch die Gewandtheit seiner gründlichen Auseinandersetzungen, als durch die großen, alle Reiche der Natur umfassenden Ueberblicke. Dieses Verdienst als Lehrer, neben so vielen als Gelehrter, wurde durch die Stelle, die D'Aubenton beim College de France inne gehabt hatte, würdig belohnt (Jan. 1800) und durch den stürmendsten Beifall, den seine Vorträge in den überfülltesten Sälen erregten. Nur Fourcroy konnte gleicher Anerkennung sich rühmen. Solche Vielseitigkeit war der Auszeichnung eines Fürsten sicher, der in der Wahl seiner Beamten zunächst nach Brauchbarkeit fragte. Cuvier war Napoleons Scharfblick nicht entgangen. In dem Departement des öffentlichen Unterrichts, in dem er nach und nach die bedeutendsten Würden bekleidete, wirkte er durch glückliche Abänderungen und rasches Bethätigen. Bekannt unter uns ist besonders der, Deutschland so ehrende Bericht, den er 1811 erstattete, als er von der Reise, als Oberaufseher aller Lehranstalten, aus Holland und Deutschland zurückkam. Damals war Noël sein Begleiter. 1813 ernannte ihn der Kaiser zum Requetenmeister im Staatsrath und übertrug ihm wichtige Anordnungen in Mainz. Die zurückgekehrten Bourbone bestätigten ihn bis auf die neuere Zeit in seinen frühern Würden, erhoben ihn zum wirklichen Staatsrath, anfangs für die Abtheilung der Gesetzgebung, später für die Verwaltung des Innern. Vielleicht waren diese öffentlichen Verhältnisse Cuvier's nicht immer geeignet, um ihn, besonders in der letzten Zeit, in der Meinung der Mehrzahl zu erheben. Die Nothwendigkeit, die ihm oblag, Maßregeln zu vertreten, welche von vielen Freisinnigen laut gemißbilligt wurden, entfremdete den Staatsrathe Cuvier wol manchem Franzosen, der in dem Gelehrten Cuvier einen Stolz seines Volks sah. Die neuesten Maßregeln des Kanzlers der pariser Universität, Abbé Frayssinous, haben Cuvier bestimmt, wie die öffentlichen Blätter erzählen, seine Entlassung von der Stelle eines Universitätsraths selbst zu geben (Dec. 1822.). Neben dieser staatsbürgerlichen Thätigkeit gehört aber Cuvier's Zeit unausgesetzt dem Studium der Naturwissenschaften in ihrem weitesten Umfange und der genauesten Erforschung eines Gebiets, dessen Grenzen er selbst durch so rühmliche Entdeckungen bis zu ungeahnten Fernen hinaus erweitert hat. Kaum begreift man, wie der, von allen Seiten angeregte Mann zu solchen Unternehmungen, als ihn beschäftigen, ausreiche. Wir brauchen nur an sein: Recherches sur les ossemens fossiles, 1811, 4 Vol. 4., N. A. 1822. zu erinnern, eine neue Schöpfung untergegangner Thiergeschlechter, — an seine: Leçons d'anatomie comparée recueillies par M. M. Duméril et Duvernoy. 1805, 5 Bde 8.; an seine: Recherches anatomiques sur les reptiles regardés encore comme douteux, 1807, 4., an die Mémoires pour servir à l'histoire de l'anatomie des mollusques, 1816, 4., um eben so viel Meisterwerke der sorgfältigsten Beobachtung und der geistreichsten Auffassung unsern Lesern in's Gedächtniß zu bringen. Als beständiger Secretär

der Akademie in der Klasse der physikalischen Wissenschaften liegt es außer dem Cuvier ob, die Lobreden auf die verstorbnen Mitglieder des Instituts in den öffentlichen Sitzungen zu halten. Mehrere derselben, die jetzt schon im Druck erschienen sind, gehören zu den geistreichsten Arbeiten der Art, welche Frankreich in neuerer Zeit aufzuweisen hat. Sie haben ihm den Ruhm des beredtesten Franzosen aus diesem gelehrten Vereine jetzt auch im Auslande erworben. Wie billig, nahm ihn die französische Akademie durch einstimmig freie Wahl unter die Anzahl ihrer Vierzig auf. Fast alle gelehrten Vereine Europa's wetteiferten, durch Ehrendiplome ihm ihre Verehrung zu beweisen. Neben so vielen nützlichen Einrichtungen, die er durch seinen amtlichen Einfluß beförderte, verdankt Frankreich ihm ausschließlich die Errichtung eines Kabinets für vergleichende Anatomie, das, als die reichste osteologische Sammlung Europa's, die Schätze aus allen Naturreichen im Pflanzengarten vermehrt hat.

Curhaven, ein Dorf im hamburgischen Amt Ritzebüttel am linken Ufer der Elbmündung, mit einem bequemen und geräumigen Hafen, welcher neuerdings mit beträchtlichen Kostenaufwand verbessert worden. Die Einwohner sind theils Fischer, theils Lootsen, und müssen, ihrer Verfassung gemäß, fortwährend ein Lootsenboot bei den äußersten Tonnen (Fahrwasserzeichen) in See haben, um den in den Strom einlaufenden Schiffen unverzüglich Beistand zu leisten. Die Stadt Hamburg kaufte im 14. Jahrh. das Amt Ritzebüttel mit Curhaven, um die Mündung der Elbe unter beständiger Aufsicht zu haben. Während des französischen Revolutionskriegs, und bis zur französischen Besitznahme der Elb- und Wesermündungen, wechselten von hier aus die Paketbote zwischen dem Festlande und England. Der Leuchtthurm von Curhaven ist = 8°, 43′, 1″ östl. L. von Greenwich, 53°, 52′, 21″ nördl. Br. Seit 1816 ist hier ein Seebad eingerichtet. Das Badehaus steht auf einer, zwischen dem Meere und der Elbe gelegnen, von den Wellen bespülten Anhöhe, neben dem Leuchtthurme. Es ist sehr geschmackvoll und freundlich. Eine halbe Stunde vom Badehause ist in der See trefflicher, ebner Grund, vollkommen zum Bade geschickt, wo mittelst Karren gebadet wird, die zwei Räder haben und einem Schäferkarren gleichen. Sie haben ein Kabinet zum Aus- und Ankleiden und werden durch zwei Pferde bis zu einer Tiefe von drei Fuß in die See gezogen. Ein am Karren befestigtes Zelt wird heruntergeschlagen, und nun badet man unter diesem oder geht weiter in die See. Für die, welche das Baden in der offnen See scheuen, ist hinter dem Badehause eine andre Badeanstalt in einem kleinen Hause, das auf einem Damme zwischen zwei Landseen erbaut ist und im Winter wegen Eisgang und Wellenschlag weggenommen wird. Durch die Fluth wird jedesmal dem einen See frisches Seewasser zugeführt, aus dem es durch eine Schleuse in den zweiten gelangt. Mittelst der angebrachten Röhren rinnt es dann in die Bäder im Hause und läuft auf der andern Seite ab.

Cybele, eine Göttin der Alten, deren Begriff in die fernsten Zeiten hinaufsteigt und in der Folge mancherlei Veränderungen erlitt. Ursprünglich war sie eine Landesgöttin der Phrygier, und wie die Isis, das Symbol des Mondes, und, was nahe damit verwandt ist, der Fruchtbarkeit der Erde, weshalb sie mit der Rhea in Eins verschmolz, deren Dienst in Kreta entstanden war, und in welcher die personifizirte Natur verehrt wurde. Die Griechen bekamen die Idee der Cybele nicht mehr

Digitized by Google

rein, sondern in Geschichte eingekleidet, welche Diodor also erzählt. Cybele war die Tochter des phrygischen Königs Mäon und seiner Gemahlin Dindyma. Aus Verdruß, daß ihm kein Sohn geboren worden, setzte sie der Vater auf dem Berge Cybelus aus, wo sie von Löwen und Panthern gesäugt, nachher von Hirtenweibern gefunden und aufgezogen wurde. Sie ward die Erfinderin der Pfeifen und Trommeln, womit sie die Krankheiten der Thiere, so wie der Kinder heilte, trat mit dem Marsyas in vertraute Freundschaft und faßte eine heftige Liebe zu dem Atys (s. d.), einem, ebenfalls von seinem Vater ausgesetzten Königssohne, dessen Entmannung und Tod sie fast in Verzweiflung setzte. Ihn wieder zu finden, durchirrte sie mit zerstreuten Haaren und unter dem Lärm der von ihr erfundnen Trommeln und Pfeifen mehrere Länder, bis in den fernsten Norden zu den Hyperboräern. Marsyas begleitete sie, nach dem, für diesen so unglücklichen Wettstreit über Apollo selbst, der sie liebte. Während ihrer Abwesenheit entstand in Phrygien eine Hungersnoth, welche erst endigte, als man auf Befehl des Orakels der Cybele göttliche Ehre erwies und das Bild des Atys, da man seinen unbeerdigt gebliebnen Leichnam nicht auffinden konnte, bestattete. Zum Andenken an den Atys waren die Priester der Cybele Verschnittne; ihr Gottesdienst aber bestand in einem tobenden Lärm mit Instrumenten und im Umherschweifen durch Felder und Wälder. Wie ihre Verehrung auf Kreta sich mit dem, dort schon vorhandnen Dienste der Rhea vermischte, so ward sie auch mit der alten lateinischen Göttin Ops vereinigt. Was ihre Abbildung betrifft, so war ihre ursprüngliche Statue bloß ein, dunkler viereckigter Stein. Nachher wurde sie als Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupte abgebildet, womit auf die durch den Ackerbau entstandne Bildung der Menschen und die Städteerbauung hingedeutet ward. Ein gewöhnliches Attribut ist auch der Schleier um das Haupt, der sich auf das Verborgne und Unbegreifliche in der Natur bezieht. In der rechten Hand hält sie oft einen Stab als Sinnbild ihrer Herrschaft, und in der linken eine phrygische Handpauke. Bisweilen stehen Kornähren neben ihr; auch findet man die Sonne zu ihrer Rechten und den gehörnten Mond zu ihrer Linken. Oft wird sich auch auf ihrem, von Löwen gezognen Wagen vorgestellt; oder sie sitzt auf einem Löwen und hat, als die mächtige Natur, den Blitz in der Rechten, oder ein Löwe liegt neben ihr (vergl. Atalanta); lauter Bilder ihrer Herrschaft und der Cultivirung der rohen Menschen durch sie.

Cyklische Dichter, s. Griechische Literatur.

Cykloide, Radlinie. Man stellte sich einen Kreis vor, der, ohne zu gleiten, senkrecht auf einer geraden Linie fortgewälzt wird, bis der Punkt, der sie zuerst berührte, nach einer vollen Umwälzung dieselbe wieder berührt; die von diesem Punkt indeß beschriebne, krumme Linie heißt Cykloide oder Radlinie, weil jeder Punkt in dem Umfange eines fortlaufenden Rades eine solche Radlinie beschreibt. Der Kreis heißt der erzeugende Kreis, die Linie, auf der er sich fortwälzt, die Basis der Cykloide. Ihre Länge ist jedesmal der vierfachen Länge des Durchmessers des erzeugenden Kreises und ihr Inhalt dem dreifachen Inhalte dieses Kreises gleich. Diese Linie ist in der höhern Mechanik sehr merkwürdig. Man denke sich ein Pendel so an einem Faden angehängt, daß dieser sich beim Schwingen des Pendels zwischen zwei, in Form einer Cykloide gekrümmten Blechen abwechselnd auf diese auf-

und abwickelt, alsdann werden die größten Schwingungen in eben der Zeit, d. i. isochronisch vollendet, wie die kleinsten, und die Cykloide wird daher eine Isochrone oder Tautochrone genannt. Ferner ist die Cykloide auch eine Brachyskochrone, d. h. eine solche Linie, durch welche ein Körper von einem Punkte zum andern in der allerkürzesten Zeit fällt. L.

Cyklopen kommen in der Mythologie Griechenlands von zweierlei Art vor: die einen als Söhne Neptuns, die andern als Söhne des Uranus und der Gäa (des Himmels und der Erde). Diese letztern, drei an der Zahl, Arges, Brontes, Steropes (Blitz und Donner), kräftige Riesen, waren es, die in Vulkan's Werkstatt dem Jupiter die Donnerkeile schmiedeten, wofür Apollo sie erlegte. Ganz verschieden von diesen sind die Söhne Neptuns, deren Einige sieben, Andre gegen hundert zählen. Unter ihnen zeichnet sich vor allem Polyphem aus. Mit diesem hängt zusammen das Volk der Cyklopen, die in der Odyssee (IX, 106 fg.) als nomadische Wilde geschildert werden, ohne Ackerbau und bürgerliches Verein in Gebirgs-Grotten hausend, nur Viehzucht treibend, ungeschlachte Riesen, über deren eigentlichen Sitz viel Uneinigkeit herrscht. Nach Homer wohnten sie an der westseite Siciliens, nahe den nächtlichen Cimmeriern. Wie bei erweiterter Weltkunde die cimmerische Nacht weiter zurückgedrängt ward, wurden sie in die metallreichen Riphäen versetzt. Einäugige, bald Cyklopen, bald Arimaspen genannt, gruben auf den Riphäen Erze und schmiedeten, von goldbewachenden Greifen beunruhigt. (Voß's mythologische Briefe Bd. 2, Br. 16 — 18.) Hier entstand Verwechslung mit den andern Cyklopen. Ein Theil dieser Cyklopen nämlich schmiedete Jupiters Donnerkeile, ein andrer kam abenteuernd nach Griechenland, wo er Gebäude als Denkmäler cyklopischer Kunst nachließ. Bei noch mehr erweiterter Weltkunde wich das fabelhafte Gebirge der Riphäen in die noch unentdeckte Nacht des Nordens, und in die Geschichte der Einäugigen kam Verwirrung. Einige versetzten sie mit gegen Norden, die Meisten vermischten die Fabeln, und ließen die Cyklopen, als Schmiede Vulkan's, wieder in Sicilien, aber unter dem Aetna oder auf dem liparischen Feuerfelsen arbeiten. Die feuerspeienden Berge waren ihre Essen, das Toben darin die Schläge ihrer Hämmer. Wie sie zu Einäugigen geworden, da ihr Name sie nur als rundäugige bezeichnet, ist unbekannt; gewiß aber, daß Polyphem auf mehrern Bildwerken mit zwei Augen dargestellt ist. Bei griechischen Idyllendichtern finden wir Cyklopen mit einem naiv bäurischen Charakter dargestellt. dd.

Cyklus heißt, wörtlich übersetzt, der Kreis; daher auch jede gleichförmig wiederkehrende Reihe derselben Begebenheiten. Auf solchen Reihen oder Cyklen von Jahren beruht die ganze Zeitrechnung und insbesondre der Kalender. Unser gemeines Sonnenjahr, das durch die jedesmalige Rückkehr der Sonne zu demselben Punkt der Ekliptik bestimmt wird, enthält bekanntlich 52 Wochen und 1 Tag, das Schaltjahr noch einen Tag mehr. Mithin kann in verschiednen Jahren derselbe Jahrstag nicht auf denselben Wochentag fallen, sondern da z. B. das J. 1814 mit einem Sonnabend begonnen hat, so wird 1815 mit einem Sonntag, 1816 mit einem Montag, 1817 aber, weil ein Schaltjahr vorher ging, nicht mit einem Dienstag, sondern mit einer Mittwoch anfangen. Zählte man bloß nach gemeinen Jahren, so würde offenbar von 7 zu 7 Jahren jedes Jahr wieder mit demselben Wochentag anfangen, wie das 7. Jahr zuvor, oder wie man sich auch aus-

drücken kann, es würden nach 7 Jahren die Sonntagsbuchstaben (s. d. Art.) in derselben Ordnung zurückkehren. Weil aber alle 4 Jahre, statt des gemeinen, ein Schaltjahr einfällt: so kann jenes erst nach 4×7 oder 28 Jahren Statt finden. Eine solche Periode von 28 Jahren heißt Sonnencyklus und dient dazu, den Wochentag des ersten Tages im Jahre zu finden. Dazu ist bloß nöthig, zu wissen, mit welchem Wochentage ein bestimmtes Jahr angefangen habe, und dann ein Täfelchen für den Anfangstag der 27 folgenden Jahre zu verfertigen. Nun pflegt man den Anfang des Sonnencyklus auf das 9. Jahr vor Chr. Geb. zu setzen, welches ein Schaltjahr war und mit einem Montage anfing. Verlangt man also, zu wissen, was für ein Wochentag der Neujahrstag eines gewissen Jahrs unsrer Zeitrechnung ist, so hat man 9 zu der Jahrszahl zu addiren und alsdann zeigt der, bei Division dieser Summe durch 28 bleibende Rest an, das wievielste Jahr der Sonnenperiode das gegebne ist, worauf das oben erwähnte Täfelchen den Tag gibt, mit welchem es anfängt. Diese Rechnung gilt aber allgemein nur für den julianischen Kalender; im gregorian'schen wird sie dadurch unterbrochen, daß in 400 Jahren dreimal das letzte Jahr eines Jahrhunderts kein Schalt-, sondern ein Gemeinjahr ist. Jene Rechnung wird daher den Wochentag nicht für den ersten Tag des Jahrs angeben, sondern von 1582 (die Zeit der Einführung des gregorianischen Kalenders) an bis 1700 für den 11., von 1700—1800 für den 12., im 19. Jahrh. für den 13. Tag des Jahrs u. s. w., worauf man dann bis zum Neujahrstage zurückzurechnen hat. Weit bequemer ist es daher, für den Anfang eines Jahrh. ein Täfelchen zu verfertigen, z. B. für 1801, das mit einem Donnerstage angefangen hat, und die Zahl der von da an bis zum gegebnen hin verflossnen Jahre durch 28 zu dividiren und mit dem gebliebnen Reste den Wochentag für den ersten Tag des Jahrs im Täfelchen aufzusuchen. Uebrigens ist zur Bestimmung der Feste noch ein zweiter Cyklus nöthig, mit dessen Hülfe das Osterfest, wonach sich alle beweglichen Feste richten, berechnet werden muß. Bekanntlich hängt Ostern von dem ersten Vollmonde ab, der nach dem Frühlingsäquinoctium einfällt, (s. Kalender.) Der Mondscykel nun ist eine Zeit von 19 Jahren, nach welcher die Neumonde in derselben Ordnung von 19 Jahren wieder auf denselben Monatstag fallen. Am 2. Jan. 1813 z. B. war Neumond, es wird derselbe also 1832 wieder auf den 2. Januar fallen. Da die Zeit von einem Neumond bis zum andern, oder der Mondsmonat, wie die Astronomie lehrt, ungefähr 29½ Tag lang ist, so kann man sich leicht eine Tafel der Neumonde für die Periode von 19 Jahren entwerfen; man muß nur dabei beachten, daß dieser Mondscykel allemal mit einem Jahre anfängt, dessen erster Neumond am 1. Jan. eintrit, und daß dieses 1. Jahr vor Christi Geburt der Fall war. Dividirt man die, um 1 vermehrte Jahrszahl durch 19, so wird mithin der Rest anzeigen, das wievielste Jahr in der Mondperiode das gegebne ist. Diese Zahl wird die goldne Zahl genannt, (s. den Art. Kalender und Epakten.) Außer diesen beiden Cyklen, welche zur Berechnung des Kalenders unentbehrlich sind, gibt es noch einige andre, mehr unter dem Namen von Perioden bekannt; man sehe daher den Art. L.

Cylinder oder Walze heißt der Körper, welcher in der Geometrie durch Umdrehung eines Rechtecks oder Parallelogramms um eine seiner Seitenlinien, als desselben Axe, erzeugt wird. Sein körperlicher Inhalt ist gleich dem Producte aus seiner Höhe in die Grundfläche.

Bekanntlich fand Archimedes, daß der körperliche Inhalt einer, in einem gleichseitigen Cylinder beschriebnen Kugel, d. h. einer Kugel, deren Durchmesser der Höhe oder dem Durchmesser der Grundfläche des Cylinders gleich ist, zwei Drittel von dem Inhalte des Cylinders selbst ausmache. Diese Erfindung war für damalige Zeiten so wichtig, daß Archimedes das Andenken an dieselbe durch seinen Grabstein wollte erhalten wissen.

Cymbel, Cymbal, bei den Alten ein Instrument von Erz, zwei hohlen Becken ähnlich, welche, zusammengeschlagen, einen hellen Ton von sich gaben. Die messingnen Becken, deren man sich heut zu Tage bei der sogenannten Janitscharenmusik bedient, scheinen daher entsprungen zu sein. Die Erfindung will man der Cybele zuschreiben, bei deren Dienste sie gebraucht wurden.

Cyniker, eine philosophische Sekte, welche Antisthenes, ein Schüler des Sokrates in der Kynosarge zu Athen stiftete. Der Charakter dieser Philosophie blieb der Sokratischen am meisten treu, besonders darin, daß sie die Moral zum vornehmsten oder vielmehr einzigen Gegenstand machte und alle Speculationen verachtete. Dies übertrieben die Cyniker so, daß es in Kasteiung des Körpers, und sogar in Schmutz und Vernachlässigung alles Anstandes ausartete. Man wollte der Natur gemäß leben, und würdigte sich dadurch zum Wilden, ja zum Thiere herab. Es war daher kein Wunder, daß die Cyniker bald der Gegenstand allgemeiner Verachtung wurden. Die berühmtesten ihrer Mitglieder waren, außer ihrem Stifter, Diogenes von Sinope, Monimus, Krates und Menippus, welcher zugleich der letzte war; denn nach ihm bildete sich aus dieser Philosophie die würdigere stoische. Das Wort Cynismus wird noch jetzt gebraucht, wenn man die Verachtung und Vernachlässigung alles Aeußern bezeichnen will.

Cynosura, eine Nymphe vom Berge Ida, welche den Jupiter erzogen hatte und nachher in das Gestirn des kleinen Bären versetzt wurde. Nach diesem Stern richtete sich die Phönicier bei ihren Schifffahrten und noch jetzt ist Cynosur, im uneigentlichen Sinn, gleichbedeutend mit Leitstern, Wegweiser, Richtschnur.

Cynthius, ein Beiname des Apollo, vom Berge Cynthus auf der Insel Delos, an dessen Fuße ihm ein Tempel erbaut war; auch Diana, seine Schwester, führt den Namen Cynthia von diesem Berge, weil sie hier geboren sein soll.

Cypern, eine Insel im mittelländischen Meere, zwischen Klein-Asien und Syrien, im Alterthume sehr berühmt wegen ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit und wegen ihres weichlichen Klima's. Wein, Oel, Honig, Wolle ꝛc. waren die vorzüglichsten Erzeugnisse und sind es noch; mehrere merkwürdige Orte und Berge, z. B. Paphos, Amathusie, Salamis, der Olymp mit einem reichen Venuskempel, zeichneten das Land aus. Venus wurde hier vorzüglich verehrt, denn, der Sage zufolge, war es an Cyperns reizendem Ufer, wo sie aus dem Schaume des Meers hervorging. Die älteste Geschichte der Insel verliert sich in das Dunkel der Vorzeit. Als Amasis sie (550 vor Chr. Geb.) der ägyptischen Herrschaft unterwarf, hatten jonische und phönicische Kolonisten mehrere kleine Königreiche daselbst, und sie blieb bei Egypten, bis 58 vor Chr. die Römer sie an sich rissen. Nach der Theilung des römischen Kaiserthums blieb sie dem östlichen Reiche unterworfen und wurde von eignen Statthaltern aus kaiserlichem Geblüte regiert, von denen sich Kommenus I. unabhängig machte, dessen Haus auf dem Throne

blieb, bis Richard von England die Familie Lusignan mit der Krone belehnte (1191). Nach dem Aussterben der männlichen Linie der Lusignans kam Jacob, ein natürlicher Sprößling derselben, zur Regierung. Er hatte eine Venetianerin, Catharina Cornaro, zur Gemahlin, und da er sie kinderlos hinterließ, benutzten die Venetianer diesen Umstand, Cypern an sich zu reißen (1473). Sie blieben im ungestörten Besitze bis 1571, wo Amurath III., trotz der tapfersten Gegenwehr des Marco Antonio Bragadino, der elf Monate Famagusta vertheidigte, die Insel eroberte und mit dem türkischen Reiche vereinigte. Sie zählt auf 393 Q. M. 84,000 Einw., worunter 37,000 Christen, die übrigen aber Türken sind. Des Hauptstadt ist Nicosia, der Sitz des türkischen Befehlshabers, eines griechischen Erzbischofs und eines armenischen Bischofs. Die cyprischen Weine sind roth, wenn sie aus der Presse kommen, nach 5 bis 6 Jahren aber werden sie blässer; nur eine Sorte, der Muscateller, hat in den ersten Jahren eine weiße Farbe, wird je älter, je röther und nach Jahren dick, wie Syrup. Sein Geschmack ist äußerst süß. Sie sind nicht zu jeder Jahrszeit gleich schmackhaft; der Frühling und Sommer sind ihnen am vortheilhaftesten, große Kälte schadet ihnen und nimt ihnen Geschmack und Geruch. Sie werden anfangs in verpichte Schläuche gefüllt, daher sie einen starken Pechgeruch haben, den sie nur nach Jahren verlieren. Nach dem festen Lande kommen sie in Gebinden, müssen aber nach einiger Zeit auf Flaschen abgezogen werden, wenn sie sich halten sollen.

Cypresse. Die Dichter haben diesem Baume den Charakter stiller Trauer beigelegt und lassen ihn oft die Gräber beschatten. Seine immer grüne Farbe ist ihnen das Bild der Ewigkeit.

Cypris, Cypria, ein Beiname der Venus von der Insel Cypern in Griechenland, wo ihr erster Tempel war. Cypripor, ein Beiname des Amor oder Cupido.

Cyrenaiker hießen die Anhänger der, von Aristipp (s. d.) aus Cyrene gestifteten, philosophischen Sekte, welche, nachdem sie ungefähr hundert Jahre in- und außerhalb Griechenland geblüht hatte, von Epikur verdrängt wurde. Von Aristipps Nachfolgern sind, außer seiner Tochter Arete, die berühmtesten: Antipater, Anniceris, Theodorus, Hegesius, Euphemerus, Bion, Borysthenites u. s. w.

Cyrillische Buchstaben, Charaktere, slaw. Cfuraliza, sind eine Schriftart der slawischen Sprache, deren es drei gibt: 1. lateinische oder deutsche Buchstaben, deren sich Polen, Böhmen und Lausitzer bedienen. 2. Cyrillische, nach dem Erfinder derselben, Cyrillus also benannt. Sie sind bei den Russen gebräuchlich. 3. Aus diesen cyrillischen Buchstaben entstand, vermuthlich durch schönschreiberische Künstelei, wieder ein besonders Alphabet, das jetzt nur noch in gedruckten Büchern, aber nirgend mehr im gemeinen Leben gebräuchlich ist.

Cyrillus. Die Kirchengeschichte nennt drei Heilige dieses Namens. — Cyrillus von Jerusalem, geboren daselbst gegen das J. 315, wurde 334 Diakonus und das Jahr darauf Priester. Nach des heiligen Maximus Tode im J. 350 ward er Patriarch von Jerusalem. Als eifriger Katholik gerieth er in heftigen Streit mit dem arianischen Bischof von Cäsarea, Acacius, welcher ihn anklagte, einige köstliche Kirchenstoffe verkauft zu haben, was Cyrillus allerdings gethan hatte, aber zu dem löblichen Zwecke, die Armen während einer Hungersnoth zu unterstützen. Ein, zu Cäsarea von Acacius versammeltes

Concilium setzte Cyrillus 357 ab; aber die Kirchenversammlung von Seleucia im J. 359 stellte ihn wieder her und vertrieb seinen Verfolger. Acacius Ränken gelang es, ihn im folgenden Jahre abermals seiner Würde zu berauben, und nachdem der Kaiser Constantius ihn bei seinem Regierungsantritte zurückberufen hatte, verlor er sie zum drittenmale durch den Kaiser Valens, nach dessen Tode erst er nach Jerusalem zurückkehrte. Das Concilium von Konstantinopel im J. 381 bestätigte ihn. Er starb 386. Wir haben von ihm 23 Katechesen in einem einfachen und deutlichen Style, die als der ältste und beste Abriß der christlichen Religion angesehen werden. (Paris, 1720, Fol.) — Cyrillus von Alexandrien wurde bei seinem Oheime Theophilus, Patriarchen von Alexandrien, erzogen, verlebte sodann fünf Jahre in den Klöstern von Nitria, wo der Abt Serapion ihn unterrichtete, kehrte darauf nach Alexandrien zurück, wo er öffentlich auftrat, und durch die Anmuth seiner Gestalt und seines Vortrags sich so viel Anhänger erwarb, daß ihm nach seines Oheims Tode 412 die Patriarchenwürde zu Theil ward. Voll Eifer und Herrschsucht begnügte er sich nicht mit dem geistlichen Ansehn, sondern übte auch die weltliche Gewalt aus. Um die Juden, durch welche in einem Volksaufruhr Christenblut geflossen war, zu bestrafen, überfiel er sie an der Spitze des aufgereizten Pöbels, zerstörte ihre Häuser und ihren Hausrath und trieb sie aus der Stadt. Der Präfect von Egypten, welcher über eine so gesetzlose Gewaltthätigkeit, die am wenigsten einem Bischofe anstand, Klage erhob, ward bald darauf selbst auf der Straße von fünfhundert wüthenden Mönchen angefallen, die ihn zu steinigen drohten. Einer dieser Mönche, Namens Ammonius, hatte den Präfecten verwundet, und wurde dafür zu Tode gegeißelt. Cyrillus ließ den Leichnam in feierlicher Procession in den Dom bringen, gab ihm den Namen Thaumasius und pries ihn als einen Märtyrer und Heiligen. Die Ermordung der Hypatia, der gelehrten Tochter des Mathematikers Theon, welche durch den Beifall, den ihr Unterricht in der Geometrie und Philosophie fand, des Cyrillus Eifersucht erregt hatte, wurde durch ihn angestiftet. Auf dem berüchtigten Concilium im J. 403 hatte er mit seinem Oheime zur Verurtheilung des heil. Johannes Chrysostomus hingewirkt, und erst nach einem hartnäckigen Widerstande unterwarf er sich in Hinsicht dieses Prälaten dem Decrete der katholischen Kirche. Noch heftiger waren seine Streitigkeiten mit Johannes Nachfolger, Nestorius, der die menschliche Natur Christi von der göttlichen Jesu unterschied, und Maria wol als die Mutter Christi anerkannte, ihr aber den Namen einer Mutter Gottes versagte. Cyrillus sprach laut und heftig gegen diese Irrthümer, und machte den Papst Cölestin zum Richter, der sie verurtheilte. Er entwarf zwölf Anathemata, welche nach der Meinung der Theologen selbst nicht von aller Ketzerei frei sind, und foderte Nestorius gerichtlich auf, sie anzunehmen. Auf dem Concilium zu Ephesus sollte dieser Streit beendigt werden. Beide Theile erschienen mit einem großen Gefolge von Anhängern und Dienern, zwischen denen es zu mancherlei Streitigkeiten kam. Cyrillus eröffnete das Concilium noch vor Ankunft des Patriarchen von Antiochien, und obgleich Nestorius sich weigerte, Richter, die seine Feinde waren, anzuerkennen; obgleich 68 Bischöfe auf seiner Seite waren, und eine Magistratsperson im Namen des Kaisers einen Aufschub von vier Tagen foderte: so wurde dennoch Nestorius an einem Tage verurtheilt, abgesetzt und für einen neuen Judas erklärt. Cyrillus wurde beschuldigt, daß er, um seine Absicht zu er-

reichen, die Urkunden und Unterschriften der Bischöfe verfälscht habe. Bald darauf kam der Patriarch von Antiochien an und hielt eine Synode von 50 Bischöfen, die mit gleicher Uebereilung Cyrillus verurtheilten, ihn der Ketzerei beschuldigten und, für ein, zum Verderben der Kirche gebornes Ungeheuer erklärten. Beide Parteien griffen zu den Waffen, die Straßen der Stadt und selbst der Dom wurden ein Schauplatz der Wuth und mit Blut befleckt. Der Kaiser Theodosius sandte Truppen nach Ephesus, um dieses Concilium der kämpfenden Kirchenväter zu trennen. Aber diese Maßregel änderte nur den Schauplatz des Kriegs, der zwischen Johann von Antiochien und Cyrillus noch drei Jahr fortwährte. Bald darauf wirkte Nestorius, der nicht gemäßigter, als Cyrillus, war, einen Befehl vom Kaiser aus, wodurch derselbe wieder nach Ephesus zu einer Synode beschieden wurde. Beide Theile erschienen mit bewaffnetem Gefolge; Cyrillus wurde gemißhandelt und sogar eingekerkert, entkam aber seinen Wächtern und floh nach Alexandrien. Von dort aus bewirkte er durch Bestechung einen Aufstand in Konstantinopel, der den furchtsamen Kaiser in Schrecken setzte. Man unterhandelte, Cyrillus wurde bewogen, sein Anathema zu mildern, und wider Willen eine zwiefache Natur in Christus anzuerkennen. Da Nestorius aber nicht von seiner Meinung abgehen wollte, so mußte er seinem Amte entsagen und sich zunächst in ein Kloster zurückziehen. Später wurde er nach Thebais verwiesen und von seinen Feinden vielfach verfolgt; er starb 339 oder 340. Cyrillus endigte sein unruhiges Leben 344. Seine Meinung behielt im Morgen- und Abendlande die Oberhand, und die Kirche versetzte ihn unter die Heiligen. Die beste Ausgabe seiner Werke, deren Styl weder Klarheit noch Genauigkeit hat, ist von 1638 in Fol. Der heil. Cyrillus, aus Thessalonich gebürtig, heißt eigentlich Constantin, und erwarb sich zu Konstantinopel, wo er studirte, den Beinamen des Philosophen. Auf des heiligen Ignatius Empfehlung sendete ihn der Kaiser Michael III. zu den Jazaren, einem hunnischen Völkerstamme. Er bekehrte den Chan, auf dessen Vorgang die ganze Nation sich taufen ließ. Dann predigte er zugleich mit Methodicus den Bulgaren das Evangelium, und taufte deren König Bojaris 860. Gleichen Erfolg hatten sie in Mähren und Böhmen; nach dem J. 882 gingen sie nach Rom, wo sie starben. Beide Apostel wurden für Heilige erklärt. Die Griechen und Russen feiern das Fest des heil Cyrillus den 14. Febr. Er erfand die nach ihm benannten Buchstaben (s. Cyrillische Buchstaben), und ist wahrscheinlich der Verfasser der Apologen, die seinen Namen tragen.

Cyrus, der Sohn des Kambyses, eines vornehmen Persers, und der Mandane, der Tochter des medischen Königs Astyages, war der Stifter der persischen Monarchie (vergl. Assyrien). Als seine Mutter mit ihm schwanger ging, legten die Traumdeuter des Astyages einen seiner Träume dahin aus, daß der zukünftige Enkel ihn entthronen werde, worauf derselbe Befehl gab, ihn sogleich nach der Geburt umzubringen. Er wurde zu dem Ende einem Hirten übergeben, der ihn aber aus Mitleid auferzog und ihn Cyrus nannte. Sein kühner Muth verrieth ihn dem Könige. Er hatte in einem Spiele mit andern vornehmen Knaben, in welchem er zum Oberhaupte gewählt worden war, den Sohn eines der ersten Männer des Reichs schlagen lassen. Der Vater beklagte sich bei Astyages, welcher den jungen Cyrus zur Rede setzte. Dieser berief sich aber auf sein Recht und antwortete so dreist und klug, daß der König weiter nachforschte und endlich die Wahrheit erfuhr. Von den Magiern beruhigt, schickte er den Cyrus freund-

Digitized by Google

lich zu seinen Eltern nach Persien. Dieser aber versammelte ein mächtiges Heer von Persern, und überwand seinen Großvater. Gleiches Schicksal hatte der reiche und mächtige König der Lydier, Krösus und Babylons König Nabonid. Auch unterwarf er Phönicien und Palästina, wohin er die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehren ließ. Während nun Vorder- und Mittelasien vom Hellespont an bis Indien, unter seinen Scepter stand, begann er einen ungerechten Krieg gegen die Massageten, ein scythisches Volk, nordöstlich vom caspischen Meere, jenseits des Araxes, damals von der Königin Tomyris beherrscht. In der ersten Schlacht siegte er durch List, in der zweiten aber erlitt er eine vollständige Niederlage und kam selbst (529 vor Chr., nach einer 29jährigen Regierung) um's Leben. Ihm folgte sein Sohn Kambyses. Die Erzählungen Xenophon's in der Cyropädie (Lebensbeschreibung und Charakteristik des Cyrus), daß er am Hofe des Astyages eine treffliche Erziehung erhalten, das Reich desselben ererbt, und als wahrer Philosoph regiert habe, auch ruhig auf dem Sterbebette gestorben sei, sind romanhaft und verdienen keinen Glauben, da Xenophon's Absicht war, ohne Rücksicht auf historische Wahrheit, in dem Cyrus das Muster eines Regenten darzustellen, und auf diese Weise seinen Landsleuten die Vorzüge der Monarchie anschaulich zu machen, oder es liegen auch dabei verschiedne Sagen, vielleicht von zwei verschiednen Cyrus, zum Grunde. Ein andrer Cyrus war der jüngste Sohn des Darius Nothus oder Ochus, der fast 150 Jahr nach jenem lebte. Er bekam schon in seinem 16ten Jahre die oberste Gewalt über alle Provinzen Klein-Asiens. Seine Herrschsucht entwickelte sich früh, und als nach des Vaters Tode sein ältrer Bruder, Artaxerxes Mnemon, den Thron bestieg, stiftete er eine Verschwörung gegen ihn, die jedoch entdeckt wurde. Statt das Todesurtheil an ihm vollziehen zu lassen, begnadigte ihn sein Bruder und machte ihn zum Statthalter von Klein-Asien. Hier versammelte Cyrus ein zahlreiches Heer, zu dem noch, ohne den Zweck der Unternehmung zu kennen, 13,000 Mann griechischer Hülfsvölker stießen, um Artaxerxes zu bekriegen und vom Throne zu stoßen. Dieser, von seinen Absichten unterrichtet, zog ihm mit einem überlegnen Heere entgegen. In den Ebnen Cunara, in der Provinz Babylon, trafen beide Heere auf einander. Nach einer tapfern Gegenwehr, besonders von Seiten der Griechen, wurde Cyrus geschlagen und von Artaxerxes selbst erlegt. (Vergl. Xenophon.)

Cythera, jetzt Cerigo, eine der vornehmsten Inseln um Laconien, vorzüglich berühmt wegen des Dienstes der Venus Urania, deren vornehmster Tempel in der Hauptstadt Cythera stand, und der älteste von allen war, die in Griechenland der Göttin zu Ehren erbaut wurden. Die alte Stadt Cythera ist jetzt verödet und zeigt nur noch einzelne Ruinen. Venus hatte von dieser den Namen Cytherea. Bei der griechischen Insurrection des J. 1821 waren ihre Einwohner fast die Ersten, welche wider die Türken aufstanden.

Czartoryski (Adam, Fürst), geb. 1731, aus dem alten Geschlecht der Jagellonen, Starost von Podolien, ehemaliger General von Podolien, nachher kaiserlich österreichischer Feldmarschall. So deutlich ihn seine hohe Geburt, sein unermeßlicher Reichthum, sein ausgezeichneter Verstand und seine ausgebreiteten Kenntnisse zu einem bedeutenden Einflusse in den stürmischen Ereignissen seines Vaterlandes berufen zu haben schienen, so hielt ihn doch das Geschick, das oft mit den Gaben der Natur und des Glücks spielt, immer in untergeordneten Verhältnissen. Nach Augusts III.

Digitized by Google

Tode war er unter den Mitbewerbern um Polens Thron, und die Stimme seiner Landsleute hätte ihn vielleicht darauf erhoben; aber Stanislaus Poniatowski, nach Petersburg gesandt, um diese Unterhandlungen einzuleiten, erhielt, wie man weiß, die polnische Krone von Catharina II. für sich selbst; seitdem befand sich die mächtige Czartoryskische Familie, nebst ihrem ganzen Anhange, im Mißverständnisse mit dem neuen Könige. Obschon der Fürst Czartoryski nach der ersten Theilung Polens, wegen seiner weitläuftigen Besitzungen in Galizien, in österreichische Dienste getreten war, so wendete er doch auf dem Landtage von 1789 und 1791 alles an, die Unabhängigkeit und Wiederherstellung einer dauerhaften Regierung in Polen bewerkstelligen zu helfen. Er war während dieses Zeitpunkts außerordentlicher polnischer Gesandter in Dresden, um den Kurfürsten von Sachsen zur Annahme der Krone Polens zu bewegen; von hier begab er sich nach Wien und suchte um die Vermittlung und den Schutz des Kaisers gegen die Absichten Rußlands an. Da seine Bemühungen fruchtlos geblieben, und der König Stanislaus der Conföderation von Targowiza beigetreten war, zog sich der Fürst Czartoryski auf seine Güter und nach Wien zurück, wo er während der Unruhen von 1794 lebte, ohne unmittelbaren Antheil daran zu nehmen. Bei dem unglücklichen Ausgange derselben war er genöthigt, seine beiden Söhne an Catharina II. zu schicken. Seitdem gewann der Großfürst Alexander, jetziger Kaiser, den jungen Adam Czartoryski (geb. 1770), ältsten Sohn des Vorhergehenden, besonders lieb. Paul I. hielt ihn in einer Art von Verbannung als Gesandten am sardinischen Hof; Alexander, treu seiner frühern Neigung, eilte, ihn nach seiner Thronbesteigung zurückzuberufen, und ernannte ihn bald darauf zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er begleitete den Kaiser auf seinen Reisen in Deutschland 1805. In demselben Jahre hatte der Kaiser von Oesterreich seinen Vater zum Feldmarschall ernannt. Am 11. April d. J. hatte er mit England ein Bündniß abgeschlossen, dem später auch Oesterreich beitrat, und zu den man auch Baiern ziehen wollte. Um diesen Hof noch enger zu verbinden, sollte eine russische Großfürstin mit dem Kurprinzen von Baiern vermählt werden; allein der Einfall der Oesterreicher zerstörte die Unterhandlungen und die Schlachten bei Ulm und Austerlitz gaben dem Kriege einen unglücklichen Ausgang. Fürst Czartoriski, der fürchtete, daß man diesen Ausgang der Dinge ihm zur Last legen möchte, zog sich zurück, und erhielt den Grafen von Budberg zum Nachfolger im Ministerium. Im Feldzuge von 1807 begleitete er den Kaiser, ohne an den Staatsgeschäften unmittelbar Theil zu nehmen. In den letzten Feldzügen war er ebenfalls um den Kaiser, und zeigte im Dienste seines Vaterlands eben so viel Einsicht, als Eifer. 1812 war der alte Fürst Czartoryski der erste gewesen, der in der Eigenschaft eines Marschalls des polnischen Reichstags die Conföderationsacte unterzeichnet hatte. Als auf dem Congresse zu Wien das Schicksal Polens entschieden werden sollte, ward der Fürst an die Spitze einer Gesandtschaft gestellt, die nach Wien ging und dem russischen Kaiser die Grundzüge zur Constitution vorlegte. Der Kaiser zeichnete den würdigen Fürsten hier und nachher bei seiner Reise durch Polen huldvoll aus und ernannte ihn zum Senator Palatinus. Seine Gemahlin ist eben so berühmt durch ihren Patriotismus, als durch ihre Schönheit und ihren poetischen Geist, welchen sie in der Correspondenz mit Delille glänzend entfaltete. Ihre Tochter hatte sich mit dem Oheim des Königs von Würtemberg, Herzog Ludwig, vermählt, sich wieder von ihm

getrennt, und lebt nun zu Neapel dem Anschauen der Künste und den Studien. Von ihr erschien zu Warschau ein trefflicher polnischer Roman: Malvina.

Czenstochau (Czenstochowa), ein befestigtes Kloster in dem ehemaligen Polen, nahe an der Warta und der schlesischen Grenze. Die Mönche sind von dem Orden des heiligen Paulus Eremita; sie hielten in der, mit Geschütz wohl versehenen Festung eine eigne Besatzung und wählten den Commandanten aus ihrer Mitte. Auf dem Reichstage von 1765 wurde jedoch beschlossen, diese Stelle durch einen Weltlichen zu besetzen. Zu dem wunderthätigen Marienbilde in der Kirche des Klosters geschehen häufige Wallfahrten; durch die Geschenke der Gläubigen hat sich ein bedeutender Kirchenschatz gesammelt, der aber wahrscheinlich jetzt nicht mehr ganz vorhanden ist; schon bei der preußischen Besitznahme fand man ihn weniger beträchtlich, als man erwartet hatte. Am Fuße des Berges liegt Neu-Czenstochau mit 169, und eine Stunde davon Alt-Czenstochau mit 233 Feuerstellen. In dem letzten Kriege war Czenstochau von den Franzosen besetzt, welche sich in den ersten Monaten des Jahrs 1813 an die Russen ergeben mußten.

Czernitscheff (Graf), s. Russisch-deutscher Krieg.

Czerny (Georg), s. Servien.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

B.

Brabant . . . . Seite 1
Brach 2
Brachygraphie . . . . . —
Bracteaten . . . . . —
Bradley (James) 3
Braga, s. Nordische Mythologie —
Braganza, s. Portugal . . —
Brahe, s. Tycho de Brahe . —
Brake, Brakdeich, Brackmann —
Brama . . . . . —
Bramanen od. Braminen . . 4
Bramante von Urbino (Francesco Lazzari) . . . . . —
Bramarbas 5
Brand (Ewald), s. Struensee —
Brand (medicin.) . . . . —
Brandassecuranz, s. Feuerversicherung 6
Brandeln, s. Bomben . . . —
Brandenburg . . . . . —
Brander 10
Brandes (J. C. — Charlotte Wilhelmine (Minna) Francisca) . . . . . —
Brandes (Ernst) 11
Brandkugel . . . . . —
Brandsilber 12
Brandung . . . . . —
Brandwache . . . . . —
Brand (Sebastian), genannt Titio . . . . . —
Brantôme (Pierre de Bourdeilles, Herr der Abtei von) . —
Branntwein 13
Brasilien 14
Bratsche 16
Brauen, Bierbrauen . . . —
Bräune (Angina) . . . . —
Braunerz 17
Braunschweig-Wolfenbüttel . —
Braunschweig (Stadt) Seite 19
Braunschweig (M. F. Leopold, Prinz von) 20
Braunschweig (Ludwig Ernst, Herzog von) 21
Braunschweig (Ferdinand, Herzog von) . . . . . —
Braunschweig (C. W. Ferdinand, regierender Herz. von) 22
Braunschweig (Friedrich Wilhelm, Herzog von) . . . 25
Braunstein 27
Brauwer (Hadrian) . . . 28
Bravo 29
Bravourarie . . . . . —
Brawe (Joachim Wilhelm von) —
Breccie . . . . . —
Brecher . . . . . —
Brechung der Lichtstrahlen . —
Brechungswinkel, s. Brechung der Lichtstrahlen 31
Bredow (Gabr. Gottfried) . —
Breisgau . . . . . —
Breite (geographische) . . . 32
Breitinger (Joh. Jac.) . . —
Breitkopf (Joh. Gottlob Immanuel) 33
Bremen 34
Brennbare Luft, s. Gasarten 35
Brennglas . . . . . —
Brennsilber 36
Brennspiegel . . . . . —
Brennstoff (Phlogiston) . . 37
Brennus (Anführer der Senonen — der Gallier) . . —
Bresche (Bresche-Batterie, s. Batterie) 39
Breslau . . . . . —
Brest 40

Breteuil (K. A. Le Tonnelier, Baron von) . . Seite 40
Bretzner (Christoph) . . . 41
Breugel (Peter und s. 2 Söhne)
Breve . . . . . .
Brevier 42
Breyhan . . . . . .
Briareus od. Aegeon, s. Centimanen . . . . . .
Bridgewater, s. Canäle . .
Brienne (Kardinal de Lomenie) s. Lomenie . . . . . .
Brienne (Stadt — Schlacht bei)
Brigade, Brigadier, Brigadegeneral 43
Brigantine, Brigg . . . .
Brigg . . . . . .
Brighella, s. Masken . . .
Brighthelmstone, Brighton .
Brillant, s. Diamant . . .
Brillantiren 44
Brille . . . . . .
Briseïs, s. Achilles . . . .
Brissac, s. Cossé . . . .
Brissot de Warville (Jean Pierre) 45
Bristol . . . . . .
Britannicus Cäsar 46
Britannien . . . . . .
Brizard, s. Französisches Theater 47
Brocken, s. Blocksberg . .
Brockes (Barthold Heinrich) .
Brockmann (Franz Carl) . .
Brody . . . . . .
Broglio (Franç. Mar. — Vict. Franç. — Claude Vict. — Charles Franç. — Victor)
Bromius 48
Bronkhorst (Peter — Johann — Johann van [Glasmaler]) . . . . . .
Bronner (Franz Xaver) . .
Bronze . . . . . .
Bronziren 49
Broschiren . . . . . .
Brosses (Charles de) . . .
Brot . . . . . .
Brot (im Abendmahle) s. Hostie 50
Brotbaum . . . . . .
Broturtheil, s. Ordalien . .
Brotverwandlung, s. Transsubstantiation 51
Brougham (Henry) . Seite 53
Broussonet (Pierre-Marie-Auguste) 54
Brown (John) 55
Browne (Maximilian Ulysses, Graf von) 57
Bruce (James — Michael, s. Lavalette) 52
Bruch (medicin.) 59
Brücke 60
Brückenbrüder, s. Brüderschaften 61
Brüder u. Schwestern des freien Geistes 63
Brüdergemeinde (evangelische)
Brüderschaften (religiöse) . . 68
Brühl (Heinrich — Friedrich Aloysius Graf von) . . . 70
Brühl (C. F. Moritz, Graf von) 72
Brumaire (der 18) 74
Brun (Charles Le) 75
Brun (Charles François Le) Herzog von Piacenza . . 76
Brunck (Richard Franz Philipp)
Brundusium (jetzt Brindisi) . 77
Brune (G. M. A.) Reichsmarschall 78
Brunehold, Brunichild . . . 79
Brunelleschi (Filippo) . . . 80
Brunet, s. Pariser Theater . 82
Brünn 83
Brunnen- und Badereisen . 84
Bruno der Große 85
Bruno (der heilige) . . . 86
Brüssel 87
Brust 89
Brustwehr 90
Brutal-Impfung 91
Brüten der Vögel, Brütöfen .
Brutto 92
Brutus (Lucius Junius) . . 96
Brutus (Marcus Junius) .
Brüyere (Jean de la) . . . 99
Bruyn (Corneille le) . . . 100
Bryant (James) 102
Bubna (Graf von) 103
Bucentaur 104
Bucephalus 105
Buch 106
Buchanan (Georg) 107
Bucharei 108
Buchdruckerkunst 109
Büchercensur 116

Bücherformat . . . Seite 98
Bücherkataloge 99
Büchernachdruck 100
Bücherprivilegium 101
Bücherverbot, s. Büchercensur —
Buchhalterei, Buchschuld . . —
Buchhandel, Buchhändler . 102
Büchse 105
Buchsiren od. Bugsiren . . —
Buchstaben, s. Schrift . . —
Buchstabenrechnung, s. Algebra —
Bucht, s. Bai . . . . . —
Bückeburg, s. Lippe . . . —
Buckinck (Arnold) . . . . —
Buckingham (Georg Villiers, Herzog von) . . . . . —
Bückler (Joh.) genannt Schinderhannes 108
Bucolisches Gedicht, s. Idylle 109
Budäus (Guillaume) eigentl. Budé . . . . . —
Budget . . . . . —
Buenos Ayres 110
Buffon (G. L. L. Graf von) 111
Bouffone, Bouffon . . . 113
Bufoniten 114
Bukarest . . . . . —
Bukowina, s. Galizien und Oesterreich . . . . . —
Bulen, (Boolen) oder Buleyn (Anna) . . . . . —
Bulgarei, s. Türkei . . . 115
Bulimie . . . . . —
Bull (John) . . . . . —
Bulls (irländische) . . . . —
Bulle 116
Bullion . . . . . —
Bülow (Heinrich von) . . . 118
Bülow (Friedr. Wilhelm Graf) von Dennewitz 119
Bülow (Graf von) 120
Bund, s. Testament . . . —
Bund (deutscher), s. Deutschland und deutscher Bund . 121
Bundschuh . . . . . —
Buol-Schauenstein (Baron v.) —
Buonaparte (Familie) . . . —
Buonaparte (Joseph) . . . 122
Buonaparte (Napoleon) . . 124
Buonaparte (Maria Françoise Josephine) 146
Buonaparte (Lucian) Seite 147
Buonaparte (Louis) 149
Buonaparte (Jerome) . . . 150
Buonarotti, s. Angelo (Michel) 151
Burchiello (Domenico) . . . 152
Burdscheit, s. Aachen . . . —
Bureau . . . . . —
Bürger (Gottfr. Aug.) . . —
Bürger, s. Bürgerstand . . 155
Bürgerliche Gesellschaft, s. Staat —
Bürgerkrone . . . . . —
Bürgerschulen . . . . . —
Bürgerstand, Bürgerliche, Bourgeoisie 157
Burgfriede 158
Burggraf . . . . . —
Bürgschaft (Caution) . . . —
Burgunder, burgundische Reiche, Burgund . . . . . —
Burgunder Wein 162
Burke (Edmond) . . . . . —
Burleigh, s. Cecil 164
Burlesk . . . . . —
Burmann (die Philologen) . 165
Burman (Gottlob Wilhelm) eigentl. Bormann . . . 166
Burnet (Gilbert) 167
Burney (Charles) — Francisca d'Arblay) 168
Burns (Robert) 169
Bursche . . . . . —
Busbecq (Augier Ghislen von) 170
Büsch (Joh. Georg) . . . —
Büsching (Ant. Friedrich) . . 171
Buschmänner 173
Busembaum (Hermann) . . 174
Büste . . . . . —
Bustrophedon 175
Bute (John Stuart, Graf von) —
Buttler (Samuel) 177
Burtorf (Johann I. d. Vater — Johann II. d. Sohn — Joh. Jacob — Johann III.) . 178
Byng (George) Lord-Viscount Torrington — John) . . 179
Byron (John) . . . . . —
Byron (George Gordon, Lord) 180
Byssus 181
Byzantiner . . . . . —
Byzantinische Schriftsteller . 186
Byzanz, Byzantium . . . 188

C.

C . . . . . Seite 188
Cabale . . . . . —
Cabanis (Pierre Jean George) —
Cabarrus (François, Graf von) 189
Cabbala, Cabbalisten . . . 190
Cabinet 191
Cabinetsbefehle, s. Cabinet — in Beziehung auf England, s. Continental-System und Großbritannien . . . . —
Cabochon . . . . . —
Cabotage, Cabotier, Cabotiren —
Cacaobaum, Cacaobohne, Cacaobutter . . . . . —
Cachet (Lettres de) . . . —
Cacherie 192
Cäcilie (die heilige) . . . . —
Cacodämon, s. Agathodämon —
Cacus . . . . . —
Cada Mosto od. Ca da Mosto (Luigi da) . . . . . —
Cadenz 193
Cadi 194
Cadiz od. Cadix . . . . . —
Cadmus aus Phönicien — von Milet 196
Caduceus . . . . . —
Caffa 197
Caffarelli, s. Majorano . . —
Caffee . . . . . —
Caffeehäuser 198
Caffern . . . . . —
Cagliari . . . . . —
Cagliostro (Graf) . . . . —
Cagots 200
Cahors-Weine . . . . . —
Caille (Nicolas-Louis de la) 201
Caimakan 203
Cairo . . . . . —
Calabrien, s. Neapel . . . —
Calais . . . . . —
Calas (Jean) . . . . . —
Calcedon od. Chalcedon, s. Achat — calcedonisch . . 204
Calchas . . . . . —
Calciniren . . . . . —
Calcutta 205
Caldara (Polidoro) gen. Caravaggio 207
Calderon (Don Pedro) de la Barca Henao y Riano . . —
Caledonier 209
Calembour . . . . Seite 210
Calender . . . . . —
Caliari (Paolo) gen. Paul Veronese 214
Caliber, Caliberstab, Visirstab, Artilleriemaßstab . . . . —
Caligula (Cajus Cäsar Augustus Germanicus) . . . 215
Calixtiner od. Utraquisten . 216
Callico 217
Callimachus . . . . . —
Callipygos, s. Venus . . . 218
Callot (Jacques) . . . . —
Calmar 219
Calmoucks . . . . . —
Calonne (Charles Alexandre de) —
Calottisten 221
Calpe . . . . . —
Calprenede (Gautier de Costes de la) . . . . . —
Calpurnius (Titus Julius) . 222
Calquiren . . . . . —
Calvarienberg 223
Calvart (Dionys) . . . . —
Calvin (Johann) . . . . —
Calydon 227
Camaldulenser . . . . . —
Camayeu, s. Grau in Grau —
Cambaceres (J. J. Regis de) Herzog von Parma . . . —
Cambrai od. Camerich . . . 228
Cambridge (Stadt) . . . 229
Cambridge (Adolphus Frederik von England, Herzog von) —
Cambyses (Vater — Sohn des Cyrus) . . . . . —
Camee 230
Camenen (Camönen) . . . —
Cämentation . . . . . —
Camera clara — Camera lucida — Camera obscura . . 231
Cameralwissenschaften . . . —
Camerarius (Joachim I.) . . 234
Camerarius (Joachim II. — Johann Rudolph — Elias Rudolph — Elias — Rudolph Jacob — Alexander) 235
Camillus (Marcus Furius) . 236
Camisarden, Cavalier . . . 238
Cammer, Cämmerei, Cammergericht, Reichskammergericht —
Cammermusik, Cammerton . —
Camoens (Luis de) . . . 239
Campagna di Roma . . . 241

Campanien . . . Seite 243
Campbell (Thomas) . . . —
Campe (Joach. Heinr.) . . —
Campecheholz 245
Camper (Peter) . . . . . —
Campetti, s. Wünschelruthe . 246
Campher . . . . . —
Campidoglio, s. Capitol . . 247
Campistron . . . . . —
Campo Formido . . . . . —
Campomanes (D. Petro Rodriguez, Graf von) . . . —
Canaan, s. Palästina . . . 248
Canada, s. Amerika und Nordamerika . . . . . —
Canal, Pas de Calais, s. Calais . . . . . —
Canäle . . . . . —
Canarische Inseln 250
Canaster, s. Tabak 252
Candia . . . . . —
Candidat . . . . . —
Candirte Sachen, Candis . . 253
Canitz (Friedrich Rud. Ludwig Freiherr von) . . . . . —
Cannä (Schlacht bei) . . . —
Canneliren, Cannelirt, Canelirung 255
Cannibalen, Cannibaleninseln, s. Caraiben . . . . . —
Canning (George) . . . . —
Cano (Alonzo od. Alexis) . 256
Canon . . . . . —
Canonen 258
Canonikus, s. Stift . . . 260
Canonik . . . . . —
Canonische Bücher, s. Apokryphische Bücher und Canon —
Canonisation . . . . . —
Canonisches oder Kirchenrecht —
Canossa 261
Canova (Ritter Antonio) . . —
Canstein (Carl Hildebrand von) 265
Cantabile . . . . . —
Cantate (Singstück — Sonntag) —
Cantemir (Demetrius) . . . 266
Cantemir (Antiochus od. Constantin Demetr.) . . . . —
Canterbury (Anselm Bischof von) 267
Cantharіden, s. Fliege . . . —
Can . . . . . —
Canton 268
Canut I., König von Dänemark —
Canzone . . . . . Seite 270
Canzonetta . . . . . —
Cap . . . . . —
Capacität 272
Capellen (Kirchen) . . . . —
Capellen (Musik-), Capellmeister 273
Capello (Bianca) . . . . . —
Caper 274
Capet, Capetinger, s. Frankreich 275
Capi Aga, Capigi . . . . . —
Capillargefäße, s. Haargefäße —
Capitän . . . . . —
Capital, s. Kapital . . . . —
Capitälchen . . . . . —
Capitel . . . . . —
Capitolium . . . . . —
Capitulation 276
Capo d'Istrias (Joh., Graf von) 277
Cappadocien . . . . . —
Capri, Capreä . . . . . —
Capriccio, Caprice 278
Caprification . . . . . —
Capua . . . . . —
Capuciner, s. Franziscaner . —
Caput-Mortuum . . . . . —
Caracalla (M. Aurel. Anton. Pius Bassianus Britannicus) —
Caraccas od. Venezuela . . 280
Caraccioli (L. Antonio de — Vicekönig von Sicilien) . . 281
Caracten . . . . . —
Caraibische Inseln, s. auch Antillen . . . . . —
Caraiten od. Caräer . . . 282
Caravaggio (Michel Angelo Amerighi od. Morigi, gen. Michel Angelo di) . . . —
Caravaggio, s. Caldara . . —
Caravanen — Thee, s. Thee —
Caravanserais . . . . . —
Carbonari . . . . . —
Carbunkel, Karfunkel, Rubin 283
Carcasse . . . . . —
Cardano (Geronimo) . . . —
Carden, Weberdisteln . . . 284
Cardinal (geistl. Würde — Getränk) 285
Cardinoïde . . . . . —
Carga . . . . . —
Carikatur (Zerrbild) . . . —
Carl der Große 288
Carl IV. (deutscher Kaiser) . 294

Carl V. (deutsch. Kaiser) Seite 296
Carl VI. (deutscher Kaiser) . 301
Carl VII. (deutscher Kaiser) . 303
Carl der Kühne (Herzog von Burgund) . . . . . —
Carl VII. (König von Frankreich), s. Frankreich u. Jeanne d'Arc 306
Carl IX. (König v. Frankreich) —
Carl I. (König von England) 308
Carl II. (König von England) 313
Carl XII. (König v. Schweden) 315
Carl XIII. (König v. Schweden) 320
Carl XIV. Johann (König v. Schweden) 321
Carl Emanuel I. (Herzog von Savoyen) 325
Carl Eduard, s. Eduard . . 326
Carl Eugen (Herzog v. Würtemberg) . . . . . —
Carl IV (König v. Spanien) 327
Carl (Theodor Anton Maria) Freiherr von Dalberg . . —
Carl Ludwig (Erzherzog von Oesterreich) 329
Carli (Giovanni Rinaldo, Graf) 330
Carlos (Don) 331
Carlowitz 335
Carlsbad . . . . . —
Carlsruhe 336
Carmagnole 337
Carmel, Carmeliter . . . —
Carmer (Joh. Heinr. Casemir, Graf von) 339
Carmin . . . . . —
Carmontelle . . . . . —
Carmosiren od. Carmusiren . —
Carnationen, s. Nacktes . . —
Carneades von Cyrene . . 340
Carneval, Fasching, s. auch Fastnacht . . . . . —
Carnies, s. Säule . . . . —
Carnot (Lazare Nicolas Magaretha) . . . . . —
Caro (Annibale) 342
Carolina, s. Halsgerichtsordnung . . . . . —
Caroline Amalie Elisabeth — Charlotte Auguste (Prinzessin von Wallis) . . . . . —
Carolinger 346
Carotten . . . . . —
Carousſel . . . . . —
Carpathen . . . . . Seite 346
Carpzov (Benedikt I. — Benedikt II.) . . . . . —
Carracci (Lodovico — Agostino — Annibal — Paolo) . . —
Carrey, s. God save the King 348
Carrier (Jean Baptiste) . . —
Carro (Giovanni di) . . . 349
Carronaden od. Caronaden . 350
Carstens (Asmus Jacob) . . —
Cartätsche 351
Cartell . . . . . —
Cartesius, s. Descartes . . —
Carthagena — (Neu-) . . —
Carthago . . . . . —
Carthäuser 354
Carton 355
Cartouche (Louis Dominique) —
Cartouche 356
Caryatiden . . . . . —
Casa (Giovanni della) . . . —
Casan . . . . . —
Casanova (Franz — Jacob — Johann) 357
Cäsar (Cajus Julius) . . . —
Casas (Bartolomeo de las) 362
Cases (Em. Aug. Dieudonné, Graf v. Las), s. Las Cases —
Casaubon (Isaac de — Meric) —
Caschemir 363
Casematten 364
Casimir III. (König v. Polen) —
Casino 365
Casiri (Michael) 366
Caspisches Meer . . . . . —
Cassandra . . . . . —
Cassas 367
Cassel (Hessen-) od. Kurhessen —
Cassel (Stadt) 368
Cassini (Giovanni Domenico — Jacques — Cäsar Franç, ois — Jacques Dominique, Graf) 370
Cassius Longinus (Cajus) . 372
Castagnetten . . . . . —
Castalia . . . . . —
Castannos (Don Francesco de) —
Casten 373
Casti (Giovanni Battista) . . 374
Castiglione (Baltasarre) . . 375
Castilien 376
Castlereagh (Heinr. Robert Stewart, Lord Viscount Marquis Londonderry) . . . —

Castor und Pollux . Seite 377
Castrametation 378
Castration, Castraten, Castriren 379
Castrum Doloris . . . . . —
Casuar . . . . . —
Casuistik . . . . . —
Cäsur . . . . . —
Casus 381
Catachrese . . . . . —
Catakomben . . . . . —
Catakustik 382
Catafalk, s. Castrum Doloris —
Catalani (Angelica) . . . . . —
Catalonien, s. auch Spanien 383
Cataract, s. Staar und Wasserfall . . . . . —
Catarrh, s. Schnupfen . . —
Cataster . . . . . —
Catechetik, Catechumenen . . 385
Categorien 386
Catel (Componist) 388
Catharina von Medici . . . —
Catharina I. (Kaiserin v. Rußland) 390
Catharina II. (Kaiserin v. Rußland) 391
Catharina Paulowna . . . 395
Cathedrale . . . . . —
Catheten . . . . . —
Catholicismus . . . . . —
Catholische Majestät . . . 400
Catilina (Lucius Sergius) . —
Catinat (Nicolas) 403
Cato d. Censor (Marcus Porcius) —
Cato von Utica (Marcus Porcius) 405
Catoptrik 408
Cats (Jacob) . . . . . —
Cattaro . . . . . —
Cattegat 409
Catten . . . . . —
Catullus (Cajus Valerius) . —
Cattun 410
Caukasus . . . . . —
Causalität 413
Cauterium, Cauterisiren . . 414
Caution, s. Bürgschaft . . —
Cavalcanti (Gui) . . . . —
Cavallerie, Cavallerie-Geschütz —
Cavanilles (Antonio Joseph) . 415
Cavata, Cavatina 416
Cavendish (Henry) . . . . —
Cayenne, s. Guiana . . . 417
Caylus (Graf) . . . . . —
Cazes (de), s. Decazes Seite 418
Cazotte (Jaques) . . . . . —
Cazwini (Zacharia Ben Mohammed) 419
Cecil (William) Baron v. Burleigh . . . . . —
Cekrops 421
Cefalonien . . . . . —
Celebes . . . . . —
Cellamare (Antonio Giudice, Duca di Giovenazzo, Fürst von) 422
Cellarius (Christoph) . . . —
Cellini (Benvenuto) . . . 423
Celsus (Aurelius Cornelius) . —
Celten 424
Cement, s. Cäment . . . . —
Cenci (Familie) . . . . . —
Cenis (der Berg) 425
Cenotaphium . . . . . —
Censor . . . . . —
Censur, s. Büchercensur . . —
Census . . . . . —
Centauren 426
Centgerichte . . . . . —
Centiare . . . . . —
Centimanen . . . . . —
Centlivre (Susanne) . . . 427
Centner . . . . . —
Centralbewegung . . . . . —
Centralfeuer 428
Centralkräfte . . . . . —
Centralverwaltung . . . . —
Centrifugalkraft, s. Centralkräfte 429
Centripetalkraft, s. Centralkräfte . . . . . —
Centurie . . . . . —
Cephalus . . . . . —
Ceracchi (Joseph) 430
Cerberus . . . . . —
Cerealien . . . . . —
Cerebralsystem . . . . . —
Ceremoniel der europäischen Mächte . . . . . —
Ceres 433
Cerinthus, s. Gnostiker und Tausendjähriges Reich . . 434
Certe Partie . . . . . —
Certioration . . . . . —
Cerutti (Giuseppe Antonio Joachimo) . . . . . —
Cervantes Saavedra (Miguel de) 435

Cesarotti (Melchior) Seite 437
Cession 438
Ceto, s. Phorcus 439
Cette . . . . . —
Ceuta . . . . . —
Cevallos (Don Pedro) . . . 440
Ceylon od. Seilan 440
Chagrin, s. Schagrin . . . 441
Chalcedon, s. Achat . . . —
Chaldäa, Chaldäer . . . . —
Chaldäische Christen, s. Sekten, syrische u. Thomaschristen . 442
Chalif, s. Kalif . . . . . —
Chalkographie, s. Kupferstecherkunst . . . . . —
Chaloupe . . . . . —
Chamade . . . . . —
Chamäleon . . . . . —
Chambers (Ephraim) . . . —
Chambery 443
Chambre ardente . . . . . —
Chamfort (Sebastian-Roch-Nicolas) . . . . . —
Chamouny 444
Champagne . . . . . —
Champagne (Philipppe) . . 445
Champagner Weine . . . . —
Champignons 446
Champion . . . . . —
Chamsin . . . . . —
Chan oder Khan . . . . . —
Chandler (Richard) . . . . —
Chaos 447
Chapelle (eigentl. Claude-Emanuel Luillier) . . . . . —
Chappe d'Auteroche (Jean) . —
Chappe (Claude) 448
Chaptal (Jean Antoine Claude) Graf von Chanteloup, ꝛc. . —
Charade 449
Charaktere . . . . . —
Charakter, Charakteristik . . 450
Chardin (Jean) 459
Charette de la Coutrie, s. Vendee . . . . . —
Charfreitag . . . . . —
Chargé d'Affaires, s. Gesandten . . . . . —
Charitinnen, s. Grazien . . —
Charkow . . . . . —
Charlatan . . . . . —
Charlestown 460
Charlottenburg . . . . . —
Charon . . . . . —
Charonea . . . . Seite 460
Charost (Armand-Joseph de Bethune, Duc de) . . . —
Charpentier (Joh. Fr. Wilh. von) 461
Charron (Pierre) . . . . . —
Charta magna . . . . . —
Charte (la) 462
Charybdis . . . . . —
Chasseki . . . . . —
Chasteler (Jos. Gabr. Marquis von) . . . . . —
Chatam (William Pitt, Graf von) 464
Chateaubriand (François Auguste, Vicomte de) . . . 465
Chateauroux (Marie Anne, Duchesse de) 466
Châtelet 467
Chatillon (Congreß zu) . . —
Chatoulle 473
Chatterton (Thomas) . . . —
Chaucer (Geoffrey) . . . 475
Chaufepié (Jacques George de) 476
Chaulieu (Guillaume Amfrye de) . . . . . —
Chaumont (Vertrag von) . . 477
Chaussée (Pierre Claude-Nivelle de la) 478
Chausseen, Kunststraßen . . —
Chaux (la) de Fonds . . . 479
Chaveau Lagarde 480
Checks . . . . . —
Chemie . . . . . —
Chemnitz 484
Chenal 485
Chenier (Marie-Joseph de) . —
Chenille 486
Cherbourg . . . . . —
Cheribon, Cheribon-Kaffee . 487
Cherson . . . . . —
Chersonesus 488
Cherub, Cherubim, Seraphim —
Cherubini (Luigi) . . . . —
Cherusker 489
Chester 490
Chesterfield (Philipp Dormer Stanhope, Graf von) . . —
Cheval (à) 491
Chevalier (Jean Baptiste Le) . —
Chiabrera (Gabriel) . . . 492
Chiari (Pietro) . . . . . —
Chiaroscuro, s. Grau in Grau und Helldunkel 493

Chiffre, Chiffriren . Seite 493
Chili, s. Südamerika . . . —
Chiliasten, Chiliasmus, s. Tausendjähriges Reich . . —
Chimära . . . . . —
Chimborasso, s. Cordilleras . —
China . . . . . —
Chinarinde 502
Chinesische Sprache, Schrift u. Literatur 503
Chio, s. Scios 504
Chiragra . . . . . —
Chirographarisch . . . . . —
Chirologie, Chironomie . . —
Chiromantie . . . . . —
Chiron 505
Chirurgie 506
Chladni (Ernst Florenz Friedrich) 507
Choc 509
Chocolade . . . . . —
Choczim . . . . . —
Chodowiecki (Daniel Nicolas) —
Choiseul (Etienne François de) 510
Choiseul-Gouffier (M. A. G. L. Graf von) 512
Chor (Schauspielk. u. Musik — Chorherren, Chorbischof, Chorgericht 513
Choral 514
Choregraphie . . . . . —
Choriambe, s. Rhythmus . . —
Chorographie . . . . . —
Chouans . . . . . —
Chrisam 515
Christ (Joseph Anton) . . . —
Christenthum . . . . . —
Christian II. (König v. Dänemark) 520
Christian VII. (König v. Dänemark) 523
Christian Friedrich v. Holstein . 524
Christiania 525
Christine (Königin v. Schweden) 526
Christoph (Herzog v. Würtemberg) 528
Christoph (Sanct) 531
Christoph, s. Hayti u. Heinrich —
Christus, s. Jesus . . . . —
Christusköpfe . . . . . —
Chromatisch 532
Chronisch, Chronische Krankheiten . . . . . —
Chronodistichon, Chronogram . 533
Chronologie . . . Seite 533
Chronometer 534
Chrysalide, s. Schmetterlinge . —
Chryseïs, s. Achilles . . . —
Chrysippus . . . . . —
Chrysolith . . . . . —
Chrysopras od. Chrysopas . 535
Chrysostomus (St. Johannes) —
Chur 537
Churchill (Charles) 538
Churfürsten 539
Chylus, Chylification . . . 542
Cibber (Colley — Theophilus — Susanne Marie) . . . —
Ciborium 543
Cicero (Marcus Tullius) . . —
Cicerone . . . . . —
Cicisbeo . . . . . —
Cid (Don Rodrigo Diaz, Graf v. Bivar, genannt der) . . 549
Cider 551
Cigarro 552
Cignani (Carlo) . . . . . —
Cilicien . . . . . —
Cilicium (Gewand u. Gürtel) . 553
Cimabue (Giovanni) . . . . —
Cimarosa (Domenico) . . . —
Cimbern od. Cimmerier . . 554
Cimon 555
Cincinnatus (Lucius Quinctius) 557
Cinna (Luc. Cinna—Cornelius) —
Cino da Pistoja 558
Cinque Ports, die Fünfhäfen . —
Ciprian (der Heilige) . . . 559
Cipriani (Giambattista) . . —
Cirkassien . . . . . —
Circe 561
Circensische Spiele . . . . —
Circumvallationslinie . . . 563
Circus . . . . . —
Cirkel . . . . . —
Cis 564
Cisalpinische Republik . . . —
Cisrhenanische Republik . . 565
Cisterzienser . . . . . —
Citadelle 566
Citiren . . . . . —
Citronen . . . . . —
Ciudad Rodrigo 567
Civilliste . . . . . —
Civilrecht . . . . . —
Clairon (Claire Josephe Legris de la Tude) 572

Clarence (W. H. Prinz v. England, Herz. von) . Seite 574
Clarendon (Edward Hyde, Graf von) . . . . . —
Clarinette 575
Clarke (Samuel) 576
Classe . . . . . —
Classisch, Classiker . . . . —
Claude Lorrain, s. Gelee (Claude) 579
Claudianus (Claudius) . . —
Claudius (Tiberius) Drusus Cäsar . . . . . —
Claudius (Matthias) genannt Asmus 580
Clauseln (im Juristischen und in der Musik) 581
Claves, Claviatur, s. Clavis . —
Clavicylinder, s. Chladni . . —
Clavier, Clavichord . . . —
Clavier- oder Discantschlüssel, s. Schlüssel 582
Clavijo y Flarardo (Don Joseph) . . . . . —
Clavis (Musik) . . . . . —
Clemence-Isaure . . . . —
Clemens XIV. 584
Clement (Jacques) 585
Clementi (Muzio) . . . . —
Cleopatra 586
Clerfayt (Graf) 587
Cleve 588
Clienten . . . . . —
Clifford (Georg) Graf v. Cumberland . . . . . —
Clifford (George) Rechtsgelehrter 589
Clima . . . . . —
Climakterisch 591
Climax . . . . . —
Clinik . . . . . —
Clinton (Sir Henry) . . . 593
Clinton (Georg) . . . . —
Clio . . . . . —
Clive (Robert) 594
Clodius (Christian August — u. s. Sohn, Prof. zu Leipzig) 596
Clodwig, od. Clodowig . . 597
Clooß (Baron von) 598
Clotho, s. Mythologie [griechische] und Parzen . . . 599
Clotilde de Vallon Chalys (Marguerite Eleonore) . . —
Clubb . . . . . Seite 600
Cluniacenser, s. Benedictiner —
Clytämnestra . . . . . —
Cnidus, s. Gnidus 601
Coalition (chemisch und diplomatisch) . . . . . —
Cobbett (William) 602
Cobenzl (Ludwig, Graf von) 603
Cobi . . . . . —
Coblenz 604
Coburg (Fürstenthum) . . . 605
Coburg (Friedr. Josias, Herz. von Sachsen) . . . . . —
Cocagna 606
Cocceji (Heinrich — Samuel — Carl Ludwig Freiherr von) 607
Cochenille . . . . . —
Cochin (Charles Nicolas I. — II.) . . . . . —
Cochinchina 608
Cocon 610
Cocosbaum . . . . . —
Cocytus 611
Code civil français oder Code Napoléon . . . —
Coder 614
Codicill . . . . . —
Codrus . . . . . —
Coefficienten . . . . . —
Coehorn (Memno, Baron von) —
Coeur (Jacques) 615
Cognaten 616
Cohäsion . . . . . —
Cohorte, s. Legion . . . . —
Coimbra . . . . . —
Colardeau (Charles Pierre) . 617
Colberg . . . . . —
Colbert (Jean Baptiste) . . 618
Colchis 622
Cölestiner . . . . . —
Cölibat . . . . . —
Coligni (Gaspard de) . . . 623
Coliseum 624
Collateralverwandte . . . —
Collator . . . . . —
Collé (Charles) . . . . . —
Collectiv, Collectivglas . . 625
Collegialsysteme, Collegialgewalt . . . . . —
Collegianten, s. Rheinsburger —
Collegiatstiftkirche . . . . —

Collegien, Colleges Seite 625
Collin (Schlacht bei) . . . 627
Collin (Heinr. Joseph Edler v.) 628
Collin d'Harleville (Jean François) 629
Collision 630
Cölln (Friedrich von) . . . — 631
Cöllnische Mark 631
Colloredo (Fabricius — Rudolf — Franz — Franz Gundacar von Mansfeld — Hieronymus — Joseph) . . . . — 632
Collot d'Herbois . . . . . — 633
Colman (George I. — II.) . 633
Cöln . . . . . — 638
Colombo (Christoforo) . . . 638
Colonien 652
Colonialwaaren 654
Colonna (Marc. Ant. — Ant.) — 655
Colonna (Vittoria) . . . . — 655
Colonne . . . . . — 655
Coloratur . . . . . — 655
Colorit, s. Farbengebung . . — 655
Coloß, colossalisch . . . . — 655
Columbus, s. Colombo . . 656
Columella (Luc. Jun. Moder.) — 656
Coluren . . . . . — 656
Combabus . . . . . — 656
Combination, Combinationslehre . . . . . — 656
Comenius (Johann Amos) . — 657
Comes palatinus 657
Comet 658
Comines (Philippe de) . . 659
Comitate, s. Gespanschaften . 660
Comitien . . . . . — 660
Comma (Klanglehre — s. Interpunktionszeichen) . . . — 661
Commanderie, Commende, Commenthurei . . . . . — 661
Commelin (Jerome — Johann — Caspar — Isaak) . . — 662
Commerson (Philibert) . . — 662
Commissionshandel . . . . — 662
Committee 663
Commodore, Commodore-Schiff — 663
Commodus Antonius (L. Aelius Aurelius) . . . . . — 663
Communion, s. Abendmahl . 664
Como . . . . . — 664
Comos 665
Compagnie . . . . . — 665
Comparativ, s. Nomen adjectivum . . . . . — 665
Comparsen, Comparserie S. 665
Compaß 666
Competenz, Competenzrecht . 667
Composition . . . . . — 667
Compressibilität, Compressionsmaschine 668
Compromiß 669
Concav . . . . . — 669
Concert, Concertirend . . . 670
Concession . . . . . — 670
Concetti . . . . . — 670
Conchilien . . . . . — 670
Concilium . . . . . — 670
Conclave 673
Concomitanz, s. Abendmahl . — 673
Concordanz . . . . . — 673
Concordat 674
Concordia 676
Concordien-Formel . . . . — 676
Concret . . . . . — 676
Concubinat 677
Concurs, Concursmasse, Concursproceß . . . . . — 677
Concussion . . . . . — 677
Condamine (Charles Marie de la) . . . . . — 677
Condé (Louis de Bourbon, Prinz von) 678
Condé (Louis Joseph de Bourbon, Prinz von) 679
Condé (Louis Henri Joseph, Herzog von Bourbon) . . 680
Condensation . . . . . — 680
Condillac (Etienne Bonnot de) 681
Condorcet (Marie Jean Antoine Nicolas Caritat Marquis von) 682
Confession, Confiteor . . . 685
Confirmation . . . . . — 685
Confucius 686
Congo 687
Congregationen 689
Congreß und Congresse . . — 689
Congreve (William) 706
Congreve (William) . . . 707
Conjugation, Conjunction, Conjunctiv, s. Sprachlehre . . — 707
Conjunction in der Astronomie, s. Aspecte . . . . . — 707
Connetable . . . . . — 707
Cönobit, s. Anachoret, Klöster und Mönchswesen . . . — 707
Conradin von Schwaben . . 708

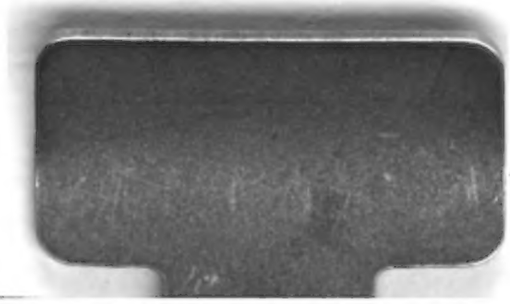
Conring (Herrmann — Eliſa Sophia — Maria Sophia) . . . . Seite 708
Conſalvi (Ercole) 709
Conſcription . . . . . —
Conſecration 710
Conſens . . . . . —
Conſervatorien . . . . . —
Conſigniren 711
Consilium abeundi . . . 712
Conſiſtorium . . . . . —
Consolato del mare, ſ. Handelsrecht 713
Conſole . . . . . —
Conſolidirte Fonds, ſ. Fonds . —
Conſonanten . . . . . —
Conſtable, Conſtabler . . . —
Conſtant de Rebecque (Benjamin) 714
Conſtantia-Wein, ſ. Cap . 715
Conſtantin Paulowitſch . . —
Conſtantinopel . . . . . —
Conſtantinus (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius) der Große 719
Conſtellation 721
Conſtitutionen 722
Conſul 736
Conſulta 738
Conſumtionsſteuern . . . . —
Contagium 740
Contarini (Familie) . . . —
Contat (Louiſe, Frau von Parny genannt) 742
Conté (Nicolaus Jacques) . —
Contemplation 743
Conti (Abt Antonio Schinelle) —
Continent . . . . . —
Continentalſyſtem . . . . —
Contingent 749
Contour, ſ. Umriß 750
Contrabande, Contrebande . —
Contra-Proteſt 751
Contrapunkt . . . . . —
Contraremonſtranten, ſ. Gomariſten und Remonſtranten . —
Contraſt . . . . . —
Contratöne, ſ. Tabulatur . . 753
Contravallationslinie, ſ. Circumvallationslinie . . . —
Contre-Alt . . . . . —
Contreſcarpe . . . . . —
Contribution . . . . . —
Controle 754
Controverſe . . . . Seite 754
Contumax . . . . . —
Contumaz . . . . . —
Conty, ſ. Bourbon (Haus) . 757
Conus, ſ. Kegel . . . . . —
Convent, Conventicula . . . —
Conventionalſtrafe, ſ. Strafrecht . . . . . —
Conventionsgeld, ſ. Münzfuß —
Convergenz . . . . . —
Converſation . . . . . —
Convex, Convexgläſer, ſ. Concav und Linſengläſer . . 760
Convictorium . . . . . —
Convoy . . . . . —
Convulſionärs, ſ. Janſeniſten —
Convulſionen, ſ. Krampf . . —
Cook (James) . . . . . —
Copal 763
Copeke . . . . . —
Copenhagen . . . . . —
Copernicus (Nicolaus) . . 765
Copie, Copiren 767
Copir-Maſchinen 768
Copten . . . . . —
Copuliren, Copulation . . . —
Coran . . . . . —
Corai (Adamantius) 769
Corday d'Armans, (Marie Aline Charlotte) . . . . . —
Cordeliers 771
Cordilleras, Andes . . . . —
Cordon 773
Cordova . . . . . —
Corea 774
Corelli (Arcangelo) . . . . —
Corfu 775
Corilla, ſ. Improviſatoren . —
Corinna . . . . . —
Corinth . . . . . —
Corinthen, ſ. Roſinen . . . 776
Corinthiſches Erz — Hauptſaal — Höfchen — Vorhaus — Säulenordnung, ſ. Säulenordnung . . . . . —
Coriolan 777
Cork 778
Cornaro (Lodovico) . . . . —
Corneille (Peter) 779
Corneille (Thomas) . . . 782
Cornelia 783
Cornelis (Cornelius) . . . —
Cornelius Nepos . . . . —
Cornelius (Peter) . . . . —

Corniche, der Karnieß, s. Säule Seite 784
Cornwallis (Charles, Marquis und Graf von) . . . . — 785
Coromandel . . . . . — 786
Coroner . . . . . — 787
Corps . . . . . — 788
Corpulenz . . . . . — 789
Corpus . . . . . — 791
Corpus catholicorum und evangelicorum . . . . — 793
Corpus delicti, s. Thatbestand . . . . . — 794
Corpus juris . . . . . — 796
Correct, Correctheit . . . — 797
Correggio (Antonio Allegri, genannt Antonio da) . . . — 798
Corregidor . . . . . — 799
Correspondent (der hamburgische unparteiische) . . . — 800
Corsaren . . . . . — 802
Corsica . . . . . — 804
Corso . . . . . — 805
Cortes . . . . . — 806
Cortez (Fernando) . . . . — 807
Cortona (eigentl. Pietro Beretini) . . . . . — 808
Corunna . . . . . — 809
Cosmisch, Cosmogenie, Cosmologie, Cosmopolit . . — 810
Cosmo I. von Medici, s. Mediceer . . . . . — 812
Cossé (Charles de) Marschall von Brissac . . . . . — 813
Coster (Laurens) . . . . — 814
Costnitz, Kostanz oder Konstanz — 815
Costume . . . . . — 816
Cothurn (Kothurn) . . . . — 818
Cotin (Charles) . . . . . — 819
Cotopaxi . . . . . — 821
Cottin (Sophie Ristaud) . . — 822
Cottus, s. Centimanen . . — 823
Coucy (Renaud, Castellan von) — 824
Coulissen . . . . . — 825
Coulomb (Charles Augustin de) — 826
Coup . . . . . — 827
Coupon . . . . . — 828
Cour d'amour, s. Gerichtshöfe der Liebe . . . . . — 829
Cours . . . . . — 830
Court de Gebelin (Antoine) . — 831
Coustou (Nicolas — Guillaume I. — Guillaume II.) . — 832
Covenant, Covenanter . . . — 833
Cowley (Abraham) . Seite 833
Cowper (William) . . . . — 834
Coxe (William) . . . . . — 835
Coypel (Noël — Antoine — Noël Nicolas — Charles Antoine) . . . . . — 836
Coysevox (Antoine) . . . . — 837
Cracau . . . . . — 838
Cramer (Johann Andreas) . — 839
Cramer (Carl Friedrich) . . — 840
Cramer (Wilh. — Joh. Baptist) — 841
Cranach (Lucas) . . . . . — 842
Crapelet (Charles — A. G.) — 843
Crassus (Luc. Licinius — M. Licinius) . . . . . — 844
Craven (Lady Elisabeth) . . — 845
Crebillon (Prosper-Jolyot de) — 846
Crebillon (Claude-Prosper-Jolyot de) . . . . . — 847
Credere, del Credere — Credit — Creditiv . . . . . — 848
Creditsystem . . . . . — 849
Creeks . . . . . — 850
Crefeld . . . . . — 851
Cremnitz, cremnitzer Dukaten . — 852
Cremona . . . . . — 853
Cremor tartari . . . . . — 854
Creolen . . . . . — 855
Crescendo . . . . . — 856
Crescentiis (Petrus de) . . — 857
Crescenzi (D. Juan Baptista) — 858
Crescimbeni (Giovanni Maria) — 859
Creta . . . . . — 860
Creticus, s. Rhythmus . . — 861
Creusa, Tochter des Krechteus — Tochter des Priamus . — 862
Creuz (Gustav Philipp Graf v.) — 863
Creuz (Friedrich Carl Casimir Freiherr von) . . . . . — 864
Creuzer (Friedrich) . . . . — 865
Crevenna (Peter Anton) gewöhnl. Bolongaro Crevenna — 866
Crichton (James) . . . . . — 867
Crillon (Louis de Balbe) . . — 868
Crillon-Mahon (Louis, Herz. v.) — 869
Criminalrecht . . . . . — 870
Crimm, s. Taurien . . . . — 871
Crisis . . . . . — 872
Criterium . . . . . — 873
Croatien . . . . . — 874
Cromford auch Crumford . . — 875
Cromwell (Oliver, Richard, Heinrich) . . . . . — 876
Cronborg . . . . . — 877

Cronegk (J. Fr. Freiherr von) Seite 852
Cronstadt 853
Crösus . . . . . —
Croup 854
Crown-glaß, Kronglas . . 855
Crozat (Jos. Anton, Marquis du Chatel) . . . . . —
Cruſade 856
Crusca (Academia della), ſ. Akademie . . . . . —
Cruſius (Chriſtian Auguſt) . —
Cruzada (Kreuzbulle) . . . —
Crypto, Cryptographie, Cryptogamie, Cryptogamik . . 857
Cryſtall und Cryſtalle . . . —
Cuba . . . . . —
Cubus 858
Cueva (Juan de la) . . . 859
Cujas (Jacques) gen. Cujacius, ſein Sohn Jacob und ſeine Tochter . . . . . —
Cullen (William) 861
Culm (Schlacht bei) . . . —
Culmination 863
Cultur 864
Cumä . . . . . —
Cumberland (Herzog von) . —
Cumberland (Richard) . . . —
Cunersdorf (Schlacht bei) . 865
Cunigunde (die heilige) . . 867
Cupido 868
Curaçao . . . . . —
Curatel, ſ. Vormundſchaft . —
Curchill, ſ. Marlborough . . —
Cureten, ſ. Korybanten . . —
Curiatier, ſ. Horatier . . . —
Curie . . . . . —
Curiſches Haff 869
Curius Dentatus (M. Annius) —
Curland . . . . . —
Curſiv (Schrift), ſ. Antiqua Seite 871
Curſus . . . . . —
Curtius (Markus) . . . . —
Curtius Rufus (Quintus) . —
Cusco oder Cuzko 872
Cuſtine (A. P. Graf von) . —
Cuſtos 873
Cüſtrin . . . . . —
Cutter . . . . . —
Cuvier (G. L. Chr. Fr. Dagobert, Baron von) . . . . —
Cuxhaven 876
Cybele . . . . . —
Cykliſche Dichter, ſ. Griechiſche Literatur 877
Cykloide, Radlinie . . . . —
Cyklopen 878
Cyklus . . . . . —
Cylinder 879
Cymbel, Cymbal 880
Cyniker, Cynismus . . . . —
Cynoſura . . . . . —
Cynthius, Cynthia . . . . —
Cypern und cypriſche Weine . —
Cypreſſe 881
Cypris, Cypria, Cypripor . —
Cyrenaiker . . . . . —
Cyrilliſche Buchſtaben . . . —
Cyrillus von Jeruſalem, von Alexandrien, aus Theſſalonich —
Cyrus, Sohn des Kambyſes — des Darius Nothus . . . 883
Cythera jetzt Cerigo . . . 884
Czartoryski (Adam Fürſt), deſſen Sohn gleiches Namens u. Gemahlin des Letztern . . —
Czenſtochau (Czenſtochowa) . 886
Czernitſcheff (Graf), ſ. ruſſiſch-deutſcher Krieg . . . . —
Czerny (Georg), ſ. Servien . —

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google



ROBERT KETTERER
Buchbinderei
München

Digitized by Google